UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY

Gerkt
B

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band XL.

(Juli — August — September 1884.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

3/5298
2.5.35

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchh. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat** Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lissabon**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Reval**, Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchh. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom** Loescher & Co. — **Rotterdam** W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis** G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 40-41

Inhalts-Verzeichniß

zum

Vierzigsten Bande (Juli — September 1884).

		Seite
I.	Geld. Novelle von **Karl Frenzel.** I.	1
II.	Rede auf Geibel. Von **Wilhelm Scherer**	36
III.	Der Zug Schill's nach Stralsund. Aus dem Nachlaß eines Zeitgenossen. II. (Schluß.)	46
IV.	Die deutsche Memoirenliteratur. Von Professor Dr. **Franz X. von Wegele**	72
V.	Eine Erinnerung an Garibaldi	97
VI.	Eine Reise nach Ostindien. Von Prof. **Jul. Jolly** in Würzburg. IV.	107
VII.	Aus dem Leben Iwan Turgenjew's	128
VIII.	General Gordon. Von **Albert M. Selß**	137
IX.	Politische Rundschau	148
X.	Ein neuer Roman von George Taylor	155
XI.	Südamerikanische Studien	157
XII.	Literarische Notizen	158
XIII.	Bibliographie	159
XIV.	Geld. Novelle von **Karl Frenzel.** II. (Schluß.)	161
XV.	Was sich der Wald erzählt. Ungeschriebene Tagebuchblätter, zwischen den Zeilen gelesen. Von **Gustav zu Putlitz**	200
XVI.	Ein Novellist des modernen Italiens. Salvatore Farina. Von **Siegfried Samosch**	216
XVII.	Kreta. Reise-Erinnerungen von **Hermann** Freiherrn **von Maltzan**	229
XVIII.	Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** Das Werden und Wachsen unsrer Stadt	242
XIX.	Eine Reise nach Ostindien. Von Prof. **Jul. Jolly** in Würzburg. V. Im Himalaya	267
XX.	Lydia. Einactige Plauderei von **Otto Franz Gensichen**	278
XXI.	Politische Rundschau	309

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXII.	Neuere Romane. (Stella. Von Fanny Lewald. Die Papierprinzessin. Von Rudolf von Gottschall.) Von **Albert Weigert**	316
XXIII.	Literarische Notizen	319
XXIV.	Bibliographie	320
XXV.	Verschlungene Wege. Von **Henning Schönberg**	321
XXVI.	Zu Diderot's Gedächtniß. Rede von **E. du Bois-Reymond**	342
XXVII.	Der ägyptische Sudan. Von **Gerhard Rohlfs**	352
XXVIII.	Berthold Auerbach. Von **Julian Schmidt**	364
XXIX.	Friedrich's des Großen „trois lettres au public". Von **Joh. Gust. Droysen**	383
XXX.	Der gegenwärtige Stand der Lehre von der Cholera. Von **Wilhelm Fließ**	399
XXXI.	Zweifel. Von **Anna Charlotte Edgren.** Aus dem Schwedischen von **L. von Burg**	419
XXXII.	Der Tod der Prinzeß Charlotte von England. Von **Ernst v. Stockmar**	461
XXXIII.	Politische Rundschau	464
XXXIV.	Kunst und Kunstgeschichte	471
XXXV.	Die Brüder Grimm	474
XXXVI.	Roßbach und Jena. Von C. Frhr. v. d. Goltz. Besprochen von **P. Bailleu**	476
XXXVII.	Vatke's Leben und Schriften	478
XXXVIII.	Literarische Notizen	479
XXXIX.	Bibliographie	480

Geld.

Novelle von **Karl Frenzel.**

I.

Das war ein Tag gewesen, dieser sechzehnte September! Ein Tag so voll Glück und Sonnenschein! Nur der Weihnachtsabend aus seinen Kinderjahren konnte sich mit ihm vergleichen. In solchen Empfindungen — denn für Gedanken war der Wellenschlag in seinem Gehirn und seinem Herzen zu verworren und zu wenig faßbar — hatte der Buchhalter bei der städtischen Hauptkasse Ernst Röseckе die Hausthür aufgeschlossen und stieg langsam die drei Treppen zu seiner bescheidenen Wohnung hinauf. Eben schlug die Uhr auf der Marienkirche, die er von dem Fenster seines Vorderstübchens aus mit ihren Zahlen und Weisern genau erkennen konnte, die Mitternachtsstunde. Durch die Fenster der Treppenflure fiel der Vollmondschein schräg auf die Stiegen, bald heller, bald verdämmernder, je nachdem sie sich wanden. Bis in seine fernsten Winkel war der Vorplatz im ersten Stockwerk beleuchtet: Ernst hätte die Namen auf den blanken Messingschildern der beiden sich gegenüberliegenden gelbbraun gestrichenen Flügelthüren lesen können, links wohnte der Wirth des Hauses Kaspar Grau, rechts der Kaufmann Rudolf Abraham, der ein großes Tuchgeschäft in der Spandauerstraße hatte. Täglich, fünf Jahre lang war Ernst an diesen Thüren vorbeigegangen, immer sahen sich die beiden Schilder, die beiden Klingelzüge und die beiden Schutzdecken auf den Dielen, die eine von buntem Stroh, die andere von einem rauhen und dichten Wollstoffe, unverwandt an, niemals war auf diesem Platz etwas Besonderes zu bemerken gewesen: heute gewahrte Ernst auf dem Boden, grad in der Mitte zwischen den beiden Thüren, ein weißes Tuch. Offenbar ein Taschentuch, das einer aus der Hand oder der Tasche verloren.

Achtlos, seine Seele schwebte in einer höheren Sphäre, nur dem eingeborenen, durch die Erziehung und seine verantwortliche Stellung entwickelten Ordnungssinn mechanisch folgend, streckte sich seine Hand nach dem Tuche aus und schob es in die Tasche. Er wollte sich morgen nach dem Verlierer erkundigen und es ihm zurückstellen. Oben in seiner Wohnung hatte er den Vorfall schon vergessen. Wie hätte er auch neben den andern Eindrücken dieses Tages sich

behaupten können! Das offene Fenster seiner Stube erinnerte ihn daran, wie er sie verlassen. Drinnen und draußen, auf dem stillen Platz des Neuen Markts, hatte sich nichts verändert, nur der lichte Sonnenschein des Vormittags hatte sich in den bleichen Mondglanz verwandelt. Aber in seinem Herzen .. Er trat an das Fenster, um es zu schließen, und blickte unverwandt hinaus. Nach keinem Hause, keinem Punkte, den er hätte bezeichnen können, und doch sah er etwas ganz Bestimmtes vor sich. Eine schlanke Mädchengestalt, einen braunumlockten Kopf, in dem zwei schelmische Augen blitzten, aus dem ein keckes Stumpfnäschen in die Welt hinauswitterte ... Nur wenige Stunden lang hatte er dies Gesicht, dies feine Persönchen betrachtet, sich ihres Lachens und ihrer Geschwätzigkeit gefreut und schon war es ihm, als würde er sie nie wieder vergessen, nie wieder entbehren können. Sie oder keine! Hatte er es laut gesagt oder klang es nur wie ein Echo seines Herzens herauf?

Für einen vielgeplagten Beamten gibt es wenig Feiertage, er muß sie nehmen, wie sie fallen. Und so war er gestern Vormittag, als zwei Bekannte bei ihm eintraten und ihn zu einer Vergnügungsfahrt nach Pichelswerder und dem Schildhorn aufforderten, ihrem Drängen nach einigem Sträuben gefolgt. Nach seiner Gemüthsart wäre er lieber zu Hause geblieben, hätte noch einige Arbeiten, die er sich aus dem Bureau mitgenommen, zum Abschluß gebracht, auf den sonntäglich stillen Markt hinausgedämmert, dem Glockengeläut der Marienkirche gelauscht, in seinen Büchern gelesen und wäre des Nachmittags allein durch die Straßen gewandert, vor den Thoren in die Landschaft hinaus. Ernst war ein nachdenklicher Mensch, mit einem starken Stich ins Melancholische. Die ihm näher standen, meinten: er hätte den Schmerz um den Tod seiner Mutter, die ihm am Anfang des Jahres gestorben, noch nicht überwunden. Wohl empfand er den Verlust der Guten, mit der er so lange zusammen gelebt, noch als einen unersetzlichen, vielleicht darum am tiefsten, weil sie um den Kummer seines Lebens wußte. Seiner Anlagen, seines tüchtigen Kopfes wegen hatte Ernst studiren sollen: es war seines Vaters, eines Tischlermeisters, Traum und Stolz gewesen, ihn als Sachwalter oder Richter, als Volksvertreter oder Minister zu sehen. Für den Sohn arbeitete, sparte er, bis der Milliardenschimmer auch ihn verblendete und mit der Hoffnung, leicht und mühelos reich zu werden, betrog. Der Krach hatte auch sein kleines Vermögen verschlungen, grade als der Sohn in die Prima des Grauen Klosters trat. Von dem juristischen Studium konnte nun nicht weiter die Rede sein: der siebzehnjährige Jüngling mußte sich und die Mutter durch das Leben zu bringen suchen. In einer unglücklichen Nacht hatte sich der Vater in den Fluß gestürzt: er konnte es nicht ertragen, dem Sohn in das Antlitz zu blicken, dem er durch seinen Leichtsinn die Zukunft gestohlen. Zehn Jahre waren seitdem vergangen, Ernst hatte in dem städtischen Kassenwesen schon eine der höheren Stellen inne, er genoß das Vertrauen seiner Vorgesetzten und konnte des langsamen Vorschreitens auf der Beamtenlaufbahn sicher sein, aber solche Wunden vernarben niemals. Etwas wie die Empfindung eines verfehlten Lebens trug er mit sich herum. Als er aus dem goldenen Becher der Musen trinken wollte, hatte ihm das Schicksal den Becher von den Lippen fortgerissen. Wie sehr die Arbeit und die Gewohnheit seine hochfliegende Seele

auch hinunter gestimmt hatten, wie eifrig er sich auch an jedem Morgen zur Entsagung ermahnte, in ein harmonisches Verhältniß kam er zu seiner Umgebung, in eine befriedigende Hingabe an seine Thätigkeit nicht. Ein Unterdrücktes, Unausgesprochenes war in ihm — eine Sehnsucht, die nur seine Mutter getheilt und verstanden hatte.

Würde das holde Schattenbild, das vor ihm gaukelte, sie fortan mit ihm theilen oder gar erfüllen? Mit halbem Widerwillen war er am Morgen den Bekannten gefolgt, jetzt war es ihm, als wäre es sein Schicksal selber, das ihn fortgezogen. So wie an diesem Tage hatten die Kiefernhaide, der blaue Fluß, der licht sich darüber wölbende Himmel niemals für ihn ausgesehen. Die alltäglichsten Vorfälle erschienen ihm wie die Abenteuer einer romantischen Geschichte. Schon die Wanderung durch den Thiergarten, über Charlottenburg und die Höhen des Westend in die Haide hatten seinen Trübsinn zerstreut und sein Gemüth für die Fröhlichkeit der Genossen empfänglich gemacht. In dem Wirthshaus, wo sie zu Mittag gegessen, hatten sie andere Bekannte getroffen, unter ihnen auch sie. Es war eigentlich merkwürdig, aber doch wieder gut, daß die Unbeschreibliche einen irdischen Namen hatte. Sie hieß Else, es gab keine schönere und aller Wahrscheinlichkeit nach auch keine bessere auf Erden. Mit ihrer Mutter war sie da, einer munteren, resoluten Frau, die sich seiner Schüchternheit hilfreich angenommen, gleich als ob er beim ersten Blick ihr Zutrauen gewonnen. So hatte er denn im Verlauf des Gesprächs ohne sein Zuthun erfahren, daß sie seit vier Jahren Wittwe sei, die Wittwe eines geheimen Kanzleirathes im Finanzministerium, die mit ihrer einzigen Tochter von einer kleinen Pension und einem kleinen Vermögen, das der Selige erspart, lebe, „bescheiden und geduckt, aber sauber und warm," sagte sie. Darüber hatte sie denn auch von ihm Alles gehört, was sie zu wissen verlangte, und diese Wissenschaft den guten Eindruck, den sie von ihm erhalten, verstärkt. Er war offenbar ein junger Mann, in dessen Gesellschaft ihre Else keine Gefahr lief. Mit dieser Else hatte es eine eigene Bewandtniß. So viel Anmuth, Liebreiz und Muthwillen waren noch in keinem Mädchen vereinigt gewesen. Nur in den Dichtungen kamen solche Wesen vor, wenigstens im Leben war ihnen Ernst noch nicht begegnet. Alles, was sie anstellte, nahm sich gefällig aus, wie sie den Reifen warf, in der Würfelbude den Becher schwang und dreimal hinter einander gewann oder Haideblumen und Gräser zu einem Kranze zusammenband. Jeder in der Gesellschaft that nach ihrem Willen, ohne daß es einer merkte, lenkte sie ihn und die Anderen an einem unsichtbaren Fädchen. Ihre braunen Augen hatten einen sammetartigen Glanz und Niemand, auf den sie dieselben bittend richtete, hätte ihr etwas verweigern können. Ob diese Augen oder ihr Lächeln unwiderstehlicher seien? Ernst war überzeugt, daß er diese Räthselfrage niemals lösen würde. Auch nicht, wenn er ihre Augen mit einem Kusse schlösse oder mit seinen Lippen ihr Lachen erstickte . .

Oho! auf welchen Gedanken ertappte er sich! Ein kühlerer Hauch der Nacht mahnte ihn daran, das Fenster zu schließen und das Bett aufzusuchen. Morgen war wieder ein Arbeitstag, es war Zeit, den Schatten Valet zu sagen, um nicht gar zu peinlich und bitter von dem Einerlei des Lebens überrascht zu werden.

Aber der gute Ernst hatte die Kraft der Phantasie unterschätzt. Weder im

Schlaf, noch am andern Tage im Wachen ließen ihn die Gesichte los. Sie beschäftigten ihn im Traum, sie huschten auf dem stillen Rathhaushofe hin und her, wenn er einmal verloren von seinen Rechnungen und Schreibereien aufblickte. Er mußte seine Besonnenheit zusammennehmen, um nicht ihren Namen auf die Blätter seines Kassenbuches zu schreiben oder sich in einer Federzeichnung der Umrisse ihres Gesichts zu versuchen. Während er seine Geschäfte vollführte und scheinbar wie immer in ihnen aufging, dachte er doch nur an sie, rief sich die kleinste Einzelheit dessen, was gestern geschehen, in dem schönsten Farbenschimmer zurück und entwarf tausend Pläne ins Blaue hinein. Aber in all' dem Wechsel derselben wurde nur eins immer stärker in ihm: das Verlangen sie wiederzusehen. Zuerst verschob er es auf den nächsten Sonntag. Da konnte er ohne aufdringlich zu erscheinen seinen Besuch machen. Vielleicht auch einen Spaziergang vorschlagen. Je länger er indessen diesen Plan überlegte, desto klarer wurde es ihm, daß er seine Ungeduld nicht bis dahin zu zügeln vermöchte. Da kam es wie eine Erleuchtung über ihn. An ihrem Hause wenigstens konnte er vorübergehen: selbst wenn sie zufällig aus der Thüre treten oder aus dem Fenster sehen und ihn bemerken sollte, war für ihn nichts zu besorgen. Sein Weg nach dem Friedrichshain, um sich dort von des Tages Last und Dunst zu ergehen, führte ihn durch die Landsbergerstraße. Dort in einem der letzten Häuser, wo noch vor wenigen Jahren das Thor die Grenze der Stadt bezeichnet hatte, wohnte sie, die Mutter hatte es ihm arglos vertraut. So sehr gefiel ihm dieser plötzliche Einfall, daß er sich vorwurfsvoll fragte, warum er in diesem Sommer noch nicht einmal seine Schritte nach dem Friedrichshain gelenkt? Wie viel Gelegenheiten sie zu sehen, hatte er versäumt!

Merkwürdig, daß die Zeiger des Regulators in dem Bureau sich heute so langsam bewegten, als hielte sie eine unsichtbare Hand boshafter Weise fest, um die Secunden zu Minuten auszudehnen. Aber die Zeit überwindet auch die Macht der Dämonen. Endlich schlug doch die sechste, die Erlösungsstunde. Nicht lange nachher wanderte Ernst klopfenden Herzens die Landsbergerstraße, in der Richtung nach dem Thore, hinab. Vom westlichen Himmel fiel der Widerschein der sinkenden Sonne, ein allmälig verdämmerndes Glührоth auf den Dächern, in den Scheiben der hoch gelegenen Fenster. Durch die geräuschvolle Straße, auf deren Fahrdamm sich die Lastwagen und Droschken drängten, wogte die Menschenwelle auf und nieder. Eine flimmernde Staubwolke lag darüber, von den Steinen des Pflasters bis zu den Dächern der zweistöckigen Häuser aufsteigend. Alte Häuser mit kleinen Fenstern, vor denen Blumentöpfe standen, an deren Kreuz hier und dort ein Vogelbauer hing. Erst über die Mitte der Straße hinaus ragten unter ihnen breit hingelagert die vierstöckigen Miethskasernen der Neuzeit auf, denen die Gärtchen und Häuschen der Vergangenheit gewichen waren. Ernst entsann sich nicht, daß er jemals über das Ungemüthliche eines Riesenhauses, in dem dreißig Familien über- und nebeneinander, fremd und ungesellig, wohnen und über das Poetische einer kleinen Wohnung in einem Garten mit Blumenbeeten und Fliedergebüschen Betrachtungen angestellt: jetzt aber wünschte er, daß Else ein solch' idyllisches Heim haben möge. Gleichsam als ob dieser Rahmen für ihre Schönheit und Naivetät am besten passe. Und wirklich — lag

nicht dort drüben, ein wenig zurück in der Front der anderen Gebäude, hinter einem kleinen, durch ein Gitter von der Straße geschiedenen Vorgarten, ein einstöckiges Haus, altmodisch und runzlig, mit bedenklich eingesunkenem Dach? Daneben ein Lattenzaun mit der Inschrift in weißen Buchstaben: Baustelle.

Die Straße erweiterte sich hier; der Abbruch des alten Thors und anderer Baulichkeiten hatte Raum geschafft. Auch der Menschenstrom, der ihn umtost und in dem er, in Gedanken wie er war, nur mühsam und nicht ungestoßen vorwärts gekommen war, verlief sich hier in die Nebengassen, nach der Pferdebahn zu, die drüben einen ihrer Haupthalteplätze hatte. Auf und ab schlendernd konnte Ernst auf der andern Seite der Straße, immer die Augen auf das Gitter, die Hausthür und die Fenster gerichtet, eine Weile verharren. Das Rollen eines scharf zufahrenden Wagens ließ ihn zusammenschrecken: eine offene Droschke erster Klasse flog heran und hielt vor dem Hause, eine vornehm gekleidete Dame stieg aus und trat ein. Da sie mit dem Kutscher einige Worte sprach, hatte Ernst unwillkürlich ihr Profil gesehen: edle, feine, jugendliche Linien. Als sie drüben die Hausthür öffnete, scholl der Klang einer heiseren Hausklingel über die Straße. War ihr der Klang befremdlich oder war es nur eine zufällige Bewegung: sie wandte den Kopf zurück und bemerkte auf dem jenseitigen Bürgersteige Ernst, der bei der Ankunft des Wagens stehen geblieben war. Er erröthete über und über, als wäre er auf einer Unschicklichkeit ertappt worden, und griff, um seine Verlegenheit vor sich selbst zu verbergen, in die Tasche seines Ueberziehers. Was war das? Er zog das Tuch heraus, das er in der Nacht zwischen den Flurthüren von Grau und Abraham gefunden. Welch' ein vergeßlicher Mensch war er seit gestern geworden! Statt es dem Besitzer oder der Besitzerin einzuhändigen, wie er es vorgehabt, hatte er es den ganzen Tag über in der Tasche behalten. Ein feines, von einem starken Wohlgeruch duftendes Frauentaschentuch. Mit einer zierlichen Rosenstickerei, in einer Ecke zwei verschnörkelte Buchstaben in altdeutscher Schriftform. Wie ärgerlich mochte der Besitzerin der Verlust eines so kostbaren Tuches sein! D. F. hatte er darüber die Buchstaben enträthselt. Er hielt das kleine Battisttuch ausgebreitet in der Hand und merkte dabei gar nicht, daß er wie eingewurzelt dem Hause gegenüber stand, in dem Else wohnte, vor dem der Wagen hielt. Als er die Augen wieder aufhob, fiel es ihm ein, daß man von den Fenstern aus ihn beobachten konnte, vielleicht beobachtet hätte und eilig verbarg er das Tuch wieder in der Rocktasche. Von der Stelle aber vermochte er sich nicht zu entfernen, er stand schon in dem Bann des Abenteuers. In der Nähe öffnete sich ein breiter Thorweg, in ihm glaubte er sich vor neugierigen Blicken sicher und trat unter das Portal.

Wie war nur das Tuch auf den Treppenabsatz des Hauses am Neuen Markt gekommen? Es duftete so westendlich. Hatten die Abraham's so reiche Bekannte? Die sie an einem Sonntagabend aufsuchten? Die Leute waren ihm bisher nicht so erschienen, allein der Schein kann trügen. Ein immer geschäftiger Mann, eine freundliche Frau, die sich seiner in den ersten Schmerzestagen nach dem Tode seiner Mutter mit besonderer Güte angenommen. Freilich, was wußte er im Uebrigen von ihnen? Von ihrer Freundschaft? Dieses Tuch — er wagte es kaum noch zu berühren, als ob es eine glühende Kohle wäre. Und warum

wartete er nur hier in dem zugigen Thorweg? Um die Buchstaben D. F. zu errathen? Was ging ihn der ganze Vorfall sonderlich an? War er nicht um Elsens willen hierher gekommen?

Und richtig, als wolle sie die Verwirrung, in die er, je mehr er grübelte, immer tiefer gerieth, durch ihr Erscheinen lösen, trat sie über die Schwelle, der fremden Dame das Geleit zu ihrem Wagen gebend. Die Pferde zogen an, die Augen der Dame suchten wie nach Einem, den sie an einem bestimmten Platze vermutheten und nicht fanden, umher: da begegneten sich ihre und Ernst's Blicke, der unvorsichtiger Weise sein halbes Versteck einen Athemzug zu früh verlassen .. Ein feines Lächeln ward um den Mund der Fremden sichtbar, als sie sich jetzt lässig und zufrieden in die Kissen zurücklehnte und die ganz von dem langen bauschigen Kleide bedeckten Füße auf den Vordersitz des Wagens stemmte .. Nun war sie im Fluge vorüber, Ernst empfand wie einen Stich im Herzen und zugleich sagte etwas neben ihm oder in ihm, leise und doch vernehmlich: ihr gehört das Tuch.

Else stand noch am Gitter, die Straße hinunterschauend, ihr braungelocktes Haar im Winde fliegend, die Lippen lustig geschürzt, den Schelm im Nacken, als er jetzt auf das Häuschen zuschritt und ihr einen guten Abend bot. Sie spielte die Verwunderte, ihn hier zu dieser Stunde zu sehen, und bat ihn einzutreten; „Sie werden uns doch die Ruhe nicht mitnehmen wollen," scherzte sie. Oben ins erste Stockwerk wurde er geführt, in eine nur mäßig hohe, aber wohnlich und sogar gefällig eingerichtete Stube. Auf dem Tritt an dem einen Fenster stand ein Stickrahmen, an dem andern ein zierlich ausgelegter Nähtisch. Ein Kanarienvogel schmetterte darüber im bunten Bauer. Vor dem grünen Plüschsopha auf einem kleinen Teppich ein runder Tisch von Mahagoniholz, eine altmodische Kommode mit Messingschlössern und Griffen, ein paar Photographien in schwarzen Rahmen an den mit graubraunen Tapeten bezogenen Wänden: Alles anmuthend in dem grauröthlichen Tone des Abendsonnenuntergangs . . .

Unter andern Umständen würde Ernst von diesem Anblick, von der Herzlichkeit seines Empfanges durch die beiden Frauen freudig berührt worden sein. Aber es war gegen seinen Willen ein Dunkles in sein Gemüth gefallen, das ihn verhinderte, sich harmlos dieser Stimmung hinzugeben. Die Mutter und die Tochter hatten seiner Verlegenheit und Unruhe kein Arg. Es war ja möglich, sagte sich die kluge Frau Merck, daß er nur an dem Hause hat vorübergehen, nur sein Glück versuchen wollen und nun fassungslos darüber ist, daß es ihn bei der Hand genommen und zu uns hinaufgeführt. Solch' einen schüchternen Menschen bringt der kleinste Zufall aus dem Gleichgewicht, dachte ihrerseits Else, ich darf ihn nicht fragen, was er hier in der Straße gesucht, und sie kicherte verstohlen in sich hinein, als ob es für sie auch dieser Frage gar nicht bedürfe. Da bot sich denn der Besuch der Frau wirklichen geheimen Oberregierungsräthin — als Beamtenwittwe war Frau Merck in der Titulatur genau — Dorothea Friedloß Beiden als der beste und geeignetste Anknüpfungspunkt der Unterhaltung mit ihrem schweigsamen Gaste, nachdem die ersten Fragen und Antworten über das gegenseitige Befinden und die gestrige angenehme Landpartie ausgetauscht waren. Herr Rösecke müsse die Dame im Vorüberfahren bemerkt

haben, sie sei eine der schönsten und elegantesten Damen der Stadt. Ernst hatte wohl die Droschke und die Dame darin wahrgenommen, aber sie nicht schärfer betrachtet, „die Entfernung zwischen uns Beiden ist zu groß," meinte er. Das Wort konnte einen doppelten Sinn haben und Frau Merck lachte: „Ach, mein lieber Herr Rösecke, was heißt jetzt noch Entfernung? Früher kamen die Vornehmen mit uns armen Leuten nicht leicht zusammen, aber heutzutage? Gibt es da noch eine Entfernung zwischen Hoch und Niedrig? Alles ineinander und durcheinander. Sie hätten sich die schöne Frau ganz in der Nähe ansehen können, sie hätte es nicht übel genommen." Der Tochter dagegen gefiel die Zurückhaltung des jungen Mannes ungleich besser, sie ermunterte ihn mit einem freundlichen Blick auf dem Wege der bescheidenen Mittelmäßigkeit zu bleiben, der wenn auch keine Rosen doch seine Veilchen habe. „Gleich gehört zu Gleich," sagte sie, „Herr Rösecke hat Recht, wir bleiben für die Reichen immer Menschen aus einer andern Welt. Frau Friedloß ist sehr liebenswürdig zu mir, sie bemüht sich zu uns sogar in die Vorstadt hinaus, aber schließlich bin ich doch nichts anders für sie als die geschickte Stickerin, deren Arbeit sie bezahlt."

Hier hätte sich eine so natürliche Anknüpfung geboten, ihr das Taschentuch zu zeigen und die Wahrheit seiner Vermuthung zu erhärten. Warum that ich es nicht? fragte er sich später, als er durch die Straßen seiner Wohnung zu wanderte. Er hätte Auskunft geben müssen, wo er das Tuch gefunden, und es war ihm, als würde er durch diese Mittheilung einen Vertrauensbruch begehen; er hätte es Elsen mit der Bitte, es der Geheimräthin zurückzustellen, lassen können, und er gewann es nicht über sein Herz, sich davon zu trennen. Die Aufforderung der Frauen, ihr Abendbrod mit ihnen zu theilen, hatte er abgelehnt, der Zweck, der ihn in das Haus geführt, das Mädchen wiederzusehen, war ja über seine Erwartung hinaus erfüllt worden, einen ersten Besuch durfte man nicht über Gebühr ausdehnen, überredete er sich selbst. Draußen stieg ihm nun überdies noch ein Verdacht über die Zuthulichkeit der Mutter in die Seele. Hat sie es so eilig mich mit der Tochter zu verloben? Weil man einem hübschen Mädchen eine Aufmerksamkeit erweist, muß man sie gleich heirathen wollen? Nein, ihm sollte man nicht unversehens das Netz über den Kopf werfen, er würde seine Freiheit zu behaupten wissen. Das freundliche Bild drohte sich ihm in ein häßliches zu verzerren, nur daß er nicht sich, sondern den Andern die Schuld dafür zuschob.

Die Dame, das Tuch, die späte Stunde und der Ort, wo er es gefunden: Alles wirbelte in seiner Einbildung zu den abenteuerlichsten, sich fortwährend verändernden Vorstellungen zusammen. Ueber den engen Kreis des kleinbürgerlichen Lebens gingen seine Erfahrungen nicht hinaus, nur aus Büchern und Schauspielen wußte er von dem Treiben und der Welt der Reichen. Seine Phantasie hatte in diesen Schilderungen geschwelgt, aber sein Verstand die Möglichkeit, daß er selbst einmal darin eine Rolle spielen könne, weit zurückgewiesen. Und nun sah er sich doch in eine geheimnißvolle Begebenheit verstrickt, es schien nur an ihm zu liegen, der Held eines Abenteuers zu werden. Hüte dich, du bist nicht dazu gemacht, warnte ihn etwas. So dämmrig war es schon in den Straßen, daß er das Tuch hätte fortwerfen können, ohne daß es Jemand bemerkt,

und mit dem Tuche alle Verwicklungen, die sich noch daran knüpfen mochten. Aber würde er auch innerlich damit von ihm loskommen? Es that ihm leid, sich davon zu trennen, als wäre es ein Stück von ihm.

Plötzlich ballte ihm ein Gedanke die Faust. Wenn sie gar nicht von den Abraham's gekommen wäre? Unter ihm, bei einer Zimmervermietherin im zweiten Stocke, wohnte seit einigen Monaten ein Fremder, ein kurländischer Baron, Peter Alexander von Rognitten, der sich angeblich seiner Studien wegen in Berlin aufhielt, obgleich er über das gewöhnliche Alter der Studenten längst hinaus war. Ernst war ihm öfters auf den Treppen begegnet und sie hatten sich als Hausgenossen in kühler Höflichkeit begrüßt. Bisher war es Ernst nicht eingefallen, weder über den Mann nachzudenken, noch sein Aeußeres zu mustern; jetzt stand er wie leibhaftig vor ihm: mit dem langen schmalen Gesicht, den buschigen Augenbrauen, der Adlernase, dem blonden Bärtchen auf der Oberlippe, dem gleichgültigen Lächeln um den Mund, mit der schlanken, mittelgroßen Gestalt, in modischer Kleidung, die Hände immer in schwarzen Handschuhen ... Wie war es ihm nur nicht gleich klar geworden! Von ihm kommend, in eiliger Flucht, hatte die schöne Frau ihr Taschentuch verloren. In äußerster Noth war sie bei ihm gewesen, ihre Briefe von ihm zurückzufordern. Erst neulich hatte er in athemloser Spannung einem solchen Auftritt auf der Bühne zugeschaut. Damit war Alles erklärt; warum ärgerte es ihn? Was ging ihn die Geheimräthin an? Wie schlecht, einem Andern sein gutes Glück beneiden! Dennoch beeilte er seine Schritte, er wollte Gewißheit über seinen Verdacht haben. Er brauchte nur die Klingel an der Thür Kaspar Grau's zu ziehen. Der Mann kannte seine Miether, seinem Scharfblick entging nicht leicht eine Falte in ihrem Gesicht, eine kleine oder große Dunkelheit in ihrem Leben; der Kurländer mußte längst seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben: zu voll waren die Zeitungen von den Thaten der Nihilisten, von den Brandstiftungen und agrarischen Morden in den russischen Ostsee-Provinzen.

„Guten Abend, Herr Röseckе," sagte Herr Grau, aus dem Mittelfenster des Hauses in den dunkelnden Abend hinaussehend, zu dem über den Markt von der Bischofsstraße daherkommenden Ernst, „warte schon eine geraume Weile auf Sie." Oben öffnete er ihm selbst die Thür seiner Wohnung. „Hatte schon zu Ihnen hinaufgeschickt. Spaziergang gemacht? Ja, wenn man jung ist! Wissen doch, daß übermorgen die Verwaltung der Weißbier-Brauerei-Gesellschaft Sitzung hält, um die Bilanz festzustellen. Und ich Aufsichtsrath! Wollten doch die Rechnungen mit mir durchgehen! Vergessen! Natürlich, wenn man jung ist!" Nicht nur seinen Unmuth, sondern auch ein gutes Theil Verachtung suchte er in dem Ton, mit dem er diese Worte sprach, zum Ausdruck zu bringen. „Sie sind ja auch noch kein Greis, Herr Grau," begütigte Ernst. „Nein, kann noch beißen!" entgegnete Kaspar. „Aber erst die Geschäfte und dann das Vergnügen. Ich habe Ihnen alle Papiere dort zusammengelegt. Eine Cigarre, Herr Röseckе?" Er wußte, daß Ernst nicht rauchte. „Aber ein Glas Wein?" Und ohne die Antwort seines Gastes abzuwarten, schenkte er ihm aus einer bereitstehenden Flasche, die den prunkenden Titel Rüdesheimer Berg trug, das Glas voll.

Seit er in dem Hause wohnte, war Ernst von dem Wirthe zu mancherlei

schriftlichen Arbeiten verwandt worden. Herr Grau sicherte sich dadurch im Voraus einen Theil des Miethzinses von dem armen jungen Manne und brauchte seine Papiere, wie er sagte, nicht aus seinen vier Pfählen zu lassen. In all' diesen fünf Jahren hatte er nicht über Ernst zu klagen gehabt; der junge Mann war sich immer gleich geblieben, fleißig, eifrig und verschwiegen. Nie hatte er sich zu Andern eine Bemerkung über die Vermögensverhältnisse Grau's, so weit er einen Einblick darin genommen, erlaubt, nie von diesem mehr Vertrauen erzwingen oder erlisten wollen, als er ihm freiwillig gewährte. In seiner Weise hatte sich Herr Grau, trotz des Geizes, den ihm die Nachbarn vorwarfen, dankbar gezeigt, durch kleine Geschenke, die er Ernst's Mutter und später ihm selber gemacht: die goldene Uhr, die Ernst trug, war ein Weihnachtsgeschenk Grau's.

An und um den alten Herrn gab es nichts Besonderes, aber auch nichts Behagliches. Die Verdrießlichkeit, die auf seinem glatten hageren Gesicht mit der kahlen Stirn, der Habichtsnase und den grauen, immer unruhig hin und her irrenden Augen, als ob sie etwas im Fluge ihrer Blicke erhaschen wollten, schien sich der Einrichtung seines Zimmers mitgetheilt zu haben. Die röthlich-braunen Mahagoni-Möbel aus den fünfziger Jahren, die glänzend gebohnten Dielen, die mit weißen Leinwandbezügen bedeckten Plüschsessel, die altmodisch aufgehängten und gefalteten Gardinen, die langweiligen englischen Kupferstiche in Goldrahmen an den Wänden: so sauber und ordentlich Alles gehalten war, so steif und reizlos sah es doch aus. Zu genau kannte Ernst den Mann und seinen Wohnraum, um gerade heute einen Blick daran zu verlieren, wo er noch tiefer als in seiner Beschäftigung in seinen Gedanken steckte. Darum fiel es ihm auch nicht auf, daß Herr Grau statt seines grauen Schlafrocks mit den schwarzen Sammetaufschlägen und der schadhaften Gürtelschnur, an der er beständig zu ziehen pflegte, einen schwarzen Gehrock trug.

„Die Bilanz stimmt, Herr Grau," sagte er, „Alles ist in Richtigkeit, die Gesellschaft hat ein gutes Geschäft gemacht und da sie ihren Actionären eine so bedeutende Dividende anbieten kann, wird die Generalversammlung mit Ihrer Wiederwahl enden, gratulire im Voraus, Herr Grau!" Erst jetzt gönnte er sich die Wohlthat eines Trunks.

„Neue Last und Mühe!" brummte Kaspar und zog die Papiere an sich: länger als unumgänglich nöthig war, wollte er sie nicht in Ernst's Händen lassen. „Achtundfünfzig Jahre! Hätte wohl ein Recht, die Hände in den Schoß zu legen, aber kann ich's? Ja, wenn ich damals nicht um mein Vermögen gekommen wäre! Wissen ja, vor fünfzehn Jahren, als der Herr von Mannstadt Bankrutt machte. Waren ein Herz und eine Seele — und dann, fort war er nach Amerika und meine Hypothek flog in die Luft, als das Rittergut versteigert wurde. Sparen, junger Freund, sparen! Das ist aller Weisheit Anfang und Ende. Gestern spät nach Hause zurückgekehrt?"

„Um Mitternacht. Ich war mit Bekannten in Schildhorn gewesen. Hoffentlich habe ich Sie nicht gestört?"

„War noch wach, konnte nicht schlafen. Habe einen unruhigen Herrn über

mir, spielt trotz der Hausordnung noch nach zehn Uhr auf dem Klavier .. Und gerade gestern .."

„Herr von Rognitten? Sie brauchten doch nur mit seiner Wirthin darüber zu sprechen .."

„Könnt' es ihm selber sagen. Hat mir die Ehre seines Besuchs geschenkt, wollte mir mittheilen, daß er kein Nihilist ist. Wußt' ich längst, daß er eher das Gegentheil ist, ein Geheimer von der russischen Polizei. Besucht ihn ab und zu in den Abendstunden ein Rath der Gesandtschaft .. Heimlich .. Haben beide nicht bedacht, daß Kaspar Grau gute Augen und Ohren hat," und er kicherte vergnüglich in sich hinein.

Wie stimmte Alles, was Grau sagte, mit Ernst's Vorstellungen überein. So waren die Abenteurer in seinen Romanen und Schauspielen. Ein Spieler, ein Zauberer, dem kein Frauenherz widerstehen konnte, der sich vielleicht noch die Glorie des politischen Martyriums zu geben versteht, wie alle Russen mit einem Stich ins Musikalische. Es überkam ihn eine Art wehmüthigen Mitleids mit der schönen Frau, die seiner Verführung zum Opfer gefallen war, und dieses Mitleid verwandelte sich zum Ingrimm gegen den Verderber. Einer unbewußten Regung nachgebend, erhob er seinen Arm wie drohend gegen die Decke.

„Horch!" sagte Herr Grau und sprang aus seiner Sophaecke wie elektrisirt auf. Oben begann der Kurländer auf seinem Piano einen Walzer zu spielen, verlockende Klänge, mit großer Kunst und leidenschaftlich vorgetragen. „Dasselbe Stück hat er gestern gespielt," murmelte Grau vor sich hin, wiegte den Kopf im Tact hin und her, glitt in seinen schwarzen Hausschuhen fast geräuschlos durch das Zimmer, den Mund halb offen und einen eigenen Glanz im Auge. „Und dazu .. da .. da .." Plötzlich aber blieb er wie von einem Gedanken übermannt stehen, rang die Hände und schrie: „Sechstausend Mark! Wofür, wofür? Für die Gassenmusik da oben?"

So hatte Ernst Herrn Grau nie gesehen. „Ist Ihnen nicht wohl?" fragte er. „Sie haben dem Baron doch nicht sechstausend Mark .."

„Nichts hab' ich!" erwiderte der Alte, dem die Besinnung zurückkehrte. „Seh' ich aus, wie einer, der sein Geld an einen Abenteurer wegwirft? Aber da steckt ein Räthsel" — und nun murmelte er unverständliche Worte zwischen den Zähnen. „Sechstausend Mark," sagte er laut, „nicht wahr, eine ungeheure Summe? Wozu gebraucht man sie, Herr Röfecke, wozu? Das martert meinen armen Kopf."

„Aber Sie müssen doch wissen, warum Sie das Geld hergegeben haben?"

„Warum?" Das Gesicht Kaspar's nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck an, das lüsterne Grinsen eines Satyrs vermischte sich darin mit dem Glanz befriedigter Eitelkeit. „Oh," stieß er einen Seufzer halb der Klage, halb des Wohlgefühls aus, „Sie würden es auch gegeben haben. Allein" .. In diesem Augenblick endete mit einem lang anhaltenden Accord der Baron über ihnen sein Spiel .. „Haben ja Ihr Glas noch nicht einmal ausgetrunken, Ernst, so kommen Sie mir nicht fort."

Gedankenlos stürzte Ernst den Rest des Weines hinunter, er hörte kaum auf das unzusammenhängende Geschwätz des Alten, ängstlich horchte er hinaus,

ob er den Tritt des Barons auf der Stiege vernehme: er hätte ihn so gern Auge in Auge gesehen und ein Wort mit ihm gewechselt. Indessen geschah das Unerwartete, Herr Grau schenkte ihm das Glas noch einmal voll. „Könnten wir helfen, suche da eine Fährte," sagte er und strich wie schmeichelnd mit seiner hageren Hand über Ernst's Arm. „Habe eine Ahnung, ein schreckliches Vorgefühl. Seit gestern Nacht peinigt es mich. Wenn ich die Gewißheit erlangte . .? Machen Sie sich an den Russen, folgen Sie ihm . . Wohin geht er jetzt? Ich bin zu alt, um ihn zu verfolgen, auch würde er mich erkennen und mir ausweichen . ."

„Und ich bin kein Spion!" entrüstet riß Ernst seinen Arm aus Kaspar's Rechte. Oben wurde eine Thür derb zugeworfen und verschlossen. „Guten Abend, Herr Grau!" Und ehe dieser noch ein Wort gefunden, ihn zu versöhnen oder zurückzuhalten, hatte er seinen Hut ergriffen und war aus dem Zimmer gestürzt.

Gerade als er die Flurthür öffnete und auf den Vorplatz heraustrat, kam der Baron von oben herab ihm entgegen. In dem Halbdunkel, das auf der Treppe herrschte: im Sommer ließ Herr Grau in seiner Sparsamkeit die Gasflammen im Hause erst gegen neun Uhr Abends anzünden — gab es eine leichte Berührung. Der Baron, der sich als den Schuldigen fühlte, sagte artig: „Ich bitte um Entschuldigung" — und einen Schritt zurücktretend schien er dem Anderen den Vortritt auf der Treppe lassen zu wollen. Es war nicht Ernst's Absicht gewesen, noch einmal aus dem Hause zu gehen, nun aber bestimmte ihn die Bewegung des Barons, der ihm, wenn auch unabsichtlich den Weg nach oben abschnitt, die Treppe hinunter zu steigen. „Guten Abend, Herr von Rognitten," sagte er, um die Höflichkeit des Andern zu erwidern.

Der Baron horchte auf. „Ach, Sie sind's, Herr Röseke. Hatten Sie noch Geschäfte bei Herrn Grau?"

„Geschäfte, Herr Baron? Wie käme ich dazu?"

Da waren sie vor dem Hause, eben waren die Laternen angezündet worden, das Licht der einen fiel in das blasse Gesicht Rognitten's, dem die dunklen, fast zusammengewachsenen Augenbrauen und das sich oft wiederholende halb lächelnde, halb bittere Zucken um den Mund einen charakteristischen Ausdruck verliehen.

„Wodurch hab' ich Sie verletzt? Weil mir das Wort Geschäfte entschlüpfte? Sie haben also nicht bloß bei Ihrer Kasse, sondern auch in Ihrem Ohre eine Goldwage. Ich würde es für sehr vortheilhaft halten, mit Herrn Grau in Geschäftsverbindung zu stehen. Wenn auch gerade nicht als sein Schuldner. Er soll, wie man mir sagte, ein unerbittlicher Gläubiger sein."

„Alle Schuldner pflegen über die Hartherzigkeit ihrer Gläubiger zu klagen, sie vergessen nur, daß sie allein die Veranlassung dazu sind."

„Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunsch! Hat es nicht Schiller gesagt? In Ihren jungen Jahren, Herr Röseke, gestatten Sie mir als dem Aelteren die Bemerkung, sind nicht Alle von einer so exemplarischen Tugend und Nüchternheit wie Sie! Ein stoischer Philosoph, rufe ich mir jedes Mal zu, so oft ich Sie mit der Regelmäßigkeit einer Normaluhr zur bestimmten Secunde in Ihr Bureau eilen sehe. Kehre ich spät in der Nacht heim und blicke am Hause

hinauf, immer schimmert mir aus Ihrem Fenster das Licht der Lampe hell und vorwurfsvoll entgegen. Vorwurfsvoll mich an die vergeudeten Stunden, an die Nichtigkeit der gesellschaftlichen Unterhaltung, an die unsinnige Aufregung des Spiels gemahnend. Aber was wollen Sie? Wir sind nicht Herren unserer selbst, das Verhängniß reißt uns fort. Den Einen an den Spieltisch, die Andere in den Juwelierladen oder in das Modenmagazin, bis sich Beide unvermuthet in den Netzen irgend eines Herrn Grau wiederfinden. Sie jedoch schweben gelassen darüber, drei Treppen hoch, wie in reiner Alpenluft, über dem Qualm und Dunst der Städte."

Dieser Herr von Rognitten mochte sein, was er wollte, ein Spieler, ein Nihilist, ein höherer Polizeispion: er hatte ein bestechendes Benehmen. Ernst fühlte sich gegen seinen Willen durch dies vertrauliche Entgegenkommen geschmeichelt. In seiner Bescheidenheit hatte er keine hohe Meinung von sich, aber wenn er die höchste gehabt — jener war ein geborener Baron und er ein zweiter Buchhalter! Und nun diesen Unterschied der gesellschaftlichen Stellung so liebenswürdig überbrückt zu sehen. . . In einem andern Ton, als den er bisher angeschlagen, antwortete er darum auf Rognitten's Aeußerungen: „Sie überschätzen mein Verdienst, es ist Instinct, nicht Tugend. Von Jugend auf an die Arbeit und ein einsiedlerisches Leben gewöhnt, habe ich von einem Dasein außerhalb meines Kreises keine rechte Vorstellung, ich würde auf jedem andern Boden ausgleiten."

„Furcht des Neulings!" lachte der Baron in gutmüthiger Ironie. „Man gewöhnt sich an das Parquet so rasch, wie an seine Schulden. Auch fällt man nicht leicht, wenn man aussieht, wie Sie. Es sind zu viel Frauenarme da, es zu verhindern. Lassen Sie mich darum an Ihre Tugend glauben, die allen Versuchungen widerstanden. Denn einem jungen Mann, den Herr Grau mit seinem Vertrauen beehrt, werden genug Verlockungen aus der großen und kleinen Welt entgegen getreten sein."

„Große Welt? Sie sind in einem Irrthum befangen, Herr Baron, oder betrachten Herrn Grau durch eine Vergrößerungsbrille. Sind so abenteuerliche Gerüchte über ihn verbreitet? Ich kenne ihn lange genug, aber ich habe niemals etwas Merkwürdiges oder Anziehendes an ihm entdeckt."

„Ein reicher Mann, der den Dürftigen spielt, ist immer der Beobachtung werth. Haben Sie nie bemerkt, daß stille Wasser trübe und tief sind? Unter meinen Bekannten gilt Herr Grau als ein arger und schlauer Wucherer, der seine Kunden oder seine Opfer in allen Schichten der Gesellschaft hat. Nicht nur vornehme Herren, auch Damen sollen seine Hilfe in Anspruch nehmen."

„Damen" — wollte Ernst lachen. Kaspar Grau und Damen — da hätte die Welt, wie sie ist, erst einen Purzelbaum schießen müssen! Aber das Lachen verzerrte sich, ehe es zum Ausbruch kam, zu einem schreckhaften Grinsen in seinem Antlitz. . . Er gedachte des Battisttaschentuchs mit den Buchstaben D. F.

„Ja, Damen!" wiederholte der Baron eifrig. „Und unter so merkwürdigen Umständen! Aber warum soll ich Ihnen meine Beobachtung nicht mittheilen, es ist kein Staatsgeheimniß. Gestern Nacht, in der elften Stunde, hat Herr Grau eine Dame aus seinem Hause geleitet. Nein, erschrecken Sie nicht, es ist keine Gespenstergeschichte. Ich war einmal frühzeitig nach Hause gekommen, ich

rauchte, ich schrieb, ich musicirte. Vom Klavier trat ich eine Minute lang an das offene Fenster. Auf dem Platze war Alles menschenleer und still. Ich athmete die Kühle der Nacht. Da hörte ich unten die Hausthür gehen und bog mich neugierig über die Brüstung. In dem Mondschein brachte Herr Grau, ohne Hut, eine Dame über den Markt bis zu dem nächsten Droschkenstand und kehrte nicht eher zurück, als bis die Droschke davongefahren."

„Es wird eine Bekannte, eine Verwandte gewesen sein," würgte Ernst die Worte mühsam heraus.

„Dann möchte ich der Vetter dieser Verwandten sein," lachte Rognitten, nicht mit seinem stehenden, sondern mit boshaftem Gelächter. „In toller Laune wollte ich schon hinunter eilen und dem alten Sünder bei seiner Rückkehr auf der Treppe begegnen. Aber wir können alle in dieselbe Lage gerathen und sind uns gegenseitig Nachsicht schuldig."

„Nur daß Sie jetzt nicht mehr Willens zu sein scheinen, Herr Baron, diese Nachsicht zu üben. Warum wünschten Sie sonst hinter das Geheimniß dieser Dame und Herrn Grau's zu kommen, wenn es hier wirklich ein Geheimniß und nicht einen gleichgültigen Zufall geben sollte? Was kann Ihnen an dem Thun und Treiben eines alten Mannes liegen?"

Stockfisch! dachte Rognitten. Laut sagte er mit kühler Artigkeit: „Vergessen Sie doch nicht, daß ich ein Fremder bin, Herr Rösecke. Ich studire Berlin und seine Gesellschaft, oben und unten, in Moskau würden Sie es eben so machen. Im Uebrigen, Verehrtester, jeder Eifer verdächtigt. Ich nehme an, daß jene Dame ältere und bessere Ansprüche auf Ihre Freundschaft besitzt, als ich. Aber trotz dieses etwas ungestümen Anfangs unserer Bekanntschaft gebe ich die Hoffnung nicht auf, mir ähnliche zu erwerben. Guten Abend, dort drüben erwartet mich ein Bekannter."

Sie waren darüber, die Königstraße entlang gehend, zur Langen Brücke gekommen. Der Baron eilte auf die andere Seite zum Denkmal des Großen Kurfürsten hinüber. Mit einem Herrn sah ihn Ernst in der Richtung nach dem Schlosse zu in dem Menschengewühl verschwinden. Er wandte das Gesicht nach dem Wasser. Das Licht der Laternen glitzerte und spielte darin. Wie die Anwandlung eines Schwindels empfand er und hielt sich, um nicht zu fallen, an dem eisernen Geländer fest. Die Geheimräthin in der Nacht aus dem Hause schlüpfend, an Grau's Arm, in der fahlen Beleuchtung des Mondscheins, in dem Schatten, den der Thurm der Marienkirche über den Markt wirft, zu einem Wagen eilend, die schöne Frau und der häßliche Kobold: sichtbar, greifbar schwebte das Bild vor ihm. Und welches Zaubermittel hatte die Eine zu dem Andern gezwungen? Rognitten hatte es genannt: das Geld.

Was ist Geld? Als Buchhalter in der städtischen Hauptkasse hatte er Tag ein, Tag aus damit zu hantiren, von der goldenen Doppelkrone bis herab zu dem kupfernen Pfennigstück, mit kleinen und großen, blauen und grünen, in wunderlichen Verschnörkelungen mit Figuren, Buchstaben und Zahlen bedruckten, dünnen, abgegriffenen Papieren: längst war es ihm zur Waare geworden. Niemals hatten ihn Schulden bedrückt, niemals Gläubiger ungestüm an seine Thür gepocht: Leuten wie ihm und seiner Mutter würde Niemand geborgt haben. Wohl oder übel

hatte er mit seinem Erwerb auskommen müssen und allmälig war es ihm nicht schwer geworden. So viele stille und wenig kostspielige Freuden bot ihm das Leben, daß er die rauschenden und die theueren nicht entbehrte. Obgleich er längst mehr erwarb, als er für seine Nothdurft brauchte, sparte er den Ueberfluß lieber, als daß er ihn in Vergnügungen vergeudete. In seinen Mußestunden malte er sich eine Reise nach Italien mit einer Fülle romantischer Abenteuer aus: dafür sparte er. Vor wenigen Stunden noch, auf seinem Wege zu der hübschen Else, hatte er, seine Ersparnisse überschlagend, ein freudiges Gefühl empfunden, als ob er sich damit ein Stück Welt kaufen könnte, und die segensreiche Macht, die Magie des Geldes gepriesen . . .

Jetzt . . . es bohrte in seinem Kopfe, eine Erinnerung kam herauf. Weithin stieg ein leichter Dunst und Nebel von dem Flusse auf, leise gurgelten die Wellen an den Brückenpfeilern, als schleppten sie etwas mit sich . . . Ernst schauderte zurück; er glaubte ein Unheimliches in den dunklen Wassern zu sehen — die Leiche seines unglücklichen Vaters. Was ist das Geld? Hatte der Dämon des Geldes den Armen nicht in die feuchte Tiefe gezogen? Und er fragte noch? Erhoben sich die Arme des Leichnams, riesig sich emporstreckend, nach dem Geländer, um auch ihn herab zu ziehen? Tauchte in dem fahlen Widerschein der Laterne nicht ein Haupt auf . . . das Gesicht der Geheimräthin . . . Was war aus dem Abend geworden, der mit so holden Bildern für ihn herangedämmert! Er hatte nichts gethan, als ein verlorenes, auf einer Treppenflur liegendes Taschentuch aufgehoben und mit demselben hatte sich ein Alpdruck auf seine Seele gewälzt, wie das Schuldbewußtsein eines Verbrechens.

II.

Vor einem hinter dem Vorgarten gelegenen Hause der Thiergartenstraße schritt Ernst am andern Tage zögernd auf und ab. Haus und Garten stammten aus einer älteren Zeit als die neumodischen Gebäude und Anlagen umher. In einem großen Bogen, dessen Sehne das Haus bildete, umgaben hohe Platanen einen Rasengrund, der nach dem Hause sanft anstieg. Keine Blumenbeete, kein Springbrunnen. Auf einem ganz von Epheu umflochtenen Sockel stand in der Mitte des Rasens eine Sandsteinfigur, ein verwitterter Apollo, die schadhafte Lyra im Arm. Ein schlichtes Haus in graubraunem Anstrich, ohne Balkon und Veranda, mit einem großen Rundbogenfenster in dem oberen Stockwerk, je drei durch breite Zwischenräume getrennte Fenster mit Spiegelscheiben rechts und links davon. In dem unteren Geschoß war ein Fenster geöffnet, zuweilen trieb der Wind, wenn sich drinnen eine Thür aufthun mochte, den Streifen einer blauseidenen Gardine flatternd hinaus. Die Platanenwipfel rauschten, ab und zu zwitscherte ein Sperling, sonst tiefste Stille im Garten und im Hause. In dem goldigen Ton des Sonnenuntergangs gemahnte Ernst Alles wie eine idyllische Einsamkeit. So nahe der Stadt schienen die Bewohner doch wie in Weltabgeschiedenheit zu leben.

Freilich, er wußte es besser: da drinnen wohnte die Frau, die Herr Grau in der Nacht aus seinem Hause geleitet. Jetzt wollte er zu ihr, um ihr das Tuch zu überreichen und sich dadurch aus einer unheimlichen Verwicklung zu befreien.

Mit festem Entschluß hatte er sich auf den Weg gemacht, die Rede ausgearbeitet, mit der er sich bei ihr einführen, die Lüge ausgesonnen, wie und wo er das Tuch gefunden haben wollte . . . Auf der Straße natürlich, bei der Marienkirche . . . Er konnte ihr doch nicht ins Gesicht sagen, daß sie es vor der Thür eines alten Wucherers verloren. Je näher er indessen dem Hause kam, desto bedenklicher erschien ihm sein Unterfangen, sich bei der Dame einzuführen. Wiederholt war er schon vor dem eisernen Gitter vorübergegangen und hatte in einer Mischung von Schüchternheit und Dreistigkeit in den Garten und auf die Fenster des Hauses geschaut, wiederholt hatte er die Hand nach dem Klingelgriffe an der Pforte ausgestreckt und sie immer von Neuem zurückgezogen . . . Wenn er sich bei dem Geheimrath melden ließe, unter dem Vorwand, Beschäftigung zu erbitten? . . . Der Geheimrath Friedloß war ein Mann in vorgerückten Jahren, groß und knochig, ein strenger und wortkarger Mann, der stets, auch im Hause, eine steife weiße Cravatte und einen blauen Frack trüge und spät in den Abend hinein, immer bei verschlossenen Thüren arbeite, während oft bei seiner Frau in dem Saalzimmer lustige Gesellschaft sei und Klavier gespielt und gesungen würde . . . Das Alles hatte sich Ernst von einem Diätarius in einer der städtischen Kammern erzählen lassen, der früher als Schreiber bei dem Geheimrath gearbeitet hatte . . . Konnte er auf diese Bekanntschaft hin es wagen sich vorzustellen?

Aber täuschte ihn seine Phantasie oder stand sie in Wirklichkeit da? An dem offenen Fenster mit dem blauseidenen Vorhang, verloren in den Garten hinausblickend. Er war so betroffen, daß er nicht einmal von dem Gitter zurücktrat, sondern mit der Keckheit, der er nur in diesem Zustand halber Besinnungslosigkeit fähig war, sie wie eine Erscheinung anstarrte. Zuerst bemerkte ihn die Geheimräthin offenbar gar nicht, denn sie rührte sich nicht aus ihrer Stellung: ruhig lag die eine Hand auf dem Fensterbrett, mit der andern strich sie die Haare, die ihr der Wind über die Stirn wehte, zurück. Als er dann in ihre Augen trat, als ihr beim schärferen Zusehen eine Erinnerung aufdämmerte, wandte sie den Kopf in rascher Bewegung nach der Tiefe des Gemaches zu. Im nächsten Augenblick gewahrte Ernst statt der einen zwei Frauengestalten am Fenster, beide mit lachenden Gesichtern. Bis an die Schläfen stieg ihm die Röthe der Scham: die andere war die lustige Else.

Auf dem Theater hatte er schon Manchen in eine Versenkung verschwinden sehen, aber hier öffnete sich der Boden nicht hilfreich, ihn aufzunehmen, sogar die Flucht erwies sich als unmöglich, denn schon hatte ein Diener in dunkler Livrei die Gitterthür aufgethan: er möge nur eintreten, die gnädige Frau wolle ihn empfangen . . . Alles wie durch Zauberei . . . Trotz seines tadellosen schwarzen Anzuges, seines Cylinderhutes und seiner gelben Glacéhandschuhe machte Ernst, wie er jetzt hinter dem Diener dahinschritt, in seiner linkischen Befangenheit den kläglichsten Eindruck; je stattlicher er sich herausgeputzt, desto unfreier war er in seiner Haltung geworden. Die Verlegenheit und die Unzufriedenheit mit sich selbst entstellten sein hübsches offenes Gesicht. Was ihn auch in dem Zimmer mit der blauseidenen Gardine erwartete: eine Prüfung oder ein Urtheilsspruch — in jedem Falle fühlte er sich verloren.

So getraute er sich denn auch gar nicht aufzuschauen und verdoppelte nur seine steife Verbeugung, als er vor der Herrin des Hauses stand. Es war ihm ungewohnt, daß auf dem weichen Teppich, der den Boden des Gemaches bedeckte, sein Schritt nicht wiederklang.

„Sie werden mir nicht böse sein, Herr Röfecke," begann die Geheimräthin mit einer leisen, aber gutmüthigen Bosheit in dem hellen Ton ihrer Stimme, „daß ich Sie habe bitten lassen, bei mir einzutreten, denn über die ganze Breite des Gartens hin konnten wir doch nicht durch Zeichen verhandeln, und irgend etwas scheinen Sie von mir oder von Fräulein Else Merck zu wünschen."

Auch das noch! Er hatte gar nicht mehr an das Mädchen gedacht, nun sah er es aufblickend an einem Tische sitzen, der mit allerlei Weißwaaren und Wäschestücken bedeckt war. Zweifellos hatte sich die Geheimräthin, die ihn gestern bei seiner Fensterpromenade in der Landsbergerstraße ertappt und ihn heute in derselben fragwürdigen Lage vor ihrem eigenen Hause gefunden, einen Scherz mit ihm erlaubt. Mußte sie nicht annehmen, daß Else der Magnet sei, der ihn angezogen? Lächelnd weidete sie sich an der Verlegenheit der beiden jungen Leute. Else hütete sich wohl, auch nur mit einem verlorenen Augenaufschlag oder einer halben Wendung des Kopfes ihre Arbeit zu verlassen und Ernst stammelte einige unzusammenhängende Sätze von Zufall und Irrthum ... Er habe ein Anliegen an den Herrn Geheimrath, er suche für einige Stunden, die er noch frei habe, nach Beschäftigung ... Die klugen, blaugrünlich schimmernden Augen der Geheimräthin musterten ihn eine Weile; sein Anzug mochte ihr einen Zweifel über die Aufrichtigkeit seiner Bitte erregen. Ein Arbeitsuchender mit Glacéhandschuhen war ihr eine neue Erscheinung. Auch Else hatte die Ohren gespitzt und kicherte in sich hinein: wie er lügen kann! Aber in der nächsten Minute verscheuchte eine unangenehme Empfindung das Lächeln von ihren Lippen: wenn Alles an ihm eine Lüge war? Ihr Gemahl sei um diese Stunde nicht im Hause, sondern mache seinen Spaziergang, hatte darüber die Geheimräthin geantwortet, sie sei indessen gern bereit, ihm den Wunsch des Herrn Röfecke vorzutragen, und darauf hin einige geschäftsmäßige Fragen gethan. Ernst faßte seinen ganzen Muth zusammen, um ihr unbefangen Rede zu stehen und ihre prüfenden Blicke auszuhalten. Sie hing noch immer ihren ersten Gedanken nach, daß er nur der schönen Stickerin wegen vor dem Hause verweilt, deren Entfernung zu erwarten, und sagte scherzend: „Hoffentlich kann Sie mein Mann auch an den Dienstagen beschäftigen, wo Fräulein Merck zu mir kommt: das würde eine gute Kameradschaft geben."

Hatte Else in dem Nebenzimmer etwas zu ihrer Arbeit Nöthiges zu suchen oder fürchtete sie sich in das Gespräch mit hineingezogen zu werden — sie kannte die Laune der Geheimräthin, die Andern zu necken und auf ihre Kosten zu lachen — still hatte sie sich von ihrem Stuhl erhoben und aus dem Zimmer entfernt, die Thüre halb hinter sich offen lassend, gerade als die Räthin fragte: „Und Ihre Wohnung?" Sie hörte noch, wie Ernst mit leisbebender Stimme antwortete: „Neuer Markt, Nummer sechzehn, drei Treppen" — und ärgerte sich über seine unmännliche Haltung, die für die Dame nur ein Grund mehr sein würde, sich über ihn lustig zu machen, dann wurde es plötzlich ganz still und

sie wagte nicht sich umzublicken, sie war niedergekniet und kramte in dem Weißzeug, das den unteren Kasten eines großen Wäschschrankes anfüllte.

Bei Ernst's Worten war ein Zucken über das Gesicht der Geheimräthin gegangen und unwillkürlich hatte sie sich, wie um einem Schlage auszuweichen, tiefer in ihren Polstersessel zurückgelehnt. Sie saß im vollen Licht, das Sonnengold lag auf ihrem blonden Haar und verlieh ihm einen röthlichen Glanz. Das schön geschnittene Antlitz mit der feinen Nase und den üppigen Lippen hatte bisher in dem Ausdruck heiterster und ruhigster Unbefangenheit für den jungen Mann etwas so Weltüberlegenes, so noch nie Geschautes gehabt, daß er sich die Königinnen, die er auf der Bühne gesehen, ins Gedächtniß zurückrufen mußte, um eine Art von Vergleichung und Aehnlichkeit zu haben. Jetzt hatte seine Antwort diesen Zauber zerstört. Einen Blitz schossen die blauen Augen, die noch eben so klug und so vornehm geblickt, auf ihn, die Röthe wich von den Wangen, eine Runzel prägte sich tief zwischen den Augenbrauen aus: „Wo wohnen Sie?" fragte sie noch einmal, halblaut, die Augen wie vor den Sonnenstrahlen blinzelnd schließend, die Fransen des Sessels zwischen den Fingern ihrer Linken zerreibend. Gab ihr Ernst eine Antwort oder blieb sie ihm in der Kehle stecken? Denn schon war sie auf den Füßen und stand vor ihm. Ihr Athem mischte sich mit dem seinen. „Sie sind meinetwegen gekommen?" flüsterte sie.

„Verzeihung, gnädige Frau — ich bin ... ich habe ... Ihr Tuch ..." Und diesmal wollte ihm das Glück wohl, mit raschem Griff zog er es aus der Tasche.

An dem Wohlgeruch erkannte sie ihr Eigenthum, ohne es genauer anzusehen, sie entriß es ihm fast und zerknüllte es in zorniger Aufwallung. „Sie haben es gefunden ... in Ihrem Hause?" Ihre Lippen bebten.

„Ja," bestätigte er leise. „Es Ihnen zu bringen, kam ich."

Er fing an, sich vor ihr zu fürchten, sie maß ihn mit einem Blick, in dem er seine Vernichtung zu lesen glaubte. Gleichviel, ob sie ihn nun versteinern oder durchbohren wollte. Aber schon streckte sie ihm ihre schlanke Hand entgegen, feucht und zitternd, und drückte die seine, daß er den Druck wie einen Schlag im Herzen spürte: „Ich danke Ihnen," lispelte ihre Stimme. Und gleich darauf wandte sie den Kopf von ihm weg dem Nebenzimmer zu: „Wo stecken Sie denn, Else?"

„Da bin ich, gnädige Frau," erwiderte das Mädchen, mit einem Pack Wäsche heraustretend.

„Es ist gut, Herr Rösecke," sagte gelassen die Geheimräthin, „ich habe nun Ihre Adresse und werde Ihnen bei meinem Manne eine warme Fürsprecherin sein." Sie nickte mit dem Kopfe und Ernst nahm es als ein Zeichen seiner Entlassung. Ohne ein weiteres Wort hervorzubringen, empfahl er sich: die Räthin wie Else vermieden es ihn anzusehen. Zum Glück für ihn traf er im Corridor den Diener, der ihm den Weg durch Haus und Garten wies: in seiner Verwirrung würde er ihn verfehlt haben.

Die Geheimräthin hatte das Taschentuch zu den anderen Wäschestücken auf dem Tische geworfen, an dem Else wieder ihre Arbeit aufgenommen. Zwischen Tisch und Fenster stehend konnte Dorothea, ohne bemerkt zu werden, den Garten

überschauen. Als sie Ernst aus der Gitterpforte gehen sah, kehrte sie sich mit dem Versuch eines Lachens zu der schweigenden Stickerin: „Ist mir das ein wunderlicher Heiliger! Glauben Sie im Ernst, daß er eine Stellung bei dem Geheimrath haben will? Wie ungewohnt ihm die Handschuhe und der feine Rock saßen! Ein solcher Bittsteller ist eine Seltenheit. Aber Sie haben ihn gern, Else, gestehen Sie es nur, und gewiß, er ist hübsch.“ In diesem Geplauder auf- und niedergehend hatte sie wieder die Herrschaft über ihr Gesicht und ihre Stimme erlangt, nichts verrieth die Bewegung, die noch in ihrem Gemüth nachzitterte.

Wiederholt in dieser peinlichen Viertelstunde hatte Else ihre Unvorsichtigkeit und ihre flinke Zunge bereut. Aber er hatte vor dem Gitter stehend und unablässig das Haus anstarrend einen zu drolligen Eindruck gemacht, unwillkürlich hatte sie in das Gelächter der Räthin eingestimmt und auf deren scherzhafte Frage: „Es ist einer Ihrer Anbeter, Else, so hat er auch gestern vor Ihrem Hause gestanden!“ entgegnet: „Es ist ein Herr Rösecke, ein guter, stiller Mensch.“ Darauf hin hatte die Räthin, ehe sie ein Wort dagegen einzuwenden vermocht, ihn hereinrufen lassen. Aber es war nicht Alles richtig und harmlos in diesem Vorgang, konnte sie auch den Grund der Dinge nicht erkennen, so fühlte sie doch die Wunde ihrer Eitelkeit. Es gab zwischen Ernst und der Geheimräthin ein Namenloses, sie war nur benutzt worden, um die Vermittlung zwischen Beiden herbeizuführen. Darum antwortete sie in einem gereizten Ton: „Die gnädige Frau täuschen sich. Ehe ich einen gern habe, muß er erst einen Scheffel Salz mit mir gegessen haben und Herrn Rösecke habe ich am vergangenen Sonntag zum ersten Male gesehen.“

Dorothea überhörte die Schärfe der Entgegnung. „Um so tiefer muß sich Ihr Bild seinem Herzen eingeprägt haben,“ meinte sie lustig. „Am Sonntag sieht er Sie, am Montag treff' ich ihn vor Ihrer Thür, am Dienstag folgt er Ihnen hierher. Stechen Sie sich nicht in den Finger, Kleine, als ob es ein Vergehen wäre, wenn zwei junge Leute aneinander Gefallen finden, oder aus Aerger, weil ich Ihr unschuldiges Abenteuer entdeckt. Seh' ich aus wie ein Tugendbrache?“ Und sie blickte, sich über den Tisch hin neigend, dem jungen Mädchen mit ihren sanften Augen und einem Zug fröhlichster Heiterkeit in das Gesicht.

Wie hätte Else gegen so viel Güte und Anmuth unempfindlich bleiben können! Es war nicht nur die Freundlichkeit der reichen Dame, es war eine Art Zauber in deren Wesen, die sie bestrickten. „Ich habe ihm nicht gesagt, daß ich heute bei Ihnen arbeiten würde,“ suchte sie sich noch schüchtern gegen die Bezauberung zu wehren und ihr früheres Mißtrauen festzuhalten.

„Nein, Sie Listige, aber Sie haben gestern von mir gesprochen, daß ich Ihre zierlichen Stickereien liebe, und so hat sich Alles von selbst gemacht. Hab' ich Recht? Nun beichten Sie einmal! Denken Sie, ich sei Ihre ältere Schwester, die Sie liebt, die Ihr Bestes will!“

Sie hatte das Mädchen dahin gebracht, wo sie es haben wollte; sie brauchte Gewißheit, ob Ernst ihr Geheimniß bewahrt oder verrathen hätte. Arglos erzählte Else ihr Zusammentreffen mit ihm, sie merkte nicht, wie ängstlich die Räthin jedes ihrer Worte belauschte und erwog, mit welcher Schlangenklugheit sie ihr allerlei Fragen stellte. Um so unbefangener konnte ihr Else begegnen, da

sie von dem, was Dorothea quälte, nichts wußte. Er ist verschwiegen, athmete die Geheimräthin auf. Eine große Lampe auf bronzenem Fuß und eine Schiebelampe mit halb weißer und halb grüner Glasglocke hatte der Diener inzwischen auf den Tisch gestellt. Es war, als ob in ihrem Lichte Dorotheens Antlitz einen triumphirenden Ausdruck gewänne, niemals war sie Else schöner erschienen. Er hat es ihr verschwiegen, ging es durch ihre Gedanken, also liebt er sie nicht; gutmüthig ergriff sie die Hand des Mädchens. In Wahrheit — es konnte nichts mit ihr verglichen werden. Wenn Ernst Augen hatte, mußte er sie lieben. Thorheit! Und sie lachte Else an: „Mir gefällt der junge Mann, seine Schüchternheit empfiehlt ihn und ich sag' es Ihnen im Voraus, Kleine, ich werde Sie so lange mit ihm necken und nicht eher aufhören seine Verdienste zu rühmen, bis Sie sich mit ihm verlobt haben. Ich will auch einmal eine Heirath stiften." Mochte sich Else in einer dunklen Regung des Argwohns auch noch ruckweise gegen die Freundlichkeit der Geheimräthin sträuben: sie konnte nichts Stichhaltiges dawider vorbringen und ließ sich leicht in Hoffnungen wiegen, denen sie selber seit zwei Tagen in wechselnder Stimmung nachgehangen, freudvoll und leidvoll, wie sie es aus dem Liede wußte, das sie so oft unbekümmert und ohne Nachgedanken gesungen.

In der Erwartung, daß sie Ernst auf ihrem Wege nach Hause ihrer harrend finden würde, hatte sie die Wohnung der Geheimräthin verlassen: früher als sie es sonst zu thun pflegte, Dorothea hatte sie dazu gedrängt, offenbar in der Absicht dies Zusammentreffen zu erleichtern. Aber umsonst schaute Else nach ihm aus, vergeblich beschleunigte sie jetzt und verzögerte gleich darauf ihre Schritte. Wer ihr nicht entgegen kam, war Ernst und grau und dunkel wie der Abend über den Park legte sich der Mißmuth auf das Herz des Mädchens.

Ernst war nicht in der Verfassung, mit ihr zu reden, ja nur ihrer zu gedenken. Dorotheens Augen waren hinter ihm her; als ob er von ihnen verfolgt würde und ihnen entfliehen müßte, hatte er im Sturmschritt die einsamsten Waldwege eingeschlagen, die von der Thiergartenstraße in mannigfachen Windungen nach dem Schlosse Bellevue und dem Ufer der Spree hinüberführen. Des Tuches dieser Frau war er ledig, aber dem Blick ihrer graublauen Augen war er unterthänig geworden. So ganz in sein Sinnen verloren, achtlos gegen seine Umgebung stürmte er dahin, daß er bei einer Biegung des Pfades beinahe einen alten, gemächlich dahinwandelnden Herrn umgerannt hätte.

„Aufgepaßt, Sie" — der Alte prallte zurück, hüstelte. . „Schönen Dank für den Stoß, Herr Röseckе! Haben wohl keine Augen im Kopfe? Sausewind, ja wenn man jung ist!"

Kaspar Grau lustwandelte in seinem graubraunen bis an den Hals zugeknöpften Sommerüberzieher an dem erhöhten Uferrand der Spree, dem Abendroth zu, das hinter den Schornsteinen der Borsig'schen Fabriken im letzten gelblichen Schimmer auf graublauem Untergrund verglomm. So selten gönnte sich Herr Grau den Luxus eines Spaziergangs, daß Ernst beinahe über dies Zusammentreffen erschrak. „Vergeben Sie — ich war so in Eile!" Und mit tiefem Bückling riß er seinen Cylinderhut vom Kopfe.

Kaspar Grau musterte den Hut, die gelben Handschuhe, den schwarzen Rock

und hob leise zwischen Frage und Mißbilligung die Schultern. „Stutzer geworden? Stelldichein gehabt? Setzen Sie doch den Hut wieder auf, es ist schade um die Krempe. Hat gewiß ein schönes Stück Geld gekostet! Und warum? Eines Mädchens wegen?“

„Nein, einer Staatsvisite wegen! Ich wollte mich einem hohen Beamten empfehlen. Zu schriftlichen Arbeiten, in meinen Freistunden.“

„Und zugesagt erhalten? Daher die Aufregung!“

„Vor Freude.“

„Braver, fleißiger Mensch!“ Herr Grau faßte ihn unter den Arm. „Merken, um was es sich im Leben handelt. Geld und wieder Geld! Was man in der Jugend erspart, genießt man im Alter.“

Ernst maß ihn mit einem Seitenblick, in dem sich Spott und Mitleid mischten, und zugleich sah er Dorotheens königliche Gestalt vor sich. „Ja, wenn man dann noch seine Zähne behalten hat,“ sagte er.

Kaspar krümmte seine linke Hand wie zu einer Kralle und griff in die Luft. „Kann noch fassen,“ murmelte er. Das schöne Weib! dachte Ernst. Aber so weit bist du noch nicht! Wenn er ihn selber jetzt festhielte und ihm ein Geständniß abpreßte?

„Wundern sich mich hier zu treffen?“ fing der Alte an, der in einer sonderbaren Gebelaune, wenigstens der Rede, war. „Habe in den Zelten ein Glas Bier getrunken. Sind Schuld daran, Herr Röfecke, wenn ich noch ein Verschwender werde. Haben mir gestern das Spaziergehen so eindringlich geschildert, sah Sie dann mit Herrn von Rognitten so einträchtig aus dem Hause treten.“

Unwillig erröthete Ernst. Der Schleicher glaubte doch nicht etwa, daß er sich auf seinen Antrag hin an Rognitten gemacht, um denselben auszuforschen? „Wir begegneten uns auf der Treppe und sind eine Weile zusammengegangen.“

„Frage ja nicht darnach! Kann mir denken, wovon junge Männer reden, von Weibern und Karten.“

„Da sind Sie im Irrthum, Herr Grau. Davon haben wir nicht gesprochen, sondern von alten Herren und ihren seltsamen Gewohnheiten.“

„Das wäre?“ Kaspar schloß seine Augen wie vor einem widerwärtigen Bilde. „Spionirt der Herr etwa in meinem Hause?“

Jetzt mußte der Alte ihm Rede stehen. „Sie können dem Baron doch nicht verbieten, zur Nachtzeit aus dem Fenster zu sehen.“

„Verdammt!“ entfuhr es Kaspar und er drückte Ernst's Arm stärker. „Aber ich werde es ihm gedenken, sich in meine Angelegenheiten zu mischen!“

„Wäre es nicht gescheidter, Ihrer geheimnißvollen Besucherin eine andere Stunde zu ihren Besuchen zu empfehlen, als den Baron zur Rede zu stellen?“

„Hm, bin ich ihr Hüter?“ murrte und zischte Herr Grau vor sich hin. „Kommt Jeder zu mir auf seine Gefahr, auch eine schöne Dame, ich lade Niemand ein.“

„Immerhin denk' ich, ist es Ihre Pflicht, Ihre Besucherin nach Kräften vor übler Nachrede zu hüten.“

„Ueble Nachrede — Dummheiten! Haben sich wohl allerlei Abenteuerlich-

keiten ausgesonnen? Sind aber ganz und gar auf einem Holzweg. Ist eine ehemalige Mündel von mir! Holt sich meinen Rath . . werde sie freilich nicht diesem Baron vorstellen."

Gerade kam da in einer Droschke der Baron Alexander von Rognitten langsam dahergefahren: eine Reihe Wagen waren vor ihm und der Kutscher mußte, bei der Enge des Fahrdamms, Schritt halten. Der Baron sah das Paar am Wege, lächelte ihnen zu, grüßte, es schien einen Augenblick, als ob er aus dem Wagen springen und zu ihnen treten würde. „Fort! fort!" drängte der Alte, wie von einer unüberwindlichen Furcht ergriffen. „Was der Mensch für Augen hat! Mörderaugen," und er riß Ernst mit sich fort. Kaum, daß dieser den Gruß Rognitten's erwidern konnte. „Hörten Sie das Gelächter hinter uns her?" keuchte Kaspar. „Satanas!" Und er drehte den Kopf nach dem davoneilenden Wagen zurück. Unwillkürlich hatte auch Rognitten den Beiden nachgeblickt, ihr Benehmen war zu wunderlich gewesen, und so begegneten sich die Augen des Alten und des Jungen.

Das Zusammentreffen hatte Herrn Grau so geärgert und erschreckt, daß er sich mit Ernst in die nächste Droschke warf, um aus dem Gesichtskreis des Verhaßten zu kommen. Je mehr die Trennung und Entfernung zwischen ihnen wuchs, desto ruhiger wurde er. In halblautem Gemurmel machte er sich selbst Vorwürfe über seine Erregung. „Haben aber auch Schuld daran, Herr Röfecke," brummte er. „Warnten mich vor diesem Menschen. Ich bin seit einiger Zeit so schreckhaft. Eine innere Unruhe quält mich, wie damals, als mir mein Vermögen verloren ging. Gebe 'was auf Ahnungen, ist guter Rath von Oben und kostet nichts. Mit dem Baron aber will ich nicht länger unter einem Dache bleiben!"

„Er ist doch kein Mörder und kein Dieb," begütigte Ernst, „und wenn Sie die Geschichte an die große Glocke hängen, wird Ihre Mündel den Schaden davon haben." Darauf entgegnete Grau nichts, allein er ließ Ernst, als sie vor dem Hause am Neuen Markt anlangten, nicht los, sondern bat ihn so dringend, bei ihm zu bleiben, daß Ernst einwilligte. So grundlos die Furcht des alten Mannes war, sie erregte sein Mitleid, und zugleich hoffte er, endlich die Geschichte der Geheimräthin zu erfahren.

Herr Grau wohnte hinter Doppelthüren, Riegeln, Ketten und Kunstschlössern. Diebe würden keine leichte Arbeit gehabt haben, bei ihm einzubrechen. Eine ältere Frau mit einem Mädchen führte ihm die Wirthschaft. In der guten Stube waren die weißen Bezüge von den Polstermöbeln entfernt, in einer Vase stand auf dem Tische ein großer Blumenstrauß. Gegen seine Gewohnheit ließ Kaspar ein paar Lampen anzünden. „Eine würde genügt haben," scherzte Ernst, „Sie werden wirklich noch ein Verschwender, Herr Grau."

„Das Petroleum ist billig. Ich will's hell um mich haben."

War er wirklich von dem seltsamen Gedanken besessen, daß ihm der Baron nachstellte? Oder — „Erwarten Sie vielleicht wieder Ihre Mündel?" fragte Ernst.

„Spotten Sie nur, ist aber doch wahr! Ist Dorothea Mannstadt."

„Die Tochter von dem Herrn . . ."

„Ja, ja! Von dem Manne, der mich um mein Geld gebracht hat."

„Und er hat Sie zum Vormund seiner Tochter eingesetzt?"

„Waren gute Freunde gewesen, bis er nach Amerika ging, seiner Schulden wegen. Ist drüben verschollen. Seine Frau mit zwei Kindern ließ er sitzen. Aber warum starren Sie mich so an? Was ist dabei zu verwundern?"

„Gar nichts," stotterte Ernst.

„That mir die Frau und das Mädchen leid, der Junge war in das Cadettencorps aufgenommen worden. Wies die Vormundschaft nicht zurück, obgleich der Vater als Schelm an mir gehandelt, und sorgte, so weit ich vermochte, für die Verlassenen. War eine hübsche Schmeichelkatze, das Mädchen, und wußte Jeden, der ihr nahe kam, um den Finger zu drehen. Und was die Hauptsache ist, ich war fünfzehn Jahre jünger."

„Machen Sie sich doch nicht schlechter, als Sie sind, Herr Grau; Sie würden heute gerade so handeln."

„Hm! Kenne die Menschen jetzt besser, lasse mich nicht mehr von edlen Redensarten betrügen. Kauf und Verkauf: das allein ist ehrlich. Sagte Ihnen schon, daß sie eine Katze war."

„Sind Sie gekratzt worden? Von einem Kinde!"

„Ist nicht immer ein Kind geblieben, sondern wurde ein großes kluges Mädchen. Eine Hexe, die bald darauf ausging, einen reichen Mann zu fangen. Hatte früh gelernt, was das Geld bedeutet. Aus den Thränen ihrer Mutter. Und hatte dabei einen Heißhunger nach Allem, was theuer war, sie nannte es schön und fein. Aber da sie arm war und ehrlich bleiben wollte, stellten sich die reichen Freier nicht ein. Dahin, wo die Reichen Brautschau halten oder eine Liebschaft suchen, kam sie nicht."

„Da hätten Sie zugreifen sollen," meinte Ernst mit gutmüthigem Spott.

„Hihi!" kicherte Herr Grau. „Sie singen's ja wohl in der Oper, wie die Mündel den Vormund betrügt? Hätte Ihnen Spaß gemacht, mich als den Mann einer jungen Frau zu sehen? War ihr aber zu alt und hatte ihr nicht Geld genug. Würde mir einen Korb geholt haben, Werthester, wenn ich um das adelige Fräulein von Mannstadt hätte anhalten wollen. Ich Kaspar Grau, Hausbesitzer am Neuen Markt! Ließ es also bleiben. Warte immer, bis man zu mir kommt."

„Aber —"

In Grau's Augen funkelte es und seine Finger fuhren hastig über die Tischdecke hin und her. . . . „O, sie war schön!" sagte er wie abwesend. „Sie konnte einem den Kopf berücken. Und doch, es ist besser so!"

„Was ist besser?"

„Daß ich sie nicht geheirathet habe," und er richtete sich mit einem kurzen spöttischen Lachen aus der gebückten Stellung in der Sophaecke grad auf. „Ist ein Anderer hineingefallen. Ich bin ein Hagestolz geblieben und brauche mich um die Streiche meiner Frau nicht zu kümmern."

„Das Fräulein von Mannstadt hat geheirathet?" fragte Ernst eifrig. „Wen denn?"

Sein Eifer erschien dem Alten verdächtig. „Was geht es Sie an?" sagte er in seinen grämlichen verschlafenen Ton zurückfallend. „Haben mit dem Manne

oder der Frau nichts zu theilen. Gibt in allen Ehen Zerwürfnisse. Sie ist noch jung, weiß nicht aus noch ein und erholt sich Raths bei ihrem alten Vormund. Dabei ist kein Uebles, he?"

„Kein Uebles," bestätigte ihm Ernst.

„Und wenn wir nun Beide in das Schwatzen kommen, verfliegt die Zeit schneller, als wir gewollt. Und die Uhr der Marienkirche schlägt zehn, ehe sie's gedacht. Das ist die ganze Bescherung. Da guckt nun ein Spion, der überall Verschwörungen wittert, aus dem Fenster und bringt anständige Leute ins Gerede. Aus dem Hause mit ihm!" drohte Kaspar nach oben.

„Damit er in das Haus gegenüber zieht, um Sie noch besser beobachten zu können?"

Herr Grau ließ den Einwand unbeachtet und ging in dem Gemach auf und ab, spähte blinzelnd in alle Ecken, öffnete die Thür nach dem Nebenzimmer, steckte den Kopf hindurch, als vermuthe er einen Lauscher dort und suchte an der Decke wie nach einer Erleuchtung oder einem erlösenden Wort. „Sind gewiß schon einmal verliebt gewesen?" sagte er plötzlich und legte Ernst seine Hände auf die Schultern.

„Welche Frage!" wich Ernst aus und erröthete über und über.

„Ist keine Schande, wenn man jung ist! Hübsches Mädchen, braun oder blond? Wollen heirathen?"

„Ich denke nicht daran, ich habe andere Dinge zu thun, als mich zu verlieben. Zur Liebe gehört Geld und Zeit."

Kaspar seufzte auf. „Ist wahr, aber —" er stieß Ernst beinahe zurück. „Es liebt sich schlecht mit grauen Haaren. Ist zugleich lächerlich und grauslich."

Wenn Du eine Leidenschaft für Dorothea empfändest — Ernst maß ihn mit einem langen halb prüfenden, halb bemitleidenden Blick und wandte sich ab.

Herr Grau hatte darüber seinen Spaziergang durch das Gemach wieder aufgenommen. „Was ist Jugend?" murmelte er vor sich hin. „Die Jugend ist so dumm und so arm. Klug muß man sein und Geld haben . . ." Plötzlich schien er sich zu erinnern, daß er nicht allein sei. „Hihi!" kicherte er. „Man kann sich die Haare schwarz färben lassen und die Wangen schminken, und sich Lebenspillen kaufen — Alles, wenn man nur Geld hat."

„Nur das Herz kann man nicht wieder jung machen."

„Oho! Und wenn man Hoffnungen, Träume, Erscheinungen hat, viel schönere, als in der Jugend . . ." Er hielt inne, er fürchtete, sich zu verrathen. „Dummes Zeug! Glauben Sie nur nicht, daß der alte Grau verrückt geworden ist, noch lange nicht! Danke bestens für Ihren Besuch. Müssen noch arbeiten? Gute Verrichtung, Herr Röseke, gute Verrichtung!" Damit nöthigte er ihn hinaus. Draußen hörte Ernst, wie er sich mit allen seinen Ketten und Sicherheitsschlössern verwahrte.

Wenn man sich doch gegen Gedanken und Eindrücke auch so verwahren, seine Seele wie seine Stubenthür verschließen könnte, dachte Ernst und warf sich, als er in seine Wohnung gekommen, auf einen Stuhl. Er fühlte sich in allen seinen Gliedern müde und erschöpft, wie von einem beschwerlichen Gange bergan. Nun hatte er seinen Vorwitz gestillt, seine Eitelkeit befriedigt: er hatte einen

Blick in die Welt des Reichthums und der Bildung gethan. Und es war ihm, wie der Frau des Blaubarts, als sie die verbotene geheime Kammer geöffnet hatte. Einen Schritt vorwärts wagte er nicht, und der Rückzug war ihm abgeschnitten.

III.

Gerade acht Tage darauf, wieder an einem Dienstag, gab die Geheimräthin Friedloß ihren Bekannten ein „Sommer- und Abschiedsfest". Es hieß, sie würde den Winter mit ihrem Gatten in einem südlicheren Klima zubringen. Haus und Garten prangten in heiterem Schmucke. Die Milde der Jahreszeit erlaubte einen guten Theil des Abends in dem Garten, der sich mit seinen Rasenplätzen, Heckengängen und Baumgruppen lang hinter dem Hause ausdehnte, zuzubringen. Mit buntfarbigen Leuchtballons, die sich wie eine Guirlande von Baum zu Baum schlangen, war er erleuchtet. Die geputzten Gäste wandelten lachend und plaudernd darin umher. Der bunte Lichtglanz und das Stimmengewirr drang auch in die Arbeitsstube des Geheimraths, wo hinter herabgelassenen Vorhängen Ernst mit der Reinschrift einer umfänglichen Ausarbeitung des Geheimraths über Altersversorgung und Unfallsversicherung der Arbeiter beschäftigt war. Die Geheimräthin hatte ihm Wort gehalten: seit vergangenem Donnerstag war er im Dienste des Rathes. Es hatte ihm nichts geholfen, seine Unvorsichtigkeit zu verwünschen, seine verlorene Freiheit zu beklagen: er hatte die Frau nicht Lügen strafen können.

Heute saß er nun zum dritten Male an dem altmodischen Schreibtisch. Nicht auf die Arbeit, draußen hin auf den Glanz und die Freude, die ihn zu verspotten schienen, war sein Sinn gerichtet. Nur zu oft stand die Feder in seiner Rechten still. In den allgemeinen Widerspruch und Gegensatz zwischen der Armuth, deren Loos auf dem Papier verbessert wurde, und dem Reichthum, der in wenigen Stunden vergeudete, was manchen Armen auf Wochen hinaus den Lebensunterhalt verschafft, mischte sich der persönliche zwischen seiner Stellung und der Gesellschaft im Garten. Warum befand er sich nicht in ihrer Mitte? War es denn seine Absicht gewesen, in diesem Hause den Diener zu spielen? Unwillig schrieb er weiter, um die Gedanken zurückzudrängen. Die Pflichttreue des Geheimraths fiel ihm ein, der mit einem Seufzer von seinem Stehpult geschieden war, um sich seinen Gästen eine Weile zu widmen. „In einer Stunde bin ich wieder hier," hatte er beim Hinausgehen gesagt. Aber Ernst's Phantasie hielt diese Vorstellung nicht lange fest. Wie kam dieser trockene Philister mit der weißen Halsbinde, diese Beamtenseele zu einer Frau, wie Dorothea es war? Welche Gemeinsamkeit hatte jemals zwischen diesen beiden so verschiedenen Wesen bestehen können? Er sah sie, nach der Erzählung Grau's, als junges, lebenslustiges Mädchen, mit begehrlichen Wünschen, zwischen den beiden Alten, wie die Susanna in der Sage der heiligen Schrift. Die Armuth war ihr verhaßt, sie hätte in ihr nicht zu leben vermocht. Wollte er sie verklagen, daß sie den reichsten Bewerber gewählt, einen Mann von Bildung und Rang in der Welt? Der doch immer noch besser als Kaspar Grau zu ihr paßte? Und wußte er denn, ob ihre Ehe unglücklich war? Drohte ihm seine Phantasie

nicht wieder einen Streich zu spielen? Oder ärgerte er sich, daß die Geschichte, die für ihn so abenteuerlich begonnen, in die Alltäglichkeit zu verlaufen drohte?

Er war aufgestanden und an das Fenster getreten. Die Vorhänge wagte er nicht aufzuziehen, es hätte ihn Einer bemerken können. Aber sein Ohr horchte hinaus: die helle Stimme Dorothea's klang herauf. Und was war das? Diese andere ihr antwortende Stimme sollte er doch kennen? Er öffnete ein wenig den Fensterflügel . . Der Baron von Rognitten sprach mit ihr. Dicht unter dem Fenster, beinahe kein Wort entging ihm. Es waren die gleichgültigsten Dinge, die sie beredeten — vom Wetter, von der Schönheit des Gartens — immer mit einem Scherz und einem Lachen dazwischen und doch nagte es ihm am Herzen. Sollte er immer beiseite stehen? Wohl war er arm, aber er wußte um ein Geheimniß der schönen Frau, er hatte, schon wegen seines Schweigens, einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit. Oder glaubte sie sich von jeder Verpflichtung gegen ihn befreit zu haben, indem sie ihm die Stelle bei ihrem Manne verschaffte? Wenigstens hatte sie ihm, so oft er auch seit ihrer ersten Begegnung im Hause gewesen, keine Gelegenheit gegeben, sich ihr zu nähern. Er hatte sie nicht zu Gesicht bekommen, nicht von fern den Ton ihrer Stimme oder das Rauschen ihres Gewandes gehört. War er für sie überhaupt nicht mehr da? Es beklemmte ihm den Athem — „ich muß Luft schöpfen, ich ersticke sonst", entschuldigte er sich vor seinem eigenen Gewissen, indem er seine Arbeit verließ.

Der Corridor führte aus dem Zimmer des Geheimraths in den Vorgarten, hier durfte er hoffen, ungestört und unbemerkt zu bleiben, die Gesellschaft und die Dienerschaft waren auf der andern Seite des Hauses. Hin und her ging er unter den Platanen, barhaupt, der Wind kühlte seine heißen Schläfen. Durch das Rundbogenfenster im oberen Stockwerk fiel der Kerzenglanz der alterthümlichen Glaskrone, die in dem Saale hing. Sonst war es dunkel im Garten. Die Sterne am Himmelsgewölbe schimmerten wohl, aber erleuchteten nicht. Weder seinen Weg noch sein Herz. Er empfand die Qual der Zurücksetzung und der Eifersucht gegen die Glücklicheren. Vergebens kämpfte seine Güte und die Bescheidenheit seiner Natur gegen diese zunehmende Verbitterung an. So hatte er sich auf seinem Wandelgange dem Hause wieder genähert, als eine Gestalt im leichten Mantel, ein „Gute Nacht!" in den Corridor zurückrufend über die steinerne Schwelle ihm grad entgegen kam, daß er nicht ausweichen konnte.

Ein leiser Schrei — Beide stießen ihn aus, in der Ueberraschung sich so wieder zu finden. Es war Else Merck, die nach vollendeter Stick- und Näharbeit leichtfüßig und frohgemuth den Heimweg antrat. Seit dem vergangenen Dienstag hatte sie Ernst nicht gesehen und grollte ihm nicht wenig darüber. Aber gerade deshalb wollte sie ihm nicht verrathen, wie oft ihre Gedanken zu ihm gegangen. „Sie auch hier, Herr Röseck?" fragte sie mit dem Ton der Unbefangenheit, die kleine Nixe, sie wußte recht gut, daß er in dem Zimmer des Geheimraths gesessen und geschrieben. In seiner Verstimmung und bei dem Vorwurf, den er sich halb unfreiwillig machte, daß er gar nicht an ihre Anwesenheit im Hause gedacht, brachte er eine verlegene Antwort hervor und vielleicht wäre die Unterhaltung mit diesem einsilbigen Hinüber und Herüber beendigt gewesen, wenn nicht Else gesagt: „Sie haben noch zu thun? Dann werden Sie die Musik

zu hören bekommen. Oben im Saal. Die Geheimräthin sprach davon, ein polnischer oder ein russischer Herr in der Gesellschaft soll das Klavier meisterhaft spielen . ."

Das ließ Ernst's Galle überschäumen. „Dieser Rognitten!" brauste er auf.

„Ja, ich habe seinen Namen nicht behalten," entgegnete das Mädchen. „Mich kümmert er nicht. Aber kennen Sie ihn? Haben Sie etwas gegen ihn?"

„O, Fräulein Else" . . Ueber ihnen im Saale wurden Stühle gerückt, das Geräusch von vielen Eintretenden, das Gescherze und Gesumme derer, welche die Treppe hinanstiegen, klang herab. Er hatte ihre Hand, die sie ihm widerstandslos überließ, ergriffen und sie aus der Nähe des Hauses tiefer in den Baumgang, der zur Gitterthür führte, hineingezogen.

„Ist es nicht empörend, daß diese Reichen ihre Feste feiern, während wir für sie arbeiten müssen?" redete er eifrig auf sie ein. „Sind wir schlechter als sie? Haben wir nicht dasselbe Anrecht an das Glück wie sie? Verdienen sie durch ihre Tugend ihre bevorzugte Lage?"

„Was fragen Sie mich darnach," antwortete Else zwischen Staunen und leisem Spott. „Sind Sie unter die Socialdemokraten gegangen oder ist's die Weisheit des Herrn Geheimraths, die aus Ihnen redet? Die gnädige Frau hat mir erzählt, daß er an einem großen Gesetze arbeite, um Alle glücklich zu machen. Meinetwegen, ich denke immer, wer sollte meine Stickereien kaufen, wenn es keine reichen Damen gäbe!"

„Und Sie können es gelassen ertragen, daß Die dort oben uns wie ihre Sklaven —"

„Horch! Wie süß die Musik klingt! So verführerisch, aus dem offenen Fenster, ach, lassen Sie mich hören!"

„Warum stehen wir hier unten wie die Ausgestoßenen, warum sitzen wir wie die Andern nicht im Saal?"

„Weil wir nicht eingeladen sind," lachte Else. „Welche Grillen fangen Sie ein! Als ob wir in der Gesellschaft der feinen Leute, denen wir so fremd und gleichgültig sind, wie sie uns, ein Vergnügen haben würden! Es wäre, um sich zu Tode zu langweilen."

„Aber es ist ungerecht, daß die Müßiggänger sich erlustigen und hochleben, während die Fleißigen darben. Ein so gutes und braves Mädchen wie Sie — wenn Eine, Sie müßten in Sammet und Seide gehen!"

„In geborgter? Da ziehe ich mein Fähnchen vor, es ist bezahlt."

Im Saal hatte der Vortragende sein Spiel beschlossen. Ein lautes Händeklatschen belohnte ihn. Ernst wandte sein zorniges Gesicht dem hellglänzenden Raume zu. Am liebsten hätte er auf Rognitten's Spiel mit einem grellen, mißtönenden Pfiff geantwortet. „Gute Nacht, Herr Röseck," sagte darüber seine Begleiterin, der sein plötzliches Schweigen ebenso unbegreiflich wie seine frühere Heftigkeit war, gereizten Tons — sie hatte seinerseits ein freundlicheres Benehmen und eine artigere Ansprache erwartet — „und gute Fortschritte in der Weltverbesserung!"

Ehe er noch etwas darauf erwidern oder sich entschuldigen konnte, war sie

aus der Gitterthür — er sah sie noch an der Straßenlaterne vorüberschweben, nun verschmolz ihr Schatten mit den Schatten der Bäume ... ungeduldig und verdrossen kehrte er nach dem Hause zurück, er wußte nicht, ob er sich mehr über Else's Mangel an Stolz oder über seine Erregung, die sie verspottet, ärgern sollte. Es drängte ihn, das Haus zu verlassen, wo er, ohne daß er Jemand hätte zur Rechenschaft ziehen können, so Widriges erfahren. Unten im Erdgeschoß war es leer und still: die Gesellschaft war im Saal bei Musik und Gesang und die Dienerschaft lauschte wohl an den Thüren. Es war ihm doch lieb, daß Niemand seine Abwesenheit bemerkt hatte: in diesem Gefühl der Sicherheit öffnete er leise die Thür zu dem Arbeitszimmer des Geheimraths. Beinahe wäre er wie vor einer Erscheinung zurückgefahren: in dem Schein der durch einen dunkelgrünen Stehschirm gedämpften Studirlampe sah er Dorothea sitzen, den Kopf auf den Arm gestützt, am Schreibtisch, auf dem Schemel: er erkannte sie an dem dichten Haargelock in ihrem Nacken, an dem Wohlgeruch, der von ihr ausströmte ...

Bei seinem Eintritt wandte sie sich auf dem Stuhle um: „Erschrecken Sie nur nicht, ich bin's leibhaftig," sagte sie. „Wo waren Sie denn?"

„Es war so schwül im Zimmer, ich bin durch den Vorgarten gegangen, gnädige Frau, in der Kühle aufzuathmen."

„Mein Mann sagte mir, daß Sie hier schrieben, da hab' ich mir einen kurzen Urlaub genommen, nach Ihnen zu sehen. Der Diener soll Ihnen ein Glas Wein und etwas zu essen bringen: Sie verschmachten mir sonst."

Die Ueberbleibsel, die von der Tafel der Reichen fallen: wurmte es in Ernst's Herzen. „Ich danke Ihnen für Ihre Sorge, gnädige Frau, aber ich bedarf nichts. In einer Stunde ist ohnedies meine Arbeit gethan."

Mit einer raschen Bewegung verließ Dorothea den Schemel. Wie schön war sie! In weichen Falten, lang nachschleppend, wallte das seidene, blumige schillernde Gewand um ihre schlanke Gestalt. Sie war dicht vor ihn hingetreten und ihr Blick erregte ihm wieder jenen süßen, namenlosen Schauer zwischen Freude und Furcht. „Es gefällt Ihnen nicht bei uns, Herr Röseckе?" fragte sie mit leichter Schelmerei. „Ich merk's, Sie haben sich das Arbeiten bei meinem Mann leichter gedacht. Aber da er mit Ihnen zufrieden ist, gewöhnen Sie sich, wie ich hoffe, bald daran."

„Wenn es nur nicht doch auf die Dauer meine Kräfte übersteigt."

„Das klingt beinahe, als sännen Sie auf einen Vorwand zum Abschied. In welchem Lichte würde ich da vor meinem Manne stehen! Oder war es Ihnen vielleicht niemals angenehm, daß ich mich für Sie verwandte?"

Welch' schändliches Spiel trieb sie mit ihm! Wollte sie gar nicht verstehen, weshalb er in ihr Haus gekommen? Mit welch' stolzer Herablassung behandelte sie ihn! „Ich bin Ihnen zu tiefem Dank verpflichtet, gnädige Frau, allein Sie werden auch meine Verzagtheit begreifen, in einer mir so neuen Stellung, einer mir so fremden Umgebung. Ich hätte gewünscht ..."

„Was hätten Sie gewünscht?"

Diesem halb herrischen, halb schmeichelnden Ton, diesem zugleich strengen und herausfordernden Blick gegenüber sank ihm der Muth wieder: „Es ist mir Alles so überraschend gekommen," meinte er abgebrochen.

„So erwarten Sie doch das Glück," sagte sie flüsternd, von ihm wegblickend, „es läßt sich nicht immer im Sturm erobern. Zufällig wird es sich einmal in Ihrer Hand finden, wie mein Taschentuch."

„Gnädige Frau!"

„Ich hatte es noch gar nicht vermißt, als Sie es mir wiedergaben, bei meinem ehemaligen Vormund muß ich es verloren haben, auf der Treppe — Sie kennen den alten Herrn?"

„Seit ich im Hause wohne."

„Ich besuche ihn öfters, aus alter Anhänglichkeit und Dankbarkeit. . . . Schade, daß er nicht in unsere Gesellschaftskreise paßt und meinem Manne nicht gefällt. Ein Beamter hat seine besonderen Ansichten von Standesehre, vielleicht sind es nur Vorurtheile, was weiß ich! Mir hat Herr Grau nur Gutes gethan, warum sollt' ich ihn meiden, seit ich Geheimräthin geworden?"

„Ich glaube, man kann ihm vertrauen."

Unbewußt mochte er das letzte Wort stärker oder eigenthümlicher betont haben, denn sie sah ihn forschend an und sagte dann leicht die vollen Schultern zuckend: „Was sollte er auch verrathen? Daß ich ihm zuweilen schreibe —" Und rasch wie ein Blitzzucken hatte sie aus der Tasche ihres Kleides einen Brief gezogen und ihm in die Hand gedrückt: „Geben Sie ihm den Brief, er muß ihn morgen in der Frühe haben und ich habe im Augenblick keinen andern Boten. Sie werden es thun, ich verlasse mich darauf!"

Sie war mächtig über ihn, wie der Magnetiseur über den im magnetischen Schlaf Liegenden. Mit derselben hastigen Bewegung, mit der sie ihm den Brief gereicht, verbarg er ihn. „Sie haben zu gebieten," sagte er dumpf, wie aus einem Traum heraus.

„Und wo wohnen Sie in jenem Hause?"

„Drei Treppen hoch, zur Rechten. Aber jenes Haus hat noch einen Einwohner, den Sie kennen, gnädige Frau."

Dorothea war einen Schritt von ihm gegangen, der Thüre zu. Die Musik war oben verstummt, die Gesellschaft mochte sich nach der Hausfrau umschauen. „Wer ist es?" fragte sie zurück.

„Der Baron von Rognitten."

Als wäre sie erstarrt, stand sie, ohne Regung, alles Blut war ihr aus dem Gesicht gewichen. Wollte sich ein Laut ihrer Brust entringen — er kam nicht aus ihrem Mund, wie im Schreck und Schmerz blieben ihre Lippen halb geöffnet, sie hatte nicht die Kraft, sie zu schließen.

„Fürchten Sie nichts," rief Ernst zwischen Mitleid und Stolz, „ich beschütze Sie!"

Sein Ausruf durchfuhr sie wie ein Schlag. Die zurückgehaltene Blutwelle schoß durch ihre Adern, ihre Wangen bis in die Stirne mit jähem Roth färbend. Sie erhob ihren Arm und winkte ihm mit der Hand gleichsam Ruhe zu. Und so, den Kopf über die Schulter hinweg zu ihm gewandt, den Finger auf den Mund legend, mit einem langen zärtlichen Blick, ging sie hinaus. Es war ihm, als hörte er sie im Corridor mit ihrem Manne reden. Er war auf

den Stuhl bei dem Schreibtisch beinahe niedergefallen. . . . Mechanisch ergriff er die Feder, sie war noch feucht von der Dinte. Hatte Dorothea mit ihr in fliegender Hast den Brief niedergeschrieben, den er in der Tasche trug? Vielleicht war sie nur deshalb in dies Zimmer herunter gekommen, weil sie in keinem andern ungestört zu bleiben hoffen durfte. Und er hatte wähnen können, daß Rücksicht auf ihn . . .

„Uff!" sagte der Geheimrath und trocknete sich die Stirn, auf der die Schweißtropfen perlten, mit einem weißseidenen Taschentuch. Ernst hatte seinen Eintritt überhört. „Meine Frau hat für Sie gesorgt," fuhr er fort und lüftete ein wenig seine hohe steife Halsbinde, „ich hatte es vergessen, daß Sie bei der Arbeit und in der Schwüle Hunger und Durst bekommen würden." Eben brachte der Diener auf einem Tablet Wein und Brod und setzte es auf einen Nebentisch. „Greifen Sie zu!"

Obwohl Ernst kein Verlangen nach Speise und Trank trug, mochte er die freundliche Einladung doch nicht zurückweisen, er nahm einen Schluck Wein, während der Geheimrath es sich mit einem Seufzer, den er nicht ganz unterdrücken konnte, in dem breiten, vielgebrauchten, mit schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhl bequem machte. Es war sonst nicht seine Gewohnheit, sich gehen zu lassen und auch nur um ein Haarbreit aus seiner straffen Haltung zu weichen. Die Hitze im Saal, die Musik, das Menschengewühl waren wohl für den durch lang anhaltende Arbeit ermüdeten Mann zu angreifend gewesen. Wie runzlig, wie verfallen erschien in dem dämmernden Licht der Lampe sein Antlitz, die Farbe so wachsgelb, die Augen so erloschen! Er athmete schwer und kurz, oder waren es nicht sowohl Athemzüge, als Seufzer? Ein Kummer, ein Weh, das keinen bestimmten Laut finden will und kann? Wer war in dieser Ehe am unglücklichsten und beklagenswerthesten? Das blühende Weib oder der alte Mann?

„Darf ich mir einen Vorschlag erlauben, Herr Geheimrath?", sagte Ernst, nachdem er eine Weile an seiner Arbeit weiter geschrieben, ohne daß jener sich in seinem Stuhl gerührt. Das Beisammensein mit dem leidenden Manne, dem Ruhe und Einsamkeit ein Bedürfniß sein mußten, wurde ihm mit jeder Minute unheimlicher. Der Gegensatz dieser Gebrochenheit zu der sonstigen Strammheit und Thätigkeit des Geheimraths war zu groß.

Ernst mußte seine Frage noch einmal wiederholen, ehe Friedloß auffuhr: „Was gibt's?"

„Ich wollte den Herrn Geheimrath ersuchen, mich die Abschrift in meiner Wohnung vollenden zu lassen, über Nacht, ich bringe sie Ihnen morgen vor acht Uhr hierher, ehe Sie in das Amt gehen."

„Warum?"

Ich kann ihm doch nicht sagen, wie krank er mir erscheint, daß mir seine Gegenwart unbehaglich ist, dachte Ernst. „Vergebung, Herr Geheimrath, aber der Lärm und die Unruhe im Hause stören und zerstreuen mich, ich fühl's, daß die Arbeit nicht recht vom Flecke kommt."

„Stören Sie?" erwiderte Friedloß, der sich inzwischen völlig ermuntert und die Herrschaft über seinen Körper wiedergewonnen hatte. „Es ist gut, wenn Sie sich bei Zeiten daran gewöhnen. Das ist der Lauf der Welt, die geistige Arbeit

erfährt immer und überall Hemmnisse und Störungen. Geistige Arbeiter sollten wie die Mönche leben, in stillen Klöstern, unverheirathet." Er war aufgestanden und an sein Stehpult getreten, zündete die kleine Lampe darauf an und kramte hin und her in seinen Papieren. Schweigend hatte sich Ernst wieder über seinen Bogen Papier gebückt. Aber seine Gedanken schweiften ebenso in der Irre umher, wie die des Geheimraths.

„Sie sind nicht verheirathet?" fragte dieser plötzlich. Ob mit, ob gegen seinen Willen, sein Sinnen drehte sich nun einmal, wie nach dem Gesetz der Schwere, um diesen Punkt.

„Nein, Herr Geheimrath."

„Freilich, bei Ihrer Jugend, ich hätte die Frage nicht zu stellen brauchen. Und dabei haben Sie noch etwas Sorgloses und Frohgemuthes in Ihrem Wesen. Das macht, Sie haben keine Hausforgen. Bei den Armen sind es die Kinder, bei den Reichen die Großmannssucht."

So viele Worte hatte der Geheimrath noch nie mit ihm gesprochen und obenein über Dinge, die ganz abseits von seiner Arbeit lagen. Nur berührte Ernst diese Redseligkeit beinahe noch peinlicher, als vorher das Schweigen. Mit dem Brief der Geheimräthin in der Tasche kam er sich wie ihr Mitschuldiger vor und mochte nicht die etwaigen Klagen ihres Gatten hören.

Friedloß stöberte noch immer in seinen Papieren, aber er konnte weder das Gesuchte noch einen Faden aus dem Labyrinth seiner Gedanken finden. „Da beneidet man uns nun," sagte er vor sich hin, über sein Pult gebeugt, unbekümmert um Ernst, „wegen unserer Stellung, unserer Wohlhabenheit . . . wenn man auf den Grund sehen könnte . . . Was ist auf dem Grund jeder Flasche?"

Die im Saal über ihnen schienen eine lustige Antwort darauf zu geben. Eine plötzliche Stille — und dann die melodische Weise der „Aufforderung zum Tanz" . . . Es gehörte keine besondere Phantasie dazu, die Paare zum Walzer antreten zu sehen . . .

„Fröhliche Leute da oben!" sagte der Geheimrath und richtete sich in die Höhe. „Sie haben Recht, Herr Röfecke, es geht heute nicht. Ich muß als Wirth die Ehre meines Hauses aufrecht halten," und er zupfte seine Halsbinde wieder zurecht. „Packen Sie zusammen, und wenn Sie mir noch eine Nachtstunde opfern wollen . . ."

„Ich verspreche es Ihnen, Herr Geheimrath."

„Sie sind selbst Beamter, Sie wissen, was Dienstgeheimnisse besagen . . . Ich gebe ungern etwas aus dieser Stube . . ."

„Unbesorgt, Herr Geheimrath, Niemand sieht diese Schriften, morgen um halb acht liefere ich die Reinschrift in Ihre Hände."

Ernst war froh aus dem Gemach, aus dem Hause zu kommen. Nur einen scheuen Blick warf er auf die hellen Fenster, auf die Schatten, die hinter ihnen an den Wänden vorüberhuschten. Wenn jetzt der Alte mit den düsteren, strengen Augen und der gramvoll gefurchten Stirn unter die Tanzenden trat und sein Weib in den Armen Rognittens dahinrasen sah . . . Er lachte bitter auf, denn er fühlte sich ebenso betrogen, ebenso bedauernswerth, von ebenso unzerreißbarer Kette gebunden, wie der unglückliche Mann, der bedauerte, kein Mönch zu sein.

Friedloß war nicht in den Saal hinaufgegangen. Er hatte die Wohlthat des Alleinseins herbeigesehnt und es nur nicht mit seiner Würde vereinbar gefunden, den Schreiber vor der Zeit zu verabschieden. Mit schnellem Griff hatte er das Papier, nach dem er vorher vergeblich gesucht, unter dem Haufen von Actenstücken und Briefschaften hervorgezogen: ein Bogen mit Zahlen bedeckt. Mit Zahlen, die ihn, je mehr und hitziger er sie auf und ab rechnete, desto spöttischer und fratzenhafter anstarrten, als ob sie sich in Koboldmasken verwandelt hätten ... In Masken? Nein, in lebendige Kobolde, die ihn angrinsten: rechne doch, Geheimrath, zweimal zwei macht fünf ... Er konnte nicht mehr, stöhnend warf er die Feder von sich: „Es ist ein Elend," sagte er dumpf, „und das Ende ist Schrecken."

Die grauen Haarbüschel sträubten sich ihm auf dem Kopfe, er hatte die Empfindung, als zöge eine unsichtbare Hand daran sein Haupt, das ihm auf die Brust gesunken war, gewaltsam empor ... Damit er sich selbst im Spiegel betrachten und der Richterin Wahrheit Rede stehen könnte ... Was war aus ihm geworden, wohin war er gerathen? Nein, noch war nichts verloren, es bedurfte nur einer energischen Willensanstrengung, die Fessel abzustreifen oder zu zerbrechen.

Einer hatte es ihm prophezeit, wie Alles kommen würde und wie es gekommen war. Der alte Wucherer und Börsenspeculant Kaspar Grau. Er hatte den Mann, seit dem Tage, wo er ihn als den Vormund Dorothea's aufgesucht, die erst einige Wochen nach ihrer Verlobung mündig wurde, nicht wieder gesehen, schon durch die bloße Berührung mit der gemeinen Habsucht und Geldgier hatte sich das Ehrgefühl und die moralische Steifheit des Beamten verletzt gefühlt: jetzt war es ihm, als schleiche er neben, hinter ihm schlürfenden Schritts einher. Mein verehrtester Herr Geheimrath, hörte er seine schleppende, mürrische Stimme in seinem Ohre, habe Ihnen nichts zu rathen, kenne Fräulein von Mannstadt als ein sehr schönes, sehr kluges und sehr gut erzogenes Mädchen, hat mein eigenes Geld gekostet, ihre Erziehung, aber sage Ihnen, daß ihr Vater ein Leichtsinniger, ein Spieler, ein Verschwender gewesen. Art läßt nicht von Art, ist eine gefährliche Sache, glühendes Eisen mit der Hand anzufassen, aber wie Sie wollen, ist mir eine wundergroße Ehre diese Verbindung, die Sie mir für meine Mündel antragen! Und er hatte die Warnung in den Wind geschlagen, er hatte sich sogar noch ein Verdienst daraus gemacht, das Mädchen, dessen Geist und Schönheit es ihm angethan, aus einer so verderblichen Vormundschaft zu befreien. Mochte doch der Vater immerhin sein Vermögen vergeudet haben — seine Tochter war ein hochadliges Fräulein, der Sohn Officier. In seiner angesehenen Stellung, mit einem guten Gehalt und eigener altererbter Wohlhabenheit konnte sich Friedloß nach seiner Meinung wohl die Heirath mit einem armen Mädchen gestatten. Er liebte Dorotheens Schönheit, ihre sinnreiche Rede, ihr zurückhaltendes Wesen, ihre feine Schmeichelkunst bestachen ihn. Und anfangs hatte er seine Wahl nicht zu bereuen gehabt. Von dem Minister bis herab zu dem jüngsten Rath im Amt waren alle in dem Lobe der jungen Frau einstimmig, sie wußte im gesellschaftlichen Verkehr bescheidene Haltung mit geistvoller Höflichkeit zu vereinen. Man beneidete Friedloß, der ein Fünfziger noch ein solches großes

Loos gezogen, und er selbst kam sich beneidenswerth vor, als Dorothea ihm einen Sohn gebar, als er rasch eine Rangklasse emporstieg, eine Aufbesserung seiner Besoldung und einen höheren Orden erhielt. Und alles um ihn Gediegenheit, Anstand, Respectabilität war!

Wo waren die Zeiten hin! Nicht vor vier Jahren, vor einer Ewigkeit dünkten sie ihn gewesen zu sein. In dieser traurigen Stunde sah er nur die furchtbare Verwandlung seines Geschickes. Das Kind war im zweiten Jahre von einer tückischen Krankheit hinweggerissen worden. Um die Mutter aus ihrem dumpfen Trübsinn zu reißen, hatte er eine Reise nach der Riviera mit ihr gemacht, sie war den Winter über dort geblieben, während seine amtlichen Geschäfte ihn nach der Hauptstadt zurückriefen. Anders als sie gegangen, kam sie heim. Ihre Schwermuth war verflogen, die Sucht nach Vergnügen, Zerstreuung und Aufregung hatte sie ergriffen. Es schien, als hätte sie in Nizza erst ihr eigentliches Wesen entdeckt. Sie war noch schöner, noch schmeichlerischer geworden und hatte, im Bewußtsein ihrer Unwiderstehlichkeit, die maßlosesten Wünsche, die wunderlichsten Launen. Noch einmal so groß als bei ihrer Verheirathung that sich jetzt zwischen den beiden Gatten der Unterschied ihrer Jahre auf. Friedloß hatte in den vier Monaten, die er allein verlebt, nicht gealtert, in seine Stirn hatten sich die Runzeln nicht tiefer gegraben: aber Dorotheen erschien er beim Wiedersehen als Greis. Er hatte in ihrer Abwesenheit seine alten Junggesellengewohnheiten wieder aufgenommen, die sie noch mehr abstießen, als seine Jahre. Vielleicht, seufzte er jetzt, wäre es das Beste gewesen, wir hätten uns damals in Frieden, unter einem schicklichen Vorwand, getrennt. Aber ihre Schönheit ließ ihn nicht los, kaum daß er gegen sie zu klagen wagte. Und hatte er vor der Welt einen stichhaltigen Grund zur Klage? Sie war gefallsüchtig, sie lockte gern an, jede neue Erscheinung in ihren Kreisen suchte sie zu fesseln, sie besuchte ohne ihn Gesellschaften, Bälle, Theater — aber das thaten andere Frauen auch und Niemand hatte ihr bisher ein Liebesverhältniß, eine Treulosigkeit nachgesagt. Konnte er von ihr verlangen, daß sie seiner einsiedlerischen Neigung wegen ihre Jugend und Schönheit ungesehen und ungenossen verkümmern lasse? Wenn er ihr über ihre Verschwendung Vorstellungen machte, betrachtete sie ihn mit ihrem, wie eine Dolchspitze kalten und scharfen Blick: „ich wußte nicht, daß ich einen Knauser geheirathet habe.“ So waren die Feste, die Badereisen einander gefolgt, eine kostspielige Ausstattung war durch eine noch kostbarere verdrängt worden. Längst hatte er das Capital seines Vermögens angreifen müssen, um ihren Ausgaben zu genügen, aber er fürchtete sich ihr geradezu eine Bitte abzuschlagen, als würde dann das Haus über ihnen zusammenstürzen, die Erde sich öffnen. Was liegt auch daran, hatte er sich mit dem Muth der Verzweiflung beruhigt, so lange ich noch zu leben habe, hält's wohl — und wenn nicht, wird mich der Schlag treffen! Vor der Welt mußten der Frieden wie die Ehre des Hauses aufrecht gehalten werden, Niemand durfte ahnen, welcher Wurm heimlich darin nagte.

Was hatte ihn heute aus der stumpfen Gleichgültigkeit, mit der er seine Lage ertragen, so gewaltsam aufgerüttelt? Es war nichts Unerwartetes geschehen. Die Zahlen, welche das Schwinden seines Vermögens darstellten, hätten

ihm vor einem Monat dieselbe Auskunft gegeben. Warum erschrak er jetzt vor dem Blick in den Abgrund, an dessen Rande er schon so lange gestanden, dessen Schauerlichkeit einen seltsamen Reiz auf ihn ausgeübt? In keinem Punkte, der sichtbar oder faßbar gewesen, hatte sich das Betragen Dorothea's geändert. Sie behandelte ihn mit ihrer kühlen Höflichkeit, mit jener Rücksicht gegen seine Eigenheiten, die ihm die Möglichkeit eines Vorwurfs vorweg nahmen: jeder Annäherung, jeder Aussprache setzte sie ihre Unnahbarkeit entgegen. Bedrückte der Jammer seiner Ehe sein Herz? Er hatte sie vorhin im Kreise ihrer Gäste gesehen: die Schönste, die Anmuthigste von allen Mädchen und Frauen. Für jeden, sogar für ihn hatte sie ein aufmerksames, freundliches Wort gehabt. So ruhig, klar und still hatten ihre Augen geblickt, so silberhell ihr Lachen geklungen, als wären für sie keine irdischen Sorgen, keine Feindschaften vorhanden. Als bedürfe sie keiner Liebe und Freundschaft, als wolle sie nur geben und nichts empfangen. Hat sie ein Herz? hatte er sich plötzlich gefragt. Und ihr Blick, kalt und glänzend wie Gletschereis, hatte ihm geantwortet: nein! Glänzend wie ihr Auge hatte die Diamantbroche an ihrer Spitzencravatte ihm entgegengeschimmert. Woher hatte sie dies Kleinod? Er hatte es nie vorher unter ihren Schmucksachen bemerkt. War es ihr geschenkt worden? Hatte sie es gekauft? Woher nimmt sie das Geld für so kostspielige, so unnütze Ausgaben? Borgt sie, spielt sie an der Börse? Der hellerleuchtete Saal, die lachenden Menschen, die fröhliche Musik: Alles auf Borg und Spiel, auf Schein und Trug gegründet? Er hatte es nicht länger mit ansehen mögen, er war wie aus einer Hölle in sein stilles Gemach hinunter geeilt ...

Und saß nun hier, unter seinen Büchern, seinen Actenbündeln in blauen Deckeln, bei der bescheidenen Lampe, in dem verschlissenen Lederstuhl und sann .. War sie treulos, hatte sie einen Geliebten? Schleifte sie den makellosen Namen Friedloß in dem Staub und Schmutz des Börsenspiels, in unsicheren Speculationen, in unsauberen Wechseln umher? Reiße sie aus der Mitte ihrer Bewunderer, zwinge sie auf die Kniee nieder, laß sie bekennen — ein heiseres Gurgeln wie ein Spottgelächter über sich selbst drang aus seiner Kehle. Er war auch der Mann dazu dieser Frau zu befehlen!

Oben im Saal war eine Tanzpause eingetreten. Der Diener reichte Erfrischungen umher. In einer Fensternische stand Dorothea, von Herren und Damen umgeben. Auch nicht der Schatten eines Kummers, eines Unmuths lag auf ihrem warm von der noch nachzitternden Erregung des Tanzes gerötheten Antlitz. In dem Gleichmaß ihres schönen Körpers schien sich das Gleichmaß ihrer Seele auszuprägen. Sanft wie ihre Rede waren ihre Bewegungen. Vielleicht war nur eine leere Tiefe in ihr, aber diese Tiefe zog geheimnißvoll an. Vielleicht war keine Wärme in ihr, aber der Schimmer, den sie ausstrahlte, berückte. Rognitten's dunkle Blicke hingen wie verzehrend an ihr. Durch die ganze Länge des Saales von ihr getrennt stand er in einer anderen Gruppe, scheinbar in einem angelegentlichen Gespräch. Dennoch sah er, dachte er nur an sie. In dem adligen Casino, wo er durch den russischen Militärbevollmächtigten eingeführt worden war, hatte er die Bekanntschaft von Dorotheens Bruder gemacht: der junge Officier besuchte die Kriegsschule. Er war es gewesen, der

den Baron vor einigen Wochen in dem Hause des Geheimraths vorgestellt. Dorotheens Schönheit hatte gleich bei dem ersten Zusammentreffen ihren Eindruck auf Rognitten nicht verfehlt, allein ihre kühle und gelassene Art ihn fern gehalten. Wenn er anfangs in seiner Eitelkeit geglaubt, sie fürchte sich ihn auszuzeichnen, hatte sie ihm bald gezeigt, daß ihr seine „interessante" Persönlichkeit, das Abenteuerliche und Phantastische, das ihn umschwebte, so gleichgültig war, wie all' ihre Bekannte. Denn mit dem Spürsinn der Eifersucht hatte er schnell herausgebracht, daß von Allen, die sie umschwärmten, Keiner den Weg zu ihrem Herzen gefunden. Gerade diese Gewißheit reizte ihn noch mehr. Hier galt es ein Problem zu lösen. Welch' eine Eroberung! Wenn es ihm gelänge, in dieser Brust den Funken der Leidenschaft zu entzünden! Aber bis heute waren seine Huldigungen, seine Betheuerungen vergeblich gewesen: „Sie halten mich für eine unverstandene, sich in Sehnsucht verzehrende Frau, Herr von Rognitten," hatte sie ihm einmal ohne Umschweife gesagt, „weil ich an einen älteren Mann verheirathet bin, der in seinem Amt aufgeht, Sie sehen in mir, was mir sehr schmeichelhaft ist, eine Turgenjew'sche Novellenfigur — Sie täuschen sich gründlich: ich bedarf nichts, ich sehne nichts herbei, am wenigsten die Liebe."

Und doch — was lag in diesem wie in das Blaue fragend irrenden Blick ihrer Augen? Konnte der Wille so die Natur Lüge strafen? War nicht Alles liebreizend an ihr, und sie wollte sich der Liebe weigern? Er ging zu ihr hinüber, es war ihm, als zöge sie ihn durch den Saal an sich, obgleich sie ihn nicht ein einziges Mal anschaute. Man sprach um sie her von ihrer bevorstehenden Reise, man bedauerte, daß man sie diesen Winter werde entbehren müssen.

„Um so fröhlicher wird das Wiedersehen im Frühjahr sein," sagte sie.

„Ja für die, welche Sie erwarten dürfen, gnädige Frau," entgegnete Rognitten, „aber mir erhellt dieser Hoffnungsstern das Dunkel Ihrer Abwesenheit nicht."

„Wollen Sie Berlin so bald verlassen?"

„Wahrscheinlich schon mit dem Anfang des nächsten Jahres."

„Da müssen wir die Tage unseres Zusammenseins eben noch auskosten," meinte sie lachend. „Vorausgesetzt, daß Sie nichts Besseres zu thun haben."

„Besseres, als in Ihrer Nähe zu weilen, mit Ihnen zu reden? Freut es Sie, mich zu verspotten?"

Es war leer um sie in der Nische geworden, die jungen Leute schienen sich wieder zu einem Tanz ordnen zu wollen.

„Ich verspotte keine ernsthafte Empfindung, aber die Redensarten mag ich nicht."

„Wie leicht läßt sich an einem Gefühl zweifeln, dem man verbietet sich zu offenbaren!"

„Eine schöne Leidenschaft, die sich gebieten läßt! Indessen die Herrschaften erwarten, daß Sie ihnen noch aus Ihrem Füllhorn eine Mazurka oder Polka spenden."

„Und Sie werden tanzen?"

„Nein, ich werde am Klavier stehen bleiben und Ihnen zuhören, lauschend, weltverloren."

„Und dann?"

„Und dann können wir morgen Abend weiter über unsere Empfindungen reden. Wir haben eine Partie nach dem Wintergarten des Centralhotels verabredet, wo die Zigeunerkapelle spielt. Mein Bruder wird eine Loge nehmen, Kommen Sie?"

Diese Frage in diesem Ton — er wäre ins Feuer gesprungen. Er küßte ihr statt jeder Antwort die Hand. „Also um acht Uhr," sagte sie leise. „Und wenn ich nicht pünktlich bin, werden Sie nicht ungeduldig. Ich muß erst für meinen Mann sorgen." Wie verstand sie es, Scherz und Gutmüthigkeit, Reiz und Würde zu verbinden. Eine bezaubernde Frau — in einer Art Rausch folgte er ihr zu dem Flügel. In ihrem schönen stillen Gesicht regte sich nichts, kein noch so leichtes Lächeln, kein noch so flüchtiger Strahl des Triumphes, daß sie den gefährlichen Mann für morgen Abend unschädlich gemacht habe.

(Schluß folgt.)

Rede auf Geibel.

Von

Wilhelm Scherer[1]).

Als vor zweiundzwanzig Jahren Ludwig Uhland starb, da hat ihm Geibel das Grablied gesungen:

Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutschen Dichterwald;
Ein Sänger schied, getreu vor allen,
Von denen deutsches Lied erschallt.

Er nennt ihn einen Spiegel vaterländischer Sitte, einen Herold deutscher Ehren, beharrlich, stark und echt.

Geibel hat damit den Grundton angegeben, aus dem er selbst zu feiern ist. Auch er war ein Herold deutscher Ehren. Auch er gehörte zu den Auserwählten, die in unserem vielzerrissenen Volke von Zeit zu Zeit das Gefühl der Einheit wecken dürfen. Er hat oft das Wort gefunden, das in allen Herzen widerklang. Und noch sein Tod bewährt die einigende Kraft. Denn die Trauer, der wir heute feierlichen Ausdruck geben, wird im Süden wie im Norden und wo außerhalb des Vaterlandes Deutsche wohnen, sie wird im ganzen Volk getheilt. Und indem Geibel alle Stammgenossen um sein Grab versammelt, scheint seine schöne Stimme noch einmal zu ihnen zu reden und ihnen zu verkündigen die frohe und gewaltige Botschaft von dem Werthe der Poesie, von dem Glanz unserer Sprache, von dem Priesterthume der Kunst.

Die Deutschen, denen die Ehre zu Theil wurde, den größten Dichter des modernen Europa's den ihrigen nennen zu dürfen, haben es schnell verlernt, der Poesie einen enthusiastischen Cultus zu widmen. Ein großer Literarhistoriker erklärte, die Zeit der Dichtung sei zu Ende und die Zeiten der Politik seien angebrochen. Sein strenges Wort war eine schmerzliche Prophezeiung. Die Zahl derer, die noch warm für Poesie empfinden, wird von Jahr zu Jahr geringer: Männer auf der Höhe des Lebens rechnen die Poesie nicht mehr zu den ernsthaften Angelegenheiten der Nation; selbst die Jugend, sobald sie der

[1]) Gehalten in der vom Verein „Berliner Presse" veranstalteten Gedächtnißfeier, 25. Mai 1884.

Schule entwachsen ist, wendet sich leichtherzig ab von den belebenden Quellen unserer Dichtkunst; und nur die Frauen bleiben den alten Lieblingen getreu. Wir haben eine einsichtige und weitblickende Pflege der Kunst und der Wissenschaft: daß auch die Poesie einer solchen fähig, werth und bedürftig sei, scheinen Wenige zu wissen. Wir haben mehrere deutsche Akademien, welche Künstler und Gelehrte in ihrem Schoß versammeln: wir haben keine „Deutsche Akademie" um diejenigen aufzunehmen, welche der kunstmäßigen Ausbildung der deutschen Poesie und Prosa eine ruhmvolle Lebensarbeit widmen.

Trotz der Ungunst der Zeit aber empfing Emanuel Geibel alle die äußere Förderung, deren er bedurfte; und er erlangte eine Stellung in der Nation, welche die äußeren Ehren entbehren konnte. Er hat nie den vorübergehenden Forderungen der Mode gedient, er hat nie dem Geschmacke der Menge geschmeichelt, er hat sich nie zum Sklaven einer literarischen oder politischen Parteimeinung gemacht — und dennoch einen mächtigen, in Deutschland seltenen Erfolg errungen. Er hat damit den Beweis geliefert, daß der Erfolg des schlichten Schönen nicht von der Mode, nicht von dem Beifall des Marktes und nicht von der Gunst der Parteien abhängt. Er weckt in uns die tröstliche Hoffnung, daß das Zeitalter der Poesie doch noch nicht zu Ende sei, und daß auch in Zukunft diejenigen nicht fehlen werden, welche das echte Talent zu erheben bereit sind. Er hat im Leben Schule gemacht, jüngere Dichter neidlos gefördert und ihnen die Wege gewiesen. Er wird auch nach seinem Tode ein Wegweiser und Zielzeiger, — ein Führer, ein Erzieher, ein Lehrer seines Volkes bleiben: ein Führer zur Schönheit, ein Erzieher zum Maß, ein Lehrer der Form.

Die Deutschen schätzen von Alters her den Gehalt mehr als die Form, das innere Leben mehr als die Erscheinung. Erscheinung gilt ihnen allzu oft für Schein, und sie wollen nicht den Schein, sondern die Wahrheit. Geibel aber besaß die Kraft, durch den Gehalt seiner Dichtung zugleich den Werth der Form allem Volk eindringlich zu predigen. Vers und Sprache waren ihm unterthänig. Im Ausdruck gab es nichts Schweres, nichts Unüberwindliches für ihn. Ueberall drang er zur vollendeten Klarheit durch. Der sprödeste Stoff ward bildsam unter seinen Händen. Er übte die ruhige Herrschaft des Meisters, die nicht blenden will, die nicht fürchtet gewöhnlich zu werden, die nicht hascht nach Originalität. Er empfand die strenge Form, den reinen Reim, das feste Metrum nicht als Zwang, sondern als Vortheil. Seine Sprache ist voll Harmonie und Rhythmus, reich an Vocalen, ohne Härten und mißlautende Zusammenstellungen, voll Wechsel, Glanz und Leben des Lautes, wie bei den Minnesängern, und doch nicht allzu weich und süßlich, nicht allzu eifrig buhlend um die Gunst eines klanggierigen Ohres, sondern erfüllt mit Kraft und Mark und mit der Wucht ewiger Gedanken.

Denn der Adel der Form fließt aus dem Adel der Seele.

Zwar hat keine Theorie der Poesie bis heute die Grenzen zwischen Dichtkunst und Sittenlehre endgültig gezogen; und seit im vorigen Jahrhundert zunächst innerhalb des englischen Romans und dann in der ganzen europäischen Literatur gebrochen ward mit den stoisch-heroischen Tugendhelden, deren unnatürliche Festigkeit über jede Anfechtung ohne Mühe triumphirte — seit man darauf

ausging, wahre natürliche Menschen in all ihrer Fehlbarkeit dem Leben nachzubilden — seit die Losung der Natur und Wahrheit mit Nachsicht und Menschenliebe Hand in Hand ging: — seitdem wird die Abspiegelung des wirklichen Lebens an sich vielfach für ein würdiges Ziel der Poesie gehalten; und wer von einem moralischen Zwecke derselben redet, der macht sich der Philistrosität oder des Zopfes verdächtig. Aber wie dem auch sei und was die ästhetische Theorie darüber sagen, rathen und meinen mag: so viel steht fest, daß die Poesie thatsächlich es seit Jahrhunderten als ihre Aufgabe betrachtet hat, eine sittliche Bildnerin der Völker zu sein und die Ideale zu stärken, auf denen die Gemeinschaft der Menschen, auf denen die Gesellschaft beruht. Von jeher hat sie Götterbilder aufgerichtet. Von jeher hat sie Gestalten geschaffen, zu denen die Menschen in Verehrung emporblicken sollten. Was durch die Flucht der Zeiten hin für groß und werthvoll galt, das hat sie verherrlicht mit der bildenden Kraft des Wortes.

Und dieser überlieferten sittlichen Mission der Poesie ist Geibel stets getreu geblieben, wie Ludwig Uhland. Fast Alle, die sich in den Tagen des Schmerzes das Bild Geibel's zu vergegenwärtigen suchten, mußten an das Gelübde erinnern, das er einst — gleichsam in die Hände König Friedrich Wilhelm des Vierten — ablegte:

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.

Fast Alle, die Geibel feierten, haben ihn als eine priesterliche Gestalt empfunden, als einen Priester nicht bloß des Schönen, sondern auch des Guten. Aus einem Priesterhause ging er hervor, und der ehrenfeste Geist des protestantischen Pfarrhauses ruhte auf allem seinem Wirken. Seine Seele lebte mit den Besten seiner Zeit in beständigem Einklang. Er ging die gerade Straße des Heils; kein Irrweg verlockte ihn; kein Mißlingen schreckte ihn; er wußte zu hoffen, er wußte zu glauben. Alles, was sich stetig entwickelte in unserem nationalen Leben, daran nahm er den freudigsten Antheil; Alles, was einen Bruch, eine Verzerrung, einen plötzlichen Umschlag bedeutete, das fand an ihm einen Gegner: Festigkeit und Treue verließen ihn nie. Jedem, der ihn kannte, erschien er, wie ihn Berthold Auerbach einmal, unter dem unmittelbaren Eindruck eines Wiedersehens, bezeichnete: „Geibel ist ständig eine im Besten lebende Seele von wahrem und warmem Pathos".

Er war eine geschlossene Persönlichkeit wie Ludwig Uhland, und noch mehr als dieser ganz der Poesie ergeben. Er war kein activer Politiker, wie Uhland; er war kein Fachgelehrter, wie Uhland. Als Politiker, als Gelehrter blieb er immer Dichter. Sein reines und richtiges politisches Denken ging in Poesie auf; sein reiches literarisches und ästhetisches Wissen ward nur in Versen niedergelegt. Aber sein dichterisches Schaffen kam, wie bei Uhland, nicht zu breiter Entfaltung. Seine wie Uhland's sämmtliche Werke umfassen wenige Bände, Gedichte und Dramen, keine Prosa, keine Novellen, keinen Roman. Er wußte ausgezeichnet zu erzählen; aber er hatte keine eigentliche Lust zu fabuliren.

Das glücklich begonnene Epos „Julian", worin deutsches und russisches Wesen sich berühren, blieb Fragment. Erzählungen wie der „morgenländische Mythus", „die Blutrache", „König Sigurd's Brautfahrt", die sogenannten „Idyllen" und andere, schließen sich in engerem Rahmen knapp zusammen; „der Tod des Tiberius" ist eine Geschichte von symbolischem Gehalt. Die halblyrische Form der Ballade war ihm innerhalb der epischen Dichtung am meisten gemäß. Aber auch diese pflegte er weniger eifrig als Uhland; und viel lieber hing er den eigenen Erinnerungen nach, um was ihn einst in Freud' und Leid bewegte, ins Licht der Gegenwart heraufzuholen. Das „Buch Elegien", der Anfang einer poetischen Selbstbiographie, ist vielleicht sein am meisten charakteristisches Werk. Sein Liebeslied malt nur die eigene Empfindung, nicht das Wesen der Frauen, welche diese Empfindung erregten. Er war stets mehr nach innen, als nach außen gewandt. Seine Lyrik hat wie Uhland's Lyrik selten den dramatischen Zug, der uns zum Miterleben zwingt. Sie spiegelt einen Zustand ab; sie blickt in die Vergangenheit zurück. Im Drama selbst ruht auf dem Monolog der Nachdruck. Nicht die Handlung, nicht der sinnfällige Conflict, nicht Begehrungen und Leidenschaften, die zornig auf einander stoßen, sondern nur der Seelenkampf, der eine That gebiert, fordert seine höchste Kunst heraus.

Der Widerstreit entgegengesetzter Empfindungen in derselben Brust, das ist sein höchstes tragisches, ja fast das einzige tragische Thema, das er behandelt: eine Verwirrung des Gefühls, wie sie Heinrich von Kleist so oft seinen Figuren mittheilt. Geibel's Brunhild vernichtet, wie Kleist's Penthesilea, den Helden, den sie liebt. Geibel's Sophonisbe liebt den Feind ihres Volkes, den sie tödten möchte. Brunhild fühlt sich beschimpft von dem einzigen Manne, dem ihr Herz entgegenschlug. Sophonisbe glaubt, daß ein solcher Schimpf ihr drohe, und steht entwaffnet, da sie sich getäuscht. Geibel's Lorelei hat Untreue zu rächen; auch ihre Liebe wandelt sich in Haß und treibt den einst Geliebten in den Tod. Ja selbst Geibels Lustspiel, das eine freie und reine Heiterkeit um sich verbreitet, hat eine Verwirrung des Gefühls zum Gegenstande: der zerstreute Meister Andrea wird, nach einem bekannten, von Shakespeare und Holberg gebrauchten Motive, zur Strafe für seine Zerstreutheit an sich selbst irre gemacht und in den Wahn versetzt, er sei ein ganz anderer Mensch.

Am großartigsten aber und an dem gewaltigsten Stoffe kommt die Neigung, den inneren Zwiespalt darzustellen, in dem Monologe „Judas Ischarioth" zur Geltung, der den Keim zu einer ganzen Tragödie enthält. Judas spricht darin das Gefühl aus, das ihm Jesus einflößt. Er zweifelt nicht, daß er der Messias ist. Aber er hat sich den Messias anders gedacht. Er wollte einen Kriegshelden, einen nationalen Führer, einen Befreier von den Römern. Er hat *sich* einst in diese Rolle geträumt; er würde zurückstehen, wenn nur Jesus sie übernehmen wollte; aber diese Demuth, diese holdselige Sanftmuth, diese weltumfangende, friedenathmende Liebe, die ihn so tief ergreift und doch so tief empört, — er, Judas, ist einst auf eines Berges Gipfel an ihn herangetreten und hat ihn an sein Amt gemahnt und ihm das Land gezeigt, das seines Fürsten harrt. — „Hinweg, Versucher!" rief ihm der Heiland zu; und seitdem ist er von ihm ge-

schieden; ein tödtliches Gefühl wächst in ihm auf wie Haß, und dunkle Stimmen locken zum Verrath.

Jedermann sieht, wie genial hier Geibel die Ueberlieferung umbildete: er hat den Verräther gehoben, indem er ihm ein national-politisches Pathos verlieh; und er hat das Motiv der Versuchung vom Satan auf ihn übertragen. Den Kampf von Gut und Böse, den Kampf von Licht und Finsterniß hat er in das Innere der Menschenbrust verlegt und so uns menschlich nahe gerückt. Mit einer hohen sittlichen Gesinnung sucht er die Entstehung des Bösen auf und zeigt, wie das Uebermaß einer einzigen, an sich vielleicht edlen Empfindung ins Verderben führt. Er kennt die Gefahr und glaubt zu wissen, wie sie beschworen wird. Er kennt den Kampf und glaubt zu wissen, wo man den Frieden findet. Wen der Zaubergesang thörichter Leidenschaft verwirren will, wem zweifelnd die Seele schwankt, dem räth er ans Meer zu flüchten oder in den Wald und zu horchen auf des Meeres Tosen und des Waldes Brausen und des endlichen Reizes Lockung zu erproben am Gefühl der Unendlichkeit.

Vor der großen Natur heiligem Frieden hält
Nichts Unlauteres Stand; von den befangenen
Sinnen streift sie den Irrthum
Wie ein lastend Gewand herab;

Und wie plötzlich entfacht einst am gesegneten
Nachtmahlskelche des Grals feurige Schrift erschien,
Glänzt ein göttlicher Wille
Klar in deinem Gewissen auf.

Aber wer das Leben kennt, wird zugeben, daß dieser schöne Gedanke nicht ebenso wahr, daß der Rath, den Geibel hier ertheilt, nicht allgemeingültig ist. Nur in harmonischen Seelen löst Natur die sittlichen Dissonanzen. Jene grellen inneren Conflicte, die Geibel darstellen will, den tödtlichen Kampf von Haß und Liebe, den hat er nicht erlebt, sondern höchstens im schwachen Abglanz vorempfunden. Denn er war eine harmonische Seele; in ihm lösten sich die Dissonanzen; und so war die breit austönende, die stät verweilende Empfindung sein eigenstes Gebiet, das was ein Herz bedrückt, erschüttert — erhebt, entflammt, das Träumen und das Sinnen, das Hoffen und das Glauben, das Jubeln und das Trauern: Religion und Vaterland, Natur und Liebe — die uralten Gegenstände jeder Dichtung.

Geibel wurzelt, wie Uhland, fest in der engsten Heimath; aber die Schranken der Heimath durchbricht die Liebe zum gemeinsamen Vaterland; und über das Vaterland hinaus huldigen sie Beide dem Genius der Menschheit. Geibel indessen ist eine mannigfaltigere, reichere Lebensbahn gewandelt, als Uhland; die Gegensätze unseres Volkes und die Gegensätze unserer nationalen Bildung waren in ihm völliger versöhnt und vermittelt. In Norddeutschland geboren und erzogen, hat er entscheidende Jahre in Süddeutschland verlebt, um zuletzt nach dem Norden zurückzukehren. Lübeck gab ihm das Leben; in Bonn und Berlin hat er studirt; nach den Wanderjahren kam er in München zur schönsten und frischesten Thätigkeit; und in der geliebten Vaterstadt ruhte sein Alter aus. Drei deutsche Fürsten aus dem Norden und aus dem Süden haben nach einander sich an ihm als groß-

müthige Freunde der vaterländischen Dichtkunst erwiesen: König Friedrich Wilhelm der Vierte, König Max von Bayern und Se. Majestät unser Kaiser. Im Norden wie im Süden war die beste Gesellschaft stets bereit, ihn sympathisch zu empfangen; und bei der Aufführung seines „Meister Andrea" erneuerten sich die Traditionen von Weimar, wo Herzog Karl August in Goethe's „Iphigenie" mitspielte.

Während Uhland viele Jahre vor seinem Tode schon aufhörte, ein activer Dichter zu sein, und ausschließlich der Wissenschaft lebte, floß für Geibel die poetische Quelle fast bis zuletzt, und die Weisheit des Alters kam seiner Dichtung zu Gute. Er nahm einen stetigen Weg nach aufwärts. Welcher Fortschritt von 1840 bis 1877, von den frühesten „Gedichten" zu den „Juniusliedern", zu den „neuen Gedichten", zu den „Gedichten und Gedenkblättern", zu den „Heroldsrufen" und endlich zu den herrlichen „Spätherbstblättern"! Welcher Fortschritt von seiner ersten Tragödie, dem jugendlich unvollkommenen „König Roderich", zur „Brunhild" und „Sophonisbe"! Nicht nur daß er die Formen immer freier beherrschte, daß er immer mehr seinen eigenen Ton fand und aus dem Schüler ein Meister ward: er ist auch innerlich immer freier und größer geworden. Die Zeit wuchs mit ihm; sie hob ihn auf eine immer höhere Warte; immer lauter erklang seine Stimme, und in immer weiteren Kreisen ward sie vernommen.

In religiösen Dingen machte die Befangenheit der Jugend einer freimüthigen Kritik Platz. Wohl durfte er einst sagen: „Mir quillt der Dichtung heil'ger Bronnen am Felsen, der die Kirche trägt." Wohl gab er in einem Gedichte, wie „der Bildhauer des Hadrian", die Sehnsucht des Künstlers nach einem festen Glauben kund. Wohl wußte auch er, wie alle christlichen Sänger vor ihm, den hebräischen Psalmen prachtvolle Weisen nachzusingen. Wohl feierte er im Liede kirchliche Feste mit. Wohl vertiefte er sich in die Anschauung der erhabenen Milde Jesu und betete bei Dem um Frieden, vor dem die Stürme schweigen. Aber im Alter konnte er sagen: „Meiner Brust ist jener Gottesfrieden, der kein Bekenntniß hat noch braucht, beschieden." Und der Kirche rief er zu, sie solle nicht der Mumie, sondern dem Phönix gleichen. Er warf ihr vor, daß sie alternd erstarre:

Statt sich des Wissens der Welt zu bemächtigen, zieht sich die Kirche
Von den Gedanken des Tags weiter und weiter zurück,
Lebt in vergangener Zeit und spricht in verschollenen Zungen,
Ach, und verwundert sich dann, daß sie der Tag nicht versteht.

Er klagte: „Religion wird Theologie und Glaube Bekenntniß". Er meinte: Theologie sei eine künstliche Leiter zum Himmel, Religion die angeborne Schwinge. Der Glaube ist ihm ein schöner Regenbogen, der zwischen Erd' und Himmel aufgezogen, ein Trost für Alle, doch für jeden Wandrer je nach der Stelle, da er steht, ein andrer. Und er gibt den Rath:

Wollt ihr in der Kirche Schoß
Wieder die Zerstreuten sammeln,
Macht die Pforten breit und groß,
Statt sie selber zu verrammeln.

Wie Geibel's politischer Gesang sich erhob, ist uns allen in frischem Gedächtniß. Auch er hatte in seiner Jugend von dem schlafenden Kaiser im Kyff-

häuser gesungen; und er durfte erleben, daß die alte Sehnsucht sich erfüllte, daß die alten Träume Wahrheit wurden; er durfte als ein Herold des neuen Reichs den norddeutschen Bund begrüßen, nach der Brücke über den Main verlangen, den Schirmvogt Norddeutschlands in Lübeck mit dem Wunsch empfangen, daß über's Reich ununterbrochen vom Fels zum Meer sein Adler ziehe. Und er sah auch diesen Wunsch sich noch erfüllen und rief dem Vaterlande zu:

Nun wirf hinweg den Wittwenschleier,
Nun schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz.

Er hatte einst für Lübeck und Schleswig-Holstein gegen Dänemark gesungen; er hatte vor dem Feind im Westen gewarnt: er durfte noch vom deutschen Ulanen in Frankreich berichten, Deutschlands Schlachtendenker preisen und am 3. September 1870 den Triumphgesang erheben:

Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!

Zur Friedensfeier sprach er gewichtige Worte vom deutschen Geist, der sein hohes Tagewerk aufs Neue beginne:

In Kirch' und Staat, in Wissenschaft und Kunst
Erlöst vom Bann des Fremden, sucht er sich
Die eigne Bahn und schafft sich selbst die Form.
Die Satzung heimathlosen Priesterthums
Durchbricht der Denker, daß sich Glauben wieder
Und Leben sühne; freudig ziehn die Boten
Des Reichs dahin, um auf dem Fels der Macht
Der Freiheit Haus in Treuen auszubauen.

Und in einem jener prägnanten Epigramme seines Alters leitet er aus einem geistreichen Vergleich einen ernsten Mahnspruch ab:

Wie aus Jupiters Stirn einst Pallas Athene, so sprang aus
Bismarck's Haupte das Reich waffengerüstet hervor.
Thu' es der Göttin gleich, Germania! Pflanze den Oelbaum,
Sei dem Gedanken ein Hort, bleibe gewaffnet, wie sie!

Aber die großen Interessen der Menschheit wurden unserem Freund über den vaterländischen nicht fremd. Auch ihm scholl der Name der Freiheit süß ins Ohr. Für die Aufhebung der Sklaverei hat er mit dem ganzen Pathos seiner edlen Natur das Wort ergriffen. Und in einer Tragödie des nationalen Kampfes läßt er den siegreichen Römer zur besiegten Karthagerin, den Scipio zur Sophonisbe, von dem freien gottgegebenen Erbtheil schöner Menschlichkeit versöhnend sprechen, das an keines Stamms Geschlecht und Art gebunden sei.

Und die völkerverbindende Menschlichkeit hat Geibel selbst als Dichter praktisch bewährt. Auch er ist ein Zögling jenes literarischen Universalismus, den wir seit Herder als einen Vorzug der Deutschen ansehen dürfen und der sich in Uebersetzungen wie in stilistischen und formalen Nachbildungen bethätigt. Auch

in seinen Poesien erklingen die Stimmen der Völker. Der politische Gegensatz hinderte ihn nicht, die französische Lyrik von André Chénier bis Victor Hugo und François Coppée uns in meisterhaften Proben anzueignen. Und so übersetzte er aus Lord Byron. So übersetzte er spanische Romanzen und Lieder. So übersetzte er aus den Griechen und Römern. Und die Geister, die er in deutschen Laut, in deutsche Verse bannte, halfen ihm an der eigenen Arbeit. Seine reiche literarische Bildung spiegelte sich in den mannigfaltigen metrischen und stilistischen Formen, über die er verfügte. In ihm waren Classisch und Romantisch keine Gegensätze. Merkt man in seinen Jugendpoesien den Einfluß des Volksliedes, den Einfluß von Uhland, Heine, Lenau, Eichendorff, so macht sich daneben doch bald das Muster von Platen geltend. Die Antike bestimmte von früh auf seinen Geschmack; und ein gütiges Geschick erlaubte ihm, den Homer und den Sophokles auf griechischer Erde, auf griechischem Meere zu lesen. Dieselbe kunstreiche Hand, welche Goethe's Bildniß enthusiastisch, wie keine andere schmückte, schloß ihm die Pforten von Hellas auf: Bettina von Arnim war die Vermittlerin, durch welche seine Sehnsucht nach Griechenland erfüllt wurde. Dort am Ilissos that er das ernste Gelübd, wie er sagt, muthig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen, wahr zu bleiben und klar, und, was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme, stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.

In antiken Formen hat er den tiefsten persönlichen Lebensgehalt ausgesprochen und seine größte Originalität entfaltet. Aber die sangbaren Jugendreime hatten den breitesten äußeren Erfolg. Der Beifall, den das einzelne Lied findet, hängt nicht von dem Grade der Originalität ab, sondern von dem reinen und starken Klang, der im Gemüthe des Hörers einen lauten Widerhall weckt. Die Lieder des jugendlichen Dichters wurden von der Jugend vor allem mit Freuden ergriffen; und wie in Deutschland so oft der erste Eindruck entscheidet, wie etwa Grillparzer ein Vertreter der Schicksalstragödie bleiben mußte, weil er als solcher begonnen hatte, und wie ihm alle späteren reiferen Leistungen lange nichts dagegen halfen: so behielt Geibel den Stempel eines Dichters für die Jugend, obgleich er nach und nach viele Schätze seines Geistes in melodischen Strophen und Rhythmen niederlegte, deren Werth nur ein Mann ganz zu würdigen weiß.

Ein weicher sehnsüchtiger Laut, wie ihn die Jugend liebt, findet sich allerdings auch später noch leicht bei ihm ein. Er würde immer, wenn man die überwiegende Masse seiner Production ins Auge faßt, nach Schiller's Eintheilung zu den sentimentalischen, nicht zu den naiven Dichtern gezählt werden müssen. In Griechenland sehnt er sich nach Deutschland; in Deutschland schaut er mit dankbarer Liebe nach Griechenland hin. Er geht selten im Jetzt und im Hier auf: er braucht einen Klang aus der Ferne, einen Schimmer aus einer anderen Welt. Die Gegenwart und der Besitz machen ihn nicht so beredt, wie die Vergangenheit und der Verlust. Im Rückblick erst gewinnen die Gestalten ihr frischestes Leben: da geht ihm bezeichnende Situation und charakteristische Handlung auf. Vielleicht hat nie ein Dichter so stark in der Erinnerung gelebt. Wie tauchen die alten Bilder fort und fort wieder auf: der deutsche Rhein, die griechische Reise, die Tage, die er in Lindau mit seiner Frau verlebte, und vor

allem Lübeck mit seinen Thürmen, Thoren und Giebeln, seinen blühenden Wällen, seinen Masten und Wimpeln, — Lübeck, Travemünde, Eutin, Ostsee, die ganze heimische Landschaft, Stadt, Wälder und Meer!

Die landschaftlichen Motive bei Geibel stammen vielfach aus dem hergebrachten Material. Den Wechsel der Jahreszeiten konnte er nicht umgehen. Das gehört nun einmal zum echten Lyriker, daß ihm jeder neue Frühling so schön erscheint und seinen Sinn erregt, als ob er ihn zum ersten Mal erlebte. Aber darüber hinaus hat Geibel viele ganz individuelle Landschaftsbilder gezeichnet. Mögen zwei statt vieler Beispiele dienen: die südliche Natur in der Elegie „Charmion", die nördliche Heimath in der Epistel „Aus Travemünde"; beides Producte des Alters und ausgestattet mit der vollen Reife der Kunst.

Die Landschaft kommt bei Geibel in der Regel charakteristischer heraus als die Menschen. Sein Liebeslied scheint großentheils dem Gesetz unterworfen, das er selbst einmal aufstellt:

Das ist des Lyrikers Kunst, aussprechen was Allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüth neu und besonders erschuf;
Oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge
Leih'n, daß Jeglicher drin staunend sich selber erkennt.

Das Besondere ist in vielen Liedern völlig verwischt und nur das Allgemeine geblieben. Typische Verhältnisse werden geschildert, die tausendmal besungen wurden und tausendmal wiederkehren und tausendmal noch den Gesang herausfordern und nie erschöpft sein werden: wie sich zwei Herzen finden — wie sich zwei Herzen scheiden. Aber auch hier überwiegt der Sehnsuchtslaut, der schmerzliche Rückblick, Abschied und Trauer.

Doch nicht ganz ist das Persönliche verwischt. Mindestens zweimal blicken wir auf eigenartige Verhältnisse durch, auf besondere Erlebnisse von individueller Farbe; und beide — so stimmt Leben und Dichtung zusammen — beide konnten nur die Elemente der Sehnsucht in Geibel verstärken. Liest man das Gedicht „Wie es geht" in den Jugendpoesien, so kann man nicht zweifeln, daß die Herzen, die hier durch fremde Einflüsterung auseinandergerissen wurden, nicht erfunden sind, sondern daß ein selbsterlebter Schmerz in den bewegten Strophen nachzittert. Und den zweiten Fall — alle Freunde des Dichters kennen ihn: das kurze Glück von München und Lindau, das kurze Glück seiner Ehe.

Es gab auch für diesen Schmerz ein Verklingen, — kein Vergessen. Auch er ward Erinnerung, treu gepflegt, wie jedes Erlebniß des treuen Mannes, und tiefer nachempfunden, als irgend ein andres. Doch eine holde Gegenwart konnte zu Zeiten die Vergangenheit auslöschen; das Leben konnte den Tod verdunkeln. Wir lesen in einem poetischen Briefe der späteren Jahre, der aus dem Krankenzimmer geschrieben sich des Abends in Erinnerung verliert und bei dem See von Lindau stille steht:

Wo sind sie hin,
Die goldnen Tage? Wo die Treuen, die mit mir
Den Segen ihres Strahls getheilt? Ach, fröstelnd rinnt
Durch meine Brust der Schauer der Vergänglichkeit,
Und tiefe Wehmuth fällt mich an —

Doch plötzlich rauscht
Der Pforte Vorhang; leise mit der Kerze tritt
Mein Kind herein, ein lieblich Bild der Gegenwart,
Und wie es sorgsam mit beschwingter Hand mir nun
Die Kissen ordnet und sich zärtlich an mich schmiegt:
Da weicht der Schatten, der mein bangend Herz beschlich,
Und dankbar fühl' ich, ausgesöhnt mit meinem Loos,
Wie reich ich noch gesegnet bin, und lebe gern.

Wie hier die Dissonanz sich löst, das ist des Dichters Wesen ganz. Die Harmonie ward ihm nie dauernd getrübt. Harmonisch schlossen sich Anfang und Ende zusammen. Wo seine Wiege stand, da liegt sein Grab. In sein Leben und Sterben klangen die Glocken von Lübeck bedeutend herein.

Als ich ihn dort zum letzten Male sah — es war an einem Herbstabend vor drei Jahren, er hatte seine engste Familie um sich versammelt, nur wenig Fremde waren hinzugetreten — da belebte Musik den kleinen Kreis, und viele Lieder wurden gesungen. Eins, von Franz Schubert, rührte ihn zu Thränen. Es war der kurze Text von Claudius, in welchem ein Mädchen angstvoll den Tod abwehrt: „Ich bin noch jung, geh, Lieber, und rühre mich nicht an!" Der Tod aber erwidert: „Bin Freund und komme nicht zu strafen, sollst sanft in meinen Armen ruhn."

Auch ihm, den wir feiern, ist der Tod als ein sanfter Freund erschienen. Und er hat ihn nicht im Jugendglanz dahingerafft: sein Tagewerk war vollbracht. Die verehrende Liebe seines Volkes umgab ihn; sie schmückt nun sein Grab; und er wird nicht aufhören, unter uns zu wirken. Wir rufen ihm nach, was er von Uhland sang:

— Segnend walte sein Gedächtniß,
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtniß,
So treu und deutsch zu sein, wie Er.

Der Zug Schill's nach Stralsund.

Aus dem Nachlaß eines Zeitgenossen.

III.

Am 25. Mai feierten die drei in Stralsund zurückgebliebenen Compagnien französischer Artillerie den Einzug der französischen Armee in Wien (13. Mai) durch eine große Parade und Abfeuern ihrer Kanonen. Nach dieser Feier begaben sie sich in ihre Caserne in die Hakenstraße zurück. Einzelne von ihnen gingen nach dem Neumarkt und in andere Straßen, um Lebensmittel einzukaufen; diese wurden bei dem gleich darauf erfolgenden Eintreffen der Schill'schen Avantgarde, vor welcher die Bürgerwache am Thor sich verlief, gefangen oder auf der Flucht niedergehauen. Zwei dieser Unglücklichen, welche noch Zeit fanden, sich auf dem Boden des Zeughauses zu verbergen, lebten dort sieben Tage von einem Stücke Brot und dem Wasser der Dachrinnen; sie wurden, beiläufig gesagt, bei der Einnahme der Stadt durch die Holländer und Dänen halbtodt aus diesem Verstecke hervorgezogen und nur die größte Behutsamkeit bei Verabreichung von Speisen erhielt sie am Leben.

Der Major von Schill war eiligst die Nacht vom 24. auf den 25. Mai durchmarschirt; der größte Theil seiner Leute vermochte nicht, ihm zu folgen und doch konnte er nur von der Ueberraschung besonders vortheilhafte Früchte hoffen. Nur von etwa zwanzig Husaren und ebenso vielen Jägern begleitet, sprengte er um zehn Uhr Morgens durch das Triebseeser Thor in die Stadt hinein. Auf dem Neumarkt wurde ein französischer Capitän der Artillerie (er war der Commandeur der drei in Stralsund garnisonirenden Compagnien) mit mehreren seiner Leute gefangen. Augenzeugen behaupteten, daß man diesem Capitän das Kreuz der Ehrenlegion abgerissen, es mit Füßen getreten, ihm selbst aber mehrere Schläge mit der flachen Klinge gegeben habe. Dann ward er auf Ehrenwort verpflichtet, sich mit seinen in der Caserne befindlichen Leuten auf Gnade oder Ungnade ergeben zu wollen. Hierauf schickte man ihn in Begleitung eines reitenden Jägers — desselben, welcher ihm das Kreuz abgerissen und Landgraf geheißen haben soll — nach der Artillerie-Caserne, um die Unterwerfung seiner Leute zu bewerkstelligen. Einigen Artilleristen war es jedoch vorher geglückt, in dem Gedränge der fliehenden Marktleute und Bürger zu entkommen; diese eilten nach der Caserne voraus und theilten ihren Cameraden die schlechte Behandlung ihres Chefs mit. Vor Wuth schäumend setzte man sich sofort in Vertheidigungszustand. Alle Vorstellungen des nun ankommenden Capitäns, daß er sein Ehren-

wort gegeben und daß Widerstand vergeblich sein würde, waren ohne Erfolg. Der Schill'sche Jäger Landgraf wurde aus dem Fenster erschossen oder, wie Andere behaupten, mit vielen Bajonettstichen getödtet und der Capitän gezwungen, den Oberbefehl zu übernehmen. Aus dem ganz nahen Arsenale wurden 4—5 Kanonen herbeigeschafft, desgleichen mehrere Munitions-Wagen zum Verrammeln und Sperren der Straßen, womit man selbst noch während des später stattfindenden Gefechtes fortfuhr.

Wer von den französischen Artilleristen nicht bei den Geschützen angestellt werden konnte, ergriff ein Gewehr und vertheidigte damit die Fenster der Caserne. Daß man zu allen Defensiv-Maßregeln trotz der größten Schnelligkeit und Thätigkeit noch die gehörige Zeit gewann, läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß Schill auf dem Neumarkte seine stark ermüdeten Leute hatte absitzen und ruhen lassen, daß er auch wohl auf einen Widerstand überhaupt nicht rechnete, daß er noch einige Verstärkung abwarten und durch seine augenblickliche Schwäche zu einem etwaigen Widerstand nicht reizen wollte.

Als Schill sich hinlänglich verstärkt sah, rückte er in die Hakenstraße ein. Ungefähr 300—350 Schritte in diese Straße hinein, liegt links das Arsenal, rechts die Artillerie-Caserne. Schill wurde beim Eintritt in jene Straße, gegen seine Erwartung, mit Kartätschenfeuer empfangen. Der Lieutenant von der Goltz und mehrere Jäger wurden getödtet und der Lieutenant von Blankenburg und mehrere Andere verwundet. Wüthend über diesen Treubruch mußten die Schillianer die Hakenstraße wieder verlassen. Die drei französischen Compagnien waren zusammen nicht mehr als 230 Mann stark; von diesen waren aber nur etwa 160 bis 170 Mann anwesend, indem der Rest mit dem General Candras ausmarschirt war. Schill ließ nun durch Eilboten Alles heranziehen, was von seinem Corps in der Nähe der Stadt auf dem Marsche war; auch versuchten die Jäger, sich dem Feinde zu nähern, und streckten durch gut gezielte Schüsse manchen Artilleristen bei seiner Kanone nieder. Demungeachtet wurde der Widerstand aufs Hartnäckigste fortgesetzt. Mehrere Male forderten Schill'sche Officiere ihre Leute zu einem raschen Anlaufe gegen die Kanonen auf, verschiedene Male ließ Schill durch die Trompeter zum Sturm blasen; aber immer prallten die Stürmenden wieder zurück und sollen — nach der Behauptung einiger Bürger — sich zuletzt geweigert, ja beinahe widersetzt haben. Auf solche Weise wäre das Gefecht noch länger unentschieden geblieben, wenn nicht in diesem kritischen Augenblicke ein vormaliger schwedischer Artillerie-Officier Namens Peterson sich erboten hätte, die Schillianer einen Weg zu führen, auf dem sie sich gedeckt den Kanonen bis auf wenige Schritte und ganz unbemerkt nähern könnten. In Folge dieses Vorschlages begaben sich nun die Lieutenants von Pannewitz, von Bornstedt und von Krottenauer in Begleitung jenes Peterson mit einem Detachement von etwa vierzig Jägern und mehreren Freiwilligen in die Straße Catharinenburg, von wo sie durch die Stadtschule in die hintere Seite des Arsenals, von diesem durch mehrere Gänge auf die Hakenstraße vordrangen und also mitten unter den völlig überraschten Feind traten. Hierdurch war dem verderblichen Kartätschenfeuer ein Ende gemacht und der Rest der Schillianer konnte sicherer herandringen. Es entstand nun ein Kampf Mann gegen Mann, dem die —

übrigens tapferen — französischen Artilleristen begreiflicher Weise bald unterliegen mußten. Aber selbst noch in der Caserne vertheidigten sie — wie Carl XII. bei Bender — Zimmer nach Zimmer und erst als das letzte erstürmt war, hatte der blutige Kampf ein Ende. Nur dreißig Artilleristen wurden durch die Anstrengungen Schill'scher Officiere und einiger herbeigeeilter muthiger Einwohner aus den Händen der wüthenden Soldatesca gerettet und sogleich auf ein Schiff im Hafen in Verwahrsam gebracht. Aus Mangel an eisernen Kugeln hatten die Artilleristen während des Gefechtes Stücke von zerschlagenen Kanonenkugeln und anderen unbrauchbaren Eisenstücken in die Kanonen geladen und dadurch gerissene Wunden bewirkt. Beiläufig bemerke ich, daß ich selbst, etwa vier Wochen später, noch einen großen Vorrath von jenen Eisenstücken unter der Haupttreppe im Arsenal gesehen habe. Jenes Vertheidigungsmittel soll hauptsächlich die furchtbare Erbitterung der Angreifenden erregt haben. — Kleine Trupps Schillianer hatten sich diesem Kampfe entzogen, ob auf eigne Hand oder auf Befehl muß unentschieden bleiben. Sie streiften durch die Straßen, um die sich etwa flüchtenden französischen Civil-Beamten aufzufangen. Einige dieser Beamten, z. B. Platz-Commandant Capitän Dieudonné (ein Belgier und sehr edler Mann), der Douanen-Directeur, ferner der Domänen-Director, mehrere Marine-Beamte und viele Employés retteten sich noch zur rechten Zeit; andere aber waren nicht so glücklich. Unter den Letzteren befand sich auch der Intendant (der vornehmste Civil-Beamte) d'Houdetôt, der sich, wahrscheinlich seiner Papiere und Gelder wegen und weil er die Gefahr wohl so nahe nicht hielt, zu lange aufgehalten hatte. Schon mit seinem Secretär im Wagen sitzend, hatte er den Neumarkt erreicht (der Postillon hatte ihn, entweder auf Befehl oder aus Bosheit nach diesem, dem gefährlichsten Platze gefahren) und hoffte unentdeckt aus dem Triebseeser Thore zu entkommen, als er gleich beim Ausgange der Frankenstraße angehalten wurde. Die Kutschenthür wurde geöffnet, der zunächst sitzende Secretär herausgerissen und mit einundzwanzig Bajonettstichen ermordet. Ein gleiches Schicksal drohte nun auch dem Intendanten; da trat auf dringende Fürbitten mehrerer angesehener Bürger ein Schill'scher Jäger, der sich Tags zuvor bei Damgarten und schon früher besonders ausgezeichnet hatte, hinzu und erbat sich von herbeieilenden Officieren, oder wie einige versicherten, vom Major von Schill selbst, die Erhaltung des Intendanten als eine Belohnung aus. Seine Bitte wurde trotz dem Murren vieler mordlustigen Vagabunden gewährt und ihm der Intendant zur speciellen verantwortlichen Bewachung übergeben.

Aus der weiteren Mittheilung wird der Leser ersehen, daß der Intendant seinem Retter auf das Dankbarste vergalt.

Der Intendant war auch mir von der besten Seite bekannt geworden; er war ein feiner, gebildeter, rechtlicher und in Stralsund allgemein beliebter Mann. Die Provinz Pommern war ihm, bei den großen Kriegslasten, für manche nicht unerhebliche Erleichterungen verpflichtet, weshalb er auch mit M. Candras im offenen Kriege lebte.

Aehnliche Auftritte fanden in andern Straßen statt; besonders aber lebten Franzosen-Freunde in großer Angst. Man kann solche empörende Auftritte nur tief beklagen, vertheidigen lassen sie sich nicht.

In den nächstfolgenden Tagen (den 26., 27. und 28. Mai) rückten noch verschiedene Abtheilungen, welche in Mecklenburg und Pommern herumgeschwärmt hatten, zum Schill'schen Corps in Stralsund ein und brachten viel Gesindel mit. Hin und wieder hörte man wohl, Schill werde von einem holländischen Corps verfolgt, es wurde jedoch nicht viel darüber gesprochen, auch schien man es nicht sehr zu beachten. Ohne Geschäfte, und selbst ohne Mittel, mir solche zu verschaffen, war ich bis zum 31. Mai ganz mir selbst überlassen. Der größte Theil des Adels und der Vornehmsten hatte die Stadt verlassen und bei dem kleinen Reste mochte ich in meiner Lage keine Besuche abstatten, denn meine ganze Garderobe und sonstigen Effecten (über 400 Thlr. an Werth) waren mit der vom Feinde in der Gegend von Greifswald genommenen schweren Bagage verloren gegangen. Ich war ohne Geld und selbst ohne andere Kleidungsstücke, als die ich auf dem Leibe trug. Ich benutzte diese Zeit zu Beobachtungen, die das Material zu diesen Mittheilungen schafften. Mit meinem Leidensgefährten, Lieutenant von Altrock, streifte ich, so lange es Tag blieb, nach allen Richtungen durch die Stadt und über die Wälle und Bastionen. Oftmals fanden wir, selbst unter den Schillianern, gefällige Soldaten, die uns über Manches aufrichtig Aufschluß gaben. Häufig begegnete ich auf diesen Excursionen dem Major von Schill, der mit rastloser Thätigkeit die Wiederherstellung einiger Festungswerke betrieb. In diesem Geschäfte hatte er an dem schon genannten Lieutenant Peterson einen unschätzbaren Gehilfen, weshalb er denselben auch zum Commandanten der Stadt machte.

Aus eigner Anschauung kann ich das Aeußere des Major von Schill wie folgt beschreiben. Er war von mittler Größe, hatte einen gedrungenen Körper und dieser war überall im schönsten Ebenmaß. Angenehme Gesichtszüge, dunkle, feurige Augen, dunkles Haar und Bart und eine einnehmende Freundlichkeit machten einen sehr vortheilhaften Eindruck. Seine Gesichtsfarbe war wohl etwas zu roth, dennoch konnte man ihn jetzt in seinem 34. Jahre (er war 1775 in Schlesien geboren), wenn auch nicht gerade schön, doch anziehend nennen. Er war mit Elise von Rüchel, zweiter Tochter des bekannten preußischen Generals, verlobt. Nach dem Tode Schill's ist sie an einen Herrn von Flemming verheirathet, aber wenige Jahre später gestorben.

Eines Morgens hörte ich Schill am Hafen zu einigen Schiffern sagen: „Vierundzwanzig Louisd'or sind Euer, wenn Ihr morgen Abend fertig seid." Es war nämlich von der Einschiffung der Kanonen die Rede. Man hat nachher behauptet, er habe mit denselben den Engländern ein Geschenk machen wollen. Ich glaube jedoch, daß er in dem vorerwähnten Augenblicke schon an die Retirade nach England gedacht und jene Kanonen als stolze Siegesbeute mitnehmen wollte.

Selten habe ich Schill im Schritt reiten sehen, selbst in den Straßen ritt er Galopp und mehrere Mal des Tages wechselte er mit den Pferden. Ein Ordonnanz-Husar war beständig hinter ihm. Außer seiner knappen, hübschkleidenden Husaren-Uniform, auf welcher die Schnüre weder von Gold, noch von Silber, sondern von orangefarbenem Kameelgarn waren, trug er noch die erbeutete, ganz neue Mütze eines polnischen Ulanen-Officiers. Wegen dieser Mütze ereignete sich ein Auftritt, der in der Ferne, ja selbst in Stralsund zu dem

albernen Gerüchte Anlaß gab, man habe Schill nach dem Leben getrachtet. Die Frau jenes polnischen Ulanen-Officiers hatte nämlich die Mütze in Stralsund selbst gestickt und nur etwa vierzehn Tage vor dem Einrücken Schill's ihrem Manne zum Geschenk gemacht. Dieser zeigte sie damals mir und mehreren unserer Officiere mit großer Freude und Wohlgefallen auf der Hauptwache. Jetzt sah nun die in Stralsund zurückgebliebene Polin ganz plötzlich die nicht zu verkennende Mütze auf Schill's Kopfe und mit wahnsinnigem Geschrei stürzte sie bei diesem Anblick auf die Straße und Schill nach; aber ehe sie denselben erreichen konnte, wurde sie von Bürgern angehalten. Einige wollten ein Messer in ihrer Hand gesehen haben; dem ist aber von Nachbarn bestimmt widersprochen worden. Sie war bis dahin ganz ohne Nachrichten von ihrem Manne und glaubte ihn nun todt; man beruhigte sie mit der Versicherung, daß jene Mütze mit mehrerer Bagage erbeutet sei. Irre ich mich nicht, so ist jener polnische Ulanen-Officier allerdings auf einer Feldwache bei Richtenberg überfallen und niedergehauen worden.

Alle Landleute aus der Umgegend von Stralsund wurden zur Arbeit an den Festungswerken aufgeboten. Viele Mühe machten die vorgefundenen Kanonen, denn sie waren größtentheils ohne Lafetten. Unvollkommen und in großer Eile wurden diese zwar angefertigt, es waren aber nur Blöcke. Man kann sich wohl vorstellen, daß sie bei einer so mangelhaften Affutage nur schlechte Dienste leisten konnten. An einigen Stellen lagen ganze Reihen von Kanonenläufen auf solchen Blöcken, sie wurden am 31. Mai von wenig geübter Mannschaft fast lagenweise und ohne Ziel abgefeuert, was der Kanonade an jenem Tage etwas über die Gebühr Furchtbares gab.

Auch an öffentlichen Aufforderungen ließ es Schill nicht fehlen. In einer Proclamation vom 28. oder 29. Mai im pommerschen Regierungsblatt versicherte er, Stralsund zu einem zweiten Saragossa machen zu wollen. Damit traf er aber nicht sehr den Geschmack der guten Bürger von Stralsund, ihr Patriotismus hatte einen solchen Culminationspunkt noch nicht erreicht; das Wort Saragossa kühlte manche warme Empfindung gänzlich wieder ab. Schill entbot ferner die Landwehren von Pommern und Rügen, behielt jedoch nur soviel Zeit, die von der Insel Rügen größtentheils zu sammeln. Diese Landwehr war ziemlich gleich gekleidet, außerdem exercirt und organisirt, denn noch zwei Jahre vorher ließ sie der König Gustav von Schweden Dienste thun. An Lebensmitteln war kein Mangel und zum Ueberfluß wurden mehrere mit Korn beladene Schiffe mit Beschlag belegt. Auf dem Neumarkt waren zwei Büreaux etablirt, das eine für die Angelegenheiten der Cavallerie, das andere für die Infanterie und Artillerie. Von diesen beiden Büreaux gingen alle Befehle aus. Kurz, überall herrschte die größte Thätigkeit. Diese Anstrengungen hätten wohl einen besseren Erfolg verdient, sie würden ihn auch gewiß gehabt haben, wenn sie ungestört nur noch vierzehn Tage hätten fortgesetzt werden können. Unter Anderm versuchte Schill die Festungsgräben wieder mehr mit Wasser zu füllen; man war aber so eilig und unvorsichtig dabei, daß ein Damm riß und die Gräben nur wenig gefüllt wurden.

Von den Schill'schen Officieren läßt sich nur Lobenswerthes und Ehrenvolles

sagen; sie waren beinahe alle aus bekannten Familien. In ihrer Brust schlugen echte deutsche Herzen bei glühendem Hasse gegen Napoleon und seine Satelliten; diesen die usurpirte Gewalt zu entreißen, scheuten sie kein Opfer. Waren sie auch in Stralsund fast am Ende ihrer bereits mißlungenen Expedition, so glaubten sie doch fest, den abgerissenen Faden gelegentlich und bald wieder aufnehmen zu können. Mehrere kleine Vortheile, die sie erkämpft hatten, oder einige Gefechte gegen die Uebermacht, z. B. bei Dodendorf, verleiteten sie leider, den Feind gering zu schätzen; sie waren exaltirt, sprachen von großen Dingen, die man von ihnen zu erwarten habe u. dgl. m.; wie schön aber solche Aeußerungen dem Vaterlandsfreund auch klingen mußten, so konnte doch dem unbefangenen, ruhigen Beobachter das Mißliche ihrer augenblicklichen Lage nicht entgehen, und ich habe großen Grund zu glauben, daß jene prahlerische (man verzeihe mir dieses Wort, die braven Officiere verdienen es wohl nicht, es ist hier jedoch bezeichnend) Exaltation gleichsam eine optische Täuschung für die schon nachdenkend und stutzig werdenden Untergebenen sein sollte. Schlechter als eben damals konnte wohl die Lage des Schill'schen Corps nicht sein. Das schöne österreichische Heer, die letzte Hoffnung aller wahren Deutschen, war aus dem Felde geschlagen[1]), die Dörnberg'sche Insurrection in Hessen im Ausbruch erstickt, das Schill'sche Corps durch Decrete von allen Mächten des Festlandes geächtet, von seinem hochherzigen edlen Monarchen nothgedrungen verleugnet, von den Anhängern des Usurpators verleumdet, beschimpft und verfolgt, mit dem Herzog von Braunschweig-Oels in fast gar keiner Verbindung, und, wie man oft behauptete, auch nicht einig, ohne alle Unterstützung, ja ohne alle Nachricht von der englischen Flotte, und endlich ohne Aussicht und ohne Mittel in einer nur noch unbedeutend befestigten Stadt, gleichsam in einem Winkel Deutschlands eingeschlossen. Ein besonderer Umstand vermehrte noch das Ueble dieser Lage. Viele Officiere nämlich, selbst sehr nahe Freunde Schill's, waren der Vertheidigung Stralsunds sehr entgegen; zum Oestern suchten sie Schill auf jede Gefahr hin zur Einschiffung nach England zu bewegen, aber ohne Erfolg. Hieraus entstanden Mißverhältnisse; man beschuldigte Schill des Eigensinns, ob mit Recht oder Unrecht, das vermag ich nicht zu entscheiden, und in Folge dieser Mißverhältnisse verließen mehrere Officiere, z. B. Adolph von Lützow, nachheriger preußischer General, das Corps, und zwar nur zwei Tage vor dessen Vernichtung. Im schroffsten Gegensatze mit den Ansichten und Wünschen der Officiere waren die der Soldaten. Ganz laut, vorzüglich in den von Schill's Quartier entfernten Straßen, gaben sie ihre Abneigung gegen die Einschiffung nach England zu erkennen, und zwar einige Male des Abends auf eine tumultuarische, beinahe rebellirende Weise. Zum Einschiffen waren freilich Fahrzeuge genug im Hafen vorhanden; da aber die Engländer fern waren, so mußte man den zahlreich ausgerüsteten dänischen Kapern in die Hände zu fallen fürchten. Ein Tagesbefehl Schill's, wenn ich nicht irre vom 29. Mai im Stralsunder Regierungsblatt, gibt über jene Zu-

[1]) Diese Behauptung entspricht nicht ganz der damaligen Sachlage, da vielmehr am 21. und 22. Mai das österreichische Heer bei Aspern und Eßling den Angriff der Franzosen siegreich zurückgewiesen hatte. Die Red.

stände bemerkenswerthe Aufschlüsse. Der Ton in jenem Tagesbefehle ist zwar ernst und zurückweisend, aber auch zugleich der eines tief Gekränkten. Ich bekam denselben von meinem Wirthe und las ihn mit den schmerzlichsten Gefühlen und tiefem Bedauern; er ist mir später abhanden gekommen. — Die Officiere — einige wenige ausgenommen — hatten ein vortheilhaftes Aeußere, viele konnte man sogar schön nennen. Sie benahmen sich mit ritterlichem, militärischem Anstande und genossen überall und mit vollem Rechte große Achtung. Der patriotische Geist, welcher 1813 in Deutschland in hellen Flammen aufschlug, war in ihnen schon lebendig. Unter ihnen erinnere ich mich eines Lieutenants v. Keffenbrink, mit dem ich früher auf einem Balle in Stralsund bekannt geworden. Er war in preußischen Diensten gewesen und hatte 1807 den Abschied genommen, weil bei der Reduction der preußischen Armee keine Aussichten zum baldigen Avancement blieben. Er privatisirte bei seinen Eltern, welche in der Nähe von Stralsund ein schönes Gut hatten und wohlhabend sein sollten. So oft er vom Gute zur Stadt kam, besuchte er mich, und der muntere gebildete Mann gefiel mir sehr. Als im Anfang Mai die ersten Nachrichten von der Schill'schen Unternehmung in Stralsund eintrafen, besuchte mich Keffenbrink, als ich eben die Hauptwache bezogen hatte. Er erkundigte sich sehr angelegentlich nach den neuesten Nachrichten über Schill, zeigte eine wenig verhehlte Theilnahme an jener Expedition, war unruhig und zerstreut und ein Geheimniß schien ihn zu drücken. Ein thatenloses Leben konnte einen so lebhaften jungen Mann nicht länger ansprechen. Im Scherz äußerte ich, daß man ihn wohl festnehmen müsse, damit er nicht zu Schill übergehe. Hierauf versicherte er sehr ernsthaft, daß es seine Eltern nie zugeben würden, weil sie dadurch in Gefahr geriethen, und seinen Gefühlen dürfe er nicht folgen. Freundschaftlich ermahnte ich ihn zur Vorsicht in seinem Benehmen und seinen Aeußerungen, worauf er nur schwermüthig erwiderte: „Ach, ich wollte, ich könnte Ihnen sagen, wie mir zu Muthe ist." Einige Tage nachher war der unglückliche brave Mann zum Schill'schen Corps abgegangen und dort gerne aufgenommen. Kaum acht bis zehn Tage hatte er im Schill'schen Corps gedient, als er am 31. Mai gefangen wurde. Er hatte den Sturm bis auf den letzten Mann bekämpft und wacker gestritten, und hätte sich durch die Flucht wohl retten können; aber er fürchtete seine Eltern dadurch nur noch unglücklicher zu machen und wollte, wie man erzählte, sein Schicksal nicht von demjenigen seiner Kameraden trennen. Er soll dieses gegen einen Stralsunder geäußert haben, welcher ihm mehrere annehmbare Anerbietungen machte. Er wurde von den Holländern kriegsgefangen mitgenommen und in Wesel erschossen.

Nicht so vortheilhaft läßt sich über die Masse des Schill'schen Corps urtheilen; die uniformirten Husaren, Ulanen, Jäger und die Infanterie, ihrem Anführer gänzlich ergeben, waren vom besten Geiste und von einem Muth beseelt, den nichts erschüttern konnte, und der sie den besten Truppen dieser Waffen gleichstellte. Ihre Anhänglichkeit, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu Schill waren unbegrenzt; aber der Rest des Corps war unter aller Kritik schlecht. Es mögen brave patriotische Subjecte unter ihnen gewesen sein, aber es fehlte an Exercice, Disciplin, Kleidung, Bewaffnung, Geld — kurz an Allem, was den Soldaten schafft. Aus allen Nationen Europa's ohne Auswahl — selbst aus Straf-

anstalten — zusammengerafft, kannte die Mehrzahl wohl kein anderes Ziel, als das des Beutemachens und Plünderns; was diesem fern lag, hatte für sie kein Interesse. Laut schreiend durchschwärmten sie Abends, wenn es dunkel wurde, gleich scheuen Nachtvögeln, truppweise die Straßen und begingen oft grobe Excesse. Fast täglich mußte man besorgt sein, daß es zu einer Revolte unter ihnen kommen werde; sie beabsichtigten auch wohl eine solche, aber die Scheu vor den regulirten Truppen hielt sie einigermaßen im Zaum. Durch Ab- und Zulauf veränderte sich ihr Etat fast stündlich, so daß ihre Zahl kaum mit einiger Bestimmtheit angegeben werden kann. Nur einige wenige von ihnen waren mit Gewehren bewaffnet, die Uebrigen hatten Piquen, oben mit eisernen Spitzen, den Bajonetten ähnlich.

Ich will es nicht in Abrede stellen, daß man durch strenge Disciplin, Entfernung der schlechtesten Elemente und ähnliche Maßregeln diese rohe Bande zu Soldaten hätte ausbilden können; aber dazu gehörten Zeit und Geld, und an beiden war Mangel. Die Uniformirung und Ausbildung des Corps wurden zwar auf das Thätigste betrieben (es sollen unter andern 500 Uniformen am 31. Mai fast fertig gewesen sein), konnten aber bis zu diesem Tage nur langsam fortrücken. Die Kleidung eines kleinen Theiles der Piquenirer bestand aus einer blauen Jacke mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, breiten weißen Achselklappen und einem runden Hut, dessen vordere Krämpe aufgeschlagen und mit einem gelben Bande verziert war. In dieser Abtheilung bemerkte ich einen achtzehnjährigen kleinen untersetzten Jüngling Namens Mundt, von welchem man mir erzählte, er habe sich in der Affaire von Dodendorf bei Magdeburg so sehr ausgezeichnet, daß ihn der Major von Schill scherzweise und à la manière de Napoléon zum „Herzog von Dodendorf" ernannt habe. Dieser Mundt-Dodendorf hatte ein hübsches Gesicht, war aber schlecht gewachsen; er schien ein Allerwelts-Lustigmacher zu sein. Bei den Piquenirern that er Dienste, obgleich er noch nicht Officier war. — Die gefangenen mecklenburgischen Soldaten wurden nicht zum Besten behandelt und allgemein war die Meinung, daß sie dadurch gezwungen werden sollten, Dienste beim Schill'schen Corps zu nehmen. Es traten auch achtzig bis neunzig Soldaten und drei Officiere — nämlich die Premier-Lieutenants von Flotow und von Lowtzow, und der Seconde-Lieutenant von Suckow, welche alle drei früher in preußischen Diensten gestanden hatten — in das Schill'sche Corps ein. Sie wurden später vor ein Kriegsgericht gestellt und bestraft. Die übrigen Gefangenen wurden in einer kleinen Kirche bewacht und bekamen schlechte Kost. Von ihnen wurde fälschlich behauptet, sie hätten am 31. Mai die Partei der Holländer ergriffen und auf die Schillianer gefeuert. Dieses ist eine Unwahrheit und beruht auf einem leicht möglichen Irrthum. Die bei Schill in Dienst getretenen Soldaten trugen nämlich noch ihre mecklenburgische Uniform und unterschieden sich in nichts von ihren gefangenen vormaligen Kameraden; viele der ersteren flüchteten sich, als sie die Sache Schill's gänzlich verloren sahen, zu den gefangenen Kameraden. Man wollte dort anfangs nichts von ihnen wissen, nahm sie jedoch auf ihre flehentlichen Bitten endlich aus Mitleid auf; da sie Gefahr liefen, von den vielen sinnlos Betrunkenen der feindlichen Soldaten für Preußen angesehen und (waffenlos) mißhandelt zu werden — wie

denn auch mehrere Schüsse selbst durch die Fenster in die Kirche hinein gefeuert wurden —, so schlossen sie die Kirchthür und verhielten sich bis zum andern Morgen, wo ich sie mit Ausnahme von acht Mann selbst vorfand, völlig passiv. Ferner hat man behauptet, die Rügen'sche Landwehr habe am 31. Mai das Gefecht verlassen, die Gewehre weggeworfen und sei dem Hafen zugelaufen, um nach Hause zu entkommen. Auch diese Behauptung hat mir wehe gethan und kein wahrhaftiger Augenzeuge wird dieselbe bestätigen. Alle diejenigen Einwohner Stralsunds, welche am 1. Juni der Beerdigungsfeier der gebliebenen holländischen Officiere beiwohnten, hätten es bezeugen können, daß auf der Bastion, welche der Commandant Peterson vor dem Knieper Thore aufgeworfen hatte und welche er selbst mit jener Landwehr bis auf den letzten entscheidenden Augenblick wahrhaft heldenmüthig vertheidigte, ganze Reihen von diesen Braven todt hingestreckt lagen; auch der dahinter liegende von Stegmann'sche Garten lieferte den Beweis, daß sie den Siegern hartnäckigen Widerstand geleistet und jeden Fußbreit Landes streitig gemacht hatten. Ueberall war man ihres Lobes voll, ja man war sogar der Meinung, daß, wenn Schill Zeit behalten, auch die pommersche Landwehr zusammen zu bringen, was jedoch der Feind durch sein rasches Vordringen verhinderte, dieser in Stralsund nicht eingedrungen wäre. Beide genannte Landwehren haben 1807 unter König Gustav von Schweden sich stets brav gezeigt und außerdem war die Stimmung der Landleute in der ganzen Provinz auch jetzt noch den Franzosen sehr entgegen.

Dienstag den 30. Mai, Abends, war auf dem Neumarkte große Bewegung; es rückte ein Detachement Husaren in die Stadt und gleich nachher verbreiteten sich viele Neuigkeiten, z. B. der Feind stehe schon bei dem Städtchen Richtenberg, Schill habe jedoch geäußert, derselbe werde nicht wagen, ihn anzugreifen. Am Morgen dieses Tages hatte ich zufällig Gelegenheit, mit dem Major von Schill einige Worte zu sprechen. Mein bisheriger Bedienter war nämlich als Kriegsgefangener in die obenerwähnte Kirche eingesperrt. Bei einem Besuche, den ich unsern armen Leuten machte, bat er mich flehentlich, ihn aus dieser traurigen Lage zu befreien und wieder in meine Dienste zu nehmen, er käme fast vor Hunger um. Fest entschlossen, zu seinem Besten einen Versuch zu wagen, ging ich sofort zu dem Schill'schen Büreau der Infanterie. Der Major von Schill stand vor dem Hause und sprach — an einen Baum sich anlehnend — in das offene Fenster der untern Etage hinein. Ich wollte eben in die Hausthüre eintreten, um dem Chef des Büreaus (Lieutenant von Quistorp II., ein schwedisch Pommeraner, welcher zugleich die Infanterie des Corps commandirte) mein Gesuch vorzutragen, als der Major mich fragte, ob ich Jemand sprechen wollte. Ich trug nun gleich meine Bitte um Loslassung meines Bedienten vor; da ich aber mit meinem Ehrenworte verbürgen sollte, daß der Soldat sich nicht aus Stralsund entferne, so hatte ich großes Bedenken, fand jedoch Gewährung, als ich die Versicherung gab, jede Entweichung nach Möglichkeit verhindern zu wollen. Der Major fügte noch sehr freundlich hinzu: „Bald werden Sie und Ihre Kameraden in eine bessere Lage kommen; es stand nur bei Ihnen, dieses schon früher zu bewirken." Dankend für die Gewährung meiner Bitte war ich froh, daß der Major durch seine Entfernung diese kurze Unterhaltung abbrach. Auf

dem Büreau bekam ich einen schriftlichen Befehl, und mein Bedienter wurde befreit. Der erwähnte Lieutenant von Quistorp war in voller preußischer Uniform, und wenn ich nicht irre, so trug er in jenem Augenblicke auch den Orden pour le mérite. Er schien mit Ertheilung von Befehlen sehr beschäftigt. Diesen ganzen Tag über war es sehr unruhig und laut in den Straßen und alle Anstalten ließen vermuthen, daß der Feind sich der Stadt nähere. Ueber die Stärke desselben konnte man nichts erfahren und den oft sich widersprechenden Gerüchten war nicht zu trauen.

IV.

Mittwoch, der 31. Mai, der Tag, an welchem ein patriotisches, hochherziges, vielleicht zu gewagtes, nicht hinlänglich vorbereitetes und unterstütztes, jetzt schon mißlungenes Unternehmen ein schauderhaftes Ende nehmen sollte, brach in ungetrübter Klarheit und Schönheit an. Es war schon früh Morgens laut und lebendig in den Straßen, es wurde getrommelt und geblasen, und bald durchkreuzten sich die Truppen in allen Richtungen. In angstvoller Besorgniß sahen die Einwohner den sichtbar drohenden Ereignissen entgegen, die Aussicht, aus ihrer Stadt ein zweites Saragossa werden zu sehen, hatte keinen Reiz für sie: scharenweise zogen sie von einem Thore zum andern, um zu erfahren, wie nahe und groß die Gefahr für sie sei; die beruhigenden Worte einiger Officiere waren ganz für sie verloren. Gegen 9 Uhr ging ich mit meinem Freunde Altrock nach dem Frankenthore. In der Ferne sahen wir Schill'sche Cavallerie patrouilliren und einzelne Vedetten derselben ausgestellt. Das Thor war stark mit Infanterie besetzt, aber sonst war Alles still und vom Feinde keine Spur. Am Triebseeser Thor sah es schon kriegerischer aus und bei dem $1^1/_4$ Stunde entfernten höher gelegenen Dorfe Pütt erkannten wir einige feindliche Cavallerie-Detachements. In einem nothdürftig hergestellten Außenwerke, welches mit einigen Kanonen armirt und etwa zweihundert Schritt vom Thor entfernt war, stand der Major von Schill im eifrigen Gespräch mit dem Rittmeister von Brünnow und andern Officieren. Rechts und links von ihnen waren zwei Escadrons Husaren aufmarschirt. Mit Fernröhren beobachteten jene Officiere den anrückenden Feind. Die Erscheinung einer Abtheilung des Feindes in rothen Uniformen hatte zu dem Gerücht in der Stadt Veranlassung gegeben, daß Engländer gelandet seien. Die Stärke des Feindes war wegen der Entfernung und der Unebenheiten des Terrains nicht zu übersehen.

Gegen 10 Uhr rückten einige Abtheilungen feindlicher Cavallerie und leichter Infanterie, erstere en débandade, letztere in geschlossenen Trupps, als Soutiens, der Stadt näher. Sie wurden einige Zeit von dem erwähnten Außenwerke kanonirt, aber mit geringer Wirkung. Der Feind blieb im Vorrücken, einige Geschütze folgten ihm, und nachdem diese mit Schnelligkeit auf einer nahen Anhöhe Position genommen hatten, wurden das Thor und die Außenwerke lebhaft beschossen. Einige Kugeln erreichten sogar den Wall und vertrieben bald die Menge der Zuschauer. Hinter einer alten Mauer suchte ich mit meinem Begleiter einigen Schutz und von hier aus beobachteten wir mit lebhaftem Interesse die weiteren Vorgänge.

Jetzt stieg der brave Brünnow zu Pferde und setzte sich an die Spitze der

Husaren in Bewegung; es entstand ein Plänklergefecht, welches sehr zum Lobe und Vortheile der Schill'schen Husaren ausfiel und von deren Werthe zeugte. Dieses Gefecht, bei welchem die Schillianer wenig verloren (ich glaube sechs Verwundete) dauerte jedoch nicht lange; denn der Feind zog sich etwas eilfertig auf die neben dem Dorfe Pütt aufgestellte Infanterie zurück. Er brach auf diese Weise ganz unerwartet das Gefecht ab und verschwand, bis auf einzelne Vedetten, gänzlich.

Einige Bürger sagten, daß Schill im Thore geäußert habe: „Ich glaube, die Canaillen retiriren und wollen uns entgehen." Der Rittmeister von Brünnow zog triumphirend mit seinen Husaren in die Stadt und Alles überließ sich — leider — einer trügerischen Sicherheit und Freude. Der Major ritt an uns vorbei im Galopp in die Stadt hinein, die Husaren marschirten auf dem Neumarkte auf und die Feindseligkeiten schienen für diesen Tag beendet. — Um die weiteren Vertheidigungsanstalten zu sehen, gingen wir nun nach dem Knieper Thore, dem demnächstigen Punkte der Entscheidung. Vor demselben lag eine noch nicht vollendete Schanze mit trockenen Gräben und nicht hohen Brustwehren. Schanze und Thor waren von der Rügen'schen Landwehr und Schill'scher Infanterie besetzt. Eine besondere Bewegung war nicht wahrzunehmen und ein großer Theil verzehrte am Thor das Mittagsbrot. Da die aufgestellten Schildwachen uns nicht nach der Schanze hinauslassen wollten, gingen wir zum Mittagsessen nach Hause und fanden unsern Wirth in Todesangst, die Kanonenschüsse hatten ihn ganz aus der Fassung gebracht.

Um 12½ Uhr erhob sich nahe dem Knieper Thor ein anfangs nicht lebhaftes Kanonenfeuer, dann ein heftiges Kleingewehrfeuer. Die Straßen wurden öde, die Einwohner flüchteten auf Böden und Keller; hin und wieder sah man einzelne Detachements Schillianer, fast laufend, nach dem Kampfplatz eilen. Selbst die Ulanen mußten absitzen und sich mit Gewehren aus dem Zeughause bewaffnen, worüber sie laut gemurrt haben sollen. Dieses ist so allgemein erzählt, daß es für wahr angenommen werden muß. Furchtbar hallte das immer stärker werdende Kanonenfeuer durch die engen leeren, mit hohen massiven Häusern besetzten Straßen und die Entscheidung nahte mit starken Schritten. Der erste Sturm des Feindes auf die Schanze am Knieper Thor wurde siegreich abgeschlagen. Um 1½ Uhr erhob sich das Feuer mit verdoppelter Heftigkeit; die von den Kugeln zerschlagenen Dachziegel und Fensterscheiben fielen prasselnd und klirrend auf die Menge herab und die bisherige, fast beängstigende Einsamkeit und Oede in den Straßen wurde durch Schreien und Rufen unterbrochen. — Verwundete wurden nach dem Hafen vorübergetragen, Kanonen eilten nach dem Knieper Thore und Cavallerie patrouillirte in den Straßen. Das Feuer näherte sich und bald unterschied man deutlich, daß es in der Stadt sei. Die Schanze und das Thor waren erstürmt; es entstand in den Straßen ein heißer Kampf, Mann gegen Mann. Die Holländer, die ohne Zweifel den größten Antheil an dem Siege hatten, weil sie an der Spitze der stürmenden Truppen waren, lösten sich, der engen Straßen wegen, größtentheils ganz auf und jeder Einzelne setzte das Gefecht auf seine eigene Hand fort. Der Verlust der Dänen und Holländer soll wie folgt betragen haben. Holländer: 7 Officiere todt, 22 verwundet, an

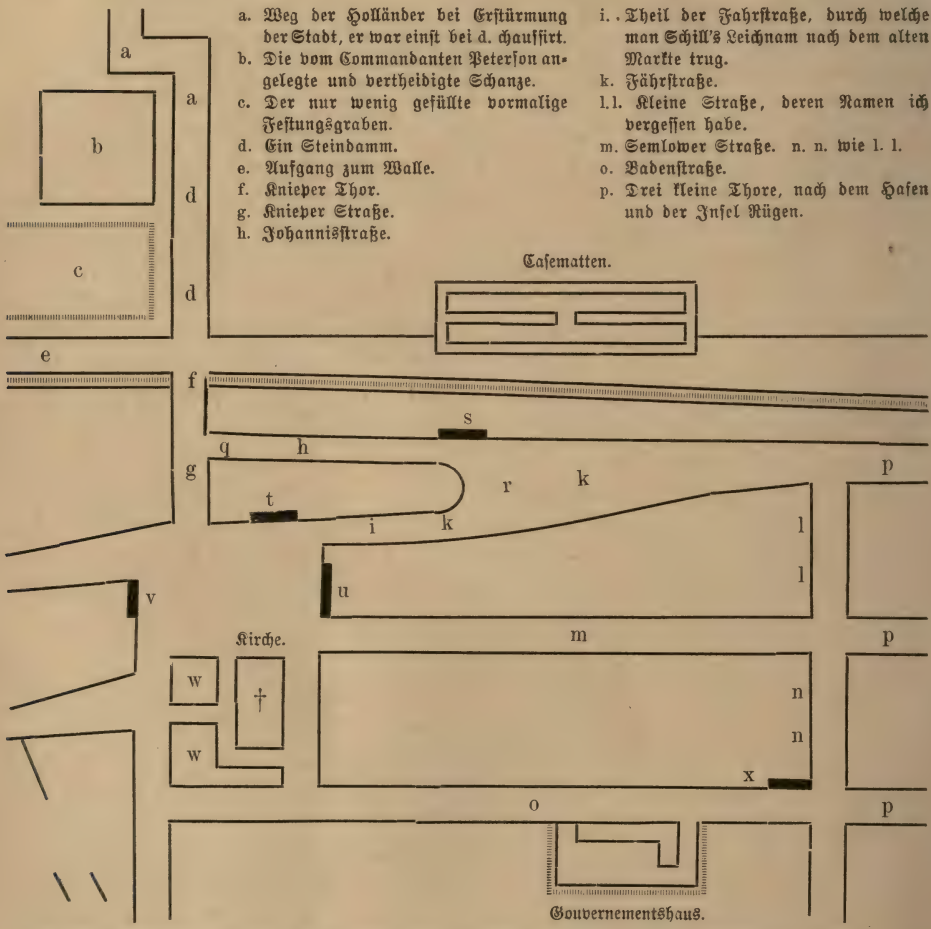
Unterofficieren und Soldaten 740 todt und verwundet. Dänen: 2 Officiere todt und 6 verwundet, an Unterofficieren und Soldaten 69 Mann todt und verwundet. Unter den getödteten Officieren befanden sich der General Carteret und beide Chefs der zwei holländischen Infanterie-Regimenter, die Obersten von Bodenberg und Dollmann. Der Letztere wurde auf dem Walle vor der Front seines Regiments von zwei Schill'schen Husaren mit beispielloser Kühnheit vom Pferde gehauen und zwar in einem Augenblicke, als die holländischen leichten Truppen schon in der Stadt herum schwärmten und bereits Alles zu Ende schien. Der holländische Capitän Düring starb erst dreiviertel Jahre nachher an seinen Wunden im Hospitale zu Stralsund. Der Verlust der Schillianer läßt sich nicht genau angeben, er mag aber wohl an 5—600 Köpfe betragen haben. Von den beiden streitenden Parteien blieb also etwa der neunte Mann. Am stärksten hatte verhältnißmäßig das 6. holländische Infanterie-Regiment verloren. Eine Grenadier-Compagnie dieses Regiments war an der Spitze des Sturmes fast ganz aufgerieben.

Hinter Fenstervorsprüngen der mittleren Etage sahen wir bald Freund, bald Feind, im Besitze unserer Straße. Jeder Kellervorsprung wurde benutzt und oft lange und muthvoll vertheidigt. Die Mehrzahl der Schill'schen Truppen wehrte sich mit so ausgezeichnetem Muthe und selbst noch, als ihre Sache sichtbar verloren schien, daß dieser Muth wohl einen bessern Erfolg verdiente; aber leider waren auch Viele zu früh auf ihre Sicherheit bedacht und liefen nach dem Hafen zu, um sich mittelst der Böte nach der Insel Rügen zu retten. Nach diesen Schiffen wurde stark gefeuert und einzelne Leichname trieben im Hafen herum. Erst spät Abends, am 31. Mai, ging ein Bataillon Holländer nach der Insel Rügen über.

Schon hatten wir mehrere Trupps und Einzelne des Feindes in unserer Straße gesehen, als plötzlich der Major von Schill, nur von einem Husaren begleitet, vorüber sprengte. Ein Ausruf der Verwunderung, oder vielmehr des Schreckens entfuhr uns Allen; denn nach den eben gesehenen Auftritten war das Leben des edlen deutschen Helden einer jeden holländischen Kugel preisgegeben. Es war nachher ein sehr verbreiteter Glaube, daß Schill in der Verzweiflung den Tod gesucht habe. — Schill schrie den Seinigen einige uns unverständliche Worte zu, er schwang den Säbel über den Kopf und nahm seinen Weg im Galopp statt nach dem Frankenthore oder dem nahen Hafen, wo allein noch Rettung möglich war, um unser Haus (ein Eckhaus) in eine schmale Quergasse. Diese durchschneidet nach etwa achtzig Schritten die mit unserer Straße parallel laufende Semlower Straße und mündet dann nach etwa gleicher Distance und Richtung in die gleichfalls mit der Semlower Straße parallel laufende Fährstraße. Die beifolgende, wenn auch unvollkommene Zeichnung und deren Beschreibung kann dazu dienen, meine Erzählung zu vervollständigen. Sie stellt den kleinen Theil von Stralsund dar, der auf die letzten Lebensmomente und den Tod Schill's Bezug hat.

Vergleiche ich Zeit, Ort, sowie alle Erzählungen von Schill's Tode, so sah ich ihn in jenem Augenblicke nur wenige Minuten vor seinem Falle; vielleicht war er schon verwundet, denn sowohl Altrock als ich bemerkten, daß er im

Sattel sich unruhig hin- und herwarf. Mein Bedienter und andere Augenzeugen der Badenstraße wollen ihn sogar blutend gesehen haben. Mit allen möglichen Variationen, selbst sehr abenteuerlichen, ist der Fall Schill's erzählt worden und nur in einigen Punkten treffen die verschiedenen Beobachtungen zusammen. Ich gab mir die größte Mühe, der Wahrheit möglichst auf die Spur zu kommen, und glaube die nachstehende Mittheilung, welche in Stralsund selbst den meisten Glauben fand, als völlig genau und glaubwürdig ausgeben zu können. Ich habe sie aus dem Munde eines Augenzeugen, der allgemein den Ruf eines wahrhaften und rechtlichen Mannes genießt: eines gebildeten, wohlhabenden Bäckermeisters und Mehlhändlers, bei dessen Hause sich die Fährstraße in die Theile theilt, von denen der eine den Namen beibehält, der andere Johannisstraße heißt.



q. Stelle, an welcher die feindl. Generalität zu Pferde hielt, als Schill den General Carteret vom Pferde hieb.
r. Ziehbrunnen, neben welchem Schill tödtlich getroffen vom Pferde sank.
s. Wohnung des Bäckermeisters, welcher Zeuge von Schill's Tode war.
t. Haus, in welchem Schill's Leichnam ausgestellt war, daneben ist der Gasthof „Zum goldnen Löwen".
u. Commandantenhaus, vom General Candras bewohnt.
v. Hauptwache.
w. Rathhaus mit Fleischhalle, nebst Durchgängen.
x. Mein Quartier in dem Eckhause der Badenstraße.

Die holländischen leichten Truppen und einzelne dänische Husaren hatten die Schillianer nach und nach vertrieben. Am Ausgange der Johannisstraße, da wo dieselbe in die Knieperstraße mündet, hatte sich der größte Theil des holländischen und dänischen Generalstabs versammelt, um einen Theil ihrer Truppen defiliren zu lassen. Nur einzelne holländische Voltigeurs schwärmten noch wie toll und ohne Grund schießend, durch die Johannis- und Fährstraße. In diesem Augenblicke erschien (etwa um 2 Uhr) der Major von Schill; im Galopp und in Begleitung eines Husaren sprengte er, den Säbel schwingend, die Fährstraße herauf. Ueberrascht und erschrocken wichen die einzelnen Holländer ihm zu beiden Seiten aus, krochen hinter die Kellervorsprünge und schossen ihm nach. Schill wandte sich in die Johannisstraße, sprengte den feindlichen Generalstab auseinander und hieb den holländischen Brigadegeneral Carteret vom Pferde. (Es wird erzählt, Schill habe gerufen: „Hundsfott bestell mir Quartier!") Er hieb sich dann noch mit zwei dänischen Husaren herum und kehrte, von diesen verfolgt, nach der Fährstraße zurück. Schill schwankte im Sattel, warf den Kopf oft nach rückwärts, blutete stark und sah leichenblaß aus. Alles schrie: „das ist Schill" — man drängte sich flüchtend an die Seite und feuerte nach ihm. Wenige Schritte von des Erzählers Hause senkte der edle hochherzige deutsche Mann sein Haupt und fiel tödtlich getroffen vom Pferde.

Den vorher den Major von Schill begleitenden Husaren hat der Erzähler nicht wiedergesehen; vermuthlich ist derselbe von der Suite des feindlichen Generalstabs niedergehauen oder gefangen genommen worden. Ein allgemeines fürchterliches Hurrahgeschrei folgte dem Falle Schill's. Ein betrunkener, rasender Soldatenhaufen fiel über den Leichnam her unter wüthendem Victoriageschrei, und trug ihn nach dem alten Markte. —

Während dieser Zeit näherte sich vom Frankenthore her eine Anzahl Schill'scher Husaren unter Anführung des Rittmeisters von Brünnow; und es schien, als wenn sie ihren geliebten, braven Anführer aufsuchen und retten wollten. Sie mußten zurück, da ihnen die gesammte feindliche Cavallerie und ein Trupp Infanterie entgegen kamen. Der Rittmeister von Brünnow wurde aufgefordert, sich zu ergeben, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, da Schill schon gefallen sei. Daß die Holländer das Letztere schon gewußt haben sollten, ist mir sehr unglaublich; dennoch hat jene Behauptung wirklich statt gefunden. Eine Lüge bringt ihrem Urheber selten Gewinn; das war auch hier der Fall. Brünnow benutzte jene Behauptung, um Zeit zu gewinnen. Im Einverständniß mit seinen braven Officieren und Husaren verlangte er, die Leiche Schill's in Augenschein nehmen zu dürfen und ferner freien Abzug nach der preußischen Grenze, wo er sich auf Gnade und Ungnade den preußischen Behörden ergeben wollte. Die Lieutenants v. d. Horst und von Rudorf wurden zum Unterhandeln an den General Gratien in die Stadt geschickt und es wurde ein Waffenstillstand bis zu deren Zurückkunft festgesetzt. Ich sah jene beiden Officiere, als sie in Begleitung einiger holländischer Officiere von der Leiche zurück kamen; ihr Blick war ein trauriger, kummervoller. Man erzählte gleich nachher, sie hätten Schill, mit Thränen in den Augen, erkannt und ihr Zeugniß war ein wichtiger Beitrag zu dem Protokolle, welches wegen der auf den Kopf Schill's gesetzten 10 000 Frcs.

aufgenommen wurde. Man erzählte auch noch, daß Brünnow dem ihn auffordernden Officier nachgerufen habe: „freien Abzug oder Kampf auf Leben und Tod!“ — welches seine Husaren mit einem kräftigen Hurrah begleiteten.

Es kam nicht zum Kampfe, denn trotz dem Verbote Napoleon's, mit den Rebellen zu unterhandeln, bewilligte General Gratien die verlangten Bedingungen, doch sollten sie in Begleitung einiger holländischer Officiere der Grenze zugeführt werden; dort ergaben sie sich den preußischen Behörden. Gratien zog sich dadurch die Ungnade Napoleon's zu und mit Ausnahme eines holländischen oder dänischen Ordens ging er des Siegerlohnes verlustig. Man behauptete, daß reine Menschenliebe den General Gratien zu dieser Handlung bewogen habe, und daß er selbst gleich geäußert, er bringe ein schweres Opfer. Dem sei wie ihm wolle, wer hätte wohl den Ausgang des Kampfes verbürgen mögen? Die holländische und dänische Cavallerie war etwa doppelt so stark als die drei Escadrons Schillianer; diese fochten aber für ihr Leben und ihre Existenz, sie waren leicht beweglich und ausgezeichnet brave Leute, jene aber fochten, weil sie mußten und waren schwer beritten; über ihre anderen Eigenschaften kann ich nicht urtheilen. Die Greuelscenen, welche die einzeln und betrunken in den Straßen herumschweifenden Soldaten verübten, waren leider zahlreich; den dänischen Truppen gebührt indeß das ehrenvolle Zeugniß, daß sie keinen Theil daran nahmen. Auch sie zogen in kleinen Detachements durch die Straßen; sie verhüteten jedoch manche Greuel der übrigen Truppen. Ihren Officieren schien es gar nicht schwer zu werden, die Untergebenen im Zaume zu halten, denn auch der einzelne Soldat zeigte eine lobenswerthe Mäßigung. Schmerzlich bedauerten die Einwohner Stralsunds, daß die Dänen Abends die Stadt verließen, um vor den Thoren zu bivouakiren. Die Einwohner begingen in ihrer Angst die Unvorsichtigkeit, Wein und Branntwein in Masse zum Besten zu geben und aus Fenster und Thüren zu reichen, wodurch die Zahl der Betrunkenen stündlich vermehrt wurde. Ich sah deren noch am folgenden Tage wie todt in den Straßen liegen. Aber selbst einige betrunkene Dänen begingen keine Excesse. Daß General Gratien nach dem ersten abgeschlagenen Sturme auf die mehrerwähnte Schanze den Soldaten eine dreitägige Plünderung der Stadt versprochen habe, wurde allgemein für eine Erfindung der Plünderer gehalten. Eine Greuelthat fiel ohnweit meines Logis vor; ein Trupp Schill'scher Infanterie (es sollen nahe an 30 Mann gewesen sein) flüchteten sich in den Hof des Gouvernements-Hauses und, von allen Seiten eingeschlossen, warfen sie die Gewehre fort und baten knieend um ihr Leben. Nichts desto weniger wurden die Wehrlosen in mordlustiger Grausamkeit mit den Bajonetten erstochen. Nur zweien gelang es, unbemerkt über eine Mauer zu klettern und sich in den Speicher eines Kaufmannes zu retten. Sie wurden von dem edlen Mann (er hieß Brüning und war aus Schwerin gebürtig) der Wuth des Feindes entzogen und in großen Lagerfässern versteckt; als jedoch am Abend bei Androhung von Todesstrafe der Befehl erlassen wurde, alle noch etwa versteckten Schillianer auszuliefern, indem später Haussuchung vorgenommen werden sollte, da erklärte der Kaufmann seinen Schützlingen, seine und seiner Familie Sicherheit erfordere es, daß er ihren Aufenthalt anzeige; er werde aber Sorge tragen, daß ihr Leben nicht in Gefahr käme. Er ging auch sofort zum Comman-

danten, welcher die Versteckten durch Gendarmerie abholen und zu den übrigen Gefangenen bringen ließ. Außerdem wurden mehrere Bürger und ein Dienstmädchen getödtet oder schwer verwundet und ein neunjähriger Knabe von einem betrunkenen holländischen Soldaten auf dem alten Markte mit dem Bajonett erstochen. Der Soldat soll demnächst auf dem Rückmarsche in Magdeburg im Arrest wahnsinnig geworden sein. Als der Tumult den höchsten Grad erreicht hatte und die Tumultuanten sich in den Straßen vermehrten, weil sie nichts vom Widerstande zu befürchten hatten, forderten sie gewaltsam die Oeffnung der Thüren, da diese ihren habsüchtigen Absichten hinderlich waren; wo nicht gleich Folge geleistet wurde, schossen sie durch Fenster und Thüren und schlugen letztere auch wohl ein. Auch uns wurden auf diese Weise drei Gewehrkugeln durch die Hausthür und zwei Kugeln durch die Fenster der zweiten Etage zugeschickt. Gleich darauf drangen fünf bis sechs holländische Soldaten ein und umringten mich und meinen Freund Altrock. Sie hielten uns für Schillianer und zwei schlugen ihre Gewehre auf uns an. Mit resignirter Ruhe versuchte ich es zwar, sie mit unserer Lage bekannt zu machen; sie schienen meiner Angabe zu mißtrauen und erklärten uns für Kriegsgefangene. Ihre Anzahl vermehrte sich jeden Augenblick; sie forderten Geld, Getränke, und ihr von Pulver und Trunkenheit geschwärztes und verzerrtes Gesicht weissagte nichts Gutes. Jeder neue Ankömmling wurde uns anfangs gefährlich, bis man sich verständigt hatte. Unbemerkt beriethen wir uns und beschlossen, uns auf jede Gefahr hin auf die Straße zu begeben und den Schutz eines Officiers zu suchen. Wir benutzten den Moment, wo die Bande zum Theil in den Keller, zum Theil in die Stube eindrang, um Getränke und Geld zu bekommen, drei Zurückbleibende aber mit Trinken vollauf beschäftigt waren. Der Zufall war uns günstig; eine dänische Compagnie oder Detachement mit einem Officier an der Spitze zog eben vorüber; diesen Officier sprachen wir um Schutz an. Nicht ohne Mühe beschwichtigte er die uns nacheilenden Holländer; zugleich bemerkten wir aber, daß er uns trotz unserer Versicherungen für Schillianer hielt. Leider hatten auch er und seine Leute von den dargereichten Getränken stark profitirt, auch schien es, daß er mitgefeuert hatte; denn sein Mund war vom Pulver schwarz. Ganz im Widerspruche war er bald unser Freund, bald Feind; laut gab er Befehl auf uns zu achten, wobei er uns drohte. Am widrigsten war seine Zärtlichkeit, die ich ernsthaft abwehrte, was ihn um so mehr verdroß, als er mit dem gutmüthigen Altrock auf offener Straße bereits Brüderschaft auf Leben und Tod getrunken hatte. Ich war zwar unter seinem Schutze vorläufig sicher, konnte jedoch voraussehen, daß ich mit ihm bei fortgesetztem Trinken in eine höchst unangenehme Situation gerathen werde; ich beschloß daher, mich gelegentlich von ihm zu trennen und aufs Neue dem Zufalle mich anzuvertrauen; ich durfte dieses hinsichtlich der dänischen Soldaten wohl wagen, denn sie schienen die Lage ihres Officiers zu erkennen. Mein Freund Altrock wollte an einer Flucht nicht Theil nehmen, mich aber auch nicht davon abhalten. Am oberen Ende der Badenstraße fand ich Gelegenheit; neben der dortigen Apotheke führt eine schmale Gasse nach dem alten Markte und ohngefähr zehn Schritte in diese Gasse hinein geht, zwischen Rathhaus und Kirche, ein enger Gang, der gleichfalls nach dem alten Markt führt. Es entstand neben der

Apotheke jetzt ein großes Gedränge, welches durch eine holländische Compagnie mit 40—50 gefangenen Schillianern verursacht wurde; dieses benutzend, kam ich unaufgehalten nach dem alten Markt. Man hatte mich, wie Altrock später sagte, gleich vermißt; aber sofort aus den Augen verloren. Kaum den alten Markt betretend, wurde ich des holländischen Brigade-Generals (Anthing) ansichtig. Diesen hatte ich als Oberst und Commandeur des 4. holländischen Linien-Regiments $1\frac{1}{4}$ Jahr früher in Hameln — meiner Vaterstadt — wo er mich sehr zuvorkommend behandelte, kennen gelernt. Er war ein Deutscher, aus Gotha gebürtig. Meine Freude, mich in den Schutz eines so viel geltenden Bekannten begeben zu können, wurde sehr getäuscht; ich nannte meinen Namen und trug meine Lage vor, doch ohne zu antworten rief er zwei Gendarmes und befahl diesen, mich zu arretiren. Empört über diese Behandlung, machte ich dreiste Vorstellungen, die aber weiter keinen Erfolg hatten, als daß er etwas milder versicherte, es geschehe zu meiner eigenen Sicherheit. Ich wußte mir dieses Benehmen nicht zu erklären. Man führte mich auf die Hauptwache am alten Markt, wo ich der holländischen Wache übergeben wurde. Der wachehabende Unterofficier wollte mich in das große Wachezimmer bringen, ich wußte ihn jedoch, mit der Localität bekannt, zu bewegen, mich in ein kleines, nach hinten hinaus gelegenes Stübchen einzulassen. Dieses diente vormals als Officierarrestzimmer. Die Hauptwache bot in diesem Momente einen schauderhaften Anblick dar; das große Wachezimmer glich einer Mörderhöhle, denn alle Pritschen lagen voll von Schill'schen Gefangenen, Verwundeten und Sterbenden, an welchen selbst betrunkene Wachesoldaten ihre rohe Wuth ausübten; der Unterofficier vermochte dieser Grausamkeit nicht Einhalt zu thun, denn alle Bande der Disciplin schienen gelöst; auch war ein gehöriges Wachepersonal noch nicht etablirt, denn von Zeit zu Zeit verlief sich die Mannschaft, um zu plündern und manchmal war der Unterofficier, trotz aller Drohungen und Flüche, fast ganz allein. Ich war kaum eine Viertelstunde allein im Arreстlocale, als man nach und nach die mecklenburgischen Lieutenants von Plessen, Tarnow, von Flotow II., von Klein und Cadet Ehrhardt zu mir in Verwahrsam brachte. Ein solches Verfahren blieb uns ein Räthsel, bis Lieutenant von Flotow II. uns die Auflösung gab, denn bei seiner Arretirung hatte man es nicht verhehlen können, daß man den Lieutenant von Flotow suche. Die drei in Schill'sche Dienste getretenen Officiere, die Lieutenants von Flotow I., von Suckow und von Lowtzow, hatten es als geborene Mecklenburger schicklich gehalten, beim Herzog von Mecklenburg ihre Abschiedsgesuche einzugeben, um in Schill'sche Dienste zu treten; die Post war aber in Damgarten angehalten, die Briefe erbrochen, und nun gab General Gratien Befehl zu ihrer Verhaftung. In Folge dessen wurden aber alle mecklenburgischen Officiere, deren man habhaft werden konnte, arretirt; zu unserer großen Freude entgingen jene drei Officiere der Verhaftung, sie würden sonst vor einem französischen Kriegsgerichte verurtheilt worden sein. Dieses sollte später auch noch geschehen, der Herzog machte aber seine Hoheitsrechte geltend und ließ sie von einem, nur aus mecklenburgischen Officieren bestehenden Kriegsgericht verurtheilen. Sie erhielten drei Monate Arrest und nahmen dann ihre Entlassung. Sie waren brave Officiere und einer von ihnen wurde hinsichtlich des Gefechtes am 31. Mai mit großer Auszeichnung genannt.

Die Gefangenschaft wurde uns sehr lästig, wir sannen daher darauf sie abzukürzen. Einstweilen baten wir unsere Schildwache durch einen seiner Kameraden, uns irdene Pfeifen und etwas Tabak holen zu lassen. Die Schildwache übertrug einem andern Soldaten seinen Posten und ging mit dem Geld fort, ohne zurückzukehren. Ein zweiter Versuch lief besser ab, der abgeschickte Soldat brachte das Verlangte, steckte aber das von uns bekommene Geld lachend für seine Mühe in die Tasche; denn er hatte Pfeifen und Tabak geplündert.

Wir ersuchten alsdann den Unterofficier, den ersten Officier, der bei der Wache vorbei ginge, anzurufen und ihm zu sagen, daß einige arretirte Officiere ihn zu sprechen wünschten. Lieutenant Tarnow, welcher früher einige Zeit in Holland gewesen war, machte unseren Dolmetscher. Endlich nach mehreren Stunden trat ein dänischer Jägerofficier (Holsteiner von Geburt) bei uns ein, und fragte nach unserem Begehren.

Lieutenant von Plessen, der im Holsteinischen viele Verwandte hatte, setzte ihn von unserer Lage in Kenntniß, nannte unsere Namen u. s. w. Der Officier wollte uns gleich mitnehmen, wogegen der Unterofficier anfangs protestirte. Wir wurden jedoch nach dem Rathhause geführt, wo die ganze Generalität war, um — wie man uns sagte — über die Berichte an die Könige von Holland und Dänemark zu berathschlagen. Der Saal war sehr geräumig und die versammelten Herren saßen auf den curulischen Sitzen des Stralsunder Magistrats an einer langen grünen Tafel, welche durch ein Gitterwerk von dem übrigen Theile des Saales getrennt war. Adjutanten und Ordonnanzen kamen und gingen, auch standen Militär- und Civilpersonen umher, welche Anliegen zu haben schienen. Wir hätten noch lange warten können, wenn ich nicht zufällig einen Officier vom dänischen Generalstabe als den Prinzen Friedrich Paul von Holstein-Beck erkannt hätte. Ich hatte diesen jungen liebenswürdigen Fürsten zwei Jahre früher in Ludwigslust kennen gelernt. Ich redete ihn an und nach einiger Verständigung erwirkte er unsere Befreiung, und so gelangten wir ohne Zwischenfall in unsere Wohnungen. Kurz vorher war General von Ewald (bekannter militärischer Schriftsteller) auf dem Rathhause in Gefahr von den Tumultuanten auf der Straße erschossen zu werden. Er saß nämlich zunächst dem Fenster, als eine Kugel durchs Fenster ihm nahe am Kopfe vorüberflog. Dieser Vorfall hatte die gute Wirkung, daß man Cavallerie durch die Straßen patrouilliren ließ. Demungeachtet hörte man aber am folgenden Tage noch Schüsse und die Plünderer nahmen sich nur in Acht, nicht ertappt zu werden.

In dem Hause, in welchem ich wohnte, fand ich zwei holländische Officiere einquartirt, von denen der eine Aide-de-camp bei dem durch Schill's Hand gefallenen General Carteret gewesen war.

Mein Freund Altrock kam erst spät Abends zu mir und es war ihm etwas besser als mir ergangen.

Noch vor der Wiedervereinigung mit ihm, sah ich gegen sechs Uhr, in Begleitung des dänischen Oberstlieutenants von Moltke, den Leichnam des Majors von Schill, welcher anfangs in das Rathhaus gebracht worden war, dann auf Befehl des General Gratien in das kleine unansehnliche Haus eines Barbiers, gleich neben dem Wirthshause „zum goldenen Löwen", auf dem alten Markte. Hier lag er

in einer Stube rechts Parterre für Jedermann zur Schau, denn die Fenster des Zimmers waren am ersten Tage ausgehoben. Ich trat mit dem mich begleitenden Officier an den Leichnam heran und sah lange den edlen Todten an. Bis auf das blutige vorn etwas aufgerissene Hemd war der Krieger völlig entkleidet. Außer mehreren kleinen Hieb- und Streifwunden habe ich zwei Hauptwunden bemerkt: eine Schußwunde und eine Hiebwunde. Erstere ging am rechten Ohr hinein und oben an der linken Seite des Kopfes wieder heraus; letztere zwischen den beiden starken Augenbrauen, von links nach rechts, $1^1/_2$ Zoll lang und weit auseinander klaffend. Die Richtung der Schußwunde beweist, daß Schill sie zu Pferde sitzend bekommen hat und daß er gleich darnach gefallen ist. Diese schnell und absolut tödtliche Wunde hat auch wegen der auf den Kopf Schill's ausgebotenen 10000 Frcs. den Ausschlag gegeben.

Die holländischen und dänischen Generale waren so vorsichtig, ein ausführliches Protokoll über die Identität des Schill'schen Leichnams, gleich nach dem Tode desselben und in Gegenwart vollgültiger Zeugen aufnehmen zu lassen; denn an den folgenden Tagen würden sich wegen Veränderung der Gesichtszüge vielleicht einige Zweifel erhoben haben.

Bei der Aufnahme des Protokolles waren außer holländischen und dänischen Officieren und Aerzten nachbenannte Personen gegenwärtig: der Rittmeister von Parsenow, vormals in preußischen Diensten; Schill's Bedienter und Reitknecht, beide auf der Flucht arretirt; mehrere gefangene Schill'sche Officiere, eine Deputation des Magistrats von Stralsund und gleich nach dem Schlusse des Protokolles die beiden Schill'schen Officiere von der Horst und Rudorf. Alle diese erkannten ihn einstimmig und außerdem fand man in dem Hemde F. v. S. eingenäht, was auch ich gleichfalls deutlich gesehen habe. Es war somit kein Zweifel und dennoch wurde im Preußischen Schill's Tod noch lange Zeit nicht geglaubt.

Der Kopf Schill's kam zuerst, der Prämie wegen nach Cassel, dann, wie ich gehört habe, in den Besitz eines Particuliers zu Leyden in Holland, bis er endlich durch die Bemühungen patriotischer Männer nach den Befreiungskriegen unter dem Monumente in Braunschweig begraben worden ist. — Schon am 1. Juni Abends war der Kopf der Haare fast ganz beraubt; sie wanderten als kostbare Reliquien nach Belgien. Holländische Voltigeurs und dänische Husaren stritten um die Ehre, Schill getödtet zu haben; die Prämie von 10,000 Francs soll aber den Holländern zuerkannt worden sein. Zwei dänische Husaren, von denen der Eine Krohne hieß, hatten sich mit Schill herumgehauen und ihn, bis er vom Pferde fiel, verfolgt. Beide bekamen für diese That den Danebrog-Orden. Die gebliebenen holländischen und dänischen Officiere wurden am 1. Juni Nachmittags beerdigt und zwar mit möglichster Feierlichkeit. Das ganze Gratien'sche Corps paradirte und viele Officiere (auch die mecklenburgischen) sowie die Civilbehörden waren im Leichengefolge. Die Leichname der gebliebenen Officiere sah ich eine Stunde vor der Beerdigung in der großen Kirche neben dem Rathhause; dem General Carteret und dem Obersten Dollmann waren die Köpfe gespalten.

Dem Leichnam Schill's wurden gleiche Ehren nicht zu Theil; die seine Beerdigung betreffende Mittheilung klingt etwas abenteuerlich, aber ich gebe sie

hier mit allen begleitenden Nebenumständen wieder, wie sie mir gemacht worden ist. Am 31. Mai traf der mecklenburg-strelitzische Kammerjunker von Kamptz in Stralsund ein, welcher von seinem Herzog nach Pommern geschickt wurde, um den von dem strelitzischen Contingente etwa in Schill'sche Gefangenschaft gerathenen Officieren oder Soldaten durch Fürsprache oder Geld sich nach Umständen nützlich zu machen und dem edlen fürsorgenden Fürsten über die Lage seines Militärs demnächst Bericht zu erstatten. Das strelitzische Bataillon Infanterie, unter Commando des Obersten von Bonin, stand zwar gleichfalls unter dem Oberbefehl des Generals Candras, es hatte aber seine Garnison in Greifswald. Bei dem Anmarsche Schill's gegen Stralsund wurde jenes Bataillon von Candras auf das Schleunigste zum Rückzuge nach der preußischen Grenze und in die Nähe des Generals beordert, hierdurch entgingen sie dem Schicksale, welches uns traf und nach zehn- bis zwölftägiger Abwesenheit langten die Strelitzer wohlbehalten wieder in Greifswald an. Bei den Hin- und Hermärschen hatte Herr von Kamptz die Truppen seines Herzogs nicht auffinden können und so gerieth er nach Stralsund, wo er hoffen durfte, über die Ereignisse die beste Auskunft zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft des gebildeten und unterhaltenden jungen Mannes, der nicht allein mir, sondern einem meiner Freunde am 4. Juni Morgens, kurz vor seiner Abreise nach Strelitz und unserm Abmarsche nach Greifswald, das Nachfolgende erzählte:

Herr von Kamptz konnte sich wohl denken, daß man sich an seinem Hofe genau nach allen Vorfällen und Umständen in Stralsund erkundigen würde, namentlich aber nach dem Ende Schill's, und ließ sich die Angriffspunkte u. s. w. genau zeigen. Als er am 4. Juni früh Morgens nach dem Kirchhofe kam, wo die Holländer zuerst in ein starkes Feuer gerathen waren, fand er noch mannigfache Spuren dieser blutigen Begebenheit und viele frische Gräber. In einer Ecke des Kirchhofs stößt er auf einen nur obenhin eingescharrten Leichnam, von welchem ein Theil eines Armes durch den Regen von der Erde entblößt ist. Herr von Kamptz ergreift des Todten Hand und bemüht sich, den Leichnam völlig ans Tageslicht zu ziehen und zwar weil ihm ein solches Begraben sehr auffällt. Nach einiger Anstrengung zieht er einen Körper ohne Kopf hervor und in diesem Augenblicke erscheint der Todtengräber, der über die Beschäftigung des Herrn von Kamptz sichtbar erschrocken ist. Mittelst eines Geldgeschenkes und der Versicherung der Verschwiegenheit erfährt Herr von Kamptz von dem Todtengräber, daß um zwölf Uhr Mitternachts sechs französische Artilleristen diesen Leichnam in der bedeckten Bahre, in welcher schwere Kranke zum Hospitale transportirt werden, gebracht hätten. Die Artilleristen hätten den Leichnam, der nur mit einem sackähnlichen Hemde versehen war, ohne Umstände auf die Erde geschüttet und ihm befohlen, denselben einzugraben. Da es in Strömen regnete, hätte der kleine Leichenconduct geeilt, wieder in die Stadt zurückzukommen. Da er (der Todtengräber) schon über eine Stunde vorher und auf Befehl des französischen Platz-Commandanten den Leichnam habe erwarten müssen, so habe er durchnäßt und frierend denselben nur eilig mit Erde bedeckt, um ihn jetzt beim Tagesanbruch tiefer einzugraben. Der Umstand, daß der Leichnam ohne Kopf war, daß man denselben durch französische Artilleristen, die noch kurz zuvor in

Schill'schen Händen kriegsgefangen und auf Schill erbittert waren, so heimlich um Mitternacht und ohne alle Achtung, auf Befehl des Platz-Commandanten nach dem Kirchhofe schaffte, ließ von Kamptz nicht lange zweifeln, daß er den Leichnam Schill's vor sich habe und um so weniger, als der Rumpf gerade die Größe und die Wunden am Arme hatte, welche Herr von Kamptz zuvor an dem Schill'schen Leichnam bemerkt. Auch der Todtengräber trat dieser Ansicht bei.

Am 4. Juni marschirte Verfasser dieses Memoires mit den Resten des 2. Bataillons nach Greifswald; rückte jedoch schon am 26. desselben Monats mit seinem Bataillon wieder nach Stralsund ein. Unterdessen hatten auch die Generale Gratien und Ewald mit ihren Truppen am 9. und 10. Juni Stralsund verlassen und die nach deren Abzug daselbst noch verbliebenen gefangenen Schillianer, ungefähr dreihundert an Zahl, wurden nun uns und der reorganisirten französischen Artillerie zur gemeinschaftlichen Ueberwachung übergeben; die Gefangenen waren in Casematten unweit des Hafens eingesperrt und nur am Tage wurden von Zeit zu Zeit einige 20 bis 30 Mann für eine Stunde auf einen von Bretterwänden umgebenen Platz, um frische Luft zu schöpfen, herausgelassen. Die gelieferten Speisen waren sehr schlecht und selten ausreichend; alle Vorstellungen und Fürbitten bei dem Gouverneur zogen uns nur Verdrießlichkeiten und den armen Gefangenen eine härtere Behandlung und mehr Einschränkung zu; wir suchten uns daher auf andere Weise zu helfen. Leider hatten wir an der, mit uns die Wache beziehenden französischen Artillerie eine strenge, lästige Controle. Sowohl diese Artillerie als der Gouverneur waren dermaßen auf die armen Schillianer erbittert, daß sie diese gern erschossen hätten, wenn es sich ohne Verantwortung hätte thun lassen. Mit dieser Gesinnung stimmten denn auch die, die Gefangenen betreffenden Ordres überein; bei schwerer Verantwortung war uns untersagt, den Gefangenen etwas mehr als das Gelieferte zukommen zu lassen und dennoch hörten wir dieselben häufig um ein Stück Brot bei unsern Soldaten inständig betteln. Es entwickelte sich bald eine pestilenzialische Luft in den Casematten und eine solche Unreinlichkeit, daß man ohne Ekel dieselben nicht betreten konnte. Es wurde für uns eine Quelle von Vergnügen, den Gouverneur und die Artillerie auf alle Weise zu hintergehen. Ganz unerwartet fanden wir einen wackern Gehilfen an dem bereits erwähnten Platz-Commandanten, dem französischen Capitän Dieudonné. Er schien in Wagnissen mit uns wetteifern zu wollen. Anfangs halfen wir uns aus eignen Mitteln selbst, und auch unsere Stabsofficiere nahmen indirect Theil daran; diese Hilfe reichte jedoch bald nicht mehr aus. Nun wurden die angesehensten Einwohner unter der Hand um Hilfe gebeten und lobend muß ich es erwähnen, daß auch nicht das Geringste verrathen wurde. Geld, Brot, Speisen, Wäsche und Kleidungsstücke kamen nächtlich in solcher Menge, daß in acht bis vierzehn Tagen alle Noth der Gefangenen ein Ende hatte. Manchmal war unter meinem Nachtlager in dem Officier-Casematten-Zimmer ein wunderlich gemischtes Depot der verschiedenartigsten jener Effecten und unsere Soldaten, welche Hilfe leisten mußten, hatten eine unbeschreibliche Freude, wenn die Artilleristen getäuscht wurden. — Ehe jedoch der Noth abgeholfen war, erzählte mir einst einer jener Unglücklichen durch das eiserne Gitter, daß er der Jäger sei, der bei dem Einzuge Schill's in

Stralsund dem Intendanten d'Houtetôt das Leben gerettet habe; dieser aber, der ihm gewiß helfen könne, wenn er nur wolle, scheine ihn vergessen zu haben, denn er ließe ihn hier verschmachten und umkommen, ein Deutscher würde so undankbar nicht sein. Eine solche Handlungsweise war mir bei dem allgemein bekannten edlen Charakter des Intendanten undenkbar; der Jäger blieb aber ungläubig bei den Hoffnungen, die ich ihm machte. Gleich nach der Ablösung der Wache ging ich zu dem Capitän Dieudonné und bat denselben um Fürsprache für den Jäger. Er war dazu sogleich bereit, doch meinte er, daß diese Angelegenheit vorsichtig betrieben werden müsse, weil der Intendant mit dem Gouverneur auf sehr gespanntem Fuße lebte. Er bat mich, ihn zu dem Intendanten zu begleiten. Kaum hatten wir diesem die Erzählung des Jägers mitgetheilt, als er uns mit Dankfagungen und Artigkeiten fast überhäufte, weil wir ihm die Gelegenheit verschafft hätten, dem Jäger vergelten zu können. Er versprach das Weitere in dieser Angelegenheit zu besorgen, ohne uns zu nennen; denn es war uns sogar verboten, mit den Gefangenen zu sprechen. Nach einigen, mit dem Gouverneur gewechselten Briefen wurde der Jäger zu dem Intendanten geführt, welcher ihn trotz seines schmutzigen Aeußern gerührt umarmt haben soll. Kurz, der Jäger wurde ganz neu gekleidet, mußte dann mit dem Intendanten in großer Gesellschaft an seiner Tafel speisen, bekam hierauf 80 Friedrichsd'or und wurde mit einem Passe frei nach seiner Heimath entlassen.

Ein anderer Vorfall auf einer solchen Casemattenwache ist mir noch lange Zeit erinnerlich geblieben. Da die Luft im Wache-Zimmer feucht und dunstig war, so ließ ich an einem mondhellen schönen Abend eine Matratze in ein auf die Seite gelegtes Schilderhaus, innerhalb des Zwingers, tragen, um in demselben die Nacht zu schlafen. Etwa gegen eilf Uhr rief eine feine Stimme außerhalb des Zwingers: „Schildwache, welcher Officier hat die Wache?" und nachdem die Schildwache meinen Namen genannt hatte, bat jene wohlklingende Stimme sehr leise, dem Herrn Lieutenant zu sagen, er möge einen Augenblick herauskommen, es wünschten ihn zwei Damen zu sprechen. Ich hatte den Vorgang gehört und da ich ein lustiges Abenteuer vermuthete, so wird man mich, den einundzwanzigjährigen fröhlichen Lieutenant, wohl nicht zu strenge beurtheilen, wenn ich versichere, daß ich rasch auf den Beinen und schnell außerhalb des Zwingers war. Anfangs sah ich Niemanden und glaubte mich getäuscht; als ich aber weiter vorging, erblickte ich plötzlich zwei ganz schwarz gekleidete Damen hinter einer halb demolirten Mauer hervortreten. Mit einer zitternden Stimme und doch mit gebietender Würde redete mich die ältere Dame an; sie wisse, daß viele mecklenburgische Officiere sich der armen unglücklichen Schillianer erbarmten, sie bäte daher, eine kleine Gabe von ihr für jene Unglücklichen anzunehmen. Deutlich konnte ich Thränen in ihrem kummervollen Gesichte wahrnehmen; sie wollte noch etwas hinzufügen, schien aber zu bewegt und angegriffen und wurde von der viel jüngeren und wie es mir schien, sehr hübschen Dame mit den Worten unterbrochen: „nicht weiter, beste Mutter; der Herr Lieutenant thut uns schon den Gefallen," und damit zog sie einen schweren Korb hinter der Mauer hervor und übergab ihn mir. Ich leerte den Korb in dem Wache-Zimmer; er enthielt Hemden, Strümpfe, Tücher, Brot und gekochtes Fleisch,

und als ich den leeren Korb zurückgab, überreichte mir die junge Dame ein Paquetchen mit Geld und sagte: „Ich weiß, Sie haben schon recht viel für die Unglücklichen gethan, Sie werden die Vertheilung gewiß gern übernehmen.“ Die alte Dame drückte mir weinend die Hand und Beide entfernten sich schnell. Der Umstand, daß die Damen in tiefer Trauer waren, daß die ältere Dame ungewöhnlich ergriffen war und daß die junge Dame eine Explication so schnell abschnitt, erzeugte bei mir die Vermuthung, daß jene Damen dem unglücklichen Peterson angehörten, vielleicht die Wittwe und die Tochter dieses wackern Mannes, welcher — wie man sich aus meiner Erzählung erinnern wird — bei der Erstürmung der französischen Artillerie-Caserne den Schillianern so große Dienste geleistet hatte und hierauf von Schill zum Commandanten von Stralsund ernannt worden war. Er war als Artillerie-Lieutenant vormals in schwedischen Diensten gewesen und, mit einer Stralsunderin verheirathet, seit langer Zeit in dieser Stadt ansässig, wo man ihn allgemein sehr schätzte. Am 31. Mai commandirte er in der von ihm angelegten Schanze am Knieper Thore und zwar an der gefährlichsten Stelle. Er wich erst, als Alles verloren war und flüchtete sich zu einem Bekannten, der ihm Schutz versprach. Aus feiger Furcht verrieth ihn derselbe am folgenden Tage und am 3. Juni wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Am 4. Juni wurde er in der Knieper Schanze, trotz der zahlreichen Fürbitten vieler Stralsunder Einwohner, von den Holländern erschossen.

V.

Weit entfernt, in dem hochherzigen Beginnen der jungen Helden Patriotismus und Soldatenkühnheit anzuerkennen und ihnen nach ihrer Niederlage großmüthig Pardon zu gewähren, betrachtete Napoleon sie vielmehr als Straßenräuber, die im tiefen Frieden einen Ueberfall gegen seine Truppen unternommen hätten und wollte daher ein Beispiel statuiren, damit dem Geiste des Widerstandes mit einem Schlage die Spitze abgebrochen würde. In dieser Absicht wurden eilf in Stralsund gefangene Officiere nach Wesel gebracht und dort gleich nach ihrer Ankunft in die Casematten der Citadelle gesperrt.

Außer diesen eilf Officieren sollte der bei Dodendorf in Gefangenschaft gerathene Lieutenant von Zaremba noch als zwölfter erschossen werden; durch einen Zufall und zu seinem Glücke traf er als Arrestant von Magdeburg erst nach der Execution seiner Unglücksgefährten in Wesel ein. Hier saß er als Gefangener auf der Citadelle und man schien ihn vergessen zu haben. Als es bekannt wurde, daß Napoleon nach Wesel komme, bat die Generalin von Gaudy den in ihrem Hause wohnenden General von Hohendorf (in Großherzogl. Bergischen Diensten) um dessen Fürsprache für Zaremba bei dem Kaiser. Dieser verließ schon am Thore seinen Wagen und ging direct nach der Citadelle, wo ihm Zaremba vorgestellt wurde. Der Kaiser wandte sich jedoch von ihm ab mit den Worten: „Schill'sche Bande“; Hohendorf, der unterdessen schon die anderen Generäle aus der Suite des Kaisers für sich gewonnen hatte, bat angelegentlich um Begnadigung und jene Generäle stimmten in seine Bitte mit ein. Napoleon drehte sich nun wieder nach Zaremba um und sagte kurz: „begnadigt!“

— — — — —

Schon vor der Ankunft der Gefangenen war das Decret in Wesel eingetroffen, in welchem Napoleon das Todesurtheil über sie ausgesprochen hatte. Ein Kriegsgericht wurde unter dem Vorsitze des Divisions-Generals d'Allemagne eröffnet, dessen Thätigkeit sich übrigens darauf beschränkte, den Unglücklichen die unabänderliche Willensmeinung des Gewalthabers zu verkündigen[1]). Auf dem Exercierplatze der Garnison von Wesel, einige hundert Schritte vom Glacis der Festung und nahe an der Düsseldorfer Landstraße, wurden am 16. September 1809 Morgens vier Uhr drei Gräber aufgeworfen. Eine tiefe Stille herrschte in der Stadt, dumpfe Trauer hatte sich aller Einwohner bemächtigt, mit ängstlicher Besorgniß schlichen die Bürger durch die Straßen.

Aber mit Muth und Ergebung hatten sich die Gefangenen in das unvermeidliche Schicksal gefunden; sie schrieben in der kurzen Zeit, die ihnen zur Vorbereitung auf den Tod gelassen wurde, an ihre Eltern, Geschwister, Bräute und nahmen Abschied von ihnen. So jung, so voller Liebe und Anhänglichkeit an ihren König, so voll des glühendsten Patriotismus für ihr Vaterland, mußten sie sterben, die Welt verlassen, ohne den süßen Trost einer besseren, für Preußens Ehre glorreichen Zeit mit in das frühe Grab zu nehmen. Um ein Uhr Mittags erschienen die Executionstruppen vor der Citadelle; sie hatten einen Leiterwagen bei sich, die Verurtheilten zum Richtplatz abzuführen. Die Officiere aber meinten, Preußen wären gewohnt, dem Tode entgegen zu *gehen*, sie würden es auch heute thun. Man *band* sie paarweise am Arme mit Stricken zusammen und führte sie unter Trommelschlag über die Esplanade aus dem Berliner Thore nach dem Richtplatze. Voran eine Abtheilung zu Pferde mit gespannten Karabinern, dann eine Compagnie Grenadiere, in der Mitte eine Compagnie der zum Erschießen der Gefangenen bestimmten Kanoniere und zuletzt eine Compagnie Voltigeurs. So ging der Zug, die unglücklichen Schlachtopfer in seiner Mitte, zum Berliner Thore hinaus, von da nach dem Fürstenberge, bei dem jetzigen Lacour'schen Hause vorbei (die Lippe hatte den nächsten Weg und die Wiesen überschwemmt) nach dem verhängnißvollen Platze. Da die Thore geschlossen waren, so durfte auch keiner der Bürger, die dem Trauerzuge bis hierher gefolgt waren, mit hinaus, und die Oede der Umgebung stach daher traurig gegen die Menschenmenge in der Stadt ab. Dagegen waren Tausende auf den Wällen versammelt, und bestrebten sich vergebens, etwas vom Richtplatze zu sehen, der ihnen durch eine Baumgruppe verborgen wurde. Nur einige Bürger, die zufällig auf der Landstraße des Weges kamen, wurden von den Officieren aufgefordert, den Zug zu begleiten, damit sie, wie sie sagten, sehen und ihren Landsleuten erzählen möchten, wie preußische Officiere sterben. Da dieses von den Franzosen gestattet wurde, so schlossen sich die Bürger den Soldaten an und sahen, mit welcher Heldenruhe die eilf jungen Krieger (der älteste von ihnen, Jahn, war damals 31 Jahre, der jüngste, von Keffenbrink, noch nicht 17 Jahre alt) dem Tode ins Auge blickten. Würdige Ruhe, geduldige Ergebung in den unerforschlichen Willen des Höchsten, männliche Fassung und kalte Todesver-

---

[1]) Die Verhandlungen des Kriegsgerichts sind kürzlich (1878) veröffentlicht von *Göcke* in der „Zeitschrift für Preußische Geschichte", Bd. XIV, S. 95 ff. Die Red.

achtung sprachen sich in ihrer Haltung, in ihrem Benehmen und in jedem ihrer letzten Worte aus. So kam man auf dem Richtplatze an. Im weiten Halbkreise war die französische Garnison von Wesel um den Erdhügel aufmarschirt, neben dem die drei großen, tiefgeschaufelten Gräber kalt und hohl ihre künftigen Bewohner zu erwarten schienen. Todtenstille, nur von dem Commando der einschwenkenden Truppen unterbrochen, herrschte auf dem weiten Platze. Mit festem Schritte gingen die Unglücklichen auf den Erdhügel zu. Als man ihnen aber die Augen verbinden wollte, weigerten sich Alle einstimmig und wollten dem Tode mit offenen Augen, wie es preußische Soldaten stets gethan, entgegensehen. Noch einmal umarmten sie sich, entblößten dann Hals und Brust und riefen den 66 schon angetretenen Kanonieren zu, die preußischen Herzen nicht zu fehlen. „Fürchtet nichts," antworteten diese, „die französischen Kanoniere schießen gut." — „Fürchten? wir fürchten keine französischen Kugeln und haben uns ihnen längst geweiht; freilich auf andere Weise." — Dieses waren die letzten Worte der eilf jungen Krieger.

Da schulterten die Kanoniere auf das Commando die vorsichtig und scharf geladenen Musketen. Hans von Flemming, der am äußersten linken Flügel stand, wollte selbst das Zeichen geben. Als die Gewehre im Anschlagen und die offenen schwarzen Mündungen gegen ihre Brust gekehrt waren, rief er, die Mütze in die Höhe werfend: „Es lebe unser König, Preußen hoch! Feuer!" — Die Musketen krachten; zum Tode getroffen vom sicheren Blei stürzten die aneinander Gefesselten zu Boden. Nur Albert von Wedel richtete sich noch einmal empor, seine rechte Seite war gräßlich von dem eingeschlagenen Blei zerrissen, aber er lebte noch. Mit starker, selbst vom zerfleischendsten Schmerze nicht erschütterter Stimme rief er: „Könnt Ihr nicht besser treffen? Hierher, hier sitzt das preußische Herz!" — Eine neue Section trat vor; es wurde frisch geladen. Welch furchtbarer Augenblick für die Umstehenden! Schon hoffte man auf Gnade für den wunderbar Geretteten, — da schlugen die Gewehre an — „Feuer!" commandirte der neunzehnjährige Jüngling und sank, dieses Mal sicher getroffen, zu seinen Waffenbrüdern. —

Diese Helden waren die Ersten, in denen die Begeisterung für König und Vaterland, nach Jahren der Demüthigung, des Zweifels und des fast verlorenen Glaubens an eine bessere Zukunft, so Herrliches wirkte. Zwar fielen sie; aber weit entfernt, durch dieses abschreckende Beispiel, wie Napoleon es wollte, die Hunderttausende der Gleichfühlenden abzuschrecken, war ihr Blut vielmehr der erste Tropfen in der Wagschale der Vergeltung.

Und nicht für immer sollten sie ungeehrt in ihrer Gruft schlafen: im Jahre 1833 ließen der Major von Webern, Commandeur des Füsilier-Bataillons des 17. Infanterie-Regiments, und der Hauptsteueramts-Rendant Pahlke, Hauptmann der Artillerie a. D., einen Aufruf an die preußische Armee ergehen, den gefallenen eilf Officieren vom Schill'schen Corps ein Denkmal zu errichten. Ueberall fand dieser Aufruf Anklang, von allen Seiten her kamen reiche Beiträge, und nach dem Entwurfe des Oberbauraths Schinkel wurde das Kunstwerk in der königlichen Eisengießerei in Berlin gegossen. Die Ausgrabung der Leichen fand am 9. Juni 1834 statt und wurden die Reste in einen mit Blei ausge-

gossenen Sarg gelegt. Die feierliche Beisetzung erfolgte am 16. September, an demselben Tage und zu derselben Stunde, wo vor fünfundzwanzig Jahren die jungen Helden hier den Tod fürs Vaterland gestorben. Nachdem der Major von Webern einige bezügliche Worte gesprochen hatte, senkte man die Ueberreste in das mit Cement ausgemauerte Grabgewölbe. Am 31. März 1835, dem Jahrestage des Einzugs der Alliirten in Paris, fand unter angemessenen Feierlichkeiten die Enthüllung des Denkmals statt. Unter den vielen höheren Militärs, welche zu dieser Feierlichkeit erschienen, waren auch zwei ehemalige Kameraden der Gefallenen, die Obersten von Blankenburg und von Wedel, die gewiß mit Wehmuth und mit Freude zugleich diesen Ehrentag begingen.

Um halb zehn Uhr verkündigten sämmtliche Glocken der Stadt den Beginn der ernsten Feier. Als das dritte Geläute ertönte, setzte sich nach zehn Uhr der lange Zug vom Markte aus in Bewegung, und auf dem Platze angekommen, nahmen Alle die ihnen angewiesenen Stellen ein: um das noch verhüllte Denkmal herum zwölf Jungfrauen mit Kränzen, am Fuße des Hügels die Sänger und die Bürgergarde mit ihren Fahnen und vor einem Feldaltare die Geistlichen, der Garnisonprediger und der evangelische Pfarrer der Stadt. Nach ihren Reden, bei denen kein Auge thränenleer blieb, trat eine kurze, feierliche Stille ein — da ertönte der Beethoven'sche Triumphmarsch und von dem bis dahin weiß umschleierten Monumente fiel plötzlich die Hülle herab, indem es die auf den Stufen stehenden Jungfrauen zugleich bekränzten.

In dem hellsten Sonnenglanze strahlend, erblickte man nun das schöne Werk von Schinkel's Meisterhand. Auf drei Stufen erhebt es sich 11 Fuß 9 Zoll hoch, die Hauptfronte 5 Fuß 11 Zoll, die Giebelseite 2 Fuß 11 Zoll breit. Im untern Felde der Vorderseite sind die Namen der eilf Helden verzeichnet. In dem Hauptfelde auf der rechten Seite steht neben dem vaterländischen Altare trauernd Borussia und blickt wehmüthig nach dem Henkerbeile, unter dem ihre Söhne fielen; der Gebeugten gegenüber Victoria, in der rechten Hand einen Lorbeerkranz, in der linken einen Palmenzweig tragend. Auf der Rückseite zeigt sich im Hauptfelde der preußische Adler und im mittleren Felde befinden sich in dem Strahlenglanze von eilf Sternen die Worte: „Sie starben als Preußen und Helden am 16. September 1809."

Nach dem der Enthüllung folgenden Hallelujah trat der Commandant der Festung Wesel, General von Rottenburg, auf die oberste Stufe des Denkmals; er richtete einige Worte, wie sie der erhebende Augenblick ihm eingab, an die Versammlung und schloß die Feier mit dem letzten Rufe der eilf Gefallenen: „Es lebe unser König! Preußen hoch!"

Und so ruhen die Eilf nun in der Erde des Vaterlandes, für dessen Befreiung vom Joche des Fremden auch ihr Blut nicht umsonst geflossen; und schützend und drohend blickt der preußische Adler auf ihr gemeinsames Grab hernieder.

Die deutsche Memoirenliteratur.

Von

Professor Dr. **Franz X. von Wegele.**

Nicht allen Verehrern Schiller's vielleicht lebt es in der Erinnerung, daß er in den Jahren, in welchen er sich in seiner Art viel mit Geschichte beschäftigte, ein Unternehmen in das Leben rief, welches den Zweck hatte, das deutsche Publicum mit den wichtigsten „Historischen Memoires" des Mittelalters und der neueren Zeit auf dem Wege der Uebersetzung bekannt zu machen. Er hatte es dabei nicht etwa bloß auf Schriften der Franzosen, sondern zugleich der Engländer, der Byzantiner, ja sämmtlicher Culturvölker abgesehen. Auch Deutschland war nicht ausgeschlossen, insofern hier Aufzeichnungen, die sich zu seinem Begriff von „Historischen Memoires" eigneten, in nicht deutscher Sprache vorhanden waren. In der That hat er eines der vorzüglichsten Werke unserer geschichtlichen Literatur des Mittelalters — dem wir freilich einen anderen Platz anweisen müßten und zudem in einer höchst mangelhaften Uebertragung — gleich in die erste Abtheilung seiner Sammlung aufgenommen.

Die Frage, ob es denn nicht vielleicht auch „Historische Memoires" in deutscher Sprache gäbe, die es verdienten, seiner Nation in das Gedächtniß zurückgerufen zu werden, scheint sich Schiller überhaupt nicht vorgelegt zu haben. Um billig zu sein, es kann ihm daraus kaum ein Vorwurf gemacht werden, denn waren wir auch an Schriften solcher Art damals nicht schlechthin arm, so lagen doch gerade die vortrefflichsten derselben noch verborgen, und überdies bleibt es zweifelhaft, ob gerade diese vor seinen Augen Gnade gefunden hätten, denn sie wandeln nicht auf dem Cothurn der hohen Politik und picanter Staatsactionen, welchen nun einmal seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich zugewandt war.

Das in Rede stehende Unternehmen ist übrigens bald genug in andere Hände übergegangen und schließlich aufgegeben worden. Seitdem ist ein volles Jahrhundert abgelaufen und unsere politischen und literarischen Zustände haben in der dazwischenliegenden Zeit eine gründliche Umwandlung erfahren. Auch die deutsche Memoirenliteratur ist von diesem Wechsel der Dinge, aber nicht zu ihrem Nachtheile, betroffen worden. Die älteren, so lange verborgen gebliebenen Schätze wurden gehoben und haben zugleich eine Vermehrung erfahren, die Niemanden

gleichgültig lassen kann. Unter diesen Umständen dürfte es als kein überflüssiges Beginnen erscheinen, auf diesem Gebiete einmal Umschau zu halten und unsere Leistungen in demselben im Zusammenhang zu betrachten. Die weit verbreitete Vorliebe für diese Art Literatur und ihr enger Zusammenhang mit der Geschichtschreibung können allein schon dazu ermuntern. Vielleicht wird sich auf diesem Wege ergeben, daß wir hinter den verwandten Schriften der Franzosen und Engländer keineswegs so weit zurückstehen, als wir die längste Zeit selbst geglaubt haben.

Es wird kaum nöthig sein, zu diesem Zwecke das Wesen der Memoiren und wodurch sie sich von der eigentlichen Geschichtschreibung unterscheiden, näher zu erörtern. Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß, während der Geschichtschreiber die gesicherten Thatsachen, auf welche es ihm ankommt, am liebsten für sich selber sprechen läßt, sie aber in ihrem inneren Zusammenhang vorführt und seine Person dabei möglichst weit zurückdrängt, der Verfasser von Denkwürdigkeiten in der Mitte der Erzählung und, wenn man will, als Hauptperson seine Stellung nimmt oder doch den von ihm geschilderten geschichtlichen Vorgängen nicht zu fern gestanden haben darf, dagegen auf die gleichzeitigen allgemeinen Ereignisse und Verhältnisse nur insoweit eingeht, als er sie kennen gelernt hat und sie irgendwie auf ihn eingewirkt haben. Die Bericht erstattende Persönlichkeit wird also immer die Hauptsache sein und von ihrer Bedeutung und Stellung das Maß der Belehrung und des Reizes abhängen, welches ihre Erzählung gewährt. Die Selbstbiographie berührt sich aus diesem Grunde auf das Engste mit den Memoiren und läßt sich in der Regel nicht gut davon ausscheiden. Wir unsererseits wenigstens werden sie daher grundsätzlich in den Kreis unserer Betrachtung mit einbeziehen, denn sie verhalten sich, die eine zu den andern, wie die Biographie zur Geschichtschreibung. Denkwürdigkeiten politischen Inhalts nehmen zwar überall den Vorrang ein, aber aus allen Berufszweigen und Lebensverhältnissen sind bekanntlich Aufzeichnungen hervorgegangen, die man aus der Reihe der Memoiren nicht ausschließen kann. Nicht bloß Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, sondern auch Gelehrte, Künstler und Dichter u. s. w. haben mit Erfolg zur Feder gegriffen, ihr Leben und Wirken mit eigener Hand der Nachwelt zu überliefern. Auch Frauen treffen wir in diesen Reihen — in Deutschland allerdings seltener als z. B. in Frankreich —, sie erfahren ja oft genug die bedeutendsten Schicksale, oder kommen doch in die Lage, den Zustand der Gesellschaft in nächster Nähe kennen zu lernen, nicht zu reden von ihrem Bedürfniß und ihrer Befähigung, empfangene Eindrücke festzuhalten und lebhaft wiederzugeben. Der subjective Charakter aller solcher Aufzeichnungen darf freilich niemals vergessen werden, denn die apologetische Absicht herrscht hier in der Mehrzahl der Fälle vor und fordert demnach mehr als bei andern Geschichtsquellen zur Vorsicht heraus, so daß, was für den harmlosen Leser die reichste Quelle des ungemischten Genusses, für das kritische Urtheil leicht der Grund zu abwägendem Zweifel wird. —

I.

Das Mittelalter ist der Memoirenliteratur nicht günstig gewesen. Selbst bei dem Volke, welches das meiste Geschick dazu mitgebracht hat, bei den Fran-

zosen, finden wir Anfänge einer solchen nicht vor dem Ablaufe des 13. Jahrhunderts. Die Ursachen dieser Erscheinung waren verschieden. Gewiß ist, der echte Geist dieser Epoche war der Geltendmachung der Persönlichkeit, dem Cultus der Individualität nicht hold. Trotz aller erbaulichen Heiligenleben hat die echte Biographie — von der Selbstbiographie nicht zu reden — niemals recht gedeihen wollen. So kam es, daß wir über die Entwicklung der bedeutendsten Männer jener Zeit meist gar nicht unterrichtet sind. So ziemlich von keinem, zumal aus dem Laienstande, erfahren wir, wie er das geworden ist, als was ihn die Geschichte kennt. Unter diesen Umständen kann es uns um so weniger wundern, zu hören, daß keine der großen Gestalten des Mittelalters sich angetrieben fühlte, über sich selbst das Wort zu ergreifen. Ist es doch schon eine Seltenheit, wenn ein Fürst, wie unser Kaiser Friedrich I., um seinem Geschichtschreiber sichere Anhaltepunkte zu geben, durch seine Kanzlei eine Uebersicht über den Inhalt einiger Jahre seiner Regierung zusammenstellen ließ. Sein Enkel, Kaiser Friedrich II., hätte wohl die literarischen Voraussetzungen zu einem solchen Unternehmen besessen und stand dem herrschenden Geiste des Jahrhunderts frei und selbständig genug gegenüber; gleichwohl scheint ihm niemals ein Gedanke der Art in den Sinn gekommen zu sein, und doch hat gerade er sich am wenigsten darüber täuschen können, daß seine leidenschaftlichen Gegner sicher dafür sorgen würden, sein Bild so entstellt als möglich auf die Nachwelt zu bringen. Aber auch der allgemeine Zustand der Bildung und Literatur hat dazu beigetragen, jene negative Erscheinung hervorzurufen. Im Stande des Clerus war wohl vielfach die schriftstellerische Gewandtheit, aber offenbar nicht die Stimmung zu solchen Versuchen vorhanden, und dem Stande der Laien fehlte, auch wenn die Stimmung dazu vorhanden gewesen wäre, die schriftstellerische Gewandtheit. Fast keiner von diesen beherrschte die lateinische Sprache in dem Grade, daß er sich ihrer zu solch einem Zwecke hätte bedienen können, und eine deutsche Prosa hat sich bekanntlich erst viel später entwickelt. Aus diesen und anderen Gründen, die hier unerörtert bleiben sollen, geschah es, daß nicht eher als das Mittelalter von seiner Höhe herabzugleiten anfing und die gelehrte Cultur unter der Einwirkung der vorausgeeilten Italiener und Franzosen die Laienkreise zu durchdringen begonnen hatte, auch bei uns diese Art geschichtlicher Aufzeichnungen, die in erster Linie das erwachte Selbstgefühl der Persönlichkeit zur Voraussetzung hat, wenn auch langsam und mit Unterbrechungen, zum Durchbruch kam. — —

Die Anfänge unserer Memoirenliteratur schließen sich an das luxemburgische Kaiserhaus an. Ein Fürst höchsten Ranges, der die volle Bildung der Epoche in sich aufgenommen hatte oder doch übersah, Kaiser Karl IV. ist es, der den Reigen eröffnet. Wir haben von ihm eine in lateinischer Sprache geschriebene und auf der Grundlage von Tagebüchern und sonstigen Notizen in der Form von Denkwürdigkeiten abgefaßte Geschichte seiner Jugend, die von seinem 16. Jahre anfangend mit seiner Wahl zum römischen König abbricht[1]). Seine eigene, so merkwürdige und bewegte Regierung in derselben Weise zu beschreiben, hat er

[1]) S. Boehmer, Fontes, Bd. 1, S. 228—270.

schwerlich jemals beabsichtigt. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, wie man mit Recht vermuthet, mögen ihn davon zurückgeschreckt haben. So kam es, daß er die Schilderung des wichtigsten Theiles seines Lebens einer fremden, wenn auch von ihm erkorenen Hand überließ. Gleichwohl darf man behaupten, daß mit diesem Werke des Luxemburgers die deutsche Memoirenliteratur in würdiger Weise eingeweiht worden ist, wie wenig auch die Gesichtspunkte und Entwürfe seines Urhebers in Deutschland selbst ihren Schwerpunkt gefunden haben.

In gerader Linie und auf dem gelegten Grunde hat sich die in Frage stehende Literatur nun freilich nicht fortgesetzt. In den Kreisen der städtischen Geschichtsschreibung begegnen wir zwar bald genug Aufzeichnungen, die den Ton von Denkwürdigkeiten anschlagen, wie z. B. das Gedenkbuch des Nürnberger Patriciers Ulmann Stromer[2]). Mit einigem Rechte dürfte man ein solches selbst von dem Werke, welches den Namen Eberhard's von Windeck führt und die Geschichte Kaiser Sigmund's, des Sohnes Karl's IV. behandelt, behaupten[3]). Allerdings ist dasselbe mehr nur ein „Sammel- und Bilderwerk", aber es birgt in sich die meisten Elemente, aus welchem ein echtes Memoirenwerk hätte geschaffen werden können. Es dauert indeß nicht lange, so stoßen wir auf Bruchstücke von Aufzeichnungen einer deutschen Frau, Helene Cottanerin, die zwar nur ein paar Jahre umfassen, aber die Gattung vollkommen repräsentiren. Die Verfasserin hat im Dienste einer Tochter Kaiser Sigmund's, Elisabeth, der Wittwe König Albrecht's II., gestanden und erzählt, was sie selbst erlebt[4]). Zuletzt hat Gustav Freytag auf ihren Bericht aufmerksam gemacht und mehrmals daraus mitgetheilt. — Die „Reisen des schwäbischen Ritters Jörg von Ehingen nach der Ritterschaft" (1440—1460) halten sich zu kurze Zeit in Deutschland auf und gehen in der Darstellung zu bald in den Ton der Reisebeschreibung über, als daß wir größeres Aufheben von ihr machen möchten; es lag aber hier ein Stoff vor, aus welchem bei höheren Absichten und entsprechender literarischer Gewandtheit sich ein fesselndes Bild des ritterlichen Lebens hätte gestalten lassen[5]). Dagegen ist noch fast gleichzeitig aus ritterlich-historischen Kreisen eine Schrift hervorgegangen, die als eine kostbare Probe dynastischer und politischer Memoiren mit Recht gilt: nämlich die „Denkwürdigkeiten hohenzollerischer Geschichten" von Ritter Ludwig von Eyb, die sich mit den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg und noch mehr mit dem Markgrafen Albrecht Achilles beschäftigen. Der letztere ist der eigentliche Held des klugen Ritters, der sich voll Bewunderung für ihn gibt. Der Berichterstatter ist demnach freilich nicht die Hauptperson der Erzählung, er stand jedoch den erzählten Ereignissen meist als Mithandelnder unmittelbar nahe und ist mit ganzer Seele bei der Sache. Kein anderes Fürstenhaus jener Zeit darf sich eines so einsichtigen und so anhänglichen Dieners rühmen, wie Ritter Ludwig war.

Waren wir bisher im Süden des Reichs festgehalten, so begegnen wir noch

---

[2]) Deutsche Städtechroniken I, S. 25 ff.

[3]) Mencken, Scriptores, I, p. 1074—1288.

[4]) Endlicher: Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Cottanerin. Leipzig 1846.

[5]) S. „Des schwäbischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft", herausgegeben von Franz Pfeiffer in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart, I. (1842).

am Ende des (15.) Jahrhunderts einem Memoirenwerk, das auf dem echt bürgerlichen Boden einer norddeutschen Stadt entstanden ist. Es sind das die „Denkwürdigkeiten des Halle'schen Rathsmeisters Marcus Spittendorf", die erst vor wenigen Jahren veröffentlicht worden sind[6]). Sie behandeln eine äußerst wichtige Episode aus der Geschichte der genannten Stadt (1472—1478), einen Kampf des Halle'schen Patriciats — der sogenannten Pfänner — mit den demokratischen Elementen und dem Landesherrn, dem Erzbischof Ernst von Magdeburg aus dem Wettinischen Hause, in welchem Kampfe die herrschende Stellung der „Pfänner", zugleich aber auch die Autonomie von Halle untergegangen ist. Spittendorf stand an der Spitze der unterliegenden Partei und wurde in empfindlicher Weise in ihre Katastrophe mit verwickelt. Seine Aufzeichnungen, in schlichter, tagebuchartiger Gestalt, aber voll Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschrieben, sind von apologetischer Absicht nicht frei; jedoch könnte man deshalb nicht sagen, daß er wider seine Gegner ungerecht würde. Hat doch Spittendorf offenbar nicht an die Veröffentlichung derselben gedacht und sie nur zu seiner eigenen Befriedigung und gleichsam um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, niedergeschrieben.

Einen sichtbaren, aber nicht überraschenden Aufschwung nimmt die deutsche Memoirenliteratur unter der Einwirkung der humanistischen und reformatorischen Bewegung. Das unwiderstehliche Erwachen des individuellen Bewußtseins, der sich selbst bestimmenden Persönlichkeit konnte nicht verfehlen, im Zusammenhang mit der allgemeinen Stimmung der Geister und dem Sturze der mittelalterlich-scholastischen Schranken, in der angedeuteten Richtung befruchtend und belebend zu wirken. Die Epoche des Humanismus, die mit der Zeit Kaiser Max' I. sich zum guten Theile deckt, kommt hierbei in erster Reihe in Betracht. An die Aufzeichnungen des Wiener Arztes Ulrich Tichtel (1477—1492) soll hier nur erinnert werden. Sie sind in der primitivsten Form gehalten und überwiegend schlichtesten Inhalts. Der Verfasser war übrigens ein gelehrter Mann, zugleich Professor an der Universität, und stand zu dem Humanistenkreise, der sich in Wien um Kaiser Max gesammelt hatte, zumal zu Conrad Celtis, in nahen Beziehungen. Er hat sich daher auch der lateinischen Sprache bedient. Der Kaiser selbst hat sich bekanntlich die literarische und künstlerische Verherrlichung seiner Person und seiner Unternehmungen eifrig angelegen sein lassen. Er hat ein paar Werke unternommen und zum Theile unter der Mitwirkung Dritter ausführen lassen, wie den Teuerdank und Weißkönig — von anderen Aufzeichnungen und Dictaten nicht zu reden —, die trotz des dichterischen Gewandes, in welches sie gehüllt sind, in das Gebiet der Memoiren hinüber streifen.

Mit den ritterlich-literarischen Neigungen Maximilian's berühren sich die Denkwürdigkeiten eines seiner Zeitgenossen: „Die Geschichte und Thaten Wilwolts von Schaumburg"[7]). Der Held dieser höchst anziehenden Aufzeich-

---

[6]) Herausgegeben von der historischen Commission der Provinz Sachsen, bearbeitet von Professor Dr. Julius Opel. Halle 1880.

[7]) Sie erschien gedruckt in den Publicationen des literarischen Vereins zu Stuttgart. 50. Lieferung. Vgl. Ulmann in H. v. Sybel's historischer Zeitschrift, 39. Bd.

nungen, dessen Wiege auf fränkischem Boden gestanden hat, ist zwar nicht zugleich ihr Verfasser, aber nicht minder gewiß bleibt, daß er an der Entstehung derselben maßgebenden Antheil genommen hat. Als den „Buchsetzer", wie man sich damals auszudrücken pflegte, d. h. als den schriftstellerischen Urheber des Buches hat man in neuester Zeit mit bestechender Wahrscheinlichkeit den jungen Ludwig von Eyb vermuthet, einen Sohn jenes ältern Ludwig, dessen Denkwürdigkeiten wir bereits berührt haben. Der jüngere Eyb erscheint allerdings zu der ihm zugeschriebenen Arbeit schon insofern geeignet, als er die Feder wie das Schwert zu führen verstand. Wie dem aber sein mag, diese „Geschichten und Thaten" müssen zu den gelungensten Leistungen unserer Memoiren-Literatur gerechnet werden. Sie entrollen vor uns das Bild eines tapfern Ritters, der aber zugleich zu noch andern Dingen zu gebrauchen war. Allerdings ist von einer romantischen „Buhlschaft" und manchem Tournierabenteuer die Rede, auch ein paar diplomatische Missionen werden berichtet, in der Hauptsache jedoch bewegt sich die Erzählung um kriegerische Thaten, die gelegentlich das Gebiet der Politik berühren. Die Schilderungen sind voll Anschaulichkeit und gestaltender Kraft entworfen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Buch bekannter zu werden verdient, als dies bisher der Fall zu sein scheint[8]).

Hat Wilwolt von Schaumburg in keiner Beziehung zu dem erwachten Humanismus gestanden, so gilt dies um so gewisser von Hermann von Butzbach und seinem „Wanderbüchlein", das in deutscher Bearbeitung unter dem zutreffenden Titel der „Chronik eines fahrenden Schülers" vor einigen Jahrzehnten an das Licht getreten ist, während das lateinisch geschriebene Original noch immer ungedruckt liegt. Diese „Chronik" autobiographischer Natur liefert zur Kenntniß der socialen Seite der humanistischen Bewegung, wie sie in der charakteristischen Erscheinung der sogen. „fahrenden Schüler" zum Ausdruck kam, einen höchst lehrreichen Beitrag. Der junge Butzbach stammte aus Miltenberg am Main und gelangte nach einer recht abenteuerlichen Wanderung in die berühmte Schule von Deventer, wurde zuletzt Priester und fand in dem bekannten Kloster Laach ein Asyl, wo er 1526 die müden Augen schloß. Er gehört zu jenen Anhängern des Humanismus, die mit der alten Kirche nicht brachen, aber zugleich tapfer für die classischen Studien eintraten. Ein wohlgesinnter und kenntnißreicher Mann, hat er sich die Freundschaft des Abtes Trithemius verdient. Seine Erlebnisse, die er mit seinem Eintritt in das Kloster schließt, werden in anspruchsloser Form vorgetragen und machen den Eindruck der Glaubwürdigkeit[9]). Aehnliche Schilderungen eines fahrenden Schülers hat Thomas Platter, der bekannte Basler Drucker und Schulrector, in seiner in deutscher Sprache abgefaßten Selbstbiographie niedergelegt. Er schildert uns in fesselnder Weise seinen wundersamen Lebensgang, von seinen Anfängen als armer Hirten-

---

[8]) S. „Ritter Ludwig's von Eyb Denkwürdigkeiten brandenburgischer (hohenzollerischer) Fürsten". Herausgegeben von Dr. Constantin Höfler. Bayreuth 1849.

[9]) S. „Chronica eines fahrenden Schülers, oder Wanderbüchlein des Johannes von Butzbach". Aus der lateinischen Handschrift übersetzt und mit Beilagen vermehrt von D. J. Becker. Regensburg 1869.

knabe in Wallis beginnend, die verschiedenen Stadien hindurch bis zu seiner dauernden Niederlassung in Basel und bis in sein hohes Alter hinein. Von dem Vater angeregt hat Thomas Platter's Sohn, Felix, in der Gestalt eines Tagebuches, die Jahre von 1536—1559 umfassend, als bereits gemachter Mann und in seiner Vaterstadt hochangesehener Arzt, seine Jugendgeschichte geschrieben. Das Lehrreichste darin ist der Bericht über seine Reise nach Montpellier, wo er an der damals so berühmten medicinischen Facultät die Arzneiwissenschaft studirte. Nicht minder anziehend erzählt er die Geschichte seiner Niederlassung in Basel und seine Verheirathung, bricht aber gleich davon ab, so gern wir ihm noch länger zuhören möchten[10]). Bereits in dem Leben seines Vaters erhalten wir ein anschauliches Bild von der Vereinigung des humanistischen und reformatorischen Elementes. Noch deutlicher beinahe führen uns diese Verbindung die Denkwürdigkeiten eines andern Schweizers, um diese Bezeichnung vorweg zu nehmen, vor Augen. Wir meinen die „Sabbata" des St. Gallers Johannes Keßler, der u. A. ebenfalls die Freuden und Leiden des fahrenden Schülers kennen gelernt hat. Seinen ausführlichen Mittheilungen hat er den Namen „Sabbata" gegeben, weil er sie in der Muße der Feierstunden niederzuschreiben pflegte. Sie gehören, wie ihr Herausgeber mit Recht gesagt hat, zu den lieblichsten literarischen Erscheinungen der Reformationszeit. Keßler's Schicksale sind merkwürdig genug, um überall mit Theilnahme gelesen zu werden. Schlichten bürgerlichen Kreisen entstammend, hatte er den Trieb nach Höherem gefühlt und die Wanderung nach Wittenberg unternommen, die ihn im Gasthof zum Bären in Jena zu jener so charakteristischen Begegnung mit Luther geführt hat. In Wittenberg ganz für die neue Lehre gewonnen, kehrte er mit dem Entschlusse, ihr sein Leben zu widmen, in seine Vaterstadt zurück. Da er aber hier für den Sieg derselben zunächst geringe Aussichten fand, erlernte er das Sattlerhandwerk und gründete sich auf dem Boden desselben ein bescheidenes Heim. Als jedoch weiterhin, Dank der Initiative Joachim Watts, des ihm befreundeten, ausgezeichneten Bürgermeisters in St. Gallen und unter seiner eigenen leisen Mitwirkung die Sache der Reformation officiell zur Anerkennung gelangte, trat Keßler aus seiner Zurückgezogenheit hervor und wurde Lehrer an der lateinischen Stadtschule. Später erhielt er das Amt eines Predigers an der Stadtkirche und starb 1574 als Antistes der evangelischen Kirche St. Gallens. Aus diesen wenigen Andeutungen läßt sich schon schließen, welch hohen Werth die Bekenntnisse eines so vorzüglichen Mannes haben müssen. Man hat sie nicht uneben das „gute Gewissen der Reformationszeit" genannt. Die Form derselben anlangend, so sind sie zwar kein Kunstwerk, Keßler weiß aber stets den rechten Ausdruck zu finden und versteht es ebenso vortrefflich zu erzählen, als den auftretenden Gestalten Leben einzuhauchen[11]).

---

[10]) Neueste Ausgabe von H. Boos: Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1878.

[11]) Ausgabe der Sabbata von Götzinger in den St. Galler Mittheilungen, Heft V—X, 1866 und 1868. — Zu vgl. Meyer von Knonau in H. v. Sybel's historischer Zeitschrift, Bd. 24.

II.

So sind wir bereits mitten in die Reformationszeit hinein gerathen. Ein hervorragendes Werk über die gewaltigen Vorgänge haben wir in der Gestalt von Denkwürdigkeiten nicht, wie wir z. B. ein solches, rein geschichtliches von Sleidan besitzen. Luther hat wohl einmal daran gedacht, über sich selbst das Wort zu nehmen, ist aber im Gedränge seines Lebens leider nicht zur Ausführung seiner Absicht gelangt. Ebenso wenig hat einer seiner Kampfgenossen über seinen Antheil an der gewaltigen Umwälzung ein halbweg umfassendes Bekenntniß abgelegt. Wie ganz anders ist doch dieser Literaturzweig bei den Franzosen und Engländern über die große Epoche ihrer Geschichte vertreten! Freilich lagen hier die Verhältnisse vielfach anders, und gingen bei uns die meisten Helden dieser Bewegung mitten im Kampf dahin. Melanchthon wäre wohl der Mann dazu gewesen und er hat auch lange genug gelebt, aber die hereinbrechenden theologischen Zänkereien mögen ihm den Muth dazu genommen haben. Von den übrigen Freunden Luther's ist zunächst nur Spalatin († 1546) zu nennen. Tief eingeweiht in die Gänge der kursächsischen Politik und zugleich literarisch hinlänglich gebildet, besaß er in hohem Grade das Zeug und den Beruf dazu, von seinem Standpunkte aus ein erschöpfendes Bild von jenen Vorgängen, welchen er so nahe stand, zu entwerfen. Dazu ist er aber nicht gekommen. Seine Annalen der Reformation und seine Biographie Friedrich's des Weisen und seiner beiden nächsten Nachfolger streifen wohl an die Form von Memoiren, ohne sie jedoch irgendwie durchführen zu wollen[12]). Ein ähnliches gilt von den Berichten des Myconius und Ratzeberger.

Um so begieriger greift man nach den Commentaren Kaiser Karl's V., welcher durch ein wahres Verhängniß in dem entscheidendsten Momente zur Herrschaft über das deutsche Volk berufen worden ist. Karl hat diese Commentare zu einer Zeit dictirt, in welcher er auf der Höhe der Macht stand und war dabei, wie wenig er sie immerhin für die Veröffentlichung bestimmte, doch gewiß von der Absicht geleitet, ein Bild seiner Thaten in seinem Sinne zu hinterlassen. Die Kritik hat den Inhalt des Buches bedeutend genug gefunden, aber in den Kreis unsrer Betrachtungen fallen sie doch nur mittelbar. Dieses nicht gerade aus dem Grunde, weil sie der Kaiser in spanischer Sprache dictirt hat und darauf eine französische Redaction folgen ließ, sondern weil er, von seinem universellen Standpunkte aus keine Sympathie und kein Verständniß für unsere wahren Interessen verräth und gepflegt hat. — Aus seiner Umgebung hat sich Keiner über das, was er erlebte und ausführen half, eingehend vernehmen lassen; von einem einzigen seiner Räthe, Vigilius von Zwichem, haben wir ein Tagebuch über die Zeit des schmalkaldischen Krieges, das lehrreich genug, jedoch in der primitivsten Form angelegt ist[13]). Da wehte vom Hofe König Ferdinand's I. doch eine andere Luft! Einer seiner Staatsmänner, Freiherr Sigmund von

---

[12]) Vgl. Neudecker und Preller: Georg Spalatin's historischer Nachlaß und Briefe, 1. (und einziger) Band. Jena 1851.

[13]) Herausgegeben von Dr. v. Druffel. München 1877.

Herberstein († 1556), der sich durch seine Epoche machenden Schriften über Rußland einen so hohen Namen erworben, hat zugleich eine ausführliche Geschichte seines Lebens hinterlassen, die durch ihren reichen Inhalt, die anschauliche Beschreibung seiner Gesandtschaften an den russischen und polnischen Hof und an die Pforte einen hervorragenden Platz einnimmt[14]). Herberstein war offenbar ein ausgezeichneter Diplomat, wie Deutschland wenigstens in jener Zeit nicht viele hervorgebracht hat. Von einem Kunstwerke ist auch seine Autobiographie weit entfernt; dagegen aber erweisen sich seine Beobachtungen um so werthvoller, seine Mittheilungen um so zuverlässiger. — In den Kreis der Interessen des Habsburgischen Hauses und im Besondern Karl's V. ragt ein anderes, entschieden memoirenhaftes Werk hinein, dessen Held der Pfalzgraf und spätere Kurfürst Friedrich II. ist. Der Verfasser, Thomas Hubert aus Lüttich, war Secretär des genannten Fürsten und hat seine „Annalen" in lateinischer Sprache und breiter Ausführung abgefaßt; sie sind bereits früher und noch einmal in unserm Jahrhundert von Eduard von Bülow in das Deutsche übertragen worden. Thomas Hubert will im Grunde nur die Schicksale seines Herrn schildern; er hat jedoch an denselben meist unmittelbaren Antheil gehabt und ist an den abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen, die den Pfalzgrafen durch halb Europa führten, sein ständiger Begleiter gewesen. Von Natur sorglos und leichtsinnig, ein gründlich mißbrauchtes Opfer der Berechnungen Karl's V., hat der Pfalzgraf den erwarteten Dank vom Hause Oesterreich nicht geerntet. Spät, erst nach dem kinderlosen Hingang seines Bruders zur Herrschaft und zur kurfürstlichen Würde gelangt, hat er die Durchführung der Reformation in der Rheinpfalz trotz des schlecht verhehlten Grolles des Kaisers geschehen lassen. Den anziehendsten und anschaulichsten Theil der Memoiren bildet die Erzählung der Irrfahrten, der Hoffnungen und Enttäuschungen des Pfalzgrafen, der es gewagt hatte, längere Zeit hindurch zu der Schwester Karl's V. sein Auge zu erheben. Man kann sich bei dieser Schilderung oft beinahe des Eindrucks nicht erwehren, als lese man von einem wieder erstandenen irrenden Ritter und seinem witzigen Knappen, nur daß schließlich für den Fürsten Alles, den Punkt der Heirath ausgenommen, einen guten Abschluß findet. Thomas Hubert selbst nicht bloß ein wackerer Geselle, sondern zugleich von nicht gewöhnlicher Bildung und literarischer Gewandtheit, hat sich, fürchten wir, für seine guten Dienste durch den Kurfürsten zuletzt nicht hinlänglich belohnt gefunden[15]).

Das kriegerische und tumultuarische Leben dieser Zeit hat übrigens in der Gestalt von Erinnerungen und Selbstbekenntnissen noch verschiedene Beleuchtungen und zum Theile in recht origineller Weise gefunden.

Die Aufzeichnungen Sebastian Schärtlin's sind bekannt. Sie begleiten den deutschen Condottiere, der zugleich ein ebenso gewandter Diplomat als berufener Feldhauptmann war, durch ein langes, bewegtes und nicht ergeb-

---

[14]) S. die Ausgabe von Th. v. Karajan im 1. Band der Fontes Rerum Austriae. Wien 1854.

[15]) Seine „Annales de vita et rebus gestis Friderici II. electoris palatini" erschienen Frankfurt a. M. 1624.

nißloses Leben. In schlichter Form, ohne viel Umstände zu machen, erzählt uns der praktische Mann, der an den wichtigsten militärischen und politischen Actionen betheiligt gewesen war und seinen Vortheil niemals aus den Augen verloren hat, seine Erlebnisse, seine Gewinnste und Verluste und wie er als Sieger aus den bedenklichsten Fährlichkeiten hervorgegangen ist[16]). Lernen wir in Schärtlin den fähigen und glücklichen Emporkömmling, einen selfmade man kennen, der nicht besser erscheinen will, als er war, so stellt sich uns Götz von Berlichingen in seinen Denkwürdigkeiten als der ritterliche Haudegen dar, der im Sturme der Zeit und, Dank seiner eigenen Unzulänglichkeit, trotz des vielen Geräusches, das er verursacht hatte, zuletzt ziemlich ruhmlos gescheitert ist. Und indem er zur Feder greift, begegnet ihm in seiner naiven Denkweise das Bittere, daß er, in der Absicht sich zu rechtfertigen, neuen Stoff zu neuen Anklagen wider sich liefert. Als Werk der Literatur sind seine Memoiren übrigens unbedeutend und haben nur durch die berühmte Dazwischenkunft Goethe's eine Aufmerksamkeit erregt, die sie ohnedem niemals gefunden hätten[17]). Götz berührt in seinem Buche ungern genug auch den Bauernkrieg und die zweifelhafte Rolle, zu welcher er sich in demselben hergegeben hat. Von allen übrigen zeitgenössischen Berichten über dieses elementare Ereigniß liegt im Grunde ein einziger auf unserem Wege, und dieser stammt aus einem Lande, das bald genug der deutschen Bildung mehr als billig entfremdet worden ist, damals jedoch trotz seiner geographischen Lage noch mitten in der Bewegung stand — nämlich aus Tyrol. Bekanntlich hat die „bäurische Empörung" vor dem Lande der Berge nicht still gestanden und dasselbe empfindlich überfluthet. Eine Schilderung dieser Sturmfluth verdanken wir einem geborenen Tyroler, Georg Kirchmeier, der Hofrichter des Klosters Neustift bei Bozen war. Seine Aufzeichnungen behandeln übrigens nicht den Bauernkrieg in Tyrol allein, sondern die Geschichte seines Lebens und im engern Kreise seiner Zeit, von 1529 bis in die Nähe seines im Jahre 1553 erfolgten Todes herab. Kirchmeier war ein tüchtiger Geschäftsmann, conservativ von Haus aus, jedoch wie jeder denkende und wohlgesinnte Mann jener Tage von der Nothwendigkeit von Reformen, zumal auf kirchlichem Gebiete, fest überzeugt; erst die Ueberstürzungen der radicalen Partei, besonders im Bauernkriege, trieben ihn wider seinen Willen zur Resignation. Er war zugleich gebildet genug, seine Erlebnisse in lesbarer Gestalt niederzuschreiben[18]). — Ueber eine andere revolutionäre und noch tollere Episode als der Bauernkrieg war, nämlich über den Aufruhr der Wiedertäufer zu Münster, besitzen wir ebenfalls von einem Zeitgenossen, der den erzählten Vorgängen nahe genug gekommen war, eine recht merkwürdige und lehrreiche Aufzeichnung. Der Verfasser Heinrich Gresbeck, ein einfacher Schreiner seines Zeichens, hatte, von dem allgemeinen Taumel fortgerissen, eine Zeit lang in untergeordneter Stellung dem Aufruhr gedient, bis er,

[16]) Die neueste Ausgabe von Schärtlin's Autobiographie lieferte Schönhuth, Frankfurt 1858.

[17]) S. die Geschichte des Ritters Götz von B. und seiner Familie, von F. W. Grafen von Berlichingen-Roßach. Leipzig 1861.

[18]) Ausgabe von Th. von Karajan, Fontes V. Austr. Bd. I.

als die Gefahr von außen her näher rückte, sich besann, zu den Belagerern überging und ihnen ein bewährtes Mittel zur Ueberrumpelung der Stadt an die Hand gab, ohne jedoch den erwarteten Lohn für seinen Verrath zu erhalten. Diese höchst bedeutsamen Vorgänge, die Entwickelung des Aufruhrs und den Fall von Münster, erzählt Gresbeck aus dem Gedächtniß in lebhafter, anschaulicher und volksthümlicher Weise, wie er ja selbst ein Mann aus dem Volk war; die Tiefe der Erscheinungen bleibt ihm freilich verschlossen. Seines Verrathes schämt er sich nicht, weil er ihn zunächst im Interesse seiner Selbsterhaltung und aus Ekel über das Erlebte ausgeübt hat. Völlige Unparteilichkeit dürfen wir freilich von ihm nicht erwarten; er haßt die Häupter des Aufruhrs, namentlich jene, die von auswärts gekommen waren, zugleich darum, weil er sie für die verführte Menge verantwortlich macht[19]).

Die noch übrige Zeit bis zum Ausbruche des großen deutschen Krieges — das Zeitalter der Gegenreformation — ist ziemlich arm an Schriften, wie wir sie suchen. Der allgemeine Rückgang in dem politischen und geistigen Leben unsrer Nation, der die nächsten Menschenalter kennzeichnet, macht sich auf dem Gebiete der Geschichtschreibung überhaupt, wie der Memoirenliteratur im Besondern, empfindlich bemerkbar. In den Tagebüchern des westphälischen Edelmanns Caspar von Fürstenberg († 1618) läßt sich, wenn auch ungesucht, der Geist jener Gegenströmung deutlich wahrnehmen[20]). — Das Gedenkbuch des Kölners Hermann Weinsberg, bis an die Grenze des 16. Jahrhunderts herabreichend, bewegt sich, was seinen Werth anlangt, auf der mittleren Linie. Der Verfasser, Licentiat der Rechte, war Advocat und Assessor am hohen weltlichen Gerichte seiner Vaterstadt und ein wohlangesehener Mann. Sein Gedenkbuch ist in einfacher, anspruchsloser Form gehalten, die Einträge, kürzer oder weitläufiger, werden nach den einzelnen Jahren gemacht und wir erfahren über die verschiedensten Vorgänge in Köln und Umgegend recht Vieles und für die Sittengeschichte Wichtiges, ohne daß die philiströse Persönlichkeit des Autors uns eine wärmere Theilnahme einzuflößen vermöchte[21]).

Höchstbedeutend treten uns jetzt Pommern und Schlesien, die bisher ferne geblieben, entgegen. Dort ist es der Stand des gelehrten Bürgerthums, hier des ritterlichen Adels, der je seinen Vertreter stellt. Die Tagebücher des Stralsunder Bürgermeisters Nikolaus Gentzkow, eines hochgebildeten Juristen, erweisen sich für die allgemeine Culturgeschichte und die Geschichte Pommerns und Stralsunds (1558—1567) ungewöhnlich ergibig und ziehen uns durch die tüchtige Persönlichkeit des Urhebers nachhaltig an[22]). Um ein beträchtliches höher freilich sind die Memoiren eines jüngeren Landsmannes Gentzkow's, Bartholomäus Sastrow's, zu stellen, der 1603 als Bürgermeister von Stralsund in hohem Alter gestorben ist. Man wird nicht fehl gehen,

---

[19]) Herausgegeben von Karl Cornelius im 2. Band der Münster'schen Geschichtsquellen.

[20]) S. Leben und Wirken Caspar's von Fürstenberg. Nach dessen Tagebüchern von F. Ignatz Pieler. Paderborn 1873.

[21]) S. Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge. Jahrgang 1872 und 1874.

[22]) Bei Zober, Stralsunder Chroniken, 3. Bd.

wenn man diesen Aufzeichnungen einen Ehrenplatz unter unsern bürgerlichen Denkwürdigkeiten überhaupt einräumt. In der übrigens hinlänglich freien Form der Autobiographien und in behaglicher Fülle geschrieben, leitet den Urheber die Absicht, seinen Nachkommen für die wunderbare Führung seines Lebens Zeugniß abzulegen, aber auch zugleich vor der Nachrede seiner Gegner sich zu rechtfertigen und endlich, so viel an ihm, zu einer authentischen Kenntniß alles Dessen, was er selbst erlebt und innerhalb seines Gesichtskreises sich ereignete, beizutragen. Saftrow's Leben war ein gar sehr bewegtes, verschiedene Stellungen haben ihn tief und auf längere Zeit in das Reich hinein und selbst nach Rom geführt. Zuerst hat er im Dienste des pommerschen Fürsten, dann der Stadt Greifswald und endlich von Stralsund, als Gentzkow's mittelbarer Nachfolger im Bürgermeisteramt, gestanden. Erst spät hat er zur Feder gegriffen: ein unterrichteter Mann, schreibt und erzählt Saftrow gut und versteht es, die sich ihm aufdrängende Masse des Stoffes zu bewältigen und zu gestalten[23]). — Als ebenbürtiges, aus ritterlichem Kreise stammendes Seitenstück stellen wir die äußerst originellen und anziehenden Denkwürdigkeiten des schlesischen Junkers Hans von Schweinichen's daneben. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen haben sie die empfehlende Aufmerksamkeit Goethe's auf sich gezogen und erst vor einigen Jahren eine authentische, aber gar zu kühl gehaltene Textausgabe erfahren. Geboren 1550, zeichnet Junker Hans das von 1575—1600 unmittelbar Erlebte, bis zu den Getreidepreisen herunter, von Jahr zu Jahr höchst sorgfältig und in einem anmuthend naiven Tone auf. Es ist ein unvergleichliches Sitten- und Culturbild, das hier vor uns aufgerollt wird. Das Leben und Treiben an den Fürstenhöfen der Piasten, auf den Schlössern des schlesischen Adels wird in seltener Anschaulichkeit und heiterer Echtheit uns vorgeführt. Aber auch die Reise ins Reich, die Junker Hans als Begleiter des Herzogs Heinrich's IV. von Liegnitz, eines Fürsten mit immer leeren Taschen und arg leichtem Sinne, unternimmt und was er uns von seinem Aufenthalt in Augsburg, am Hofe zu Heidelberg und Kurköln berichtet, läßt an pikanten Andeutungen und Zügen nichts zu wünschen übrig. Hans war zwar kein gelehrter Mann; aber er versteht es, gut zu beobachten und zu erzählen, und hat sich auch weiterhin als Biograph seines Herrn hervorgethan[24]). — Augsburg war in jener Zeit noch immer eine der ersten Städte im Reich, obgleich seine Blüthe durch den Umschwung der Zeiten, aber auch durch die undeutsche Politik Karl's V. geknickt worden war. Hier schrieb im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts ein geborener Tyroler, Lucas Geizkofler, die Geschichte seines Lebens bis zu seiner Verheirathung (1590). Ein geschulter Jurist, wie er war, hatte er, Dank den lockenden Anerbietungen mehrerer katholischer Höfe, die Wahl gehabt, eine Manchem erwünschte Stellung zu gewinnen, aber als guter Protestant es vorgezogen, seine Unabhängigkeit zu bewahren, was nicht hinderte, daß die Fugger ihn als Rechtsconsulenten fortgesetzt gebrauchten. Geizkofler's Aufzeichnungen sind in mehr als einer Beziehung von Werth. Er hat seine Studien in Straßburg,

[23]) Herausgegeben von Mohnike, 3 Bde. Greifswald 1824.
[24]) Neue Ausgabe von Oesterley, Breslau 1878.

Paris und Dôle gemacht, in Paris hat er die Bartholomäusnacht, allerchristlichsten Angedenkens, erlebt und was er uns darüber erzählt, ist interessant genug; in Dôle hat er den juristischen Doctorgrad erworben und man wird seine Beschreibung der damit üblichen Gebräuche immer gern lesen[25]).

Wer sich die allgemeinen Zustände Deutschlands im Jahrhundert des großen Krieges und die Beschaffenheit der Literatur im Besondern in das Gedächtniß zurückruft, wird für den Gegenstand, der uns beschäftigt, wenig Erfreuliches erwarten. Der Rückgang in allen culturellen Fragen, der sich bereits im vorausgehenden Menschenalter vernehmlich angekündigt hatte, vollzieht sich jetzt mit betrübender Deutlichkeit. Man hätte zwar Vieles zu erzählen Gelegenheit und Veranlassung gehabt; aber man fand offenbar, angesichts des trostlosen Jammers, nicht die Stimmung dazu. Keine der halbwegs eingreifenden Persönlichkeiten des entsetzlichen Conflictes hat zum Wort gegriffen, den meisten wurde nicht einmal die Zeit dazu gelassen, sie erlebten die Wiederkehr des Friedens nicht. Ein Buch wie der Simplicissimus ist gewiß unübertrefflich, aber ein geschichtliches Buch im technischen Sinne des Wortes ist es eben doch nicht. Die zahlreichen Relationen und Zeitungen kommen, so lehrreich und unentbehrlich sie auch sind, für unsere Zwecke ebenfalls nicht in Rechnung. Die „Memoires“ des pfälzischen Staatsmannes Johann von Rußdorf, spät genug aus seinen hinterlassenen Papieren zusammengestellt, theilen höchst werthvolle Materialien mit, ohne jedoch förmliche Aufzeichnungen zu bringen. Mit um so größerem Danke nehmen wir unter diesen Umständen die beiden Tagebücher des jüngeren Christian von Anhalt entgegen[26]), zumal sie wichtige Momente des verhängnißvollen Jahres der Schlacht am weißen Berge behandeln. Von bekannten literarischen Namen der kriegerischen Epoche begegnen uns auf unserm Wege einzig und allein die Khevenhiller, ein ursprünglich aus der Oberpfalz nach Oesterreich ausgewandertes Geschlecht, in welchem der Sinn für geschichtliche Aufzeichnungen erblich war. Am bekanntesten ist der Verfasser der „Annales Ferdinandei“, Franz Christoph, geworden. Sein sterbender Vater hatte ihn ermahnt, ihre eigene und anderer Geschichten aufzuzeichnen und zugleich an das Beispiel erinnert, dem er selbst und sein Bruder nachgefolgt sei und welchem nun auch der Sohn nachfolgen möge. Das erwähnte große geschichtliche Werk Franz Christoph's ist ein überwiegend stoffliches, kunstloses, beinahe formloses Annalenwerk, in welches er allerdings die Aufzeichnungen seines Oheims, Johann Khevenhiller, und seine eigenen, aus Tagebüchern geschöpften Erinnerungen über ihre Gesandtschaften nach Spanien aufgenommen hat[27]). Eine Selbstbiographie Franz Christoph's liegt noch ungedruckt.

Auch die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, die ja noch fortgesetzt unter den Nachwirkungen des großen Krieges steht, hat wenig Erhebliches an Memoiren hervorgebracht. Die deutschen Höfe und der deutsche Adel litten an der

---

[25]) Herausgegeben von Adam Wolf, Wien 1873.

[26]) Das eine bei Rontier, Beiträge zur Geschichte und Literatur, 1. Bd., das andere selbständig durch Krause, Leipzig 1858.

[27]) S. Ad. Wolf, Geschichtsbilder aus Oesterreich, I, S. 113 ff. — Ranke, Wallenstein, S. 463 ff.

tiefen Gesunkenheit der Nation an erster Stelle und das deutsche Bürgerthum war vollständig entmuthigt und entkräftet. — Mit doppelter Genugthuung verweilen wir daher bei der Selbstbiographie des Schlesiers Friedrich Lucä. Geboren zu Brieg 1644, studirte er als Reformirter zu Heidelberg, Utrecht, Nymwegen, Leyden und in Frankfurt a. d. Oder Theologie. Nach Hause zurückgekehrt fand er als Hofprediger zuerst eine Stellung in seiner Vaterstadt und dann in Liegnitz, sah sich aber nach dem Aussterben des Piastengeschlechtes und der Besitzergreifung ihrer Fürstenthümer durch die unduldsamen Habsburger gezwungen auszuwandern und eine neue Heimath zu suchen. Diese gewann er zuerst als Metropolitan in Cassel, weiterhin in Spangenberg und zuletzt in Rothenburg an der Fulda, wo er im Jahre 1708 als Oberpfarrer gestorben ist. Ueberhaupt ein fruchtbarer historischer Schriftsteller, hat Lucä seine Autobiographie, wie es scheint, erst in höherem Alter geschrieben. Leider bricht sie mit dem Jahre 1686 plötzlich ab und alle Nachforschungen nach einer Fortsetzung sind bisher wenigstens erfolglos geblieben. Die Beschreibung des interessantesten Theiles seines Lebens haben wir jedoch sicher vor uns; die Schilderung seiner Studienzeit, seiner Reisen, der Zustände in Brieg und Liegnitz, seiner Verdrängung von da und des Aufenthaltes in Cassel liefern Bilder, die ihre Wirkung nicht verfehlen. Was Lucä auch sonst an Schriften hinterlassen hat, sein Andenken in der Literatur ist wesentlich an diese seine Aufzeichnungen geknüpft.[28]) — In einen ganz andern Kreis führen uns die Denkwürdigkeiten der Herzogin (späteren Kurfürstin) Sophie von Hannover. Die Tochter des Kurfürsten Friedrich's V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart, die Freundin von Leibnitz, die Stammmutter der Könige von Preußen und England, eine geistvolle und erleuchtete Frau, hat in den Tagen der Verstimmung und Vereinsamung den Entschluß gefaßt, zu ihrem eigenen Troste die Erinnerungen ihres Lebens aufzuzeichnen und so sich von ihrer Verbitterung zu befreien, ähnlich wie ihre Nichte, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans durch ihren zahlreichen Briefwechsel, an welchem wir uns heute Alle erfreuen, sich an den Unbilden ihres Schicksals zu entschädigen suchte. Die Herzogin schreibt in erster Linie aus dem Gedächtniß, doch hat sie auch einige andere Hilfsmittel, wie Briefe, Tagebücher u. dergl. zugezogen. Nicht Zeitgeschichte ist es, was sie berichtet, sondern ihr eigenes Schicksal, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, ihre Liebe und ihren Haß, aber Alles lebhaft, witzig, warm, glaubwürdig, oder nur mit leicht erkennbaren Irrthümern versetzt. Der Herausgeber der Memoiren hat jedoch mit Recht bemerkt, daß in ihnen mehr als die sanften Züge der Weiblichkeit, die scharfe Zunge vorherrscht, „die den Gegner vernichtet, auch den Freund nicht schont und selbst der Mutter gegenüber die schuldige Pietät vergißt", — ein Umstand freilich, der weder den Genuß, noch die Belehrung abzuschwächen vermag, welche diese Bekenntnisse, die in ihrem Jahrhundert einzig dastehen, uns entgegenbringen[29]).

---

[28]) S. Dr. Friedrich Lucä: Der Chronist Friedrich Lucä. Frankfurt a. M. 1854.

[29]) Herausgegeben von Dr. Köcher im 4. Art. der Publicationen der preußischen Staatsarchive.

III.

Das 18. Jahrhundert eröffnet unsern Betrachtungen eine glänzende Perspective und führt die deutsche Memoirenliteratur bald auf eine Höhe, auf welcher sie den Vergleich mit den verwandten Leistungen der übrigen Nationen wenig mehr zu scheuen braucht. Allerdings ist der Fortschritt nicht ein plötzlicher und wie hätte er das sein sollen? Nur allmälig lockern sich und fallen die Fesseln, die den deutschen Geist so lange niedergehalten hatten. Von den deutschen Höfen und dem deutschen Adel, die noch immer einen guten Theil der nationalen Cultur in sich beschließen, strömt zunächst nicht eine solche geistige Kraft und Productivität aus, daß wir sofort eine reiche Ernte halten könnten. Eine Selbstbiographie wie die des preußischen Feldmarschalls D. G. von Natzmer, die erst neuerdings veröffentlicht worden ist, setzt sich selbst ein bescheidenes Ziel[30]). Die Denkwürdigkeiten Christoph's von Dohna schlagen freilich einen höhern Ton an. Sie beschäftigen sich mit dem Hofleben und den Zuständen unter dem ersten preußischen Könige und erzählen uns — in französischer Sprache — Manches, was wir sonst nicht erfahren: nur kann die Bericht erstattende Persönlichkeit keine lebendige Theilnahme erwecken[31]). Erst die Thronbesteigung Friedrich's des Großen führt im Zusammenhange mit dem Aufblühen unserer nationalen Literatur den willkommnen Umschwung herbei, der dann im Verlaufe eines Jahrhunderts zwar manchen Wechsel, aber keinen Stillstand mehr erfährt.

An der Spitze steht der große König selbst. Bekanntlich hat er neben seinen Thaten, die mit ihrem Ruhm die Welt erfüllten und eine Neugestaltung Deutschlands vorbereiteten, noch Zeit für eine schriftstellerische Fruchtbarkeit gefunden, die für sich allein ausreichen würde, einem Menschenleben den beneidenswerthesten Inhalt zu verleihen. Um dabei stehen zu bleiben, worauf es uns an dieser Stelle allein ankommt, Friedrich hat über seine wichtigsten politischen und militärischen Actionen eine Reihe von Aufzeichnungen hinterlassen, die, wenn man sie nicht geradezu in den Kreis der Memoirenliteratur einreihen will — was vielleicht doch der Sache am nächsten kommt — für jeden Fall ihren Platz zwischen ihr und der reinen Historie angewiesen erhalten müssen. Man hat in neuester Zeit sich wiederholt mit ihnen beschäftigt, und auch aus diesem Grunde dürfen wir uns über sie kürzer fassen. Der Zeit des Ursprungs sowohl, als dem innern Werthe nach steht die Geschichte des ersten und zweiten schlesischen Krieges, welcher der König die Bezeichnung der „histoire de mon temps" gegeben hat, oben an. Wie bekannt, war die längste Zeit nur die jüngere Redaction gedruckt und ist erst vor wenigen Jahren der ursprüngliche Text in seinem ganzen Umfange veröffentlicht worden. Trotz verschiedener formeller und von der Natur der Dinge gebotener sachlicher Abänderungen, hat auch die jüngere Bearbeitung den memoirenhaften Charakter in so weit bewahrt, daß man sie

---

[30]) S. Memoiren des Freiherrn D. G. von Natzmer. Berlin 1881.

[31]) S. Christian comte de Dohna: Mémoires originaux sur le régne et la cour de Frédéric I. roi de Prusse. Berlin 1833.

mit Recht den Commentaren Cäsar's verglichen hat. Im Sinn ihres Urhebers sollte nur die zweite Redaction Geltung haben, die erste hat er als bloße Jugendarbeit zurückgelegt. Es ist jedoch von competenter Seite die Meinung ausgesprochen worden, daß das Beste, was die jüngere Redaction auszeichnet, sich auch bereits in der ältern findet, nur daß bei dieser mehr die historische Tendenz, bei jener aber der didaktisch-militärische Zweck vorherrsche. Friedrich besitzt die Gabe der Erzählung und Charakteristik in hohem Grade und hat sich die sorgfältige formelle Feilung seines Werkes nicht umsonst und grundsätzlich angelegen sein lassen. Was aber den Werth desselben vom sachlichen Gesichtspunkte aus in rühmlicher Weise erhöht, ist das treffende historische Urtheil, verbunden mit dem eifrigen Streben nach Wahrheit und nach Gerechtigkeit gegenüber dem politischen wie militärischen Gegner. — Die Geschichte des dritten schlesischen, d. h. des siebenjährigen Krieges steht als Werk der Literatur, Alles in Allem genommen, nicht auf dieser Höhe; aber es theilt doch eine Reihe von Vorzügen mit der „histoire de mon temps". Nach des Königs eigener Angabe stückweise nach dem Ende jedes Feldzuges und unter dem frischen Eindrucke der eben vollzogenen Thatsachen entworfen, wurden unmittelbar nach dem Friedensschlusse die einzelnen Theile in eine einheitliche, zusammenhängende Form gegossen und ergab sich so die Wirkung einer auf einen Wurf und in einem Zuge entstandenen Composition. Die letzte Gruppe der geschichtlichen Aufzeichnungen Friedrich's ist unter dem Namen der „Denkwürdigkeiten vom Hubertsburger Frieden bis zum Frieden von Teschen" bekannt und besteht aus drei von einander unabhängigen Theilen. Die innere und äußere Politik seines Staates in dem nächsten Jahrzehnt nach dem Schlusse des großen Krieges, die erste Theilung Polens und endlich der bayrische Erbfolgekrieg bilden die Hauptmomente dieser Skizzen, denn von einer erschöpfenden Darstellung ist keine Rede und sollte es nicht sein. Es sind in der That „Denkwürdigkeiten", aus welchen das Bild der behandelten Zustände und Vorgänge in der Gestalt reflectirt, wie sie vor dem Geiste des Königs schwebten und Form gewonnen hatten. Mit der Sorgfalt, wie die frühern umfassenden Aufzeichnungen sind sie allerdings nicht gearbeitet; aber aus jeder Zeile spricht der gewissenhafte Regent seines Staates, der scharfblickende Staatsmann, der durchdringende Menschenkenner[32]).

Indeß nicht bloß den genialen König, sondern sogar das Oberhaupt des deutschen Reiches in jenen Jahren, Kaiser Karl VII. aus dem wittelsbachischen Hause, treffen wir unter der Reihe der Verfasser von Denkwürdigkeiten. Freilich will und kann er in keiner Weise mit seinem großen Zeitgenossen wetteifern. Die Aufzeichnungen beider Fürsten haben nur die Sprache gemein, in der sie schreiben. Karl Albert's Memoiren sind Tagebücher und fern von jeder literarischen Aspiration. Sie beschäftigen sich überwiegend mit den Vorgängen des

---

[32]) Die historischen Schriften Friedrich des Gr. sind in der sogen. akademischen, durch Preuß besorgten Ausgabe seiner Werke enthalten. Die erste vollständige Ausgabe der älteren Redaction der „Histoire de mon temps" (von Dr. M. Posner) brachte (1879) der Anm. 29 bereits erwähnte 4. Band der Publicationen der preußischen Staatsarchive. Vgl. auch Ranke's Abhandlung im 34. Bande seiner Werke.

österreichischen Erbfolgekrieges, welchen der Wittelsbacher im Bunde mit Frankreich gegen Maria Theresia geführt und der ihm kein Glück gebracht hat. Es ist im Grunde eine düstere Atmosphäre, in welche uns der erlauchte Verfasser versetzt. Wie schwer liegt sein Schicksal, die verlegenheitsvolle Stellung, in die er sich begeben, auf ihm, und wie wenig ist er seinem Unternehmen gewachsen! Er handelt und schreibt im Glauben an sein gutes Recht, aber der Erfolg war gegen ihn. Sein Tagebuch ist übrigens eine wichtige geschichtliche Quelle, und nicht ohne Theilnahme für den Fürsten, der nicht des Glückes Freund war, legen wir es aus der Hand[33]).

Die Erwähnung Friedrich's des Großen legt uns die Erinnerung an seine Schwester Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth und ihre Memoiren von selber nahe. Leider tragen diese nicht dazu bei, ihren Nachruhm zu erhöhen. Es steht jetzt fest, man hat ihnen allzu lange Glauben geschenkt. Die neuesten Untersuchungen von Ranke und Droysen haben überzeugend dargethan, daß ihnen ein so geringer Grad von Glaubwürdigkeit zukommt, daß man sie aus der Reihe der geschichtlichen Quellen streichen muß; denn auch wo sie Wahres berichten, ist es mit Unwahrem verquickt. Um sich für ihre Verbitterung über ihre Lage zu rächen, läßt die geistreiche Prinzessin ihrer bösen Zunge freien Lauf und schildert die Zustände am Berliner Hofe im falschen Lichte, wobei sie in ihrer Malice selbst den eigenen Vater nicht verschont[34]). Diesen verdächtigen Ergießungen des Unmuths der Markgräfin begegnet man in den Denkwürdigkeiten des berufenen Baron K. L. v. Pöllnitz wieder. Während seine beiden früheren Publicationen, obwohl es darin an Selbstbekenntnissen nicht fehlt, so ziemlich der verdienten Vergessenheit verfallen sind, liegt die Sache bei seinem in Rede stehenden späteren Werke einigermaßen anders. Dasselbe hat Anerkennung gefunden, ist viel gelesen und benützt worden. Der materielle Werth der einzelnen Abschnitte erweist sich bei näherem Zusehen freilich als ein sehr verschiedener. Für die Schilderung der Zeit des großen Kurfürsten und König Friedrich's I. hat Pöllnitz Schriften geplündert, die zum Theil selbst wieder nicht original sind. Aber auch die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, wie bereits angedeutet, hat er ausgeschrieben und in seiner Weise aufgeputzt. Die Bedeutung und Brauchbarkeit seines Buches beginnt erst da, wo er wirkliche Memoiren schreibt und Selbsterlebtes und Selbstgesehenes berichtet. Das gilt besonders von den Anfängen Friedrich's des Großen, der ihn eine Zeit lang in seiner Nähe geduldet hat. Daß Pöllnitz nicht schlecht erzählt und plaudert, braucht kaum erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden; er ist nicht umsonst in die Schule der Franzosen gegangen[35]). Aus der Umgebung des Königs hat weiter

---

[33]) S. das „Tagebuch Kaiser Karl's VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges". Herausgegeben von K. Th. Heigel, München 1833.

[34]) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine margrave de Baireuth, &c. Brunsvic 1810.

[35]) C. L. de Pöllnitz: Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg. 2 Bde. Berlin 1791. (Für die Beurtheilung der Memoiren der Markgräfin und des Barons Pöllnitz vgl. Ranke, Ges. Werke, Bd. 34, und Droysen, Geschichte der Preußischen Politik. IV, Abth. 4.)

Niemand Aufzeichnungen hinterlassen, die neben seinen eigenen genannt werden könnten. Von Herzberg, der übrigens noch viel mehr der Zeit seines Nachfolgers angehört, haben wir wohl Denkschriften, aber keine Memoiren. Es kann sein, daß angesichts von Friedrich's literarischer Rührigkeit, die ja kein Geheimniß war, keiner seiner Diener sich gerade ermuthigt fühlte, ihm Concurrenz zu machen. Die Einzigen, die sich mit seiner Epoche beschäftigen, sind die „Historischen und politischen Denkwürdigkeiten des Grafen Eustach von Görtz", aber auch diese sind erst aus seinen hinterlassenen Notizen und Papieren zusammengestellt, keineswegs von ihm selbst redigirt worden. Graf Görtz hat sich allerdings in bedeutenden Stellungen bewegt und ist Friedrich nahe genug gekommen; wir erfahren daher aus diesen seinen Mittheilungen Vieles, was wir nicht entbehren möchten, wie z. B. über den Fürstenbund, den bayrischen Erbfolgekrieg u. dergl.[36]).

Von anderen Zeitgenossen des Königs, die zugleich mit ihm in Berührung gekommen sind und Aufzeichnungen hinterlassen haben, dürfen ein paar nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Von dem Prinzen Karl von Hessen, dem jüngeren Bruder des Landgrafen und späteren Kürfürsten Wilhelm I. von Hessen, Sohn des seiner Zeit zum Katholicismus übergetretenen Landgrafen Friedrich's II. und einer Tochter König Georg's II. von England, existiren in französischer Sprache geschriebene Denkwürdigkeiten, die, wie es scheint, den größeren Theil seines zu überaus hohen Jahren gediehenen Lebens umfassen. Dieselben sind, obwohl als Manuskript gedruckt, in ihrem ganzen Umfange nicht veröffentlicht worden, nur ein Abschnitt daraus, der über die ersten vier Jahrzehnte berichtet, ist im Jahre 1866 in deutscher Uebertragung herausgegeben worden. Prinz Karl hat zwar den größten Theil seines Lebens in Dänemark und im Dienste des dänischen Staates zugebracht; er ist aber gerade zu Friedrich dem Großen in ziemlich nahe Beziehungen getreten und berichtet uns mehreres Interessante von ihm. Er erzählt überdies gut und man liest ihn mit Vergnügen. Der Prinz war keine geniale, aber eine edle und liebenswürdige Persönlichkeit und war zugleich Zeuge so mancher wichtiger Vorgänge, so daß der bereits öfter ausgesprochene Wunsch, sein Memoirenwerk möge endlich in seiner Vollständigkeit mitgetheilt werden, sich als vollkommen berechtigt erweist[37]). — Die „Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz von der Asseburg" (gest. 1799), die im Jahre 1842 unter der Flagge Varnhagen's von Ense an das Licht getreten sind, gehören ebenfalls überwiegend der Zeit des großen Königs an. Mit den Memoiren des Grafen von Görtz haben sie das Eine gemeinsam, daß sie in der vorliegenden Gestalt ebenfalls nicht unmittelbar von dem Manne herrühren, dessen Namen sie tragen. Erst vierzig Jahre nach des gedachten Freiherrn Tode sind sie von einer jüngeren befreundeten Hand, aus seinem literarischen Nachlasse, hergestellt worden. Achatz von der Asseburg hat zuerst in landgräflich hessischen, dann in dänischen und endlich in russischen Diensten gestanden. Hauptsächlich in

---

[36]) Erschienen 1827 in Stuttgart in zwei Theilen.

[37]) S. „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Cassel". Aus dem französischen, als Manuscript gedruckten Original übersetzt. Mit einer Einleitung von Dr. K. Bernhardi. Cassel 1866.

der Diplomatie verwendet, hat er einen guten Theil der damaligen Höfe Europa's und speciell Deutschlands kennen lernen und konnte in der That Vieles erzählen. Dem Texte sind zahlreiche Actenstücke beigegeben, die man in solcher Fülle immer willkommen heißt[38]).

Der Geschmack an dieser Art Literatur scheint in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts überhaupt gewachsen zu sein. Das bereits Eingangs erwähnte Unternehmen Schiller's hängt ja doch wohl damit zusammen, selbst wenn man es in erster Linie als eine Geld- und Buchhändlerspeculation ansehen müßte. Es ist auch denkbar, daß das Beispiel Friedrich's d. Gr. auf die Verbreitung der Vorliebe für solche Aufzeichnungen nicht wirkungslos geblieben ist. Die Uebertragung oder Bearbeitung der Denkwürdigkeiten Benvenuto Cellini's durch Goethe steht notorisch mit der journalistischen Rührigkeit Schiller's in Verbindung. Goethe hat der Memoirenliteratur von jeher nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit zugewendet. Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit gerne daran, daß Jung-Stilling's Autobiographie s. Z. durch sein unmittelbares Eingreifen dem deutschen Publicum vorgelegt worden ist. Damals sind übrigens auch sonst manche Selbstbiographien von Schriftstellern verschiedener Art entstanden, von welchen ich wenigstens Semler's Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt hervorheben will, weil sie ein einfach gehaltenes, aber höchst anziehendes Bild eines sich empor arbeitenden jungen Gelehrten entwirft[39]). Freilich, Bekenntnisse eines gefeierten literarischen Namens, wie die J. J. Rousseau's waren — haben wir die längste Zeit entbehrt. Unsere Literatur mußte ja überhaupt erst die Höhe der Classicität erstiegen haben, ehe an so Etwas zu denken war. In Goethe's „Dichtung und Wahrheit", worin die Geschichte seines Lebens bis zu seiner Uebersiedelung nach Weimar erzählt wird, haben wir das Werk erhalten, das wir jedem ähnlichen getrost an die Seite stellen dürfen und von keinem übertroffen wird. Ob man „Dichtung und Wahrheit" mehr als Selbstbiographie oder mehr als Denkwürdigkeiten aus einem so bedeutenden Leben betrachten will, darauf kommt am Ende wenig an. Desgleichen erscheint die Frage, ob der Autor bei seiner Darstellung seiner Phantasie nicht zu freien Spielraum gestattet habe, von geringer Wichtigkeit; die Hauptsache und für die Beurtheilung entscheidend ist, daß uns trotz einiger mit untergelaufener Gedächtnißfehler und trotz des unleugbaren Waltens des poetischen Elementes, doch ein in meisterhafter Sprache sicher gezeichnetes Bild der ersten fünfundzwanzig Jahre des Dichters und zugleich eine unübertroffene Schilderung der literarischen Zustände seiner Zeit, die für alle spätern Literarhistoriker schlechthin bindend geworden ist, geboten wird. Wir besitzen von Goethe noch verschiedene andere Aufzeichnungen und Mittheilungen, die ein memoirenhaftes Gepräge tragen; so z. B. seine Briefe über die „Campagne in Frankreich", die „Tages- und Jahreshefte" und dergl., angesichts seiner erwähnten Hauptleistung wird es jedoch an dieser Stelle genügen, an dieselbe erinnert zu haben.

Wir dürfen jedoch nicht länger zögern, zu den politischen Denkwürdig-

---

[38]) Mit einem Vorworte von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin 1842.

[39]) Herausgegeben in zwei Theilen zu Halle 1781 und 1782.

keiten, die auf die Epoche Friedrich's des Großen gefolgt sind, überzugehen. Sie gehören der Geschichte des Falles und der Erhebung des preußischen Staates an. Eine so ernste und große Zeit, die so viele Einzelne in hoch verantwortliche Stellungen versetzte, konnte nicht verfehlen, die Literatur der Bekenntnisse und Selbstrechtfertigungen beträchtlich zu vermehren. Dieses ist in Wahrheit auch der Fall gewesen. Eine erhebliche Anzahl von Staatsmännern und zum Theile auch von Feldherren hat sich veranlaßt gesehen, ihren Antheil an den außerordentlichen Ereignissen zu schildern und erfahrenen Tadel zurückzuweisen. Allerdings, so groß ist die Zahl von Denkwürdigkeiten, wie sie von Frankreich ausgegangen sind, unsrerseits nicht geworden; diese Thatsache erklärt sich bis zu einem gewissen Grade schon aus dem Umstande, daß bei uns nicht wie in Frankreich in Folge des Sturzes des Kaiserreiches die geschichtlichen Persönlichkeiten von mehr als zwei Jahrzehnten sich plötzlich vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung und einer neuen ihnen widerstrebenden Ordnung der Dinge gestellt sahen.

Wir beginnen mit den Memoiren Chr. Wilhelm's von Dohm, die bis in die Zeiten Friedrich's d. Gr. zurück und in das neue Jahrhundert herüberreichen. In ihnen kommt die Gattung politischer Denkwürdigkeiten zum vollen und breiten Ausdruck. Dohm, der allerdings stets nur in zweiter Linie gestanden, schildert uns nicht bloß seinen eigenen Antheil an den Staatsgeschäften, sondern umfaßt zugleich die in seinen Gesichtskreis überhaupt fallenden Vorgänge. Als gut fundirte, nüchterne Berichterstattung eines mithandelnden Zeitgenossen sind daher seine Ausführungen von erheblichem Werth und eine ergibige Quelle für die Geschichte jener Zeit, wenn sie auch die Vergleichung mit andern Berichten und Zeugnissen nicht entbehren können. Dohm war ein fähiger und wohlgeschulter Geschäftsmann, der zugleich gut, wenn auch nicht vorzüglich zu schreiben versteht, aber keineswegs eine hohe und ideale Natur, wie sein Eintritt in die Dienste König Jerôme's deutlich genug verräth[40]). — Von den leitenden Staatsmännern Preußens in jener kritischen Epoche sind Haugwitz und Hardenberg in diesem Zusammenhang zu nennen. Von den „Mémoires" des ersteren ist bisher nur ein Bruchstück bekannt geworden[41]); dagegen hat Ranke vor einigen Jahren die „Denkwürdigkeiten des Fürsten von Hardenberg" herausgegeben, die zu den bedeutendsten ihrer Art gehören. Der spätere Staatskanzler sah sich mit durch die Angriffe, die aus der Nähe von Haugwitz und im Besondern von Lombard gegen ihn ausgingen, veranlaßt das Wort zu ergreifen und seine Thätigkeit als Mitleiter der preußischen Politik in den Jahren 1804 bis zum Frieden von Tilsit durch eine eingehende Schilderung derselben zu rechtfertigen. In der vorliegenden Gestalt hatte er sie zwar nicht zur Veröffentlichung bestimmt und sich vorbehalten, sie später noch einmal umzuarbeiten, wozu er freilich Muße und Stimmung nicht mehr gefunden hat. Aber auch so legen sie von der hohen Bildung seines Geistes und einer hinlänglichen literarischen Gewandtheit ein günstiges Zeugniß ab. Eine beträchtliche Anzahl theils in den Text eingeschalteter, theils durch den Herausgeber wegen ihres Umfanges in den

---

[40]) Dohm's Denkwürdigkeiten erschienen in fünf Bänden zu Lemgo, 1814—1819.

[41]) Das Haugwitz'sche Memoirenfragment ist in der Zeitschrift „Minerva" (1817) zu finden.

Anhang verwiesener Actenstücke erhöht und verstärkt den Werth der Aufzeichnungen selbst. Anlangend die objective Glaubwürdigkeit derselben, so ist die Darstellung der ersten Jahre von Hardenberg's ministerieller Wirksamkeit nicht ohne Anfechtung geblieben. Und in der That scheint ihm der Beweis, mit welchem er die Verantwortlichkeit für die nicht glückliche Leitung der preußischen Politik der angedeuteten Zeit von sich ab- und auf fremde Schultern hinüber wälzen will, nicht ganz gelungen zu sein[42]).

Der Nachfolger Hardenberg's im Ministerium war — freilich nicht auf lange — der Freiherr von Stein. Seine eminente geschichtliche Bedeutung liegt aber nicht nur in dieser seiner ebenso kurz bemessenen als fruchtbaren Thätigkeit, sondern in der ganzen Summe seines Wirkens für die Befreiung Deutschlands vom napoleonischen Drucke und für eine würdige Neugestaltung unseres nationalen Daseins. Stein hat indeß keine einläßliche Schilderung seines Lebens oder eines Theiles davon hinterlassen; nur eine knappe Skizze desselben hat er niedergeschrieben, die weiter nichts sein konnte als etwa ein Leitfaden für seinen zukünftigen Biographen, der ihm in Pertz ja auch erstanden ist[43]). Dagegen haben wir innerhalb des letzten Jahrzehnts über einen Mann, der längere Zeit hindurch an Stein's Seite gearbeitet hat, nämlich über den Minister Theodor von Schön, reichliche Mittheilungen erhalten, welche man mit Fug und Recht als Denkwürdigkeiten charakterisiren darf, obwohl die Redaction nicht von ihm selbst herrührt. Der „Aus den Papieren" Schön's gesammelte Stoff fließt in hohem Grade ergibig und illustrirt die Autobiographie Schön's, die den größeren Theil seines Lebens behandelt und den seltenen Mann in seiner Eigenart schlicht und anschaulich an uns vorüber führt. Bekanntlich hat sich an diese Veröffentlichung über gewisse Ansprüche, die Schön auch an einen Theil der gewöhnlich Stein zugeschriebenen Verdienste um die Regeneration Preußens erhob, eine ziemlich lebhafte Erörterung geknüpft, bei welcher er nicht völlig Recht behalten hat. Man bekommt auch in der That gelegentlich den Eindruck, als sei er für seinen Nachruhm allzusehr besorgt gewesen, oder doch als glaube er um so größer zu erscheinen, je mehr er die staatsmännische Anlage Stein's einschränke, und das Letztere thut er, trotz aller Anerkennung, in Wahrheit hinlänglich und mehr als billig[44]).

Aus der Zeit König Friedrich Wilhelm's III. und der Freiheitskriege wäre nun noch Vieles anzuführen. So die Erinnerungen der Gräfin von Voß, welche sich zwar nicht mit Politik, sondern mit der Schilderung des Lebens am Berliner Hofe unter den beiden nächsten Nachfolgern Friedrich's des Großen beschäftigen. Ferner die Denkwürdigkeiten Eikemeier's, von Massenbach's, v. d. Marwitz', Nostiz', Müffling's, Reiche's, Knesebeck's, Wolzogen's, Henkel-Donnersmark's, E. Moritz Arndt's, des Herzogs

[42]) S. „Eigenhändige Memoiren des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg (1800—1807)," herausgegeben von Ranke. Leipzig 1877. 2 Bde.

[43]) Die beregte Skizze steht bei Pertz, „Leben des Freiherrn von Stein". Bd. VI, Thl. 2, S. 155—197.

[44]) „Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön," 3 Thle. in 5 Bänden. Halle 1875—82.

Eugen von Würtemberg, der als General in russischen, Hans von Gagern's, der in nassau-oranischen, des Kanzlers Müller, der in weimarischen Diensten stand. Sie verfolgen zum Theile eine apologetische Absicht und müssen von diesem Gesichtspunkte aus gewürdigt werden. Wer wüßte nicht, wie viel Staub Massenbach's Memoiren aufgeworfen haben! Literarisch gemessen findet sich unter der genannten Reihe nichts Ausgezeichnetes, aber manches Originelle, worunter die Autobiographie Nettelbeck's und die „Bekenntnisse" E. M. Arndt's obenan stehen. In den „Charakterzügen und historischen Fragmenten aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III." von Eylert macht sich die Persönlichkeit des Verfassers zwar hinlänglich breit, jedoch ohne uns ein wärmeres Interesse abgewinnen zu können[45]). Viel höher steht die Selbstbiographie G. D. Eiler's. Seine „Wanderung durchs Leben" führt uns in verschiedene Kreise, auch nach Berlin, und bereichert unsere Kenntnisse der inneren Geschichte der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts in dankenswerther Weise. Als Werk der Literatur darf sie zu den besten ihrer Gattung gezählt werden[46]). — An dieser Stelle gedenken wir endlich des Mannes, der als Meister auf dem Gebiete, das uns hier beschäftigt, anerkannt wird und diesen Literaturzweig mit Erfolg als eine Specialität cultivirt hat — nämlich Varnhagen's von Ense. Seine Denkwürdigkeiten und andere Mittheilungen berühren Politik und Literatur zugleich, reden eine wohlgefeilte und glatte Sprache, lassen die Bericht erstattende Persönlichkeit niemals aus dem Gesichtskreise verschwinden, erzählen Bedeutendes und weniger Wichtiges, und alles dieses mit so durchdachter Kunst, daß dem Verfasser ein besonderer Platz in den Reihen der deutschen Memoiren-Literatur zugestanden werden muß. Um diese seine Leistung zu einer in ihrer Art einzigen zu machen, fehlt ein Einziges, nämlich die wirklich große Persönlichkeit. Wie klein und kleinlich diese sein konnte, haben die nach seinem Tode veröffentlichten Tagebücher nur allzu deutlich bewiesen.

Ueber Preußen hinaus richtet sich zum Schluß unser Blick auf das übrige Deutschland und Oesterreich. Um zunächst bei Letzterem stehen zu bleiben, so hat der österreichische Staatsmann, zu dessen System es gehört, auch der wohlbegründeten öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, nach seinem Sturze gleichwohl das Bedürfniß gefühlt, noch aus seinem Grabe heraus, an sie und das Urtheil der Nachwelt Berufung einzulegen und sich durch eine Selbstbiographie und die Vorlage zahlreicher Actenstücke den erfahrenen Anfechtungen gegenüber zu rechtfertigen. Dieser Versuch ist nun freilich nicht recht gelungen. Die Denkwürdigkeiten des Fürsten von Metternich liegen zwar noch nicht abgeschlossen vor uns, sind aber doch so weit gediehen, daß man sich ein Urtheil darüber erlauben darf. Das mitgetheilte urkundliche Material erweist sich allerdings wichtig genug, jedoch die Selbstbiographie hinterläßt keinen durchweg wohlthuenden Eindruck. Nicht bloß fehlt es nicht an Gedächtnißfehlern und Widersprüchen: was vielleicht noch mehr bedeuten will, wir bekommen das Bild eines Staatsmannes, der um Vieles besser und weiser erscheinen möchte, als er in Wirklichkeit war, und häufig

[45]) Erschien in drei Bänden zu Magdeburg 1813—1846.
[46]) Erschien in sechs Bänden 1856—1860 zu Leipzig.

nur jenen alten Satz, daß die Welt durch wenig Weisheit regiert wird, bestätigt. Oft zugleich erhält der Leser den Eindruck, als hätte er eine Uebersetzung aus dem Französischen vor sich, was dem gesammten Bildungsgange des Fürsten und des Jahrhunderts, aus welchem er hervorgegangen ist, ja in keiner Weise widersprechen würde[47]). Von Metternich's so hoch begabtem Gehilfen, dem Ritter von Gentz, besitzen wir zahlreiche Mittheilungen, die sich aber bis zu der Form von wirklichen Memoiren selten erheben. Seine Tagebücher, die aus seinem Nachlasse herausgegeben worden sind, bringen uns in deutscher und französischer Sprache zwar viele interessante Geständnisse und Notizen, werfen aber in die Actionen der großen Politik der Restaurationszeit, — welcher er nahe genug gestanden — nur zerstreute und zusammenhanglose Streiflichter. Die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten von Schwarzenberg", die Prokesch aus dessen Papieren zusammengestellt hat, entbehren in zu hohem Grade die persönliche Mitwirkung des Fürsten, als daß wir von unserem Standpunkte aus bei ihnen verweilen müßten. Dagegen hat eine Frau, die in Wien geboren, ihr ganzes Leben dort zugebracht und als fruchtbare Romanschriftstellerin s. Z. sich eines gewissen Rufes erfreut hat — Karoline Pichler — eine Selbstbiographie hinterlassen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen wollen[48]). Von Politik erfahren wir begreiflicher Weise nicht viel daraus, um so mehr jedoch über das literarische und sociale Treiben jener Zeit in der „Kaiserstadt", was wir uns gern gefallen lassen können[49]).

Mit besonderer Heftigkeit hat der Sturm der Revolutionsjahre das alte Bayerland erfaßt und, indem er es beträchtlich vergrößerte, es zugleich vollständig umgestaltet. Für die Kenntniß der inneren Zustände des Kurfürstenthums und speciell der Hauptstadt, seit der Zeit des Kurfürsten Max' III., die Epoche Karl Theodor's und König Max' I. hindurch sind die schlichten Aufzeichnungen und Notizen Lorenz Westenrieder's nicht zu verachten. Der Verfasser, ein geborener Münchner und seines Berufs ein Priester, der sich zugleich vielfach als populärer Schriftsteller und als Historiker versucht hat, ist den gleichzeitigen in seinen Gesichtskreis fallenden Vorgängen mit Aufmerksamkeit, aber auch seit dem Anfang des Jahrhunderts nicht ohne wachsendes Mißtrauen gefolgt. Als Stimmungsbild aus dem gebildeten Kreise Altmünchens liest man seine tendenzlosen Bekenntnisse mit Theilnahme[50]). — Um Vieles reichere und bedeutendere Beleh-

---

[47]) „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren" u. s. f. Der 8. (Schluß-) Band ist in diesen Tagen erschienen.

[48]) K. Pichler's Denkwürdigkeiten hat F. Wolf in 4 Bänden im J. 1844 zu Wien herausgegeben.

[49]) Eine Stelle in diesen Aufzeichnungen ist zu charakteristisch — wenn wir sie recht verstehen — als daß wir sie übergehen möchten. Karolinens Mutter stand in ihrer Jugend in Diensten Maria Theresia's. Als eine Bewerbung um ihre Hand in Frage kam, erbat sie sich den Rath der Kaiserin. Der Bescheid war: „Nimm nur keinen Mann, der nichts zu thun hat". — Der „Mann" Maria Theresia's war bekanntlich das Oberhaupt des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, Kaiser Franz I.

[50]) Veröffentlicht durch Kluckhohn in den Abhandlungen der Münchener Akademie d. W. 1879—1881.

rung freilich läßt sich aus den Memoiren schöpfen, die der Urheber jenes Umwandlungsprocesses der altbayrischen Lande, der Minister von Montgelas, hinterlassen hat. Leider kennen wir dieselben noch immer nicht in ihrer originalen Gestalt und überdies nur in einzelnen Bruchstücken. Die Erben des durchgreifenden Staatsmannes haben bis zur Stunde die Einsichtnahme derselben versagt und in den letzten Jahren nur verschiedene Abschnitte daraus in deutscher Uebertragung veröffentlicht, das letztere seltsamer Weise in einer Zeitschrift, die mit eiserner Consequenz und nicht geringer Gewandtheit, seit sie besteht, die innere Politik Montgelas' befehdet. Ueber ein Werk, das in so unvollkommener Gestalt vor uns liegt, ist es freilich schwer, ein sicheres Urtheil zu fällen. So viel erscheint aber gewiß, daß der so vielfach angefochtene Staatsmann vor Allem seine äußere Politik rechtfertigen will und daß ihm das in einigen Beziehungen gelungen ist. Und was uns für ihn einnimmt, ist, daß er für sein Thun und Lassen eintritt und die Verantwortung nicht Andern zuzuschieben versucht[51]). — Auf Montgelas kommt auch der vielberufene Ritter Karl von Lang in seinen Memoiren mehrfach zu sprechen. Diese sind seit längerer Zeit bekannt und haben vor einigen Jahren eine neue Ausgabe erfahren. Das Urtheil über den Verfasser der Hammelburger Reisen und über seine Selbstbekenntnisse steht längst fest und brauchen wir uns dabei nicht lange aufzuhalten. Lang's Charakter hat nicht unverdiente Bedenken erweckt. Er trägt seine Unarten, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, auch in seinen Denkwürdigkeiten zur Schau und das Erträglichste dabei ist, daß der Lästermund sich unwillkürlich selber nicht verschont. Unter seiner Hand wird Alles zu einem Zerrbilde, was immerhin zu bedauern ist; denn er war in der Lage, über die Zeiten, die er erlebte und die Vorgänge, die er kennen gelernt hatte, erwünschte Aufschlüsse zu geben[52]).

Zuletzt in der Reihe, an Werth jedoch nicht die letzten, seien die „Lebenserinnerungen" Johann Georg Rist's[53]) erwähnt, die erst vor einigen Jahren im Druck erschienen sind. Diese ziemlich umfassenden Aufzeichnungen zählen leicht zu dem Besten, was wir in dieser Art und in deutscher Zunge überhaupt besitzen. Rist hat zwar einem außerdeutschen Staate — nämlich dem dänischen — gedient, aber seine deutsche Herkunft und Bildung hat er niemals vergessen. In formeller Vollendung schildert er uns seine diplomatische Laufbahn, die ihn nach Madrid und London, nach Paris, St. Petersburg und Moskau geführt hat. In die Zeit seines Aufenthalts am russischen Hofe fällt die Ermordung des Czaren Paul. Für uns Deutsche bietet sein Bericht über seine amtliche Wirksamkeit als dänischer Resident in Hamburg in dem kritischen Jahre 1813 das meiste Interesse. Bald darauf schloß er sein öffentliches Wirken und kehrte in seine Heimath nach Holstein zurück, wo den hochgebildeten Mann eine „Muße mit Würde" erwartete. Mit diesem Rückzug brechen zugleich die Lebenserinnerungen ab. —

Das letzte Menschenalter hat noch eine große Anzahl Confessionen und Memoiren gesehen, die, wenn wir erschöpfend sein wollten, an dieser Stelle ge-

[51]) S. Historisch-politische Blätter, 1880—81.

[52]) S. Memoiren des Ritters K. H. von Lang. München 1881.

[53]) „Lebenserinnerungen" von J. G. Rist. 2 Thle. Gotha 1879.

nannt werden müßten. Welch bunte Reihe steht vor uns, von den Denkwürdigkeiten Steffen's und Friedrich von Raumer's angefangen bis zu den Bekenntnissen Hackländer's und Louis Schneider's herab. Die Zahl derselben wird sich ohne Zweifel fortgesetzt vermehren; es hängt dies theils mit der wachsenden Leichtigkeit der schriftstellerischen Hervorbringung, theils mit der zunehmenden Neigung der Menschen, dem Urtheile der Mit- und Nachwelt an die Hand zu gehen, eng zusammen. Wollte man optimistisch urtheilen, könnte man vielleicht auch sagen, das wachsende Gefühl der Verantwortlichkeit des Einzelnen gegenüber der Gesammtheit liegt dieser Erscheinung zu Grunde. Wie dem jedoch sein mag, die Besorgniß liegt immerhin nahe, daß auch in dieser Richtung am Ende des Guten zuviel geschehen möge, denn nicht jeder, der sich selbst interessant erscheint, ist es darum schon vor der Gesellschaft und der Welt.

Eine Erinnerung an Garibaldi.

Von * * *

Ich erzähle die nachfolgende Begegnung, weil ich glaube, daß einestheils der Hintergrund einer großen und bewegten Zeit den Erlebnissen des Einzelnen ein gewisses Interesse verleihen kann, vorzüglich aber weil die Umstände, unter welchen ich Garibaldi begegnete, und die Eindrücke, welche ich von ihm empfing, geeignet sind, Zeugniß zu seinen Gunsten abzulegen und einen kleinen Beitrag zu einer gerechten Würdigung dieses merkwürdigen Mannes zu liefern.

Im Sommer 1870 befand ich mich in Constantinopel, als die damals zweimal wöchentlich dort ankommende Post ganz unerwartet und unvermittelt die Nachricht von der französischen Kriegserklärung brachte. Die lebendige Theilnahme am Wohl und Wehe der Heimath, die mit der Entfernung zu wachsen scheint, äußerte sich bei dieser Gelegenheit in der deutschen Colonie Constantinopels durch eine hochgradige Erregung der Gemüther: je weniger man Sicheres erfuhr, um so mehr wechselten frohe Zuversicht, Muth, Hoffnung, Furcht und Sorge in den Herzen, bis eine neue Post jedesmal neue Anregungen brachte. Die jungen Leute reisten in die Heimath, um in die Armeen einzutreten, so daß die preußische Gesandtschaft den größten Theil ihrer Mitglieder verlor, deren zwei (wenn ich nicht irre) schon wenige Wochen später den Tod fürs Vaterland starben.

Ich stand zu jener Zeit zu der italienischen Colonie in Beziehungen. Diese bestand damals noch zum großen Theil aus politischen Flüchtlingen der früheren Zeit, welche, weil sie sich eine Existenz gegründet hatten, auch nach der politischen Befreiung Italiens dort geblieben waren. Von jeher hatten die politisch Verfolgten und Verurtheilten aus den von Oesterreich und den Bourbons beherrschten Theilen Italiens ihre Zuflucht in Constantinopel gesucht, unter ihnen viele tüchtige und ehrenwerthe Männer und erprobte Patrioten. Die Folge hiervon war, daß sich ein gewisser carbonaristischer Geist, ein starker Haß gegen jede Tyrannei, radicale, selbst republikanische Tendenzen neben großer Liebe zum Vaterlande in der Colonie herrschend erhalten hatten, und auch daß die Colonie von Constantinopel im Vaterlande selbst eine gewisse politische Bedeutung, Ansehen und Einfluß genoß. Sie stand in Verbindung und in Uebereinstimmung der Ideen mit

der in Italien, besonders in den südlichen Landestheilen und in den großen Städten, zahlreichen, aber damals politisch machtlosen Partei der parlamentarischen Linken, welche man die garibaldinische oder republikanische nannte. Ihr Held war Garibaldi, dem die Partei völlig und blindlings ergeben war: ihm gehörte ihre Verehrung ebenso ausschließlich, wie ihr Haß, ein glühender Haß, dem uomo fatale del due Dicembre, dem Kaiser Louis Napoleon, welcher, wie sie sagten, im Frieden von Villafranca Italien verrathen und ihm Savoyen und Nizza geraubt hatte.

Keineswegs war diese Partei, die sieben Jahre später zu langer Herrschaft gelangen sollte, damals in Italien die vorherrschende oder gar die herrschende. In der Regierung, im Parlament und in der Gesellschaft überwogen noch die Traditionen der Cavour'schen Politik und die Anlehnung an Frankreich galt als unverbrüchliches Gesetz; Cavour's Schüler und Nachfolger, die sogenannte Consorteria, hielten sich ängstlich auf der von ihm vorgezeichneten Linie und waren deshalb neuen Verhältnissen und Lagen gegenüber ziemlich rathlos. Daher entstand auch eine so große Verwirrung, als bald darauf die Nothwendigkeit selbständigen Entschließens und Handelns eintrat. Hieraus erklärt sich der Antagonismus, welcher damals zwischen der Politik der herrschenden Partei und der populären franzosenfeindlichen, der garibaldinischen Partei bestand, sowie der Haß und Widerwille gegen Alles, was mit Garibaldi zusammenhing, welchem man in der höheren italienischen Gesellschaft begegnete.

Ein entschiedenes Wollen und Spontaneität der Entschließung zeigte in jenen Tagen nur der König Victor Emanuel. Seinem ritterlichen Sinne erschien es selbstverständlich, daß er Napoleon die gegen Oesterreich geleistete Hilfe vergelten und ihm jetzt Heerfolge leisten müsse. Der König war fest entschlossen, und sehr einflußreiche Männer standen auf seiner Seite; fast wäre es zur Theilnahme Italiens am Kriege gegen Deutschland gekommen, die für Italien wahrscheinlich verhängnißvoll geworden wäre; daß es verhindert wurde, hat viele Mühe gekostet, und war Lanza's und des Gesandten in Wien, Robilant's, Verdienst.

Ich war mit diesen Verhältnissen vertraut, denn ich hatte erst kurz zuvor die italienische Hauptstadt verlassen, wo ich mannigfache Beziehungen zu politischen Persönlichkeiten hatte. Auch in Constantinopel blieb ich von den dortigen Vorgängen genau unterrichtet. Daß man dem Ausgange des Krieges bei Beginn desselben mit Ungewißheit und Sorge entgegensah, ist wohl erklärlich; es erschien darum auch Italiens Stellung zu demselben keineswegs gleichgültig. Mir war es klar, daß ein Einfluß auf dieselbe nur durch die Napoleon feindlich gesinnte garibaldinische Partei gewonnen werden konnte. Eine Handhabe hierfür schien mir die italienische Colonie in Constantinopel zu bieten, und ich fing an, meine Beziehungen zu derselben in diesem Sinne zu benutzen. Auch fand ich das eifrigste Entgegenkommen: man setzte sich mit den Vertretern der Partei im Parlament und mit Garibaldi selbst in Verbindung und die in Italien in der Masse des Volks allgemein verbreiteten garibaldinischen Zeitungen wurden beeinflußt. In der That erhob die Partei in Italien so laut ihre Stimme gegen jede Einmischung zu Gunsten Frankreichs, es wurden öffentliche Demonstrationen in Scene gesetzt, welche in Palermo und Mailand einen so bedrohlichen Charakter

annahmen, daß es, selbst wenn die Regierung entschlossen war, schwer gewesen wäre, eine Action zu Gunsten Napoleon's in Ausführung zu bringen.

In solcher Stimmung empfing ich am 1. August Briefe aus Florenz, welche in zuverlässiger Weise den Entschluß des Königs meldeten, eine Armee von 100,000 Mann mobil zu machen. Ich fuhr nach Bujukdere, wo der damalige Gesandte des norddeutschen Bundes, Graf Kaiserlingk, seine Sommerwohnung hatte, und theilte ihm diese Nachrichten mit. Einen Brief, den er nach Berlin zu schicken wünschte, überließ ich ihm. Ich erzählte ihm von unsern Bestrebungen, auf die Entschlüsse der italienischen Regierung einen Druck auszuüben, und sagte ihm, daß es mir möglich schiene, diesen Druck nicht nur zu verstärken, sondern vielleicht sogar von Italien aus, Frankreich Verlegenheiten zu bereiten, falls uns genügende Geldmittel zu Gebote ständen. Er bat mich, ihm eine schriftliche Ausarbeitung dieses Planes zu geben, um sie in Berlin vorzulegen, und ich schickte ihm dieselbe am folgenden Tage. Auch delegirte er einen Beamten der Gesandtschaft zu den Besprechungen, welche ich mit den Italienern hatte. Diesen stellte ich vor, daß die Sachlage jetzt eine energischere Action verlange: man dürfe nicht dulden, daß Italien durch seine Regierung in eine fehlerhafte und schädliche Stellung gerathe und die Gelegenheit versäume, sich von französischem Einfluß zu befreien, Savoyen und Nizza zurückzunehmen und Rom als Hauptstadt zu gewinnen; das Mittel, um alles dieses zu erreichen, sei, daß man gegen den Willen der Regierung vorgehe, wie auch Garibaldi im Jahre 1860 gethan habe; an Männern werde es nicht fehlen, sobald Garibaldi rufe, also bedürfe es nur der Zustimmung desselben und der nöthigen Geldmittel, welche letztere man durch Subsidien der preußischen Regierung zu erhalten hoffen dürfe. Alle waren der Ansicht, daß Garibaldi bereit sein würde zu handeln, sobald wir ihm die Mittel dazu bieten könnten.

Es befand sich damals auch ein Mitglied des italienischen Parlaments (Cipriani) in Constantinopel, welcher mit unsern Plänen einverstanden, auch bereit war, sich selbst zu Garibaldi zu begeben und Alles vorzubereiten, jedoch das Verlangen stellte, daß der König davon verständigt werden müsse; er glaubte, daß dieser im Geheimen seine Zustimmung geben würde, wie er 1860 gethan, doch war diese Annahme ohne Zweifel irrig. Es wurde zuletzt beschlossen, die Entscheidung darüber Garibaldi zu überlassen. Indessen verzögerte sich Cipriani's Abreise, bis am 13. August aus Berlin die Antwort eintraf, daß die nöthigen Geldmittel für einen Angriff auf Savoyen und Nizza zu unsrer Verfügung ständen. Wir waren gerade zu einer Besprechung auf dem deutschen Consulate versammelt und ich drängte Cipriani jetzt, da die wesentlichste Bedingung erfüllt sei, gleich abzureisen. Aber da verlangte er, die preußische Regierung solle sich von dem Augenblicke an verpflichten, nicht ohne Berücksichtigung der italienischen Interessen Frieden zu schließen. Ich stellte ihm vergeblich vor, daß er billigerweise nicht mehr erwarten könne, als die Mittel, um die verlorenen Provinzen für Italien wiederzugewinnen, daß aber das Resultat von der Action der Italiener selbst abhängen müsse; wenn sie die Provinzen zurückerobert hätten, würde es gewiß im deutschen Interesse liegen, zu befördern, daß sie im italienischen Besitze blieben u. s. w. Als ich sah, daß ich ihn nicht zu raschem Handeln drängen

würde, entschloß ich mich, selbst mit Garibaldi zu unterhandeln, und sagte den Uebrigen, daß ich mit dem nächsten Schiffe abreisen würde. Die Italiener bestanden darauf, daß ich mich zunächst in Florenz mit der Linken des Parlaments verständigen müsse, da ohne diese auch Garibaldi nichts unternehmen würde; ich habe dadurch aber nur Zeit verloren. Am 14. sprach ich den Grafen Kaiserlingk, der mir bestätigte, daß die Berliner Regierung Garibaldi die Mittel zu einer gegen Frankreich gerichteten Action zur Verfügung stelle. Am 15. reiste ich ab; im Bosporus lagen in langer Linie die türkischen Panzerschiffe in festlichem Flaggenschmuck zu Ehren des Napoleonstages; es war das letzte Mal, daß diesem Tage solche Ehre zu Theil wurde.

Am 18. Morgens, als ich in Varna die Abfahrt des Zuges nach Rustschuk erwartete, erzählte mir der Gouverneur Achmet Pascha seine Erinnerungen an den Feldmarschall Moltke, mit dem er den syrischen Feldzug gegen Mehemet Ali gemacht hatte. Von Rustschuk ging es auf der Donau bis Basiasz, wo ich am 18. Abends die Eisenbahn erreichte. Dort erhielt ich die erste Nachricht von den Kämpfen vor Metz. Ueber Pesth, Triest, Venedig kam ich, zuletzt zwischen Padua und Bologna durch einen Eisenbahnunfall aufgehalten, am 21. Abends nach Florenz. Am folgenden Morgen ging ich in den Palazzo vecchio, wo das italienische Parlament versammelt war, und ließ einige Herren von der Linken, für welche ich Briefe hatte, herausrufen. In einem der Commissionszimmer versammelte sich, durch Jene herbeigerufen, eine Anzahl der Parteigenossen. Ich trug meine Angelegenheit vor, und nach längerem Debattiren wurde mir gesagt, man wolle zunächst mit allen Parteigenossen berathen, ich solle mich am Nachmittage wieder dort einstellen. Darauf sprach ich den Grafen Brassier St. Simon, den Gesandten des Norddeutschen Bundes in Florenz, welcher erst eben aus Berlin, wohin er befohlen worden, zurückgekehrt war. Er sagte mir, daß er bereits Auftrag habe, unsere etwaigen Unternehmungen zu unterstützen. Als ich in den Palazzo vecchio zurückkam, wurde mir erklärt, das Wichtigste sei für jetzt, das Ministerium zu stürzen und ein neues Ministerium aus der Linken ans Ruder zu bringen; sobald das geschehen sei, würde man sehr geneigt sein, mit Preußen auf Grund der Erwerbung von Rom, Savoyen und Nizza ein Bündniß zu schließen u. s. w. Ich erwiderte, daß es sich für uns nicht um zukünftige Eventualitäten handle, sondern um ein sofortiges thätiges Eingreifen; es sei für Italien Vieles zu gewinnen, aber es könne leicht zu spät werden; das Ministerium würde ohnedies beim ersten Flintenschuß in Savoyen fallen müssen und dann sei für ihre Partei die Zeit gekommen u. dergl. Es wurde viel gesprochen, aber ohne daß ein Entschluß erzielt wurde. Ebenso ging es in den folgenden Tagen: ich sah bald ein, daß es diesen Leuten an politischer Einsicht, an einheitlichem Wollen und an Thatkraft fehlte, daß sie von kleinlichen und persönlichen Gesichtspunkten beherrscht wurden und kühne Entschlüsse nicht von ihnen zu erwarten waren. Gleichzeitig nahm ich wahr, daß in der Regierung eine große Verwirrung herrschte: man war offenbar rathlos und ließ die Dinge gehen. Unsere Besprechungen in einem der Räume des Parlaments, bei denen Viele aus- und eingingen, waren fast öffentlich, und doch wurden ungestört Dinge verhandelt, welche für die Regierung äußerst bedrohlich waren. Als ich

die Absicht äußerte, mit Garibaldi selbst zu verhandeln, sagte man, daß derselbe fast wie ein Gefangener auf Caprera gehalten und es für mich ganz unmöglich sein werde, zu ihm zu gelangen. Dennoch hatte ich die Ueberzeugung, daß ich nur auf diesem Wege meinen Zweck erreichen könne, und ich entschloß mich, ihn zu versuchen. Jedoch mußte ich das nächste Postschiff nach Maddalena abwarten, welches am 28. von Livorno abging.

In jenen Tagen ist mir die unfruchtbare phrasen- und dilettantenhafte Politik radicaler Oppositionsparteien mit ihren kleinen selbstsüchtigen Zielen und kleinlichen Mitteln auf immer verleidet worden.

Ich ließ mir von einer Dame, der Herzogin Bevilacqua, welche selbst unter Garibaldi gegen Oesterreich gekämpft, auf eigene Kosten ein Corps ausgerüstet und später den garibaldinischen General La Masa geheirathet hatte, einen ganz unverfänglichen Brief an Garibaldi geben und reiste früh am Sonntage den 28. von Livorno ab. Nachmittags liefen wir Bastia auf Corsica an, wo ich vom Verdeck des Schiffes aus eine große Aufregung wahrnahm: die ganze Bevölkerung schien in Bewegung, überall sah man tricolore Fahnen, hörte man Schießen, Geschrei und das Singen der Marseillaise. Am 29. August früh Morgens lagen wir vor der Maddalena. Dies ist eine kleine felsige Insel nahe der Nordküste Sardiniens am Ausgange der Meerenge von St. Bonifazio gelegen; zwischen ihr, Sardinien, dem langgestreckten Caprera und St. Stefano ist das Meer abgeschlossen wie ein Binnensee. Man befindet sich hier inmitten einer unbeschreiblich öden und wilden Umgebung: nichts als Felsentrümmer, zerklüftetes nacktes Gestein, regellos zerstreut oder zu Massen gethürmt, und Klippen ringsum, Alles von demselben einförmigen Grau, dazwischen das blaue Meer, dessen Wellen weißen Schaum gegen die Felsen werfen, und darüber der blaue Himmel. Nur der schwerfällige Flügelschlag eines Kormoran unterbricht zuweilen die eintönige Stille. Auf der Maddalena am Strande liegt eingefaßt und halb verdeckt von bizarren Felsen, auf denen sich eigenthümliche runde Thürme aus den Zeiten der Phönicier, sogenannte Nuraghen, erheben, ein ärmliches Dorf, die Capitale dieser Eilande. Ich war der einzige Passagier, welcher hier das Schiff verließ. Man führte mich in ein Haus, welches zugleich Hôtel, Kaffeehaus und Kramladen des Orts bedeutete. Auf dem Flur desselben, der zugleich als Küche diente und durch das lodernde Herdfeuer erhellt war, bereitete man mir das Frühstück und es sammelte sich um mich her eine große Schar Weiber, welche den Fremden sehen wollten und mich in gutmüthigster Weise ausfragten. Männer gab es weder im Hause noch auf der Insel, denn mit Ausnahme der Kinder und Greise fahren alle zur See. Bald erschien ein Beamter mit zwei Carabinieri und examinirte mich in sehr höflicher aber gründlicher Weise. Ich sagte ihm, daß ich nach Sardinien zu gehen beabsichtigte, um dort zu jagen, und die Gelegenheit benutzen wollte, Garibaldi zu sehen, für den ich einen Brief hätte; auch zeigte ich ihm den Brief, welcher offen war und die von mir vorgegebene Absicht andeutete. Er schien dadurch beruhigt zu sein, ich sah aber, daß er zum Telegraphenamt ging und bemerkte, daß eifrig telegraphirt wurde. Inzwischen hatte ich ein Boot verlangt, um nach Caprera zu fahren. Man machte Schwierigkeiten und endlich sagte mir die Wirthin, der Polizei-

commissar habe verboten, mir ein Fahrzeug zu geben. Dieser erschien bald darauf wieder, um sich nochmals genaue Angaben von mir zu erbitten und dieselben zu Protocoll zu nehmen. Da ich sehr energisch auftrat, erreichte ich zuletzt, daß er die Erlaubniß gab, mir ein Boot zu rüsten. Er war augenscheinlich sehr verlegen und unsicher, wie er zu handeln habe, und daß ich nach Caprera kam, verdanke ich wohl nur dem Umstande, daß kein höherer Beamter anwesend war. Jetzt bekam ich ein Boot, in welchem ein sehr alter Mann und ein Knabe mich nach Caprera, welches etwa eine halbe Stunde entfernt ist, ruderten. Gleichzeitig mit mir bestieg der Beamte mit beiden Carabinieri ein anderes und folgte mir.

Caprera ist ein durch hohe, zackige Felsen gebildeter Grat, welcher zuerst oben sehr steil abfällt, dann aber, da Schutt und Geröll sich um seinen Fuß angehäuft haben, allmälig flacher gegen das Meer verläuft. Das Ganze besteht bis weit in die See hinaus aus unförmlichen wild durch und über einander geworfenen Steinen und Felsstücken. Zehn Minuten vom Ufer und einige hundert Fuß über demselben steht auf der erwähnten Schutthalde weithin sichtbar das Haus Garibaldi's, ein langes niedres weißes Gebäude; neben demselben eine amerikanische Windmühle. Dem Hause gegenüber lag vor der Insel ein italienisches Kriegsschiff vor Anker. Mein Bootsmann sagte mir, daß noch ein anderes um die Insel kreuze und daß auf der Insel selbst eine Abtheilung Soldaten in Zelten gelagert sei. So viel Furcht flößte der eine Mann damals der italienischen Regierung ein!

Indem wir zwischen Klippen und Steinen uns hindurchwanden, gelangten wir ans Ufer. Dort ließ ich das Boot am Strande und wandte mich dem Hause zu. Ein schmaler Pfad führte zwischen großen Gerölstücken, die den ganzen Boden bedeckten, aufwärts. Während aus einiger Entfernung das Land ganz vegetationslos erschien, erstaunte ich jetzt über den Reichthum und die Schönheit der Pflanzenwelt: überall zwischen den Steinen, soweit diese gegen den die Straße von S. Bonifazio beständig durchströmenden scharfen Wind einigen Schutz gewährten, wucherte eine reiche Flora der herrlichsten Blumen, immergrüner Gesträuche und der verschiedenartigsten äußerst wohlriechenden Pflanzen. Weiter ansteigend bemerkte ich einige Plätze, wo mit großer Mühe zwischen den Steinmassen kleine Felder hergestellt und sorgfältig bearbeitet und bepflanzt waren, während um sie her die Steine zu Wällen aufgethürmt lagen. Offenbar waren dies die Resultate von Garibaldi's agricultorischer Thätigkeit.

Ich sah jetzt, daß auf dem schmalen Pfade mir zwei Reiter entgegen kamen und daß die Carabinieri, die mir gefolgt waren, zurückblieben. Als sie näher waren, erkannte ich in dem vorderen Reiter sogleich Garibaldi. Er saß auf einem starken Gaul und sah sehr groß und stattlich aus; er trug den rothgestreiften südamerikanischen Poncho und das Barett, mit dem er so oft abgebildet ist, und weite Pantalons. Hinter ihm ritt auf einem Pony ein kleiner Mann im rothen Flanellhemde.

„Sie suchen mich?" redete Garibaldi mich an. Ich grüßte ihn und sagte, daß ich ihm einen Brief zu übergeben hätte. Er nahm diesen, wandte sein Pferd, und indem ich neben ihm ging, näherten wir uns dem Hause. Als er

gelesen hatte, sagte er: „Sie sind Prussiano, also werden Sie mir Neues von Ihrer siegreichen Armee erzählen können," und ich berichtete ihm, was ich wußte. Er bezeugte seine Freude über unsere Siege und bewies durch die Bemerkungen, die er daran knüpfte, eine sehr genaue Kenntniß des Kriegsschauplatzes und der auf demselben thätigen Kräfte. Die Muthmaßungen, welche er über den weiteren Verlauf äußerte, haben sich später als recht zutreffend erwiesen.

Am Hause gelangten wir zuerst in einen hinter demselben gelegenen, von niedrigen Wirthschaftsgebäuden umgebenen viereckigen Hof, auf welchen aus dem Hause eine Thür führte. In der Mitte dieses wüst aussehenden Platzes stand ein Feigenbaum, der aber nicht höher war, als soweit die Mauern ihm Schutz gegen den Wind gewährten; einige magre Rinder, ein Esel und einige Hühner befanden sich auf dem Hofe. Garibaldi hielt an der Thüre des Hauses sein Pferd an, der Diener sprang von seinem Pony, und eine Frau kam mit einem Stuhl aus dem Hause, den sie neben das Pferd stellte, worauf sie und der Diener Garibaldi zuerst auf den Stuhl und dann zur Erde hoben. Ich sah jetzt, daß der zu Pferde so stark und sicher scheinende Mann nicht allein zu stehen vermochte. Der Diener reichte ihm zwei Krücken, mit deren Hilfe er ins Haus voranging, indem er mich einlud zu folgen. Ein kleiner Flur führte gleich rechts in ein geräumiges aber niedriges Zimmer, welches äußerst einfach möblirt war. In der Mitte stand ein großer Tisch, welcher offenbar bei den Mahlzeiten diente; ringsumher einige einfache Möbel und Stühle. Nur an den Wänden hingen einige zum Theil kostbare Gegenstände, welche Interesse erregen konnten: Waffen, Bilder und dergl., vermuthlich Geschenke und Andenken. Garibaldi setzte sich auf einen Sessel am Fenster und bot mir einen Platz ihm gegenüber. Zuerst äußerte er sein Erstaunen darüber, daß ich hätte zu ihm kommen können, da man doch sonst Niemanden zu ihm lasse, und ließ sich meine Erlebnisse mit dem Polizeicommissar genau berichten. Indessen war mein Bootsmann eingetreten und übergab ein Packet, welches wir von der Maddalena mitgebracht hatten. Dasselbe Frauenzimmer, welches Garibaldi beim Absteigen geholfen hatte, eine sehr einfach gekleidete Person, trat ein und verwickelte ihn über den Inhalt des Packets, welches in einigen Paar Kinderschuhen bestand, in eine längere Unterredung, die von ihm mit Ruhe und Würde, wie es schien auch mit Sachkenntniß geführt wurde. Diese Frau war Teresa, welche Garibaldi später geheirathet hat, die Mutter seiner jüngeren Kinder. Damals lebte noch seine zweite Frau, von der er getrennt war. Nachdem dies erledigt war und der Mann im rothen Hemde sich noch im Zimmer zu thun machte, auch genau auf unsere Unterhaltung zu achten schien, sagte ich: „General, ich habe Aufträge an Sie." Sogleich gab er dem Manne einen Wink, welcher eilig verschwand, indem er die Thüren schloß. „Niemand hört uns, Sie können reden," sagte Garibaldi, und ich begann meinen Vortrag. Während ich sprach, beobachtete ich ihn. Er war, Alles in Allem, eine Erscheinung, die Jedem imponiren mußte: auf der großen, kraftvollen Gestalt ein schöner Kopf mit mächtiger Stirn, der röthliche Vollbart fast ergraut, sehr schöne blaue Augen, ein durchdringender klarer und wohlwollender Blick, ein Ausdruck von fester Sicherheit und ruhiger Ueberlegenheit im ganzen Wesen; er erfaßte rasch und unmittelbar und immer nur das Wesentliche, und er übersah

sofort, was zu thun sei, wie es zu thun sei und was dazu erforderlich sein würde, und der Einsicht folgte unmittelbar die Entschließung. So genügten wenige Worte, um sich mit ihm zu verständigen. Ich habe nie so sehr wie damals die Empfindung gehabt, einen jener wirklich großen Männer vor mir zu sehen, denen im Leben zu begegnen jedesmal als eine besondere Gunst des Schicksals betrachtet werden muß. Für Garibaldi hatte die Natur Alles gethan, um aus ihm den Typus eines physisch, sittlich und intellectuell möglichst vollkommenen Menschen zu machen; aber durch mangelnde Erziehung waren einerseits nicht alle Anlagen genügend ausgebildet und andererseits waren vielleicht einige derselben durch ungünstige äußere Einflüsse, durch ein abenteuerndes Leben in bedenklicher Umgebung, in falscher Richtung entwickelt. So erklären sich einige Mängel und Sonderbarkeiten seines Wesens; aber immer blieb genug übrig, um einen der großen Männer unsers Jahrhunderts aus ihm zu machen.

Garibaldi hörte mich aufmerksam an. Als ich unserer Bestrebungen in Constantinopel erwähnte, sagte er: „Ich habe Ihnen den Beweis geliefert, daß ich Ihre Sache zu fördern wünschte, denn ich habe sie durch meine Presse und durch meine Freunde auf jede Weise unterstützt," was ich dankend anerkannte. Als ich meine Verhandlungen mit den Parlamentsmitgliedern schilderte, machte er eine verächtliche Bewegung und sagte: „Ich glaube es wohl, der X und der Y möchten gerne die Herren spielen. Sie haben gut gethan, zu mir zu kommen."

Nachdem ich geendet, schwieg er einen Augenblick, dann sagte er: „Ich nehme Ihren Vorschlag an. Sie haben gesehen, welche Mühe die Regierung sich macht, um mich hier festzuhalten, aber der ganze Aufwand ist unnütz; ich kann jederzeit gehen, wohin es mir beliebt. Sie haben jetzt drei Tage auf das nächste Schiff zu warten; mit demselben gehen Sie nach Livorno zurück, dort verschaffen Sie sich ein neutrales Schiff, z. B. ein holländisches, und kommen mit demselben hier in die Nähe, meine Sache wird es sein, zu Ihnen an Bord zu kommen. Sie bringen mich dann an den Punkt der Küste, den ich bezeichnen werde, und falls Sie die Geldmittel bereit halten, verpflichte ich mich, vierzehn Tage darauf mit 10,000 Mann in Savoyen zu stehen und dieselben auf 30,000 Mann zu bringen, wenn Sie genügende Mittel liefern." Ich antwortete ihm ein: „sta bene", worauf er sagte: „so sind wir also Alliirte" und mir die Hand reichte, in die ich einschlug. „Jedoch mache ich eine Bedingung," sagte er, „ich kämpfe nur gegen Napoleon; macht man, was ich nicht für unmöglich halte, in Frankreich die Republik, so kämpfe ich, wenn es nöthig ist, für und nicht gegen sie." Ich acceptirte lächelnd diese Bedingung, nicht ahnend, daß seine Voraussetzung schon eine Woche später sich erfüllt haben würde.

Wir besprachen dann noch die Einzelnheiten unsers Unternehmens, und er gab mir eine Adresse in Livorno, durch welche jede Mittheilung, wie er sagte, auch auf telegraphischem Wege sicher an ihn gelangen würde.

Inzwischen hatte unsere Unterredung etwa zwei Stunden gedauert und es war die Mittagsstunde. Garibaldi fragte, ob ich frühstücken wolle, es schien mir aber den Umständen angemessen, eine Höflichkeit abzulehnen, die ihn vielleicht in Verlegenheit gesetzt hätte, und ich verabschiedete mich mit einem: „Auf Wiedersehen". Garibaldi rieth mir, während der Tage, die ich auf der Maddalena

verleben mußte, keinen Versuch zu machen, in irgend welchen Verkehr mit ihm zu treten, weil das den Argwohn der Behörde erregen und meine Freiheit gefährden würde; wenn ich ihm eine nothwendige Mittheilung zu machen hätte, so könne ich dem alten Bootsmann, der mich hergebracht, eine solche anvertrauen, wobei aber große Vorsicht nöthig sei, denn man werde mich scharf beobachten. So ging ich und fand mein Boot am Strande; die Carabinieri waren auch zur Stelle und folgten mir, bis ich mich an dem nächsten Felsenvorsprung der Maddalena ans Land setzen ließ. Dort lag von wüstem Gestein umgeben eine zierliche Villa, die, wie man mir sagte, eine Engländerin sich erbaut hatte; das flache weiße Haus inmitten großer Agaven und Feigencactus einsam am Strande gelegen, sah äußerst fremdartig aus. Ich ging von hier über die Insel zur Stadt. Kaum war ich in der Herberge, so erschien schon der Commissar in Begleitung eines Officiers in Uniform, und Beide versuchten auf alle Weise, über meine Unterhaltung mit Garibaldi und meine Zwecke und Ziele etwas zu erfahren. Ich sagte ihnen, daß Garibaldi mir dringend widerrathen habe, nach Sardinien zu gehen wegen der jetzt dort herrschenden bösartigen Fieber, und daß ich deshalb entschlossen sei, mit dem nächsten Schiffe nach Livorno zurückzukehren. Schließlich eröffneten sie mir in höflichster Weise, daß sie zu ihrem größten Bedauern den Befehl hätten geben müssen, mir kein Boot wieder zum Gebrauch zu überlassen, denn es sei, als ich schon auf Caprera gewesen, der bestimmte Befehl eingetroffen, mich nicht hinüber zu befördern. Ich antwortete ihnen, daß ich nicht die Absicht hätte, Bootfahrten zu unternehmen.

Während der drei Tage, die ich jetzt auf der Insel verlebte, wurde ich beständig überwacht, die ganze Bevölkerung aber kam mir mit einer so großen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen, Alle bestrebten sich so sehr, mir den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen, daß kein Unmuth über das gezwungene Verweilen aufkommen konnte. Einer so liebenswürdigen Aufmerksamkeit und zarten Rücksicht, wie ich sie hier fand, begegnet man fast überall beim italienischen Volk, und ich glaube, daß es darin von keinem andern erreicht wird.

Meine Wirthin hatte mich gleich nach meinem Taufnamen gefragt und schon folgenden Tages wurde ich überall mit demselben angeredet. Der würdige Geistliche kam, um mir Gesellschaft zu leisten; alte Invaliden der Flotte setzten sich zu mir und erzählten ihre Kriegsabenteuer; wer immer mir auf der Gasse begegnete, begleitete mich eine Strecke Weges und bot uneigennützig seine Dienste an; im Hause verwandte man unendlich viel guten Willen auf meine Verpflegung, aber freilich war außer Fischen, Maccaroni, Ziegenkäse und schlechtem Oel nichts zu beschaffen. Die wenigen italienischen Beamten der Insel, von der Post, dem Telegraphen und der Verwaltung, junge Leute ohne Familie, hielten ihre Mahlzeiten mit mir im Hôtel und wetteiferten, sich als liebenswürdige Wirthe zu zeigen. Belustigend war ihr unausgesetztes Bestreben, vermuthlich auf höheren Befehl, von mir etwas über den Zweck meines Aufenthalts zu erfahren. Auf dem großen Flur des Hauses herrschte stets ein reges Leben, die Frauen des Orts kamen hier zusammen, um alles Wichtige zu berathen, und Abends lehrten sie ihre Kleinen, Gebete herzusagen und sich fromm zu bekreuzen.

Ich meine nie so köstliche Luft geathmet und nie so herrliche Seebäder genommen zu haben, wie auf der Maddalena. Der beständige Wind erfrischte genügend die Luft, um die Sonnenwärme auf den schattenlosen Pfaden der Insel ohne Beschwerde zu ertragen. Und es lohnte sich wohl, das kleine Felseneiland zu durchstreifen; die vielen Klippen, Vorsprünge und Buchten boten eine Fülle wechselnder Ansichten; wie auf Caprera war Alles von Steintrümmern bedeckt und dazwischen eine wundervolle Vegetation von niedern Sträuchen und Blumen, von Myrten und Cactus; nahe der Stadt waren vielfach kleine Plätze geklärt und sorgsam cultivirt, weiterhin begegnete man Schafheerden, deren Hirten die Flinte auf dem Rücken und den Strickstrumpf in der Hand trugen; auf den Felsen ragten alte Mauern und Thürme, und an mehreren der kleinen Buchten lagen versteckt stattliche Villen, die, wie man sagte, früher von englischen Seeleuten erbaut und bewohnt worden waren.

Endlich, am Abend des 31. August, kam der Dampfer, der mich nach Livorno zurückbringen sollte, wo wir am 1. September Abends landeten; ich fuhr gleich weiter und kam spät in Florenz an, wo ich mit dem Gesandten Rücksprache nehmen wollte. Da ich vermuthen konnte, daß man mich beobachtete, mußte ich große Umwege machen, um unbemerkt ins Gesandtschaftshôtel zu gelangen, und es war Mitternacht vorüber, als ich beim Grafen Brassier St. Simon eintrat. Ich berichtete über meine Unterredung mit Garibaldi und sagte ihm, daß Alles verabredet sei und die Action beginnen könne. Er stand mit dem Rücken gegen den Kamin gelehnt; statt jeder Antwort nahm er von demselben ein Papier und reichte es mir. Es war eine Depesche, welche eben über Berlin aus dem Hauptquartier gekommen war, und welche besagte, daß die ganze Armee Mac Mahon's in Sedan eingeschlossen sei und sich morgen sammt dem Kaiser würde gefangen geben müssen.

Als ich dies las, hatte ich die Ueberzeugung, daß damit der Krieg beendet sei — und wie mir, ist es damals wohl den Meisten gegangen. Ich gab die Depesche zurück und sagte: „Tant mieux — nous avons donc travaillé pour le roi de Prusse."

Kurz darauf erfuhr man, daß die italienische Regierung zu einem schweren Entschluß gelangt war und Rom besetzt hatte, und dann, daß Garibaldi Caprera verlassen und, wie er es mir vorausgesagt, der französischen Republik seine Dienste angeboten hatte.

Als ich vier Wochen später nach Deutschland reiste und durch Bayern fuhr, ertönte überall der Klang der Glocken und der Schall der Kanonen: eben hatte Straßburg capitulirt.

Eine Reise nach Ostindien.

Von

Prof. **Julius Jolly** in Würzburg.

IV. Calcutta.

Anfang Februar fuhr ich zum Beginn meiner Vorlesungen durch die fruchtbaren, wohlangebauten Gangesniederungen direct nach Calcutta hinüber, das von Benares achtzehn Eisenbahnstunden entfernt ist. Der Uebergang aus dem Bereich der Hindi- oder Beharisprache in das Herrschaftsgebiet des Bengali wird unterwegs an den Schildern der Eisenbahnstationen bemerkbar. Das Devanāgarīalphabet macht den Charakteren der bengalischen Schrift Platz. Zugleich erreicht man hier klassischen Boden, auf dem sich in der ersten glorreichen Epoche des Buddhismus weltbewegende Ereignisse abgespielt haben. Freilich, sic transit gloria mundi. Patna, das alte Pataliputra, war zur Zeit des Megasthenes, der sich im dritten Jahrhundert v. Chr. als Gesandter des Königs Seleukos dort aufhielt, die größte und berühmteste Stadt Indiens, von einer hölzernen Mauer und einem tiefen Graben umgeben und hatte einen Umfang von fünf Meilen. Jetzt ist die alte Hauptstadt der Buddhisten zu einem kleinen Orte herabgesunken, dessen Hauptbedeutung darin liegt, daß er ein Mittelpunkt der fanatischen mohammedanischen und der englischen Herrschaft feindlichen Secte der Wahabiten ist. Ueberreste aus dem Alterthum, abgesehen von den zwei jetzt im Calcuttaer Museum aufgestellten Colossalstatuen, sind hier nicht gefunden worden, was sich wohl aus der Holzconstruction erklärt. Noch jetzt wird in Patna meist mit Holz gebaut, das vom Terai herabgeflößt wird.

Von der alten Metropole des Brahmanismus in die Hauptstadt des indobritischen Reiches kommend, fühlt man sich wie mit einem Schlage aus Asien nach Europa zurückversetzt. Calcutta ist nicht nur eine ganz moderne Stadt, denn es ist aus der bescheidenen europäischen Niederlassung hervorgewachsen, welche der Engländer Charnock im Jahre 1686 am Ufer des Hooghly errichtete. Es herrscht auch überall die europäische Bauart vor, selbst in den ansehnlicheren Straßen des Eingeborenenviertels, welches übrigens von den Europäern, außer in Geschäften, nur selten betreten wird. Die „Stadt der Paläste" bietet einen imposanten Anblick, selbst für das verwöhnte Auge des

Europäers, wenn er an dem Strand des Hooghly, dem Sammelplatz der eleganten Welt, entlang fahrend, auf den stolzen Kuppelbau von Government House, die hinter der großen Wiese Maidan aufsteigende stattliche Häuserreihe der Chowringhee-Straße und das Achteck der Wälle des Fort William blickt, und auf der anderen Seite den malerischen, bunt bewimpelten Mastenwald des Hafens neben sich sieht. Natürlich sind in der Residenz des Vicekönigs die Spitzen vieler Behörden vereinigt. Ueberraschend war mir die Wahrnehmung, daß auch der Handel fortwährend vorzugsweise in den Händen europäischer Firmen liegt, während in Bombay selbst im „Fort" eine Menge Läden von Parsen gehalten werden und die großen Kaufherren gegenwärtig meist Parsen oder Mohammedaner sind. In Calcutta ist nach dem Census von 1881 das christliche Element durch die respectable Zahl von über 30 000 Köpfen unter 684 000 vertreten, wobei freilich zu bedenken ist, daß ein sehr bedeutender Theil der Christen „Eurasier", d. h. Mischlinge, und Portugiesen sind, unter welchem Namen man die Nachkommen der von den Portugiesen bekehrten Hindus begreift.

Fast ganz unvertreten ist das europäische Element unter den Zöglingen der höheren Unterrichtsanstalten, da fast alle englischen Familien ihre Kinder schon im Alter von fünf bis sieben Jahren nach England schicken, um sie dort erziehen zu lassen. Ich war aber doch etwas erstaunt, als ich bei meiner ersten Vorlesung den ganzen geräumigen Hörsaal in dem „Hindu-College" fast ausschließlich von weißgekleideten jungen Bengalen besetzt fand, welche mit ihren braunen Gesichtern den von so großer Ferne her gekommenen „Tagore-Professor" neugierig anblickten. Aus Rücksicht auf die indischen Studenten war der Beginn meiner Vorlesungen um einige Tage verschoben worden, weil es gerade die Zeit der Sarasvatīpūjā-Feiertage war. Sarasvatī, die Göttin der Wissenschaft und der Schreibkunst, wird von den Schriftkundigen dadurch geehrt, daß sie sich an dem Haupttage der Sarasvatī-Feier des Schreibens völlig enthalten. Auch werden entweder dem anmuthigen Bilde der auf einem Lotus sitzenden Göttin selbst oder ihren Emblemen, einer Feder, Tintenflasche und Handschrift, besondere Opfer dargebracht und alle im Hause befindlichen Tintengläser ausgewaschen und neu geweiht. Für die Respectirung dieses Nationalfestes wurde ich bei der Eröffnung meiner Vorlesungen durch eine um so zahlreichere Zuhörerschaft entschädigt.

Um die eigenthümliche Stellung und Thätigkeit eines „Tagore-Professors" erklären zu können, muß ich meine Leser zunächst über die englische Rechtspflege in Indien mit ein paar Worten zu orientiren suchen. Während im Strafrecht längst die barbarische Justiz früherer Zeiten in dem ganzen anglo-indischen Reiche den Normen eines englischen Strafrechtscodex Platz machen mußte, hat auf dem Gebiete des Privatrechts das altnationale Recht der Hindus einerseits, der Mohammedaner anderseits in weitem Umfange seine Geltung behauptet. Als Warren Hastings, einer der größten Staatsmänner Englands, im Jahre 1772 zum Gouverneur von Bengalen ernannt wurde, war einer seiner ersten Regierungsacte der Erlaß eines Statuts über die Organisation der Rechtspflege, worin der Grundsatz ausgesprochen wurde, daß die Hindus bei allen auf Erbrecht, Eherecht, Kastenwesen und andere religiöse Gebräuche und Einrichtungen bezüglichen Processen nur nach ihren eigenen Shasters, d. h. Lehrbüchern, abgeurtheilt werden sollten.

Dieselbe Bestimmung wurde nachher ausdrücklich auch auf die Mohammedaner ausgedehnt. Um den englischen Richtern ein zuverlässiges Compendium des altindischen Rechts in die Hand zu geben, beauftragte Hastings eine Commission von elf Brahmanen mit der Zusammenstellung der wichtigsten Bestimmungen aus den alten Rechtsbüchern und ließ diese Sammlung von Halhed aus dem Sanskrit in das Englische übersetzen. Diese 1776 veröffentlichte Uebersetzung hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil sie zuerst die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten auf die literarischen Schätze Indiens lenkte und den Ausgangspunkt für die Einführung des Sanskrit in die europäische Wissenschaft gebildet hat. Seinen eigentlichen Zweck erfüllte jedoch das in vieler Beziehung mangelhafte Buch von Halhed nur sehr unvollkommen, und eine zuverlässige Basis der englischen Rechtsprechung für Hindus gaben erst die vortrefflichen Uebersetzungen indischer Gesetzbücher von Colebrooke, aus den Jahren 1796 ff. ab. Spätere bauten auf dieser Grundlage weiter, und so ist nach und nach an Uebersetzungen, Textausgaben, englischen Handbüchern, Urtheilen der High Courts u. s. w. eine sehr reichhaltige Literatur entstanden. Die Bedeutung der bei diesem Theil der angloindischen Rechtspflege in Betracht kommenden Interessen kann man daraus entnehmen, daß die Zahl der „Hindus", auf welche die Bestimmungen der Acte von Hastings Anwendung finden, nach dem letzten Census gegen 200 Millionen betrug; daß die eigenthümlichen patriarchalischen Einrichtungen der Hindus, besonders die beschränkte Vermögensfähigkeit der Wittwe, das Gesammteigenthum der Familie und die Sustentationsansprüche weiblicher Anverwandten zu sehr vielen Streitigkeiten auf dem Gebiete des Erbrechts Anlaß geben; daß die Hindus überhaupt proceßlustig sind; und daß Erbstreitigkeiten besonders in den reichen Aristokratenfamilien vorkommen, unter denen es nicht wenige gibt, deren Jahresrenten auf 40—50 000 Rupien (1 Rupie = 1 Gulden österr. Währung) und höher geschätzt werden. Eben deshalb ist aber auch den Hindus besonders daran gelegen, daß ihre alten Gesetze genau und richtig ausgelegt werden. Von den englischen Richtern wird keine Kenntniß des Sanskrit verlangt; es ist daher sehr begreiflich, daß sie selbst unter dem Beistande der sanskritkundigen Çāstrīs, „Fachgelehrten", welche früher den angloindischen Gerichtshöfen attachirt waren, manche bedenkliche Mißgriffe begangen haben. Ist einmal ein solcher Irrthum gemacht, so ist es nach der bekannten Methode der englischen Justiz möglichst viel nach Präcedenzfällen und möglichst wenig nach dem Buchstaben des Gesetzes zu urtheilen, schwierig ihn wieder auszumerzen, wenn auch die angloindischen Gerichtshöfe neuerdings in dieser Beziehung unleugbar bedeutende Fortschritte gemacht haben.

Das Bestreben, diesem Uebelstande abzuhelfen und dem Studium des altindischen Rechts einen neuen Impuls zu geben, hat die Institution der „Tagore-Vorlesungen" ins Leben gerufen. Der Stifter, nach dem die „Tagore-Vorlesungen" benannt sind, Prasanna Kumar Tagore, war ein wohlwollender, unterrichteter und begüterter Bengale aus guter Familie, der selbst eines der alten Gesetzbücher, den Vivādachintāmaṇi, aus dem Sanskrit ins Englische übersetzt und mit einer interessanten Vorrede herausgegeben hat. In seinem Testament hinterließ er der Universität Calcutta ein Capital zu dem Zweck der jährlichen Abhaltung und

Veröffentlichung juristischer Vorlesungen in Calcutta, die nach dem Druck in mindestens 500 Exemplaren unentgeltlich vertheilt werden sollten. Der Senat der Universität Calcutta bestimmte die testamentarische Verfügung näher dahin, daß das Thema aus dem Bereiche des altindischen, mohammedanischen oder angloindischen Rechts genommen werden und alljährlich von dem Syndicat der Universität, im Einvernehmen mit der juristischen Fakultät und in letzter Instanz dem Senate festgesetzt werden sollte. Der Senat, eine sehr angesehene und zahlreiche Körperschaft, umfaßt die Gesammtheit der Universitätsmitglieder (Fellows of the University), unter denen sich auch eine große Anzahl Hindus befindet. Die Wahl erfolgte, von 1869/70 ab, Anfangs für drei Jahre, später für je ein Jahr. Zutritt zu den Vorlesungen haben alle Studenten, die in einer der zur Universität gehörigen Lehranstalten studiren.

Nach dem Wortlaut des Testaments und den Bestimmungen des Senats war die Absicht der Stiftung mehr auf die Hervorrufung einer Reihe gelehrter Monographien über die verschiedenen Zweige des indischen Rechts als auf populäre Vorträge und Handbücher für Anfänger gerichtet. In diesem Sinne hatten auch die Angloindier, Hindus und Mohammedaner, welche früher die Tagore-Professur bekleidet hatten, ihre Aufgabe erfaßt. Als der erste deutsche Gelehrte, der mit der Abhaltung der Tagore-Vorlesungen betraut worden war, hatte ich weder Anlaß noch Neigung, mit dieser lobenswerthen Tradition zu brechen, zumal da gelehrte Arbeiten aus dem Gebiete des indischen Rechts den Anlaß zu meiner Berufung gebildet hatten. Ich hatte daher ein historisches Thema, eine geschichtliche Darstellung des indischen Erb- und Adoptionsrechtes auf Grund der handschriftlichen Quellen proponirt. Gerade nach dieser Seite hin besteht in der massenhaften Literatur über indisches Recht noch eine fühlbare Lücke, da den gelehrten Hindus, die über dieses Thema geschrieben haben, in der Regel eine historisch-kritische Behandlung desselben noch weit ferner liegt, als den englischen Juristen, denen die erforderliche Sprachkenntniß abgeht. Mein Vorschlag war auch angenommen worden, ich hatte die in den europäischen Sammlungen von Sanskritmanuscripten seit Jahren zusammengesuchten Materialien mit Muße zusammengestellt und verarbeitet und war mit dem fertigen Manuscript meiner Vorlesungen in der Tasche nach Calcutta gekommen. So ganz glatt lief nun freilich die Sache doch nicht ab, und meine Lehrthätigkeit kostete mich mehr Zeit, als ich erwartet hatte. Zwar aus dem englischen Vortrag erwuchsen mir keine Schwierigkeiten, da ich mit der englischen Sprache bei längeren Aufenthalten in England hinreichend vertraut geworden war und unterwegs wieder Gelegenheit genug gefunden hatte, mich im Englischen zu üben. Nun hatte aber inzwischen ein naher Verwandter des verstorbenen Stifters der Tagore-Vorlesungen, der Rajah Jotindro Mohun Tagore, eine neue Stiftung gemacht, aus deren Erträgniß die jährliche Vertheilung einer goldenen und einer silbernen Medaille an die beiden fleißigsten Zuhörer der Tagore-Vorlesungen bestritten werden sollte. Die Zuerkennung der beiden Medaillen sollte dem jeweiligen „Tagore-Professor" übertragen werden, auf Grund eines von ihm abzuhaltenden Examens über den Inhalt seiner Vorlesungen. Der ausgesprochene Zweck dieser Stiftung war, die Tagore-Vorlesungen auch für den Universitätsunterricht mehr als bisher fruchtbar

zu machen. Ich übernahm gerne die neue Verpflichtung, weil mir die Aussicht auf das Examen und die Medaillen von vorne herein einen Stamm fleißiger und regelmäßiger Zuhörer sicherte. Das hieraus entstehende Mehr an Arbeit bestand aber nicht allein in der Abhaltung eines schriftlichen Examens, sondern ich mußte auch danach streben, mich beim mündlichen Vortrag der Fassungskraft achtzehnjähriger indischer Studenten anzupassen, um ihnen die Bestehung des Examens zu ermöglichen. Regelmäßige Vorlesungen über indische Rechtsgeschichte finden bisher an keiner der vier indischen Universitäten (Calcutta, Bombay, Madras und Lahore) statt, und die zahlreichen Jünger der indischen Themis treten nach abgelegtem Examen in den Stand der Anwälte (Vakeels) ein, ohne von der Geschichte ihres eigenen Rechts das Geringste erfahren zu haben. Hat doch auch in England der angehende Jurist nur selten Gelegenheit, Vorlesungen über Rechtsgeschichte zu hören, die in Deutschland in dem Studienprogramm des künftigen Beamten eine so hervorragende Stelle einnehmen. Als ein zweckdienliches Hülfsmittel zum Verständniß erwies sich die kurze englische Inhaltsangabe meiner Vorlesungen, die ich zur Orientirung meiner Zuhörer vor der Abreise nach Indien in Deutschland hatte drucken lassen. In sehr liebenswürdiger Weise sprach sich der Vicekanzler der Universität Calcutta, der Hon'ble Mr. Reynolds, in einer bei dem feierlichen Schlußact des Studienjahres (Convocation) gehaltenen Rede über meine Lehrthätigkeit aus. Zugleich bezeichnete er es als einen recht schlagenden Beweis für die zunehmende Annäherung zwischen Orient und Occident, daß einem Gelehrten aus Deutschland auf Grund der testamentarischen Verfügung eines Brahmanen die Abhaltung eines Cursus von Vorlesungen für junge Hindus übertragen worden sei. Eine thatsächliche Genugthuung gewährte mir das Resultat der Prüfung. Mit der Beaufsichtigung der Prüfungen wird es in Indien sehr streng genommen, um der Verschlagenheit indischer Examinanden wirksam zu begegnen, über welche viele Anekdoten cursiren. So wurde mir von einem schlauen Candidaten erzählt, der kurz vor der Prüfung unter dem Vorwande, einen Bekannten zu besuchen, in die Regierungsdruckerei eindrang, den soeben fertigen Satz für die Prüfungsfragen ausfindig machte, sich darauf setzte und so auf dem Hintertheil seiner weißen Hose die Fragen nach Hause brachte. Auch theilte mir einer der englischen Examinatoren mit, er lasse die Examenfragen nicht in Calcutta, sondern in England drucken und pflege das Manuscript sogar selbst auf die Post zu bringen, um jede Möglichkeit der Intervention eines Dritten abzuschneiden. Ich überwachte die schriftlichen Arbeiten meiner Schüler, denen ich zur Beantwortung der Fragen vier Stunden Zeit gab, persönlich, überzeugte mich, daß sie vor ihren Schreibpulten sitzend nicht mit einander communicirten und sah sie über ihrer Arbeit tüchtig schwitzen, was unter der tropischen Sonne Indiens wörtlich zu nehmen ist. Die Elaborate fielen denn auch meistens sehr umfangreich, und einige davon so befriedigend aus, daß es mir schwer wurde, unter einer ganzen Reihe gut qualificirter Candidaten die beiden besten auszuwählen. Auch in diesem Falle hatte sich der Lerneifer und die Fassungskraft der jungen Hindus bewährt und mir es erleichtert, „die Weisheit des Brahmanen diesen selbst klar zu machen", wie ein deutscher Freund scherzhaft meine Mission präcisirt hatte.

Ich bitte meine Leser um Entschuldigung, wenn ich mit der Darlegung meiner Erfahrungen als Tagore-Professor zu ausführlich geworden bin, und wende mich zur Wiedergabe der sonstigen Eindrücke meines Aufenthaltes in der indischen Hauptstadt. Meine Muße war durch meine Lehrthätigkeit und durch die Drucklegung meiner Vorlesungen beschränkt. Doch blieb mir während meines zweimonatlichen Aufenthalts immerhin noch Zeit, manches Interessante zu sehen. Ich will mich hier nicht über die deutsche und englische Familiengeselligkeit verbreiten, obwohl ich derselben meine angenehmsten Stunden schulde und mit warmer Dankbarkeit an die Gastfreundschaft zurückdenke, die hier in der hochherzigsten Weise geübt wird. Hat man des Tages Last und Hitze getragen, welch letztere schon im März für den Europäer sehr empfindlich wird, so schätzt man die Abendkühle doppelt, wenn man den Abend bei einer befreundeten Familie zubringen kann. Nicht minder angenehme Erinnerungen knüpfen sich für mich an die behagliche Verandah des United Service Club, an die aristokratischen Räume des Bengal Club, an die Kegelbahn des Deutschen Clubs und last not least an die deutsche »Chummery« in Rawdon Street, ein gemeinsames Wohnhaus deutscher Junggesellen, in welchem deutsche Musik und deutsche Geselligkeit in reizender Weise gepflegt wird. Da die Colonialfrage und die Lage der Deutschen im Auslande jetzt durchaus auf der Tagesordnung steht, so will ich nicht unerwähnt lassen, daß die deutsche Colonie in Calcutta in der erfreulichsten Blüthe und Prosperität begriffen ist und davon auch nach außen hin ein glänzendes Zeugniß durch das Bestehen eines deutschen Clubs ablegt, dessen Begründung in die patriotisch erregte Epoche nach den Siegen des Jahres 1870 fällt. Der deutsche Club, der einzige nicht englische Club in Calcutta, besitzt ein stattliches und wohleingerichtetes Clubhaus mit einem schönen Garten, zwei Kegelbahnen u. s. w. und veranstaltet auch musikalische und theatralische Aufführungen.

Im Vordergrund aller Privatgespräche und Zeitungsdebatten stand zur Zeit meines Aufenthalts in Calcutta die von Mr. Ilbert, dem juristischen Mitglied des „Rathes für Indien", vorgeschlagene Ausdehnung der Criminalgerichtsbarkeit über Europäer auf eingeborene Richter. „Was halten Sie von Mr. Ilbert's Bill? Wird sie von der Regierung zurückgezogen werden oder nicht? Wird der Vicekönig Lord Ripon seine Demission einreichen?" Auch wenn mich die beabsichtigte Neuerung nicht ohnehin schon, ihrer Bedeutung für die neueste Phase der indischen Rechtsgeschichte wegen, lebhaft interessirt hätte, konnte ich von einer so starken und allgemeinen politischen Bewegung nicht unberührt bleiben. Selbst in der deutschen Presse hat, wie ich nach meiner Rückkehr fand, die „Ilbert Bill" viel Staub aufgewirbelt. Ich will daher nicht unterlassen, über meine nach dieser Richtung hin gewonnenen Eindrücke in Kürze zu referiren, wenn diese Frage auch nur noch ein historisches Interesse hat.

Bis jetzt haben die Engländer in Criminalfällen einen privilegirten Gerichtsstand: sie können für strafrechtliche Vergehen nur von ihren eigenen Landsleuten vor Gericht gezogen und verurtheilt werden. Nur in den großen Hauptstädten, den Presidency towns, mit ihrer ganz gemischten Bevölkerung, kann jeder Einwohner, ohne Unterschied der Herkunft, vor jedes beliebige Gericht gezogen werden. Hat dagegen auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt ein Engländer sich eines

Criminalvergehens schuldig gemacht und ist der richterliche Beamte des Districts ein Eingeborener, so ist der Fall dem in der Hauptstadt der Provinz befindlichen Appellgericht zur Entscheidung vorzulegen, wird aber von da in der Regel in die untere Instanz in der Weise zurückverwiesen, daß die Entscheidung dem englischen Richter des nächstgelegenen Districts übertragen wird. Durch die neue Bill sollten eingeborene Beamte die nämliche Zuständigkeit in Criminalfällen erlangen wie geborene Engländer. Aber kaum war der Inhalt der Bill durch die Zeitungen bekannt geworden, als sich unter der ganzen englischen Bevölkerung Indiens ein Sturm der Entrüstung dagegen erhob. Diese Maßregel, sagte man, setze allen den ungerechten und unpolitischen Begünstigungen, welche unter dem Gouvernement des Lord Ripon den Eingeborenen widerfahren seien, die Krone auf. In allen eroberten Ländern nähmen die Eroberer eine Ausnahmestellung ein, und es würde eine selbstmörderische Politik sein, wenn man den Hindus gestatten wollte, ihre Beherrscher an Leib und Leben zu strafen. Falsche Zeugenaussagen, Complotte um einen Unschuldigen durch eine unbegründete Anklage zu Fall zu bringen, seien in den indischen Gerichtshöfen an der Tagesordnung. Nichts würde also gefährlicher sein, als wenn man einem eingeborenen Richter ein sicheres Mittel an die Hand gäbe, jeden ihm mißliebigen Engländer auf scheinbar legalem Wege in der abscheulichsten Weise zu schikaniren. Die Zeitungen füllten ihre Spalten mit Berichten über Protestmeetings, die selbst in den kleinsten und entlegensten Orten stattfanden. Den eigentlichen Herd der Opposition gegen die Bill bildete aber die Hauptstadt Calcutta und überhaupt die Provinz Bengalen. Sachkundige Freunde erklärten mir diese Erscheinung damit, daß in Bengalen der Sitz der Indigocultur ist und die isolirt mitten unter der eingeborenen Bevölkerung auf dem Lande lebenden Indigopflanzer sich und ihre Familien durch die neue Bill für besonders gefährdet hielten. In einem kleinen englischen Theater, zunächst dem Boarding House, in dem ich mein Quartier aufgeschlagen hatte, wurde vor ausverkauftem Hause die Posse „Khansama Bahadur" gegeben, etwa so viel als „Seine Excellenz der Koch". Die Umkehrung der ganzen socialen Ordnung, welche die Durchführung der neuen Bill im Gefolge haben würde, wurde in diesem Tendenzstück in carrikirter Weise vorgeführt. In einem enorm stark besuchten Meeting in dem Rathhaus (Town Hall) in Calcutta, zu dem alle europäischen Geschäfte ihren Angestellten einen halben Frei-Tag gewährt hatten, wurden der Regierung die schärfsten Dinge gesagt; es wurde mit großem Erfolg der Anstoß zur Sammlung eines Fonds „zur Vertheidigung der britischen Interessen in Indien" gegeben; ja einzelne Stimmen erhoben sich dafür, man solle in corpore vor das Palais des Vicekönigs ziehen und dort ein Pronunciamento veranstalten. Seit den Tagen des Aufstandes von 1857, erklärte einer der Redner in der öffentlichen Debatte über die Bill, die am 9. März in dem „vicekönigliehen Rathe" stattfand, war eine so heftige Bewegung nicht mehr in Indien erlebt worden.

Ueber die Berechtigung dieser Bewegung ist es für den Unbetheiligten schwer, sich ein richtiges Urtheil zu bilden; um so schwerer, als selbst in den officiellen Kreisen in Indien die Ansichten darüber getheilt sind. Jedenfalls ist die Agitation gegen die „Ilbert Bill" sehr lehrreich in symptomatischer Beziehung, indem es

sich bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt hat, wie wenig von einer Amalgamirung des europäischen Elementes in Indien mit den Eingebornen die Rede sein kann. Was die praktischen Folgen der proponirten Maßregel betrifft, so habe ich sehr nüchterne und erfahrene Engländer die Ansicht äußern hören, daß die gehegten Befürchtungen völlig grundlos seien. Keinenfalls sei zu erwarten, daß nach Durchführung dieser Maßregel strafrechtlich angeklagte Engländer härter angefaßt würden als bisher. Sollten die eingeborenen Richter es ja an Unparteilichkeit fehlen lassen, so sei von ihnen weit eher eine Parteinahme zu Gunsten der Engländer als zu Gunsten ihrer eigenen Landsleute zu erwarten, da es erfahrungsgemäß das Hauptbestreben eingeborener Beamten sei, die Gunst ihrer englischen Vorgesetzten zu erwerben und die Furcht vor etwaiger Cassation parteiischer Urtheile in der höheren Instanz als durchschlagendes Motiv wirken müßte. Vom Standpunkte der indischen Rechtsgeschichte wird man jedenfalls sagen müssen, daß der Grundsatz „Gleiches Recht für Alle" in Indien niemals existirt hat. Nicht nur wird in altindischen Gesetzbüchern bei der Bemessung der Strafe für ein Criminalvergehen stets die Kaste des Verbrechers in Betracht gezogen, sondern es wird auch die particulare Gerichtsbarkeit der verschiedenen Kasten, Stände und Corporationen im weitgehendsten Maße anerkannt. „Man lasse," heißt es beispielsweise in einem oft citirten Sanskrittexte, „die Streitigkeiten der Waldbewohner durch andere Waldbewohner entscheiden; über Mitglieder einer Gesellschaft sollen andere Mitglieder der nämlichen Gesellschaft zu Gericht sitzen, über Krieger Leute ihres Standes, über Städtebewohner andere Städtebewohner." Aehnliche Aussprüche kann man in den indischen Gesetzbüchern häufig antreffen. Man wird es daher der englischen Regierung in Indien kaum verdenken können, daß sie nach den neuesten Nachrichten der „Ilbert Bill" ihre praktische Spitze abgebrochen hat. Nur den ganz wenigen Indiern, die dem eigentlichen Civildienst (Covenanted Service) angehören, soll die Criminaljurisdiction über Europäer übertragen werden. Es begreift sich von selbst, daß dieses kleine Häuflein von gegenwärtig nur 9 oder 10 Beamten unmöglich das Wohl und Wehe der englischen Civilbevölkerung Indiens (gegenwärtig etwa 80,000 Köpfe) in merkbarer Weise beeinflussen kann.

Die Sehenswürdigkeiten Calcutta's sind diejenigen einer modernen Großstadt in den Tropen und bieten für den Alterthumsforscher wenig specielles Interesse dar. Da gibt es ein paar kleine englische Theater, die aber nur während der Saison, d. h. in der kühlen Jahreszeit spielen, und einen Abends elektrisch erleuchteten und von Europäern stark besuchten, herrlichen Park, den Eden-Park, der diesen Namen jedoch nicht von der Schönheit seiner tropischen Flora, sondern nach seinen Stifterinnen, den Misses Eden, erhalten hat. Da ist ferner der neue, zoologische Garten, mit seinen Prachtexemplaren bengalischer Königstiger und seinen geschmackvollen Anlagen. Die Begründung dieses anmuthigen Erholungsplatzes auf einem früher ganz wüsten Terrain wird der unermüdlichen Thätigkeit eines deutschen Kaufmannes verdankt. An dem jenseitigen Ufer des Hooghly liegt der schon seit 1786 bestehende botanische Garten, in dem ich ein unvergleichlich schönes Specimen einer Ficus indica sah, jenes Wunderbaumes, von dem schon die alten Griechen zu erzählen wußten,

daß er die Zweige bis auf die Erde herabneige, daß aus diesen Zweigen wieder neue Stämme emporstiegen, die dann wieder neue Absenker bildeten, und daß so aus einem Baum ein umfangreiches zeltartiges Laubdach entstünde. Nearch, der bekannte Flottenführer Alexander's des Großen, berichtet von Bäumen dieser Art, unter denen 10 000 Menschen Platz hätten. Unter dem ungeheuern Laubdach und zwischen den zahllosen Stämmchen der erst ein Jahrhundert alten Ficus indica von Calcutta auf und ab promenirend, kann man sich überzeugen, daß die Beschreibung der alten Autoren, so märchenhaft sie ihren Landsleuten klingen mochte, durchaus nicht übertrieben war.

Unter den monumentalen Bauten Calcutta's, die wie schon erwähnt, durchweg im europäischen Stile aufgeführt sind, nehmen die zahlreichen englischen Unterrichtsanstalten, größtentheils am College Square gelegen, eine hervorragende Stellung ein. Da ist vor Allem das schon 1827 errichtete Hindu College, ein weitläufiges, imposantes Gebäude in jonischem Stil mit zahlreichen Vorlesungssälen. In einem derselben hatte ich meine Vorträge abzuhalten. Das Sanskrit College, das in einem Flügel des nämlichen Gebäudes untergebracht ist, steht jetzt unter der Leitung des auch in Deutschland als fleißiger Herausgeber von Sanskrittexten wohlbekannten Mahisachandra Nyayaratna. Ich hatte öfter Gelegenheit, wissenschaftliche Fragen mit diesem vortrefflich unterrichteten Bengalen zu besprechen, der mich freundlich aufnahm und öfter in Unterrichtsstunden hospitiren ließ, und dessen Sohn einer meiner eifrigsten und aufmerksamsten Zuhörer war. Dem Hindu College gegenüber liegt das berühmte Presidency College, dessen Zöglinge für die Universitätsexamina in Philologie, Jurisprudenz und Ingenieurwissenschaften von einem vortrefflichen, auch entsprechend salarirten Collegium englischer Lehrer vorbereitet werden. Einige Häuser weit davon befindet sich das gegenwärtig von circa 500 Schülern frequentirte Medical College, dem der Ruhm gebührt, einen vielversprechenden Anfang in der Verdrängung der noch immer wie im indischen Alterthum vorherrschenden abergläubischen Kurpfuscherei der Hindus durch die rationellen Grundsätze der europäischen Medicin gemacht zu haben. Aelter als alle diese Anstalten ist das mohammedanische Gymnasium, die Government Madrassa, die schon 1781 von dem berühmten Statthalter Sir Warren Hastings auf eigene Kosten gegründet wurde. Jetzt befindet sich die Madrassa in einem 1820 errichteten stattlichen Bau am Wellesley Square und steht schon seit geraumer Zeit unter deutscher Leitung. Gegenwärtig wirkt dort als Nachfolger Blochmann's Dr. Hörnle, der bekannte Orientalist. Für mich knüpfen sich eine Menge der angenehmsten Erinnerungen an das gastfreie Haus in Wellesley Square, das einen Hauptmittelpunkt der deutschen Geselligkeit in Calcutta bildet. Die Einheit der bisher erwähnten Anstalten repräsentirt das Senate House, d. h. das Universitätsgebäude nach deutscher Terminologie. Hier finden die feierlichen Promotionsacte und die Examina statt, auf deren Grund die Promotionen erfolgen. Auch das oben erwähnte Examen über den Inhalt meiner Vorlesungen wurde in der stattlichen Halle des Senate House abgehalten. Bei den Prüfungen wie auch bei dem Unterricht kommt ganz überwiegend die englische Sprache zur Anwendung, und es war mir überraschend wahrzunehmen, eine wie große Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ge-

brauche derselben den jungen Bengalen eigen ist. Freilich ist die Kenntniß der englischen Sprache die nothwendige Vorstufe zu einem, wenn auch noch so bescheidenen Posten im englischen Regierungsdienst, dem Ideal aller Hindus. Ob er ein Examen gemacht habe, das die Anwartschaft auf ein solches Amt verleiht, soll in Bengalen eine der ersten Fragen an einen Brautwerber sein. Kann diese Frage bejaht werden, so wird die Werbung sehr selten abgeschlagen. Tout comme chez nous.

Das bedeutendste wissenschaftliche Institut Calcutta's ist die „Asiatische Gesellschaft von Bengalen" in Park Street, welche im Januar des nächsten Jahres (1884) das hundertjährige Jubiläum ihres Bestehens feiert. Nicht ohne eine gewisse Empfindung der Ehrfurcht betrat ich bei einem der monatlichen Meetings zum ersten Male die vornehm angelegte Versammlungshalle dieser gelehrten Societät, in die mich mein liebenswürdiger Cicerone Dr. Hörnle einführte. Wie viele epochemachende Forschungen haben in den bändereichen Publicationen der „Asiatic Society of Bengal" das Licht der Welt erblickt, wie viele fruchtbaren Anregungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft sind von ihr ausgegangen, theils direct, theils indirect durch die Begründung blühender Zweigvereine und Schwestergesellschaften in verschiedenen Ländern. Wo Sanskrit und das indische Alterthum studirt wird, da wird Sir W. Jones als der erste Pionier dieser Studien hochgehalten. In der Londoner Paulskirche sah ich das schöne Marmordenkmal, das ihm dort als Uebersetzer des Manu errichtet ist. Sein schönstes Denkmal hat der geistreiche Oberrichter von Bengalen sich selbst an dem Ort seiner Wirksamkeit gesetzt durch die Begründung der asiatischen Gesellschaft. Das Programm dieser Gesellschaft bestimmte er dahin, daß ihre Forschungen sich über ganz Asien ausdehnen und innerhalb dieser geographischen Begrenzung alle Werke der Menschen und Hervorbringungen der Natur umfassen sollten. Inmitten einer rasch zunehmenden Fülle von Aufgaben ist die Asiatic Society diesem weitgesteckten Programm stets treu geblieben. Doch überwiegt wohl im Ganzen die antiquarische Richtung, der auch die in der „Bibliotheca Indica" erscheinenden Texte orientalischer Literaturdenkmäler dienen, zu deren Herausgabe der Gesellschaft bedeutende Fonds zur Verfügung stehen. Unter den „Papers", die ich in den Sitzungen zu hören Gelegenheit hatte, entsinne ich mich besonders mehrerer Vorträge des auch in deutschen Fachkreisen sehr bekannten Dr. Rajendrala Mitra. Mit diesem Nestor der indischen Sanskritisten hatte ich hier öfter Gelegenheit zu verkehren und er unterstützte mich auch auf das Freundlichste in meinen Bemühungen zur Erlangung von Copien seltener Sanskrithandschriften in Privatsammlungen.

An dieser Stelle will ich auch die hervorragenden Verdienste nicht unerwähnt lassen, die sich seit Jahren die in Calcutta ansässigen deutschen Orientalisten um die Publicationen der asiatischen Gesellschaft, insbesondere um die „Bibliotheca Indica", erworben haben. Gegenwärtig ist es Dr. Hörnle, der neben seiner anstrengenden Thätigkeit als Director der Madrassa zugleich eine unermüdliche und aufopfernde wissenschaftliche Thätigkeit als Ehrensecretär der asiatischen Gesellschaft entfaltet. Die asiatische Gesellschaft besitzt auch eine auserlesene Sammlung von Sanskrithandschriften, von der Dr. Hörnle einen vollständigen Catalog

vorbereitet, wie auch von der wichtigen Sammlung des Sanskrit College ein Catalog demnächst gedruckt werden soll.

Unter den sonstigen wissenschaftlichen Sammlungen nehmen die unglaublich reichen und mannigfaltigen Collectionen des „indischen Museums", die übrigens zum großen Theile aus der asiatischen Gesellschaft stammen, weitaus den ersten Rang ein. Ich habe manche Vormittagsstunde in der archäologischen Abtheilung dieses wahrhaft colossalen Museums verbracht, dessen monumentale Façade die große Wiese beim Hafen den „Maidan" ziert, der Stelle gerade gegenüber, welche für den Weltausstellungspalast von 1883/84 bestimmt ist. Durch die figurenreichen, lebendigen und mit überraschender Leichtigkeit ausgeführten, buddhistischen Sculpturen von Bharhut und Sarnath fand ich mich aufs Anschaulichste in die wunderreiche Biographie Buddha's und in den Ideenkreis der Jātakas versetzt, jener berühmten alten Erzählungen und Fabeln, von denen viele schon frühe in den Sagen- und Märchenschatz der europäischen Völker übergegangen sind. Von dem Einfluß griechischer Kunst auf die indische, den ich schon früher in der von Dr. Leitner nach Europa gebrachten Sammlung „gräcobuddhistischer" Sculpturen und in dem archäologischen Theil der Ausstellung des Maharajah von Jeypore kennen gelernt hatte, konnte ich mich hier weiter an den aus der Gegend von Peshawar nach Calcutta verbrachten Sculpturen überzeugen. Es ist unmöglich, die griechischen Vorbilder in diesen kunstvollen Bildwerken zu verkennen.

Sollten aber schon vor den Zeiten der englischen Herrschaft griechische Kunstwerke durch die Eroberungszüge indischer Fürsten bis in die Gegend von Calcutta gelangt sein? Diese Theorie entwickelte mir ein liebenswürdiger französischer Kunstsammler in Calcutta und zeigte mir als Beleg für seine Ansicht neben vielen anderen in seiner Wohnung aufgestellten interessanten Kunstgegenständen mehrere schön gearbeitete Marmorstatuen, von denen eine unverkennbar eine Minerva, eine andere ebenso deutlich einen Ajax darstellte. Diese Statuen waren, ganz in Schlamm vergraben, in einem Teich auf einer Besitzung bei Calcutta vor Jahren gefunden und dem jetzigen Eigenthümer zum Geschenk gemacht worden. Ich konnte jedoch nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß die blendend weißen, anscheinend aus carrarischem Marmor hergestellten Kunstwerke Antiken sein sollten. Wie leicht konnte ein vornehmer Engländer, der im vorigen Jahrhundert in Calcutta wohnte, auf die Idee verfallen, seine Villa oder seinen Garten mit Statuen eines modernen italienischen Meisters zu zieren, die dann bei einem Besitzwechsel von rohen indischen Dienern demolirt und in den anstoßenden Teich geworfen wurden.

Von der modernsten Entwicklung der indischen Sculptur kann man ganz artige Proben in dem Bazar von Calcutta finden und um wenige Rupien eine ganze Gallerie jener Thonfiguren erwerben, die in Calcutta und Lucknow mit merkwürdiger Plasticität und Naturwahrheit gebildet werden. Sie stellen die bezeichnendsten Typen des indischen Straßen- und häuslichen Lebens dar und werden auch wie Puppen mit der entsprechenden Kleidung versehen. Da ist z. B. der Wasserträger (Bhisti) mit seinem über den Rücken gehängten Bocksschlauch, aus dem er, täglich in die Häuser kommend, das Trink- und Badewasser hervor-

spritzt; der Bettelmönch (Fakir oder Sādhu) mit seinem Bettelsack, seinem dick aufgetragenen Stirnzeichen und seiner dürftigen Bekleidung, deren Mängel durch um so reichlichere Behaarung, nicht selten auch durch Einreibung der Haut mit Asche ersetzt werden; die Kinderwärterin (Aya), deren Kleidung aus einem langen Shawl besteht, der als Rock um die Hüften und dann um Kopf und Schultern geschlungen wird; der mohammedanische Koch (Khansama) mit seinem reinlichen weißen Rock, bunten Turban und Gürtel; der Schlangenfänger (Mali) mit seiner Flöte und seinem Schlangensack u. a. Auch Porträtstatuen im Kleinen verstehen diese Formatoren mit großem Geschick auszuführen.

Die Tempel der Hindus in Calcutta sind zwar zahlreich, aber meist unansehnlich und ganz modern, mit Ausnahme des Tempels der Göttin Kālī in Kalighat, der angeblich dreihundert Jahre alt ist. Von dem Wort Kalighat „Flußtreppe der Kālī", ist wahrscheinlich der Name der Stadt Calcutta, ursprünglich Kalikata, abzuleiten. Hierfür spricht, daß gh in der modernen indischen Aussprache fast wie k klingt. Doch lag das indische Dorf Kalikata, das zuerst im Jahre 1596 erwähnt wird, im nördlichen Theile der Stadt, während Kalighat ganz im Süden gelegen ist. Man erreicht die entlegene, ausschließlich von Hindus bevölkerte Vorstadt vermittelst der Pferdebahn. Sofort bei meiner Ankunft vor dem Tempel wurde ich von einer Anzahl dürftig bekleideter Burschen in Beschlag genommen, die sich, natürlich in der Hoffnung auf das bei Tempelbesuchern übliche Bakschisch, um die Ehre stritten, den Sahib zu führen. Nur von der untersten Treppenstufe durfte ich mir die häßlichen Götterstatuen ansehen und kaufte mir Abbildungen derselben in einem nahen Laden. Ueberall lagen die Ueberreste gefaulter Blumen umher, die als Opfer dargebracht worden waren. In einer Abtheilung des Tempels schwamm der Fußboden von dem Blut geopferter Ziegen und Büffel. Es war mir interessant, einmal mit eigenen Augen die Ueberreste eines indischen Thieropfers zu erblicken. Wer die Anschauungen der Hindus über Thieropfer und Fleischkost nur aus ihrer alten Literatur kennt, muß die verhältnißmäßige Verbreitung der Thieropfer und animalischer Nahrung im heutigen Indien nothwendig überraschend finden. Schon frühe erklärten die Brahmanen Fleischnahrung für unerlaubt. Nur gewisse Vögel und Fische, dann das Fleisch des Igels, Alligators, Hasen, Stachelschweins und der Schildkröte wurde von diesem allgemeinen Verbot ausgenommen. Auch wurde unter gewissen Umständen, namentlich zu Opferzwecken und bei dem feierlichen Empfang eines Gastes, das Schlachten und Essen von Thieren für zulässig erklärt. Thiere, die für ein Opfer geschlachtet worden sind, heißt es in dem Gesetzbuch des Vishnu (51, 63), werden in einer künftigen Existenz als Wesen höherer Art wiedergeboren. Doch lag auch die gegentheilige Auffassung nahe: daß man nicht wissen könne, was für eine Menschenseele in einem geschlachteten Thiere gesteckt habe. So gelangte man dazu, das Gebot der Ahimsā, d. h. der Schonung lebender Wesen, für ein absolut bindendes zu erklären. Selbst zu Opferzwecken darf nach den Anordnungen der Buddhisten, Jainas u. a. ascetischer Secten niemals ein lebendes Wesen getödtet werden. Dieses Gesetz[1])

[1]) Bühler, Asoka-Inschriften. In der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 37, 92—95 (1883).

verkündete schon im dritten Jahrhundert v. Chr. der buddhistische König Açoka in seinen berühmten Säulen- und Felsenedicten. Freilich ließ der „göttergeliebte König" für seine persönlichen Liebhabereien eine Hinterthür offen, indem er die völlige Streichung von Fleischspeisen aus dem Menu seiner Hoftafel erst für die Zukunft in Aussicht stellte. Noch unter den heutigen Repräsentanten der alten Fürsten- und Adelsgeschlechter, den Radschputen, ist der Genuß von Fleischspeisen sehr verbreitet, und in Kaschmir genießen selbst die Brahmanen animalische Nahrung[1]). Am deutlichsten zeigen aber die Thieropfer zu Ehren der Durgā-Kālī, deren Verehrung heutzutage über ganz Indien verbreitet ist, wie auch in diesem Theile des indischen Cultus und der Volkssitte die laxere Auffassung sich neben der rigoroseren dauernd behauptet hat. Wer weiß, ob nicht selbst die Menschenopfer, von denen sich in der ältesten Literatur manche Spuren gefunden haben, noch bis in geschichtliche Zeiten hineinragen. Mir wurde wenigstens in dem alten Schlosse Amber bei Jeypore, das ich früher beschrieben habe, erzählt, daß die dort jetzt üblichen Ziegenopfer zu Ehren der Göttin Kālī für frühere Menschenopfer substituirt worden seien. Noch in neuester Zeit pflegte die berüchtigte Mördersecte der Thugs ihre Opfer der blutdürstigen Göttin Kālī zu weihen. In Calcutta erreicht die Verehrung der Durgā-Kālī ihren Gipfelpunkt zur Zeit des Durgāfestes, Durgāpūjā, im October, und der Festjubel ist zu dieser Zeit ein so allgemeiner, daß sogar in den englischen Unterrichtsanstalten und Bureaux während der Festtage pausirt wird, die unter dem Namen Durgāpūjā-holydays eine Art Herbstferien bilden. In ganz Bengalen wird dieses Volksfest mit erstaunlichem Luxus gefeiert und die jährlichen Kosten desselben sind auf 10 Millionen Pfund Sterling geschätzt worden. In Calcutta ist dies die Zeit, wo Tausende nach dem Tempel der Kālī pilgern und wo am letzten Tage der Feier das Heiligthum der blutigen Göttin sich in ein Schlachthaus verwandelt und ihre fanatischen Verehrer sich über und über mit dem Blute der geopferten Ziegen, Schafe und Büffel beschmieren. Natürlich wird das Fleisch der geopferten Thiere auch gegessen. Nur ungeweihtes Fleisch, das noch seinen alten Namen Vrithāmāmsa, „nutzloses Fleisch", führt, wird auch von den Verehrern der Kālī streng gemieden. Einer der zahlreichen Priester, Haldars genannt, die an den ansehnlichen Einkünften des Tempels participiren, wollte mich auch auf den Verbrennungsplatz der Hindus führen, der nahe bei dem Tempel an dem alten Bett des Ganges (Ādigangā) gelegen ist. An diese heilige Stätte, deren Nähe wohl auch die Veranlassung zur Errichtung des Kālitempels an dieser Stelle gebildet hat, bringt man nicht nur Todte, sondern auch Schwerkranke, damit sie Angesichts des heiligen Stromes sterben, eine Eventualität, die man in früheren Zeiten nicht selten durch Einführung von heiligem Gangesschlamm in Mund, Nase und Ohren des Patienten beschleunigte.

Kurze Zeit nach meiner Excursion nach Kalighat befand ich mich auf dem Wege in das entgegengesetzte Ende der Großstadt, wo sich die Paläste der einheimischen Aristokratie befinden. In einer Soirée beim Vicekönig hatte ich in

[1]) Bühler, Report of a Tour in Kashmir, p. 23.

der Person des Rajah Jotindro Mohun Tagore, der die früher erwähnten Medaillen für die Tagore-Vorlesungen gestiftet hatte, eines der gebildetsten und geachtetsten Mitglieder der einheimischen Aristokratie Calcutta's kennen gelernt. Bei meiner Visite verfolgte ich außer dem Bestreben, mich über die Absichten des Stifters der Medaillen, deren Vergebung mir anvertraut war, zu informiren, noch einen kleinen Nebenzweck. Schon vor meiner indischen Reise hatte ich viel von dem musikliebenden Rajah Sourindro Mohun Tagore, von seiner Hauscapelle, die den Prinzen von Wales bei dessen Aufenthalt in Calcutta mit indischer Nationalmusik begrüßte, und von seinen musikalischen und musikgeschichtlichen Werken gehört und gelesen. Mir lag sowohl aus musikalischem als aus antiquarischem Interesse daran, seine Capelle zu hören, die anerkannt die beste in Indien ist, da es ohne Anschauung und Anhörung nicht möglich ist, von den eigenthümlichen Musikinstrumenten der Hindus und ihrer Klangwirkung oder von der Theorie und Geschichte der indischen Musik und den interessanten Problemen, die sich daran knüpfen, eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Da nun Rajah Sourindro, der Mäcen der indischen Nationalmusik, der jüngere Bruder Jotindro's ist, so äußerte ich dem letzteren meinen Wunsch, die Bekanntschaft seines Bruders zu machen, und hatte auch alsbald das Vergnügen, ihm vorgestellt zu werden, da beide Brüder mit ihren Familien das nämliche Palais bewohnen. Der musikliebende Rajah nahm mein Anliegen, in seinem Hause eine Probe guter indischer Musik zu hören, freundlich auf und an einem der nächsten Tage erhielt ich eine schriftliche Aufforderung, bei ihm eine Abendproduction seines Orchesters anzuhören und so viele Freunde dazu mitzubringen, als ich Lust hätte. Einige musikalische Landsleute waren gerne bereit, mich zu begleiten, und nachdem wir in einer ganzen Procession von Wagen das von der europäischen Stadt sehr entfernte Palais des Rajah erreicht hatten, fanden wir das Orchester bereits versammelt in der stattlichen mit Porträts europäischer Fürsten geschmückten Empfangshalle. Schon bei dem ersten Stück, einer zu Ehren der indischen Reise des Prinzen von Wales componirten Cantate, in der die Vocalmusik mit Instrumentalmusik abwechselt, fanden wir, daß die Mitglieder des Orchesters zugleich geschulte Sänger waren. Meine musikalischen Freunde stimmten mit mir darin überein, diese Pièce, in der wir unseren liebenswürdigen Wirth auch als Componisten kennen lernten, für höchst ansprechend zu erklären. Freilich hatte der Rajah bei der Composition derselben, wie er uns nachher mittheilte, auf den europäischen Geschmack besondere Rücksicht genommen. Weniger sagte uns zu, was nun an indischen Nationalcompositionen aus älterer und neuerer Zeit folgte. Doch bewunderten wir die Genauigkeit der Execution und das gute Gedächtniß der Mitwirkenden, die sammt und sonders aus dem Gedächtniß spielten und sangen. In den Zwischenpausen machten wir die Bekanntschaft einiger derselben, die an der von dem Rajah begründeten „musikalischen Akademie" als Lehrer thätig sind und an der Production als Amateurs theilgenommen hatten. Der Secretär der „Akademie" war später auch so freundlich, mich mit einer indischen Harfe zu besuchen, mir die Griffe auf derselben zu zeigen und meine Fragen über Praxis und Theorie der indischen Musik mit großer Bereitwilligkeit und gründlicher Sachkenntniß zu beantworten. Die Instrumente sind weitaus zum

größten Theil Saiteninstrumente von verschiedener Form und Größe, die theils mit der Hand, theils wie die Zither mit einem Schlagring, theils mit einem Violinbogen gespielt werden. Es kommen nur Metall-, keine Darmsaiten zur Anwendung, deren Gebrauch wohl aus religiösen Gründen verpönt ist. Dagegen gibt es eine indische Harfe, die vor den in Europa gebräuchlichen Harfen einen Zusatz mit schwingenden Saiten voraus hat, die nicht angespielt werden, aber die Resonanz verstärken. Man sieht hieraus, daß den indischen Musikern die Obertöne wohl bekannt sind. Ein musikalisches Curiosum ist ein Instrument von der Form einer großen Kindertrompete, welches aber nicht an den Mund gesetzt, sondern an die Halsmuskeln des Spielers angedrückt und durch dieselben zum Tönen gebracht wird. Ich überzeugte mich durch Anhalten des Ohres an die untere Oeffnung der Trompete, daß der Ton wirklich aus derselben herauskam. Doch war nur ein Mitglied der Capelle im Stande, auf diesem Instrument zu spielen.

Die indische Instrumentalmusik dient in der Regel nur zur Verstärkung des Gesanges und ist wie letzterer meistens unisono. Sie veranschaulicht also die Wirkung homophoner Musik, wie dieselbe auch in Europa im Alterthum ausschließlich im Gebrauche war. Es kommen allerdings auch Octavenläufe und, ganz gegen die Regeln unserer abendländischen Musik, Quintenläufe vor. Kein Instrument umfaßt mehr als drei Octaven, aber jede Octave hat zweiundzwanzig Töne, also beinahe ebenso viel Töne als die Octave der alten Griechen. Das feine musikalische Gehör ist zu bewundern, welches die Hindus befähigt, selbst Viertelstöne mit der größten Sicherheit zu unterscheiden. Andrerseits bildet für ein europäisches Ohr diese Feinheit der Tonnüancirung einen schlechten Ersatz für die mangelnde Harmonisirung, und es wird dadurch zugleich unmöglich, die indischen Rāgas (Melodien) mit einiger Genauigkeit in europäischen Noten, oder europäische Stücke in indischer Musik wiederzugeben. Bei den Gesängen, die leider mit der Fistelstimme gesungen werden, machen diese eigenthümlichen Tonschattirungen auf ein ungeübtes Ohr leicht den Eindruck unbeabsichtigten Detonirens. Das Tempo wechselt häufig, und man unterscheidet drei Hauptarten desselben, die folgende Sanskritnamen führen: gangāsrotogati, „wie der Strom des Ganges dahinfließend", d. h. presto; kūrmagati, von der Gangart der Schildkröte, d. h. lento; manḍeikagati, „von der Gangart des Frosches", d. h. staccato. Die Theorie der Musik ist in Indien schon frühe ausgebildet worden, und nach einer nicht unwahrscheinlichen Vermuthung stammt sogar die Bezeichnung der sieben Noten unserer Octave durch ihre Anfangsbuchstaben aus Indien, von wo sie durch Vermittlung der Perser und Araber im Mittelalter nach Italien gelangte. Auch die Zigeunermusik und selbst die ungarischen Czardas werden von einer hervorragenden Autorität aus Indien hergeleitet. Andrerseits scheinen mir gewisse Anzeichen dafür zu sprechen, daß die Entwicklung der indischen Musik in neuerer Zeit von den Portugiesen beeinflußt worden ist. Ich hoffe auf diese und andere wissenschaftlichen Fragen anderswo zurückzukommen und will hier nur noch der großen Verdienste erwähnen, die sich Rajah Sourindro um die indische Nationalmusik erworben hat. Nicht nur hat er eine Menge werthvoller Werke über indische Musik drucken lassen, die von ihm theils heraus-

gegeben, theils selbst verfaßt sind, sondern er hat auch an den indischen Instrumenten bedeutende Verbesserungen angebracht, ein sinnreiches System der Notenbezeichnung erdacht und in der von ihm gestifteten und unterhaltenen musikalischen Akademie ein Institut für die Pflege indischer Musik geschaffen, dessen Zöglinge in einem mehrjährigen Cursus in allen Zweigen der indischen Musik gründlich unterrichtet werden.

Wie die indische Musik, kann man auch das indische Theater wohl nirgends besser studiren, als in Calcutta, wo es in dem Eingebornenviertel zwei größere bengalische Volkstheater und in dem europäischen Stadttheil noch einen dritten, von Parsen gehaltenen Musentempel gibt, in dem zur Zeit meiner Anwesenheit von Eingebornen in der Hindostanisprache gespielt wurde. Ich will nur in Kürze über meine etwas enttäuschenden Erfahrungen in dem bengalischen „Nationaltheater" referiren, wobei ich vorausschicken muß, daß ich von dem Gang der Handlung nur einen sehr allgemeinen Begriff gewinnen konnte, da ich der bengalischen Sprache nicht mächtig bin. Eine große Hilfe gewährte jedoch der Theaterzettel, der nach Art eines europäischen Opernlibrettos sehr ausführlich gehalten und, obschon ebenfalls in bengalischer Sprache abgefaßt, doch im Ganzen leicht zu entziffern war. Nach einer ohrenzerreißenden, endlosen Ouvertüre, in der eine eintönige indische Melodie auf europäischen Trompeten und andern lärmenden Instrumenten executirt wurde, ging der Vorhang auf, und ich sah auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, eine Dramatisirung des aus dem Sanskrit-Epos Rāmāyaṇa bekannten volksthümlichen Stoffes Sitabaran, „der Raub der Sītā", sich abspielen[1]). Die tugendhafte Sītā wird von dem bösen Riesen Rāvaṇa geraubt. Es folgt ein Rachezug ihres Gatten Rāma unter dem Beistand des Affenfürsten Hanumān, wobei die Felsenburg des Tyrannen Rāvaṇa auf der Insel Lankā (Ceylon) erstürmt und Sītā befreit wird. Das Rāmāyaṇa ist noch immer außerordentlich populär in Indien, und bei abendlichen Wanderungen durch die Straßen indischer Städte habe ich Episoden aus modernen Bearbeitungen desselben häufig in den offenen Häusern vorlesen hören. Die Decorationen waren ganz im europäischen Geschmack, dessen Einfluß sich auch sonst stark bemerkbar macht. Doch wurde ich durch das aus dem indischen Epos entnommene Sujet, durch das Hereinspielen der Götterwelt, welche von Brahma und Indra abwärts fast vollzählig auftrat, durch die eingeflochtenen lyrischen Partien und Lieder, die von dem Nartakīgana, d. h. den Bajaderen gesungen wurden, durch die große Anzahl der Acte und Verwandlungen, durch die Abwechslung burlesker und pathetischer Scenen und Anderes vielfach an das alte Sanskritdrama erinnert. Besondere Heiterkeit erregte bei dem zahlreich anwesenden Publicum die Scene, in der Sītā's Schwager (oder ist er in dieser Bearbeitung ihr Gemahl?) Lakshmaṇa, als Sītā verkleidet, in ihrem saffrangelben Büßergewande auftritt. Der böse Rāvaṇa, Sītā's Räuber, geht in die Falle und verfolgt in einer Nachtscene die vermeintliche Sītā mit Liebesanträgen, bis er

[1]) In Reuleaux's „Quer durch Indien", das mir erst während des Druckes zukam, finde ich eine Beschreibung einer Theateraufführung in Calcutta, wobei es sich anscheinend um einen früheren Theil des Dramas „Sitaharan" handelt.

über ihren Bart stutzig wird, worauf die Erkennung und eine große Prügelei folgt. Das hätte sich freilich Kālidāsa nicht träumen lassen, daß die Aufführung indischer Stücke einmal mit der Absingung der englischen Nationalhymne schließen würde. Als lange nach Mitternacht der Vorhang fiel, wurde das „God save the Queen" von der Bühne herab intonirt und das Publicum, das außer uns ausschließlich aus Hindus bestand, stimmte kräftig ein, ehe es den Musentempel verließ.

In der Provinz Bengalen, in Benares und andern Orten kommen auch die geistlichen Festspiele Yātrās, in der bengalischen Aussprache Dschattras, noch häufig zur Aufführung. Aus solchen religiösen Aufführungen ist das indische Drama ursprünglich entstanden, ähnlich wie das moderne europäische Drama aus den Mysterien des Mittelalters hervorging. Ausführlich sind die Dschattras in einem deutsch geschriebenen Werk eines jungen Bengalen, Chattopadhyaya, behandelt, dessen Bekanntschaft ich in der asiatischen Gesellschaft in Calcutta machte. Ich war sehr überrascht, von ihm in fehlerlosem Deutsch angeredet zu werden und lernte in ihm einen Pionier deutscher Wissenschaft in Indien kennen, der Jahre lang an deutschen Universitäten studirt und in Zürich den Doctorgrad der Philosophie erworben hat.

Das Studium des Sanskrit ist in der Provinz Bengalen verhältnißmäßig jungen Datums, und die Blüthe der Sanskrit-Literatur in diesem Theile Indiens wird von der Tradition auf die Einwanderung von fünf besonders gelehrten Brahmanen aus dem alten Canouj zurückgeführt, von dessen einstiger Größe noch ein ausgedehntes Trümmerfeld Zeugniß gibt. Mir war es in dieser Beziehung besonders charakteristisch zu beobachten, daß die Brahmanen in Bengalen nicht wie im westlichen Indien und in Benares Jeder einen bestimmten Theil des Veda studiren, sondern sich nur nach ihrer Heimath und Herkunft in bestimmte Gruppen scheiden. Als ich unter dem Beistand des gefälligen und unterrichteten Bibliothekars, eines Bengalen, die sehr bedeutende Handschriftensammlung des Sanskrit College in Augenschein nahm, fand ich darin die Vedas nur durch eine unbedeutende Anzahl von Handschriften vertreten, die meistentheils im westlichen Indien geschrieben waren. In anderen Handschriftensammlungen, die ich Gelegenheit hatte zu sehen, waren die Vedas gar nicht vertreten. Wahrscheinlich sind die Sanskritstudien in Bengalen erst lange nach der Abfassung der Vedas aufgenommen worden. In neuester Zeit ist das Studium des Sanskrit in Bengalen mehr als in anderen später eroberten und weniger ausgibig anglisirten Theilen Indiens durch die Erlernung der englischen Sprache zurückgedrängt worden. Trotz dieser ungünstigen Umstände hat sich Calcutta, modern wie es ist, zu einem bedeutenden Sitz der einheimischen Sanskritgelehrsamkeit Indiens entwickelt, und während, Dank der Fürsorge der Regierung, in Calcutta auf dem Gebiete des Sankrit große Regsamkeit herrscht und die bedeutendsten Sanskritisten Bengalens jetzt in der Metropole zu finden sind, ist der Stern der alten Mittelpunkte indischer Wissenschaft in Bengalen im Erbleichen begriffen. Selbst Naddea, der altberühmte Sitz der Nyāya-Philosophie, zu deren Studium hier wißbegierige Hindus aus den verschiedensten Gegenden Indiens zusammenströmten, ist jetzt, wie mir von gelehrten Hindus in Calcutta versichert wurde, nur noch

ein Schatten von dem, was es einst gewesen. Trotzdem war es mir von großem Interesse, eine dieser alten Brahmanenschulen Bengalens kennen zu lernen, weil sich hier die alte einheimische Methode des Sanskritstudiums noch unverändert erhalten haben sollte, und ich ging daher mit Freuden darauf ein, als ein hervorragender einheimischer Gelehrter, Haraprasâd Çâstrî, Professor am Sanskrit-College in Calcutta, mich einlud, unter seiner Führung die „Tols" der Brahmanen in seinem bei Naihati gelegenen Heimathsdorfe zu besuchen. Tols heißen in Bengalen die alten Sanskritschulen, in welchen die verschiedenen Zweige der altindischen Wissenschaften, Çâstras, studirt werden, im Gegensatz zu den Patsalas, „Volksschulen", an welchen der Elementarunterricht in Lesen, Schreiben und Rechnen in der modernen Sprache der Provinz ertheilt wird.

Als ich an einem schönen Aprilmorgen mit einem Frühzug der ostbengalischen Eisenbahn nach einer etwas mehr als einstündigen Fahrt die Station Naihati erreichte, fand ich meinen Freund schon auf mich wartend. Wir bestiegen ein bereit gehaltenes Gefährt, das uns auf einer der weichen, sandigen Landstraßen Bengalens nur langsam unserem Ziele entgegenbrachte. Unterwegs eine Strecke lang am Hooghly-Ganges hin fahrend, der von hier ab schon für die größten Schiffe schiffbar ist, erblickten wir am jenseitigen Ufer Chandernagore (vom Sanskr. chandana-nagara „Sandelholzstadt"; nach Anderen von chandra-nagara „Mondscheinstadt"), den letzten armseligen Ueberrest der französischen Colonien in Nordindien. Wir besichtigten nun zuerst im Hause meines Freundes eine Sammlung von Sanskrithandschriften. Es war ein stattlicher Haufe alter Manuscripte in losen Blättern, in bengalischen Charakteren geschrieben, meist auf indische Philosophie bezüglich und jedes mit dem üblichen rothen oder gelben Tuch umwickelt. Die alten Erbstücke waren meinem Freunde bei der Theilung des Familienguts als Voraus zugefallen, wie er mir sagte, nach dem Grundsatz des indischen Erbrechts, daß die „Mûrkhas", die „Thoren" d. h. des Sanskrit Unkundigen keinen Antheil an den literarischen Schätzen der Familie haben sollen. Diese interessante Regel findet sich in dem „Dâyabhâga", dem angesehensten Rechtsbuch der bengalischen Brahmanen, wirklich vor (S. 200 der Sanskritausgabe). Nun ging es in die „Tols", und durch alles, was ich hier sah und was mir die Mittheilungen meines im Gebrauch der englischen Sprache sehr geläufigen Führers ergänzten, wurde ich in der That auf das Lebhafteste in jene uralten Schulen der Brahmanen versetzt, welche in der Sanskritliteratur so anschaulich geschildert werden. Nach den alten Gesetzbüchern sollte der junge Brahmane die Vedas, d. h. den Inbegriff des damaligen Wissens, so lange studiren, bis er sie vollständig begriffen hätte oder neun Jahre oder achtzehn Jahre oder sogar sechsunddreißig Jahre lang. Auch in den bengalischen „Tols" wird auf die Bewältigung der indischen Wissenschaften ein halbes Menschenalter verwendet. Gewöhnlich wird zuerst Vyâkaraṇa, die Sanskritgrammatik, etwa vom 11.—18. Lebensjahre studirt, dann wählt der Zögling ein Specialfach, sei es Nyâya-Philosophie oder das religiöse und bürgerliche Recht, Smṛitiçâstra, oder ein anderes Fach, wofür die Studienzeit in der Regel nicht mit unter 10—20 Jahren bemessen wird. Nach den alten Gesetzbüchern soll der Schüler im Hause seines Lehrers wohnen und ihn wie einen Vater ehren. In den Tols sah ich

die freilich sehr kunstlosen Schlafstätten der Zöglinge, aus viereckigen Erhöhungen aus Lehm bestehend, die in einem langen niedrigen Schuppen in ungefähr gleichen Zwischenräumen angebracht sind. Jede dieser Erhöhungen gibt die Lagerstatt für zwei Schüler ab. Die Lehrer erheben nicht nur kein Schulgeld, sondern sie sorgen sogar nicht selten in väterlicher Weise für den Unterhalt ihrer mittellosen Schüler, sei es aus eigenen Mitteln, falls sie wohlhabend genug sind; oder aus den Zuschüssen der reichen und freigebigen Gönner, von denen sie selbst erhalten werden. Von den Früchten ihrer Lehrthätigkeit lernte ich artige Proben an den poetischen Sanskritadressen kennen, die in jeder der Tols an mich gerichtet und mir nachher schriftlich überreicht wurden. Die Verfasser hatten nur eine ganz kurze Zeit, um sich zu ihren dichterischen Compositionen zu begeistern, da meine bevorstehende Ankunft erst spät am Abend des vorangehenden Tages bekannt worden war. Ich bewahre diese in dem überschwänglichen Stile des Orients abgefaßten Sanskritadressen, in denen ich meinen Namen in Sholiya sanskritisirt fand, unter den merkwürdigsten Andenken an meine indische Reise.

Während die meisten Zöglinge in ganz jugendlichem Alter stehen, traf ich auch einen gewiß schon in die Dreißig eingerückten Sannyāsī, d. h. Ascheten, der sich zum Studium der Philosophie bei einem der Sanskritlehrer aufhielt. Nach den Vorschriften der alten Gesetzbücher soll jeder Hindu, der einer der drei höheren Kasten angehört, den letzten Theil seines Lebens frommen Betrachtungen und Bußübungen widmen. Zuerst soll er als Einsiedler im Walde wohnen. Nachher soll er unter Zurücklassung seiner ganzen Habe das umherziehende Leben eines heimatlosen Bettelmönchs führen. Noch heutzutage findet die letztere Vorschrift häufig Beobachtung und die Sitte hat die alten Mönchsregeln bis ins Detail hinein bewahrt. Auf dem Versammlungsplatze des Dorfes, einem mit leichtem Holzdach überdeckten, nach allen vier Seiten offenen Raume, wurde mir unter großem Zudrang der Dorfjugend der heilige Mann vorgestellt, der im Dorfe große Verehrung zu genießen schien. Die Etikette verlangte, daß ich mich in einer gewissen respectvollen Entfernung von ihm hielt, worüber ich auch nicht gerade unglücklich war. Der Sannyāsī war der alten Regel gemäß, abgesehen von einem gelben Tuch um die Lenden, ganz unbekleidet, der Kopf kahl geschoren. Bei der Anrede durfte ich anstatt des üblichen Grußes nur Nārāyaṇa d. h. „o Nārāyana" zu ihm sagen — Nārāyana ist ein Name des Gottes Vishnu — und er antwortete mir in der nämlichen Weise. In dem Gesetzbuche des Vishnu (96, 21. 22), das ich vor einigen Jahren im Grundtext mit englischer Uebersetzung herausgegeben hatte, war mir die Regel aufgefallen, daß der Sannyāsī Niemand segnen oder ehrerbietig begrüßen solle. Keines der anderen Gesetzbücher enthält eine ähnliche Vorschrift, so ausführlich sich dieselben über die Pflichten des Sannyāsī verbreiten. In dem alten Sanskritcommentar zu Vishnu's Gesetzen wird die Vorschrift dahin erklärt, daß der Sannyāsī keine Begrüßung anders als mit dem stereotypen „O Nārāyana" erwidern solle. Hier fand ich nun die Richtigkeit dieser Erklärung durch die heutige Sitte bestätigt. Eine andere Regel, die mir mitgetheilt wurde, nämlich das Verbot, einen Sannyāsī nach seiner Heimath und Herkunft zu fragen, ist zwar nicht wörtlich in den alten Gesetzen enthalten, aber ganz dem Geiste derselben entsprechend. Der San-

nyāsī soll kommen und gehen wie ein Gast aus dem Jenseits, der an irdischen Dingen keinen Antheil nimmt. Ich war natürlich discret genug diese Regel zu beobachten, doch merkte ich an der Sanskritrede, die mir der Sannyāsī über ein Thema aus der indischen Philosophie hielt, daß er kein Bengale sein konnte, da seine Aussprache des Sanskrit frei von den störenden Solöcismen der Sanskritaussprache Bengalens war. Er mochte etwa aus der Gegend von Benares stammen.

Den Lehrer des indischen Rechts, der sich mir als einen besonderen Kenner der Opfergebräuche zu erkennen gab, traf ich gerade mit der Vollziehung einer religiösen Ceremonie beschäftigt, die sich auf eine für indische Begriffe höchst wichtige Handlung, die Einweihung eines auf eigene Kosten ausgegrabenen neuen Teichs bezog. Der gelehrte Brahmane hatte nach den Erzählungen meines Begleiters in jüngeren Jahren durch glückliche kaufmännische Speculationen einigen Reichthum erworben und verwendete nun einen Theil desselben darauf, um durch fromme Werke für sein Seelenheil zu sorgen. In einem tropischen Klima gehört die Anlegung guter Badeplätze zu den vernünftigsten und nothwendigsten Bethätigungen des Gemeinsinns. In Indien wird die Ausgrabung von Teichen auch durch die Religion geboten, und künstliche Teiche, oft mit schönen steinernen Treppen versehen, sind daher allenthalben zahlreich anzutreffen. Die Einweihung eines solchen Teichs (Tirthapratishṭhā) ist für das ganze Dorf ein Fest und von zahlreichen Ceremonien begleitet, die offenbar sehr alt sind. Fast den ganzen Apparat von Opfergeräthen, wie er in dem Opferritual der Vedas beschrieben wird, fand ich hier in voller Anwendung. Auch bemerkte mir mein Begleiter ausdrücklich, daß die ganze Ceremonie auf die Vorschriften der Vedas, nicht auf die in den „Purānas" enthaltenen Regeln gegründet sei. An dem von neugierigen Zuschauern beiderlei Geschlechts dicht besetzten Rande des Teiches war unter einem nach allen Seiten offenen Schuppen, der als Schutz gegen die glühenden Strahlen der Morgensonne sehr nöthig war, ein einfacher Altar, d. h. eine rechteckige Erhöhung aus Lehm, zu sehen, die „Vedi". Darauf brodelten an einem offenen Feuer allerhand wunderlich aussehende Töpfe und Kessel, und ein auf dem Altar vor dem Feuer sitzender Brahmane, der „Adhvaryu", goß von Zeit zu Zeit als Feueropfer (Homa) geschmolzene Butter (Ghṛita) ins Feuer, die einen bei der herrschenden Hitze besonders lästigen Dampf verbreitete. Da zeigte man mir auf dem Altarfeuer die Samidh, kleine Stöckchen, die zur Speisung des Feuers dienen; seltsam geformte hölzerne Opferlöffel (Sruk, Sruva), mit welchen die zerlassene Butter und andere Flüssigkeiten geschöpft wurden; Naivedya, die appetitlich aussehenden Süßigkeiten und Blumen, welche die eigentlichen Opfergaben darstellen; heiliges Dūrvāgras, und andere Bestandtheile eines altindischen Opfers, die ich bis dahin nur aus Büchern gekannt hatte. Auf einem zweiten Feueraltar kauerten zwei andere Priester, die mir als die „Hotars" bezeichnet wurden. Sie waren hauptsächlich damit beschäftigt, aus einer Sanskrithandschrift eine Paddhati, d. h. eine Sammlung alter Texte und Opferformeln, mit lauter Stimme vorzulesen. Daß sie sich zur Recitation solcher heiligen Texte (Mantras) einer Handschrift bedienten, war freilich, wie ich vermuthete und mein Begleiter mir bestätigte, gegen den Buchstaben des Gesetzes,

welches vorschreibt, daß die heiligen Sprüche auswendig hergesagt werden sollen. Ist der „Hotar" hierzu nicht im Stande, so hält man es jetzt, da die Kenntniß der heiligen Ueberlieferungen in raschem Rückgang begriffen ist, auch für zulässig, daß er die Sprüche aus einer aus Palmblättern, dem früheren Schreibmaterial, gemachten Handschrift ablieſt. Hiefür werden aber sehr gewöhnlich Papierhandschriften substituirt, ja man bedient sich sogar gedruckter Texte, wenigstens wenn das Opfer für einen Nichtbrahmanen bestimmt ist, bei dem es die Priester nicht so genau nehmen. Abgesehen von der erwähnten kleinen Unregelmäßigkeit wurden in dem vorliegenden Falle die alten Opfervorschriften sorgfältig beobachtet. War doch der Veranstalter des Opfers (Yajamāna) als Specialist auf dem Gebiete des indischen Rechts mit diesen Vorschriften aufs Genaueste vertraut. Nur mit einem Schurz bekleidet lief er am Rande des Teiches geschäftig hin und her, bald bei den Opferfeuern nach dem Rechten sehend, bald die zu der Feier herbeikommenden Bekannten begrüßend. Ich hätte mir einige Details der merkwürdigen Ceremonie gerne noch näher angesehen, obschon auch mir die mächtigen Strahlen der Mittagssonne tüchtig zuzusetzen begannen. Aber mein Begleiter mahnte zum Aufbruch, um den Zug nicht zu versäumen, und nachdem ich bei einem gastfreundlichen Sanskritcollegen mit einem Glas geeister Cocosnußmilch mich prächtig erfrischt hatte, trat ich, sehr befriedigt von meiner Excursion in die „Tols", die Rückfahrt nach Calcutta an.

Aus dem Leben Iwan Turgenjew's.

Nachstehende, einer russischen Zeitschrift entnommene Mittheilungen aus dem Leben Iwan Turgenjew's bilden den Hauptinhalt dessen, was der berühmte russische Novellist bei seinem letzten Aufenthalte in Rußland im Hause einer ihm befreundeten Familie über sich und seine Vergangenheit erzählt hat. Die deutsche Presse hat von dieser Publication nur insofern Act genommen, als sie aus derselben eine Anekdote mitgetheilt hat, die der Dichter als einen charakteristischen Beleg für die Mangelhaftigkeit der in Frankreich herrschenden Kenntniß der ausländischen Literatur anführte.

„Victor Hugo," sagt Turgenjew, „diese monumentale Eiche, diese Verkörperung des französischen Genies, steht, was sein Wissen von fremder Literatur anbetrifft, auf einem durchaus kindlichen Standpunkte. So sagte er mir einst bei Gelegenheit einer Unterhaltung über Goethe, „daß er in Goethe's Werken durchaus nichts Besonderes finden könne, und daß ihm namentlich die Tragödie „Wallenstein's Lager" ganz und gar nicht gefallen habe." Als ich ihm bemerkte, daß Wallenstein's Lager gar nicht von Goethe, sondern von Schiller sei, gab er mir zur Antwort: „Das ist einerlei, Goethe und Schiller sind von einem Schlage; ich versichere Sie, wenn ich es auch nicht gelesen habe, weiß ich doch, was Goethe gesagt oder Schiller geschrieben haben könnte." Wenn eine hervorragende Persönlichkeit, ein schriftstellerisches Genie so leichtsinnig über fremde Literatur urtheilt, so kann man daraus auf die Entwicklung der weniger bedeutenden französischen Schriftsteller in diesem Punkte schließen" [1]).

---

[1]) Doch erfordert die Gerechtigkeit, zu bemerken, daß nach dieser Seite hin sich in Frankreich seit 1870 Vieles geändert hat; die junge Generation lernt und versteht sehr gut Deutsch. Ich erinnere mich z. B., daß M. Alphonse Daudet, der selber freilich unsere Sprache nicht kennt, mir (1880) sagte, daß sein (damals zwölfjähriger) Sohn fließend Deutsch lese und ihm oft aus deutschen Zeitschriften dasjenige übersetze, was ihn interessire. Desgleichen zeigen einige der leitenden französischen Zeitschriften eine sehr genaue Kenntniß der deutschen Literatur und folgen unserer literarischen Bewegung mit großer Aufmerksamkeit. Auch liefert ein Schulbuch, wie Chuquet's neuerlich erschienene, von uns (Bd. XVIII, S. 477) besprochene Ausgabe von Goethe's „Campagne in Frankreich" den Beweis, wie ernst man es jetzt in den französischen Lyceen mit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur nimmt.

Der Herausgeber der „Deutschen Rundschau".

Von dieser Anekdote abgesehen, sind die Mittheilungen des Dichters über sich selbst in Deutschland bisher unbekannt geblieben. Eine Uebersetzung derselben dürfte, bei der in stetem Wachsen begriffenen Theilnahme des deutschen Publicums für Rußland und den kürzlich verstorbenen Dichter, nicht ohne Interesse sein. Abgesehen von einigen für deutsche Leser bedeutungslosen Abschnitten, schließt die Uebersetzung sich genau dem Original an.

Zum Schluß soll mit einigen Worten der Stellung Turgenjew's zu den russischen Revolutionären Erwähnung gethan werden, und zwar an der Hand einer Publication der von Herrn Angelo de Gubernatis herausgegebenen, in Florenz erscheinenden „Revue internationale", die diesem Gegenstand einen interessanten Artikel widmet.

Wir lassen zunächst den Dichter selber sprechen, so wie der Petersburger Freund seine Worte aufgezeichnet hat:

„Meine Mutter war eine Frau, die sich in den Formen des 18. Jahrhunderts und der ersten Decennien des unserigen bewegte. Sie ließ Puschkin allenfalls noch als Schriftsteller gelten, die russische Literatur nach Puschkin erkannte sie nicht mehr an. Obgleich sie erst im Jahre 1850 starb, als ich schon seit sieben Jahren bei verschiedenen Zeitschriften thätig gewesen war, hat sie mich doch nie als Schriftsteller kennen gelernt, ja nie eines meiner Werke, nicht einmal das „Tagebuch eines Jägers" gelesen.

Ich war ein „enfant terrible" und brachte meine Mutter nicht selten in außerordentlich peinliche Lagen. Noch jetzt entsinne ich mich, daß ich als Kind von sechs bis sieben Jahren einem ehrwürdigen Greise vorgestellt wurde. Man sagte mir, daß es der Dichter Iwan Iwanowitsch Dmitriew sei und ich mußte ihm eine seiner Fabeln declamiren. Man kann sich das Entsetzen meiner Mutter denken, als ich den würdigen alten Herrn starr ansah und herausplatzte: „Deine Fabeln sind gut, aber die des Iwan Andreewitsch Krylów sind besser."

Meine Mutter war so böse, daß sie mir die Ruthe gab, ein Umstand, der mir mein Zusammentreffen mit dem ersten russischen Fabeldichter unauslöschlich ins Gedächtniß eingegraben hat. Ein anderes Mal kam eine eben so würdige Greisin, die Fürstin Katharina-Iljschna Golenischtschina Kutusowa Smolenskaja, geborene Bibikow, zu uns; sie ist, so viel ich weiß, erst im Jahre 1824 gestorben. Ich war damals nicht älter als sechs Jahre, und als man mich zu der gebrechlichen alten Dame führte, die mit ihrem Kopfputz an ein vor Alter schwarz gewordenes Heiligenbild erinnerte, rief ich, statt mit andächtiger Verehrung eine Reverenz zu machen, ihr laut entgegen: „Du siehst ja ganz wie ein Affe aus." Meine Mutter strafte mich hart für diesen neuen Ausfall.

Mein Vater hielt mir ausgezeichnete Erzieher; der Lehrer, der mich zuerst für russische Dichtkunst zu interessiren wußte, war aber nichtsdestoweniger ein Hofknecht. Er ging zuweilen mit mir in den Garten und las mir die „Rossiade" von Cheraskoff vor. Jeden Vers dieses Gedichts las er zuerst, wie er sagte, im Brouillon, d. h. rasch und tonlos und sodann in der Reinschrift, d. h. langsam und mit großer Begeisterung vor. Ich liebte es sehr, diesen Declamationen

zuzuhören und es war mein größter Genuß, wenn unser Hausdeclamator mich in den Garten führte, um mir zum hundertsten Male Stellen aus diesem schwerfälligen Werke vorzulesen.

Mit deutscher Literatur machte mich ein Deutscher bekannt, der sehr schlecht russisch sprach. Ich erinnere mich noch lebhaft des Aufzuges, in welchem dieser Sonderling zu uns kam; er führte einen Käfig bei sich, in welchem sich eine ganz gewöhnliche, nicht einmal abgerichtete Krähe befand. Unser gesammtes zahlreiches Hofgesinde kam, um den wunderlichen Deutschen mit seiner Krähe anzustarren. Die Leute begriffen nicht, warum er sie mit sich schleppte, da er sie doch eben so gut bei uns auf dem Hofe hätte fangen können. Ein alter Knecht nannte ihn: „Fuflüga", was ungefähr einen Herumtreiber bedeutet. Der Deutsche fühlte sich dadurch beleidigt, und als wir anderen Tags bei Tische saßen, bat er meinen Vater in sehr schlechtem Russisch, ob er ihn um eine Aufklärung ersuchen dürfe: „Erlauben Sie mir die Frage, was bedeutet das Wort Fuflüga? Ihr Diener hat mich gestern so genannt." Mein Vater blickte die anwesenden Hausgenossen, sowie mich und meinen Bruder an, errieth den Sachverhalt und sagte lächelnd: „Das bedeutet einen lebhaften und liebenswürdigen Herrn." Augenscheinlich war der Deutsche mit dieser Erklärung nicht zufrieden. „Also," wendete er sich an meinen Vater, „wenn ich zu Ihnen sagen würde: ach, was sind Sie für ein Fuflüga, so würden Sie nicht beleidigt sein?"

„Im Gegentheil, ich würde es für ein Compliment halten."

Dieser Deutsche war außerordentlich empfindsam. Es kam vor, daß er uns Stellen aus Schiller vorlas und bei der ersten Zeile zu weinen anfing. Uebrigens war er nur kurze Zeit bei uns. Da wir erfuhren, daß er ein Sattler sei, der jeder pädagogischen Vorbildung entbehre, wurde er alsbald entlassen.

In der russischen Sprache unterrichtete uns ein gewisser Dubenski aus Moskau, ein bekannter Lehrer, der ein seiner Zeit viel gelesenes Buch geschrieben hatte. Puschkin liebte er nicht sehr, er fütterte uns vielmehr mit Karamsin, Schukowski und Batuschkow. Wie heute sehe ich noch seine rothe Nase vor mir; er sah nämlich aus, als ob er tränke, was vielleicht gar nicht der Fall war. Nur einmal versäumte er mehrere Stunden und erschien dann stark angeheitert.

„Meine Herren," begann er, „ich versäumte einige Stunden, weil ich mich verheirathet habe, und da man sich gewöhnlich nur einmal im Leben verheirathet, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, bei dieser Gelegenheit stark zu kneipen."

Einen tiefen Eindruck machte mir einer meiner russischen Erzieher, der mir den berühmten historischen Roman „Juri Miloslawski" aus dem Gedächtniß von Anfang bis zu Ende zu erzählen pflegte. Ich saß dabei auf seinem Schoß und folgte seiner Erzählung mit solcher Aufmerksamkeit, daß ich sie später beinahe wörtlich wiederholen konnte.

Es ist bezeichnend, daß mich die Persönlichkeit des Autors, Michael Nikolajewitsch Sagoskin, nie im Mindesten interessirte; meiner kindischen Auffassung

nach waren der Roman und Sagoskin zwei durchaus verschiedene Dinge. Wahrscheinlich brachte die Art und Weise Sagoskin's jenen Eindruck hervor. Dieser besuchte meinen Vater oft. Er war klein, dick und etwas verwachsen, mit einem beinahe quadratischen Gesicht und einer großen Brille auf der Nase. Er liebte französisch zu sprechen, sprach es aber sehr schlecht. Ueber seine Romane oder seine literarische Thätigkeit überhaupt hörte ich nie ein Wort von ihm; desto öfter redete er von seiner physischen Kraft und seiner Beliebtheit bei den Frauen.

Andere russische Schriftsteller erinnere ich mich nicht in meinem Elternhause gesehen zu haben; eine russische Literatur gab es nach Meinung meiner Eltern eben nicht.

Zu Ende der dreißiger Jahre schickte mich meine Mutter, die damals schon Wittwe war, ins Ausland. Zum Mentor erhielt ich einen Leibeigenen mit, der bei uns die Dienste eines Feldscheers versehen hatte. Mit ihm ging ich nach Berlin und merkte hier bald, welche Last man mir mit einem Diener auferlegt hatte, der des Deutschen völlig unkundig war.

Trotz meiner einundzwanzig bis zweiundzwanzig Jahre war ich noch ein halber Knabe. Der Leser mag selber urtheilen: bald las ich Hegel und studierte Philosophie, und bald amüsirte ich mich mit meinem Mentor, einen Hund zu dressiren, den ich zufällig bekommen. Mit diesem Hunde hatte ich viel Plackerei, ich richtete ihn nämlich gegen die Ratten ab. Sobald ich erfuhr, daß es irgendwo Ratten gab, warf ich Hegel und die ganze Philosophie bei Seite und begab mich mit meinem Aufseher auf die Rattenjagd. Uebrigens lebte ich mit ihm in bestem Einvernehmen und dictirte ihm sogar einst einen deutschen Liebesbrief an seine Geliebte.

Später reiste ich mit ihm in die Schweiz, wo er mich durch seinen ungewöhnlichen Appetit in Erstaunen setzte. Sein ausgedehnter russischer Magen verlangte bisweilen durchaus zwei statt eines Mittagsessens. Ich ließ ihn in einer kleinen Stadt, kaufte mir selbst Blouse, Ranzen und Stock, steckte eine Karte zu mir und machte mich zu Fuße ohne Führer auf den Weg. So gestaltete sich meine Reise sehr wohlfeil und um Vieles angenehmer.

In der Schweiz sind die meisten Sehenswürdigkeiten nur gegen ein Eintrittsgeld zu erreichen. Da ich aber den einfachen Wanderer und nicht den fremden Touristen spielte, so schlüpfte ich oft ohne Bezahlung durch. In den Wirthshäusern aß ich für einen oder anderthalb Franc dasselbe, was reiche Engländer mit dem Zwei- oder Dreifachen bezahlen mußten, und bekam mein Essen rascher als diese.

Nach einiger Zeit traf ich wieder mit meinem Mentor zusammen und machte die Bemerkung, daß er ungewöhnlich stark geworden war. Er hatte sich etwas in deutscher Sprache auszudrücken gelernt und jammerte nur darüber, daß er in einem sehr kalten und reißenden Fluß habe baden müssen.

Wir kehrten wieder nach Rußland zurück. Als Candidat der philosophischen Facultät der St. Petersburger Universität verfolgte ich die Absicht, das Magister-Examen in Moskau zu machen, konnte aber dort nicht examinirt werden, da es keinen Lehrstuhl für Philosophie gab. Der Examinator in

Petersburg war der bekannte Fischer. Damals faßte ich den Plan, Pädagog, Professor, Lehrer zu werden. Doch bald darauf wurde ich mit W. G. Belinski und J. J. Panajew bekannt, begann Verse, dann Prosa zu schreiben und hing die Philosophie sammt meinen Plänen von Pädagogik an den Nagel: ich widmete mich ganz der russischen Literatur.

Im Jahre 1846 ging ich zum zweiten Male ins Ausland und blieb dort bis 1849 oder 50. Die Reaction in Rußland war damals so unerträglich geworden, daß ich schwankte, ob ich überhaupt in mein Vaterland zurückkehren solle und allen Ernstes daran dachte, zum politischen Emigranten zu werden. Doch, Gott sei Dank, widerstand ich dieser Versuchung. Wie ich seiner Zeit Einsicht genug gehabt hatte, der Philosophie und pädagogischen Lehrthätigkeit zu entsagen, für die ich durchaus nicht paßte, so gab ich auch 1850 den Gedanken an eine politische Bethätigung auf, die mein Verderben geworden wäre, da ich für eine solche schlechterdings nicht geeignet bin.

Im Jahre 1850 kehrte ich also nach Rußland zurück, verbüßte bald darauf wegen eines Artikels über Gogol's Tod einen Arrest im Spaßki-Gefängniß der Officierstraße, wurde aus Petersburg verwiesen u. s. w. Die letzten zwanzig Jahre verbrachte ich ausschließlich im Auslande. So hat das Schicksal es gewollt.

Ich liebe das Familienleben. Da mir keine eigene Familie beschieden war, so schloß ich mich einer fremden an. Der Zufall wollte, daß es eine französische war. Schon seit langen Jahren war ich mit dieser Familie (der der Künstlerin Viardot-Garcia) befreundet. Hier galt ich nicht als Schriftsteller, sondern als Mensch, ich fühlte mich bald zufrieden und heimisch. Wechselten meine Freunde ihren Wohnort, so that ich es auch und folgte ihnen nach London, Baden-Baden, Paris.

Ich stehe früh auf. Der Morgen ist dem Empfang von Besuchen gewidmet. Mittags esse ich in der Familie meiner Wirthe. Nach Tisch setzt man sich um den Kamin. Ich schlummere ein wenig, scheinbar in Nachdenken versunken, und werde nicht selten von den Klängen eines Duetts oder Quartetts geweckt; denn die Familie, der ich mich angeschlossen habe, ist bekanntlich sehr musikalisch. So habe ich manchen Abend Gelegenheit, mich an der herrlichsten Musik zu erfreuen.

Ich liebe Musik, liebe sie schon seit lange; doch muß ich gestehen, daß mir Wagner'sche Musik völlig unverständlich ist. Mozart's Melodien schmeicheln meinem Ohr wie ein schöner Quell; Wagner's Dissonanzen bereiten mir vom ersten bis zum letzten Ton unangenehme Empfindungen.

Meine Tage in Paris, „bei uns in Paris," wie der Russe sagt, verstreichen einsam, beinahe einsiedlerisch. Man nimmt vielfach an, in Paris gehöre jeder Abend dem Theater. Durchaus nicht; ich besuche es drei- oder viermal im Jahr. Auch kenne ich, obgleich ich schon seit vielen Jahren in Paris lebe, nicht eine einzige Zeitungsredaction nach ihren inneren Einrichtungen. Von französischen Schriftstellern besuche ich drei- oder viermal Emile Zola, zweimal Victor Hugo, ungefähr ebenso oft Alphonse Daudet. Für Flaubert hatte ich eine warme

Sympathie und besuchte ihn häufig, es galt diese Sympathie aber mehr dem Menschen als dem Schriftsteller. Der in Rußland so beliebte Emile Zola ist ein unbestritten kluger und talentvoller Mensch; aber, offen gestanden, ebenso unwissend wie die Mehrzahl der gebildeten Franzosen. Ueber französische Literatur geht seine Bildung nicht hinaus und er verlangt auch nicht nach mehr. Von russischer, englischer oder gar deutscher Literatur ist mit ihm nicht zu reden. Diese sind Emile Zola völlig unbekannt. Dabei ist er ein wirklich begabter Mensch, hat aber als Franzose sein besonderes Steckenpferd. Er huldigt der naturalistischen Richtung, die er höchst wunderlich auffaßt. Diesem seinem Steckenpferd völlig unselbständig zu dienen, hält er für seine Pflicht. Zola's letzter Roman „Nana" (1880) hat allerdings einen großen Erfolg gehabt; nach dem Urtheil durchaus competenter Personen galt derselbe jedoch mehr dem Scandal als dem künstlerischen Erzeugniß, das an Werth den früheren Zola'schen Romanen durchaus nachsteht.

Einem Franzosen ein einmal gefaßtes Vorurtheil zu benehmen, z. B. in Bezug auf unser Vaterland Rußland, auf unsere Einrichtungen, unsere Literatur, unsere Sitten und Gewohnheiten u. s. w., ist ein Ding der Unmöglichkeit — ja nicht der Mühe werth. Ich hätte mir lieber die Hand abgehauen, als mit der Tendenz geschrieben, den Franzosen zu beweisen, daß dies oder jenes in Rußland vortrefflich sei. Erstens kommt bei dieser Manier zu schreiben nichts heraus. Würde ich z. B. sagen, daß dieses oder jenes in unserer Literatur schön, an unserer Musik herrlich, in unserer Malerei und Kunst ungewöhnlich sei, so würde man mir es nicht glauben. „Laßt uns Eure Musik hören, zeigt uns Eure künstlerischen Erzeugnisse, gebt uns Gelegenheit, uns mit Eurer Literatur bekannt zu machen," würden die Franzosen sagen.

W. W. Wereschagin hat es gethan und thut es noch. Er hat wirklich ungewöhnlich hervorragende Werke geschaffen, sie in Paris ausgestellt und ganz Paris durch sie in Bewegung gesetzt. Paris sah seine Sachen, sprach und schrieb über sie und war entzückt von ihnen.

Das ist die richtige Methode. Schon Hegel sagte, daß wir irgend etwas Bedeutendes im Geist unseres Volks schaffen sollten, Etwas, das ausschließlich national geartet sein dürfe, aber bedeutend genug sein müsse, um für die gesammte civilisirte Welt in Betracht zu kommen. Die russische Literatur, Kunst, Malerei, hat meiner Ueberzeugung nach noch nichts Derartiges hervorgebracht. Sobald das geschehen sein wird, werden sich, ohne daß es eines weiteren Zuthuns bedürfte, die gegen uns bestehenden Vorurtheile zerstreuen. Russische Literatur, Kunst und Malerei werden dann ihre verdiente Würdigung, die Würdigung der gesammten civilisirten Welt erfahren.

Wenn man mir vorschlüge, einen Roman oder eine Novelle zu dem Zweck zu schreiben, in demjenigen Publicum, dessen Geschmack durch die Erzeugnisse französischer und anderer Romanschreiber verdorben ist, wahren Idealismus zu wecken, so hieße das, meine Art zu schreiben vollständig verkennen. Weder ist es mein Wunsch, noch bin ich befähigt, irgend etwas mit vorgefaßter Absicht

zu schreiben oder eine bestimmte Idee durchzuführen. Meine literarischen Erzeugnisse wachsen wie das Gras.

Begegne ich im Leben irgend einer Thekla Andrejewna, einem Peter oder Iwan und ich bemerke an diesen irgend etwas, was ich sonst noch nicht bemerkte, so beobachte ich sie; er oder sie macht mir Eindruck, ich forsche der Ursache nach, aber der hervorgebrachte Eindruck erhält sich in mir und reift. Ich vergleiche diese Personen mit anderen, versetze sie im Geiste in eine andere Lebenssphäre, und so bildet sich in mir eine ganz eigene Welt. Komme ich da nun zufällig in die Lage, diese Welt schildern zu müssen, so thue ich es mit Vergnügen, ja mit Genuß.

Diese Empfänglichkeit für die Eigenthümlichkeiten der mir begegnenden Personen oder Erscheinungen habe ich indessen allmälig verloren. Mir ist es nach und nach zum Bedürfniß geworden, nur noch das zu schildern, was mich umgibt. Wer den Charakter meines Schaffens verstanden hat, wird begreifen, daß ich nicht im Stande bin, einen Roman oder eine Novelle zu schreiben, so lange mir nicht ein Wesen der oben bezeichneten Art begegnet ist[1])."

Zum Schluß sei es uns gestattet, auf den oben angedeuteten Artikel der „Revue internationale" zurückzukommen, der die Frage, ob Turgenjew zu den russischen Revolutionären in Beziehung stand, durch Veröffentlichung einiger Turgenjew'scher Briefe zur Entscheidung bringt. Einem aufmerksamen Leser der Turgenjew'schen Werke dürfte es nicht schwer fallen, bei einer Reihe typischer Gestalten von so ausgesprochen politischem Charakter, wie Rudin, Basarow, Neshdanow die Summe der politischen Anschauungen des Autors zu ziehen. Für ihn liegt auf der Hand, daß der Verfasser von so durchaus gegen den jungrussischen Radicalismus gerichteten Romanen, wie „Väter und Söhne" oder „Neuland" schlechterdings kein Nihilist sein konnte. Dennoch haben gleich nach dem Tode des Dichters die Genfer Revolutionäre denselben als Anhänger ihrer Partei in Anspruch genommen. Unserer, „Tourgenieff et les révolutionnaires

[1]) Diese Art zu arbeiten wird auch durch einen Brief Turgenjew's an den Herausgeber der „Rundschau" (vom 27. December 1879) bestätigt, in welchem es heißt: „Auf Ihr Schreiben vom 25. Dec. habe ich zu sagen, daß die kleine, von der „Nouvelle Revue" veröffentlichte Skizze eine vor langer Zeit geschriebene (ich schreibe nichts Neues) Charakterstudie aus dem Jahre 1848 ist — wie ich deren viele aufs Papier geworfen habe, die ich dann später, nach Verwerthung derselben, gewöhnlich vernichtete. — Dieser „Monsieur François" ist eben nicht verwerthet worden, da er zu keinem meiner Romane oder Novellen paßte. — Ich ließ mich überreden, dieses rohe Material erscheinen zu lassen." — Zwei solcher Studien sandte hierauf Turgenjew dieser Zeitschrift „mit dem Bedauern, keinen bessern Beitrag für die „Rundschau" liefern zu können". — Am 28. October 1881 schrieb er (aus Bougival): „. . . Was das größere Werk betrifft, von welchem Herr Julian Schmidt gesprochen hat, so ist es kaum im Entstehen — und mehrere Monate, ja vielleicht ein ganzes Jahr werden vergehen, eh' es beendigt wird — wenn ich es überhaupt beendige." — Dieses „größere Werk" war ein neuer Roman; in mehreren, an den Herausgeber der „Rundschau" gerichteten Briefen Turgenjew's aus dem folgenden Jahr (1882) ist noch davon die Rede, jedesmal allerdings mit dem Zusatze, daß er es wohl nicht erleben werde, ihn zu vollenden. Demnach ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß im Nachlasse Turgenjew's sich ein Romanfragment finde.

russes" betitelten, Publication ist ein Brief des Herrn Peter Lawroff vorgedruckt, in welchem dieser dem Redacteur der „Justice" das interessante Factum mittheilt, daß Iwan Turgenjew aus eigener Initiative die hochradicale in London erscheinende Zeitschrift „En Avant" (Wperót) mit einem jährlichen Beitrag von 500 Fr. unterstützt habe. Daß dieser merkwürdige Brief Tags nach seinem Bekanntwerden ins Russische übersetzt und von den Herren Katkow und Genossen als ein neuer Triumph über die verhaßten „Sapadniki" ausgebeutet wurde, ist seiner Zeit ebenso viel besprochen worden, wie die vergeblichen Versuche der Anhänger Turgenjew's, die Glaubwürdigkeit des Correspondenten der „Justice" in Frage zu stellen. Thatsachen sind ferner das von Seiten der Regierung erfolgte Verbot einer Uebernahme der Begräbnißkosten durch den Magistrat von St. Petersburg, sowie der kaum anders als demonstrativ zu nennende Enthusiasmus einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge am Grabe des Dichters.

Unser Gewährsmann, Herr Michail Aschkinasi, beginnt mit der Erklärung, daß die Zeitschrift „En Avant" zur Zeit ihrer Unterstützung durch Turgenjew nichts Anderes als ein wissenschaftliches Journal gewesen sei, das sich nur von den drückenden russischen Censurverhältnissen emancipirt habe und erst später ein Organ des Radicalismus geworden sei. Sodann geht er über zu der Charakteristik einer gewissen Sorte von Romanen, die seit dem Jahre 1879 von der Pariser Presse „confectionirt" werden, sämmtlich das revolutionäre Rußland behandeln und je nach der Farbe des Blattes, in welchem sie erscheinen, die Nihilisten bald als Märtyrer einer guten Sache verherrlichen, bald als Abschaum der Menschheit, als künftige Robespierres und Marats verdammen. Er erzählt, daß er im Jahre 1879, damit beschäftigt, einen unter Nihilisten spielenden Roman zu schreiben, sich an Turgenjew gewandt habe, um ein sachverständiges Urtheil über seine Arbeit zu erhalten. Turgenjew habe ihm nach Lectüre seines noch unvollständigen Manuscripts geschrieben, daß seine Arbeit „nicht allein interessant, sondern auch nützlich sei" und habe sich außerdem erboten, sie durch Vermittlung von Emile Zola im „Voltaire" anzubringen. Darauf habe er die Fabel des Romans mit Turgenjew eingehend besprochen, einige auf die Persönlichkeit seines Helden bezügliche gute Rathschläge von ihm empfangen, sich an die Beendigung seiner Arbeit gemacht und dieselbe sodann Turgenjew zugestellt. Gerade zu jener Zeit wurde dieser auf Grund einer im „Temps" erschienenen, übrigens von den Radicalen durchaus nicht gern gelesenen Vorrede zu einer „En Cellule" betitelten Novelle, von Herrn Katkow öffentlich der Verbindung mit den Nihilisten angeklagt und veranlaßt, in Form eines offenen Briefs an seinen Freund, Herrn Stassulewitsch, den Herausgeber des „Westnik Jewropy", diese unwürdige Insinuation zurück zu weisen und sich für einen Fortschrittler (postepenowetz), aber „principiellen Feind der Revolution" zu erklären.

„Wer," sagt Herr Michail Aschkinasi, „die Wahrhaftigkeit Turgenjew's kannte, der konnte über die tiefe Kluft, die zwischen ihm und den russischen Revolutionären bestand, nicht im Zweifel sein. Auch haben diese letzteren ihn seit jenem Briefe vollständig verleugnet. Ich selbst bedauerte, ihn um eine Sache gebeten zu haben, die ihm so durchaus unsympathisch sein mußte. Hauptsächlich quälte mich der Gedanke, Turgenjew könne die Publication meines Werks aus

Gutmüthigkeit gefördert haben, um mir einen pecuniären Vortheil zu verschaffen. Ich theilte ihm meine Zweifel mit und bat ihn, mir mein Manuscript zurück zu senden, da ich nach dem von ihm abgelegten Glaubensbekenntniß durchaus keinen Anspruch auf seine Hilfe zu haben glaubte. Außerdem, fügte ich hinzu, daß kein größerer Gegensatz denkbar sei, als der zwischen einem Jungrussen und einem Fortschrittsmann. Auf diesen Brief hat Turgenjew folgendermaßen geantwortet:

. . . . . „Ihr Roman befindet sich in den Händen des Herrn Emile Zola, der mir versprochen hat, ihn dem Redacteur des „Voltaire" zu empfehlen. Wann er erscheinen wird, ist schwer zu sagen; Herr Zola hat Ihre Adresse und wird Ihnen das Weitere mittheilen.

Was Ihre Fragen und Zweifel anbetrifft, so gestehe ich offen, daß ich mit der Tendenz Ihres Romans zwar durchaus nicht sympathisire, aber als Liberaler von der alten Schule selbst bei dem Gegner die Unabhängigkeit der Meinung respectire. Ich glaube kein Recht darauf zu haben, Ihrer Veröffentlichung im Wege zu stehen, und sehe auch keinen Grund, einer Verbreitung derselben meine Hilfe zu versagen.

Anders würden die Dinge liegen, wenn ich einer Regierung angehörte. Ich habe mich jedoch immer abseits gehalten, um mir volle Freiheit des Denkens und Handelns zu bewahren. Ich gehöre nicht zu jener Klasse von Leuten, nach deren Meinung man „die Ahle im Sack verbergen müsse"; im Gegentheil, möge sie herausschlüpfen und zeigen wo er schadhaft ist. Das ist auch der Grund, warum ich als Fortschrittler (postepenowetz) dennoch bereit bin, die Publication eines Werks zu unterstützen, das von einem Revolutionär geschrieben ist."

Herr Aschkinasi glaubt mit diesem Document jeden Zweifel über Turgenjew's antinihilistische Gesinnungen gehoben zu haben und drückt zum Schluß den Wunsch aus, daß alle Fortschrittler wie Turgenjew denken möchten; dann würde der Revolution viel von ihrem düsteren blutigen Aussehen genommen werden. „Turgenjew," sagt er, „war bei keinem Attentat, keinem Complot betheiligt; jede Gewaltthat war seiner Natur zuwider; und dennoch war er ein großer Revolutionär und gefährlicher als man annehmen mag: Leute seines Schlages verschonen *den* Tyrannen, aber sie tödten *die* Tyrannei."

General Gordon.

I.

Wer in den Junitagen des jetzigen Jahres einen Blick auf die Nilstadt Khartum werfen könnte, und speciell auf den großen Platz vor dem Regierungsgebäude der Festung, würde dort in den Morgenstunden wahrscheinlich einen kräftig gebauten Engländer mit Sonnenschirm und weißer Kopfbedeckung umhergehen sehen, den die Herantretenden mit beinahe abgöttischer Verehrung behandeln. Dieser Engländer ist ein Mann in den fünfziger Jahren, von mittlerer Größe, von sanftem, männlich-ernstem Gesichtsausdruck. Seine Haut ist gebräunt von der Sonne der Wendekreise; er trägt einen Schnurrbart und leichten Backenbart, und kleidet sich gewöhnlich auf europäische Weise. Nur bei besonderen Gelegenheiten legt er die Uniform eines ägyptischen Feldmarschalls an, den Fez und den golddurchwirkten Rock. Er spricht fließend arabisch, und verkehrt so vertraulich auch mit dem Niedrigsten der ihn Umgebenden, daß man sofort bemerkt, der Engländer wünsche in diesem Punkte nicht bloß die natürliche Kälte seiner Landsleute, sondern auch die strenge Etiquette des Orients durchaus bei Seite zu legen. Der genannte Herr ist der ägyptische Statthalter des Sudan, und ist im Auftrage Englands und des Khedives nach Khartum gekommen, um ein etwas unangenehmes Geschäft, nämlich das einer Gebietsräumung, abzuwickeln. Sein Amt gleicht der Rolle eines Castellans, der die Sachen des Schloßherrn einpacken soll, weil, Schulden halber und aus anderen Gründen, das Ausziehen der adeligen Familie zur Nothwendigkeit geworden ist. In diesem Geschäfte wird der General Gordon nur noch von zwei anderen Engländern unterstützt. Der Eine ist der Correspondent der „Times", der Andere ist der Oberst Stewart. Alle seine andern Getreuen sind schon fort. Die ägyptische Besatzung ist längst mit dem Oberst Coetlogon über Schendy und Berber den Nil hinuntergefahren. Mit ihr haben sich die Beamten eingeschifft; und wer sonst Furcht hatte unter den Bürgern und Kaufleuten der Stadt, hat sich ebenfalls geflüchtet. Unterdessen zieht sich das Gewitter immer drohender um Khartum zusammen. Der ganze Sudan steht in wilder Bewegung; der Aufruhr klopft immer lauter an die Thore der Stadt. Warum hat der Statthalter nicht schon lange dieselbe verlassen? — das ist die Frage, die Jeder sich vorlegt. Seine Kasernen sind leer, seine Nilflotte ist den Strom hinabgegangen; die Wüste hindert das schnelle Nahen eines Ersatzheeres. Die englische Regierung denkt vorläufig nicht daran, Truppen nach Khartum zu schicken, und die ägyptische ist so schwach, daß sie kaum sich selber im eigenen Hause aufrecht halten kann. Wie kommt es nun, daß General Gordon noch in Khartum bleibt? Er wartet entweder, bis das Geschäft, zu dem er ausgesandt ist — die Politik des „Rescue and retire" — völlig beendigt ist, durch den Abzug der noch zurückbleibenden Garnisonen Kassala's, Sennar's und anderer oberägyptischer Stationen; oder er rechnet auf den Edelmuth des fanatischen Mahdi und seiner Anhänger. Indessen wird die Situation von Tag zu Tag für ihn gefährlicher und Europa blickt mit immer wachsendem Erstaunen auf den Mann, der, ohne ein Lebenszeichen von sich geben zu können oder von den Seinigen zu hören, kühn und selbstvertrauend am Orte der größten Gefahr ausharrt.

General Gordon läßt sich kurz beschreiben als ein Geistlicher in Generalskleidern. Das Kriegshandwerk ist zwar sein Beruf, aber er betreibt es mehr als eine schwere, ihm von der Vorsehung auferlegte Pflicht, oder als eine vorzügliche Gelegenheit zur Ausübung der Menschenliebe, denn als sein Lieblingsgeschäft. Sein Ideal des Glücks ist die geschäftige Theilnahme am Loose seiner Mitmenschen. Er sehnt sich nicht nach Ruhm, auch nicht nach Geld, noch weniger nach Macht. Er hat keine Familie, er ist unverheirathet. Er wünscht vor Allem Frieden und Ruhe des Körpers und der Seele. Aber seine Ruhe muß eine mit Wohlthun und Liebesdiensten verbundene Muße sein. Die Natur hat ihm eine eiserne Gesundheit und einen rüstigen Körper gegeben, der der Hitze des Aequators und den Stürmen des Meeres trotzen kann, der aber fortwährender Thätigkeit zu seinem Wohlsein bedarf. Seine Lebensweise ist beinahe ascetisch zu nennen. Er ißt kein Fleisch, er raucht keinen Tabak, er trinkt keinen Wein, er berührt keine Spirituosen. Er lebt fast nur von Obst, Brot, Reis, Thee und Wasser. Er verabscheut die englischen „dinners“ mit ihren schweren Gerichten und ihrer Zeitvergeudung. Seine Mahlzeiten dauern fünf bis zehn Minuten. Er liebt die Einsamkeit und die Stille der Wüste. Er ist ein unermüdlicher Reiter und sitzt am Liebsten hoch oben auf dem Rücken eines Kameels, das mit sanftem Tritt, ohne Hufeisenschlag, Gewieher oder anderes Geräusch, gleichmäßig über die Sandfläche zwischen den hohen Grashalmen dahineilt. Dann versenkt sich Gordon gern in Nachdenken über die unerforschlichen Rathschlüsse der Vorsehung; er grübelt über seine irdische Bestimmung, oder sinnt über eine Stelle der Bibel. Daß er täglich ein Kapitel aus der heiligen Schrift liest, nebst den vorgeschriebenen Psalmen für den Morgen und Abend jedes Tages im Monat, und daneben einige Gebete hersagt, versteht sich bei ihm, als einem religiösen Engländer, von selbst. Es dürfte aber auffallen, daß er, als Laie und Soldat, sogar mehrere Gebetsammlungen verfaßt und veröffentlicht hat. Seine Briefe sind voll von frommen Betrachtungen. Ueber zukünftige Handlungen, die er vorzunehmen beabsichtigt, spricht er nie ohne Einschaltung des „D. V.“ d. h. „Deo volente“ (wenn Gott es will). Seine Forschungen über biblische Geschichte bezeugen die kindlich-gläubige Richtung seines Geistes. Im Jahre 1881 beschäftigte er sich mit eingehenden Untersuchungen über die wahre Lage des Paradieses. Vor mehreren Wochen gab er von Khartum aus Befehl zur Veröffentlichung eines andern religiösen Werkchens, betitelt: ‚Gedanken in Palästina‘[1]). Der Verfasser schreibt darin in dem Geiste eines Swedenborg. Daß der Heiland an der Nordseite von Jerusalem gelitten habe, wird aus 3. Moses I, 11 bewiesen. Daß Golgatha seinen Namen nicht von einer Schädelstätte oder einem Hinrichtungsplatz, wie man gewöhnlich annimmt, sondern von der Gestalt dieses Hügels, die einem kahlen Schädel gleichen soll, habe, kann man etwa gelten lassen. Bedenklich ist aber die daran geknüpfte Behauptung des Generals. Nicht bloß der Kopf unseres Heilandes, sagt er, sondern sein ganzer Leib ist in der Bodengestalt der Umgegend Jerusalems wiederzuerkennen. „Der heilige Hügel gegenüber dem Oelberge sieht wie ein menschlicher Körper aus, er ist das Bild des Opfers, das hier auf dem Altare blutete.“ Dies wird dann in allem Ernste auf einigen Seiten erläutert, und durch zwei Belegstücke, bestehend in Karten der Topographie Jerusalems, vor Augen geführt. Unter vielen meistens ganz unverständlichen Betrachtungen, die hierauf folgen, bemerkt man mit Befremden ein paar sehr ungalante Bemerkungen über das weibliche Geschlecht. Seine Ansichten von der Urmutter Eva und ihrem Apfelbiß enthalten eine Beimischung von Misogynie, die uns zum Theil erklärt, wie es kommt, daß Gordon ein alter Junggeselle geblieben.

Sein Glauben an die Vorsehung ist unbedingt. Wenn sein Kamerad, Hauptmann Craigie, vor seinen Augen in den Laufgräben vor Sebastopol erschossen wird, so ruft er aus: ‚Er fiel angeblich durch Zufall, in Wirklichkeit durch höhere Fügung.‘ Wenn ihm im Augenblicke der höchsten Gefahr der letzte Revolver, den er besitzt, in den Nil geworfen wird, so tröstet er sich mit dem Ausrufe: „It was decreed“ (es

[1]) Reflections in Palestine, 1883. By Charles George Gordon. London, 1884.

war bestimmt). Wenn er gewisse Häuptlinge zu einer Conferenz bestellt, sagt er, es hänge von Gott ab und nicht von ihm, ob er die Herzen der Wilden rühren werde oder nicht. An zahlreichen Stellen seiner von Hill herausgegebenen Briefe[1]) sagt er, der wahre Statthalter des Sudan wäre nicht Gordon, sondern Gott, der alles so mache, wie er (Gott) es wolle; und Gordon wäre nichts als sein Werkzeug.

Die Frömmigkeit Gordon's ist Sache der innersten Ueberzeugung. Mit der officiellen Hochkirche steht er in gar keiner Verbindung. Mit Missions-Gesellschaften und Bekehrungsversuchen hat er sich nie befaßt. Obwohl aufrichtiger Protestant, liebt er den Islam, soweit es sich mit so orthodoxen Ansichten, wie die seinigen, verträgt. Sein Lieblings-Secretär ist ein Mohammedaner aus Khartum von guter Familie. Er heißt Berzati Bey und hatte 1879, im Alter von 29 Jahren, vier Weiber. „Ich finde," sagt Gordon, „diesen Muselmann gerade so gut wie die meisten Christen; ich glaube nicht, daß Gefahr für seine Seele ist. Ich liebe ihn, weil er sich seines Gottes nicht schämt. Sein Leben ist moralisch rein. Mit den Weibern läßt er sich freilich etwas freie Hand, doch treibt er keine Wilddieberei in den Gehegen anderer Leute" . . . „Als ich nach Rageeb kam," heißt es ein anderes Mal, „hielt ich meine dortige Besatzung an, sich eine Moschee zu bauen, und den Ramadhan, den Monat der türkischen Fastnachtszeit, streng einzuhalten; bis zu meiner Ankunft hatten die Soldaten das Fest der Fasten vernachlässigt." „Die Russen," sagt er, „begehen einen großen Irrthum, welcher der Grund ist, weshalb sie in Asien kein Glück haben werden mit der Ausdehnung ihres Reiches. Sie suchen den Islam auszurotten, bevor noch die Zeit gekommen ist, die Gott zum Absterben dieser Religion bestimmt hat." Einst, auf einer Reise im Sudan, traf Gordon mit dem Ober-Derwisch Scherif Seid Hassim zusammen. Ein erbitterter Streit entbrannte über die Frage, ob der Statthalter oder der Derwisch die höhere Stelle auf dem Divan einnehmen solle. Gordon endete den Streit durch freiwilliges Einnehmen des niedrigeren Sitzes. Er machte dem Derwisch dennoch beim Abschiede ein ansehnliches Geldgeschenk, und Scherif äußerte, das einzige Bedauern, das er ihm gegenüber fühle, sei, daß Gordon noch Christ. „Und doch," setzt Gordon hinzu, „wenn ich meine Religion widerriefe, und Muselmann würde, so wäre Scherif der erste, der mich verachtete." Das Gerücht, daß Gordon Mohammedaner werden wolle, hat seit einigen Jahren im Sudan existirt; denn schon seit 1874 ist sein Name im Munde der Leute. Man betet für Gordon's Bekehrung zu Mekka am Grabe des Propheten, und er selbst hütet sich, den Glauben des Volkes an seine Neigung zum Islam durch Wort oder That zu zerstören. Hierin liegt zum Theil das Geheimniß des wunderbaren Einflusses, den er auf die Herzen der Bewohner des Nilthales erlangt hat und der verstärkt wird durch die natürliche Verwandtschaft seines christlichen Fatalismus mit dem des Islam, sowie seine Kenntniß der arabischen Sprache und der Sitten des Orients, die Frucht langjährigen Studiums.

Wenn man daneben die gewinnenden Eigenschaften seines Wesens in Anschlag bringt — seine glänzende Freigebigkeit, seine anspruchslose Bescheidenheit, seine Wahrheitsliebe, seine Großmuth und seine Charakterfestigkeit, so hat man das Bild dieses außerordentlichen Mannes vor sich, der es als seine Mission betrachtet, die leidenden und tyrannisirten Volksstämme Centralafrikas in diejenige Bahn der politischen Entwicklung hinüberzuführen, worin allein sie in Zukunft leben und gedeihen können.

II.

Charles Gordon, von seinen Landsleuten gewöhnlich „Chinese Gordon" genannt, ist der dritte und jüngste Sohn des ehemaligen General-Lieutenants Gordon zu Woolwich, und ist am 28. Januar 1833 in der genannten Stadt geboren. Ausgebildet an der dortigen Artillerieschule und 1852 als Lieutenant entlassen, verdiente er seine ersten Sporen im Krimkriege. Beim Falle Sebastopols wurde er noch vier Monate bei der Schleifung der russischen Festungs- und Hafen-Werke verwandt. Dann ging er nach

[1]) Colonel Gordon in Central-Africa by Birchbeck Hill.

Galatz in Rumänien ab, um die bessarabische Grenze gegen Rußland festzustellen. Aehnlicher Art waren seine Dienste in Armenien, wo er unter Aufsicht des Majors Simmons die russisch-türkische Kaukasus-Grenze ziehen half. Von da ging er nach London zurück und unterrichtete ein Jahr lang die Rekruten und Cadetten zu Chatham in den Principien der Befestigungskunst. Hauptmann geworden im Jahre 1859, zog er im folgenden Jahre nach China, wo bald seine glänzende Laufbahn anfangen sollte. Das vereinigte französisch-englische Heer nahm Peking ein und plünderte in der Nähe der chinesischen Hauptstadt den Sommer-Palast, zog sich aber dann nach Tientsin am unteren Peiho zurück, um durch dauernde Gebietsbesetzung die Unterwerfung China's unter die Friedensbedingungen der europäischen Mächte zu erzwingen.

Um diese Zeit verheerte der Aufstand der Taipings die mittleren und südlichen Provinzen des Reiches, und fing schon an, selbst den Thron des Kaisers zu bedrohen. Der Ursprung dieser Rebellion ist theilweise in dem Einflusse christlicher Missionäre zu suchen. Ein durchgefallener Schulamts-Candidat, Namens Hung aus dem Stamme der Hakkas, hatte in Kanton die Bekanntschaft eines amerikanischen Missionärs gemacht, und war von diesem zur Stiftung einer christlich-chinesischen Secte ermuntert, aber zugleich gegen die bestehende Regierung in Staat und Kirche fanatisirt. Eine ungeheuere Masse von Gläubigen sammelte sich um ihn, und da es an Unzufriedenen in China nie fehlt, so wuchs seine Partei durch Zulauf ähnlich Gesinnter zu einer stehenden Landplage an, welche bald nicht nur Pagoden, Paläste und kleinere Ortschaften mit Ueberfällen heimsuchte, sondern ganze Provinzen dem Kaiser abwendig machte. Die Engländer würden sich dennoch nicht um Hung und die Taipings gekümmert haben, hätten die Aufständischen nicht die Kaufleute von Schanghai bedroht, und mehrere englische Theelager in dieser den Europäern geöffneten Hafenstadt geplündert. Im Anfange hatte der Aufstand der Taipings in England die wohlwollendsten Freunde gefunden. Man begrüßte ihn in Exeter Hall, dem Haupt-Versammlungsort der ultraprotestantischen Partei, als ein Zeichen des Sieges des Evangeliums. Als aber der Prophet Hung ein empfindliches Stocken im englischen Handel verursachte, da verstummten seine Lobredner, um ihn seinem Schicksale zu überlassen. Noch ehe es jedoch zum Einschreiten der Engländer kam, hatten die Kaufleute von Schanghai, im Einverständnisse mit der chinesischen Regierung, ein Corps von europäischen Söldlingen auf die Beine gebracht, welches die Taipings in Schranken hielt. Dieses Corps wurde von zwei kühnen Amerikanern, Ward und Burgevine, commandirt, und führte den stolzen Namen der „immer siegreichen Armee". In Lust am Plündern gaben diese Europäer den Taipings nichts nach. Eines Tages, als sie einen Unterbeamten des Gouverneurs Li-Hung-Chang, des jetzigen Premier-Ministers von China, beim Auszahlen der Löhnung überwältigt und bestohlen hatten, wandte sich der genannte Gouverneur an die Engländer, welche schon lange Schanghai besetzt hielten, mit der Bitte, den Räubereien der Hilfsarmee ein Ende zu machen, und für besseren Schutz Schanghai's durch Ernennung eines anständigen englischen Anführers zu sorgen. Dieses Gesuch wurde von dem Commandanten der englischen Streitmacht, Sir C. Staveley bewilligt, und er bezeichnete den Major Charles Gordon als die geeignetste Person, um an der Stelle des Amerikaners Burgevine die Direction der „immer siegreichen Armee" zu übernehmen.

Es war im März 1863, als Gordon diesen gefahrvollen Posten antrat. Das Schwierigste war, seine wilden, aus allen Ländern der Welt zusammengelaufenen, Soldaten zu disciplíniren. Dies gelang ihm durch seine ernste, würdevolle Haltung, seinen tief religiösen Sinn und sein Talent, Personen von verschiedener Nationalität an sich heranzuziehen. Er verbot das Plündern, machte seinen Leuten die Menschlichkeit zur Pflicht und gewöhnte sie an Ordnung und Zucht. Er schritt dann zur Bildung einer kleinen Flottille, welche in einem so von Kanälen, Flüssen und Seen durchschnittenen Lande wie China unentbehrlich schien und die jetzt ein Hauptmittel seines Sieges über die Taipings wurde. Schon nach einigen Wochen ging er aus der Defensive in den Angriffskrieg über. Der Hauptsitz der Aufständischen war die Stadt

Sootschow am großen Canal. Hierhin richtete Gordon seine Operationen. Ehe er sie erreichen konnte, mußte er drei andere dazwischen liegende Festungen nehmen. Dies gelang ihm, obwohl nicht ohne starke Verluste. Bei Quinsan brach ein gefährlicher Aufruhr in seinem Heere aus, den er durch persönlichen Muth und unerbittliche Strenge dämpfte. Er drohte jeden fünften Mann zu erschießen, wenn man ihm nicht den Rädelsführer, der eine respectwidrige Proclamation verfaßt hatte, auslieferte. Auf das laute Murren der vor ihm stehenden Unterofficiere ergriff er den nächsten und schlimmsten Meuterer mit eigenen Händen beim Kopfe, rief zwei dabeistehende Infanteristen herbei und ließ ihn auf der Stelle erschießen. Dann sperrte er die übrigen Unterofficiere ein mit der Drohung, binnen einer Stunde die Erschießung jedes fünften Mannes an ihnen ebenfalls zu vollziehen, wenn ihm nicht der Schuldige genannt würde. Die Unterofficiere nannten nach einigen Minuten den schon erschossenen Kameraden, und damit hatte die Sache ein Ende. Mit einem auf 25,000 Mann verstärkten Heere zog Gordon dann vor Sootschow. Hier ereignete sich eine andere merkwürdige Episode. Der oben genannte Amerikaner Burgevine war nach seiner Absetzung zu den Rebellen übergegangen und commandirte jetzt mit anderen Generälen (oder Wangs) die Streitkräfte der Taipings in der Stadt. Eines Tages bestellte er Gordon zu einer geheimen Unterredung. Gordon erschien und Burgevine versprach, ihm Sootschow durch Verrath in die Hand zu spielen, wenn er nach Uebergabe der Stadt mit ihm gen Peking ziehen wolle, um den Kaiser von China und seinen Thron über den Haufen zu werfen. Gordon lehnte diesen abenteuerlichen Vorschlag ohne weiteres Bedenken ab und die Unterredung hatte damit ein Ende. Jedoch erwirkte Gordon durch briefliche Verwendung bei den Wangs die Freilassung Burgevine's, der einige Tage später an den amerikanischen Consul ausgeliefert wurde. Die Stadt selbst fiel dem vereinigten europäisch-chinesischen Belagerungsheer nach mehreren Wochen in die Hände und das Hauptverdienst dieser glänzenden Waffenthat gebührte Gordon, der mit einem Bambusrohr in der Hand im dichtesten Geschützfeuer die „immer siegreiche Armee" commandirte. Nach der Einnahme Sootschows zog Gordon seine Truppen nach Quinsan zurück, um jeden Plünderungsversuch von Seiten der Seinigen zu verhüten. Aber die einzige Folge war, daß die kaiserlich-chinesischen Truppen jetzt die Plünderung der Stadt und die Ermordung der Rebellen-Anführer allein ausführten. Gordon, der während dieser Greuelscenen unbewaffnet in der Stadt umherging, stieß spät Abends auf die Leichen der sieben Wangs, oder Ober-Generäle, welche auf Befehl des Gouverneurs Li-Hung-Chang hier eben geköpft waren.

Nach zweimonatlichem Waffenstillstande eröffnete Gordon den Feldzug von 1864 mit einem Angriff auf eine andere Festung der Taipings. Er erlitt diesmal durch das unverhoffte Erscheinen einer feindlichen Truppenmacht eine Niederlage und erhielt einen Schuß ins Bein, der ihn zwang, auf seinem Kanonenboote Zuflucht zu suchen. Endlich jedoch fiel die Stadt, Kintang geheißen. Nach einem anderen entscheidenden Siege bei Chanfufe kam er endlich vor Nanking an, welches der Hauptsitz der Rebellen war. Nanking ergab sich nach kurzer Belagerung und der Prophet Hung vergiftete sich durch Goldblatt. So ging dieser gefährliche Aufstand nach vierzehnjähriger Dauer zu Ende, und Gordon hatte unstreitig das Meiste zur Rettung der kaiserlichen Dynastie beigetragen. Der Dank des Hofes von Peking entsprach seinem Verdienste. Er erhielt die höchsten Auszeichnungen des Reiches, die Mandarinenwürde und die Insignien eines Ti-Tu oder Marschalls, bestehend in einer gelben Jacke und einer Pfauenfeder. Ein Geldgeschenk von 10,000 Taels schlug er aus. Die „immer siegreiche Armee" wurde jetzt aufgelöst. Ein deutscher Adliger, der in derselben gedient hatte, dessen Namen aber nicht bekannt geworden ist, schrieb Gordon damals ein Lebewohl. Er drückte in diesem Briefe seine Bewunderung für Gordon's Feldherrntalent, sowie für seine Mildthätigkeit und Menschlichkeit aus, und sagte, „er danke der Vorsehung, ihm in seinem Feldherrn ein so glänzendes Muster eines christlichen Soldaten vor Augen gestellt zu haben".

Von 1865 bis 1871 verweilte Oberst Gordon zu Gravesend als erster Ingenieur

und Chef der Festungswerke an der Themsemündung. Obwohl jetzt ein berühmter Mann, und in den Jahren, wo die meisten Männer eher an die Gründung einer eigenen Familie denken, als an die Bedürfnisse der Armee und die Bildung der Jugend, widmete er doch seine Mußezeit und sein ansehnliches Einkommen ganz der Erziehung von Waisen und dem Unterricht junger Matrosen. Sein jetziges Leben war das eines Privatmannes, der in der Bethätigung des Wohlthätigkeitssinnes seine einzige Freude findet. Am Ufer der Themse lag der Rumpf eines alten Schiffes, in welchem elternlose Soldatenkinder freie Station genossen. Gordon nahm sich dieser Kinder an. Er baute für sie ein großes Schulzimmer in seiner Wohnung und sammelte um sich die Jugend von Gravesend, um Lectionen in der Geographie und in der biblischen Geschichte zu ertheilen. Sein großer Garten war in Parzellen eingetheilt, wo arme Bürger von Gravesend ihren Kohl und ihre Kartoffeln bauten. Die Reichen und Hochstehenden vermied er, die Armen und die Kranken gingen bei ihm aus und ein. Ein Lieblingsbild der englischen illustrirten Blätter aus jener Zeit stellt daher den Obersten Gordon dar, wie er einer Schar zerlumpter Knaben die heilige Schrift und die Landkarte explicirt. Groß war das Bedauern der Stadt und der Umgegend, als dieser allgemein beliebte Officier im September 1871 nach dem schwarzen Meere beordert wurde, um in der Nähe von Galatz, wo er früher gewesen war, an der Commission zur Erleichterung der Donau-Schiffahrt Theil zu nehmen. Gordon reiste dahin ab und arbeitete mit dem Fleiß, der ihn überall auszeichnet. Die Vertiefung der Sulinamündung, welche seit 1871 wieder schwere Lastschiffe nach Braila und weiter hinaufgehen läßt, ist großentheils das Werk Gordon's.

Eines Tages, als er sich in Constantinopel von dem bösen Klima und den Moskitostichen der unteren Donau erholte, traf Gordon im englischen Gesandtschaftshôtel den berühmten ägyptischen Premierminister Nubar Pascha. Dieser war aus Kairo herübergekommen, um am Hofe des Sultans mehrere ägyptische Regierungsgeschäfte zu ordnen. Einer seiner Hauptzwecke war, einen geeigneten Nachfolger für den bisherigen Gouverneur des oberen Sudan zu finden, indem die Dienstzeit dieses Beamten eben ablaufen sollte. Nur ein tüchtiger Ingenieur paßte für diese Stelle und Nubar warf sofort seine Augen auf Gordon, als den rechten Mann, um Sir Samuel Baker zu ersetzen. Einige Monate später, als Gordon in Galatz fertig war, bot er dem Khedive, mit Zustimmung der englischen Regierung, seine Dienste an, und im Februar 1874 ward er als Präsident der Aequatorial-Provinz, oder des südlichen Theils des Sudan, nach Aegypten berufen. Sein Gehalt betrug 2000 £ jährlich.

III.

Am 14. März 1874 traf General Gordon zum ersten Male in Khartum ein, um in seine weiter oben am Nil gelegene Provinz abzugehen. Er führte den Titel Excellenz. Sein Gefolge von 220 ägyptischen Soldaten kam später nach. Auch sein Generalstab, bestehend aus englischen, französischen und einem italienischen Officiere, mit Namen Gessi, erreichte ihn erst später. Gordon benutzte seine Durchreise zur Publication mehrerer Edicte gegen Sklavenhandel und Sklavenjagd. Auf Befehl des Khedives wurde der Handel mit Elfenbein für ein Monopol der ägyptischen Regierung erklärt, die Einfuhr des Pulvers und der Waffen unter öffentliche Aufsicht gestellt und die Aushebung von Soldaten zum Zwecke der Sklavenjagd, sowie diese selber bei schwerer Strafe verboten. Das etwas eigenmächtige Verfahren des gebieterisch-kalten Engländers wollte dem regierenden Statthalter nicht gefallen und Ismail Pascha Yacub war daher froh, als Gordon unter Salven der Artillerie mit seiner Flottille von sieben kleinen Dampfschiffen nach Gondokoro weiter segelte.

Die Reise stromaufwärts ging langsam von Statten. Man legte nie mehr als vier englische Meilen in der Stunde zurück. Krokodile und Nilpferde glotzten ihn aus dem Wasser an; Scharen von Affen kamen ans Ufer, um zu trinken. Das Land war flach und wohl bewaldet, das Wetter vortrefflich. Oft aber in der Nacht wurde er gestört durch das laute Gekreisch gewisser lachender Störche, welche das Geschwader

zu verspotten schienen, als ob sie das Erscheinen eines neuen englischen Satrapen in ägyptischen Diensten für Thorheit erklären wollten. Bei Tage zeigten sich Gordon's zukünftige Unterthanen — nackte Neger mit großen Kürbissen auf dem Kopfe, die sie als Hüte gegen die Sonne brauchten. Tiefer in den Büschen sah man schwarze Büffel und Giraffen mit hohen gefleckten Hälsen. An mehreren österreichischen Missionsstationen kam Gordon vorbei, ohne bei ihnen zu verweilen. Nur an dem breiten Saubat, einem Nebenflusse auf der rechten Seite des Nil, hielt er sich auf, um Holz zu fällen und ein wenig in den Wäldern zu pürschen. Es war September, ehe Gordon mit seinem indeß herbeigekommenen Generalstabe in der Nähe von Gondokoro anlangte. Hier war früher die Schiffahrt durch das Unkraut des Nils, den Sudd, gesperrt gewesen. Gordon's Amtsvorgänger, Baker, hatte den Sudd, der aus lauter Wasserlilien gebildet wird und sich meilenweit über den Fluß erstreckt, mit Kanonenschüssen und Sprengungen, sowie durch Einrennen eiserner Dampfschiffe zu zertheilen gesucht. Aber seine Arbeit war ihm nur halb gelungen. Ein glücklicher Zufall wollte jedoch, daß das noch zurückgebliebene Unkraut kurz vor Gordon's Ankunft ebenfalls der starken Strömung gewichen war und so gelang es seinem Geschwader, ohne weitere Hindernisse das Fort, das seine Hauptstadt bilden sollte, zu erreichen.

Hier fingen nun seine Arbeiten an. Diese waren darauf gerichtet, die Negerstämme der ägyptischen Herrschaft dauernder zu unterwerfen und zugleich sie zu civilisiren. Er versorgte sie in großem Maßstabe mit Durrha oder Mais und mit den nöthigsten Werkzeugen des Landbaues. Er ließ auch Steuern einsammeln, welche bei dem gänzlich uncivilisirten Zustande des Landes in Contributionen von Elfenbein, Kühen und Schafen bestanden. Im Uebrigen verkehrte er mehr mit seinen ägyptischen (d. h. arabischen) Soldaten, als mit den Eingebornen seiner Provinz. Er fand sehr bald, daß Gondokoro wegen seines ungesunden, sumpfigen Bodens und wegen seiner unerträglichen Hitze ein zu einer Festung gänzlich ungeeigneter Ort sei, und entschloß sich daher, das Fort abzubrechen und an seiner Statt eine Reihe kleinerer Militärstationen zu errichten, welche durch ihre günstigere Lage, durch reicheren Wasservorrath und geringe Entfernung von einander zur gegenseitigen Hilfeleistung und Verproviantirung in Kriegszeiten besser taugten und zugleich eine größere Anzahl von Bewaffneten beherbergen könnten. So entstanden, meistens durch Gordon, die Stationen Saubat, Bohr, Rabat-Chamba, Lado oder Bardo, Rageef oder Rigaf, Kerri und Duffli. Nachdem Gordon auf diese Weise die Herrschaft des Khedive bis zu dem zuletzt genannten Orte befestigt hatte, beschloß er, die bis dahin noch ziemlich unbekannte Gegend der oberen Seen zu bereisen und ihre topographischen Verhältnisse durch genaue Landkarten festzustellen. Seine Dienste in dieser Hinsicht sind um so wichtiger, weil sie mit viel großartigeren Hilfsmitteln unternommen werden konnten, als den Afrikareisenden Europa's und Nordamerika's im Allgemeinen zu Gebote stehen. Das erste, was ihm oblag, war die Stromschnellen oder Folafälle zwischen Duffli und Makadé zu überwinden. Dies sind reißende Strömungen im Nil, welche durch die etwa anderthalb englische Meilen anhaltende starke Bodensenkung hervorgebracht werden und noch keinem Fahrzeuge je gestattet haben, hier hinaufzusegeln. Um seinen Zweck mit den Fahrzeugen, die er besaß, zu erreichen, nahm Gordon sie auseinander. Es waren vier, ein 50 Fuß langer Dampfer, zwei sogenannte Nuggars oder Nilschiffe, die je 60—80 Personen enthalten konnten und zwei lange Rettungsböte. Die Mannschaft derselben, bestehend aus 280 Mann, nahm die Stücke dieser vier Fahrzeuge auf den Rücken und marschirte am Rande des Flusses über eine erst zu bahnende Landstraße nach der Station Laboré hinauf, wo er sie wieder zusammensetzte. Er fuhr jetzt mit Leichtigkeit den Fluß hinauf nach den zwei großen Seen. Er fand das Land dicht bevölkert, aber die Herrschaft des Khedive über dasselbe mehr nominell als wirklich. In Mrooli, der ägyptischen Grenzstadt, bekriegte er den feindlichen Häuptling Kaba Rega und setzte an dessen Stelle einen gewissen Riongo als König ein. Während sein Adjutant Gessi mit den Schiffen in den Albert-Nyanzasee hinaufsegelte, zog er selbst zu Lande auf zwei abwärts gelegene Forts, Foweira und Fatiko. Gordon erneuerte dann die Freundschaft

der Engländer mit dem aus Dr. Schweinfurth's Reisen wohlbekannten König M'tesa. Dieser christliche Neger-Häuptling war kurz vorher auch von Stanley besucht, und ein Stabsofficier Gordon's, der Franzose Linant, traf bei M'tesa eines Tages mit Stanley zusammen. Gordon selbst hat Stanley nie gesehen. Sein etwas menschenscheuer Charakter war, bei aller Freundlichkeit gegen Neger und Eingeborene Afrika's und Asiens, weniger aufgelegt, sich mit Gelehrten, Europäern und Reisenden zu befassen. M'tesa wohnte in Dubaga oder Rubaga und lag oft im Kriege mit Kaba Rega. Daher sandte ihm Gordon 150 Mann Hilfstruppen, die aber bald zurückkamen. Auch Geschenke und Erörterungen über Bibelstellen wurden zwischen ihm und M'tesa gewechselt. Gordon segelte vom Albert-Nyanza durch den Albert-Nilarm in den Victoria-Nyanzasee hinauf, legte das südlichste Fort, Magungo, am erstgenannten See an, schickte zwei Exemplare einer neugemachten Landkarte des Nils, die bis nahe an den Victoriasee sich erstreckt, nach London, und kehrte dann am 19. October 1876 nach Khartum zurück.

Die damalige Stimmung Gordon's war eine keineswegs freudige. Obwohl ihm der Khedive kurz vorher, auf eine irrige Nachricht von seinen Eroberungen in M'tesa's Reiche, den Medjidieh-Orden erster und zweiter Klasse zugeschickt hatte, so war er dennoch seinem Brotherrn schon lange gram und wünschte dessen Dienst zu verlassen. Der Grund war, daß Gordon eine immer steigende Abneigung gegen die ägyptischen Beamten und Soldaten empfand. Er hielt die Andauer der ägyptischen Herrschaft im Sudan für höchst unwahrscheinlich und wünschte ihr Ende herbei. Er stellt in seinen damaligen Briefen beinahe auf jeder Seite die Feigheit, Trägheit, Verlogenheit und Unfähigkeit des türkisch-arabischen Stammes den tüchtigen und edlen Eigenschaften der Sudan-Neger gegenüber, und bedauert, daß es den letzteren zu sehr an Uebung in den Waffen und an Concentration ihrer Nationalkraft fehle, um der wankenden Oberhoheit des Khedive und Sultans ein schnelles Ende zu bereiten. Diese in zwei Jahren gewonnene Ueberzeugung erklärt die jetzige Sendung Gordon's nach Khartum, welche die friedliche Uebertragung der Oberherrschaft im Sudan vom Khedive auf die eingeborenen Häuptlinge zum Zwecke hat.

Ende 1876 dankte Gordon wirklich ab und ging nach London. Aber die englische Regierung, die damals noch nicht in Gladstone's Händen war, bewog ihn auf seinen Posten zurückzukehren. Gordon war dazu bereit, machte aber die Absetzung Ismail Yakub's zur Vorbedingung seines Wiedereintritts. Der Khedive gewährte dies in einer langen Conferenz mit Gordon im Palaste zu Kairo. Die vacant gewordene Statthalterschaft von Khartum wurde Gordon nebst seiner früheren Provinz übertragen, und so kehrte er im Mai 1877 in seine neue Hauptstadt zurück, als beinahe unumschränkter Gebieter eines Reiches, das an Größe sich mit halb Europa vergleichen läßt. Außer anderen Auszeichnungen brachte er auch die golddurchwirkte Uniform eines ägyptischen Muchirs oder Marschalls mit, die ihm der Khedive geschenkt hatte. Sein jetziges Gehalt war 6000 £; in Wirklichkeit aber verfügte er über den ganzen Staatsschatz des Sudan, und da er bald entdeckte, daß der Khedive sich große Summen hatte vorausbezahlen lassen, so hörte er auf, Abgaben nach Kairo zu schicken und behielt die sämmtlichen eingehenden Steuern des Sudan zu Khartum in seinen eigenen Händen.

Jetzt begann am oberen Nil die eigentliche Herrschaft der inthronisirten Philanthropie und der Feldzug gegen die Sklaverei. Kaum angekommen, verabschiedete Gordon alle ägyptischen Polizeidiener oder Baschi-Bozuks. Er entfernte den Kurbasch oder die Peitsche, welche bisher das Hauptsymbol und Werkzeug der Regierungsgewalt gewesen war. Er machte der Bestechlichkeit der Palastdiener durch schwere Strafen und Drohungen ein Ende. Er bewilligte Jedem ohne Ausnahme eine Audienz und ließ an der Thüre seines Palastes einen großen Briefkasten mit breiter Oeffnung zum Einwerfen von Petitionen anbringen. Doch seine Hauptsorge galt der allmäligen Abschaffung der Sklaverei, welche Gordon durch Gesetze und Waffen herbeizuführen suchte. Er hielt es nicht für rathsam, die Emancipation der Sklaven durch einen einzigen

Act plötzlicher Freigebung durchzusetzen, der ein zu gewaltsamer Eingriff in die Rechte des Privateigenthums gewesen wäre. Er setzte vielmehr fest, daß ein Sklave seinem Herrn nicht entlaufen dürfe, es sei denn im Falle grausamer Mißhandlung. Zugleich aber bestimmte er, daß bis zum 1. Januar des nächsten Jahres jeder Sklave im Sudan eingeschrieben sein müsse und daß nach dem genannten Termine alle Einschreibung aufhören solle. Hierdurch wurde jeder uneingeschriebene Sklave ein freier Mensch und die Fortdauer der Sklaverei wurde auf die jetzige Generation eingeschränkt. Als diese Edicte proclamirt waren, machte sich Gordon mit ansehnlichen Streitkräften auf den Weg nach Kordofan und Darfur, um die dort üblichen Sklavenjagden abzustellen und die großen Sklavenmärkte zu schließen. Er hatte um so mehr Grund zu diesem Feldzuge, weil sich Darfur schon seit zwei Jahren im Zustande einer offenen Insurrection befand. Er rückte nach einander in Obeid, Fogia, Omschanga, Fascher, Darra und Kolkol ein und kam zuletzt nach dem aus Nachtigal's und Schweinfurth's Werken wohlbekannten Sklavenmarkt Schakka oder Schekka. Diese Stadt, im südlichen Darfur unter dem zehnten Breitengrade gelegen, gehörte damals der Familie Zobehr oder Sebehr, Vater und Sohn, über welche Schweinfurth so viele interessante Mittheilungen gemacht hat. Der ältere Zobehr war damals schon in Kairo. Als er sich durch die neuen Gesetze über Sklaverei in seinem Reichthum bedroht und in seinem Erwerb gestört sah, hatte er sich mit 100 000 £ auf den Weg nach dem Hofe des Khedives gemacht, um durch Vorstellungen und Bestechung den Widerruf der verhaßten Edicte zu bewerkstelligen. Aber seine Bitten und sein Geld hatten nichts gegen den englischen Einfluß bei Hofe vermocht. Der Khedive nahm ihn zwar freundlich auf, hielt ihn aber in ehrenvoller Haft zurück, und Zobehr Rahama, d. h. Senior, wohnt noch in diesem Augenblick in einem luxuriösen Palast in einer Vorstadt Kairo's als Gefangener. Er erhält monatlich 100 £ Pension, darf aber seinen Palast nicht verlassen. Dies ist der Mann, den Gordon im jetzigen Augenblicke als seinen Nachfolger und als den zukünftigen Beherrscher des Sudan vorschlägt für den Fall seines eigenen Abzuges aus Khartum.

Als Gordon im September 1877 in Schakka ankam, fand er den jüngeren Sobehr, Suleiman, im Besitze der Stadt. Er hatte ein Heer von 5000 Sklavenjägern um sich gesammelt, womit er von Zeit zu Zeit Einfälle in die Gegend des Bahr Gasal oder des westlichen Nil machte, um die dortigen Neger einzufangen, sie mit dem hölzernen Joch oder der Scheiba, um Nacken und Arme zu belasten, und so zu Tausenden durch Peitschenhiebe und Hunger zum Zuge durch die Wüste in die Gefangenschaft nach Schakka zu treiben. Von hier schickte er sie dann karawanenweise auf die östlichen Sklavenmärkte zum Verkauf. Gordon wandte sich mit Widerwillen von diesem jungen Scheusale ab, obwohl Sobehr durch sein stutzerhaftes Auftreten im Reiterkoller von blauem Sammet und durch seine cavaliermäßige Gastfreiheit das Wohlwollen des englischen Statthalters zu gewinnen suchte. Sobehr's Heer wurde bald darauf aufgelöst, seine Sklaven auf freien Fuß gesetzt und sein übriges Eigenthum confiscirt. Der etwa zweiundzwanzigjährige Häuptling bat kleinmüthig um eine Beamtenstelle unter Gordon. Sie wurde ihm gewährt, indem er nach dem Bahr Gasal relegirt wurde, um dort als Untergebener eines Provinzial-Gouverneurs zu dienen. Kaum aber war Suleiman dahin abgegangen, als Gordon hörte, daß er insgeheim Truppen sammle, um Gordon zu überfallen. Er sandte ihm schnell seinen Adjutanten, den Italiener Romolo Gessi nach, um Sobehr's Schritte zu bewachen. Dieser hatte mit Sobehr anderthalb Jahre unaufhörliche Feindseligkeiten, welche damit endeten, daß Suleiman am 15. Juli 1879 mit zehn Helfershelfern und Sklavenjägern erschossen wurde. Diese Strenge Gordon's, welcher schon vorher mehrere Secretäre Sobehr's kriegsgerichtlich verurtheilt hatte, erfüllte die Sklavenhändler mit Schrecken. Schakka, 'the den of iniquity', wie der etwas quäkerhafte General die Stadt gewöhnlich nannte, wurde so gut wie zerstört, etwa 300 000 aufgefangene Sklaven erhielten ihre Freiheit, 500 Sklavenhändler wurden flüchtig und brotlos, und der Feldzug nach Darfur wurde beschlossen mit einer großartigen Belohnung Gessi's. Der

zurückkehrende Adjutant erhielt von Gordon den Paschatitel und 2000 £ aus dem Staatsschatz des Sudan. Er hat aber seine Erhebung nicht lange überlebt. Gordon's Nachfolger jagte Gessi aus Amt und Würden, und das Fieber, welches fast jeden Europäer außer Gordon am Nil ereilt, streckte auch Gessi auf das Krankenlager hin, von welchem er sich nie mehr erhob. Gessi liegt in Suez begraben.

Im Sommer des Jahres 1879 hatte der bisherige Khedive abgedankt, und statt seiner war der in Oxford erzogene Prinz Tewfik auf den ägyptischen Thron erhoben. Gordon eilte zu dem neuen Machthaber und wurde mit schlecht verhaltenem Mißtrauen empfangen. Das Ausbleiben der Steuern und das eigenmächtige Verfahren Gordon's hatten schon lange den Zorn und die Unzufriedenheit des Ministeriums erregt. Tewfik fragte ihn, den kleinen Khedive, wie man ihn gewöhnlich nannte, ob es wahr sei, daß er nach der Sultanswürde im Sudan trachte? Der von Grund aus ehrliche und bescheidene Engländer beruhigte ihn darüber. Er bat dann um seine Entlassung, welche ihm gewährt wurde, nachdem er vorher eine langwierige und gefährliche Gesandtschaft beim Könige Johannes von Abessynien erledigt hatte. Arm, wie er gekommen war, kehrte Gordon nach London zurück.

Aber nicht lange, so sehen wir ihn wieder in Indien, abermals in China und zuletzt in Südafrika. Der Premierminister der Cap-Colonie hatte Gordon herbeigerufen, um die aufständischen Basuto-Kaffern, welche vom Londoner Colonial Office aus dessen Botmäßigkeit entlassen und an die Oberhoheit der Cap-Colonie abgetreten waren, an ihre neuen Herren zu gewöhnen. Gordon sollte durch administrative oder im Nothfalle durch militärische Maßregeln die Unterwürfigkeit der Basutoprovinz zu Wege bringen. Der Premierminister kannte offenbar Gordon nicht, sonst würde er sich nicht an einen Mann gewandt haben, der auch einer wilden Rasse von Afrikanern die Menschenrechte zuerkennt. Kaum in seinem Amte installirt, fing Gordon an, über die Willkür und Grausamkeit der Colonialbeamten zu klagen. Er stellte sich auf die Seite der Neger und erklärte unumwunden, daß die Schuld des Aufstandes dem Ministerium in Capetown beizumessen sei. Er rieth zu gütlichen Mitteln. Er schlug Conferenzen mit den Kaffer-Königen vor. Er bot selbst seine Dienste an, um die Bedingungen ihrer Unterwerfung mit ihnen persönlich zu verabreden. Ohne lange zu warten, ob diese Politik in Capetown vollständig gebilligt werde oder nicht, ging er auf solche Unterhandlungen ein. Er begab sich mit einem an Tollkühnheit grenzenden Vertrauen zu dem wildesten aller Basutofürsten, Namens Musapha. Eben als Gordon noch bei diesem sich aufhielt, brach ein anderer Häuptling, mit Namen Betsea, in das Gebiet Musapha's ein. Betsea war ein Loyaler und Freund der Cap-Colonie, und, wie man sagt, zu diesem Schritte von Capetown aus angestachelt. Der Moment war kritisch; man glaubte überall, daß der Vorfall Gordon den Kopf kosten würde oder daß er im besten Falle als Geißel bei Musapha zurückbehalten werden würde. Indeß zum allgemeinen Erstaunen der Welt wurde Gordon auf freien Fuß gesetzt. Obwohl ein Kaffer und ein Wilder, war Musapha doch zu edelmüthig, um sich an Gordon zu rächen. Schon nach einigen Tagen dankte Gordon ab; und Ministerium wie Parlament der Cap-Colonie verurtheilten seine Politik als durchaus falsch und unstatthaft.

Verstimmt und mit sich selbst zerfallen, ging Gordon auf eine Pilgerreise ins gelobte Land. Er hatte hierbei eine doppelte Absicht im Auge. Er wollte sein religiöses Gefühl durch Besichtigung der heiligen Stätten befriedigen und zugleich den Jordan inspiciren zum Zwecke eines großen Canals nach dem arabischen Meerbusen. Gordon verbindet nämlich, wie man sich ausdrückt, „das Herz des Christen mit dem Auge des Ingenieurs".

Unterdessen aber war die ägyptische Frage in ihr gegenwärtiges Stadium getreten. Der freiwillige Rücktritt Frankreichs von der Doppelcontrole in Aegypten und die Besiegung Arabi's bei Tel-el-Kebir hatten England zur alleinigen Schutzmacht des Pharaonenlandes gemacht, und ohne den Mahdi hätte sich jetzt Alles ruhig zu dem Endziele entwickelt, wohin es später vielleicht kommen wird; daß nämlich Aegypten eine Art englischer Colonie und der Khedive ein Scheinkönig nach dem bekannten

indischen Muster geworden wäre. Da stellte auf einmal die Insurrection des falschen Propheten die ganze Lage der Dinge wieder in Frage. Ein Zimmermannsgeselle aus Dongola, Faki und Ober-Derwisch zu Obeid, Mahomed Achmed, der Mahdi genannt, verkündete die herannahende Universalherrschaft des Islam und den Sturz der ägyptischen Oberhoheit im östlichen Afrika. Er schlug die gegen ihn gesandten Streitkräfte aufs Haupt und metzelte seine Gefangenen nieder. Die schreckliche Niederlage des Generals Hicks-Pascha bei Obeid im November 1883 zwang die englische Regierung, welche sich bisher ganz neutral verhalten hatte, aus ihrer Theilnahmslosigkeit herauszugehen, um die völlige und absolute Vernichtung des neuen Schützlings, des Khedives, einigermaßen aufzuhalten. Das englische Ministerium hielt indeß die Politik der Nichteinmischung fest und schrieb dem Khedive vor, er solle seine Garnisonen gutwillig aus dem Sudan zurückziehen und diese Provinz entweder ganz oder großentheils aufgeben, um sie den alten eingeborenen Häuptlingen oder ihren Nachkommen seit Mehemed Ali's Zeit wieder abzutreten. Zu dieser Politik brauchte Mr. Gladstone, und brauchte der Khedive einen nicht allzu kriegerischen General, einen Freund der Neger, einen Mann, der den Sudan kannte. Natürlich, ihre Wahl fiel auf Gordon.

Dieser war auf seiner Rückreise aus Palästina beim Könige Leopold von Belgien gewesen und hatte von ihm, als dem Haupte der internationalen Colonisirungs-Gesellschaft zu Brüssel, den Auftrag erhalten, eine Colonie nach dem Congo im westlichen Afrika zu führen. Im Augenblicke, als er dahin abreisen wollte, berief ihn ein Telegramm Lord Granville's zurück. Man bot ihm an, nach Khartum zu gehen in der doppelten Eigenschaft eines ägyptischen Statthalters und eines englischen Commissärs. Gordon nahm dies an; die Sache eilte, und derselbe Tag, der ihn aus Brüssel nach Charing Croß gebracht hatte, sah ihn auch Abends wieder scheiden zur Abreise nach Khartum. Der Herzog von Cambridge gab ihm das Geleit, Lord Granville kam selbst und löste ihm das Fahrbillet und Lord Wolseley besorgte seine Effecten. Der einzige Engländer, der ihn nach dem Sudan begleitete, war der Oberst Stewart.

Am 26. Januar hatte Gordon seine letzte Audienz bei Tewfik; am 11. Februar war er in Berber, am 18. hielt er seinen Einzug in Khartum. Es war ein Triumphzug, so großartig, wie ihn wohl nie ein Engländer bei seiner Rückkehr in die Fremde gesehen hat. Die Leute knieten vor ihm auf den Straßen und nannten ihn Sultan, Retter, Vater. Am nächsten Morgen verbrannte Gordon mit charakteristischer Ungeduld alle Kurbasche oder Peitschen in der Stadt. Bedenklicher scheint es, daß er auch die Steuerschuldbücher der ägyptischen Regierung verbrannte. Die Sudanesen sollten vor allen Geldforderungen der früheren Beamten gesichert sein durch Zerstörung der schriftlichen Urkunden über ihre Schulden. Er öffnete die Kerker und befreite die Gefangenen. Er entsandte die ägyptischen Soldaten und behielt nur einige wenige einheimische Bewaffnete in der Stadt. Zwei andere folgenreiche Schritte waren seine Briefe an den Mahdi, den er als Emir von Kordofan anerkannte, und sein Schreiben an den alten Sobehr in Kairo, den er zum zukünftigen Sultan des Sudan bestimmte. Seine vorläufige Gestattung der Sklaverei, nicht aber der Sklavenjagd, läßt sich aus den Umständen erklären und wohl rechtfertigen.

Weiter als bis hierhin ist es uns nicht vergönnt, den Schleier zu lüften. Ob Gordon dem Mahdi unterliegen oder ein englisch-ägyptisches Ersatzheer ihn noch rechtzeitig aus seiner gefährlichen Lage retten wird: die nächsten Monate werden es zeigen.

Dublin, Juni 1884. Albert M. Selß.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Wenn sonst Betrachtungen über die voraussichtliche Zukunft der gebildeten Welt angestellt wurden, so erschien am fragwürdigsten, was aus dem in der Neugestaltung begriffenen Deutschland, oder aus dem von einer Revolution zur andern rollenden französischen Staate über zehn oder zwanzig Jahre geworden sein werde. Heute hat man den Eindruck, daß — etwa von Rußland abgesehen — kein europäischer Staat einer so problematischen Zukunft entgegengehe, wie der britische, der dem vorigen Geschlechte für die Ewigkeit gegründet zu sein schien. Noch behauptet England die Weltstellung, welche es während der auf Wilhelm III. folgenden anderthalb Jahrhunderte errungen hatte; dem Eindruck, daß der britisch-großstaatliche „Wille zum Leben" in der Abnahme begriffen ist, kann der unbefangene Beobachter sich aber nur mühsam entziehen. Während die innere Entwicklung des aristokratischesten Staatswesens der christlichen Aera einer Demokratisirung entgegentreibt, an welcher das Absterben der alten Lebensmächte noch erheblicheren Antheil zu haben scheint, als die unaufhaltsam vorstrebende Macht der modernen Ideen, kracht es immer wieder in den Fugen des mächtigen Außenwerks, mit welchem das Inselreich sich zu umgeben gewußt hat. Von den Vormauern, welche den anglo-indischen Besitz nach Norden und Nordosten hin umgeben, bricht eine nach der andern zusammen; vor zwanzig Jahren galt die russische Besitzergreifung Samarkands für mit der Sicherheit Indiens unvereinbar, — heute sind Merw und Saraks widerspruchslos in die russische Machtsphäre hineingezogen worden. In dem Lande, das die Verbindung des Mutterlandes mit der mächtigsten seiner Colonien zu sichern bestimmt war, spielt der Sieger von 1882 eine Rolle, deren Kläglichkeit von Monat zu Monat zunimmt, — die von Oliver Cromwell in eine willenlose Domaine des Anglosachsenthums verwandelte grüne Insel ist zum Schauplatz einer permanenten, bis an die Mauern des Londoner Tower reichenden Verschwörung geworden, — dem übrigen Europa aber steht England so ohnmächtig gegenüber, daß es um die Freundschaft derselben Staaten angelegentlichst werben zu müssen glaubt, die noch vor wenigen Jahren sehnsüchtig nach der britischen Alliance ausschauten und von dem Wahlsiege des heute maßgebenden Londoner Staatsmannes eine neue Aera ihrer eignen und der europäischen Politik erwarteten. Zweimonatlicher, immer wieder von außerordentlich peinlichen Rückschlägen begleiteten Anstrengungen Mr. Gladstone's und seiner Collegen hat es bedurft, damit das Zustandekommen der ägyptischen Conferenz auch nur leidlich gesichert wurde, — von der Erreichung dieses bescheidenen Ziels aber heißt es in England selbst, dieselbe sei mit Zugeständnissen an den französischen Nachbarn erkauft worden, welche einer principiellen Anerkennung der früheren ägyptischen Machtstellung der Republik gleichkämen. Und um den Eindruck der Rathlosigkeit des Cabinets von 1880 zu einem vollständigen zu machen, ist dasselbe eben jetzt mit einer publicistischen Leistung hervorgetreten, welche eigens bestimmt erscheint, dem erlittenen Schaden auch noch den entsprechenden Spott hin-

zuzufügen. Die angeblich unwiderstehliche Ueberredungskunst des Verfassers der „Bulgarian horrors“ u. s. w. ist dazu verwendet worden, Frankreich und Rußland zu einer näheren Verbindung mit England einzuladen, — mit demselben England, das sich bereits im Jahre 1880 systematisch um das ihm überreichlich entgegen getragene Vertrauen dieser Mächte gebracht hatte, das Frankreichs coloniale Pläne bei jeder Gelegenheit gekreuzt, Aegypten an sich gerissen und dann würdelos dem islamitischen Fanatismus preisgegeben, Rußland aber zum Wiederanschluß an die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche getrieben hat! Nachdem es so weit gekommen war, daß das Petersburger Cabinet in die 1878 verlassenen Bahnen zurückkehren mußte, und daß Herr Ferry bei jeder Gelegenheit zu verstehen gab, die verhaßten deutschen Feinde seien ihm immer noch lieber, als die guten englischen Freunde, wird der mehr als kindliche Versuch angestellt, einen durch vierjährige staatsmännische Arbeit sorgfältig vorbereiteten, von unerwartet vollständigen Erfolgen gekrönten politischen Aufbau vermittelst einer journalistischen Improvisation in Frage zu stellen! Die an der Erhaltung des Friedens zumeist interessirten Mächte werden eingeladen, von allen seit dem Jahre 1880 gemachten Erfahrungen abzusehen, die ihnen durch die gegenwärtige Combination gesicherten Vortheile in die Schanze zu schlagen und an der Seite des discreditirtesten Staatsmannes seiner Zeit, dem Neuordner und Friedenshort des Welttheils feindlich gegenüber zu treten. Diese Zumuthung wird den Cabinetten von Paris und St. Petersburg just in dem Augenblick gemacht, wo Englands Verlegenheiten hoch genug angewachsen sind, um Frankreich die Restitution seiner ägyptischen Stellung, den Russen eine Niederlassung an der afghanischen Grenze in Aussicht zu stellen und wo die Preisgebung des Sudan selbst den Türken zu einer Auflehnung gegen die britischen Machtgebote Muth gemacht hat! — Der G.-Artikel der „Fortnightly Review“, in welchen dieses Selbstzeugniß unvergleichlichen politischen Dilettantismus niedergelegt worden, wird als Beitrag zur Kenntniß britischer Stimmungen von 1884 für die philosophische Zeitbetrachtung ein dauerndes Interesse behalten, vielleicht noch künftigen Geschlechtern von Werth sein: demselben irgend welche praktisch-politische Bedeutung zuschreiben, hieße sich auf dieselbe Stufe der Urtheilslosigkeit begeben, auf welcher der unbekannte Verfasser zu stehen das Glück hat.

Von dieser merkwürdigen Publication und den auf die ägyptische Conferenz bezüglichen Verhandlungen abgesehen, hat es während der letzten Wochen keine Vorgänge gegeben, welche das gesammteuropäische Interesse berührt hätten. Dank der Friedenssicherheit, welche das Einverständniß der großen Continentalmächte aufzurichten und über den gesammten Welttheil zu breiten gewußt hat, ist es dabei geblieben, daß die Völker der festländischen Culturwelt sich ausschließlich ihren inneren Angelegenheiten widmen dürfen. Seit Abschluß des nunmehr als gesichert anzusehenden Vertrages von Tientsin hat man auch in Paris von den Sorgen der auswärtigen Politik absehen und sich ausschließlich der reich besetzten Tagesordnung zuwenden dürfen, welche die beiden Factoren der französischen Gesetzgebung bei ihrem um die Mitte des vorigen Monats erfolgten Wiederzusammentritt vorfanden. Die oberste Stelle derselben hat die Verfassungsrevision eingenommen, deren Beschränkung auf eine Umgestaltung des Senats und eine Veränderung der Budgetbefugnisse desselben für ausgemacht angesehen werden kann, seit das Cabinet Ferry aus der Tonking-Angelegenheit als unbestrittener Sieger hervorgegangen ist. — Daß die der französischen Verfassung von 1875 zugedachte Abänderung bloße vier Punkte umfassen und daß sie von principiellen Umgestaltungen der bestehenden Ordnung absehen soll, macht ihren Werth und zwar ihren einzigen Werth aus. Von der Beseitigung des Instituts der lebenslänglichen Senatsmitglieder oder der Erhöhung des Einflusses der Abgeordnetenkammer auf die Feststellung des Budgets eine Consolidation der Republik zu erwarten, wird höchstens für ein kleines Häuflein unbelehrbarer Doctrinärer möglich sein, — in Wahrheit zeigen Regierung und Kammermehrheit sich über das auf diese Punkte bezügliche Abkommen nur darum so hoch erbaut, weil dasselbe zur Noth dazu ausreicht, den radicalen Schreiern den Mund zu stopfen und dem Regimente der gegenwärtigen Machthaber

einen populär-demokratischen Anstrich zu geben. Wesentlich zu diesem Behufe sind den auf Zusammensetzung und Budgetzuständigkeit des Senats bezüglichen Bestimmungen die Vorschriften über die Unantastbarkeit der republikanischen Staatsform und über die Abschaffung des bisher bei Eröffnung der Kammer herkömmlich gewesenen Kirchengebets hinzugefügt worden: daß dem veränderungslustigsten aller europäischen Länder durch einen einzelnen Verfassungsparagraphen zu einer definitiven Staatsform nicht geholfen werden könne und daß diesem Lande trotz aller freigeisterischen Allüren seiner heutigen Machthaber sein katholischer Charakter aufgeprägt bleibt, wissen die nüchternen Politiker aller Parteien gleich genau. — Die Zahl dieser Nüchternen ist in dem Frankreich von 1884 aber immer noch größer, als man gemeinhin annimmt. Mit besonderer Deutlichkeit hat sich das bei Gelegenheit der Senatsverhandlungen über das Ehescheidungsgesetz gezeigt, das während der ersten Juniwoche zur Verhandlung kam. Nicht die theoretischen Erörterungen der Naquet und Jules Simon, sondern die praktischen Auseinandersetzungen des Justizministers Martin-Feuillée und des Senators Allou über die mit dem Ehegesetze von 1792 gemachten Erfahrungen und über die Unterschiede zwischen der „sächsischen" und der französisch-lateinischen Auffassung der Familie haben den nachhaltigsten Eindruck gemacht und darauf hingewirkt, daß Ehescheidung und Wiederverehelichungsrecht wieder zugelassen, aber auf diejenigen Fälle beschränkt werden sollten, in denen bisher die separatio quoad mensam et thoram Platz griff. Gegen die Zumuthung, die Unauflöslichkeit der Ehe als solche in Frage zu stellen und die incompatibilité d'humeur in das Recht einzusetzen, welches ihr durch das leichtfertige Gesetz von 1792 eingeräumt worden, hat der Großsiegelbewahrer der Republik sich mit einem Nachdruck verwahrt, wie er bei einem Anhänger des Bonald'schen Gesetzes von 1816 nicht hätte größer sein können. Mit außerordentlicher Schärfe setzte der Justizminister auseinander, daß der zwischen seinen und den gegnerischen Anschauungen bestehende Unterschied sich wesentlich auf einen Punkt, nämlich auf die Frage beschränke, ob die neueröffnete Möglichkeit der Wiederverehelichung Geschiedener der öffentlichen Sittlichkeit zum Nutzen oder zum Schaden gereichen werde. Während von seinem Gegner Simon das Hauptgewicht darauf gelegt werde, daß die Zulassung der Wiederverehelichung die Zahl der Scheidungen in bedenklicher Weise vermehren werde, sei er (der Minister) der Meinung, daß das seit 1816 bestehende Verbot der Wiederverehelichung Geschiedener zu einer erschreckenden Ueberhandnahme des Concubinats geführt habe, und daß es vor Allem darauf ankomme, dieses Uebel zu bekämpfen; in dem Wunsche, der Ehe den Charakter eines consortium omnis vitae zu erhalten, sei die Regierung mit den Gegnern des Naquet'schen Gesetzes so vollständig einig, daß sie zu einer Erleichterung der Ehetrennungen niemals die Hand bieten, niemals ihre Zustimmung dazu ertheilen werde, daß die Mißbräuche der neunziger Jahre und die schmählichen Zustände der Zeiten des Directoriums wieder hergestellt würden. — Mit der Methode, nach welcher die Hauptanwälte des Naquet'schen Antrages die Sache behandelt zu sehen wünschten, contrastirte diese nüchterne und wahrhaft staatsmännische Behandlung der wichtigen Angelegenheit in so wohlthuender Weise, daß Herr Martin-Feuillée ein wesentliches Verdienst um die Senatsabstimmung vom 7. Juni in Anspruch nehmen darf. An Versuchen, den Senatsbeschluß für ungenügend zu erklären und an die „glorreichen" Traditionen der ersten Revolution auch auf dem Gebiete der Ehegesetzgebung anzuknüpfen, wird man es in der Abgeordnetenkammer voraussichtlich nicht fehlen lassen; die Entschiedenheit, mit welcher die Regierung ihre Position genommen und das berüchtigte Gesetz verurtheilt hat, „mit dessen Hilfe es geschehen konnte, daß die Zahl der Ehescheidungen zeitweise diejenigen der Eheschließungen übertraf", läßt den schließlichen Ausgang indessen als gesichert erscheinen.

Sehr viel zweifelhafter als die Aussichten der Verfassungsrevision und des Ehescheidungsgesetzes sind die Chancen des Recrutirungsgesetzes. Gegen Campenon's Vorschlag, das Institut der Einjährig-Freiwilligen zu beseitigen und gleichzeitig mit der ausnahmslos dreijährigen Dienstzeit das zur Durchlöcherung der allgemeinen Wehrpflicht bestimmte „Wehrgeld" einzuführen, haben sich innerhalb wie außerhalb der herrschenden Partei

so zahlreiche und so gewichtige Stimmen erhoben, daß bereits vor Beginn der entscheidenden Verhandlungen davon die Rede gewesen ist, den gegenwärtigen Kriegsminister durch den General Billot zu ersetzen, der bereits früher einmal Campenon's Erbe und Nachfolger gewesen ist. Der größte Theil der Armee theilt die Anschauungen des gegenwärtigen Ministers, dessen Hauptargumente bekanntlich die mit der Nichtsnutzigkeit und dem demoralisirenden Einflusse der goldenen Jugend des Volontariats gemachten Erfahrungen sind; stehen ältere und jüngere Officiere Frankreichs doch zumeist auf dem Standpunkte des Kaiserthums, das den professionellen „troupier" für das wichtigste militärische Element ansah und gebildete Soldaten und Unterofficiere für ebenso entbehrlich hielt, wie den höheren Gesellschaftsclassen angehörigen Subaltern-Officier. An der Opposition gegen die Abschaffung des Volontariats nimmt der französische Handelsstand besonders eifrigen Antheil. Wie aus den Verhandlungen und Eingaben der Handelskammern hervorgeht, hegen dieselben die Befürchtung, die den Vertretern der sogenannten liberalen Berufsarten zugedachten thatsächlichen Exemptionen und Begünstigungen würden auf die kaufmännische Jugend nicht ausgedehnt, die Glieder derselben vielmehr genöthigt werden, die Lasten der dreijährigen Dienstzeit dem vollen Umfange nach und zum Schaden ihrer Ausbildung zu tragen. Mit anerkennenswerther Unbefangenheit ist bei Gelegenheit dieser Verhandlungen von den Vertretern der großen See- und Hafenstädte eingeräumt worden, daß der in dem Handels- und Gewerbeleben Frankreichs fühlbar gewordene Rückgang mit der Unzulänglichkeit der für die Vertreter dieser wichtigen Berufsarten herkömmlichen Bildung in engem Zusammenhang stehe. Der junge französische Kaufmann und Industrielle sei dem deutschen, der mit einer tüchtigen allgemeinen Bildung fast regelmäßig die Kenntniß zweier fremder Sprachen verbinde, nicht mehr ebenbürtig, und darum bei dem in dritten Ländern zu führenden Concurrenzkampfe von vornherein benachtheiligt. Bis zum Jahre 1870/71 habe sich das nicht fühlbar gemacht, weil die alljährlich in großer Anzahl nach Frankreich gekommenen Deutschen alsbald Franzosen oder doch Theilnehmer an französischen Interessen geworden seien. Seitdem dieser Zuzug aufgehört habe und die ehemaligen commerciellen Hilfstruppen Frankreichs dessen gefährlichste Rivalen geworden seien, mache die Ueberlegenheit deutscher sprachlicher und geschäftlicher Bildung sich ihrem ganzen Umfange nach geltend und werde von allen weitersehenden Geschäftsleuten Frankreichs die Nothwendigkeit anerkannt, bessere Mittelschulen zu gründen, die jungen Leute behufs ihrer Ausbildung auf Reisen und in Comptoire des Auslandes zu senden u. s. w. Werde nun die dreijährige Dienstzeit allgemeine Regel, so werde von all dem nicht mehr die Rede sein, sondern im Gegentheil eine weitere Herabdrückung des Bildungsniveaus der kaufmännischen Jugend unvermeidlich werden und die Anwendung derjenigen Hilfsmittel vollständig in Wegfall kommen, denen der deutsche Handelsstand seine Ueberlegenheit und seine großen Erfolge verdanke. Da auf Exemptionen zu Gunsten angehender Kaufleute nicht zu rechnen sei, die Gewerbetreibenden des Landes sich sehr häufig aus den ärmeren Classen recrutirten, für welche das in Aussicht genommene Wehrgeld unerschwingbar sein würde, so bilde die Erhaltung und weitere Ausbildung des Instituts der Einjährig-Freiwilligen geradezu eine Lebensfrage für die wirthschaftliche Zukunft des Landes u. s. w.

Angesichts der schwierigen Lage der französischen Staats-Finanzen und des engen Zusammenhangs zwischen dieser Schwierigkeit und dem wirthschaftlichen Rückgange des Landes läßt sich annehmen, daß die vorstehend angedeuteten, von den „Débats" mit besonderem Eifer und Nachdruck unterstützten Einwendungen gegen das Campenon'sche Recrutirungsgesetz auch da Berücksichtigung finden werden, wo man an und für sich zur Unterstützung der Ferry'schen Regierung gern bereit ist. Wie die zu Anfang des vorigen Monats veröffentlichten Steuerlisten und die gleichzeitig publicirten Ein- und Ausfuhrübersichten ausweisen, dauert die seit Jahr und Tag beobachtete Krisis nicht nur fort, sondern läßt sich eine constante Verschärfung derselben bemerken. Mit den entsprechenden Daten des Vorjahres verglichen, war die französische Ausfuhr um beiläufig 90 Millionen zurückgegangen, das Erträgniß der directen wie der indirecten

Steuern so ungünstig ausgefallen, daß Männer wie Paul Leroy-Beaulieu ein Deficit von 150 bis 200 Millionen (einschließlich der nicht vorausberechenbaren ferneren Unkosten der ostasiatischen Expedition) für unvermeidlich geworden erklärten. Obgleich die Alkoholsteuer und das Tabaksmonopol erhebliche Mehrerträge aufweisen, ist der Finanzminister Tirard nicht im Stande gewesen, seiner Absicht gemäß, vermittelst genauerer Controle der Alkohol-Producenten, das Plus von 50 Millionen einzutreiben, dessen es zur Deckung der von ihm vorausberechneten Ausfälle der Registersteuer bedürfen sollte. Dabei hat es mit der Eintreibung der directen Steuern so erhebliche Schwierigkeiten, daß die Erhebungskosten um nahezu ein Viertel ihres bisherigen Betrages gestiegen sind, und daß städtische und ländliche Executivbeamte mit Schilderungen der ihrem Geschäfte entgegenstehenden Hindernisse einander förmlich überbieten. Mindestens ebenso ernsthaft wie in Paris und an den übrigen Mittelpunkten des Großgewerbes ist nämlich die wirthschaftliche Lage auf dem flachen Lande geworden. Die bei Beginn des Frühjahrs im Generalrathe des Departement der l'Aisne erhobenen Klagen Saint-Vallier's über das trostlose Darniederliegen der Landwirthschaft und die Verödung von hunderten, sonst zu erträglichen Preisen verpachteter Meierhöfe sind aus den verschiedensten Theilen des Landes bestätigt und durch den Regierungsantrag auf Erhöhung der Vieh- und Mehlzölle in aller Form anerkannt worden. Dafür, daß ein *wirklicher*, kein eingebildeter, oder fingirter Nothstand vorliegt, kann keine geringere Autorität als diejenige des den Regierungsvorschlägen durchaus abgeneigten Freihändlers Léon Say angeführt werden. Der ehemalige Finanzminister will von der beantragten Erhöhung der Zölle allerdings nichts wissen, weil er — von den principiellen Gründen abgesehen — die Möglichkeit eines wirksamen Einflusses derselben bestreitet: dafür hat er eine financiell sehr viel tiefer einschneidende, die Landwirthschaft noch unmittelbarer begünstigende Maßregel, nämlich die Herabsetzung der Grundsteuer, empfohlen und mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß diese Steuer Angesichts der zunehmenden Entwerthung des Grund und Bodens eine exorbitant hohe geworden sei.

Wunderbar genug nimmt es sich aus, daß der Mann, der den Rückgang der Staatsfinanzen früher vorausgesehen und rücksichtsloser vorausgesagt hat, als irgend ein anderer Franzose, der bedrängten Staatskasse den Verzicht auf eine Einnahme zumuthet, deren dieselbe heute weniger denn je entbehren kann. Offenbar ist das mit Rücksicht darauf geschehen, daß auch Say die Nothwendigkeit einer Erleichterung der Lage der ländlichen Bevölkerung für unvermeidlich geworden ansieht und daß er keine andere Wahl als diejenige zwischen Herabsetzung der Grundsteuer oder Zollschutz des landwirthschaftlichen Gewerbes vor sich zu haben glaubt. Dem entschiedenen Freihändler *mußte* die erste Alternative die näher liegende sein, während der gegenwärtige Finanzminister Tirard aus ebenso nahe liegenden Gründen für die letztere eingetreten ist. Der Landwirthschaft durch eine Steuerherabsetzung zu helfen, ist der verantwortliche Verwalter der Staatskasse außer Stande, — die vorgeschlagene Zollerhöhung verspricht dagegen eine Vermehrung der Steuererträge, und eine solche nimmt sich gegenüber den heutigen Bedrängnissen zu lockend aus, als daß man sich zu Untersuchungen über die wirthschaftliche Wirkung dieser Maßregel veranlaßt fühlen könnte. Dazu kommt, daß die Regierung neben den wirthschaftlichen gewichtige politische Gründe hat, den französischen Landmann bei Laune zu erhalten. Trotz der unzweifelhaften Besserung, die während der beiden letzten Monate in der allgemeinen politischen Lage eingetreten ist, weiß man in den Regierungskreisen mit der nöthigen Genauigkeit, daß die festesten Stützen der Republik und der herrschenden republikanischen Partei seit Jahr und Tag auf dem flachen Lande zu suchen sind. Auf die besitzenden Classen der großstädtischen Bevölkerung wird seit Menschenaltern von keiner französischen Regierung mehr mit Sicherheit gerechnet, weil diese Classen ebenso bestimmbar wie feige und selbstsüchtig sind. Außerdem kommt noch in Betracht, daß die Zunahme der radikalen und socialistischen Agitation unter den Arbeitern Hand in Hand gegangen ist mit dem Abfall weiter Kreise der Gebildeten von der republikanischen Fahne und dem demokratischen Staatsideal. Warmer und ausgesprochener Sympathien hat die Republik sich auch bei der ländlichen Bevölkerung niemals zu erfreuen gehabt, — da-

für ist der französische Bauer grundsätzlich allen gewaltsamen Veränderungen ab- und dem Glauben zugeneigt, das seit dem Tode des kaiserlichen Prinzen allein möglich gewordene legitime Königthum könne eine Wiederherstellung der alten Lasten und Frohnen im Schilde führen, an welche er durch die drastischen Schilderungen der Bert'schen Schulbücher aufs Neue erinnert worden ist. Von dieser Besorgniß und von der Erinnerung an die centimes additionels der Republik des Jahres 1848 hat das zweite Kaiserthum lange genug gelebt, um den heutigen Machthabern den Gedanken nahe zu legen, daß mit Hilfe einer Steuererleichterung oder (da diese zur Zeit nicht möglich ist) eines Schutzzolles auf die Mehl- und Vieheinfuhr, der Befestigung republikanischer Neigungen bei dem Landvolke dauernder Vorschub geleistet werden könnte. — Das schließliche Geschick der in diesem Sinne geplanten Tarifvorlage läßt sich noch nicht absehen, — um die Nothwendigkeit, irgend Etwas zu Gunsten der landwirthschaftlichen und bäuerlichen Interessen zu thun, werden Herr Ferry und dessen Collegen sicher nicht herumkommen.

Während das republikanische Frankreich immer wieder mit Angelegenheiten beschäftigt ist, die die Interessen der besitzenden Classen in Stadt und Land betreffen, haben die monarchischen Staaten des mittleren Europa ihr Hauptaugenmerk nach wie vor der Besserung der Lage der „wirthschaftlich Schwachen" zugewendet. Bereits vor Beginn der Pfingstferien waren die in dem Abgeordnetenhause des Wiener Reichstags gepflogenen gewerbepolitischen Verhandlungen zu einem Abschluß gediehen, der die Aufmerksamkeit sämmtlicher Nachbarländer auf sich gezogen hat. Neben einer Anzahl wichtiger, wenigstens theilweise über die analogen Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung hinausgehender Beschlüsse zum Schutz der Weiber- und Kinderarbeit, hat die Volksvertretung des cisleithanischen Oesterreichs den Versuch gemacht, mit der Festsetzung eines elfstündigen Normalarbeitstages für die Fabrikarbeiter dem übrigen Europa voranzugehen. Eine Anzahl den Exekutiv-Organen ertheilter Vollmachten zu zeitweisen und dauernden Dispensen von dieser Vorschrift, soll die Durchführbarkeit derselben und die Wahrung der Konkurrenzfähigkeit der österreichischen Industrie sichern; außerdem hat man durch Einführung des obligatorischen Arbeitsbuches und der criminellen Bestrafung des Contractbruches dafür zu sorgen versucht, daß die Begehrlichkeit der Arbeiter innerhalb fester Schranken gehalten werde. Im Zusammenhange mit diesen Maßregeln betrachtet, stellt das von der Wiener Regierung bereits gut geheißene Experiment mit dem Normalarbeitstage sich minder gefährlicher dar, als vielfach angenommen wird. Immerhin bedeutet dasselbe einen denkwürdigen Schritt auf der Bahn staatlichen Eingreifens in die Privatwirthschaft, ein Zugeständniß an die socialpolitischen Zeitideen, von dessen Consequenzen nicht mehr loszukommen sein wird und das auf die Verhältnisse mindestens derjenigen Nachbarländer hinüber wirken muß, die einen Normalarbeitstag für Kinder und jugendliche Personen bereits früher festgesetzt hatten. Gelingt es der westösterreichischen Regierung, dem gefaßten Beschlusse eine gleichartige und allmälig fortschreitende Ausführung zu sichern und die Einführung der Versicherung gegen Unfälle der gewerblichen Arbeiter rechtzeitig ins Werk zu richten, so wird man sich in Wien rühmen dürfen, mit der deutschen Entwicklung Schritt gehalten und dieselbe mindestens an einem Punkte überholt zu haben. Das erscheint um so wichtiger, als jeder auf socialpolitischem Gebiete gemachte Fortschritt Westösterreichs zugleich einen politischen Gewinn, eine Befestigung der österreichischen Staatsidee einschließt. Wird die Masse der Bevölkerung erfahrungsmäßig davon überzeugt, daß es die Wiener Centralstelle ist, von der die Besserung ihrer materiellen Lage herrührt, so kann nicht ausbleiben, daß sich den separatistischen Bestrebungen der slavischen Stämme ein Bleigewicht an die Füße hängt und daß der Einfluß des staatlichen Beamtenthums wieder erstarkt. Den materiellen Interessen des Volks hat die nationalistische Agitation in Böhmen, Mähren, Südtyrol, Krain u. s. w. niemals eigentliche Dienste zu erweisen vermocht — in Galizien hat die Sache sogar umgekehrt gelegen und das Polenthum seinen aristokratischen Charakter niemals verleugnet. Jeder auf gewerblich-socialem Gebiete gemachte und den arbeitenden Classen zum Bewußtsein gebrachte Fortschritt erschließt der Centralstelle darum die Möglichkeit, ihre Unentbehrlich-

keit und Ueberlegenheit zu bethätigen und dem Nationalismus Boden abzugewinnen. Ist die öffentliche Aufmerksamkeit einmal nachhaltig den realen Interessen der Besitzlosen zugewendet, so müssen die bisher in den Vordergrund gedrängten politisch-nationalen Provinzial-Tendenzen von ihrem Einfluß und ihrer Anziehungskraft verlieren.

Neue Belege dafür, wohin die nationalistische Selbstüberschätzung, wenn sie einmal in Zug gekommen ist, zu führen vermag, hat die ungarische Wahlagitation dieser letzten Tage geliefert. Die bedenklichste Seite derselben bilden keineswegs die verbrecherischen Pöbelausschreitungen, zu denen der großmagyarische Radicalismus in den verschiedensten Theilen des Landes das Zeichen gegeben hat. Sehr viel bemerkenswerther erscheint, daß auch innerhalb des Kreises der sogenannten Gebildeten und Gemäßigten selbstverständliche Forderungen der Staatsraison und des Staatsbedürfnisses wie zweifelhafte Probleme behandelt und daß Phrasen, wie das „Hungaria farà da sè" mit zunehmendem Eifer nachgesprochen werden. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Reden liest, in denen die Pesther Staatsmänner ihren Wählern erst haben beweisen müssen, daß die Erhaltung eines gemeinsamen österreichisch-ungarischen Zoll- und Wirthschaftsgebiets nicht als Zugeständniß an das Haus Habsburg und an die Gesammtstaatsidee anzusehen sei, sondern diese Einrichtung sich auf unabweisliche und unabänderliche Bedürfnisse des Landes gründe. Was jeder halbwege urtheilsfähige Zeitungsleser der außerungarischen Welt längst weiß: daß es keine diesen Namen verdienende ungarische Industrie gibt, und daß demgemäß von einem Schutzbedürfniß derselben nicht die Rede sein könne — daß die ungarische Land-, Vieh- und Forstwirthschaft auf den westösterreichischen Markt, das gesammte ungarische Geschäft auf den Wiener Geld- und Creditmarkt angewiesen ist, und daß die Aus- und Einfuhr des Landes vollständig in Frage gestellt würde, wenn dem freien Durchgang derselben durch die cisleithanische Reichshälfte irgend welche Hindernisse in den Weg gelegt würden — das Alles hat den Wählern des Grafen Czapary und anderer Führer der Regierungspartei erst weitläufig auseinander gesetzt werden müssen!

Aus dem östlichen und südöstlichen Europa haben Meldungen von eigentlichem Belang während der Mai- und Juniwochen dieses Jahres nicht vorgelegen. Mag der letzte Grund des zwischen den Regierungen Serbiens und Bulgariens ausgebrochenen Conflicts auch in der Gegensätzlichkeit österreichischer und russischer Sympathien der Betheiligten zu suchen sein — diese Zwischenfälle werden an der friedlichen Gestaltung der Weltlage nicht das Geringste zu ändern vermögen. Die wiederholten Besuche, welche Alexander I. von Bulgarien der k. k. Hofburg abgestattet hat, wollen ungleich mehr sagen, als die zwischen Sofia und Belgrad gewechselten Noten und die Drohartikel, mit denen die südslawischen Zeitungen ihre Spalten füllen. Und was die Hauptsache ist, — in St. Petersburg denkt Niemand daran, an dem Einvernehmen mit den Nachbarländern zu rütteln, das sich auf vorläufige Abstinenz in rebus orientalicis gründet und das durch des Prinzen Wilhelm letzte russische Reise abermals bestätigt worden ist. Daß von richtiger und energischer Benutzung der der St. Petersburger Regierung gegönnten Ruhepause nichts zu hören ist, daß die Fruchtlosigkeit der bureaukratischen Commissions- und Revisionsarbeit vielmehr von Monat zu Monat deutlicher in das Licht gesetzt wird, mag an und für sich bedauerlich sein, wird uns aber unberührt lassen, so lange Herr von Giers am Ruder bleibt und die Thatenlust der Nationalpartei ihr Angesicht statt in den europäischen Westen in den asiatischen Osten wendet. Wir haben am eigenen Herde genug zu thun, als daß wir mehr als die Weiterfristung eines Zustandes anstreben sollten, der uns den freien Gebrauch der eigenen Kräfte sichert. Ob der Juni 1884 kommenden Geschlechtern den Monat der Begründung einer ersten deutschen Colonie in Afrika bedeuten oder ob es bei der Feier des Tages sein Bewenden behalten wird, an welchem der Begründer des deutschen Reiches den Grundstein des Berliner Reichstagsgebäudes legte, dürfte noch eine Weile zweifelhaft bleiben: genug, daß die Nation die Empfindung hat, sich trotz aller inneren Kämpfe und Verwirrungen fortdauernd in aufsteigender Linie zu bewegen.

Literarische Rundschau.

Ein neuer Roman von George Taylor.

Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung von George Taylor. Leipzig, S. Hirzel. 1884.

Der Autor, der unter dem Namen George Taylor schreibt, tritt zum dritten Male mit einem historischen Roman vor das Publicum. Er pflegt eine Gattung, welche Modegattung ist (oder war?); aber er ist kein Nachahmer, sondern schafft seiner eigenen kräftigen Individualität gemäß. Anders geartet, als die Dahn und Wolff, hält er seinen Charakteren moderne Sentimentalität fern. Er strebt nicht gemächlich in die Breite, sondern schildert eine Fülle psychologischer Vorgänge mit knapper Bestimmtheit. Er haftet nicht auf einem Fleckchen Erde, sondern findet überall in der Welt seine Stoffe: in die ersten römischen Kaiserzeiten führte „Antinous", aus dem sechzehnten Jahrhundert war die Geschichte der „Klytia" gekommen, Völkerwanderung in ihren Anfängen unter Valentinian ist das Thema der „Jetta".

Mit Vorliebe schildert Taylor Vorgänge aus der Religionsgeschichte: die Kämpfe der ersten Christen in „Antinous", Hexenprocesse in „Klytia". Auch die neue Dichtung hebt mit theologischen Conflicten an: in die Streitigkeiten der Arianer und Nicäner blicken wir hinein, welche die Herren wie die Diener, Geistliche und Knechte entzweien, und die Fehde um die Wesensähnlichkeit und Wesensgleichheit des Vaters und des Sohnes scheint in den Mittelpunkt der Erzählung treten zu sollen. Zum Glück schiebt aber dieses erste Problem, zu dem wir Heutigen kein Verhältniß haben, ein zweites bei Seite, welches zwar gleichfalls in sehr bestimmte, historisch gegebene Formen gekleidet ist, aber doch in diesen Formen einen rein menschlichen Kern birgt. Es ist, ganz allgemein gesprochen, das Problem der Ehe, das Lieblingsthema moderner Dichtung. Jetta, die stolze, geistreiche Römerin, gibt sich Rothari, dem heldenhaften deutschen Manne. Ein herber Conflict zwischen den beiden so ungleich gearteten Charakteren kann nicht ausbleiben. Zwar hat Rothari, der Heerführer des römischen Kaisers, gelobt, ganz ein Römer zu werden, wie die Gattin es verlangte; aber die Dinge sind stärker als er, das Empfinden des Stammes in ihm regt sich und gewinnt es über den Willen des Individuums, das sich eigenmächtig abwenden zu können meinte von dem Leben seines Volkes. Heftig und heftiger steigern sich die Gegensätze zwischen den Gatten; wird Rothari immer mehr Germane, so wird Jetta wieder Römerin aus voller Seele und zuletzt glauben beide am Grabe ihrer treuen Neigung zu stehen. Erst als die Folge der sich geschickt verschlingenden Ereignisse Rothari in Gefahr und Tod bringt, erwacht der Gattin die alte Liebe wieder, und, eine zweite Kriemhild, rächt sie mit dem Feinde im Bunde an ihrem eigenen Volke den Mord.

Von einer glücklichen Hand sind diese Ereignisse gefunden und gestaltet worden. Rothari's Untergang, wenn auch Zufall und Intrigue ihn herbeiziehen, geschieht aus

innerer Nothwendigkeit, und er läßt eine reine tragische Wirkung zurück. Welch schmerzliche Noth auch den Jüngling angetrieben hat, sein Volk zu verlassen und bei den Römern Dienste zu suchen — der Abfall mußte sich rächen; und gerade daß wir empfinden, wie in solchen Zeiten, wo die Nationen einander bald kämpfend, bald friedlich nahe rücken, die Ueberläufer sich mehren, erhöht den unmittelbaren Eindruck und läßt das Geschehende als ein typisches erscheinen. Und mit kräftig individualisirender Anschaulichkeit hat der Erzähler seine Heldin gestaltet, die hohe und holde Erscheinung, der er, in ihrer schwärmerischen Neigung für das große, ewige Rom, ein stark ideales Moment leiht, ohne daß doch die Wahrheit der Figur dadurch erblaßte. Jetta liebt ihr Rom, und alles Schöne und alles Herrliche scheint sich ihr in dem einen Namen zu verkörpern; aber fein deutet der Dichter von vornherein das Ueberschwängliche in diesem Empfinden an, das phantastische, unruhig flackernde, ein wenig theatralisch aufgeputzte Wesen Jetta's, das stets einer Bethätigung nach Außen, einer Bestätigung von Außen bedarf und dem Wesen des in sich gefesteten, keuschen Germanen gradwegs entgegen ist. Wie dann der Heldin ihr höchstes Pathos, der Glaube an Rom, gestört wird, wie sie Meineid und Verrath bei den Nächsten schrecken, und ein wilder Rachetaumel sie befällt, schildert der Autor; und er gönnt der aus einer römischen Pythia zur Beratherin der Germanen Gewordenen in der Einsamkeit der Wolfshöhle Läuterung und einen reinen Opfertod.

Zu diesen ergreifenden Vorgängen bilden einige humoristische wohlthuend das Gegengewicht, welche sich um die Germanin Bissula gruppiren. Nicht ohne bewußten Gegensatz zu der verwaschenen Figur in Felix Dahn's „Bissula" hat Taylor diese blondhaarige Schöne dargestellt. Ihre frische Ursprünglichkeit und ihre natürliche Laune verläßt Bissula weder, als sie mit dem finstern Mönche Vulfilaich zusammentrifft, noch als ihr großer Gatte, der dicke Poet Ausonius, sie treulos verlassen will; dem Mönche, dem es Gebot ist, nicht mit einem Weibe allein zu sein, antwortet sie mit hellem Lachen: „Du thörichter Knabe, als du zur Welt kamst, warst du doch auch allein mit deiner Mutter", und auf die Frage, ob der Gatte sie gut behandele, gibt sie unbefangen den Bescheid: „Oh, wie sich's trifft. Er ist eben ein Dichter. Bald schlägt er mir Beulen, bald macht er Verse auf mich. Ich will aber doch bei ihm bleiben." In zahlreichen anderen Nebenfiguren, von dem liebenswürdigen Knaben Gratian bis zu der häßlichen Hexe Phorkyas, hat der Dichter gleichfalls sein Gestaltungsvermögen mit Glück bethätigt.

Am Odenwald und der Bergstraße, in der Gegend zwischen Neckar und Rhein, in welcher der Autor selbst heimisch zu sein scheint, und die er liebt, wie seine Jetta sie liebt, läßt er den Roman sich zutragen. Wir sagen „zwischen Neckar und Rhein", obgleich der Verfasser mit der Gewissenhaftigkeit des Gelehrten stets von Nicer und Rhenus spricht. Das gelehrte Element in ihm ist nicht gering, und der Dichter und die Dichtung würde zweifellos gewinnen, könnte er sich entschließen, es noch entschiedener niederzudrücken. In dieser Hinsicht allein erinnert er an seine Collegen vom historischen Roman und gibt sich, in der bequemen, stets neu anhebenden Exposition, in dem zeitweiligen starken Vorwalten eigener Reflexionen, in der ganzen naiven Technik mancherlei Blößen. Und so entschieden er den Charakteren moderne Weichheit fernhält, so ist seine Sprache doch von modernen Wendungen nicht ganz frei; selbst das fürchterliche „ganz und voll" begegnet uns (S. 96). Gerade weil wir die kräftige Erscheinung des Verfassers sympathisch begrüßt haben, wollten wir auch diese geringen Mängel nicht verschweigen, welche eine fortgesetzte poetische Praxis hoffentlich bald beheben wird.

Südamerikanische Studien.

Südamerikanische Studien. Drei Lebens- und Culturbilder. Mutis — Caldas — Codazzi. 1760—1860. Von Herrmann A. Schumacher. Berlin 1884. E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung.

Ein Buch, das mit gleichem Geschick in Auswahl des Stoffes und in Behandlung desselben dem Leser drei Geschenke entgegenbringt: ein abgerundetes Bild aus der für Südamerika bedeutungsvollsten Geschichtsepoche, lebensfrische Bilder hervorragender Persönlichkeiten, die darin spielen, und Erinnerungen an unsern Humboldt, der zur Zeit gerade auf dortigem Boden wanderte.

Am engsten kreuzte er sich mit dem mittleren im Dreigestirn, mit Caldas. Mutis, den „Priester der Natur und Gottes", für seine Landsleute (S. 188), aber auch den Fachmännern ein gefeierter Nestor der Botanik, ehrt aus weiter Ferne der hohe Besucher, der zu seiner Huldigung die beschwerliche Straße eingeschlagen (S. 101), während mit Codazzi ein literarischer Verkehr sich forterhielt im Anschluß an den persönlichen in Paris (S. 310).

Nach Erlöschen der in der Conquista aufleuchtenden Meteore (verderblichsten Brandes meist für einheimische Cultur) lagert über den nächsten Jahrhunderten des Creolenthums eine bleierne Atmosphäre todter Stagnation, gegen Ende erst unterbrochen durch unruhig zuckende Wallungen im Gefühl eigener Unwissenheit, und verstärkt durch den Abstand, als aus Spaniens Hauptstadt José Celestino Mutis ins entlegene Bogota eingezogen war (1761), der „erste Philosoph, der das Land betrat" (S. 80).

Bald gährte es weiter mit den Anregungen, in entzündungsfähige Masse gefallen, und inmitten der vollen Revolutionsflammen, die verheerend dahinrasen in fanatisch-gesteigerter Wuth, steht Caldas' sympathische Gestalt, ein hochbegabter Sohn des Mutterbodens, bis zum kriegsgerichtlichen Spruch, am 29. October 1816, „durch den Rücken erschossen", — nach Erledigung des Gnadengesuchs, mit der Randbemerkung „Abgelehnt, Spanien hat Gelehrte genug" (S. 246), ein Widerspiel mit der Republik, die keine Gelehrte brauchte, als sie Lavoisier guillotinirte.

Nachdem die schweren Gewitterwolken sich allmälig zu zertheilen beginnen und dem halb geschlagenen Lande zeitweis wenigstens ein Sonnenstrahl des Friedens niederblickt, erscheint nach dem Verschwinden der Piratenschiffe, die ihn hergeführt, der Italiener Codazzi, wissenschaftlichen Arbeiten hingegeben, der Vermessung Venezuela's zunächst, und dann bald den Kartenaufnahmen von Neu-Granada, die in Verknüpfung mit den Eisenbahnbauten des Isthmus, auf „seiner ersten Locomotivfahrt in Amerika" (S. 392) mitten hineinführen in unsere lebendige Gegenwart des Heute auf amerikanischer Erde.

Wie sehr an Gestaltung dieses „Heute" auch der Verfasser des obigen Buches sein Theil mitgewirkt, das wissen Alle, die seine langjährige Thätigkeit als deutscher Generalconsul in New-York kennen, sowie die dieser vorausgegangene Ministerresidentur in Bogota. Dort bot sich der Anlaß zu der vorliegenden Publication, welche bei der sorgsamen Pflege, die ihr unter anstrengendster Beschäftigung stets wieder zugewandt worden, daraus schließlich als ein in seiner Art vollendetes Meisterstück hervorgegangen ist. A. B.

ρ. **Gedichte** von **Friedrich Rückert.** Auswahl des Verfassers. Mit Zugaben. 21. Aufl. Mit dem Bildniß des Verfassers. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1884.

Es ist die alte Auswahl, wie wir sie seit nunmehr über vierzig Jahre schon kennen und in welcher Rückert populär geworden ist. Aber manch' ein Gedicht findet sich hier, welches zum ersten Mal aus der Gesammtausgabe oder selten gewordenen früheren Auflagen Rückert'scher Gedichte herübergenommen worden, so das herrliche, „Roland der Rief', am Rathhaus zu Bremen", das bisher nur hier und da noch in den Schulbüchern vorkam; und drei Gedichten begegnen wir aus Rückert's Nachlaß, von denen namentlich das letzte, welches der Dichter am 29. Januar 1866, zwei Tage vor seinem Tode schrieb, tief ergreifend ist:

Verwelkte Blume,
Menschenkind,
Man senkt gelind
Dich in die Erde
Hinunter;
Dann wird ob dir
Der Rasen grün,
Die Blumen blüh'n,
Und du blühst
Mitten drunter.

Ein Wort zum Lobe Rückert'scher Poesie zu sagen, ist — Gott sei Dank! — nicht nothwendig; sie gehört zu unsrem Leben und Geschlecht nach Geschlecht erfreut sich an ihr, wie an Etwas, das unvergänglich ist und immer jung bleibt.

εζ. **Raskolnikow.** Roman von F. M. Dostojewski. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel. Drei Bände, Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1882.

Der vorliegende Roman ist einer der psychologisch interessantesten, welche die neuere realistische Strömung in der Literatur Rußlands aufzuweisen hat und das Schicksal seines Verfassers ebenso merkwürdig wie charakteristisch für die öffentlichen Zustände seines Vaterlands. Im Jahre 1849, ein Achtundzwanziger, wurde Dostojewski als Mitglied der sogenannten Petroschewski'schen Verschwörung zuerst zum Tode verurtheilt, dann aber zur Zwangsarbeit und zum Soldatendienst in Sibirien begnadigt. Die furchtbare Leidensschule, die er hier unter dem Auswurfe der Menschheit durchmachen mußte, fand in den „Memoiren aus dem todten Hause", d. h. aus dem Zuchthause, in der Schilderung von Verbrechertypen einen rührenden Ausdruck. Als sein bestes Werk muß aber der Roman bezeichnet werden, von dem Henckel eine lesbare deutsche Uebersetzung geliefert hat. Das Werk schildert uns das Schicksal eines armen russischen Studenten, der unter der Einwirkung unverdauter Lectüre und in der Verzweiflung über seine und seiner Angehörigen Lage eine alte Wucherin erschlägt, dann aber von dem quälenden Gefühl, aus der Gemeinschaft ehrlicher Menschen ausgestoßen zu sein, innerlich so tief gedemüthigt wird, daß er ein offenes Geständniß seiner Schuld schließlich als eine Erleichterung empfindet. In der Analyse dessen, was zum Verbrechen führt und aus diesem wieder das Sühnebedürfniß herauswachsen läßt, entfaltet Dostojewski seine eigentliche Meisterschaft. Er ist in diesen Dingen ein vollendeter Beobachter und fortreißender Erzähler, sein Roman ohne Frage für die Beurtheilung des russischen Geisteslebens ein Document ersten Ranges. Auch das Dutzend Figuren, welches in nähere oder entferntere Beziehung zum Haupthelden gebracht ist, verräth eine ungewöhnliche Kraft der Phantasie. Nur die Composition läßt mancherlei zu wünschen übrig, da Dostojewski nicht wie Turgenjew die kunstvolle Gliederung und Umrahmung seines Stoffes von den Franzosen gelernt hat. Der Dichter ist einer der populärsten in Rußland, dessen ganze Intelligenz im Jahre 1881 an seinem Sarge trauerte.

οβ. **La cruche cassée.** Comédie de Henri de Kleist. Illustrée par Adolphe Menzel. Paris, Librairie de Firmin-Didot & Cie.

Zwei deutsche Künstler in Frankreich so würdig geehrt zu sehen, wie es durch die vorliegende Prachtausgabe geschieht, ist höchst erfreulich. Die ausgezeichneten Illustrationen, welche Menzel in freiem Anschluß an den „zerbrochenen Krug" geliefert hat, sind hier wiederholt, und eine Uebersetzung des Kleist'schen Lustspiels (die nothgedrungen die Jamben des Originals in Prosa auflöst) ist von Mr. Alfred de Lostalot geliefert, welcher auch in einer knappen Einleitung von Kleist's und Menzel's Schaffen und Sein in enthusiastischen Worten berichtet. Daß eine Natur von so ausgeprägt deutscher Eigenart, wie jene Kleist's, in Frankreich doch ihre Verehrer findet, hat schon vor fünfundzwanzig Jahren Mr. Saint René-Taillandier gezeigt, der in der „Revue des Deux Mondes" eine anschauliche Studie über den Dichter geliefert hat, zu derselben Zeit, als eben in Deutschland das Verständniß für Kleist erwachte; jetzt treten die Gestalten jener niederländischen Bauern, welche der Dichter einst auf einem französischen Kupferstich geschaut und in den Bereich seiner Kunst überführt hat, vor das französische Publicum hin, und das bunte Treiben des „juge de paix Adam" und der „Dame Marthe Rull" erinnert vielleicht die Leser an jene nationalen Farcen, nach Art des „Maitre Patelin", und an die Molière'schen Meisterwerke, welche auf die Conception des eben aus Frankreich heimkehrenden Dichters nicht ohne Einfluß geblieben sind.

λ. **Richard Wagner.** Erinnerungen von August Lesimple. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Liebenswürdige Erinnerungen an den großen Heimgegangenen von einem seiner eifrigsten und treuesten Verehrer und Freunde. Der Verfasser gibt seine Aufzeichnungen nicht als einen Beitrag zur Charakteristik der Werke Richard Wagner's — obgleich sie auch auf dieselben wiederholt ausführlich Bezug nehmen, — sondern beschäftigt sich überwiegend mit seiner Persönlichkeit. Er erzählt in unterhaltender Weise speciell von seinem wiederholten Zusammentreffen mit Wagner und hebt dabei liebevoll die vielen Vorzüge im persönlichen Verkehr des Meisters mit seinen näheren Bekannten hervor. Das sich so bescheiden gebende Büchlein wird sicherlich für den späteren Biographen Wagner's von Nutzen sein und aus diesem Grund allein hat es auch der Autor veröffentlicht — ein kleiner Stein zu einem großen Denkmal.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 1. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackermann. — Repertorium der landesthümlichen Litteratur für den preussischen Regierungsbezirk Kassel. Bearbeitet von Dr. Karl Ackermann. Kassel, Ferd. Kessler. 1884.

Alberti. — Herr L'Arronge und das „Deutsche Theater". Drei Briefe an eine Freundin von Conrad Alberti. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Amiel. — Fragments d'un journal intime par Henri-Frédéric Amiel. Précédés d'une étude par Edmond Scherer. Tome II. Genève, H. Georg. 1884.

Baumgart. — Grundsätze und Bedingungen zur Erlangung der Doctorwürde bei allen Facultäten der Universitäten des Deutschen Reichs. Unter Benutzung amtlicher Quellen zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Max Baumgart. Berlin, R. v. Decker's Verlag. 1884.

Bergner. — Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. Leipzig, Hermann Bruckner. 1884.

Blum. — York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Hans Blum. Leipzig, Duncker & Humblot. 1884.

Blum. — Junius. Schauspiel in vier Acten von Hans Blum. Leipzig, Duncker & Humblot. 1884.

Boito. — Gite di un artista di Camillo Boito. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Boito. — Leonardo, Michelangelo, Andrea Palladio. Studii artistici di Camillo Boito. Seconda edizione. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten. 112/115. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Brunier. — Die Perle im deutschen Städtekranze. Von Ludwig Brunier. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1884.

Brunier. — Eine mecklenburgische Fürstentochter (Helene, Herzogin von Orleans). Von Ludwig Brunier. Dritte Ausgabe. Norden, Hinricus Fischer. 1884.

Bruns. — König Enzio von H. Bruns. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung 1884.

Byron. — Lara di Lord Giorgio Byron. Traduzione di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Byron. — Mazeppa di Lord Giorgio Byron. Traduzione di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Calvo. — Los nombres de los dioses Ra, Osiris, Belo, Jehová, Elohim, Melkarte, Adonis, Brahma, Indra, Saturno, Júpiter, Minerva etc. etc. por Estanislav Sánchez Calvo. Madrid, Enrique de la Riva. 1884.

Carcano. — Dolinda di Montarfano. Novella campestre. — Gli orfani i fanciulli di Valsugana. Idilli malinconici. Di Giulio Carcano. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Carcano. — Elvezia. Dal Verbano Versi editi ed inediti di Giulio Carcano. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Das Großherzogthum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirthschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Nebst vollständigem Ortsverzeichniß. Nach amtlichem Material bearbeitet. 4. Lfg. (Mit einer Uebersichtskarte von Baden.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag. 1884.

Deutsche Volks- und Familien-Bibliothek. Herausgegeben von Albert Johannsen. 1. Hft. Husum, Christiansen & Bollmann. 1884.

Didon. — Die Deutschen. Von Pater Didon. Autoris. Uebersetzung von Stephan Born. Basel, M. Bernheim. 1884.

Die Offiziere. — Gegen Colmar Freiherrn v. d. Goltz-Pascha und Gesinnungsgenossen von dem Verfasser von „Die Vorrechte der Offiziere". Viertes Tausend. Berlin, Walther & Apolant. 1884.

Dulk. — Der Irrgang des Lebens Jesu. In geschichtlicher Auffassung dargestellt von Albert Dulk. I. Theil: Die historischen Wurzeln und die galiläische Blüthe. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1884.

L'Égypte et l'Europe par un ancien juge mixte aujourd'hui juge à la cour d'appel d'Arnhem (Holland). II. Leiden, E. J. Brill. 1884.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgeg. von Prof. Dr. H. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenberg, Dr. Ant. Reichenow etc. etc. I. Abth. 37. Lfg. II. Abth. 21/22. Lfg. Breslau. Eduard Trewendt. 1884.

Fetzer. — Philosophische Leitbegriffe. Von Carl August Fetzer. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung. 1884.

Fielt. — Ein Märtyrer. Roman von Charlotte Fielt. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Ganghofer. — Aus Heimat und Fremde. Novellen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Gaedertz. — Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. Von Karl Theodor Gaedertz. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Gaedertz. — Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Theodor Gaedertz. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Goedeke. — Grundrisz zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Erstes Heft. Bogen 1—14. Zweite, gänzlich umgearb. Auflage. Dresden, Ls. Ehlermann. 1884.

Goldoni. — Memorie di Carlo Goldoni. Per l'istoria della sua vita e del suo teatro. Leipzig, Siegismund & Volkening. 1884.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Culturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von Dr. E. Götzinger. Zweite vollständig umgearb., vermehrte u. illustr. Auflage. 1. Lfg. Leipzig, Woldemar Urban. 1884.

H. — Die sechs Großen. Schauspiel in fünf Acten von A. H. Karlsruhe, J. J. Reiff. 1884.

Haberland. — Eine Konferenz zwischen Schule und Haus oder: Wodurch werden wir den Forderungen eines zeitgemäß praktisch-ideal erziehenden Unterrichts unserer Töchter gerecht? Von Dir. Wilh. Haberland. Dresden, E. Pierson. 1884.

Hamerling. — Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1884.

Heine. — Heinrich Heine's Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Erweiterung herausgegeben von Eduard Engel. Zehntes Tausend. Hamburg, Hoffmann & Comp. 1884.

Henne am Rhyn. — Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré, und 100 Textillustrationen. Lfg. 15/18. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1883.

Heyse. — Buch der Freundschaft. Neue Folge. Von Paul Heyse. XVII. Samml. der Novellen. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Hoppe-Seyler. — Ueber die Entwickelung der physiologischen Chemie und ihre Bedeutung für die Medicin. Rede von Felix Hoppe-Seyler. Strassburg, Karl J. Trübner. 1884.

Hornbostel. — Umsonst. Eine Liebes- und Waidmannsgeschichte aus den Bergen von Klaus Hornbostel. München. Friedr. A. Ackermann. 1884.

Jäger. — Geschichte der Römer. Von Dr. Oscar Jäger. Fünfte verb. Aufl. Zweites Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1884.

Jordan. — Durch's Ohr. Lustspiel von Wilhelm Jordan. Fünfte Auflage. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1884.

Kaden. — Die Riviera von Prof. W. Kaden und Maler Hermann Nestel. 5/7. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Kleinpaul. — Der Prinzenraub. Vaterländisches Drama in fünf Acten von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1884.

Landau. — Rom, Wien, Neapel während des spanischen Erbfolgekrieges. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum von Dr. Marcus Landau. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Langenscheidt's Notwörterbücher: Notwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lecture und Conversation. In drei Teilen. Von Oberlehrer Dr. E. Muret. — Notwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. In drei Teilen. Von Prof. Dr. Césaire Villatte. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Langl. — Jos. Langl's Bilder zur Geschichte. Ein Cyclus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen in Lichtdrucken nach den Original-Oelbildern. Mit erklärendem Text. 1/2 Lfg. Wien, Eduard Hölzel. 1884.

Lippert. — Deutsche Festbräuche. Dem Volke culturgeschichtlich erzählt von Julius Lippert. Herausg. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag, Verlag des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1884.

Longfellow. — Miles Standese e scelte poesie libriche di E. W. Longfellow. Traduzione di Giacomo Zanella. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Longfellow. — Evangelina di E. W. Longfellow. Traduzione di Giacomo Zanella. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Lülmann. — Ueber den Begriff amor dei intellectualis bei Spinoza. Von Dr. C. Lülmann. Jena, Frommann'sche Buchdruckerei. 1884.

Lützow. — Die Kunstschätze Italiens. In geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von F. Böttcher, L. H. Fischer, W. Krauskopf ꝛc. ꝛc. XX. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. 1884.

Maffei. — Libriche varie di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Metternich. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfred von Klinkowström. Autorisirte deutsche Orig.-Ausgabe (Schluß-Bd.). Wien, Wilhelm Braumüller. 1884.

Meyer. — Geschichte der Preussischen Handwerkerpolitik. Nach amtlichen Quellen von Dr. Moritz Meyer. I. Bd. Die Handwerkerpolitik des Grossen Kurfürsten und König Friedrich's I. (1640—1713). Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Band 3. München und Leipzig. R. Oldenbourg. 1884.

Pfeiffer. — The rhyme of the lady of the rock and how it grew. By Emily Pfeiffer. London, Kegan Paul, Trench & Co. 1884.

Ploss. — Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. 1. Lfg. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 1884.

Raffay. — Die Memoiren der Kaiserin Agrippina. Von Dr. Robert Raffay. Wien, Alfred Hölder. 1884.

Richter. — Für Lebenskunst. Winke und Aphorismen. Von Louis Richter. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Buchhandlung. 1884.

Riehl. — Geschichte des Sittenbildes von der deutschen Kunst bis zum Tode Pieter Brueghel des Aelteren von Dr. Berthold Riehl. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Roi. — Die evangelische Christenheit und die Juden unter dem Gesichtspunkte der Mission geschichtlich betrachtet. Von Lic. J. F. A. de le Roi, Pastor. I. Bd. Karlsruhe u. Leipzig, H. Reuther. 1884.

Rolph. — Biologische Probleme, zugleich als Versuch zur Entwicklung einer rationellen Ethik von W. H. Rolph. Zweite, stark erweit. Auflage. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1884.

Rotterdam. — Das Lob der Thorheit. Aus dem Lateinischen des Erasmus von Rotterdam, verdeutscht von Sebastian Frank. Bevorwortet und mit Anmerk. versehen von Ernst Goetzinger. Leipzig, Woldemar Urban. 1884.

Rumbauer. — Römische Mosaik. Roma. — Neapolis, — Atelier-Geheimnisse. Von M. Rumbauer. Berlin. Internationale Buchhdlg. (J. Gerstmann). 1884.

Rytz. — Carl Albrecht Reinhold Baggesen, Pfarrer am Münster zu Bern, ein Lebens- und Zeitbild aus der bernischen Kirche, vorzugsweise auf Grund seines schriftlichen Nachlasses entworfen von Dan. Albrecht Rytz. Mit einem einleit. Vorwort von Dr. H. Gelzer. Mit Baggesen's Porträt. Basel, Ferd. Riehm. 1884.

Sailer. — Der Preußische Staatsrath und seine Reactivirung. Unter Benutzung archivalischer Quellen von F. Sailer. Mit 18 Beilagen. Berlin, A. Deubner. 1884.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XIX. Serie. Heft. 439: Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. Von Dr. W. Uhlig. Heft 440: Unsere Kaisersage. Von Dr. Joh. Häußner. Berlin, Carl Habel. 1884.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedrich Pfaff. XI. 7. Heft: Die deutsche Druckschrift. Von Reinhold Bechstein. 8. Heft: Alte und neue deutsche Renaissance an und in unserer Wohnung. Von Theodor von Huber-Liebenau. 9. Heft: Das Armenwesen in Baden. Von H. Schmitthenner. 10. Heft: Johanna Fichte. Von Dr. Arthur Richter. XII. 1. Heft: Die Grenzen der Sichtbarkeit. Von Dr. Friedrich Pfaff. 2. Heft: Norwegen. Von Dr. Theod. Fischer. 3. Heft: Deutsches Städtewesen am Schluß des Mittelalters. Von Dr. K. Lamprecht. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1884.

Schäffer. — Der Raum. Studie zu einer kineto-monistischen Weltanschauung von Ludwig Schäffer. Wien, Carl Konegen. 1884.

Scherer. — Geschichte der deutschen Litteratur. Von Wilhelm Scherer. Zweite Ausgabe. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlg. 1884.

Schletterer. — Studien zur Geschichte der französischen Musik. Von H. M. Schletterer. Theil I: Geschichte der Hofkapelle der französ. Könige. Theil II: Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigerkönige. Berlin, R. Damköhler. 1884.

Schrader. — Der tausendjährige Rosenstock am Dome zu Hildesheim. Von Gerhard Schrader. Hildesheim, Franz Bergmeyer. 1884.

Schuller. — Reinold. Ein Bild aus den Karpathen von Gustav Schuller. Zweite revid. Aufl. Wien, Carl Graefer. 1884.

Schweiger-Lerchenfeld. — Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeers und seines Lebens. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. 1. Heft. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1884.

Semler. — Das Reisen nach und in Nord-Amerika, den Tropenländern und der Wildniß, sowie die Tour um die Welt. Ein praktisches Handbuch mit einem Anhang: Wo bleiben die Vermißten? — Von Heinrich Semler (San Franzisko). Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandl. 1884.

Siciliani. — Rinnovamento e filosofia internazionale. Discorso di Pietro Siciliani. Seconda impressione. Bologna, Nicola Zanichelli. 1884.

Spielberg. — In nomine Dei. Worte des Herzens von Otto Spielberg. Zürich, Th. Schröter. 1884.

Steiger. — Elias Notvest. Eine epische Dichtung in Liedern und Sprüchen von G. Steiger. Zweite Auflage. Zürich, Th. Schröter's Verlag. 1884.

Supan. — Grundzüge der physischen Erdkunde von Alexander Supan. Mit 139 Abbildungen ꝛc. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Trinius. — Märkische Streifzüge. Nördlich von Berlin. — An der Oberspree. — Havellandschaften. — Quer über den Fläming. Von A. Trinius. Berlin, Schmidt & Sternaux. 1884.

Untersuchungen aus der alten Geschichte. Fünftes Heft: Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus von Dr. Carl Fuchs. Wien, Carl Konegen. 1884.

Verhandlungen der Gesellschaft zur Erdkunde zu Berlin. Bd. XI. 2/3. Hft. Berlin, Dietrich Reimer. 1884.

Vigny. — Ausgewählte Gedichte von Alfred de Vigny, übertragen von Johannes Karsten. Nebst einer biographischen Charakteristik. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

Vigny. — Soldatenschicksal. Von Alfred de Vigny. Nach der 13. Aufl. des französ. Originals übertragen von Johannes Karsten. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

Vogt. — Das pädagogische Universitäts-Seminar in seinem Verhältniss zu den in Preussen und Oesterreich bestehenden gesetzlichen Vorschriften über die Bildung der Lehrer an höheren Schulen. Von Prof. Dr. Theodor Vogt. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Welhaven. — Ausgewählte Gedichte von Johan Welhaven. Im ursprünglichen Versmaße aus dem Norwegischen übertragen von Dr. Hermann Neumann. Cottbus, Schauenburg's Buchhandlung. 1884.

Welten. — Nicht für Kinder! Ein Novellenbuch von Oskar Welten. Berlin, Wilhelm Jßleib. (Gustav Schuhr.) 1884.

Wiener Neudrucke. — Hft. 7: Briefe über die Wienerische Schaubühne von J. von Sonnenfels. 1768. — Hft. 8: Vier dramatische Spiele über die zweite Türkenbelagerung aus den Jahren 1683—1685. Wien, Carl Konegen. 1884.

Zeitschrift. Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jhrg. 1884. 4. Heft. München, R. Oldenbourg. 1884.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. W. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XIII. Heft 198: Die Donau. Von Dr. Theodor von Bunsen. Berlin, Carl Habel. 1884.

Zöller. — Pampas und Anden. Sitten- und Culturschilderungen aus dem spanisch redenden Süd-Amerika mit besonderer Berücksichtigung des Deutschthums von Hugo Zöller. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Geld.

Novelle von **Karl Frenzel.**

(Schluß.)

IV.

Früher als gewöhnlich war Dorothea nach einem unruhigen, von widrigen Träumen geängstigten Schlummer erwacht. Die siebente Stunde zeigte die Uhr auf ihrem Nachttisch. Nur im spärlichen Schimmer konnte die Morgensonne durch die doppelten Vorhänge in ihr Gemach dringen und doch drückte sie wie geblendet die jäh geöffneten Augen vor der Helle wieder zu und eine fliegende Hitze überlief sie. Erschreckten sie noch die letzten verwehenden Bilder eines Traumes, glühte ihr Blut noch von der Aufregung des Festes? Nun lag sie still, mit geschlossenen Lidern, nur zuweilen durch die Wimpern blinzelnd. Draußen auf den Bäumen des Gartens lärmten die Sperlinge. Ein Bitteres war in ihr, das nicht aus ihren Gedanken, nicht aus ihrem Gemüth weichen wollte, wie ein unangenehmer Geschmack auf der Zunge.

Was würde ihr der heutige Tag bringen? In den seltensten Fällen hatte sie sich eine solche Frage gestellt: kaum drei- oder viermal in ihrem Leben. Wochen, Monate und Jahre war sie ohne Sorge und ohne Reue dahingeschritten. Seit ihr Kind ihr gestorben, hatte sie jede festhaltende Theilnahme für ein Bestimmtes verloren; leichten Sinnes und kalten Herzens sah sie in die Welt. Befürchtete sie etwas Besonderes von den kommenden Stunden? Nein, Furcht hätte sie die Empfindung des Widerwärtigen in ihr nicht nennen mögen. Ihr fiel ein, daß sie am Morgen vor ihrer Trauung auch so zwischen Schlaf und Wachen in ihrem Bette gelegen und mit demselben bitteren Gefühl gekämpft habe. Der Mann, dem sie damals ihre Hand gegeben, war weder jung noch artig, dennoch hatten alle ihre Freundinnen ihr denselben mißgönnt und sie selber hatte sich gesagt, daß sie bei ihrer Armuth mit einem armen Manne, auch wenn sie ihn liebte, schlechter fahren würde, als mit einem reichen Manne, den sie nicht liebte. Hatte sie jemals etwas so recht von Herzen geliebt? Als Kind ihren Vater, als Mutter ihr eigenes Kind, würde sie geantwortet haben. Aber der Tod hatte ihr Beide entrissen. Und wenn ihre Liebe auf eine harte Probe ge-

stellt worden wäre? Wer weiß, was geschehen, sie hätte nicht für sich gut sagen können. Geld und Glanz: das war immer ihr Wunsch und ihr Streben gewesen. Kann ich dafür? und sie schob die Arme unter den Kopf. Ich bin die Tochter meines Vaters.

Sie gedachte der Kindheit, der ersten glücklichen Jugend. Was war aus dem Schlosse, dem schattigen Park, was aus ihrem Ponnywagen geworden? Früh hatte sie sich an Geschmeide und Seide, an jeden Luxus gewöhnt, trotz der Einsprache der Mutter war ihr jeglicher Wunsch erfüllt worden. Eines Tages war dann der Vater verschwunden, sie hatten das Schloß verlassen und eine enge dumpfe Wohnung drei Treppen hoch in der Stadt beziehen müssen, ohne Aussicht auf einen grünen Fleck oder einen Baum. Zuerst hatte sie Alles für einen bösen Traum, eine Verzauberung und den wunderlichen Mann, der sie ab und zu aufsuchte, mit der Mutter zusammensaß und rechnete und schalt und grollte, für den Hexenmeister gehalten, allmälig begriff sie das Geschehene: das Unglück und die Verschuldung ihres Vaters, ihre Armuth. Frühreif, wie sie in der Schule der Noth wurde, erkannte sie bald, daß der einzige Schatz, den sie besaß, ihre Schönheit war. Das Dasein einer Arbeiterin oder einer Dienerin zu führen, widerstand ihrem herrischen Wesen, entbehren hatte sie gelernt, aber nicht gehorchen. Und auch dies Entbehren nur in der Hoffnung, die jeder Blick in den Spiegel in ihr erweckte, daß ein freundlicher Zufall es bald in Fülle verwandeln würde. Alles, was sie von ihrer Mutter, was sie von ihrem Vormund hörte, lief auf das Eine: Geld! hinaus. Nicht allein in der Dürftigkeit ihrer Lage, auch in den Erinnerungen an das vergangene Glück, in der Ausmalung der Zukunft spielte das Geld die entscheidende Rolle: es war der Zauberstab, der alle Verwicklungen löste, von allen Sorgen befreite und das Leben erst lebenswerth machte. Hin und her, Tag und Nacht sann Dorothea, wie sie Geld, viel Geld erwerben könne, ihre Hand bebte, wenn sie ein Goldstück berührte. Hätte sie doch ein ausgesprochenes Talent für die Schauspielkunst, für die Musik besessen! So blieb ihr nichts, als die Aussicht auf eine reiche Heirath. Als sich ihr die Gelegenheit bot, hatte sie mit beiden Händen zugegriffen, unbekümmert um die Folgen.

Und jetzt? Sie biß die Zähne auf einander, Ueberdruß und Empörung erfüllten sie. Warum war sie so dumm gewesen? Sie hatte ihre Freiheit und ihre Schönheit zu einem unwürdigen Preise verkauft. Sie hatte, als sie ihr Jawort gab, nicht gewußt, was Reichthum ist, nicht geahnt, wohin sich ihre Begierden versteigen würden. Der Umzug aus ihrer häßlichen Wohnung in das weiträumige Haus ihres Gatten mit dem großen Garten, den hohen Platanen, der Wohlstand, der sie umgab, die Sicherheit des Daseins gegenüber dem steten Kampf mit dem Leben, den sie bisher mit ihrer Mutter geführt, hatten eine Weile alle ihre Wünsche zum Schweigen gebracht, glänzender, als sie es je hatte erwarten dürfen, war ihre Lage geworden. Die Geburt ihres Kindes schien ihr noch einen festeren Halt in dem Bestehenden zu geben und ihr bewegliches Herz für immer vor ausschweifenden Träumen zu sichern. Aber konnte, was der Mutter genügte, auch einer jungen Frau genügen, die zum ersten Male auf Reisen kennen gelernt hatte, was Reichthum ist und das Leben im großen Stil? Eitel und

leichtsinnig war sie immer gewesen, nun erweckten die Huldigungen, die ihrer Schönheit gespendet wurden, die Beispiele, die sie um sich sah, die Verlockungen, denen sie ausgesetzt war, abenteuerliche Begierden in ihr. Unter der Obhut eines älteren Ehepaares war sie in dem schönen berauschenden Nizza geblieben. Sie that nichts, was einen Makel auf sie hätte werfen können. Aber sie genoß doch eine ungleich größere Freiheit, als wenn sie in der Begleitung ihres Gatten gewesen wäre. Um einmal das Glück zu versuchen, spielte sie in Monte Carlo. Sie hatte Glück, sie gewann kleine Summen. Wenn ich allein, wenn ich frei wäre — hatte sie oft gedacht, wenn sie im besten Zuge den Spieltisch in Rücksicht auf ihre Freunde verlassen mußte. Mit dem tiefsten Widerwillen gegen Friedloß war sie zurückgekehrt. In das Gefängniß, sagte sie mit zuckender Lippe. Und sie war erst fünfundzwanzig Jahre alt!

Bekanntschaften, Vergnügungen, Feste sollten ihren Unmuth zerstreuen und ihren ungestümen Drang nach etwas Namenlosem befriedigen. Denn sie hatte keinen Namen für das, was sie in diesem gesellschaftlichen Verkehr und Wirbel suchte. Glück, Liebe, ein Abenteuer? Sie öffnete die Augen und starrte an die Decke, als ob dort in einem leuchtenden Fleck das geheimnißvolle Wort in Flammenschrift erscheinen müsse. Aber es war nur ein Reflex der Morgensonne, der sich nicht zu Buchstaben formen wollte. Vermochte sie das Ziel ihrer Sehnsucht auch nicht zu nennen, ihr gegenwärtiger Zustand, ihr Leben in diesem Hause, ihre Ehe waren ihr verhaßt. Wenn er wüßte — und unwillkürlich lachte sie spöttisch unter der Decke. Allein er war so einfältig, in seiner Actenweisheit so weltunerfahren, daß er sich wohl noch nie gefragt, mit welchem Gelde sie ihre Feste, ihre Kleider, ihr ganzes Treiben bestritte. Oder war doch eine Ahnung in ihm aufgestiegen? Als sie neulich Geld von ihm gefordert, hatte er sie so sonderbar angesehen. War sie schon auf dem Grunde des Brunnens, war sein Vermögen erschöpft? Und darum habe ich so lange in dieser Knechtschaft ausgehalten! So arm ist er! Es lohnte sich auch, ihn zu heirathen. Sie fühlte einen Heißhunger, eine Genußfähigkeit in sich, Millionen zu verzehren. Und wie wenig forderte sie von ihm! Nur, wenn sie sich keinen andern Ausweg wußte, nahm sie zu ihm ihre Zuflucht. Sie borgte, sie spielte heimlich an der Börse, sie hielt auch selbst einmal „zum Scherz" in dem Kreise ihrer Vertrautesten die Bank, zuletzt hatte sie einen alten Freund, einen Geizigen, einen Wucherer ... Ein häßlicher Gnom, nur daß er im Golde wühlte.

Wie schmutzig ist das Geld durch die Berührung der tausend Hände, in denen es seinen Kreislauf vollendet! Man darf es nicht so genau betrachten, nicht forschen, woher es kömmt. Alles Irdische hat einen herben Beigeschmack, einen Modergeruch, wenn man es analysirt ... Die Hauptsache ist, daß er mir die Summe gibt, die ich brauche! sagte sie, alle andern Gedanken von sich abweisend. Gleichviel durch welche Mittel — mit beiden Füßen zugleich sprang sie aus dem Bette. Sie hielt in den Kissen und Decken nicht länger aus, es war ihr einen Augenblick gewesen, als verschlänge sie eine Sturzwelle. So groß war die Summe, die sie schuldete, daß sie fürchtete, ihr Gatte würde sie nicht zahlen können, oder wenn er sich dazu entschloß, sie künftig den härtesten Einschränkungen unterwerfen. Nun musterte sie sich in ihrem Toilettenspiegel und die leicht

gerunzelte Stirn glättete sich wieder. Ich werde sie bekommen, lächelte sie ihr Bild an, ich werde ... Und dann? In kürzerer oder längerer Frist würde sie wieder in derselben Verlegenheit sein. Sie paßte nicht in diese beschränkt bürgerlichen Kreise, sie mußte einen höheren und kühneren Flug nehmen. Auf Höhen jenseits der Vorurtheile ... Frei ist man nur auf der Reise ... wie durch Zauberei glaubte sie sich in die Spielsäle von Monaco, auf die Promenade von Nizza, auf den Rennplatz von Longchamp versetzt. Dorthin gehörte sie. So schön und so kalt, so geistvoll und so herzlos, durfte sie ihres Sieges dort nicht sicher sein?

Im Garten hörte sie sprechen. Friedloß pflegte um diese Stunde seinen Brunnen zu trinken und den Baumgang viele Male, die Hände auf dem Rücken, steifnackig auf und nieder zu schreiten. Er war sonst immer allein, hatte er heute einen Begleiter? Sie verschob die Vorhänge am Fenster: sie erkannte Ernst, der dem Geheimrath die versprochene Arbeit brachte. Auf ihn kann ich fest vertrauen, dachte sie, er liebt mich! Sollte mir ein Unfall bei meinem Besuche zustoßen, wird er mir helfen. Seit wann war sie abergläubisch geworden? Dieser Rognitten hat es mir angethan, er hat einen so eigenthümlichen, einen so bannenden Blick. Sähe ich ihn am Spieltisch, würde er mir Unglück bringen. Ich bin einem solchen Menschen noch nie begegnet. Wie Viele haben mir schon geschmeichelt und um meine Liebe geworben, aber Keiner hat mir diesen Schauer erregt. Sie ließ den elfenbeinernen Kamm, mit dem sie ihr Haar strählte, aus der Hand in den Schooß sinken: es war wie eine Stimme hinter ihr, die ihr zuraunte: nimm dich in Acht, daß du ihn liebst! .. Es war ihr bisher nicht sonderlich aufgefallen, daß er ihr huldigte: Alle thaten es, die sich um sie bewegten. Seine anziehende Erscheinung, wunderliche Gerüchte, die über ihn umliefen, hatten wohl flüchtig ihre Aufmerksamkeit herausgefordert, aber ihre Gelassenheit ihm gegenüber hatte sie erst durch Ernst's Warnung verloren. Daß Ernst um ihre Besuche bei Kaspar Grau wußte, hatte sie nur geärgert, weil sie nicht mehr allein im Besitze ihres Geheimnisses war, jetzt, wo sie seiner Verschwiegenheit sicher sein durfte, war es ihr gleichgültig; daß Rognitten je davon erfahren könne, trieb ihr wider Willen die Schamröthe in die Wangen. Für den heutigen Abend indessen war er beseitigt, und später ... Man muß dem Glück auch etwas zu thun lassen, meinte sie und fuhr wieder mit dem Kamm durch die goldenen Wellen ihres üppigen Haares. Sie horchte, wie sich die Stimmen aus dem Garten verloren, Ernst hatte ihr also nichts zu sagen, ihr Auftrag war erfüllt worden ...

Dennoch beschlich sie ein peinliches Vorgefühl, als sie kurz vor sieben Uhr die Droschke bestieg. Sie habe einige Besorgungen vor und führe dann mit ihrem Bruder in den Wintergarten, nach zehn Uhr würde sie wieder im Hause sein, wenn der Herr nach ihr fragen solle, beschied sie den Diener. Friedloß war von seinem Abendspaziergang noch nicht heimgekehrt. Wenn er mich überwachen, mich verfolgen ließe? dachte sie, die Thiergartenstraße entlang fahrend. Sie hatte dem Kutscher ein Juweliergeschäft am Schloßplatz als Ziel der Fahrt angegeben. Niemals war ihr bisher ein solcher Gedanke gekommen, mehr aus Instinct als aus Ueberlegung hatte sie ihren Verkehr mit Grau vor ihrem Gatten verborgen gehalten. Nicht sowohl seine Vorwürfe und Drohungen, als das Gerede in der

Gesellschaft hatte sie gescheut. Aber vorhin, ehe er gegangen, hatte er so seltsam mit ihr gesprochen. Mit einem solchen Ausdruck verhaltenen Ingrimms, die Zornader auf der Stirn hochgeschwollen ... „Wessen beschuldigst Du mich denn?" hatte sie mit trotzigem Muth dagegen gefragt. „Daß ich Dir meine Schneiderrechnungen nicht vorlege?" Darauf hatte er nichts zu entgegnen gewagt, zu schön und stolz stand sie ihm gegenüber. Aber ihr war von der Unterredung ein Druck im Gemüth, eine Schwüle über dem Haupt geblieben, als ob sich ein Gewitter vorbereite. Vor dem Juwelierladen lohnte sie den Kutscher ab: sie wollte sich nicht vor das Haus am Neuen Markte fahren lassen und hoffte zu Fuß gehend am wenigsten bemerkt zu werden. In einer Stadtgegend, wo Niemand sie kannte, bei der früh hereingebrochenen Dämmerung des trüben Herbsttages, in der Stunde, wo gerade in der Königstraße Alle eilig und geschäftig an einander vorüberhasten.

Auch Else Merck ging raschen und leichten Schritts ihren Heimweg. Obgleich ihr die Erinnerung an den gestrigen Abend und das unartige Benehmen Ernst's im Lauf des Tages heimliche Thränen abgepreßt, hatte doch allmälig wieder der Lebensmuth die Oberhand in ihr gewonnen. Zuerst schon, um sich der Mutter nicht zu verrathen, und dann aus der eigenen angeborenen Tapferkeit. Freilich hatte er ihr an jenem Sonntag gefallen und als er dann am Montag Abend bei ihnen eingetreten war, wie hätte eine bewegliche Mädchenphantasie nicht allerlei Traumfäden spinnen sollen, die buntesten und die weichsten! Von einsamen Spaziergängen, stillen Plauderstunden, von Musik und Tanz, von einer Verlobung unter dem Weihnachtsbaum ... Aber, wenn er sich von dem Reichthum verblenden ließ und thöricht wie die Motte in die Flamme flog — sie konnte ihn nicht zurückhalten. Wohl war die Geheimräthin vornehmer und schöner, als sie, indessen — und sie warf den Kopf in den Nacken — sie hatte doch auch ihren Werth und Preis. Was wollte, was konnte er nur von der reichen verheiratheten Frau erwarten? Daß er einzig ihretwegen den Schreiberdienst bei dem Geheimrath angenommen, war klar, aber ebenso gewiß war es, daß sie sich nicht allzu freundlich um ihn kümmerte: sein Aerger gestern bewies es. Und im Grunde bin ich und die Mutter die Schuld an der heillosen Verwirrung, sagte sich Else nachdenklich, wir haben so viel von ihr gesprochen, daß er solch' ein Wunder von Schönheit und Liebenswürdigkeit hat kennen lernen wollen. Ach, wie wird er sich die Flügel verbrennen! Schon erschien ihr die Schwärmerei Ernst's für Dorothea so aussichtslos, daß eine Regung halb des Mitleids, halb der Schadenfreude die aufkeimende Eifersucht beschwichtigte.

So hell erleuchtet war das breite Schaufenster des Juwelenladens, so lockend funkelten die Diamanten und Rubinen, so märchenhaft hob sich von seiner dunkelrothen Sammetunterlage das Halsband von milchweißen Perlen ab, daß Else stehen blieb und sich die Herrlichkeiten betrachtete. Wer sich das kaufen, wer sich damit schmücken könnte! Wohnt die Liebe wirklich nur in den Augen? Blitzt sie nicht oft aus Saphiren und Brillanten? Auch ein häßlicher Hals wird schön, den diese Perlenschnur umfaßt. Da sitzt so eine Glückliche vor dem Tische und feilscht mit dem Verkäufer. Die Figur dünkt Elsen so bekannt, nun wendet jene das Gesicht zur Seite ... Es ist die Geheimräthin. Ja, die kann sich schon solche Ausgabe erlauben ... Jetzt steht sie auf, der Diener öffnet ihr die Thür.

Else hat sich in den Schatten der Hausthür gedrückt, sie mag die Geheimräthin nicht auf der Straße begrüßen ... Aber wo ist denn der Wagen? Will die reiche Frau zu Fuß gehen? Wahrhaftig — leichtfüßig, in ihrem dunklen Regenmantel, das Kleid ein wenig geschürzt, dicht verschleiert, schreitet sie der Langen Brücke zu.

Das Unbewußte treibt Else ihr nach. Du folgst ihr, hat etwas in ihrer Seele gesagt, gleichviel, ob die Stimme des Bösen oder des Guten: es ist stärker als jeder Wille und jede Ueberlegung. Wohin geht sie? Was sucht sie? Warum begibt sie sich zu dieser Abendstunde in das Gedränge der Menschen, setzt sich dem Stoße, der Reibung, der widrigen Berührung der Armuth und der Arbeit aus, als brauche sie diesen dumpfen Lärm, diesen heißen Athem, dies unterschiedslose Grau der Menge? Um darin unterzutauchen, zu verschwinden? Beinahe hätte sie Else aus dem Gesicht verloren, aber da in dem elektrischen Licht, das aus einem Hut-Blumen- und Federngeschäft fahlbläulich fällt, wird sie wieder sichtbar ... Und beide Hände preßt das Mädchen auf ihr pochendes Herz ... Zu ihm will sie, zu Ernst. Was Laune war, wird jetzt fester Vorsatz. Die Jagd der Eifersucht beginnt. So weit also sind sie schon, so sehr hat diese Frau Scham und Sitte vergessen, daß sie sich mit ihrem Liebhaber auf der Straße ein Stelldichein gibt! O diese Heuchlerin des Anstands und der Tugend! · Welch' vorzügliche Maske für das Laster ist die Vornehmheit! Wo sie sich nur treffen mögen? Da biegt Dorothea in die Spandauerstraße ein. Hier ist es menschenleer und dunkel, die Mehrzahl der Läden schon geschlossen ... Drei Viertel auf acht zeigt die Uhr im Rathhausthurm. Nur die Laternen verbreiten ein dämmerndes Licht. Wie zwei Schatten schweben Beide dahin, dicht an den Häusern, beinahe unhörbar. Daß sie sich nur nicht umsieht und mich erkennt! wie Else auch vor zorniger Eifersucht lodert, als Spionin möchte sie doch nicht ertappt werden. Und noch immer kein Ernst! Sollte sie ihn gar in seiner Wohnung aufsuchen? Da ist der Neue Markt. Zu der Marienkirche geht die Geheimräthin hinüber: sie will offenbar sehen, ob Licht in seinem Zimmer ist.

Das Haus Nummer sechzehn hat je sieben Fenster in drei Etagen, auf der einen Seite im Erdgeschoß ist ein Mehl- und Vorkostladen. Es sieht düster, verrunzelt, mißmüthig aus. In dem zweiten Stockwerk brennt weder Licht noch Lampe, dagegen strahlt aus den vier Fenstern rechter Hand im ersten Gestock heller Glanz, in dem einen Zimmer ist eine Ampel angezündet, und auch drei Treppen hoch ist eine und die andere Stube lichterhell. Ein paar Dutzend Schritte von einander haben Dorothea und Else so eine Weile das Haus gemustert, dann droht das Mädchen laut aufzuschreien: wo ist sie geblieben? Haben ihre eigenen Blicke zu lange an dem Fenster gehangen, hinter dem sie ihn vermuthet? Sie gewahrt Dorothea nicht mehr ... doch, da verschwindet sie in der Hausthür ...

Rathlos, ohne Fassung, ohne Entschluß steht Else auf dem Markt, dem grauen unheimlichen Hause gegenüber, das nun ein so häßliches Geheimniß umschließt, das sie anstarrt, wie das Grab ihrer Liebe ...

Solchen sentimentalen Betrachtungen hatte sich Dorothea nicht hingegeben, rasch und klug hatte sie den Augenblick benutzt, wo der Mehlhändler, der so

lange vor der Thür seines Ladens müßig umherguckend gestanden, hineingegangen war, um unbemerkt in das Haus zu schlüpfen. Niemand in dem Gange, Niemand auf der Treppe ... sie klingelt ... eine kurze ängstliche Pause ... dann fällt die Kette, wird der Riegel geschoben ...

„Guten Abend, Papa," sagt sie lachend, hochaufathmend, noch im Corridor. Nun ist sie drinnen, durch die Doppelthüren vor jedem Verrath und Ueberfall gesichert. „Pünktlich, auf die Minute, da schlägt es acht Uhr!"

Herr Kaspar Grau hat seine beiden Vorderzimmer zum Empfang der schönen Frau in seiner Weise festlich hergerichtet. In dem einen Zimmer brennt eine Ampel, in dem andern ein halbes Dutzend Wachskerzen in silbernen Armleuchtern. Auf den beiden Tischen stehen Vasen mit Blumensträußen. Eine Schale von rothem Glas mit Weintrauben, ein bunter Teller mit Backwaaren, eine Krystallflasche mit goldgelb funkelndem Wein von Schloß Yquem laden auf einer altmodischen silbernen Schüssel zum Zugreifen ein.

„Welche Verschwendung!" scherzt Dorothea, mit ihren munteren Augen sich umschauend, „so schöne Blumen, so viel Licht. Sie verwöhnen mich, Papa!"

„Klagten ja neulich, daß es bei mir so dunkel und trübselig aussähe," entgegnet Kaspar in einer Mischung freudigen Staunens über ihre Gegenwart und mißmuthiger Berechnung der Kosten dieses Besuches. „Kann auch noch etwas an mich wenden."

Dorothea hat den Regenmantel abgelegt, den Schleier von ihrem Hut losgebunden. Das schwarze Atlaskleid mit sammetnen Schleifen und Besätzen läßt die schlanken und zierlichen Formen ihrer Gestalt weich und anmuthend hervortreten. Eine Diamantbroche hält den weißen Spitzenkragen um den Hals fest. Mit einem warmen Ton hat der Gang und die Erwartung des Kommenden ihre Wangen gemalt. Langsam geht sie durch die beiden Zimmer, deren verbindende Thür weit offen steht, während der Alte mit dem Rücken an einen Tisch gelehnt in starrender Bewunderung, den Mund halb offen, jede ihrer Bewegungen gleichsam verschlingt. Ihre Augen sind überall, mit heftigem Ruck läßt sie die Vorhänge an den Fenstern nieder: buntbemalte, phantastische Landschaften darstellende Papierrollen: „Ich liebe es nicht, daß man mir in die Fenster sieht," sagt sie und streift mit fragendem Blick eine Thür, die aus den vorderen Gemächern in die hinteren Räume der Wohnung führt.

Kaspar Grau schmunzelt, sowohl über ihre wie seine eigene Pfiffigkeit. „Alle fortgeschickt," kichert er, „seit sechs Uhr, sind im Victoria-Theater. Kann auch die Horchereien an der Wand nicht leiden."

„Und all' die Vorbereitungen?" fragt sie und zeigt lächelnd umher.

„Selbst besorgt! Weiß Niemand darum."

„Dafür verdienen Sie eigentlich einen Kuß, Papa," meint sie und nähert sich ihm, daß wenigstens ihr Athem sein Gesicht berührt.

„Bin gar nicht mit Ihnen zufrieden," brummt er, sei es nun, weil aus dem Kuß nichts geworden ist, oder weil diese Enttäuschung einen Vorwurf, den er schon länger gehegt, aus der Tiefe seines Innern zieht, „schicken mir da einen Brief durch diesen Herrn Rösecke" ...

„Ich hatte keinen andern Boten und konnte gestern Abend nicht mehr zum Briefkasten gehen."

„Fürchte die Unterhändler . . ."

„Da hätt' ich viel mehr zu fürchten," sie hat in einem Sessel Platz genommen und knöpft ihre Handschuhe auf. „Aber von Herrn Röseckе? Nicht so viel!" und sie schnippt mit ihren schlanken Fingern lustig in die Luft. „Sie haben also meinen Brief erhalten, haben Sie mir das Geld verschafft?" Und ihre Augen werden noch einmal so groß und umzittern mit bläulichen Blitzen den Alten.

Er fühlt es wie elektrische Schläge, seine Hände beben in leisem Krampfe. „Eine so ungeheuere Summe," ringt es sich mühsam aus seiner Kehle, „ein ganzes Vermögen" . . .

Er hat das Geld, sagt sie in sich hinein und ihr Athem wird leichter. Hier im Zimmer, irgendwo. Es wird noch List und Kampf kosten, es zu bekommen, aber er hat es. „Ein Vermögen?" spottet sie laut. „Die paar tausend Mark? Für Sie! Das wollen Sie mir doch nicht einreden, Papa."

„Bin nicht Ihr Papa," erwidert er. Ihm klingt das Wort, so schmeichlerisch sie es ausspricht, wie eine ärgerliche Anspielung auf sein Alter. „Vergessen ganz, daß Sie erst vor zehn Tagen sechstausend Mark von mir erhielten. Hier auf dem Tisch, hier," und er schlägt mit der Hand auf die Platte.

„Ach, Sie machen mir Vorwürfe, Herr Grau? Das ist wider die Abrede. Um Vorwürfe zu hören, komme ich nicht zu Ihnen, die kann ich im eigenen Hause wohlfeiler haben."

„Und wozu brauchen Sie das Geld?" lenkt er ein. „Sind die Flittern, ist die Seide so theuer?"

„Eins kommt zum Andern. Das Leben ist das Kostspieligste auf Erden. Seh' ich aus wie Eine, die darben kann?" und sie wiegt sich in dem Sessel hin und her. „Genug, ich brauche die Summe, ich habe Ehrenschulden."

„Schulden? Hm, dann sind Sie betrogen worden. Geben Sie mir die Rechnungen oder die Schuldscheine, ich werde sie Ihnen einlösen. Vielleicht um die Hälfte."

Sie will sich vor Lachen ausschütten. „Bravo, daran erkenn' ich meinen klugen Vormund. O, Papa, mit Ihrer Rechenkunst sind Sie ein Millionär geworden! Aber diesmal geht es nicht, meine Rechnungen bezahl' ich selbst."

„Sind gar nicht Ihre eigenen Schulden," sagt er plötzlich, seine Hände reibend, mit dunklen rothen Flecken auf den Wangen. „Betrügen mich, ziehen dem dummen Alten das Geld aus der Tasche, um —"

„Was? Wozu?" Mit einem Ruck ist sie auf beiden Füßen. Es ist etwas Herausforderndes, wie zum Sprunge Ansetzendes in ihr.

„Sie haben einen Liebhaber," antwortet er, so weit er kann, von ihr zurückweichend.

Mit einem Blick der Verachtung mißt sie ihn. Als ob ich dann zu dir kommen würde, Wurm! möchte sie ihm entgegenschleudern. Und dennoch ergreift sie seine beiden Hände und flüstert in einem Ton, der den Fassungslosen völlig außer sich bringen muß: „Bist Du eifersüchtig?"

„Und wenn ich's wäre!" ruft er und befreit seine Hände aus den ihrigen. „Lachen Sie nicht über die Eifersucht eines Alten, Dorothea. Ist nicht damit zu spaßen! Wenn Sie mich hintergingen ... es wäre Ihnen besser, Sie lägen todt vor mir da, auf der Erde. Ich würde Sie nicht tödten, ich nicht, aber martern — martern ..." was er noch sagen will, erstickt in einem heiseren Gemurmel.

Ihr hat dieser Ausbruch der Leidenschaft, den sie ihm nicht zugetraut, trotz Grau's gnomenhaftem Aussehen, wie jede Aeußerung der Kraft eine gewisse Achtung, in die sich eine leise Furcht mischt, eingeflößt. „Mit wem sollt' ich Sie betrügen? Etwa mit meinem Manne?" fragt sie bitter.

Der Gedanke an den Geheimrath verwandelt Kaspar's Stimmung, eine dämonische Schadenfreude siegt über seinen Unmuth. „Hihi!" lacht er, „Dein Mann, Mäuschen! vornehmer Herr, mit dem rothen Adlerorden zweiter Klasse, und so zweifelsohne! Wie käme ich dazu, mich mit dem zu vergleichen! Der hat den Vortritt! Der mag sich die Stirne reiben, wo sie ihm juckt!"

„Ich mag nichts länger davon hören," und sie stampft ungeduldig auf den Boden, „oder ich gehe!"

„Ohne Geld?" höhnt er. Er weiß, daß er die Schöne an diesem Faden fester hält, als an eiserner Kette.

„Käm' ich ihm so weit entgegen, demüthigte ich mich vor ihm so sehr, wie vor Ihnen, würde ich, was ich brauche, und mehr, als ich brauche, von meinem Manne erhalten."

Wär's möglich? In ihrem Unwillen ist sie zu jeder That fähig. Er hat die Saiten zu straff gespannt. „Ihr Mann?" und er schließt halb die Augen, zwischen den grauen starren Wimpern hervor sie anblinzelnd. „Wie würd' er dem Vögelchen die Flügel beschneiden! Und kann er Ihnen noch helfen! Hat nichts mehr, wie Sie nichts mehr haben. Wer mit Ihnen fährt, fährt schnell. Sie würden einen Fürsten arm machen."

„Würd' ich? Welch' ein schlechter Vormund waren Sie dann, mir diese armselige Heirath nicht auszureden! Einen Millionenmann hätt' ich gebraucht, warum haben Sie mich meine Freiheit und meine Schönheit für ein Linsengericht verschachern lassen?"

„Gab eine Zeit, wo das Fräulein von Mannstadt sehr zufrieden war, eine Frau Geheimräthin zu werden."

„Ich war ein blutjunges Ding. Was wußte ich vom Leben? Sie hätten mich aufklären sollen; Sie kannten mich besser, als ich mich selbst. Ich hätte Sie heirathen sollen, Sie hätten dann ein riesig reicher Banquier werden müssen, ein zweiter Rothschild. Aber es ist nun all eins, es ist aus!"

„Was ist aus?" fragt Grau die Ohren spitzend und nähert sich ihr, die sich wieder in den Sessel geworfen hat.

„Die Geschichte mit meinem Mann. Ich werde mich von ihm scheiden lassen."

„Scheiden?"

„Ist das so sonderbar? Zwei Menschen, die so gar nicht zu einander passen. Sollen wir Einer auf den Tod des Andern warten?"

„Er wird Sie nicht lassen. Eine Scheidung! Ein so würdiger Beamter; das bringt ihn unter die Erde."

„Ja, wenn er Sie wäre," sagt sie mit seltsamer Koketterie. „Gelt, Sie zerrissen mich eher? Geben Sie mir ein Glas Wein, mich dürstet."

Die Hand zittert ihm, als er ihr das geschliffene Glas vollgießt, die goldenen Tropfen perlen über den Rand, indem er es ihr überreicht. „Auf Ihr Wohl, Papa!" Damit leert sie es mit einem Zuge.

Er hat sich neben ihr niedergelassen, er ergreift ihre Rechte und streichelt sie gutmüthig: „Streit gehabt, Mäuschen? Große Ehestandsscene? Ist das Klügste, Hagestolz zu bleiben."

„Streit? Nun ja, er hat gezankt, gedroht. Das alte Lied von dem leidigen Gelde, von meiner Verschwendung. Bin ich leichtfertig, bin ich schlecht? Andere würden mich auf Händen tragen und mich mit Gold überschütten. Verlang' ich Unrechtes? Ich will athmen, genießen, einen vollen Trunk aus dem Becher des Glücks und der Freiheit. Ich bin keine Frau, um Sonntags in der Kirche zu sitzen und in der Woche Wohlthätigkeitsvereine zu halten. Und heute war es das letzte Mal, daß ich eine solche Predigt angehört. Ich bin es satt, mir die Pfennige vorrechnen zu lassen."

„Wie das sprudelt! Ja, wenn man jung ist! Und so schön!" Es ist ihm, als hätte er sie nie so liebreizend gesehen, als offenbarte jedes Wort, jede Bewegung einen neuen Zauber in und an ihr. „Und was nun? Was wird morgen sein?"

„Ich werde verreisen, in die Weite gehen. Nach Nizza, nach Paris, was weiß ich! Wer mich liebt, wird mich schon zu finden wissen, und wenn ich am Ende der Welt wäre."

Solch' einem Weibe ist Kaspar Grau noch niemals begegnet. Ist es denn möglich, ist dies noch sein Zimmer? Das altgewohnte langweilige Zimmer? Er starrt Dorothea wie eine Art Wundererscheinung nicht ohne geheime Angst an: hat er in dieser Empfindung ihre Hand losgelassen, hat sie ihm dieselbe entzogen? „Du willst Deinem Mann entlaufen? Eine Geheimräthin!" sagt er, allmälig sich aus seinem Erstaunen wieder zu Worten sammelnd. „Das wird Aufsehen machen, das gibt einen Lärm! Der gute Friedloß, hihi! Was aus einer Ehe wird! Und allein willst Du fliehen, Mäuschen, allein?"

„Kommen Sie mit, Papa, wenn Sie fürchten, daß mir etwas zustoßen könnte," lacht sie und springt auf. Von den Weintrauben nascht sie ein paar Beeren, zerbröckelt einen kleinen Kuchen, wirft einen Apfel in die Höhe und fängt ihn wieder auf. Dabei schaut sie verstohlen auf ihre Uhr: eine halbe Stunde hat sie schon mit dem Alten vertrödelt, es ist Zeit, den Hauptsturm zu wagen. „Ganz stumm geworden?" dreht sie sich auf den Fußspitzen wie eine Tänzerin zu ihm um. „Sinnen Sie über meinen Vorschlag nach? Vormund und Mündel auf Reisen. Ich zeigte Ihnen dann die Welt. Wollen Sie am Neuen Markt in dem dumpfigen Hause versauern, Sie, ein reicher Mann, der über Hunderttausende verfügt?"

„Bin nicht reich," kreischt er wie aus einer Betäubung aufwachend. Nur das Geld, sein Besitz ist die einzige Wirklichkeit, die er noch festzuhalten vermag,

alles Uebrige droht sich für ihn in ein Traumgebild aufzulösen. Wie durch einen flimmernden Schleier sieht er die Wände seines Gemaches immer weiter zurückweichen, ein Grenzenloses sich aufthun, Gegenstände von unbestimmter Form aufragen, Häuser, Kirchen, wie er sie nie erblickt; es summt und sauft ihm in den Ohren von unverständlichen Lauten, von unsichtbaren Stimmen, von dem Geräusch einer unzähligen Menge. Und dicht vor ihm ist die Zauberin, mit ihren blonden Haaren, die ihr unter dem Hut hervorquellen, mit ihren wunderbaren Augen: taucht vielleicht Alles, was er zu gewahren glaubt, nur aus der blaudunklen Tiefe dieser Augen herauf? Aber gleichviel, Traum oder Wahrheit, sie ist leibhaftig da; um sie zu fassen und an sich zu ziehen, braucht er nichts zu thun, als den Arm auszustrecken. „Mit Ihnen reisen ... Nach Paris!" stammelt er. „Und der Geheimrath hätte das Nachsehen ... Wollten lustig sein, Mäuschen! Lustig!" Und wie um sich einen Vorgeschmack der Pariser Freuden zu bereiten, trinkt er gierig ein und noch ein Glas Wein.

„Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag," scherzt sie, „morgen geht es ja noch nicht in die Weite. Und jetzt zu unserm Geschäft, ich muß fort."

„Sie wollen gehen, jetzt schon?" Eine unheimliche Entnüchterung malt sich in seinem Gesicht.

„Gib mir das Geld," bittet sie verlangend. Als er sie aber umfassen und an sich ziehen will und seine Lippen begehrlich die ihrigen suchen, durchschüttert es sie, als wolle ihr ein Vampyr, ein Gespenst das Blut aussaugen, der unbewußte Widerwille ist stärker als das Gebot der Klugheit, seine Liebkosung zu dulden ... „Was fällt Ihnen ein!" damit hat sie ihn zurückgestoßen.

Es ist nicht sowohl der Stoß ihrer Hand, als der Rückschlag, den seine erhitzte Leidenschaft davon empfängt, der ihn ins Schwanken bringt: er muß nach der gepolsterten Lehne des Sessels greifen, um sich vor einem Fall zu bewahren. Zu spät erkennt sie, welchen Fehler sie begangen. Zwei tückisch funkelnde Augen sind auf sie gerichtet, der verzerrte Mund läßt die langen gelben Zähne sehen, die Rechte hat sich dem Alten zur Faust geballt. Bestürzt verwirrt steht Dorothea. Soll sie seinen Angriff erwarten, soll sie ihn durch ihre Schmeichelkunst brechen? Vermag der schmachtende Aufschlag ihrer Augen, vermögen die bittend erhobenen Hände noch etwas über den Wüthenden?

„Was mir einfällt?" höhnt er, ohne auf ihre flehende Geberde zu achten. „Bitte tausendmal um Verzeihung, Frau Geheimräthin! Dachte, Sie wünschten Geld von dem alten Grau. Eine hübsche, runde Summe, zehntausend Mark, zehn glatte, feine Scheine in einem sauberen, schwarzledernen Täschchen" — und in krampfhafter Hast reißt er es aus der Brusttasche seines Rockes und läßt es ihr vor den Augen tanzen. „Habe mich geirrt, kamen nur um zu plaudern. Bin Ihr ergebener Schuldner und äußerst dankbar, daß Sie mein Geld nicht brauchen," und eben so schnell, wie er sie hervorgeholt, verbirgt er die Tasche wieder und knöpft den Rock eifrig darüber zu, als wäre sie sonst vor ihren Blicken und Händen nicht sicher genug.

Während seiner Rede hat sie die Empfindung ihres Herzens überwunden. Der Anblick des Geldes hat ihre Habsucht gereizt. Nicht nur ihre peinlichsten Verpflichtungen könnte sie damit einlösen, es bliebe ihr auch noch ein Rest, ihre

Reise anzutreten. Es ahnt ihr, als bräche an diesem Abend, ganz unabhängig von ihrem Willen und Thun, die Brücke zwischen ihr und der Gesellschaft zusammen, in der sie vor Langerweile und in Unzufriedenheit sich verzehrt, als stiege eine neue aus der grauen Vergangenheit regenbogenfarben zu der buntschimmernden Zukunft auf. Dies Geld — und sie flattert davon und spottet aller Fesseln, die Zwang oder List ihr anlegen wollen.

„Haben Sie nun ausgetobt, Papa?" sagt sie zwischen Trotz und verliebtem Schmollen. „Wie Sie mich angefahren haben! Bin ich nicht Ihr Kätzchen, Ihre Dorothea? Ein Kätzchen gebraucht manchmal seine Griffe, im Spiel, um zu zeigen, daß es trotzen kann. Seien Sie wieder gut Freund, da ist meine Wange zum Versöhnungskuß."

„Ist gut auch ohne Kuß, Frau Geheimräthin. Will nicht zum zweiten Male gekratzt werden. Wünsche Ihnen einen vergnüglichen Abend und glückliche Heimkehr. Ist windiges Wetter geworden."

„Aber ich habe Ihnen gesagt, daß ich die Summe brauche. Welche Zinsen wollen Sie, welche Sicherheit? Was soll ich unterschreiben?"

„Habe schon drei Schuldscheine von Ihnen, Frau Geheimräthin, danke für den vierten. Sind, fürcht' ich, uneinlösbare Blätter. Kann sie nicht einmal zu Fidibussen benutzen, rauche nicht."

„Bist Du unversöhnlich?" stammelt sie und ein feuchter Glanz schimmert an ihren Wimpern. Nicht mehr widrig und häßlich, schrecklich erscheint ihr der unerbittliche Alte. Mager, aber knochig, das Gesicht voll Falten und Runzeln, aber mit glühenden Augen steht er da, mit dem Leibe an den Tisch gelehnt, die Arme auf der Brust über seinen Schatz gekreuzt, ihre Angst, ihre zornigen Thränen, ihre Demüthigung als Opfer genießend, die ihm dargebracht werden, ohne ihn zu rühren. Er hat etwas von der Kälte und der Empfindungslosigkeit des Goldes angenommen, und dies Etwas wirkt, ihm unbewußt, berückend auf sie. „Du bist immer gut zu mir gewesen," flüstert sie, „wenn die Andern Dich hart und unbarmherzig schelten, ich habe nur Liebes von Dir erfahren —"

„Und wie haben Sie es vergolten? Wußten nichts von mir, Jahre lang; kümmerten sich nicht um mich; verachteten den alten Wucherer. Sahen fort, wenn Sie an mir vorüberfuhren. Und hier drinnen, das dumme Herz" — und er preßt die Hände fester darauf, als könnte er dadurch seine heftigen Schläge ersticken — „das liebte Sie, das sehnte sich nach Ihnen. Fing an, Sie zu vergessen. Da klopft's eines Tages ... wer tritt ein, die Frau Geheimräthin! Die Noth hatte ihr den Weg zu Kaspar Grau gezeigt. Weinte, klagte, hatte Schulden ... ja, wenn man jung ist! Und ich ließ mich beschwatzen und gab. Ohne Zinsen, ohne Hoffnung auf Wiedererstattung. Hatte selbst meine Freude daran, daß Sie hübsch aussähen und nicht vor der Zeit Falten auf Wangen und Stirn bekämen. Merke aber endlich, daß Sie mich auspressen wollen, Frau Geheimräthin, und die Schalen auf den Kehricht werfen. Haben mir vorhin gezeigt, wohin eine alte ausgepreßte Orange gehört, in den Staub, in den Schmutz! Sind jedoch noch nicht so weit, mein Geld hat seinen Preis. Ist Ihnen zu theuer? Nach Belieben, werde es Ihnen nicht aufdrängen, weder Ihnen noch dem Baron von Rognitten ..."

„Welch' ein schmählicher Verdacht, ich schwör' es Dir ..."

Umsonst ringt sie ihm die Hände entgegen. „Ford're gar keinen Schwur," antwortet er, „wund're mich nur, daß oben das Klavierspiel noch nicht angefangen hat. Will kein alter, betrogener Mann sein. Stelle meine Bedingungen, haben die Wahl."

Dorothea ist auf das Aeußerste gebracht, ganz und gar die beleidigte Schönheit, in Zornesflammen. „Wohl," sagt sie trotzig und greift zu ihren Handschuhen, die sie vorhin abgestreift und auf den Tisch geworfen, „dann werde ich das Geld zu besseren Bedingungen von meinem Manne bekommen."

„Wünsche den besten Erfolg. Bitte den Herrn Geheimrath sich vorzusehen, hätte Lust, einen Versuch mit meinen Scheinen bei ihm zu machen, wenn morgen doch der große Zahltag sein soll."

„Ungeheuer!" schluchzt sie. „Du weidest Dich an meiner Noth, meiner Verzweiflung. Ich habe keinen andern Ausweg, als Deine Hilfe, und statt mir die Hand zu reichen, verhöhnst Du mich. Kann Dich nichts rühren? Meine Jugend, meine Schönheit" — hat sie ihren Hut abgerissen, oder ist er bei ihrer heftigen Bewegung von ihrem Kopfe herabgefallen? Lang aufgelöst fluthet die blonde Woge ihres Haares über ihre Schultern hin — „da lieg' ich und umfasse Deine Kniee. Bin ich genug gedemüthigt?" Thränenüberströmt und doppelt verführerisch in ihrer Verlassenheit und willenlosen Hingabe ist sie zugleich unwiderstehlich. „Rette mich, oder ich stürze mich ins Wasser!"

Ein Laut des Triumphes entringt sich der Brust des Alten, aber in dem langen Kampfe ist auch seine Kraft erschöpft, mit zitternder Hand gibt er ihr das Täschchen, sie springt mehr vom Boden auf, als daß er sie emporzieht, und fällt ihm um den Hals.

Draußen heult sausend der Herbstwind über den Markt und stößt mit Heftigkeit gegen die Fenster, daß die Vorhänge sich leise bewegen ... Und die Uhr der Marienkirche verkündigt über das Gebrause und Gepfeife hin in harten Schlägen das Ende der neunten Stunde.

V.

Diese Schläge schreckten in seiner Stube Ernst aus seinem träumerischen Hinbrüten. Er saß den Kopf auf den Arm gestützt an seinem Tisch. „Auch ich war in Arkadien geboren," wiederholte er mit schmerzlich bebender Lippe, Schiller's Gedichte lagen vor ihm aufgeschlagen.

Wie lange saß er schon so da und las und blätterte, ohne doch recht zu lesen, jetzt auf jedes Geräusch hinaushorchend, das vom Platze herauf klang, das in dem Hause sich rührte, jetzt in unklare nichtige Regungen und Gedanken sich verlierend! Nur der Glockenschlag sagte es ihm, er selbst hatte das Maß, ja das Gefühl der Zeit eingebüßt. Unmittelbar nach dem Schlusse seiner Arbeit war er aus dem Rathhause in seine Wohnung geeilt: er hatte sich vorgeredet, diesen Abend einmal wieder seinem Lieblingsdichter widmen und in dessen idealischem Aufschwung und hoher Entsagung auch sein Herz von dem Staube und den Bedrängnissen des Irdischen befreien zu wollen. Aber er verstand kaum, was er las, viel weniger war es im Stande, seine Aufmerksamkeit von den

Außendingen abzuziehen. Die Erwartung eines Ereignisses war in ihm, obgleich er das Unbeschreibliche, das er erhoffte oder fürchtete, nicht hätte in Worte fassen können. Seinem Versprechen getreu hatte er in der Frühe Herrn Grau den Brief der Geheimräthin eingehändigt, ohne dessen Erstaunen und Forschen weiter Rede zu stehen. Es war ihm lieb, daß er den Inhalt des Briefes nicht kannte, weil er nicht der Vertraute dieser Frau in einem Handel sein wollte, den sie vor ihrem Gatten verborgen hielt, und doch hätte er in diesem Augenblick allwissend sein mögen. War sie jetzt bei dem Alten? Hatte sie ihm ihren Besuch angekündigt? Wie leichtsinnig, wie ehrvergessen war sie doch! Allein wie schön, wie bezaubernd war sie auch! Eine Mischung von Königin und — Ernst hatte keinen Namen dafür. Gewiß war es für ihn, einen armen, blöden, halbgebildeten Buchhalter gefährlich, ein Wahnsinn, sie anzubeten, aber wie reizend war diese Gefahr und darin unterzugehen vielleicht eine Seligkeit!

Die gute Else! Warum mußte sie auch gerade an der Seite dieser Frau erscheinen! Niemals konnten sich ihre sanften Vorzüge und Reize mit der königlichen Gegenwart Dorothea's vergleichen. Hatte er unrecht an dem freundlichen Mädchen gehandelt? Er hatte ihr nicht von Liebe geredet, ihr keine Hoffnungen vorgespiegelt und doch nagte ein geheimer Vorwurf an seinem Gewissen. Er war eine zu aufrichtige Natur, um sich über den Schmerz, den ihr sein Betragen bereiten mußte, mit der Ausflucht der Leidenschaft hinweg zu helfen. Aber er konnte gegen das Verhängniß nicht ankämpfen, er litt mehr als sie. Die Schiller'schen Klagen in dem Wechsel ihrer schwermüthigen Verzichtleistung auf das Glück und ihres titanischen Ansturms gegen das Schicksal waren wie aus seiner Seele gesprochen. In Dorothea verkörperten sich seine unbestimmte Sehnsucht, seine Ideale von Schönheit und Bildung, von Anmuth und Würde, von einem großen und freien Dasein. Er hätte Weh über sich selbst rufen mögen: die Füße dieses Ideals steckten in einem Sumpfe. War sie ein gefallener Engel? Nein, sie mußte noch zu retten sein. Und wenn sein eigenes Leben der Preis dafür wäre ...

Huschte es da nicht an seiner Thür vorbei? Legte sich nicht eine Hand auf den Thürgriff? Das Herz drohte ihm still zu stehen. Im nächsten Augenblick — Dorothea stürzte herein, die Thür hinter sich zuschlagend und den Riegel vorschiebend, als wäre ein Verfolger hinter ihr. „Bin ich in Sicherheit? Ich bin bei Ihnen," brachte sie mühsam bei den wilden Schlägen ihres Herzens und ihrer Athemlosigkeit hervor. „Sie werden nicht zugeben — Sie werden mich vertheidigen."

Hatte er ihre Hand, hatte sie die seinige zuerst ergriffen — er führte sie zu dem einfachen Sopha, er bat sie, sich niederzusetzen, sich zu erholen. Das bunt gestickte Kissen, die letzte Arbeit seiner Mutter für ihn, nahm er rücksichtslos und schob es ihr unter die Füße. Alles in halben Worten, im Geflüster ... Einen Dank hatte sie für seine Bemühungen nicht, sie saß vornüber gebeugt auf dem Sopha, angstvoll lauschend ... Allein es blieb Alles still, neben an, draußen auf der Treppe, im ganzen Hause eine tiefe Verschlafenheit. So verging eine Minute. Wie ein wundersames schauriges Räthsel war Ernst die plötzliche Erscheinung der schönen Frau. Die Haare gelockert, die Handschuhe zusammengepreßt

in der Linken, den Hut nur halb aufgestülpt — ihr Aeußeres trug die Spuren eines heftigen Schrecks, einer leidenschaftlichen Bewegung ... Ernst wagte sie gar nicht länger mit seinen erstaunten Augen anzuschauen, als jetzt aus den dichten Wimpern, die sie so lange halb geschlossen gehalten, ein lauernder, scharfer Blick wie eine Dolchspitze gegen ihn losfuhr ... Und rings umher dieselbe Regungslosigkeit, kein Geschrei, kein Oeffnen von Thüren, kein Zusammenlauf... Du bist eine Thörin, sagte sie in sich hinein und athmete auf. Die Besonnenheit, die Klugheit kamen ihr wieder. Ihr Erstes war aufzuspringen und sich in dem ovalen Spiegel im Bronzerahmen, der über dem Sopha hing, zu betrachten.

„Ich seh' wie eine Verstörte aus," und sie nahm den Hut ab, zog einen kleinen Kamm aus der Tasche ihres Kleides und fing ihr Haar zu ordnen und zu glätten an. „Entschuldigen Sie, Herr Röseke. Aber ich bin so schreckhaft. Was müssen Sie von mir denken? Sie so zu überfallen — um diese Stunde... Wie spät ist es?"

„Ein Viertel auf Zehn. Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, Sie sind noch außer sich. Bedürfen Sie einer Herzstärkung, soll ich —"

„Bleiben Sie, verlassen Sie mich nicht, ich fürchte mich sonst. Es muß in diesem Hause spuken, es weht mich so eiskalt von diesen Mauern an" — ihr zitterten die Kniee und sie mußte sich wieder niedersetzen, Ernst hüllte sie in eine Decke.

„Was ist nur geschehen?" getraute er sich dabei, ohne sie anzusehen, zu fragen.

„Wenn ich es selbst wüßte! Ich hatte ein Geschäft mit meinem Vormund abgemacht und gerade seine Wohnung verlassen, als ich in der Hausflur Stimmen höre, Tritte, welche die Treppe heraufkommen, mir entgegen. Eine Furcht überfällt mich, bald glaube ich meines Mannes, bald die Stimme Rognitten's zu vernehmen. Ich mag hier weder mit dem Einen noch mit dem Andern zusammentreffen und laufe die zweite Treppe hinauf. Und immer ist eine Stimme und ein Schritt hinter mir her. Ich habe nicht den Muth mich umzusehen, das Herz klopft mir zum Zerspringen und in Todesangst flüchte ich hierher, zu Ihnen... Hörten Sie nichts?"

„Der Wind saust in dem Schornstein. Eine Einbildung hat Sie getäuscht, gnädige Frau. Herr von Rognitten ist nicht im Hause und Ihr Herr Gemahl" ...

„Er hat mir den Umgang mit Herrn Grau verboten, sagt' ich es Ihnen nicht schon? Und doch ist derselbe meine einzige Stütze, ich habe keine älteren Verwandten und meinen Bruder will ich nicht in eine unglückliche Ehe einweihen, es würde zwischen ihm und dem Geheimrath zu einem Streit, zu einer Forderung kommen... Ach, Herr Röseke, Sie haben mich für eine glückliche, eine beneidenswerthe Frau gehalten, da haben Sie die Kehrseite der Medaille! Wie friedlich, wie behaglich wohnen Sie! Hier hat kein Gedanke der Verzweiflung Eingang... Was lesen Sie? Schiller! Dacht' ich mir es doch! Die Bescheidenen wissen gar nicht, welch' ein Gut sie in ihrer Anspruchslosigkeit besitzen." Während sie sich erhoben, noch einen Blick in den Spiegel geworfen hatte und in dem Zimmer auf und nieder ging, redete sie so. Bald streifte ihn

ihr Gewand, bald berührte ihre Schulter die seine, bald mischte sich ihr Athem mit dem seinen. Auch wenn er gekonnt, hätte er sie nicht unterbrechen mögen, es war eine einlullende, zauberische Musik in ihrer Stimme. „Sie müssen mir nächstens mehr von sich erzählen, Ernst, von Ihrer Jugend, Ihren Träumen... Wann arbeiten Sie wieder bei meinem Manne?"

„Uebermorgen."

„Es bleibt Alles still. Lachen Sie mich aus über meine Furcht. Wollen Sie mich aus dem Hause geleiten?"

„Nach Ihrem Wunsch, gnädige Frau."

Schon hatte er seinen Hut ergriffen, zum Gehen bereit, als sie sich zwischen ihn und die Thür stellte. „Noch eins: Niemand darf erfahren, daß ich in diesem Hause, daß ich bei Ihnen gewesen bin!"

„Frau Geheimräthin!" Kannte sie ihn so wenig, hielt sie ihn einer solchen Verrätherei für fähig?

Aber sie kümmerte sich nicht um seinen vorwurfsvollen Ton. „Was auch geschehen möge, Sie werden schweigen, unverbrüchlich, schwören Sie es mir!"

Es war zugleich ein Flehendes und ein Gebieterisches in ihrer Stimme... „Wenn es Sie beruhigen kann — ich schwöre es Ihnen!"

Er fühlte den Druck ihrer heißen Lippen auf den seinigen. „Und nun fort," drängte sie, „es ist so dumpfig hier, zum Ersticken!"

Flog sie, schwebte sie die Treppen hinab? Oder vernahm nur Ernst in der Betäubung, in der er sich befand, das Geräusch ihrer Schritte auf den doch sonst unter jedem Tritt knarrenden Stufen nicht? Mit scheuem Blick, sich dichter an ihn drängend, streifte sie die fest geschlossene Thür zu Kaspar Grau's Wohnung, spitzte das Ohr, als lausche sie einem gespenstischen Rufe, der nur für sie in der Luft schwirrte... Niemand begegnete ihnen auf den Stiegen, Niemand stand vor dem Hause, der Laden des Mehlhändlers war schon dunkel.... „Bei Herrn Grau ist noch Alles erleuchtet," sagte Ernst halblaut, zu den Fenstern hinauf schauend. Auf dem Markte waren nur wenig Menschen, die eilig an einander vorüber gingen. Ihrer achtete Keiner, sie hatte ihren Arm in den seinen geschoben und ließ sich führen. Eine einzige Droschke hielt an der Haltestelle. „Wollen Sie fahren, gnädige Frau?"

„Haben Sie es so eilig mich loszuwerden?" scherzte sie. In der freien Luft, bei dem scharfen Wehen des Windes zerflatterte der Spuk, der sie vorhin gequält hatte, ein erfrischender Lebenshauch durchdrang sie und löste ihre Willenskraft aus der dumpfen Gebundenheit, in der sie bisher gelegen. Unwillkürlich faßte sie mit der Hand in die Tasche ihres Gewandes: ihre Lippen schürzten sich unter ihrem dichten Schleier zu einem übermüthigen frechen Lachen: ihre Finger hatten das schwarze Ledertäschchen berührt. Wenn man Geld hat, höhnte und frohlockte etwas in ihr, was ist da unerreichbar, was unüberwindlich auf Erden?

„Mit Ihnen zu gehen, welch' ein Glück!" Ihren Arm wagte er nicht stärker an sich zu pressen, aber es war ihm, als hätten die Sterne niemals glänzender gefunkelt, als wären die alten, langweiligen Straßen, die er so oft durchwandert, in dem nächtlichen Halbdunkel, in der jetzigen träumerischen Stille, aus ihrer

Werkeltagsdürftigkeit zu den geheimnißvoll wiederhallenden Gassen einer Märchenstadt geworden.

„Sind Sie niemals mit Ihrer Else so herumgestreift, Arm in Arm, mutterseelenallein, im Mondschein?"

„Gnädige Frau, ich kenne Fräulein Merck so flüchtig, ich bin nicht mit ihr verlobt"...

„Wohinaus wollen Sie denn?" kicherte sie. „Freilich Sie sind jung und die Welt ist weit. Es ist so dumm, die schönste Zeit seines Lebens wie gebunden an Händen und Füßen in dürftigen oder peinlichen Verhältnissen zu versitzen, statt sich aufzuschwingen — was weiß ich, in die Ferne, in die Freiheit! Das Schicksal hat uns Beiden zu früh die Flügel gestutzt."

„Sind Sie nicht die Herrin Ihrer Entschlüsse?"

„Eine verheirathete Frau! Sie sind frei, sobald Sie wollen. Wenn Sie jetzt eine so unbändige Lust hätten, Musik zu hören, zu tanzen, wie ich..." Er wurde blaß und roth, was beabsichtigte sie nur? „Da steht eine Droschke," unterbrach sie im gelassensten Tone ihre eben noch so ungestüme Rede. „Gute Nacht, Herr Röseke. Schönen Dank für Ihre Begleitung. Mein Bruder erwartet mich noch, wie mir einfällt..." Kaum konnte er ihr den Schlag des Wagens öffnen, schon saß sie drinnen... „Nach dem Wintergarten des Centralhôtels," sagte sie dem Kutscher und schmiegte sich in die Ecke...

Fort war sie. Auf dem Damm der Königstraße stand Ernst, der Droschke nachblickend, die der Kurfürstenbrücke erst im schläfrigen, dann im schnelleren Trabe schwerfällig zuraffelte. Mit diesem häßlichen Kreischen und Aechzen der Räder auf dem Pflaster zerriß für ihn der Traum, die Wirklichkeit umgab ihn wieder, nüchtern und kalt. Aber in ihm war eine wilde Gluth, die um so heißer brannte, je kühler ihn von dem Wasser und über den weiten Schloßplatz hin der Wind anblies. Denn schon war er auf der Brücke, am Schlosse vorüber, unter den Linden, in der Friedrichstraße... Und nun ein tief aufathmendes Ach! mitten in den prächtig geschmückten Raum des Wintergartens, mit keuchender Brust nach dem eiligen Laufe, sah er sich versetzt: ohne Bewußtsein, ohne Absicht wie ein Nachtwandler war er hier hergekommen.

Auf der Estrade spielten die Zigeuner noch ihre zwischen Melancholie und Sinneslust, zwischen Sturm und Schmerz sich auf und nieder wiegenden Melodien. Rings umher viele Hunderte, an den Tischen sitzend, bei den Musikanten stehend, in den schmalen Gängen auf und nieder wandelnd. Darüber der bläuliche Schimmer des zitternden elektrischen Lichtes. Hüben und drüben zu Gebüschen künstlich geordnet Palmen und Blattgewächse in den verschiedenen Farbentönen des Grüns. Eine Weile brauchte Ernst, um sich an den Anblick und das Gewühl, an die berauschenden Klänge zu gewöhnen. Was wollte er in diesem Saal? Sie suchen, sich überzeugen, ob sie ihn nicht mit einer Lüge getäuscht? Es war Alles so schillernd, so zweideutig, so melusinenhaft an ihr, aber was hätte es ihm nützen können, wenn er die Wahrheit, ihre eigentliche Natur entdeckt? Daß sie mit ihm spielte, hätte er doch längst merken sollen. Und worüber beklagte er sich denn? War das Spiel nicht lustig, beschäftigte, reizte es ihn nicht? Dünkte ihn der Einsatz zu hoch, warum zog er ihn nicht zurück?

Sie hatte wohl Gefälligkeiten und kleine Dienste, doch weder sein Herz noch seine Seele von ihm gefordert. War sie die Ursache der hochfliegenden Wünsche, der argen Regungen, die er bisher nicht gekannt, die ihm den Frieden der Einfalt für immer zu zerstören drohten, warum floh er sie nicht?

Warum? Eben hatten seine Augen sie gefunden. In einer Loge an der einen schmalen Seite des Saales. Sie saß vorn an der Brüstung zwischen zwei anderen Damen, ihre Schönheit wurde dadurch nur erhöht. Die Herren standen plaudernd hinter ihnen: Ernst knirschte mit den Zähnen, Einer von ihnen war Rognitten. Dorothea's Antlitz war so glatt und ruhig, ihre Miene und Haltung so ganz der Ausdruck des Wohlgefühls, der Hingegebenheit an die Macht der Musik, daß es wie ein Zweifel in Ernst's Innern sich regte, ob diese Frau wirklich vor kaum einer Stunde in unbeschreiblicher Verstörung in sein Zimmer gestürzt sei? Haftete nichts in ihrer Seele? Trieb sie jetzt mit Rognitten dasselbe Spiel, wie vorhin mit ihm? In Gegenwart so Vieler konnten sie kaum Geheimes mit einander verhandeln, aber Ernst in seiner Eifersucht stellte sich vor, daß sie gegenseitig Liebesbetheuerungen austauschten. Sie hatte offenbar gewußt, daß Rognitten hier sein würde und war trotz der späten Abendstunde seinetwegen gekommen. Und hätte sich vor einer Begegnung mit ihm gefürchtet? Und wollte doch vor ihm geflüchtet sein? Ein schrecklicher Argwohn fing sich in Ernst's Gehirn zu gestalten an. Mit einer rasch erfundenen Geschichte hatte sie ihn belogen, etwas Anderes, als das Zusammentreffen mit Rognitten auf der Treppe, hatte sie zu ihm getrieben. Doch dies geheimnißvolle Andere, was war es? Es ließ ihn nicht länger im Saale, um so weniger, als sein Hinaufschauen zu der Loge auch dort bemerkt worden war: von Rognitten, der ihn von oben herab mit einem ebenso fragwürdigen wie feindseligen Blick zu mustern schien. Er mochte seinem glücklichen Nebenbuhler und der boshaften Frau nicht zur Zielscheibe ihrer Spöttereien dienen. Und zu dem Argwohn in seinem Kopfe gesellte sich das Rachegefühl in seinem Herzen ...

Elf Uhr — und noch immer brannten die Lichter und Lampen in der Wohnung Kaspar Grau's. Ein Wagen hielt vor dem Hause. Umsonst hatte Ernst den Hausschlüssel hervorgezogen, gegen alle Ordnung war das Haus offen. Oben in der Thür stand die Wirthschafterin schluchzend, die Hände ringend, im eifrigen Gespräch mit Frau Abrahamson. „Da sind Sie endlich, Herr Röseckе," rief sie ihm entgegen, „schon zweimal bin ich oben an Ihrer Thür gewesen. Das ist ein Unglück, aber es hat ihm geschwant. Er war dieser Tage über so unruhig und gereizt. Ich wollte ihn heute nicht allein lassen, doch er hat mir so viel zugeredet und zuletzt wurde er so heftig, er hätte mich hinausgeworfen, wenn ich nicht gegangen wäre — ach, es ist ein Elend!" Hier gab ein heftigeres Schluchzen Ernst die Möglichkeit der Frage, was denn geschehen?

„Herr Grau liegt im Sterben," antwortete Frau Abrahamson für die Weinende und Jammernde.

Im Sterben ... Ernst griff nach dem Treppengeländer, um sich festzuhalten.

„Der Arzt ist seit einer halben Stunde drinnen, ein Schlagfluß" ...

„Und wie? wann? Was war die Veranlassung?"

„Die Zunge ist gelähmt und der Arzt zweifelt, daß er den Gebrauch der Sprache wieder erlangen wird."

Ernst folgte der Wirthschafterin in die Wohnung des Alten. Sie habe den Schluß der Vorstellung im Theater kaum erwarten können, so bänglich sei ihr zu Muthe gewesen, erzählte sie, nur um ihrer Nichte nicht das Vergnügen zu beeinträchtigen, habe sie ausgeharrt. Ihr seien die hellen Fenster schon von Weitem, als sie von der Klosterstraße her über den Platz gekommen, verdächtig aufgefallen: und so mit dem Vorgefühl eines Unglücks sei sie durch die Hinterstuben nach den vorderen Zimmern gelaufen. Da habe Herr Grau röchelnd, die Augen verdrehend, auf dem Boden vor dem Sopha gelegen, den Kopf auf dem Sopha, als ob er sich habe aufrichten wollen, aber zurückgefallen sei. Sie habe gleich Lärm gemacht und Herrn Abrahamson gerufen, und die andern Bewohner des Hauses seien zusammengelaufen und der Kranke zu Bett gebracht worden. Einen Hausarzt habe er nicht gehabt und so sei Herr Abrahamson zu dem seinigen gefahren, der jetzt den Kranken behandle, aber keine Hoffnung gebe. Wie Alles gekommen, wie lange Herr Grau hilflos dagelegen — Niemand wisse es; er selbst könne kein Wort hervorbringen, nur mühsam unverständliche Laute, seine Hände zuckten im beständigen Krampfe, als bemühten sie sich Etwas festzuhalten, was doch nichts sei als leere Luft.

„Und warum die Kerzen? Die Blumen?" fragte Ernst, nicht für sich, denn vor ihm erhellte sich der Zusammenhang der dunklen Begebenheit mehr und mehr in tragischer Beleuchtung, sondern um die Frau auszuforschen.

„Die Wachslichte steckten ja immer auf den Armleuchtern, aber angezündet durften sie nur am Weihnachtsabend werden, und die Blumensträuße hab' ich heute Vormittag kaufen müssen, Herr Grau sagte, es sähe so traurig in den Stuben aus, er wolle ein paar Blumen haben. Und die Früchte da und den Wein, haben Sie das gesehen, Herr Röfecke? Für wen hat er das Alles zusammengeschleppt? Und die Schlechtigkeit, Alles hinter meinem Rücken zu thun, mir zum Aerger und zum Tort! Hab' ich das um ihn verdient? Da liegt er und kann nicht reden und der Himmel schweigt auch. Aber richtig ist es nicht, Herr Röfecke, richtig nicht!"

„Was vermuthen Sie denn?"

„Weiß ich es selbst? Ich bin keine Studirte und kann's nicht in Worte fassen. Helfen Sie mir doch; wenn einer trinken will, holt er sich zwei Gläser aus dem Schrank, zwei feingeschliffene, englische Gläser? Und trinkt aus beiden? O der heimliche Schleicher — der Himmel vergebe mir die Sünde! — er liegt nun geschlagen da! allein verdient hat er's. Warum hat er mir nichts von allen diesen Vorbereitungen gesagt? Das sind die Folgen seines Mißtrauens."

Zum Glück für Ernst, der seine Standhaftigkeit gegen einen solchen Ansturm nur mit Mühe behaupten konnte, unterbrach ein Ruf des Arztes aus dem Krankenzimmer die Geschwätzige. Nachdem er ihr einige Anordnungen hinsichtlich der Behandlung des Kranken eingeschärft, kam er mit Herrn Abrahamson in das andere Gemach. „Es wäre doch gut," meinte er, „wenn ein ruhiger, besonnener Mann bei dem Sterbenden die Nacht über wachen wollte, schon im Fall er die Sprache wieder erlangen sollte" .. Ohne Zögern erklärte sich Ernst dazu bereit.

Herr Abrahamson winkte ihm Beifall zu, der Arzt sagte Abschied nehmend: er würde morgen in der Frühe wieder nach dem Leidenden sehen, wenn — er vollendete seinen Satz nicht, aber seine Geberde deutete an, daß er die Sache für verloren hielt.

„Ist gar keine Aussicht auf Rettung vorhanden?" fragte Ernst mit abgewendetem Gesicht.

„Es ist ein collapsus virium," erklärte der Arzt, „aller Wahrscheinlichkeit in Folge einer großen Aufregung oder eines plötzlichen Schrecks. Wäre man ihm gleich beigesprungen, vielleicht ... So hat er eine Stunde oder noch länger ohne jede Hülfe gelegen ... Sprachlos, gelähmt ... ist ein halbes Wunder, daß er noch lebt. Zähe Natur ... guten Abend."

Während Herr Abrahamson dem Arzte das Geleit die Treppe hinunter gab, hatte sich Ernst fassungslos auf einen Stuhl niederfallen lassen. „Wäre man ihm gleich beigesprungen —" die Worte des Arztes klangen dröhnend, bohrend in seinem Ohr wider. Wie Rufe seines eigenen Gewissens, wie die Stimme eines unsichtbaren Richters. Er war unschuldig an dieser Verwickelung der Zufälle, an diesem Tode, und doch war er in dem Allen ein bewußtloses Werkzeug gewesen. Aus seiner Hand hatte der Alte den Brief empfangen, in dem Dorothea ihm ihren Besuch angezeigt, seine Befangenheit ihr gegenüber hatte ihn verhindert, stärker in sie zu dringen und den wahren Grund ihrer Flucht zu ihm zu erforschen. Den wahren Grund! Welch' ein Bild entrollte sich vor ihm. Der Alte in ihren Armen vom Schlage getroffen, auf den Boden fallend, röchelnd, in vergeblichen qualvollen Versuchen, einen Hülferuf auszustoßen, und sie im Grausen vor dem Anblick des Todes, in der Angst, mit dem Sterbenden allein zusammen getroffen zu werden, aus dem Gemache stürzend, keines andern Gedankens mächtig, als des einen, sich zu retten und den Unglücklichen seinem Schicksale zu überlassen, mit dem Wunsch unbarmherziger Selbstsucht, daß er nie wieder den Mund zu einer Anklage gegen sie öffnen möge ... wie in einem großen Schiffbruch der Freund den Freund von der Planke stößt, um durch seinen Tod sich die Erhaltung des Daseins zu erkaufen. Und wie sie nun aus dem Hause will, tönen ihr von unten Menschenstimmen entgegen, sie fürchtet bemerkt, angehalten zu werden, die Angst des Verbrechens schüttelt sie wie ein Fieber. So ist sie zu ihm gekommen, Alles ist ihm jetzt klar. Auch der Eid, den sie ihn hat schwören lassen, das Geheimniß dieser Nacht unverbrüchlich zu bewahren.

Sträuben sich seine Haare? Mit diesem Eide hat sie ihn zu ihrem Mitschuldigen gemacht. Kann er an das Bett des Sterbenden treten, ohne in dessen brechenden Augen seine Schuld zu lesen? Gibt es eine Entschuldigung für ihn? Er ist ein Narr des Zufalls gewesen, eine böse Zauberin hat seine blöde Einfalt zu ihren Zwecken ausgebeutet. Allein wer hieß ihm, sich in ihre Kreise zu wagen? Hatte er ihre Doppelzüngigkeit nicht schon an mehr als einer Probe erkannt? Nein, er konnte nicht seinen guten Glauben vorschützen. Nicht einmal in diesen Augenblicken war er ihrer Macht völlig entrückt. Er bemitleidete sie, er fürchtete für sie, er sann darauf jede Spur zu verlöschen, die von diesem Zimmer zu ihrem Hause leiten könnte. Indem er sie verurtheilen wollte, bewunderte er ihre Geistesgegenwart und ihre Energie, den Kampf gegen das Schicksal aufzu-

nehmen. Sie würde an seiner Stelle hier nicht thatlos sitzen und in elenden Reuegedanken die Zeit und sich selbst verlieren, sondern nach dem Briefe suchen, der sie verrathen mußte, wenn er gefunden wurde. Ja, sie! Aber er hatte nicht den Muth, etwas zu begehen, was ihm wie ein Diebstahl und eine Unterschlagung erschien. Eine müde Ergebung in das Unvermeidliche bemächtigte sich seiner. Mochte sich Alles nach dem Rathschluß einer höheren Weisheit vollenden. Die furchtbare Wahrheit hatte ihn ganz niedergeworfen. Was war das für eine Welt, die aus einem Engelsbild der Schönheit und Holdseligkeit um des Geldes willen eine Verbrecherin macht!

In seinem Bette ächzte und stöhnte der Alte, die linke Seite war bis auf den Arm gelähmt, die Hände zuckten und krallten sich in die Decke fest, zuweilen öffnete er die Augen und starrte seine Umgebung an, mit einem so kläglich bittenden und zugleich so grauenhaften Ausdruck, daß Ernst den Anblick nicht zu ertragen vermochte. Doch schien ihn Grau erkannt zu haben, seine innere Unruhe ließ eine Weile nach. Denn beständig bewegte er die Lippen und unter der vergeblichen Anstrengung schwollen ihm die Adern der Stirn an, als ströme ihm das Blut in das Gehirn. Darüber war Herr Abrahamson noch einmal herübergekommen, um als peinlicher und sorgsamer Geschäftsmann, der er war, mit Ernst für den äußersten Fall Rücksprache zu nehmen, man könne doch die Wohnung eines so reichen Mannes nicht ohne jede Aufsicht der Dienerschaft überlassen. Ernst nannte ihm den Rechtsfreund Grau's, es fiel ihm ein, daß der Alte nach dem Tode seiner Mutter in einem Moment der Erschütterung davon gesprochen habe, sein Testament zu machen. Sie redeten noch bei halboffener Flurthür im Corridor mit einander, als der Baron von Rognitten die Treppe heraufkam und erstaunt bei dem Lichtschimmer, der durch die Oeffnung drang, und bei dem Klange der Stimmen auf der obersten Stufe stehen blieb.

„Sie sind's, Herr Baron," sagte Abrahamson, die Thür vollends aufmachend. „Es hat ein Unglück gegeben, Herr Grau ist vom Schlage gerührt worden."

Mit der Sicherheit des weltgewandten Mannes und der Höflichkeit des Aristokraten, gegen die Ernst bei all' seinem Ingrimm wider diesen Mann keine Waffen hatte, war Rognitten eingetreten und hatte Ernst die Hand geboten. Er zeigte die lebhafteste Theilnahme für Herrn Abrahamson's Erzählung des traurigen Vorfalls, ohne doch eine neugierige oder ausforschende Frage zu stellen. Nur als dieser sich endlich empfahl, äußerte er: „wenn Herr Röfecke nichts dagegen einzuwenden habe, würde er ihm gern noch eine Weile Gesellschaft leisten." Ernst verwünschte die Gutmüthigkeit des Nachbars, die ihm diesen mitternächtigen Gast zugeführt, aber er konnte ihm doch nicht geradezu die Thür weisen. Aus einer Wohnung, die nicht die seinige war. Das peinigende Gefühl seiner Mitwissenschaft der dunklen That, die sich hier vollendet, raubte ihm die Fähigkeit einer entschiedenen Ablehnung: er besorgte bei einem Mann wie Rognitten damit Verdacht zu erregen. Wenn er vor einem Menschen auf der Hut sein und Dorotheens Geheimniß bewahren mußte, war es vor diesem.

In dem Sessel, in dem vor wenigen Stunden Dorothea gesessen, hatte sich Rognitten niedergelassen. Aber nicht hell und freundlich, wie damals, düster und

ungefällig sah das Zimmer aus. Zu lange hatte die Wirthschafterin mit Kaspar Grau zusammengelebt, um nicht von seiner Sparsamkeit angesteckt zu werden. Die unnöthige Lichtverschwendung, der Blumenschmuck ärgerten sie; bis auf eine Lampe hatte sie die Wachskerzen, die Ampel und die beiden Staatslampen auf bronzenen Füßen ausgelöscht und die Blumensträuße aus den Vasen genommen und in der Küche in Wasserkrüge gesetzt, damit sie, wie sie vor sich hinmurmelte, bis zum Begräbniß frisch blieben. Bei dieser trüb brennenden Lampe saßen sich Ernst und Rognitten gegenüber, zwischen ihnen der ovale, mit einer wollenen, buntgemusterten Decke verhangene Tisch.

Leise, vergnüglich trommelte Rognitten mit seinen langen, spitzen Fingern darauf: der Sterbende nebenan störte ihm nicht die Stimmung. Auch schien er in einen tiefen Schlaf gefallen zu sein, das Röcheln hatte nachgelassen. Der Abend, der so verdrießlich für Rognitten begonnen, hatte ihm nun doch noch Unterhaltung und Aufregung gebracht. Gerade als er jede Hoffnung aufgegeben, daß die schöne Frau bei dem Stelldichein erscheinen würde, und die unangenehme Empfindung, von ihr genarrt worden zu sein, niederschluckte, war sie gekommen. So liebenswürdig hatte sie sich entschuldigt, daß er ihr nicht gram sein konnte, mit einem sanften Händedruck, einem zärtlichen Geflüster, daß sie des Nachmittags meist allein sei und den ziehenden Wolken nachträume, hatte sie sich von ihm verabschiedet. Auch wenn er weniger, als er es war, von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt gewesen, mußte Rognitten nach diesen Anzeichen glauben, einen großen Fortschritt in ihrer Gunst gemacht zu haben. Dabei war so viel von Reisen, von einem Winteraufenthalt am Genfer See oder an der Riviera gesprochen worden, sie hatte so durchsichtige Aeußerungen gethan, wie angenehm es sei, unerwartet in der Fremde einen Freund zu treffen, daß die Aussicht eines reizenden Abenteuers in ihm aufdämmerte und er auf dem Wege von dem Wintergarten nach seiner Wohnung die Möglichkeit erwog, seinen Aufenthalt in Berlin abzukürzen. In Genf gab es ohne Zweifel auch für die dunkle Seite seiner Thätigkeit die nützlichste Beschäftigung, er brauchte diesen Punkt bei seinen Auftraggebern nur in das genügende Licht zu setzen.

In dieser gehobenen Stimmung seines Wesens war der Schlaganfall des Alten, auf dem Hintergrund so merkwürdiger Umstände, für ihn nur eine Anregung der Phantasie, ein Gegenstand kritischer Untersuchung. Der polizeiliche Spürsinn in ihm witterte etwas. Man bewegt sich nicht Jahre lang ungestraft zwischen Nihilisten und Geheimpolizei, hat nicht die eine Hand in Verschwörungen, die andere in deren Entdeckung, ohne selber unrein zu werden und das Leben nur auf seinen Unrath hin anzusehen. Der arme, gutmüthige Bursche an der andern Seite des Tisches sollte ihm bald genug durch seine geistige Unbeholfenheit auf die Fährte führen. Je unbetheiligter sich Rognitten in Allem fühlte, was Herrn Grau's Leben und Sterben betraf, um so sicherer konnte er seine Minen spielen lassen. Für ihn war die Enthüllung dieses Vorfalls ein Sport, eine Verstandesübung. Dabei regte sich in ihm ein gewisses Interesse für Ernst, eine Art Gönnerschaft; er hatte dem Bescheidenen vorhin mit seinem geringschätzigen Blick in dem Wintergarten bitteres Unrecht gethan. Bei dem Hinaufstarren Ernst's nach der Loge hatte er sich einer Anwandlung übler Laune nicht

zu erwehren vermocht. Sie war in seinen Zügen sichtbar geworden und die Geheimräthin hatte gefragt: „Wen von all' den Hunderten im Saal wollen Sie denn mit Ihren Blicken erdolchen?" Als er auf Ernst, der sich eben entfernte, gedeutet, war sie in das heiterste Gelächter ausgebrochen: „Den Schreiber meines Mannes? Herrn Röfecke? Das ist zu drollig! Lassen Sie mich nur nicht von einem Zweikampf zwischen Ihnen Beiden hören!" Ein Schreiber des Geheimraths, ein kleiner Beamter, ein pedantischer Pfennigfuchser und er, der Baron von Rognitten, ein Mitglied adliger Clubs, ein Mann der vornehmen Gesellschaft, eifersüchtig auf denselben — wie hatte er sich nur so weit vergessen können! Er mußte durch Freundlichkeit und Beschützermiene seine Thorheit wieder gut zu machen suchen.

„Der glückliche Herr Grau," fing er an, als der Aeltere und der Vornehme hielt er sich zur Eröffnung des Gesprächs für berechtigt, „er wird schnell, schmerzlos und besinnungslos sterben. Da uns Allen das Ende unvermeidlich ist, beneide ich Jeden um einen raschen Tod. Und wie lange hätte er noch leben können? Zehn, ein Dutzend Jahre vielleicht, mit allen Brüchen und Schäden des Alters! Hinterläßt er Verwandte?"

„Ich kann es nicht sagen. Nähere kaum."

„Dann wird er Sie hoffentlich in seinem Testament ausreichend bedacht haben."

„Herr von Rognitten!"

„Wieder empfindlich? Es ist doch nichts Böses, einen alten Mann zu beerben, dem Sie treue Dienste geleistet haben, den Sie wie einen Freund betrauern. Wie entgeistert sehen Sie aus! Als ob der Schlag, der ihn getroffen, auch vor Ihnen niedergefahren wäre!"

„Ich stand ihm näher als die anderen Bewohner des Hauses; ich hatte ihn heute früh noch wohlauf gefunden und muß in der Nacht an seinem Sterbelager wachen, nach der Rückkehr aus einem Concert!"

„Richtig, wir sahen uns ja. Ein rechtes Stück aus der Lebenskomödie: Sie bei den Zigeunern, die Dienerinnen im Theater und bei dem Alten der Tod. Eine seltsame Fügung, als ob sie bestellt worden wäre!"

Unerträglicher Spion! wollte Ernst auffahren, bezwang sich aber und sagte kurz: „Von Herrn Grau etwa?"

Der rauhe Ton bestärkte Rognitten in seiner Vermuthung, daß Ernst gerade wie er seine besonderen Gedanken über den Vorfall habe. „Warum nicht? Das Ende mag er sich freilich anders gedacht haben. Aber wir ziehen nur den Faden und das Schicksal schlingt den Knoten."

„Sie haben eine so zugespitzte Art der Rede oder wollen Ihre Meinung absichtlich hinter Ihren Worten verstecken —"

„Scheint es Ihnen so? Ich will Ihnen meine Ansicht nicht vorenthalten. Der alte Herr hat die Mädchen fortgeschickt, weil er einen Besuch erwartete, den Besuch der geheimnißvollen Dame ... Sie entsinnen sich, die den Stoff unserer ersten längeren Unterhaltung abgab."

„Und unseres ersten Streites," entgegnete Ernst, den Stoß parirend. „Und vorausgesetzt, Sie hätten Recht, was weiter?"

„Sie fragen, als ob ich eine Anklage auf Raub oder Mord beabsichtigte. Nichts weniger, Herr Rösecke. Vielleicht ist die Schöne gar nicht gekommen, sondern statt ihrer ein Absagebrief, der den Aerger und die Wuth des Alten gereizt hat; vielleicht hat es eine heftige Auseinandersetzung zwischen ihnen gegeben, sie ist davon gegangen und ihn hat der Schlag gerührt ... Ich bin kein Moralist, ich bin kein Richter, das ist der Kampf ums Dasein, sage ich. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, ich liebe es, in allen Geschichten die Spur des ewig Weiblichen aufzusuchen."

„Mir fehlt leider, wenn nicht das Verständniß, doch das Organ für diese Untersuchungen."

„O!" drohte Rognitten scherzhaft mit dem Finger. „Und Sie haben neulich die Unbekannte so tapfer vertheidigt. Damals hätte ich darauf wetten mögen, daß sie Ihnen nicht fremd sei."

„Wenn sie mir nicht fremd wäre, würde ich sie heute angreifen lassen? In so schmählicher Weise?"

„Schmählich?" Sie gebrauchen da Worte, deren ganze Bedeutung Sie nicht kennen."

„Ich kenne sie sehr wohl und werde sie auch zu vertreten wissen."

„Suchen Sie Streit?" fragte Rognitten scharf. „Aber doch nicht um einen Schatten. Die Namenlose ist weder Ihre Schwester noch Ihre Geliebte."

„Nehmen Sie an, daß ich die Ehre einer Frau, auch einer mir gänzlich Unbekannten, in meiner Gegenwart nicht kränken lassen will."

„Wollen Sie mir mit dieser Forderung Schweigen auferlegen? Den Mund schließen?"

„Es wäre ritterlicher, Sie hätten ihn gar nicht zur Verunglimpfung einer Frau geöffnet."

„Bravo," lachte Rognitten. „So ist meine Vermuthung richtig, oder genauer, da wir Beide nicht wissen, was vorgefallen ist, Sie theilen dieselbe. Merkwürdig, von welch' entgegengesetzten Enden wir auch ausgehen, immer begegnen wir uns in einem Punkte, sollte da nicht die Wahrheit stecken?" Er war aufgestanden und hatte dabei den Sessel ein wenig zurückgestoßen. Ein zusammengeknittertes Papier, das unter demselben auf dem Teppich gelegen, war so zum Vorschein gekommen. Gleichgültig hob er es auf, gleichgültig hielt er es in der Hand, als plötzlich Ernst mit heftigem Druck diese Hand ergriff: „Sie werden dies Papier zurückgeben, Herr Baron, es ist nicht Ihr Eigenthum!"

Der Ueberfall war so unerwartet, Ernst's Bewegung so leidenschaftlich, daß Rognitten im ersten Augenblick regungslos und sprachlos blieb, wie bei dem Anblick eines Trunkenen oder Wahnsinnigen, im nächsten war ihm Alles klar. Der starke Wohlgeruch, der dem feinen Briefpapier entströmte, und Ernst's Maßlosigkeit waren zwei Verräther auf einmal. „Ich bin ein ehrlicher Finder, beruhigen Sie sich," sagte er mit überlegener Kaltblütigkeit, „ich werde dies Blatt dem zurückgeben, dem es gehört."

„In diesem Falle wären Sie ein Nichtswürdiger!"

„Herr!" Mit einem kräftigen Zuge hatte er seine Hand aus der Ernst's gerissen. Auch seine Augen funkelten wie die seines Gegners, auch sein Blut

siedete. Aber er war ein Aristokrat, was hatte er mit diesem Plebejer zu schaffen? „Ihre Aufregung und Ihre Unbildung entschuldigt Sie, sonst verdienten Sie wohl eine andere Behandlung," und er schritt der Thüre zu.

„Nicht von der Stelle! Glauben Sie mich verhöhnen und dann die Genugthuung verweigern zu dürfen, weil Sie ein Baron sind?"

„Ich verhöhne Sie nicht, ich mache Sie nur auf das Schickliche aufmerksam, weil ich der Vernünftigere von uns Beiden bin."

„Weil Sie ein Feigling sind! Ein Spion!"

Mit entflammten Gesichtern, die Hände zum Schlage geballt, standen sich Beide gegenüber. In dem halblauten Ton, in dem sie das Gespräch führten, kamen die Worte wie Schlangengezisch aus ihren heiseren Kehlen.

„Sie werden diese Beleidigung büßen. Ich kann mich nicht mit Ihnen schlagen. Das wäre lächerlich. Losen wir, auf Tod und Leben! In acht Tagen ist Einer von uns todt. Wenn Sie Muth haben." —

„In acht Tagen? Auf Ehrenwort?"

„Auf Manneswort!" Und schon hatte er das Papier, das er noch immer in der Rechten hielt, mitten durchgerissen und mit einem Bleistift in kräftigen Buchstaben auf das eine Stück Leben, auf das andere Tod geschrieben. „Sind Sie's zufrieden?"

„Ich bin's," erwiderte Ernst und rollte die Streifen entschlossen zusammen. „Wollen Sie aus meiner, soll ich aus Ihrer Hand ziehen?"

„Nehmen Sie die Loose," entgegnete Rognitten, zählte „eins — zwei — drei!" und zog aus der hohlen Hand Ernst's den dünnen Papierstreifen. Langsam entfaltete er ihn und hielt ihm den Andern hin: Leben stand darauf. Wortlos verließ er das Gemach. Erst als ihn Ernst die Corridorthür zudrücken hörte, entrollte er das Blatt, das in seiner Hand lag. Bei dem verlöschenden Schein der Lampe, der das Petroleum ausging, las er in feiner, spitzer Handschrift — „und vor Allem das Geld! Keine Ausflüchte, Papa! Deine Dorothea" — er wollte das Papier umwenden, da erstarb der letzte, rauchend aufflackernde Lichtschimmer und aus dem Hinterzimmer rief die Wirthschafterin: „Herr Röseck! Wo sind Sie denn? Es geht zu Ende!"

VI.

In der Frühe des nächsten Morgens zwischen sechs und sieben Uhr war Kaspar Grau gestorben. Treu hatte Ernst mit der Dienerin an seinem Bette ausgehalten. Auch der Arzt und Herr Abrahamson waren noch einmal gekommen. Die Sprache hatte der Sterbende nicht wieder erlangt. Es mochte Ernst's Einbildung sein, wenn er aus dem Gestöhn und dem Gemurmel etwas wie den Namen Dorothea herauszuhören wähnte. Hatte sich doch das ganze Leben für ihn zu einem Traume verflüchtigt, kam es ihm doch vor, als wehe ihn schon der Hauch einer jenseitigen Welt an. Zur vollen Klarheit dessen, was in der Nacht geschehen, zur Erkenntniß seiner Thorheit hatte er sich in dem Wirbel der Eindrücke und Ereignisse noch nicht erheben können und so hatte in diesen Stunden der Gedanke an das Ende nichts Schreckliches, sondern eher etwas Beruhigendes und Befreiendes für ihn. Er wußte in seiner schwärmerisch erregten Stimmung

keinen besseren Ausweg aus dem Labyrinth, in das er durch den Zufall und die Schwäche seiner Natur gestürzt war, als den Tod. Seinen Genossen im Bureau fiel seine Schweigsamkeit und sein gedämpftes, fast feierliches Benehmen am Morgen nicht besonders auf: der Tod des alten Grau hatte sich in dem ganzen Bezirke wie ein Lauffeuer verbreitet, er erklärte zur Genüge Ernst's „abgeschiedenes Wesen", wie einer der Kameraden scherzte.

In unliebsamer Weise wurde er an die Wirklichkeit erinnert und daß er noch keineswegs mit den Dingen dieser Welt fertig sei, wenn er auch schon am Rande der jenseitigen zu wandeln glaubte, als er in der Mittagsstunde in Grau's Wohnung die Gerichtsbeamten thätig fand, die Siegel anzulegen und den Rechtsfreund des Verstorbenen, der zum Testamentsvollstrecker ernannt worden war, in eifriger Verhandlung mit der Wirthschafterin wegen des Begräbnisses. Sogleich wurde Ernst mit in die Besprechung gezogen. „Grau hatte viele Feinde und hat Manchen arg gepreßt, wir sind alle keine Engel hienieden," sagte der Justizrath eifrig, „um so mehr müssen wir Zeugniß ablegen, daß er auch seine Verdienste hatte und ein Herz, das der Freundschaft zugänglich war. Sie sind im Testament mit zehntausend Mark bedacht worden, Herr Röfecke, dafür kann man es sich schon einen neuen Hut mit schwarzem Flor und einen eigenen Wagen zum Begräbniß kosten lassen. Meine Schreiber sind eben dabei, die Abschriften des Testaments für alle Erben anzufertigen, die Frau Geheimräthin Friedloß ist die Haupterbin. Soll eine reiche Frau sein, ja Geld kommt immer zu Geld." Wie aus einem Traum heraus antwortete er auf alle Fragen und Vorschläge des Justizraths, einfach und verständig, aber mechanisch und theilnahmlos, als gäbe nur seine Stimme dem Echo gleich einen angeschlagenen Laut zurück. Zehntausend Mark — eine neue Last für den Lebensmüden, ein neuer und der schwerste Stein für den Beladenen, der sich einen Theil der Schuld an dem Tode seines Wohlthäters beimaß. Und die Hauptschuldige die Haupterbin! Gefiel es dem Dämon Geld alle Begriffe von Schuld und Sühne, alle Forderungen der Gerechtigkeit parodirend in ihr Gegentheil zu verkehren?

Geschäftiger und gleichmüthiger hatte Dorothea ihren Tag verbracht, sie hatte ihre Schulden bei ihrem Banquier bezahlt und ihre Rechnungen in den Modewaarenmagazinen ausgeglichen. Glänzend hatte sie einmal wieder, allen gegentheiligen Gerüchten zum Trotz, ihre Zahlungsfähigkeit bewiesen. Aber das schwarze Täschchen war darüber leerer geworden, als sie es gestern Abend, in der ersten Freude des Besitzes, gehofft. Dies war in dieser Spätnachmittagsstunde der einzige Verdruß, den ihr das so unheimlich verlaufene Abenteuer bereitete. Denn da im Lauf des Tages keine Nachricht aus dem Hause am Neuen Markte zu ihr gelangt war, nahm sie in ihrem leichten Sinne und rosenfarbenen Optimismus es als gewiß an, daß die Ohnmacht des Alten, in der sie ihn von einem panischen Schrecken ergriffen verlassen hatte, ohne schlimmere Folgen vorübergegangen sein würde: sonst hätte sich schon dieser gute Ernst mit dem wehmüthigen Ton und der Leichenbittermiene bei mir eingestellt. Amtsgeschäfte und darnach ein parlamentarisches Diner bei dem Minister hielten ihren Gatten von dem Hause fern und sie benutzte die Zeit des Alleinseins, das, was ihr am nöthigsten schien, in einen Koffer zu packen. Zwar war der Beginn der Reise erst für die

Mitte des Octobers festgesetzt, aber — bereit sein ist die Hauptsache, sagte sie ihrem Kammermädchen, das sich über die Eilfertigkeit der Herrin wunderte. Seinen Koffer muß man immer gepackt haben, philosophirte Dorothea für sich weiter, für alle Fälle. Die Langeweile, das Gerede, die Ehe ... das sind Gründe genug, eine arme Frau fortzutreiben. Sie kannte Friedloß; nachdem er gestern das Eis gebrochen und ihr ihre Verschwendung vorgeworfen und ihren Geldquellen nachgeforscht hatte, würden diese Streitigkeiten sich beständig erneuen, würde er jedem ihrer Ausgänge nachspüren. Nicht aus Liebe oder aus Eifersucht, nur um der Ehre nichts zu vergeben. Dieser Beamtenehre, die nicht die ihrige war, diesem altmodischen Götzenbilde sollte ihre Freiheit, ihre Jugend geopfert werden! Noch ein Wort von ihm — und ich reise, gelobte sie sich. Wie dumm, daß sie Papa Grau gestern nicht noch einen Tausend Mark-Schein abgeschmeichelt hatte! Sie hätte schon mit dem Nachtzuge reisen können. Wohin? Gleich viel; allein? sie lachte. Wenn der Alte ihr in der That nach Paris nachfolgte — das würde ein drolliger Spaß sein! Der Himmel ist blau, von weißen Wölkchen durchzogen, frisches Herbstwetter, an den Bäumen vergilbt das Laub, die letzten Wandervögel ziehen nach Süden — sie blickt in den Garten hinaus, es ist ihr, als quölle aus Luft und Erde ein belebender Hauch und Duft ihr entgegen, eine eigene Unruhe, aus Sehnsucht und Unbehagen gemischt, treibt sie umher.

Da wurde ihr der Baron von Rognitten gemeldet. War es mit die Erwartung seines Besuches gewesen, die ihre Stimmung beeinflußt? Immer stärker empfand sie den Zug einer geheimen Wahlverwandtschaft zu ihm. Er würde einen angenehmeren und stattlicheren Reisegefährten abgeben als Kaspar Grau, aber er war nicht reich. Und Spielerglück, das wußte sie aus eigener Erfahrung, ist noch trüglicher und treuloser als die Welle.

„Muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich von Ihrer liebenswürdigen Erlaubniß, Sie zu besuchen, so schnell Gebrauch mache?“ fragte er. „Oder erscheint es Ihnen selbstverständlich, daß es mich drängt, unser Gespräch, das gestern Abend so schlußlos abgebrochen wurde, fortzusetzen?“

„Unser Gespräch?“ Sie spielte die Zerstreute. „War es so anziehend? Sprachen wir nicht von Reisen? Ich liebe die Wärme, die Sonne, da ist es so natürlich, daß ich mich, wenn der Herbst naht, nach Süden sehne. Und wie oft vergebens gesehnt habe! Diesmal hofft mein Mann einen längeren Urlaub zu erhalten.“

„Ihre Seele hebt schon die Schwingen. Es ist etwas Ansteckendes in der Reiselust einer schönen Frau. Ich gedachte den Winter über hier meinen Studien zu leben ...“

„Und nun wollen Sie doch nicht behaupten, Herr von Rognitten, mein Geplauder hätte Sie diesem Entschlusse untreu gemacht?“

„Welche Gefahr hätte es, wenn dem dennoch so wäre? Das Hauptstudium für den Menschen bleibt immer der Mensch. Und wo könnte man den modernen Menschen besser studiren, als im Börsensaal oder auf der Reise? Es sind die beiden Pole, um die sich sein Dasein dreht.“

„Von der Börse verstehe ich nichts, aber für die Reise gebe ich Ihnen recht. Eine gemeinsame Reise, eine Begegnung in der Fremde, ein Zusammenleben in

einem großen Gasthofe lehren uns erst den besten Freund ganz kennen und bringen die, welche sich bisher fern und kühl gegenübergestanden, mit einem Schlage einander näher. Jede Reise ist eine Charakter- und" — setzte sie mit einem leichten Anflug von Koketterie hinzu — „wenn zwei zusammen sind, eine Freundschaftsprobe."

„Können Sie es mir da verargen, wenn ich diese Probe einmal zu machen wünsche? Mit Ihnen, gnädige Frau?"

Wie abwehrend schüttelte sie den Kopf. „Sie vergessen, daß die Probe auch gegen uns ausschlagen und plötzlich eine schrille Dissonanz die Harmonie stören könnte, die jetzt zwischen uns zu bestehen scheint."

„Darauf hin muß ich es schon wagen, zu leicht für Ihre Freundschaft befunden zu werden. Wäre ich abergläubischer, würde ich kühner von mir und meinem Glücke denken. Denn ein seltsamer Zufall ist meinen Wünschen entgegengekommen. Meines Bleibens in Berlin würde, auch ohne die Hoffnung, mit Ihnen auf der Reise zusammenzutreffen, doch nicht mehr lange gewesen sein. Meine Wohnung ist mir verleidet worden."

„Ueber Nacht?" Sie hielt den Athem an und zwang ihren Zügen ein Lächeln ab, allein er war ein zu guter Beobachter, um nicht zu merken, daß ihr Ausdruck sich aus seiner bisherigen Lässigkeit zu einem gespannt aufmerkenden verwandelte. „Ueber Nacht," erwiderte er darum. „Ich wohne in keinem vornehmen Hause, in keinem neuen Stadttheil, ich zog das alte Berlin, seine Gassen, Plätze und Kirchen vor. Ein Bekannter hatte mir die Wohnung empfohlen, sie gefiel mir, da wenig Kinder und außer dem meinen kein Klavier im Hause ist. Das war für mich ein unbezahlbarer Vorzug. Nichts verstimmt mich so sehr, als wenn ich um mich herum spielen höre."

„Und nun ist über Nacht ein zweites Klavier eingezogen?" fragte sie ungeduldig, ahnungslos, daß er sie absichtlich auf die Folter spannte, um ihrem Geiste die Widerstandsfähigkeit bei dem stärksten Schlage, zu dem er ausholte, zu rauben.

„Nein, kein Piano, eine Leiche vertreibt mich aus dem Hause. Ein alter Herr, der unter mir wohnte, ist plötzlich gestorben."

„Wer?"

„Sollten Sie ihn zufällig kennen? Den alten Grau?" —

„Todt!" schrie sie auf, die Hände auf die Brust gedrückt. Er hatte den Stoß gut geführt.

„Am Schlagfluß. Als ich von den Zigeunern zurückkehrte, lag er in den letzten Zügen. Herr Rösecke war bei ihm."

Wie lange sie einander schweigend nach diesen Worten ansahen und um ihre innersten Gedanken befragten, Keiner von ihnen hätte es nachher zu sagen gewußt. Ein doppelter Schreck hielt Dorothea's Seele umfangen: die Angst, daß irgend eine Spur ihrer Anwesenheit in der Wohnung des Alten zurückgeblieben sei, und die Gewißheit, daß sein Tod ihr den Boden unter den Füßen weggezogen habe. Der Abgrund hatte sich vor ihr geöffnet: die Schulden, die Noth, das Elend; diese Ueberzeugung verschlang die Anwandlung des Mitleids und der Reue, die sich in ihr geregt. Alles ist aus, sagte sie in sich hinein und der Wieder-

schein dieses Gedankens, das Gefühl ihrer Armuth und Verlassenheit zeigten sich in der tiefen Bläße und schmerzlichen Entstellung ihres Antlitzes.

„Hätt' ich vermuthen können, daß Sie diese Nachricht so sehr erschüttern würde," sagte Rognitten wie abbittend . . . Der Jammer ihrer Schönheit rührte ihn beinahe.

„Sie werden mich nicht täuschen," entgegnete sie bitter, „absichtlich haben Sie mir das Herz durchbohrt. Er ist todt, mein letzter Beschützer, mein Vormund! Und er ist nicht in meinen Armen gestorben! Aber was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich mit Ihrem Hasse verfolgen? Was soll ich noch von Ihnen hören? Es steht noch etwas in Ihrem Gesicht — ein Unglück oder eine Bosheit!"

Rognitten war längst nicht mehr der Mann, eine Alles vergessende, Alles verleugnende Leidenschaft für ein Weib zu empfinden. Er war zu blasirt und zu eitel dazu, allein diese Frau imponirte ihm. Weit wuchs sie über das Mittelmaß der Frauen, die er kannte, an List und Geistesgegenwart hinaus, im höchsten Grade verstand sie die Kunst, sich in Schleier zu hüllen und ihr eigentliches Wesen undurchsichtig zu machen. Wenn der Alte in der That ihr Vormund gewesen, wenn er ihr mit seinem Argwohn ein beleidigendes Unrecht zugefügt? „Haß und Bosheit," antwortete er in einer gewissen Verwirrung, „welche Worte zwischen Ihnen und mir! Steh' ich in keinem besseren Lichte vor Ihnen —"

Aber sie war entschlossen, seinen Verdacht im Keime zu ersticken. „O, ich durchschaue Alles!" rief sie erregt im Zimmer auf- und niedergehend. „Da ist eine Frau, die mir widersteht, haben Sie sich gesagt, die ich demüthigen muß. Ihre Eitelkeit empört sich dagegen, daß ich Ihren Huldigungen nicht mehr entgegen komme. Sie haben diesen armen jungen Schreiber eingeschüchtert, er hat mich verrathen . . ."

„Niemand hat Sie verrathen, gnädige Frau. Am wenigsten Herr Röseke. Und was hätte er verrathen sollen? Daß Sie mit Ihrem Vormund Beziehungen unterhalten?"

„Daß ich noch gestern am Nachmittage bei ihm war, daß ich ihn im besten Wohlsein und nur in Sorge über meine Zukunft an der Seite eines unfreundlichen Gatten verlassen — und daß nun dies das furchtbare Ende ist!" Ihr Gesicht in die Hände vergrabend, warf sie sich auf das Sopha, schluchzend und weinend — Schluchzen der Todesangst, Thränen der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

War es ein Zeichen ihrer Neigung, daß sie sich so rückhaltlos ihrem Schmerze in seiner Gegenwart überließ? Schon zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit ihrer Aussage, an der Harmlosigkeit ihres Verkehrs mit Grau. „Ich begreife Ihre Trauer, ich verwünsche meine Voreiligkeit," sagte er, „noch mehr, ich bekenne Ihnen meine Schuld. Sie hatten mir meine thörichte Aufwallung gegen jenen Schreiber verwiesen, ich sehe, wie unwürdig, wie lächerlich sie ist. Aber keine Liebe ohne Eifersucht. Er sprach mit einer Schwärmerei, einem Entzücken von Ihnen —"

„Sie haben Streit mit ihm gehabt! Auch das noch! Wohin stürzt mich Ihre blinde Leidenschaft!"

„Seien Sie ganz ruhig, es ist ausgeglichen. Diese Eifersucht ließ mich Ihnen die Unglücksbotschaft bringen, ich wollte wissen, in welchem Zusammenhange Sie zu ihm, zu unserm Hause stehen. Verzeihen Sie mir und befürchten Sie keine Unvorsichtigkeit mehr von mir. Meine Liebe wird schweigen und harren."

„Nur daß sie mich zum Stadtgespräch machen wird! Wenn mein Mann von Ihrem Streit mit seinem Schreiber, von diesem plötzlichen Todesfalle, von all' den Gerüchten hört, die sich daran knüpfen werden — ich bin verloren, auf der weiten Welt habe ich keinen Freund, keinen Beschützer mehr!"

„Und bin ich nicht da? Niemand soll Sie kränken, Niemand, so lange ich lebe!" redete er dringend auf sie ein. „Was ist ein Stadtgespräch! Es geht vorüber wie der Wind. Sie wollten reisen, wohl, reisen Sie morgen und lassen Sie Sorgen und Klatschereien hinter sich. Vor Ihnen liegt die Freiheit, das Glück, die Liebe breitet die Arme aus, Sie zu umfangen und sicher über Schluchten und Klippen zu tragen . . ."

Sollte sie ihr Schicksal an das seinige fesseln? Die Abenteurerin mit dem Abenteurer flüchten? Nicht so hatte sie sich ihr Verhältniß zu ihm ausgemalt. Aber blieb ihr eine andere Wahl, hatte sie ihr Verhängniß nicht in seine Hand gegeben? Sie duldete seine Küsse auf ihre Rechte und trotzte zugleich in sich hinein: noch nicht! Eine Möglichkeit, sich mit Friedloß auf einen erträglichen Fuß zu stellen, dämmerte in ihr auf. „Die Liebe," sagte sie hastig und stand auf, „Ihre Liebe, nicht wahr? Nur daß Sie mir erst den Glauben daran einflößen müssen — den Glauben, der die Ketten bricht!"

„Welche Ketten? Ihre Ehe —"

„Vergessen Sie nicht, daß es nicht bloß meine Ehe, sondern auch meine Ehre gilt."

„Stolzes Weib!" murmelte Rognitten. Mit seinem Verdruß, daß er ihr keine Gunstbezeugung, keine Betheuerung abgewinnen konnte, kämpfte die Bewunderung für sie, sicherer als durch Freundlichkeit, unterjochte sie ihn durch Trotz. Wie um die Leidenschaft zu belohnen, mit der seine dunklen Augen sie überflammten, hatte sie ihm ihre Hand von Neuem gegeben und so standen sie eng an einander, stumm, bis auf einen verlorenen Seufzer, starr, bis auf das Wogen ihres Busens, als ein lautes Geräusch vom Corridor her sie auseinanderfahren ließ.

„Störe ich Dich, Dorothea" — damit trat Friedloß mit hochgeröthetem Antlitz in das Zimmer, schnellen Schritts, den er hemmte, als er den Baron bemerkte. „Sie hier, Herr von Rognitten? Ich hoffe nicht, eine interessante Unterhaltung zu unterbrechen."

„Die alltäglichste, Herr Geheimrath, ich erkundigte mich bei der gnädigen Frau, wie ihr das gestrige Concert gefallen."

„Ah, Sie waren auch bei den Zigeunern? Wilde Musik das!" Und er zupfte ungeduldig an seiner Halsbinde.

„Sie wird ja auch auf der Haide gemacht und nicht am Studirtisch. Aber

meine Zeit ist um, Sie entschuldigen mich, Herr Geheimrath, daß ich mich zurückziehe. Auf Wiedersehen, gnädige Frau!"

Mit keiner Miene suchte sie ihn zu halten. Ihr Gatte, sonst ein Muster steifer Würde und fester Selbstbeherrschung, konnte kaum die Entfernung Rognitten's abwarten, dem Zorn, der in ihm kochte, Luft zu verschaffen. „Weib," rief er auf sie zugehend und sie hart an den Schultern fassend, „wo hast Du meine Ehre gelassen?"

„Bist Du von Sinnen? Weil Du den Baron bei mir getroffen? Wer bin ich denn, daß Du so zu mir zu sprechen wagst?"

„Es handelt sich auch um diesen windigen Klavierspieler!" keuchte er zwischen Ingrimm und Verachtung. „Als ob Du lieben könntest! Aber das Geld, das verfluchte Geld! Du trägst meinen Namen und Du bist eine Spielerin! Du verkehrst mit einem gemeinen Wucherer" — wenn sie sich nicht von ihm befreit hätte, würde er sie auf den Boden niedergerissen haben.

„Mit meinem Vormund," entgegnete sie. „Ach, bist Du so kühn geworden, weil Du erfahren hast, daß er gestorben ist, daß mich nun Niemand mehr vor Deinen Mißhandlungen schützen kann? Sollte ich zu Deinem hochmüthigen Hasse auch noch die Undankbarkeit gegen den Beschützer meiner Jugend fügen? Was kümmert's mich, wie Du ihn nennst! Mir war er freundlich gesinnt —"

„Ja und freigebig! Ueber das Grab hinaus! Du bist seine Erbin, meine Frau erbt das Vermögen eines Börsenspekulanten, eines Gauners, eines Wucherers!" Und er fuhr sich durch das kurz geschnittene graue Haar an seinen Schläfen und die Adern zeichneten sich auf seiner Stirn in blaurothen Striemen ab.

„Seine Erbin" — Dorothea war weit von ihm zurückgetreten, mit erhobenen Armen, halboffenen Mundes stand sie da, sie hatte das Wort nicht gesprochen, nur wie ein Hauch war es über ihre Lippen geflohen.

„Grau, Friedloß und Compagnie wird es heißen! Vor einer Stunde im Vorsaal des Reichstages wünschte man mir Glück zu dieser Erbschaft. War Ihre Frau denn mit dem Manne verwandt? und sie sahen mich so seltsam an und verzogen das Gesicht dabei. Warum, Weib, warum? Was hast Du gezahlt, daß Dir ein Geiziger sein Vermögen hinterläßt? Deine Ehre, Buhlerin, meine Ehre!"

„Du würdest es nicht gethan haben," sagte sie mit einem spöttisch frohlockenden Ton aus ihrer Starrheit auffahrend, „er aber liebte mich," und mit einer geringschätzigen Geberde gegen ihn kehrte sie ihm den Rücken.

„Halt!" rief er ihr nach, „so wirst Du nicht von mir gehen." Ihre Bewegung und der Klang ihrer Stimme hatten seinen lauten Ingrimm gedämpft, er fühlte, daß seine Worte an ihrer Seele niederglitten, wie Wassertropfen am Stahl. „Du wirst diese Erbschaft nicht annehmen."

„Ich werde sie nicht annehmen?"

„Dies Sündengeld kann nie in mein Haus kommen, gleichviel aus welchen Gründen es Dir geschenkt wurde. Du befleckst Dich, indem Du es berührst. Sünde und Schuld und Schmutz kleben daran —"

„Deine Vorurtheile, sage lieber. Ich bin keine Närrin und keine Sünderin,

ich werde die Erbschaft eines Mannes, der mich wie seine Tochter liebte, nicht verschmähen und ihn nicht noch in seinem Grabe beschimpfen."

„Du bist leichtsinnig und verschwenderisch, Du kannst Dich nicht ändern, es wäre unsinnig von mir, ein solches Opfer ohne Entschädigung von Dir zu fordern, ich biete Dir die Reste meines Vermögens an, entsage dieser Erbschaft. Ein Fluch ruht darauf, sie wird Dir kein Glück bringen."

„Nein und tausendmal nein! Dein Geld mag ich nicht. Und warum nicht? Weil ich es müde bin, Deine Sklavin zu sein, weil kein Tag vergehen würde, wo Du mir nicht Deine Großmuth vorrücken würdest oder den Augenblick herbeisehnen, wo ich ausgewirthschaftet hätte. Begreifst Du denn nicht, daß ich auf eigenen Füßen stehen will? Leben, wie es mir beliebt, dem folgen, der mich zieht?"

„Hüte Dich!" drohte er dumpf. „Wenn eine Saite in mir risse —"

„Willst Du mich tödten?" fragte sie trotzig, den Kopf in den Nacken werfend. „Da bin ich, schieße mich nieder," und so hart und nah trat sie auf ihn zu, daß er entsetzt, als hätte sie seinen geheimsten Gedanken errathen, zurückwich — „ich würde dann auch frei von Dir sein und das Lügenspiel unserer Ehe wäre zu Ende."

Vor diesem Ausbruch des Hasses und der Entschlossenheit senkte er den Kopf. Das war die Frau, die er geliebt, deretwegen er die Behaglichkeit und den Frieden seines Junggesellenlebens geopfert, die mit seiner Ehre wie mit ihrem eigenen Dasein ein verwegenes Spiel trieb! Dahin war es gekommen, daß sie ihn zum Morde aufforderte, daß er, wenn ihm eine Waffe in die Hand gefallen . . . „Es ist gut," murmelte er und ging hinaus.

Endlich, dachte Dorothea. Zusammengekauert lag sie auf dem Sopha. Sie war eine reiche Erbin, sie war frei. Nach dieser Scene konnte die Scheidung von ihrem Mann nur eine Sache der Zeit und der gerichtlichen Formen sein. Wie hatte sich in vierundzwanzig Stunden ihr Schicksal geändert! Aus dem Finstern ins Helle, aus der Verworrenheit in die Klarheit. Sie hatte den aufgeregtesten sturmvollsten Tag ihres Lebens hinter sich. Etwas wie ein wohliges Gefühl der Ruhe hatte sich ihren Gliedern und ihrer Seele mitgetheilt. Der arme, gute Papa Grau! Er ruhte nun auch. Es war das Beste für ihn gewesen, rasch und schmerzlos an einem Schlagfluß zu sterben. Wie viele Qualen und Enttäuschungen waren ihm erspart geblieben! Eine Liebesleidenschaft ist immer ein gewagtes Ding für einen alten Mann. Aber er hatte sie geliebt, anders als dieser trockene Friedloß, verzehrender selbst als Rognitten. Hellauf lachte sie. Der hatte sich ihres Besitzes schon so sicher gewähnt und jetzt war sie wieder die vornehme, unnahbare Dame. Mochten doch die Neidischen und Boshaften ihre Glossen über Grau's Testament machen — sie gelobte sich ihm als dankbare Tochter einen kostbaren Denkstein zu setzen. Mit einem erbaulichen Spruch aus der Bibel. In einem Monat würde Niemand mehr in der Stadt von all' diesen Vorfällen sprechen. Während sie im Auslande weilte, konnte der Scheidungsproceß eingeleitet werden. Ihr Leben dort sollte tadellos sein und jede üble Nachrede Lügen strafen. Nach dem Streit, den sie eben mit ihrem Gatten gehabt, hatte sie ein Recht, sein Haus zu verlassen, die Pflicht der Selbsterhaltung trieb sie

dazu, er würde ihr keine Hindernisse in den Weg legen. Wie hoch sich wohl ihre Erbschaft beliefe? Ernst würde es ohne Zweifel wissen, sie brauchte nur nach dem Neuen Markt zu fahren. Es ziemte sich überhaupt für sie, dem Todten die letzte Ehre zu erweisen und sich den Hausgenossen zu zeigen. Auch der Zank zwischen Ernst und Rognitten durfte keine Folgen haben, ihn auszugleichen fiel ihr zu. Je eher, je besser. Gleich jetzt wollte sie hin. Die Ausfahrt sollte ihr gut thun, nach all' dem Wortwechsel war es eine Zerstreuung.

Von der Zofe, der sie klingelte, ihr Hut und Mantel zurecht zu legen und ihr einen Wagen besorgen zu lassen, erfuhr sie, daß Fräulein Merck im Vorzimmer sei: sie brächte der gnädigen Frau die Stickereien. Else — das war ihr gerade recht. Diese Begleiterin schickte ihr das Glück, sie hatte das Mädchen heute gar nicht erwartet. Es würde sich vortrefflich ausnehmen, wenn sie mit einer so hübschen Gefährtin im Trauerhause erschien, verfänglichen Fragen wie häßlichen Gerüchten war dadurch im Voraus die Spitze abgebrochen. Und dann war sie Ernst für alle Sorgen und Schmerzen, die sie ihm zugefügt, für alle Hoffnungen, mit denen sie ihn hingehalten und getäuscht, einen Ersatz schuldig. Gab es einen besseren als die kluge Else? In der Erinnerung dieser Beiden wollte sie als eine wohlthätige Fee fortleben, sie fühlte sich in der Stimmung und Lage, auch einmal uneigennützig und großmüthig zu handeln. So kam sie mit offenen Armen dem Mädchen entgegen, sie bemerkte weder dessen finsteres Gesicht noch verstocktes Wesen, hörte kaum auf dessen Worte, daß sie nicht im Stande wäre, alle Aufträge der gnädigen Frau zu erfüllen, faßte die leise Widerstrebende an der Hand, führte sie zum Wagen, hieß sie einsteigen, nannte dem Kutscher das Ziel ... Alles mit jener Raschheit des Entschlusses und der Anmuth des Betragens, die ihr eigen waren und Elsen in ihrer bescheidenen Stellung auch nicht die Möglichkeit des Widerstandes gestatteten.

Nun saß sie an der Seite ihrer Nebenbuhlerin, sie glaubte nicht richtig verstanden zu haben, als sie die Geheimräthin den Neuen Markt als das Ziel der Fahrt bezeichnen hörte. Oder hatte sie gestern Abend geträumt? War sie dieser Frau nicht durch die Straßen gefolgt? Hatte sie nicht mit thränennassen Augen und eifersüchtigem Groll vor dem Hause gestanden, in das Dorothea geschlichen? Eine verheirathete Frau zu ihrem Geliebten? Vergrämt und verdrossen war sie heimgekehrt, ihre Mutter mit irgend einem Krankheitsvorwand betrügend und früh das Bett suchend, ohne Schlaf zu finden, immer die Frage im Gemüth auf und nieder wälzend, wer im Grunde schlechter sei, er oder die Geheimräthin? Es ging sie freilich nichts an, er hatte ihr keine Treue geschworen, nicht einmal eine Liebeserklärung gemacht, aber welch' ein Heuchler war er! Seine freundliche Miene, sein feines stilles Wesen hatten sie bestochen, sie würde ihm niemals eine solche Verrätherei zugetraut haben. Aber sie konnte ihre eigenen Augen doch nicht Lügner schelten. Die Schlechtigkeit der Welt und die Falschheit der Menschen bekümmerten zum ersten Male ihr junges Herz. Mit dem heldenmüthigen Vorsatz, an den schlechten Menschen nicht zu denken, war sie aufgestanden und hatte mit ihrem Kanarienvogel um die Wette gesungen, während ihre fleißigen Hände mit der Sticknadel arbeiteten. Nur daß ihr die Stimme öfters im Schluchzen versagte und sie sich mit der Nadel wiederholt in den Finger stach.

Darüber hatte sie das Singen aufgegeben und in die Straße hinausgeblickt. Niemals war sie ihr so grau und das Gewirbel der Menschen und Wagen so zweck- und freudlos erschienen. Ja, wenn er daher gekommen wäre wie an jenem Montagabend — und ärgerlich über sich selbst hatte sie sich vom Fenster weg an den Tisch in der Mitte der Stube gesetzt. Da war das Arbeiten noch weniger leicht von Statten gegangen, das Licht hatte gemangelt. Warum arbeitete sie überhaupt? Um die Traurigkeit und Langeweile des Daseins immer weiter auszudehnen? Um der Geheimräthin gefällig zu sein, die auf schleunigste Ausführung ihrer Aufträge gedrungen? Nein, für diese Frau, die das Herz eines unschuldigen Menschen verführt, wollte sie keinen Stich mehr thun. So arm und mittellos war sie nicht, daß sie nicht den Verlust dieser Kundin hätte verschmerzen können. Zuletzt bildete sich die eitle und stolze Frau wohl gar ein, sie bezahle ihr mit einem Stück Geld den Raub des Freundes ...

Allein die Geheimräthin hatte es gar nicht zu einer Aussprache kommen lassen, auf die Else mit zornigem Eifer brannte, nicht einmal das Geschäftliche hatte sie berührt. Auch jetzt nicht im Wagen, aus dem das Mädchen am liebsten herausgesprungen wäre. Erst, als sie durch das Brandenburger Thor gefahren waren, brach Dorothea ihr Schweigen. Bis dahin hatte sie nur ein und ein anderes Mal gesagt: „Wie froh bin ich, daß Sie bei mir sind!" Jetzt fing sie hastig an: „Sie rathen nicht, wohin ich Sie führe, seien Sie mir nicht böse darüber. Zu einem letzten Besuche, bei einem Todten. Mein ehemaliger Vormund, Herr Kaspar Grau, ist in der Nacht gestorben, am Schlagfluß, mein Mann hat mir die Nachricht gebracht. Die Männer konnten sich nicht leiden und sahen sich nicht. Aber ich ... Sie begreifen, die Verpflichtungen, die ich hatte, die ich auch gegen den Verstorbenen noch habe ... Kommen Sie mit mir hinauf!" Elsens Antwort schien sie nicht zu bedürfen; so ausschließlich war sie mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie den Freudenschimmer nicht gewahrte, der plötzlich das bisher so verdrossene Gesicht ihrer Begleiterin aufhellte. Kalt und heiß überlief es Else — wenn sie Ernst und die Geheimräthin lieblos verurtheilt, wenn sie ihnen etwas abzubitten hätte ...

Mit wiederholten Knixen und Versicherungen, welch' eine Ehre es für sie sei, empfing die Wirthschafterin die vornehme Dame. In langen Zwischenräumen hatte sie die Geheimräthin bei dem „seligen" Herrn gesehen, manchmal hatte Grau auch von ihr geredet. Mit kühlen, scharfen Augen musterte Dorothea die Räume, in denen sich gestern ein so tragischer Auftritt abgespielt, sie suchte, ob sich irgendwo eine verlorene Spur fände, die sie auf sich deuten könnte, ausführlich ließ sie sich von der Dienerin Bericht erstatten, wie sie den Herrn getroffen, und wurde, obgleich sie zuweilen mit ihrem Taschentuche ihre Thränen trocknete und schwer aufseufzte, innerlich immer gleichmüthiger und kälter. Elsens Mitgefühl äußerte sich um so lauter und aufrichtiger, weil für ihre Jugend ein plötzlicher Tod noch seine ganze Furchtbarkeit hatte und ihr zugleich der Kummer nahe ging, den das Hinscheiden des alten Herrn Ernst bereiten würde. Dorothea's Berechnung erfüllte sich in der glänzendsten Weise: ihr Besuch machte die tiefste Wirkung nicht nur auf die Wirthschafterin, sondern auch auf Herrn Abrahamson, der aus seinem Ladengeschäft eben heimkehrte. Was ihr etwa an gerührter Theil-

nahme fehlte, wurde reichlich durch Else's Thränen ersetzt und ihre Gefaßtheit zuletzt als die feinere Bildung bewundert, die den Ausdruck ihrer Empfindungen besser in der Gewalt hat. Den Todten noch einmal zu sehen, weigerte sie sich, es würde ihr einen Nervenkrampf verursachen, aber sie verließe sich hinsichtlich der Ausschmückung des Sarges auf den Geschmack und die Treue der Frau Gerber — so hieß die Wirthschafterin — und sie drückte ihr freundschaftlich die Hand: „Die schönsten Blumen und die schönsten Kränze, und die Palmenzweige nicht zu vergessen." Frau Gerber entgegnete, immer den Zipfel der weißen Schürze an den Augen, daß sie ihr Möglichstes thun würde, um die Befehle der gnädigen Frau auszuführen, daß im Uebrigen aber Herr Röseckе, der im dritten Stock wohne, mit dem Herrn Justizrath Klewitz die Anordnung des Begräbnisses übernommen hätte ... „Da möchte ich wohl noch mit dem Herrn ein Wort reden," meinte die Geheimräthin. Der gefällige Herr Abrahamson war gleich bereit, sie hinauf zu geleiten und mit einem „Kommen Sie, Else!" wollte ihm Dorothea folgen. Else zauderte, sie fühlte eine fliegende Gluth auf Stirn und Wangen, da wandte sich die Geheimräthin mit einem so lockenden, spitzbübischen Lächeln nach ihr um und flüsterte: „Zu Zweien können wir es schon wagen!" Das entschied; zu Zweien gab es keine Gefahr, doch wie gefährlich mochte das Alleinsein mit dieser verführerischen Frau für Ernst werden; schon um der Ruhe des Freundes willen durfte es Else nicht erlauben.

Sie fanden Ernst nicht allein, Herr von Rognitten war bei ihm. Beide waren auf das Höchste durch den Eintritt der Geheimräthin überrascht, Rognitten nicht unangenehm, denn er begrüßte die Damen in seiner verbindlichen Art und lud Dorothea ein, seinen Platz auf dem Sopha einzunehmen, während Ernst in sprachloser Befangenheit, Hilfe und Aufklärung mit dem Blicke von Elsen erbittend, die selber einem verschüchterten Vöglein glich, über ein Stammeln der Höflichkeit und Verwirrung nicht hinauskam. Zum Glück war Herr Abrahamson da, um den Zweck des Besuchs der Frau Geheimräthin anzudeuten und sich dann als bescheidener Mann zurückzuziehen, in Begleitung Rognitten's, der Ernst die Hand reichend leise sagte: „Wollen Sie noch eine größere Genugthuung?"

„Welch' einen Verlust haben wir erlitten," rief Dorothea in schmerzlichem Tone aus, als die beiden Männer das Zimmer verlassen hatten, „einen so guten, theuern Freund! Es drängte mich, von dem Todten zu Ihnen zu eilen. Sie sind der Einzige, der meine Beziehungen zu dem Verstorbenen kannte, der wußte, wie schwierig und peinlich es mir oft wurde, meine Freundschaft zu ihm mit meiner Stellung in der Gesellschaft in Einklang zu bringen. Möge Ihnen solcher Zwiespalt stets erspart bleiben, liebe Else, wie bitter habe ich darunter gelitten, zu welchem Versteckspiel wird man gezwungen!"

„Wohl verdiente er Ihre Trauer," entgegnete Ernst nicht ohne stillen Vorwurf im Ton, „er hat auf Erden nur zwei Dinge geliebt, Sie und das Geld, doch Sie waren ihm das Theuerste, Sie wissen vermuthlich schon, daß er Ihnen sein Vermögen vermacht hat."

„Woher sollte ich es wissen?" spielte sie die Erstaunte. „Sein Vermögen! Daß er noch lebte! Wie gern wollte ich es dann entbehren!" Ihre Augen hatten einen feuchten Glanz.

„Es ist eine große Summe, beinahe eine halbe Million Thaler, man könnte versucht sein, Ihnen Glück zu wünschen, gnädige Frau," sagte Ernst bedeutungsvoll.

Dorothea überrieselte es wie der Schauer bei dem Anblick einer Fata Morgana, wie der Anfall eines Schwindels. Welch' eine Zukunft entrollte sich vor ihr, es war ihr, als fluthete schimmernd ein Strom flüssigen Goldes um sie her. Ein Krampf zwischen Weinen und Lachen verzerrte eine Secunde das schöne Ebenmaß ihrer Züge. „Wenn es ein Glück wäre, reich zu sein," erwiederte sie dann mit schneller Fassung, „wenn Schätze uns die Zufriedenheit geben könnten. Wo Zwei sich lieb haben, da ist das Glück. Und nun schaut Euch beide an und sagt mir ins Angesicht, daß ich Unrecht habe." Entrüstet und verschämt wollte sich Else von dem Stuhl, auf dem sie starr und lautlos gesessen hatte, erheben: er sollte nicht glauben, daß sie gekommen wäre, sich ihm anbieten zu lassen.

„Fräulein Else," bat er, „gehen Sie nicht so von hinnen!" Das hielt sie fest.

„Trotzkopf!" Und Dorothea gab ihr einen leichten Schlag auf die Schulter. „Als ob ich es nicht gemerkt, daß Sie eifersüchtig auf mich sind und daß mein Schatten zwischen Ihnen beiden gestanden. Darum hab' ich Sie mit mir genommen, damit dies Mißverständniß verschwände und fortan Sie allein die Sorge und Verantwortung für alle seine dummen Streiche trügen."

„Herr Röseke ist alt genug, sich selbst zu hüten und zu schützen," erwiederte Else mit ihrem kühnsten Blick, „er scheint nicht Willens, mich um meinen Schutz anzugehen."

„Vielleicht wird er es, wenn ich nicht mehr da bin. Vorwärts, Else," und sie stand auf. „Noch ein Wort, wann ist die Bestattung unseres Freundes?"

„Am Sonnabend Mittag, gnädige Frau!"

„Ich bitte Sie — eine feierliche, stattliche!"

„Die würdigste, die für Geld zu beschaffen ist."

„Oh, es gibt auch Herzen, die ihm nachtrauern, die ihn niemals vergessen werden."

Das Alles im Aufbruch ... Ernst hielt es für schicklich, die Damen über die Treppen und durch das Haus zu geleiten ... Dorothea ließ das Mädchen vorangehen, sie habe noch über den letzten Willen des Verstorbenen mit ihm zu reden ...

„Sie haben einen Streit mit Herrn von Rognitten gehabt," sagte sie flüsternd, „meinetwegen. Ich danke Ihnen, Sie sind ein ritterlicher Mensch, voll Treue und Edelmuth. Aber Sie sollen sich nicht um mich in Gefahr stürzen."

„Er hat Ihnen davon gesprochen?"

„Ich habe es aus einer unbedachten Aeußerung, die er that, errathen. Machen Sie sich nicht unglücklich, schonen Sie meine Ehre. Ein Zweikampf wäre unnöthig und zwecklos, da er Alles weiß."

„Durch Sie?"

„Durch mich."

„Sie lieben ihn?"

„Ich liebe Niemand. Wenn ich etwas Zärtliches im Herzen habe, ist es

die Erinnerung an Sie. Das mag Ihnen genügen. Sie versprechen mir, daß kein Duell stattfinden wird?"

„Ich verspreche es Ihnen, Herr von Rognitten hat mir vorhin einen Ausgleich angeboten —"

„So bin ich ruhig. Ich bin nicht schlecht, ich will nicht Ihr, nicht Else's Glück zerstören. Und der Brief, den Sie gestern von mir Grau übergaben, was ist aus ihm geworden? Wird man ihn in der Wohnung finden?"

„Er ward zerrissen," antwortete Ernst. „Dies ist Alles, was von ihm noch übrig ist."

Er zog das Todesloos aus der Tasche.

„Tod!" las Dorothea und erbleichte. „Sie haben gelooft? Aber das ist Wahnsinn!" Und indem sie den Streifen umdrehte, gewahrte sie ihre eigenen Worte: „und vor Allem das Geld! Keine Ausflüchte, Papa! Deine Dorothea."!.. Im Augenblick hatte sie das Papier in die kleinsten Stückchen zerrissen, wirbelte sie in der Hand zusammen und warf sie über das Treppengeländer, daß sie weit auseinander hierhin und dorthin flogen. „So ist Alles vernichtet, was an diesen Abend gemahnt, Ihr Loos und meine Schuld. Wir fangen von heute ein neues Leben an."

Im Hausflur trafen sie wieder mit Elsen zusammen. Der Wagen, der die Geheimräthin hergeführt, wartete noch vor dem Hause. Rognitten war schon einige Male auf dem Markte hin- und hergewandelt: er mochte ein besonderes freundliches Abschiedswort Dorothea's erhoffen. Allein die Besitzerin einer halben Million hatte die ganze Gemessenheit und Zurückhaltung ihres Reichthums. Sie ließ sich von ihm in den Wagen helfen, ohne den Druck seiner Hand zu erwiedern, sagte ihm ein kühles „Ich danke!" grüßte Alle huldvoll und anmuthig, mit jener stillen Ironie um die sanft gewölbten Lippen, die allem Irdischen überlegen ist, und schon trug sie der Wagen in die abendliche Dämmerung dahin.

Während er noch in gewisser Entfernung, ungewiß, wie er sich ihr Benehmen auslegen sollte, und doch mehr als je von ihrer Eigenart und Schönheit entzückt, ihr nachblickte, schritten Ernst und Else mit leichtem Gruß an ihm vorüber. Weil sie sich so viel zu sagen hatten, schwiegen sie eine geraume Weile. Wie ein Schiffbrüchiger kam sich Ernst vor, der nach einem wilden, alle Kräfte seines Leibes und seiner Seele ermattenden Kampfe mit den Wellen endlich wieder festen Boden unter sich fühlt. Ihm fehlen die Gedanken, die Worte, der Gottheit, die ihn gerettet, zu danken: er kann nur die Arme und die Augen zu ihrem Himmel emporrichten. So begnügte er sich denn, Else anzusehen und ihr stumm die Hand zu drücken. Von dem, was in ihm vorging, hatte sie kaum eine flüchtige Vorstellung, noch war Alles in ihr eine verworrene Ahnung, nur das Eine verstand sie, daß nach den Vorfällen der letzten Tage ein harmlos nichtiges Gespräch zu dieser Frist für sie Beide unmöglich wäre. Allmälig dämpften dann die Geschäftigkeit und der Lärm um sie her das Glockenläuten des Gemüths; in der Erinnerung an den Sonntag, wo sie sich zum ersten Male begegnet und auch so im gegenseitigen Verstummen neben einander einher gegangen, fand Ernst den Muth zu einem Geständniß. Nicht Alles konnte er dem Mädchen erzählen — er mußte das Geheimniß jener Frau, wie er es gelobt, bewahren, und hätte um keinen

Preis Elsens Phantasie mit den Schreckbildern erhitzen und beflecken mögen, die ihn selbst in einen solchen krankhaft gereizten Fieberzustand versetzt hatten — aber er war doch im Stande, ihr den Zusammenhang des Ganzen und damit die jähen Umschläge seiner Stimmung zu erklären. Die Evastochter in ihr war klug genug, die Untreue, die sie in alledem witterte, nicht nur zu überhören, sondern auch der Unruhe und Sorgen, die sie ihm bereitet, und seiner Reue wegen zu verzeihen. Daß er zu ihr zurückgekehrt, war für sie die Hauptsache, und für ihn, daß sich das zauberische Netz, in das ihn die Geheimräthin verstrickt, gleichsam Masche für Masche auflöste, je ausführlicher er schilderte, was er erlebt. Aus dem trunkenen Ueberdrang jenes Sonntags hatte sich in harter Prüfung eine innige festhaltende Neigung entwickelt, schon gewöhnte er sich daran, die Ereignisse als einen Läuterungsproceß seiner Gefühle und Einbildungen zu betrachten. In dem trüglichen Schein und der Unbeständigkeit aller Dinge hatte sich nur das Herz Elsens als echt und treu bewährt, hier, wenn irgendwo, konnte das Fahrzeug seines Lebens Anker werfen. Und in diesem Hinblick auf eine nahe und freundliche Zukunft verlor auch der Tod des Alten das Grauenhafte, er erschien als die natürliche Folge des Vorhergegangenen, als der nothwendige Ausgang einer widersinnigen Leidenschaft. Grau's Geiz hatte für sein und Elsens Glück gespart, sein Ende befreite ihn für immer von der gefährlichen Frau, deren Wesen und Schönheit, ihr selber unbewußt, indem es sich auslebte, Verderben ausströmte. Ruhig und gelassen glaubte er, wenn er morgen bei ihrem Gatten zur gewohnten Arbeit vorsprach, ihr begegnen zu können, falls ein Zusammentreffen unvermeidlich sein sollte.

Aber diese Probe auf die Festigkeit seines Charakters hatte er nicht zu bestehen. Er sah sie niemals wieder. Schon vor dem Schluß der Bureaustunden stockten plötzlich alle Federn in der städtischen Kammer, alle Köpfe erhoben sich von den großen Kassen- und Rechnungsbüchern. „Welche Nachricht!" hatte der älteste Buchhalter, der die eben angekommenen Abendzeitungen durchblätterte, laut ausgerufen.

Folgendes meldeten, in Uebereinstimmung aller wichtigeren Punkte, die Abendblätter: „Heute früh um fünf Uhr wurde die Dienerschaft des Friedloß'schen Hauses in der Thiergartenstraße durch drei oder vier rasch aufeinanderfolgende Schüsse erschreckt. Sie waren in dem Schlafzimmer der Geheimräthin Friedloß gefallen. Die verschlossene und verriegelte Thür mußte erbrochen werden. Ein entsetzlicher Anblick bot sich den eindringenden Dienern und dem Polizei-Lieutenant, den man gerufen, dar. In einem Anfall des Wahnsinns hatte der Geheimrath erst die Gattin, die bei seinem Eintritt in das Zimmer — durch eine Tapetenthür, nicht durch die Hauptthür — aus dem Bett gesprungen war — denn die Leiche lag auf dem Teppich vor dem Bette, vornübergefallen mit dem Gesicht auf einem Fußkissen — und dann sich selbst mit einem Revolver erschossen. Der Tod der unglücklichen Frau muß auf der Stelle erfolgt sein, die Kugel hatte die Brust getroffen. Der Geheimrath dagegen, der dann mehrere Schüsse gegen sich selbst abgefeuert und sich eine lebensgefährliche Wunde am Haupte zugefügt hatte, lebte noch, als man in das Gemach eindrang. Vernommen konnte er nicht mehr werden, er ver-

schied bei dem Anlegen des ersten Verbandes. Die beiden Gatten lebten, soviel man weiß, in einträchtiger zufriedener Ehe, sie bereiteten sich vor, eine Reise nach dem Süden anzutreten. In den Kreisen der besten Berliner Gesellschaft war Frau Friedloß eine der schönsten und liebenswürdigsten Erscheinungen, eine Frau voll Geist und Anmuth, von tadellosem Rufe. Der Geheimrath galt für einen der pflichteifrigsten und erfahrensten Beamten im Ministerium des Innern. Mehrmals hatte er mit Geschick und in verbindlichen Formen im Reichstage und im Landtage die Maßregeln und Gesetzesvorschläge der Regierung vertheidigt. In den letzten Wochen nahmen seine Collegen eine sich täglich steigernde Reizbarkeit, die mit dumpfbrütender Grübelei wechselte, an ihm wahr, man schob es auf Ueberarbeitung und hoffte, daß ein längerer Urlaub und ein Aufenthalt im Süden seine zerrütteten Nerven wiederherstellen würden. Am Tage vor seinem Tode war sein seltsames Benehmen Allen, die im Reichstage mit ihm verkehrten, aufgefallen: diesen Ausbruch des Wahnsinns konnte indessen Niemand ahnen. Die verleumderischen Gerüchte, die an der heutigen Börse verbreitet waren, daß finanzielle Verlegenheiten nicht ohne Einfluß auf die schreckliche That des unglücklichen Mannes gewesen sein möchten, Gerüchte, die sich nicht schämten, die beklagenswerthe, in der Blüthe ihres Lebens durch ein furchtbares Geschick hinweggerissene Frau anzuklagen und bloßzustellen, können wir aus sicherster Quelle, in unangreifbarer Weise widerlegen: Frau Friedloß hatte eben eine bedeutende Erbschaft gemacht, ihr Vormund und Pflegevater, der im Centrum der Stadt vielgenannte und vielgekannte Rentier Kaspar Grau, hatte sie zu seiner Universalerbin eingesetzt. Das rührende Verhältniß, in dem die feine und hochgebildete Frau zu dem wunderlichen alten Manne stand, ist der beste Beweis ihrer Herzensgüte gewesen."

Was sich der Wald erzählt.

Ungeschriebene Tagebuchblätter, zwischen den Zeilen gelesen.

Von

Gustav zu Putlitz.

Jede künstlerische Production trägt, wenn auch vielleicht nur für den, der sie schuf, den Stempel der Stimmung, die Signatur der Lebensverhältnisse, in denen sie sich entwickelte, unter deren Einfluß sie Form suchte und fand. Jedes Gedicht bleibt ein Tagebuchblatt für den Dichter, auf dem er sich wiederfindet, wie Heine das in seinem Doppelgänger so erschütternd zur Gestalt werden läßt. Mir ist es immer unheimlich! gespenstisch vorgekommen, wenn ich vor Jahren Geschriebenes wieder zur Hand nahm, oder eins meiner Stücke, das ich in der Jugend verfaßt hatte, mir eine lange Zeit später wieder vorgeführt wurde. „Das würde ich so jetzt nicht schreiben," dachte ich; und mußte oft hinzusetzen: „das könnte ich auch nicht mehr schaffen." Die überlegteste Production wird immer noch viel von einer Improvisation haben und steht unter dem Bann der Stunde, in der sie entstand. Das habe ich in den letzten Tagen wieder recht lebhaft empfunden. Nach Jahrzehnten fiel mir durch Zufall das Büchelchen wieder in die Hände, das den Titel der Ueberschrift trägt, die ich dieser kleinen Lebenserinnerung gebe; und ich blätterte es durch, las zwischen den Zeilen längst vergangene Zeiten heraus, von denen kein Wort in dem Buch steht, lebte Stimmungen wieder durch, die mir völlig aus der Erinnerung entschwunden waren, und die so leise durchklangen, daß sie nur meinem innern Ohr vernehmbar sein konnten. Das kleine Buch, das erste, mit dem ich in die Oeffentlichkeit trat, muß zur Publication eine besonders günstige Stunde getroffen haben, denn es war glücklicher als alle folgenden; hat meinem Schriftstellernamen eine Popularität errungen, mehr als jede andere meiner literarischen Versuche; Auflagen über Auflagen folgten und wurden, von der Mode gefördert, in zierlichem Salongewande auf alle Bücher-Nippes-Tische eingeführt.

Ich will erst berichten, wie es in die Oeffentlichkeit und überhaupt zum Druck gelangte, und dann ausplaudern, was ich jetzt zwischen seinen Zeilen herauslas, und das war ein schönes Stück Leben, jung wie das Buch selbst. Vielleicht fühlte das die Jugend und bereitete ihm deshalb so freundliche Aufnahme.

Es war im Spätsommer 1848. Ich kehrte eben von einer Reise nach Italien, der die Ereignisse des Sturmjahres schneller als beabsichtigt ein Ziel gesetzt hatten, in mein Elternhaus auf dem Lande zurück, nachdem ich mich zuerst in Frankfurt, wo die National-Versammlung tagte, dann in Berlin, wo der General von Wrangel eben mit seinen Truppen einzog und das Parlament aufhob, in der umgewandelten politischen Stimmung der Heimath zurecht zu finden gesucht hatte. Die theils durch überbrausende Hoffnungen, theils durch übertriebene Befürchtungen aufgeregten Gemüther fingen an sich zu beruhigen und, auf dem Lande namentlich, lenkte Alles wieder ein in die gewohnten Geleise behaglicher Zuversicht und friedlicher Arbeit.

In dem freundlichen Hause meiner Eltern, das eine einfache aber ausgedehnte Gastlichkeit auszeichnete, hatte sich ein wechselnder Kreis von Jugend zusammengefunden, theils Verwandte, theils Freundinnen meiner Schwestern, theils meine Freunde von der Schule und Universität. In der Heiterkeit des jugendlichen Zusammenseins wurden leicht die Aufregungen vergessen, die die Wolken am politischen Horizont aufsteigen ließen; aber damals spielte man noch nicht Croquet oder Lawn-tennis, sondern man dichtelte ein wenig, freilich sehr heimlich, als wäre das ein des Verschweigens werthes Unrecht, schrieb Sinnsprüche, längere und kürzere Gedichte zusammen in sehr einfache Albums, und las gemeinsam die Modedichter der Zeit. Da fand sich denn auch in meiner Mappe ein oder das andere Gedicht, das die Gelegenheit hervorgelockt hatte, und das gewürdigt wurde, in den Sammlungen der jungen Mädchen Aufnahme zu finden. Dabei kamen vier sogenannte Märchen zum Vorschein, die, in lockerem Zusammenhang unter einander, noch keinen gemeinsamen Titel trugen, und zu sehr verschiedener Zeit entstanden waren. Auch die wurden im Hauskreise vorgelesen und fanden mehr Beifall bei den Zuhörerinnen als Platz in ihren Albums. Sie waren zu umfangreich, und vielleicht überhaupt zu lang für die Geduld der Abschreiberinnen, soviel man dieser auch zumuthen konnte. Ja, wenn man einen Verleger wüßte, der das Opus druckte, allenfalls gegen Zusicherung der Abnahme einer Anzahl von Exemplaren! Auch da fand sich eine Vermittlung. Eine Freundin meiner Schwestern verkehrte in dem Hause eines jungen Verlagsbuchhändlers in Berlin und erbot sich nicht nur zum zweifelhaften Versuch, diesen zur Herausgabe der Märchen zu überreden, sondern sogar den Umschlag derselben zu illustriren. Die Protection junger Mädchen ist nicht gering anzuschlagen, sie sieht keine Hindernisse, schreckt vor keiner Ablehnung zurück, und scheut keine Waffe der Ueberredungskunst.

„Aber Märchen! In dieser Zeit, in der man nichts liest, als politische Blätter und Brochüren," protestirte der Verleger. Dagegen Lächeln, Schmollen, Zuversicht und immer wieder dieselbe Scala. Was war da zu thun?

Genug, der freundliche Verleger war jung und deshalb unvorsichtig, er blickte flüchtig in das von Damenhand copirte Manuscript, lächelte und sagte zu. Er wolle Druck und Vertrieb übernehmen, aber er verlangte einen Titel für das Buch und die Illustration für den Umschlag. Ersterer war nicht so leicht gefunden. Es war Herbst geworden und ich suchte noch immer, am Schreibtisch und auf einsamen Spaziergängen. Plötzlich war er da! Ich könnte die

Stelle noch angeben, wo ich ihn fand, als fiele er aus den Wolken. Ich ging allein gegen Abend durch ein Tannenwäldchen, den gewundenen Weg säumten Birken und junge Eichen sproßten zwischen den Fichtenstämmen auf. Das herbstliche Laub flatterte im leichten Winde zu Boden, die Sonne war trüb und fast unbemerkt untergegangen, die Nacht schnell eingebrochen; feuchtfrische Nebelluft wehte mir ins Gesicht und knarrend regten sich die Wipfel der Tannen, aus denen sich von Zeit zu Zeit ein Rabe schreiend aufschwang und schwarz abhob gegen den tiefgrauen Himmel. Das war die recht eigentliche märkische Herbstnatur, deren Gruß ich lauschte mit dem geschärften Gehör, das die Nacht in der Einsamkeit weckt. Ich hörte jedes fallende Blatt, jeden Windhauch, wie ein geheimnißvolles Gespräch des Waldes, und auf einmal war er da, den ich seit Wochen gesucht hatte, mein Märchentitel. „Was sich der Wald erzählt!" flüsterte ich vor mich hin und wiederholte es immer wieder. So kam ich zu der Bezeichnung, die mein Büchelchen einführen, zusammenfassen, dessen Inhalt sie in einer Zeile charakterisiren sollte, und sie hat sich glückbringend bewährt. Dem Titel gehörte ein guter Antheil an dem Erfolge des Inhaltes. Prolog und Epilog waren längst fertig und so erschien das Heft mit der sinnigen Deckel-Illustration wenige Wochen später, und flog, ein Gruß zur Erinnerung an das sommerliche Zusammensein, nach allen Richtungen zu den Freunden des Elternhauses. Einen andern Zweck hatte ich nicht erstrebt, auf einen buchhändlerischen Erfolg so wenig gehofft, als der Verleger selbst. Wie erstaunt war ich, als ich von Letzterem, noch bevor der Herbst zu Ende, die Nachricht erhielt, die erste Auflage meiner Märchen sei vergriffen, eine zweite nothwendig. Und nun folgten sich die Auflagen schnell. Ein großer Leserkreis war der politischen Flugschriften, der Parteiblätter, die wie Pilze aus der Erde über Nacht aufschossen, überdrüssig geworden und das Unpolemische, Harmlose kam zu seinem Recht. Eine ganze Literatur, meist aus Damenhänden, folgte meinen Waldmärchen, denen wir nichts weniger zugetraut hätten, als daß sie eine, wenn auch noch so bescheidene, Bahn brechen könnten, die sich wenigstens als Fußpfad über blumigen Rasen, überschattet von Baumwipfeln, bewährte und noch immer bewährt. Mit welcher Empfindung aber ein junger Autor zum ersten Mal seine Production an den Schaufenstern der Buchhändlerläden betrachtet, halb stolz, halb erröthend, davon hat das lesende Publicum keine Ahnung.

So machte das kleine Buch seinen Weg. Wie es aber entstand, das zieht sich durch die Geschichte meiner ganzen Jugend, und die tauchte mir wieder traumhaft auf vor der Seele, als ich es kürzlich durchblätterte. Ich will versuchen die Träume festzuhalten und ihnen noch einmal, wenn auch in flüchtiger Skizze, Gestalt zu geben.

Von meinem Eintreten in die Pforte des Alumnates hat bereits ein anderes Erinnerungsbild berichtet, und in dieser habe ich auch meine Schulzeit als eine sehr fröhliche, von warmer und breiter Freundschaft beglückte, bezeichnet. Eine Freundschaft hatte sie mir aber gebracht, die freilich der Tod mir früh raubte und mich damit den ersten, tiefen Schmerz des Lebens kennen lehrte, der unvergessen in mir blieb durch alle Zeit — die Freundschaft nicht eines gleichaltrigen Mitschülers, sondern meines Lehrers, des Professors Ferdinand Immermann,

der etwa zwanzig Jahre älter war als ich. Nie habe ich, mit Ausnahme meiner nächsten Angehörigen, einen Menschen mehr geliebt, als Ferdinand; keiner hat je solchen Einfluß auf die Entwicklung meines Wesens, meines Charakters und meiner Bildung geübt als er, und in allen meinen späteren literarischen Bestrebungen hat mir die Erinnerung an ihn, an seine Leitung zur Seite gestanden, als er längst nicht mehr sein zurechtweisendes oder zustimmendes Wort zu mir sprechen konnte. Ja noch jetzt steht er mir deutlich vor der Seele mit der ernsten, hohen Stirn, mit dem milden Blick und den feinen Lippen, die ebenso humoristisch zu lächeln vermochten als feierlich ernst zu mahnen. Noch tönt mir im Ohr sein weicher, selbst im Eifer der Rüge nie verletzender Klang der Stimme. Er war mehr eine empfangende als gebende Natur, auch im freundschaftlichen Verkehr; aber er gehörte zu denen, deren Schweigen beredt ist, den man versteht, auch ohne Worte. Wie mancher unausgesprochene Tadel, wie viel stumme Anerkennung habe ich auf dem Gruß seines Auges, dem wehmüthigen Falten seiner Stirn, dem Druck seiner Hand herausgelesen!

Wie war diese auf den ersten Blick befremdende Freundschaft des gereiften Mannes und des halben Knaben entstanden? Ich kann nur das äußere, halb zufällig angebahnte Nähertreten berichten, während die weitere Entwicklung nur durch die Eigenartigkeit der beiden Charaktere möglich war.

Ein Mitschüler, Felix Niemeyer, hatte mich, gleich nach meinem Eintritt in die Schule, in seinem Elternhause, dem des Dr. Niemeyer, eines Sohnes des berühmten hallischen Pädagogen, Kanzlers Niemeyer, eingeführt, und ich verkehrte dort, als ob ich zu ihnen gehörte, mit dem gleichaltrigen Schulfreund, mit seiner nur um ein Jahr älteren Schwester Marianne und den jüngeren Schwestern. Mit Marianne hatte ich den Confirmationsunterricht getheilt, dann Tanzstunde gehabt und die ersten jugendlichen Bälle besucht. Sie war mir wie eine Schwester geworden und ist es treu in Freude und Leid jetzt durch gerade ein halbes Jahrhundert geblieben, bei allen Geschicken, die uns trafen im langen, wechselvollen Leben, zu dessen beglückendsten Gaben ich diese reine, geschwisterliche Freundschaft rechne. Ihrem Bruder Felix und mir war die früh entwickelte, geistig überlegene Schwester schon während unserer Gymnasialzeit Ratherin und Helferin in den halb knabenhaften wie in den ernsteren Erlebnissen unserer Schuljahre, und wir empfanden es schmerzlich, als die bejahrte Großmutter, die verwittwete Kanzlerin Niemeyer, kam, um Marianne zu einer Reise an den Rhein abzuholen, wo sie eine verheirathete Tochter auf mehrere Monate besuchen wollte. Sie blieb den Sommer über und kehrte im Herbst wieder, mit Freude und Ungeduld empfangen, letzteres namentlich von Felix' Vater; denn er hatte seiner Mutter ein tiefernstes Geheimniß zu eröffnen. So rüstig er auch schien, und so treu er seinen Beruf weiterführte, hatte er doch ein schon längere Zeit hingeschlepptes Leiden, das er, der Arzt, sicher erkannte, und von dem er wußte, daß es unheilbar sei. Langsam, aber mit grausamer Unerbittlichkeit fühlte er den Tod heranschleichen. Als nun die Mutter sich zur Heimreise nach Halle rüstete, lud er sie in sein Zimmer und sagte ganz ruhig: „Mutter, reise nicht, bleibe den Winter über bei mir!" Die

alte Kanzlerin sah ihn lange verwundert an, dann erwiderte sie: „Wenn Du mir sagst, welcher Grund Dich zu der Bitte bewegt."

Der Sohn wurde ernst und nahm ihre Hand. „Mutter," sagte er, „Du bist stark, Du hast schon viel Kummer getragen im Leben und ich habe gesehen, wie Du ihn trugst. Dir kann ich es sagen und von Dir kann ich auch verlangen, daß Du es Niemand merken läßt, nicht mit einem Wort, nicht mit einer Thräne, nicht mit einer Stimmung, das würde mir die letzten Monate meines Lebens zur Qual machen, denn dieser Herbst ist mein letzter, und ich werde den Winter kaum noch sehen. Ich weiß es sicher."

Die Mutter wurde starr, eine lange Zeit, während der Sohn ihr wissenschaftlich klar machte, wie es stand. Sie hatte Alles begriffen und dabei ihren Entschluß gefaßt. „Ich bleibe," sagte sie, „und Niemand soll mir anmerken, was ich weiß!" Sie hielt wie eine Heldin, was sie versprochen hatte, und lebte scheinbar heiter mit dem Sohn, den Enkeln, den zahlreichen Freunden des Hauses, zu denen ich mich zählen durfte. Ich habe ihr Bild noch klar im Gedächtniß. Die kleine zierliche Frau mit dem klugen Blick und dem freundlichen Zug der Milde um die Lippen, war dabei ein fester, muthiger Charakter, der diesmal einen Heroismus des Schweigens bewährte, wie man ihn kaum einem Mutterherzen zumuthen durfte. Sie sah den Sohn schwächer und schwächer werden und hatte immer noch ein beruhigendes Wort für die Angehörigen, die anfingen besorgt zu werden. Noch ehe es völlig Winter geworden war, standen wir um das Sterbebett des theuren Mannes. Von Allen nahm er Abschied.

Ferdinand Immermann gehörte zu den Freunden des Hauses und war zum Vormund der Kinder ernannt. So trat ich ihm näher im Trauerhause, lernte ein paar Jahre später in seinem Hause seinen Bruder Carl, den Dichter, kennen, der zur Taufe des Sohnes Ferdinand's gekommen war, bei der Gelegenheit Marianne kennen lernte und sich mit ihr ein Jahr später vermählte.

Für mich waren diese Tage der Trauer der Anfang einer seltenen Freundschaft. Gemeinsamer Schmerz führt schneller zusammen und bindet fester als alles Andere. Ich wurde bald ein fast heimischer Gast in der Immermann'schen Familie.

Es lag in Ferdinand's Wesen, wenn ich in seinem Hause war, mich nicht als Schüler, nicht als halben Knaben zu behandeln, sondern als willkommenen Gast, dem er das Beste entgegenbrachte, was dies Haus bot, den Stuhl an seinem Tisch und den Platz in seinem Herzen. Und wenn er, mit Rath und That, in das Verhältniß des älteren Bruders trat, so ließ er nie die Ueberlegenheit der Jahre und Stellung empfinden; er wurde traurig, wenn er streng und zurechtweisend hätte sein müssen, heiter und beglückt, wenn er zufrieden war. Ich war aber auch von rücksichtslosester Offenheit gegen ihn, und was ich Tadelnswerthes aus Uebermuth oder Unüberlegtheit begangen hatte, erfuhr er gewiß von mir zuerst. „Kind, Kind!" rief er dann, „wie kann man so sorglos und so verständig zugleich sein. Neulich in der Classe bist Du auch wieder so unaufmerksam zerstreut gewesen, daß ich überzeugt war, Du wüßtest nicht einmal, wovon die Rede. Ich schämte mich vor den andern Schülern und traute mich nicht, das Wort an Dich zu richten. Du lernst gar nichts, und wenn Du nicht eigentlich mehr wüßtest als die Andern, würde mir angst und

bange um Deine Bildung." Wenn er fertig war, strich ich ihm die Falten von der Stirn; er meinte, er hätte mich gescholten und war doppelt freundlich. Dann sagte ich wohl: „Du weißt es am besten, Ferdinand, wo ich es herbekomme das Wenige, was ich besser verstehe als die Andern, und daß ich das in der Schulclasse nicht gelernt habe!"

„Das wird sich an Dir rächen," sagte er dann. „Ich habe es an mir selbst erfahren. Ich konnte auf der Schule nie die Mathematik begreifen und dafür träume ich durchs Leben wöchentlich wenigstens ein Mal, daß ich durch das Abiturientenexamen falle, weil ich an einer geometrischen Figur nur wirr sich kreuzende Linien sehe, die ich mir nie plastisch denken kann!"

Er hatte recht. Wie oft bin ich, bis zu dieser Stunde, im Traum durch die Abgangsprüfung auf der Schule gefallen, aber nicht wegen der Mathematik, sondern wegen des lateinischen Stils und der griechischen Grammatik.

Dann aber wieder schien Ferdinand ganz zu vergessen, daß ich kaum achtzehn Jahre zählte und in vieler Beziehung noch knabenhafter war als mein Alter berechtigte. Wir saßen zusammen in den ernstesten Gesprächen, disputirten über religiöse Dinge, über Lebensansichten und Menschen, über Kunst und Literatur. Darüber brachen ganz die Schranken, die Lehrer und Schüler trennen; denn Ferdinand war mein Religions- und Literaturlehrer, und nicht selten griff ich das an, oder konnte dem doch nicht ganz beistimmen, was er in der Classe vorgetragen und behauptet hatte. Er gestattete mir abweichende, eigene Ansicht und schließlich scheiterte sie doch, weniger an seinen Gründen als an seiner Ueberzeugung. Sein innerstes Wesen war unkritisch und gern zu überwallender Anerkennung geneigt. Was schön, was poetisch an einer Dichtung, an einem Bilde oder plastischem Kunstwerk war, das fühlte er heraus und übersah die Mängel. In seiner religiösen Ueberzeugung war er streng gläubig, aber ohne alles Eifern und noch mehr ohne alle äußere Schaustellung. In der Literatur stand er unter dem Banne der Romantiker, die er über Verdienst anerkannte. Heinrich v. Kleist war sein Lieblingsdramatiker, Novalis stellte er sehr hoch und Tieck war ihm Autorität. Er lehrte mich Eins, und das habe ich ihm durchs Leben gedankt — mit Pietät an jedes nur irgend poetische Werk heranzugehen und mich zuerst daran zu freuen, ehe ich anfange zu urtheilen. Unser Verhältniß war das reinste, eigenartigste und ist es geblieben, bis es der Tod trennte. Es lag, so lange ich auf der Schule war, ein halbes Geheimniß darüber. Die übrigen Lehrer wußten wohl, so gut als meine Mitschüler, daß ich viel in dem Immermann'schen Hause verkehre, aber in der Classe und vor den Andern nannte ich Ferdinand „Herr Professor", er mich „Sie" und beim Familiennamen. Es sollte Niemand wissen, wie nahe wir uns getreten waren und es hätte auch Keiner ganz verstanden. Was mir aber diese Freundschaft war und für das Leben blieb, empfinde ich noch jetzt und am deutlichsten bei jeder literarischen Arbeit. Noch immer ist mir, als müsse ich sie zuerst in Ferdinand Immermann's Hand legen, als schriebe er noch mit der corrigirenden rothen Tinte, wie an den Rand meines deutschen Aufsatzes, bei einer nicht wohlklingenden Periode: „laut lesen", und immer wieder frage ich mich: „würde ihm das gefallen, würde er zufrieden damit sein?" Die Erinnerung an ihn ist

mir stets eine mahnende Kritik geblieben, und nicht allein bei der Production, sondern in jedem Handeln und Denken.

Aber ich scheine weitab gerathen zu sein von dem, was ich erzählen wollte, und doch steht, was ich voraus schickte, in enger Verbindung mit demselben. Professor Immermann, der den deutschen Unterricht in der Prima gab, pflegte in jedem Semester einmal anstatt des gegebenen Themas seinen Schülern die freie Wahl für den Vorwurf, den sie behandeln wollten, zu überlassen. Er wollte sie vom Zwang befreien, sich immer mit dem gebotenen Gedankengang zu beschäftigen, und es interessirte ihn, die Richtung, das besondere Interesse jedes Einzelnen kennen zu lernen. Er dachte sich das in seiner Eigenart idealer als es war, denn diese Freiheit gab zu mancherlei Mißbrauch Anlaß. Viele von den Schülern nahmen ihre Aufsätze, wo sie sie finden konnten und ihre Arbeiten hatten oft nur kalligraphischen Werth. Mir war es immer ein besonderes Vergnügen, bei dieser Gelegenheit über die Grenzen der schablonenmäßig aufgebauten Abhandlung hinauszustreifen, und es war mir von Lehrern und Mitschülern, da Letztere sonst nicht leicht eine Ausnahmestellung einräumen, für meine deutschen Aufsätze eine solche längst zugestanden. Ich hatte nämlich von der Tertia an, wo die deutschen Aufsätze anfingen, durch die ganze Schulzeit stets die beste Arbeit der Classe geliefert und zählte also eigentlich nicht mehr mit bei der Concurrenz, das stand nun einmal fest, selbst wenn ich, anstatt einer Betrachtung, ein Gedicht, anstatt der regelrecht gebauten Abhandlung ein Gespräch mit „für" und „wider" lieferte. Mir war gestattet, was man den Andern nicht nachsah, und diese fanden das ganz in der Ordnung — nur Ferdinand Immermann nicht, als ich in der Prima in seinen deutschen Unterricht eintrat. In der Classe sollte ich nichts Besonderes voraus haben, und er am Wenigsten wollte es mir einräumen. Er war vorzugsweise streng und anspruchsvoll gegen mich, aber es half nichts, denn nun erst recht, da ich für ihn arbeitete, war mein Aufsatz immer noch der beste. Wenn ich mich aber in die vorgeschriebene strenge Disposition gefügt hatte, entschädigte ich mich in den Freistunden und verfaßte Lustspiele nach Körner'schem oder Müllner'schem Muster in Alexandrinern, Gedichte, meist Balladen, in der Nibelungenstrophe, und las diese frühreifen Producte geduldigen Freunden vor. Ferdinand aber durfte davon nichts vor Augen kommen. Er hätte mir diese Zeitvergeudung als vorzeitig verwiesen; so glaubte ich wenigstens.

Da gab er wieder einmal die Wahl des Aufsatzthema's frei, und ich war verwegen genug, eine Arbeit einzureichen, die wild aufgeschossen, ganz aus den Gewohnheitsgrenzen eines Primaner-Aufsatzes heraustrat. Ich hatte mir eine phantastische Blumengeschichte zurechtgesonnen (vielleicht in solchen Lehrstunden, in denen ich nichts hörte noch lernte, wie Ferdinand behauptete, und die sicher nicht die waren, die er gab), hatte versucht, ihr Form zu geben, und meinte diese getroffen zu haben. Dazu schaffte ich ein neues Aufsatzheft an, und meine Arbeit füllte dies auch fast ganz aus. Mit klopfendem Herzen schob ich das Opus unter die Hefte der Mitschüler und sah, nicht ohne Bangigkeit, dem Tage der Rückgabe entgegen. Das war die Geschichte der Mohnblume, wie sie ganz unverändert später den Reigen eröffnete in „Was sich der Wald erzählt".

Der Tag des erwarteten Urtheils kam; Ferdinand trat mit sämmtlichen Heften in die Classe und bestieg das Katheder. Bei den andern Schülern war die Spannung sehr mäßig und einige Beklommenheit vielleicht nur bei denen, die sich eines Plagiats schuldig fühlten; mir trat das Blut ins Gesicht und der Athem stockte. Und doch rechnete ich mehr auf eine Rüge als auf eine Anerkennung. Der Professor nahm das erste Heft auf und charakterisirte kurz Thema und Ausführung. Es war, zum ersten Mal, nicht mein Heft. Die Mitschüler sahen mich verwundert an. Das zweite, das dritte Heft kam, und immer weiter. Das meinige war nicht darunter. Endlich kam es, das letzte von allen. Die Schüler waren aufmerksam geworden — da mußte etwas Besonderes geschehen sein. Ich sah, wie Ferdinand's Hand leise zitterte, als er das letzte Heft aufhob. „Endlich," sagte er, blickte aber nicht auf dabei und am Wenigsten wandte er den Blick zu mir, „ist mir hier noch eine Arbeit eingereicht, die aber so aus der Aufgabe herausgreift, die unsern hiesigen Aufsätzen gestellt ist, daß ich sie nicht nach dem Maßstab der andern beurtheilen kann. Ich gebe sie also unkritisirt und ohne Correctur zurück." Damit war die Stunde aus und ich lief, beschämt über dies zweifelhafte Urtheil, auf den Spielhof, um mich an einer Partie Ballspiel zu betheiligen, schon um den Fragen meiner Schulfreunde auszuweichen, die sehr gespannt darauf waren zu hören, was ich denn, um Himmels Willen, für ein ordnungswidriges Schriftstück zu Tage gefördert hätte!

Als ich dann später zu Ferdinand kam, erwähnte er mit keinem Worte, mit keiner Andeutung mein „freies Thema", und eben so wenig später durch Wochen. Ich fühlte, er wollte nicht darüber sprechen und ehrte sein Schweigen, das ich diesmal nicht verstand. Zuletzt hielt ich es nicht mehr aus, nicht weil ich für mein armes, harmloses Märchen eine, wenn auch noch so bescheidene und bedingte Anerkennung wünschte, sondern weil ich es nicht ertragen konnte zu denken, ich hätte damit meinen geliebten Freund gekränkt oder verdrossen. Ich faßte mir ein Herz und sagte: „Du hast mir neulich meinen Aufsatz mit so unverständlichen Worten zurückgegeben, daß ich fürchten muß, Du seist unzufrieden mit mir; aber das hättest Du mir doch inzwischen sagen können." Ferdinand sah mich eine Weile an, als werde ihm die Antwort schwer. „Das hätte ich Dir auch gesagt, wenn es gewesen wäre; aber ich meinte, Du könntest mich nicht mißverstehen. Ich habe seitdem viel über Dein Märchen, das eigentlich eine Allegorie ist, nachgedacht und mich gefragt: ‚Wird der ein Dichter oder nicht?' Nun darf man aber eine Knospe nicht frühzeitig auseinander biegen, um neugierig zu forschen, welche Blüthe sie birgt; und so wollte ich Dir meine Hoffnungen nicht aussprechen, obgleich sie viel stärker ins Gewicht fallen als die Zweifel. Dem Strebenden, der einem hohen Ziele zueilt, darf man nicht halbwegs zurufen: „Du wirst es erreichen!" sonst steht er still. Steckt aber hier wirklich eine Dichternatur in der Knospe, so wird sie sich schon aus eigener Kraft entfalten. Ist es Dir nun klar, weshalb ich schwieg?" Ich athmete auf. Wenigstens hatte ich den Freund nicht gekränkt. Die Frage aber, die er sich abermals bei meiner ersten Märchendichtung stellte, habe ich mir später entmuthigend bei jeder neuen Arbeit selbst aufgeworfen. Er fehlte mir, dessen Wort das Zagen hätte überwinden können.

Mein Fortgehen von der Schule war in der That ein schwerer Abschied und das erste Studienjahr, das ich in Berlin zubrachte, konnte mich nicht entschädigen für das, was ich mit dem Austreten aus dem alten Kloster Unserer lieben Frauen aufgab. Auch sollte mir das eigentliche Studentenleben erst mit meinem anderthalbjährigen Aufenthalte in Heidelberg aufgehen und zwar so beglückend, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Den vollen Reiz der Freiheit und Fröhlichkeit der Jünglingsjahre lernte ich erst dort kennen im Zauber der Natur, im weiten Verkehr mit Altersgenossen, im frischen Jubel des Corpslebens, das einen großen Kreis lebensfroher Jünglinge in aufrichtiger Freundschaft verband. Aus den Studien wurde freilich nicht viel; aber wir lernten von einander, was den Charakter stählt in sorgenfreier Schule des Lebens, und die verjubelten Stunden auf der Kneipe, die übermüthigen Abende bei den Commersen, die kecken, kräftigenden Morgenstunden auf dem Fechtboden und auf der Mensur waren keine verlorenen. Das aber kann nur verstehen, wer selbst Student war; und ich war es mit Leib und Seele. Die Glückseligkeit meiner Heidelberger Studentenzeit klang noch durch mein ganzes Leben wie ein Accord, der höchste Befriedigung anschlug und der spät, spät erst, in den Prüfungen des Geschicks, in wehmüthigem Ton verhallte. Heidelberg blieb lange das Wort, das die glücklichsten Erinnerungen für mich einschloß und die ganze Poesie des Daseins vor meiner Seele wach rief. Alle andern Bestrebungen traten zurück; ich wollte nur das Leben, das sich so schön um mich schmückte, die Jugend, die es voll genießen ließ, bis zum letzten Tropfen auskosten. Während die ganze Existenz Poesie war, verstummte der Drang, sich eine andere zu erträumen und zu erdichten, und kaum fügten sich in der ganzen Heidelberger Zeit ein paar Eindrücke zu unfertigen Versen, die nicht einmal werth schienen, als Andenken bewahrt zu werden. Nur einmal, es war am Weihnachtsabend, ergriff mich eine Empfindung von Heimweh nach dem Elternhause, nach den fernen Lieben in der Heimath. Wir hatten freilich in der Kneipe unseres Corps, wo wir Gueſtphalen uns allabendlich versammelten, eine Weihnachtsfeier bereitet, mit geschmücktem Lichterbaum und darunter jeder sein Geschenk gelegt, so daß Alle ihr Andenken durch das Loos ertheilt erhielten; aber es wollte doch die rechte Stimmung nicht aufkommen, wenn auch Keiner das zeigen mochte. Noch entschiedener empfand sich das am nächsten Morgen, der sonnig über die leichtgefrorene, beschneite Erde aufstieg. Ich wollte mein Heimweh nicht betäuben in erzwungener Fröhlichkeit des Zusammenseins mit Andern und ging einsam hinaus über das Schloß und weiter in den Wald hinein, wo ich sicher war, Niemandem zu begegnen. Es war weihnachtlich in der Natur, der Schnee knirschte unter den Schritten und die kahlen Bäume am Wege schmückten die Epheuranken wie glänzende Flitter, die sich in die Aeste hinaufzogen; die Zweige der Tannen aber beugte der glitzernde Schnee, und seine Krystalle funkelten im Sonnenlicht, glänzten wie einer Kette gleich an riesigen Weihnachtsbäumen, deren Stämme sich wie Masten zum klaren Himmel hoben. Die alte Märchenluft erwachte in mir, und so wob sich aus Heimweh, aus früher geträumten Bildern, aus dem Glück der Gegenwart das Märchen des Tannenbaums, das ich dann, in den nächsten Tagen, schnell niederschrieb — das einzige festgehaltene Zeugniß Heidelberger Jugendstimmung. Und doch, als ich jüngst

dies Märchen wieder las, stand die ganze selige Studentenzeit vor mir, wenn auch keine Silbe davon spricht als der Epilog mit flüchtiger Andeutung. Der aber entstand erst mehrere Jahre später.

Mit dem dritten Märchen aus der Sammlung, das vom Waldbach erzählt, habe ich mich niemals recht befreunden können und auch jetzt steht mir bei ihm für die Erinnerung am wenigsten zwischen den Zeilen. Es hatte mich, nachdem ich meine beiden ersten juristischen Examina in Berlin absolvirt, wieder nach Magdeburg gezogen, wo ich im Spätsommer 1846 bei der Regierung als Referendar eintrat. Vor Allem war es Ferdinand Immermann, den ich wiederfand, in dessen Haus ich zog und mit dem der Verkehr mir unschätzbar wurde. Ich war ihm im Alter scheinbar näher getreten, und doch blieb er mir, fast noch mehr als früher, der erziehende Freund, immer besorgt um mein Seelenheil und treuer Rathgeber für den angehenden Schriftsteller, der sich nun ganz dem Lustspiel zuwandte, damit aber von den poetischen Auffassungen des Romantikers sehr abwich. Uebrigens hatte sich in Magdeburg, das inzwischen durch das Eisenbahnnetz mit allen Fernen verbunden war, ein großer Kreis von Schul- und Universitätsfreunden zusammengefunden, und ein munterer, oft übermüthiger gesellschaftlicher Verkehr begann. Im Winter allwöchentlich einmal Liebhabertheater oder lebende Bilder neben den Bällen, im Sommer Landpartien, die sich zuweilen sogar bis zu kleinen Ausflügen in den Harz ausdehnten. Es war ein frisches, geistig nicht unbewegtes Treiben, das aber doch zerstreuend selbst von den Berufsstudien und mich besonders von jeder poetischen Production abzog. Dafür entstanden eine Masse von Gelegenheitsgedichten, Eintagsfliegen, die mit der Flüchtigkeit hingeworfen wurden, die ihr Zweck berechtigte und entschuldigte. Ferdinand sah dem bedenklich zu, und mit Recht. Er verlangte Ernst für das Reifen poetischer Begabung, und aus diesem Contrast des äußerlich oberflächlichen Treibens mit dem Trieb zum poetischen Schaffen entstand das etwas empfindsame thränenreiche Märchen des Waldbaches und ein paar Einacter, von denen Ferdinand sagte, sie kämen ihm in ihren wenigen Blättern vor wie die Couplets, die der Orgeldreher auf der Messe von seinem Leierkasten feil böte, mit der Bezeichnung „gedruckt in diesem Jahr". Und nichts desto weniger fand er immer noch ein Körnchen „anmuthiger Poesie" heraus. „Das würde mir sehr gering vorkommen," sagte er, „wenn es mir nicht immer bewiese, daß Du mehr Talent und Herz damit versteckt, als zu Tage gefördert hast."

So wenig also dieser Aufenthalt in der alten Stadt meiner Schuljahre mit dem Märchen, das in ihr entstand, Verbindung zu haben scheint, so lebhaft ruft mir dies doch einzelne Momente jener Zeit ins Gedächtniß, und frische und hoffnungsreiche, endlich aber tief traurige Tage treten mir in das Gedächtniß. Ich bewohnte im Hause Ferdinand's parterre zwei große Zimmer, die er mir überlassen hatte, er selbst mit seiner Familie hatte den ersten Stock inne und mir gegenüber, getrennt nur durch die breite Einfahrt, hatte eben mein lieber Schulfreund, Dr. Felix Niemeyer, mit dem ich ja schon an dem Sterbebette seines Vaters gestanden, der dann in meinem Elternhause als Schüler und Student heimisch geworden war, den jungen Herd gegründet. Felix war in den Anfängen seiner Berufscarrière, und ich will gleich hier einschalten, daß

er später als Professor in Greifswald, dann in Tübingen eine Autorität in seiner Wissenschaft wurde, zugleich aber bei der Frische seines Wesens besonders segensvoll auf die Jugend wirkte, die mit Begeisterung an ihm hing. Er starb als Leibarzt des Königs von Württemberg im blühendsten Mannesalter, nachdem er in den Jahren 1870 und 1871 seine Kraft übermäßig dem Dienste der Kriegslazarethe geopfert, unterstützt von seiner hochgebildeten Frau, die ihm durch eine glückliche Ehe in seinem wissenschaftlichen Streben fördernd und helfend zur Seite gestanden hatte. In der Zeit, von der ich erzähle, verheirathete sich das junge Paar und richtete sich das freundliche, bescheidene Heim in dem Hause des Freundes ein.

Wenn Ferdinand erschöpft aus dem anstrengenden Dienste seines Berufes heimkehrte, klopfte er immer bei einem oder dem andern seiner Hausgenossen an, sei es nur zum flüchtigen Gruß oder zum Ausruhen in längerem Gedankenaustausch. Er fühlte seine Freundschaft wie eine Pflicht, halb des älteren Mannes, halb des Hausvaters. Wen sein Dach beherbergte, der gehörte zu ihm, oder hatte doch Anspruch auf seine Fürsorge. Er nahm uns dann wohl auch zu sich hinauf, wenn er meinte, sein Zimmer sei behaglicher oder dort unser Zusammensein sicherer vor Störung. Ferdinand war zum zweiten Mal verheirathet und zwar mit der Schwester seiner ersten Frau; diese war gestorben, als sie einem Töchterchen, das ihr nach wenig Stunden folgte, das Leben gegeben hatte. Sein einziger Sohn, der Liebling des ganzen Kreises, stand unter der zärtlichen Pflege der Stiefmutter. Ich hatte, als Schüler, mit Ferdinand die erste Frau, Johanna, betrauert und seinen Schmerz beim Tode seines Bruders Karl, des Dichters, getheilt; ich sollte bald mit Luise, der zweiten Frau, an seinem eigenen Sterbebette stehen.

Der Vater dieser beiden Frauen hatte ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Holländer von Geburt, war er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als junger Arzt nach den indischen Colonien gegangen, und von da, ich weiß nicht durch welche Verbindung, nach China gekommen, obgleich das himmlische Reich damals noch für einen Europäer fast uneindringlich verschlossen war. Dr. Viselius aber hatte sich dort, vom Glück begünstigt, einen Ruf als Arzt gemacht, und nach einer Reihe von Jahren ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Er kaufte dafür ungeprägtes Gold und Edelsteine, um diese im Vaterlande wieder zu verkaufen, da damals noch keine Bankverbindungen mit China bestanden, die ihm hätten seine Ersparnisse umsetzen können. Auf der Heimreise aber strandete sein Schiff und ging unter, er rettete nur das Leben, sein Vermögen wurde ein Raub des Meeres. Arm und mittellos wollte er aber nicht in die Heimath zurückkehren und entschloß sich also kurz, die Rückreise nach China anzutreten und dort noch einmal sein Glück zu versuchen. Das schlug ein; unterstützt durch die schon bestehenden Verbindungen, und wieder als wohlhabender, nun aber bereits alternder Mann kehrte er nach Holland zurück. Er fand Niemanden mehr von den Seinigen, keinen Verwandten, keinen Freund, nicht einen Menschen, den er kannte, weder in der Heimath noch sonst in Europa. Da entsann er sich doch eines Mannes, eines Deutschen, den er vor Jahren auf den holländischen Colonien kennen gelernt hatte, dem er als europäischer Landsmann

näher getreten war, und der, wie er durch angestellte Nachforschungen erfuhr, in Magdeburg als hochgestellter Beamter mit seiner Frau, einer Ostindierin, lebte. Er reiste dorthin und fand den Freund, der ihn gastlich aufnahm. Das bewog ihn, sich auch in Magdeburg niederzulassen. Bald schuf er sich dort ein neues Heim und verheirathete sich mit einem jungen Mädchen, dessen bescheidenes, sinniges Wesen ihn angezogen hatte. Vier Töchter und ein Sohn — der aber, kaum erwachsen, starb — entsprossen der Ehe, deren Glück er im selbsterworbenen Wohlstand genoß. Aber die Kriegsjahre kamen und erschütterten diesen, und als, bei der Ueberfüllung der Kriegslazarethe, die ärztliche Hilfe nicht mehr ausreichte, stellte sich Dr. Viselius, der sonst seine Praxis in Europa nicht wieder aufgenommen hatte, zur Verfügung. Seine Aufopferung sollte ihm verderblich werden. Er erlag dem Lazareth-Typhus.

Die Wittwe blieb mit fünf Kindern zurück in bescheidenem, wenn auch immer noch auskömmlichem Wohlstand. Mehrere Jahre nach dem Tode des Gatten kam, auf vielen Umwegen und sehr verspätet, ein Brief von einem Freunde des Doctors aus China, der sich nach den Verhältnissen der Familie erkundigte. Er wollte gehört haben, daß sie bedrängte seien und fragte, wie er helfen könne. Die Antwort lautete dankend und theilte der Wahrheit gemäß mit, daß bei den bescheidenen Ansprüchen der Familie das Vermögen ausreiche. Einige Zeit später kam in vielen Kisten eine Sendung von dem Freunde als Geschenk für die Kinder des Verstorbenen, lauter chinesische Raritäten, meist ohne andern Werth als den der Curiosität, namentlich damals, als diese Gegenstände noch nicht den europäischen Markt überschwemmten. Es war eine Reihe von Oelbildern, Landschaften, die verschiedenen Etablissements darstellend, die der Doctor Viselius bewohnt hatte, freilich ohne Perspective gemalt; Lacksachen, Becher aus Bambus roh geschnitzt, Porzellane, und eine Masse von seidenen und anderen Stoffen für Meubles und Kleider, in denen später die Töchter auf den Bällen in Magdeburg Aufsehen machten. Mit welchem Interesse hatte ich schon als Schüler die Schätze der chinesischen Sendung betrachtet, die immerhin einen eigenthümlichen Schmuck der Wohnzimmer gab! Auch das Porträt des Doctors selbst war dabei, unschön, braun, ohne Schattirung, fremdartig, vielleicht nach chinesischem Geschmack verschönert. Nun war die Frau Doctor Viselius gestorben und ich fand in Ferdinands Hause alle die Raritäten wieder.

Dies patriarchalisch eigenartige Zusammenleben riß der Tod grausam auseinander.

Ich entsinne mich, daß ich Ferdinand einen Abend in seinem Zimmer erwartete. Er kam ungewöhnlich spät aus dem Alumnat und fiel mir auf durch eine bei ihm sonst so selten bemerkbare Nervosität. Er wollte erst auf meine Fragen nicht antworten. Die Schüler hätten Excesse gemacht; aber ihm schiene, als nähmen die Lehrer die Sache zu ernst. Nach und nach war es ihm doch eine Erleichterung, sich auszusprechen, weil seine Erregung sich steigerte. „Du wirst gleich Alles entschuldigen," sagte er, „und ich bin froh, daß Du nicht mehr Schüler bist; sonst wärest Du sicher mitten dazwischen. Die unvorsichtigen jungen Leute haben sich zu allen Zimmern Nachschlüssel verschafft oder zurechtgefeilt, die Hefte der in den Classen geschriebenen Extemporalien herausgeholt und durch-

corrigirt. Sie müssen das schon längere Zeit getrieben haben. Nun hat man die Schlüssel gefunden, sie lagen alle auf dem Tisch und Einer nach dem Andern wurde verhört. Die Schlüssel sahen mir aus wie Ketten, und das Verhör machte mir den Eindruck einer Criminalunterſuchung. Die ganze Gesellschaft soll ins Karzer, mehrere relegirt werden. Das haben sie vielleicht verdient, aber man müßte sie wie unüberlegte Knaben, nicht wie berechnende Verbrecher behandeln. Damit werden sie nicht besser. Ich mag nicht vom Erzieher der Jugend zum Richter werden. Wer hat immer und in allen Stücken seine Pflicht erfüllt?" Er konnte den Gedanken nicht los werden und behauptete, er müsse noch eine halbe Stunde in die Luft, obgleich es finster und ein naßkalter Herbstabend war. Am nächsten Morgen fand ich ihn erkältet und fiebernd. Er setzte nichtsdestoweniger seine Lehrstunden nicht aus, bis sein Arzt einschritt. Seine fieberhafte Aufregung steigerte sich zu Selbstanklagen, die aus der Luft gegriffen waren. So schleppte er sich durch peinliche Wochen fort bis ein Typhus ausbrach. Felix und ich wechselten ab oder brachten zusammen die Nächte bei dem Freunde zu. Der junge Arzt theilte nicht die Ansicht über die Behandlungsweise der älteren Doctoren, aber sie hörten nicht auf seine Meinung. Von unserer Angst getrieben, reiste ich nach Halle und holte den berühmten Professor Krukenberg. Wir fanden bei unserer Ankunft Ferdinand eben gestorben.

Der Aufenthalt in Magdeburg hatte für mich, ohne den Verkehr mit ihm so Schweres, daß ich auf ein Jahr Urlaub nahm, um für diese Zeit nach Italien zu reisen. In den letzten Tagen des Jahres 1847 trat ich meine Fahrt an und ging über Wien, Triest, Florenz zu längerem Aufenthalt nach Rom. Damals, als noch keine Eisenbahn die Städte Italiens verband, war die Reise zeitraubend, der Fremdenzusammenfluß in Rom ein mäßiger. Ein nur kleiner Kreis deutscher Landsleute hatte sich dort gefunden, unter denen ich die Ehepaare Schücking und Häring (Wilibald Alexis), Bodenstedt, einige junge Archäologen und Künstler erwähnen will, neben hochgebildeten Persönlichkeiten, die sich diesen anschlossen. Im Februar schon mitten im Rausch des römischen Carnevals ergriff der Sturm, den die Revolution in Paris hervorrief, die längst ahnenden Gemüther und zwang einen großen Theil der Freunde in die Heimath zurückzukehren. Nur Wilibald Alexis mit seiner schönen, liebenswürdigen Frau und ich beschlossen, trotz alledem Neapel nicht aufzugeben und wir fanden auch dort einen kleinen Kreis liebenswürdiger Landsleute, die uns in freundlichster Weise als Gäste ihrer deutschen Colonie begrüßten und die Bekanntschaft mit den wenig andern Touristen vermittelten. Es war April geworden, und nun kamen die Nachrichten aus der Heimath, oft übertrieben, unklar und dadurch nur um so beunruhigender. Dazu hatte das Fieber der Revolution auch die leicht beweglichen Neapolitaner ergriffen und allabendlich rottete sich ein schreiender, tobender Haufe zusammen, der durch die Straßen zog, anwuchs und sich dann vor dem Königlichen Schloß aufpflanzte. Es war eine politische Fortsetzung des Carnevals, dem in diesem Jahr die Weltereignisse ein verfrühtes Ende gemacht hatten. Freilich sah diese Demonstration in Neapel aus wie die Spielerei lärmlustiger, großer Kinder, die keine Ahnung davon hatten, was sie eigentlich wollten; und Alles klang wie Jubel der Zügellosigkeit und nicht wie Zorn, der sich zum

Kampf bereitete. Man konnte über diese Aufläufe nur lachen, die die Urheber selbst: „Ah bah, eine kleine Revolution" nannten, die man jetzt überall mache. Zuerst spotteten wir auch über diesen lustigen Ausbruch heiterer Arbeitslosigkeit, die wenig gewinnen und nichts verlieren konnte, und von der die damalige regierende Macht auch in stummer Verachtung gar keine Notiz nahm. Der Haufe verzog sich wieder, wie er zusammengelaufen und am nächsten Morgen war es still und harmlos in den Straßen der prächtig an ihrem unvergleichlichen Golf ruhenden Stadt, als schlüge sie langsam die Augen auf nach erquickendem Schlummer.

Zuletzt aber wurde uns doch das tobende Kinderspiel lästig, hinter dem die Sorge um die Angehörigen in der Heimath, die Unsicherheit, wie sich dort die Verhältnisse entwickeln würden, welche Opfer sie gekostet hätten, drohend und gespenstisch auftauchten. Für die Museen hatten wir keine Stimmung mehr und nur der wunderbare Zauber der Natur fesselte uns noch in der Fremde. Wir beschlossen, dem Lärm der Stadt zu entfliehen und uns in die Stille von Sorrent zurückzuziehen, um dort die Nachrichten aus der Heimath abzuwarten, ob sie unser längeres Fernbleiben gestatteten oder schleunige Heimkehr verlangten. Willibald Alexis und Frau Laetitia, seine Gattin, hatten sich mir angeschlossen, und zwei ältere Fräulein, Gutsbesitzerinnen aus der Nähe von Magdeburg, mit denen mancherlei Beziehungen mich schnell bekannt gemacht hatten, obgleich ich sie erst damals in Neapel kennen lernte, wollten sich von uns nicht trennen. So siedelten wir nach Sorrent über, wo wir die Gräfin Ida Hahn-Hahn und ihren Begleiter, Herrn von Bistram, schon fanden. Die Gräfin Hahn stand damals auf dem Höhepunkt ihrer schriftstellerischen Erfolge, und war noch nicht öffentlich zum Katholicismus übergetreten. Sie war nicht mehr jung und kann nie eigentlich schön gewesen sein. Kummer und Verbitterung hatten ihr den Ausdruck einer abweisenden Starrheit gegeben, der noch dadurch vermehrt wurde, daß das eine Auge, wie sie behauptete durch eine vernachlässigte Cur, die Sehkraft eingebüßt hatte. Aber die Sicherheit ihrer vornehmen Haltung, der Muth ihrer Meinung und ihres Urtheils imponirten und ihr Geist fesselte selbst, wo er zum Widerspruch reizte, und das that er fast absichtlich, in den meisten Dingen. Gerade in dem fast zu merklichen Bestreben abzustoßen, zog sie an. Man disputirte vortrefflich mit ihr über Politik, Kunst, Literatur, ja über allgemeine Weltanschauungen und einzelne Persönlichkeiten; aber sie kämpfte mit scharfen Waffen und wich nie, auch nur ein Haar breit, zurück. Herr von Bistram war ihr im Gespräch ein vortrefflicher Secundant. Sehr unterrichtet, von vollendeten Formen, mit ausgleichender Liebenswürdigkeit, stand er freilich ganz auf ihrer Seite; aber wenn er auch manche Blöße ihrer Deductionen durch ein dazwischen geworfenes Wort zu decken, von einem gefährlichen Gedankensprung abzulenken versuchte, so wußte er doch stets auch dem Gegner durch ein verbindliches Zustimmen den Weg vom Kampf des Wortes zur anregenden Conversation zu ebnen. So ging man immer angeregt aus dem Gespräch mit der merkwürdigen Frau, wie man auch ihre Romane, denen man wenigstens das einräumen muß, daß sie ihren eigenen Weg einschlugen, nie ohne Interesse aus der Hand legte, nach wie vielen Richtungen hin sie uns auch unbefriedigt ließen. Die kleine Colonie hatte

sich schnell ihren Verkehrsplan festgestellt und die Tagesordnung geregelt. Wir hatten uns, jeder für sich, aber doch nicht entfernt von einander, unsere Wohnungen gewählt; und da es noch zu früh im Jahr war für die gewohnten Sommergäste, hatten wir volle Auswahl. Den Vormittag hielt sich jeder frei zur Arbeit, zur Lectüre oder zum einsamen Spaziergang. In der Mittagsstunde kamen wir zusammen und planten den Ausflug des Nachmittags, sei es zu Wagen und zu Pferde, oder mit dem Boot, sei es nur für die nächsten Stunden oder schloß sich eine kleine Reise für den nächsten Tag an. So besuchten wir Amalfi, Salerno, Paestum, so fuhren wir mit dem Boot nach Capri, oder über Castel a Mare nach Pompeji. Wenn uns aber der Abend nach dem liebgewordenen Sorrent zeitig genug zurück führte, lasen wir uns aus der Reisemappe eigene, meist eben entstandene Productionen vor. Wilibald Alexis war fleißig an einem wunderlichen Werk, halb Roman, halb Märchen, „der Zauberer Virgilius", von dem er gern die einzelnen noch frischen Capitel mittheilte. Ich brachte meine Märchen zum Vorschein und schrieb das letzte, den Abschluß, die Erzählung vom Stein. Der Leser wird leicht in dem Märchen die Beziehung finden, in der es zu dem Boden und der Natur, der Verbindung steht, in der es ersonnen und in Form gefaßt wurde. Was er nicht findet, was nur der Verfasser zwischen den Zeilen liest, und was ihm Stimmungen von lange, lange her in das Herz zurückruft, ist, daß Heimweh das Märchen dictirt hatte, Heimweh, das stark sein mußte, um mich von den Wundern des Ortes fortzutreiben, in denen ich lebte. Noch unter dem frischen Eindruck der ersten Reisefreiheit, den Anregungen des alten Roms, im Verkehr mit geistig bedeutenden, schnell lieb gewordenen Menschen, fesselte mich der Zauber von Sorrent. Das Haus, das ich bewohnte, war auf einem, zum Meer steil abfallenden Felsen anspruchslos für Sommerbadegäste erbaut, aber es hatte hohe Räume und eine schöne weinbedachte Veranda. Ich war der einzige Bewohner und hatte mir zusammengesucht, was mir für Wohn- und Schlafzimmer bequem erschien. Hinter dem Häuschen breitete sich ein Orangengarten in Blüthe und Frucht und abseits in demselben war das Wohnhaus der freundlichen Wirthe, prächtige, schöne Menschen, der Vater, zwei erwachsene Söhne, zwei eben erblühte Töchter, und zwei noch stattliche Schwägerinnen, die das Haus führten. Die Familie lebte vom Ertrag der Miethe im Sommer, von der Orangenernte und von der Seidenzucht. — Alle Räume meines Häuschens waren durchwürzt von dem Duft der blühenden Goldfrüchte, gekühlt von der einströmenden Frische des Meeres. Mein Bett hatte ich so gestellt, daß ich, wenn mich das Anrauschen des Meeres weckte und ich mich aufrichtete, zu meinen Füßen den dunkelblauen Golf sah, die Wasserfläche, welche die Lichter des gegenüberliegenden Neapels begrenzten. Und in diesem Spiegel, in dem der Sternenhimmel sein Bild wiedergab, zogen die rothleuchtenden Fackeln der Fischerböte. Wandte ich nun den Blick nach rechts, so hob sich dunkel von dem Nachthimmel der Vesuv, der damals etwa alle zehn Minuten einen Feuerregen emporschleuderte. Bei Tage sah man nur die fast unbewegliche Rauchsäule sich aus dem Berge erheben; sobald es aber Nacht wurde, erglühte sie dunkelroth, und was im Sonnenlicht als graue Streifen erschien, die vom abgestumpften Gipfel des Berges bis zum Fuß herniederzogen, wurde funkelndes fließendes

Feuer in den Schatten der Nacht. Es lag etwas so Berauschendes in der ganzen Natur, so besondere Wunder der Schöpfung offenbarten sich an diesem lieblichsten Orte der Erde, daß nur der das Heimweh versteht, das von hier forttreiben konnte, der es selbst empfunden hat.

Und heimwärts ging es mit dem so lieb gewordenen Ehepaar Haering, mit den beiden neu gewonnenen alten Freundinnen, und wir fanden fast eine andere Welt, der Frühling des Jahres 1848 schien alle Dinge gewandelt zu haben. So bin ich mit meinem Bericht denn wieder angekommen, wo ich begann, und — wie das der Epilog meines Märchenstraußes bezeugt — ein schönes Stück Leben, voll Jugendmuth, Jugendhoffnung, Freundschaft und Begeisterung, voll Reiselust und Reiseglück lag hinter mir. Noch einmal habe ich das Alles in das Gedächtniß und in die Empfindung zurückgerufen, indem ich diese Skizze schrieb; noch einmal beschwor ich den Schatten des Doppelgängers herauf, in dem ich mein eigenes Bild wieder sah; noch einmal, wie einen wehmüthigen Nachklang, habe ich es gehört

„Was sich der Wald erzählt."

Ein Novellist des modernen Italiens.

Salvatore Farina.

Von

Siegfried Samosch.

Ein erfrischender, kräftiger Hauch durchweht in unsern Tagen die italienische Poesie. Wie die hervorragenden Lyriker jenseits der Alpen aufgehört haben, „mit Petrarca's süßer Zunge von Liebesgram zu girren", ist auch den dramatischen und den erzählenden Dichtungen ein männlicher Zug aufgeprägt. Man braucht nur eine der formvollendeten Oden Giosuè Carducci's, oder ein Drama Pietro Cossa's zu lesen, um zu begreifen, wie ernst die besten italienischen Schriftsteller ihre Aufgabe erfassen. Mögen dem deutschen Geschmacke die zahlreichen classischen Reminiscenzen in den erwähnten Poesien immerhin etwas pomphaft erscheinen, so darf doch nicht übersehen werden, daß die Italiener und vor Allem die Römer sich gerne an ihre „berühmte Abstammung" erinnern lassen.

Auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung sind es insbesondere Salvatore Farina und Giovanni Verga, die ihren Landsleuten neue Bahnen gewiesen haben. Während aber der letztere, der entschieden realistischen Richtung anhangend, durch die Naturwahrheit, den „verismo" seiner Darstellung, nicht selten an französische Vorbilder, an Flaubert und Balzac erinnert, athmen die Novellen und Erzählungen Salvatore Farina's einen so gemüthvollen Humor, daß eine Parallele mit Dickens sich von selbst darbietet. Hieraus erklärt sich auch der herzgewinnende Eindruck, welchen die von Ernst Dohm in diesen Blättern begonnene Uebersetzung des Novellencyklus: „Mio Figlio!" gerade in Deutschland erzielte. Mußte man sich doch von der gesammten Welt- und Lebensanschauung Farina's sympathisch berührt fühlen, welcher die Freuden und Leiden des Familienlebens so anschaulich zu schildern weiß, daß wir heimathliche Klänge zu vernehmen glauben. Ernst Dohm hatte den Autor so liebgewonnen, daß er die Uebertragung des Werkes: „Mio Figlio!" gerne zu Ende geführt hätte; ein Wunsch, dessen Erfüllung ihm leider versagt blieb, so daß die bewährte Feder Hans Hoffmann's sich der Aufgabe unterziehen mußte. Aus einer Mittheilung, die wir dem Herausgeber dieser Zeitschrift verdanken, kann man deutlich das Interesse ersehen, welches Dohm für die von ihm unternommene Arbeit hegte. In seinem literarischen Nachlasse fand sich noch der Anfang der nächsten Skizze, es war das Letzte, was er geschrieben, und er hatte den Titel des Originals: „Coraggio e avanti!" charakteristisch übersetzt: „Vorwärts mit frischem Muth!" Der schalk-

hafte Humor, der in dieser Wendung liegt, paßt vortrefflich zum Localkolorit der Erzählung.

Ueber den bisherigen Lebenslauf Salvatore Farina's liegen authentische Angaben vor. Eine am 25. März 1883 niedergeschriebene autobiographische Skizze, die uns der Verfasser mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit zugehen ließ, zeugt nicht bloß von dessen aufrichtiger Herzensbescheidenheit, sondern bekundet auch eine solche Zartheit und Innigkeit der Empfindung, daß wir es uns nicht versagen können, das für die Eigenart des Dichters bezeichnende Document hier in der Uebersetzung mitzutheilen. Salvatore Farina, der mit allzu großer Zurückhaltung und ohne die leiseste Spur von Ruhmsucht seiner Werke gedenkt, möge es verzeihen, wenn wir ihn, wie folgt, redend einführen:

„Ich bin am 10. Januar 1846 zu Sorso auf der Insel Sardinien geboren. In Sassari besuchte ich die Classe für Rhetorik und folgte dann meinem Vater, der damals stellvertretender General-Procurator am Appellhofe war, nach Piemont. Die Mutter starb mir bereits, als ich elf Jahre alt war; ein Jahr vorher hatte ich einen älteren Bruder verloren — meine Heimathsinsel verließ ich im Jahre 1860. In Casale-Monferrato besuchte ich das Lyceum; in Pavia verbrachte ich die beiden ersten, in Turin die beiden letzten Jahre meiner Rechtsstudien und erhielt im August des Jahres 1868 die juristische Doctorwürde. Am darauf folgenden 3. September heirathete ich meine Cristina, die dreizehn Jahre mit mir zusammen lebte und die Gefährtin aller meiner Bedrängnisse war, die Zeugin meiner kleinen fieberhaften Erregungen als Künstler; meine Rathgeberin und Freundin; kurz, die Alles für mich gewesen ist. Die Aermste starb vor einem Jahre, allmälig an der Schwindsucht dahinsiechend. Mein ganzes künstlerisches und mein ganzes häusliches Leben vermischen sich miteinander; ehe ich mich verheirathete, war ich noch nicht Künstler, ich träumte nur von der Kunst — kaum vermählt, begab ich mich nach Mailand, die Gesetzbücher im Stiche lassend, um mich der Literatur zu widmen, oder genauer, um Novellendichter zu werden. Mein ganzes Verdienst besteht vielleicht darin, daß ich nur Novellendichter und Vater sein wollte, nichts weiter. Ich begann mit einer ziemlich mittelmäßigen Erzählung: „Due Amori" — ihr folgte eine andere, die nicht viel mehr taugte: „Un Segreto" — dann kam ein Roman, in welchem nach meiner Ansicht und auch nach der Ansicht der Kritik eine warme Schilderung des menschlichen Herzens enthalten war: „Il romanzo d' un vedovo"; hieran schloß sich: „Frutti proibiti". Den ersten wirklichen Erfolg bezeichnete aber: „Il tesoro di Donnina" (1873), worauf immer glücklicher und mit immer größerer Sicherheit geschriebene Bücher folgten: „Fante di picche" („Pikbube"), einige kurze Novellen: „Una separazione di letto e di mensa" u. s. w., „Amore bendato" (1875), „Capelli biondi", „Dalla spuma del mare", „Un tiranno ai bagni di mare", „Oro nascosto", „Mio Figlio!" „Il Signor Jo" — „Fra le corde d' un contrabasso", „Amore ha cent' occhi". Alle diese Romane wurden in viele Sprachen übersetzt ... Sie werden jedoch etwas Intimeres erfahren wollen, und ich empfinde die Verlegenheit, Sie zufrieden zu stellen. Man nennt mich einen „Bären", weil ich gerne allein bleibe; richtig ist, daß ich etwas melancholisch bin; doch in Gesellschaft von Freunden (ich besitze nur wenige) kann ich auch lachen. Ich liebe die Kinder, die Musik, schönes Geräth, ich verehre das Schöne

in allen seinen Formen, ohne ein Sybarit zu sein. Eher bin ich schüchtern, weil ich mich davor scheue, den Nächsten zu beleidigen, und nicht dulde, daß mir eine Beleidigung zugefügt werde. Aber auch in dieser Hinsicht muß ich eine Erläuterung geben, weil Wenige besser als ich jeden Nachtheil erdulden, wenn ich die Ueberzeugung hege, daß Derjenige, der ihn mir verursacht, nicht die Absicht hatte, mich zu kränken.

„Wenn ich stets, vielleicht allzusehr nach der Absicht forsche, so ist dies eine Quelle von Leiden, die vermieden werden müßten. Dies will ich auch meinen Kindern anrathen, deren ich vier besitze: eins aus der ersten Ehe meiner Frau, das mir sehr theuer ist, sowie drei eigene, einen Knaben von dreizehn Jahren, Agostino, zwei Mädchen, Antonietta und Laurina. Seit dem Tode der Mutter befinden sie sich sämmtlich in Pension, und ich bin allein. Ich besuche sie aber häufig, und mein Lieblingswunsch ist, sie alle eines Tages wieder um mich zu haben. Was könnte ich Ihnen noch anführen? — Daß ich Ritter des Ordens der Corona d'Italia bin, weil einer meiner früheren Lehrer der Literatur, Ferdinando Bosio, einmal Secretär des Ministers Coppino war. Jener ließ mich nun ohne mein Wissen „kreuzigen" („crocifiggere"), nicht etwa, weil man im Ministerium meiner literarischen Thätigkeit irgendwie Rechnung trug. Letztere Annahme wäre eine allzu große Illusion und hieße, von einem Ministerium zu viel verlangen.

„Andere officielle Ehren wären mir unlängst beinahe zu Theil geworden, als ich auf meiner heimathlichen Insel als Candidat für die Deputirtenkammer aufgestellt wurde. Ich erhielt 1064 Stimmen, die nicht genügten. Da ich zu Hause geblieben war und weder geschrieben noch mich sonst beworben hatte, um gewählt zu werden, könnte ich diese 1064 Stimmen als einen Triumph ansehen, wenn ich irgend welchen Ehrgeiz in der Politik besäße — ich besitze aber keinen. Mein einziger Ehrgeiz ist: in Frieden leben, indem ich für meine Kinder und für mein Gewissen arbeite, das mir keine Ruhe läßt, wenn ich müßig bleibe. Augenblicklich befinde ich mich, um nichts zu verschweigen, seit einigen Monaten mit meinem Gewissen im Kriegszustande. Aber die Arbeitslust wird mir hoffentlich bald wiederkehren; ich habe bereits einen Plan im Kopfe, und ich will diesen Plan im Verlaufe des Sommers zur Ausführung bringen.

„Man sagt von mir, daß ich Optimist sei, weil ich fast niemals niedrige Charaktere schildere. — Dies ist jedoch ein Irrthum; ich bin eher Pessimist als Optimist, falls Optimist sein nicht heißt: die Ueberzeugung hegen, daß die menschliche Seele eine Mischung von Gut und Schlecht sei. So durchforsche ich das Herz, um das Gute zu finden, sobald ich aber eine Schwäche wahrnehme, verhehle ich sie keineswegs. Was die wirklich erbärmlichen Charaktere betrifft, so erscheinen sie mir nicht „künstlerisch" wie die guten und noch weniger als die schwachen. Deshalb vermeide ich jene, und ich vermeide sie auch deshalb, weil mir ihre Gesellschaft mißfällt, eine Person muß aber ganze Monate hindurch Tag und Nacht mit mir zusammenleben, ehe sie in einer Novelle zur Darstellung gelangt. So ist meine Beichte zu Ende. Im vorigen Jahre gab der Gemeinderath meines Geburtsortes Sorso der Straße, in der sich das Haus meiner Mutter befindet, meinen Namen. Gegenüber dieser liebevollen Kundgebung bin ich, wie

ich bekennen darf, nicht gleichgültig geblieben, und ich theile dies nicht mit, ohne zugleich Stolz und Scham zu empfinden. Scheint es mir doch, als ob ich diese Ehre nicht verdiene, nichts destoweniger verursacht sie mir Freude. So beschaffen ist die menschliche Seele. Ich habe Ihnen wenig und zu viel gesagt."

Diese schlichte, herzliche Autobiographie, welcher der Stempel der Aufrichtigkeit aufgeprägt ist, lehrt uns nicht bloß den Verfasser als Menschen kennen und lieben, sondern sie erschließt uns auch das Verständniß der künstlerischen Eigenart des Schriftstellers. Die Beziehungen zwischen den Selbstbekenntnissen Salvatore Farina's und dessen Novellen bieten sich von selbst dar. Wie die großen englischen Humoristen, mit denen er in seinen Erzählungen eine bemerkenswerthe Verwandtschaft aufweist, leiht er seinen „Helden" nicht selten der eigenen Natur entlehnte Züge. So gemahnen uns die sympathischen Figuren des Advocaten Epaminondas Placidi im Novellencyklus: „Mio Figlio!" und des Professors Silvio in der Erzählung: „Amore ha cent' occhi" an den Dichter selbst, der sich jedoch mit feinstem Tactgefühle von jeder Selbstbespiegelung frei zu halten weiß. Mit scharfem Blicke spürt er den Schwächen seiner Lieblingsfiguren nach, so daß die Epigramme, welche er ihnen anheftet, sich wenig von der Selbstironie unterscheiden. Die wehmüthige Entsagung, welche einigen der von Farina gezeichneten „Helden" charakteristisch ist, entspricht ebenfalls der Naturanlage des Schriftstellers, wie sie in der Biographie deutlich in die Erscheinung tritt.

Faßt man den Advokaten Placidi, dessen Kinder wohl nicht ganz zufällig die Namen August und Laurina führen, und den Professor Silvio, den wirklichen „protagonista" der neuesten Erzählung Farina's, ins Auge, so kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß der Dichter in der That mit diesen Personen „ganze Monate hindurch Tag und Nacht zusammengelebt" hat; ja, daß er mit ihnen sogar in gewissem Sinne identisch ist. Freilich ist Salvatore Farina im Gegensatze zum Advocaten Placidi nach Vollendung der juristischen Studien der Themis untreu geworden; die köstliche Schilderung der Doctorpromotion August's hätte er aber niemals seinem Novellencyklus „Mio Figlio" einzufügen vermocht, wenn er nicht selbst in Pavia die Geheimnisse des Corpus juris „mit heißem Bemühen" ergründet hätte. Ueberdies mußte der Dichter dafür Sorge tragen, daß die Aehnlichkeit zwischen ihm und einzelnen seiner Figuren nicht allzu „frappant" wurde. Wie genau würden andererseits die Hauptzüge des Professors Silvio in der Erzählung „Amore ha cent' occhi" zur Individualität des Verfassers passen, wenn dieser nicht vorgezogen hätte, jenem in der Dichtung alles Familienglück zu versagen! Da die dargestellten Begebenheiten sich zumeist auf der Insel Sardinien abspielen, verwebt Farina nicht bloß eine Reihe farbenprächtiger Landschaftsbilder in sein jüngstes Buch, sondern er schildert auch die socialen Verhältnisse seines Heimathslandes, für deren Verbesserung Silvio schließlich als Deputirter im italienischen Parlamente Sorge tragen soll. Höchst ergötzlich ist allerdings das gelinde Fiasco, welches der „Professor" bei einem Banket mit seiner Candidatenrede macht; man könnte beinahe prophezeien, daß er am Entscheidungstage nicht mehr als die in der Autobiographie erwähnten 1064 Stimmen erhalten würde, die auf sein Urbild fielen, aber „nicht genügten". Letzteres gewöhnt uns so sehr daran, in seinen Erzählungen allerorten mit

Ironie gepaarten Humor zu finden, daß wir, ohne zu irren, annehmen dürfen, Farina habe den Vergleich mit seiner eigenen unglücklichen Candidatur für die Deputirtenkammer nahe legen wollen. In der Erzählung „Amore ha cent' occhi" übt der leichte ironische Spott gegen den Schluß hin um so mehr eine befreiende Wirkung aus, als das Lebensschicksal Silvio's uns sonst allzu hart und unverdient erscheinen würde. Muß dieser doch mit seinem allen edlen Regungen zugänglichen Herzen auf das Glück erwiderter Liebe verzichten und sich stets von Neuem im Entsagen üben. Mit Geschick hat der Verfasser aber in der Erzählung die Gefahr vermieden, die Hauptfigur mit einer solchen Fülle von Edelmuth auszustatten, daß sie unwahr und conventionell würde; vielmehr verleugnet sie nirgends menschliche Schwächen.

Salvatore Farina weiß die Grenzen seines künstlerischen Könnens sehr genau zu ziehen, wenn er darauf verzichtet, „wirklich erbärmliche Charaktere" zu zeichnen. In dem gegenwärtig in dritter Auflage herausgegebenen „Romane eines Wittwers" (Milano, Brigola) hat er den Versuch gemacht, eine jener dämonischen Frauengestalten zu schildern, die im realistischen Romane der Franzosen eine so bedeutsame Rolle spielen. Während aber die Mehrzahl der vom italienischen Dichter in seinen Erzählungen vorgeführten Figuren durch ihre Lebenswahrheit und Plastik sogleich unser Interesse fesseln, läßt sich nicht verhehlen, daß der „böse Dämon" im „Romanzo d' un vedovo", die Signora Albruzzi, welche das ganze Lebensglück des Titelhelden vergiftet und vernichtet, schemenhaft erscheint und allzusehr an die Schablone erinnert. Wie lebendig tritt dagegen die duldende, in ihrer Liebe für den Gatten aufgehende Letizia vor unsere Augen; wie sympathisch wird sie uns vom ersten Augenblicke an, wie sehr empfinden wir ihre Wonne nach, wenn das zur Jungfrau erblühende Mädchen zuerst fühlt, daß sie liebt, wie verlockend wird das eheliche Glück dargestellt, das Luciano Castelli im Bunde mit Letizia findet, bis dann die „Sirene", Signora Albruzzi, als Friedensstörerin erscheint und die jähe Katastrophe herbeiführt! Mit Fug darf der „Roman eines Wittwers" als die erste hervorragende Leistung Farina's bezeichnet werden, dessen Begabung, psychologische Probleme zu vertiefen und zu ergründen, sogleich nach dieser Probe keinem Zweifel mehr unterliegen konnte. Die künstlerische Form, welche die späteren Erzählungen des Dichters auszeichnet, läßt im „Romanzo d' un vedovo" allerdings noch Mancherlei zu wünschen übrig; zumal da der Verfasser die vor unseren Augen sich abspielenden Begebenheiten zu wiederholten Malen durch sehr ausführliche Selbstbekenntnisse des Helden unterbricht, in denen der wirkliche Kern des Romans enthalten ist, so daß die Darstellung selbst an Klarheit und Gleichmäßigkeit verliert.

Dagegen überrascht uns die durchdringende Menschenkenntniß, die Fülle von Lebenserfahrungen, mit denen Figuren wie Luciano Castelli ausgestattet sind. Wenn Farina sich, allerdings nicht ohne Einschränkung, als Pessimisten bezeichnet, so darf er sich zunächst auf diesen Luciano berufen, welcher im Schmerze den großen Lehrmeister der Menschen erblickt und das Leben derjenigen für verfehlt und nichtig erachtet, die sich jedem Affecte lediglich deshalb zu entziehen suchen, weil eine Pflichterfüllung damit verbunden ist. „Es sind dies," spottet im „Romanzo d' un vedovo" der Titelheld, hinter dem sich der Dichter, theilweise

wenigstens, selbst birgt, „die würdigen Apostaten des Lebens; sie haben den Schmerz gesehen, aber den Blick davon abgewendet; sie konnten Affecte empfinden, wo jedoch ein solcher war, entsprach ihm auch eine Pflicht, und wo eine Pflicht vorhanden war, konnte auch die Reue oder ein Schmerz sie erwarten; deshalb wiesen sie die Affecte zurück. Für diese Leute ist leben nichts anderes als: vergessen — und hierauf ist ihr ganzes Streben gerichtet; im Alter schrecken sie dann vor der Einsamkeit und der Leere zurück, mit der sie sich selbst umgeben haben; sie wenden sich und ihre Blicke rückwärts, um die Zeit zu befragen, die nicht mehr ist . . ." Derartige melancholische Betrachtungen verleihen der ganzen Erzählung ihr Gepräge; der schwülen Atmosphäre, von der sich die Figuren des Romans bedrückt fühlen, entspricht auch die etwas düstere Scenerie, die vom Dichter meisterhaft behandelt wird. Mag aber immerhin das traurige Lebensschicksal Luciano's unser Mitgefühl in Anspruch nehmen, so erregt doch Letizia mit ihrer heiteren Lebensanschauung unser Interesse weit mehr; zumal da sie ebenfalls zu dulden, ja sogar sich aufzuopfern weiß. Man wird denn auch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Salvatore Farina seine wirkliche Begabung dann am besten entfaltet, wenn er, anstatt der Schattenseiten der menschlichen Existenz, das Familienglück darstellt. Die Palette des Künstlers müßte grellere Farben aufweisen, wenn er als Sittenmaler den Wettkampf mit den Anhängern des „verismo" bestehen sollte.

Wie Luciano Castelli im „Roman eines Wittwers" durch eine seiner unwürdige Liebe sein Lebensglück vernichtet, wird in der Novelle „Fante di picche" („Piekbube") der bei aller Tüchtigkeit etwas leichtsinnige Donato durch eine reine Herzensneigung vor dem sicheren Untergange gerettet. Freilich müssen die in jugendlicher Anmuth strahlende Costanza und der im „Piekbuben" vom Dichter gewissermaßen verkörperte Dämon des Kartenspiels ernsthaft mit einander ringen, ehe Donato den rechten Weg findet. Ohne die Unterstützung ihres Oheims Martino Bruscoli, einer ganz im Stile Dickens' gedachten köstlichen Figur, würde Costanza allerdings den Sieg kaum davontragen. Die dramatische Scene am Spieltische, in welcher Martino, ohne von Donato erkannt zu werden, durch fortwährendes Gewinnen seinen Gegner beinahe zur Verzweiflung bringt, bildet einen geschickt ersonnenen Contrast zu jener anderen Scene, in der Donato, nachdem er soeben erst Selbstmordgedanken gehegt hat, anstatt des Lebens sein Herz an die reizende Costanza verliert. Freilich ist die Leidenschaft für das Glücksspiel damit noch nicht völlig beseitigt; vielmehr bedarf es erst noch der Radicalcur, welche Martino Bruscoli dem Verlobten seiner Nichte zu Theil werden läßt. „Fante di picche" bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt in der künstlerischen Entwicklung Farina's. Die Composition der Novelle ist klar; vor allem erregt aber neben der holden Mädchengestalt der Oheim Martino unser Interesse. Nur ein echter Humorist vermochte eine so charakteristische Figur zu erfinden, die vollgültiges Zeugniß dafür ablegt, daß der Dichter nicht bloß scharf zu beobachten und treu zu schildern weiß, sondern auch mit einer reichen Phantasie begabt ist. Farina verzichtet zwar darauf, in der Erzählung „Piekbube" den Moralisten spielen zu wollen; dies verhindert jedoch nicht, daß ihr manche nützliche Lebensregel entnommen werden kann.

Die Novelle „Una separazione di letto e di mensa", welche, von Ernst Dohm übersetzt und in der „Rundschau" erschienen[1]), den italienischen Novellisten zuerst einem deutschen Publicum vorstellte, birgt ebenfalls eine Fülle von Lebensklugheit. Geschildert wird ein altes Ehepaar, das seit fünfundfünfzig Jahren alles Glück und Ungemach gemeinschaftlich erträgt, trotzdem aber dann und wann in so ernsthaften Zwist geräth, daß „Trennung" als die einzige Lösung des Conflictes erscheint. Daß die Beiden sich regelmäßig wieder mit einander versöhnen, kann nicht überraschen; von höchst ergötzlicher Wirkung ist jedoch, daß die beiden Mittelspersonen, die von dem Paare ins Vertrauen gezogen zu werden pflegen, sich bei Gelegenheit einer derartigen Ehestandsscene angeregt fühlen, selbst mit einander den Bund für das Leben zu schließen. Wir erfahren dann, wie auch in dieser jungen Ehe die Stürme nicht ausbleiben und denselben Verlauf nehmen. Mit der ersten Versöhnung fällt bezeichnender Weise die Nachricht zusammen, daß die alte Concetta einige Tage vorher gestorben und der Gatte Sulpicio, welcher die wirkliche „Trennung" nicht überleben konnte, jener bald darauf in den Tod gefolgt ist. Wie alltäglich auch die dargestellten Dinge sein mögen, erhebt sie doch der Verfasser durch seinen liebenswürdigen Humor in eine mehr ideale Sphäre. Wir lernen eben wirkliche Menschen kennen mit allen ihren Schwächen, aber auch mit ihren Vorzügen.

Verwickelter ist das psychologische Problem, dessen Lösung in der Novelle „Amore bendato", „Blinde Liebe" mit Erfolg versucht wird. Der Gegenstand der Erzählung hätte es wohl nahe gelegt, in den Spuren Balzac's oder Flaubert's zu wandeln; die künstlerische Individualität Salvatore Farina's äußert sich hier nun gerade in der discreten, trotzdem aber rein menschlichen Behandlung, die noch dadurch an Reiz gewinnt, daß der Verfasser seinem Humor und seiner satirischen Laune freiesten Spielraum gewährt. Eine unglückliche Ehe, welche den unternehmungslustigen Hausfreund sogleich auf dem Plane erscheinen läßt, wäre ein vielversprechender Anfang für einen modernen Sittenroman. Farina zieht aber vor, in allen mitwirkenden Personen dem Pflichtgefühle zum Siege zu verhelfen. Leonardo könnte allerdings selbst nicht von jeder Schuld freigesprochen werden, wenn seine von ihm vernachlässigte Gattin Ernesta dem trotz seiner materialistischen Weltanschauung im Grunde nicht bösartigen Arzte und Freunde des Hauses, Agenore, ins Garn ginge. Ein schweres Augenleiden, von welchem der Gatte befallen wird, bietet jedoch für Ernesta den Anlaß, sich ihrer Pflichten in vollem Maße zu erinnern, während der erblindete Leonardo jetzt erst zugleich mit der Nichtigkeit seiner bisherigen Lebensweise den wirklichen Werth seiner Frau erkennt. Wie die Beiden im Krankenzimmer ihr „Herz entdecken", wie der Doctor Agenore, nachdem er seinen Feldzugsplan vereitelt gesehen hat, selbst den Liebesboten zwischen den Gatten spielen will, wie endlich durch eine glückliche Operation Leonardo in den Stand gesetzt wird, ernsthaft ein neues Leben zu beginnen; alles dies wird so anschaulich zur Darstellung gebracht, daß wir den Eindruck des wirklich Erlebten gewinnen. Erheiternd wirkt die Schilderung, auf welche Weise der materialistische Doctor für seinen Hang zu Aben-

[1]) 1877, Band XI, S 495 ff.

teuern büßen muß. Da er alle übrigen Mittel versucht hat, die Liebe der schönen Frau zu gewinnen, beschließt er endlich, es mit einem Sturmangriffe zu versuchen, zumal da er verschiedene Symptome als günstig für ein derartiges Unternehmen deuten zu können glaubt. So eilt er denn im dunklen Zimmer mit offenen Armen auf die Angebetete zu, die sich aber in Wahrheit als die noch unvermählte, minder liebreizende Cousine Ernesta's, Virginia Rinucci, entpuppt. Letztere ahnt nicht im Entferntesten, daß Agenore sich in der Adresse geirrt hat; vielmehr erscheint ihr der Vorgang ganz natürlich, so daß sie den kühnen Freiwerber bei erster Gelegenheit ersucht, „mit dem Vater zu sprechen". Die köstliche Ironie, welche in dieser Lösung liegt, paßt vortrefflich zu der ganzen Situation. Vor allem vermeidet der Verfasser die Gefahr, in Rührseligkeit zu verfallen; das zwischen dem Doctor und der längst vor Sehnsucht nach einem Gatten vergehenden Virginia sich abspielende Intermezzo erweist sich als Unterbrechung der pathetischen Scenen besonders wirksam. Ueberdies wird Agenore nicht allzu hart bestraft, da die Cousine Ernesta's durch die Ehe an Liebenswürdigkeit sowie anscheinend auch an äußerer Anmuth gewinnt. So ist die Strafe der Geringfügigkeit des Vergehens angemessen; erachtete sich der Doctor doch nur so lange für berechtigt, der Gattin eines Anderen den Hof zu machen, als jener seinen eigenen Ansprüchen entsagt und diesem Verzichte einen bestimmten Ausdruck gegeben hatte.

Der Verfasser der Erzählung „Amore bendato" erweist sich nicht bloß als ein feinfühliger Kenner des menschlichen Herzens, sondern er bewährt auch in der Composition der Novelle seine Meisterschaft als Künstler. Wie stimmungsvoll ist die Schilderung der ersten Nacht, die Ernesta am Lager des erblindeten Gatten durchwacht! das Leben erscheint ihr nicht mehr zwecklos; sie traut sich wohl die Kraft zu, für Leonardo Alles zu sein: das Licht, seine Welt, wäre es auch nur, um ihm jeden Tag ein Lächeln zu entlocken. In diesen wehmüthig süßen Träumereien wird sie durch das Erwachen des Kranken unterbrochen, der gern wissen möchte, ob der Tag bereits angebrochen wäre. Nachdem sie den Gatten mehrfach vertröstet hat, kann sie ihm endlich versichern, daß die Morgendämmerung beginnt. „Und ein bleicher Lichtstrahl zeigte ihr das zufriedene Antlitz des Blinden, sein Lager, den Divan, das Blumenwerk der Tapeten, alle bekannten Physiognomien dieses melancholischen Zimmers, die sich zu beleben schienen, um ihr, freundlich lächelnd, zuzurufen: „Fasse Muth, du bist nicht allein, wir sind hier, um deiner edlen Seele unsern Beifall zu zollen." Diese ergreifende Darstellung erinnert uns an jene andere Schilderung, mit welcher die Novelle beginnt. Ernesta läßt da im Geiste ihr Mißgeschick in der Ehe vorüberziehen; ihr Gatte hat sie wie gewöhnlich verlassen, um die Nacht im Club oder im Café zuzubringen; als der Morgen heranbricht, hat sie den Entschluß gefaßt, nunmehr ihren eigenen Weg zu gehen und von Leonardo getrennt zu leben. Es ist ein herrlicher Maimorgen; während aber die Natur draußen erwacht, fühlt Ernesta in ihrem Herzen nichts von Glück und Frühling. Der Contrast zwischen diesem Morgen und dem späteren, welcher Ernesta mit ihrem Gatten wieder vereinigt sieht, wirkt auf uns, ohne daß wir auch nur im Geringsten den Eindruck der Effecthascherei erhalten. So natürlich vollziehen sich alle Wandlungen in den Haupt- und Nebenfiguren,

daß wir am Schlusse der Erzählung mit dem Verfasser überzeugt sind, Leonardo und Ernesta sowie andererseits der Doctor Agenore und Virginia Rinucci werden nunmehr in der Ehe alles Glück finden, das einer menschlichen Einrichtung entspringen kann.

Minder hoffnungsvoll klingt die Erzählung: „Capelli biondi" („Blonde Haare") aus. Ein Hauch schwermüthiger Entsagung weht uns aus diesem Romane entgegen, in welchem der Dichter zunächst die Leidenschaften der Menschenherzen entfesselt, ehe er diese im Tode oder in der Resignation Ruhe und Frieden finden läßt. Ein trauriges Geschick fügt es, daß der Graf Corrado Germinati, weil er die Widersprüche in seinem Innern nicht auszugleichen vermag, mit seinem eigenen Lebensglücke dasjenige der beiden weiblichen Hauptfiguren vernichtet. Agnese und Graziella, deren goldblondes Haar der Erzählung den Namen gibt, sind Schwestern, von denen die zweite in Noth und Armuth ihre kindliche Unschuld und Naivetät zu bewahren vermocht hat, während die ältere der Versuchung erlegen ist. Aus dem Verhältnisse Corrado's zu den Beiden ergibt sich die tragische Verwicklung, die zum Tode Graziella's, zum Selbstmorde ihrer Schwester Agnese führt, so daß der Held, der von Schuld keineswegs freigesprochen werden kann, letztere durch ein Leben voller Reue büßen muß. Ein gebrochener Mann, sühnt Corrado seine Schuld, indem er fern von der Gesellschaft, in der er einst eine so glänzende Rolle spielte, sich ganz der Erziehung des Sohnes widmet, den ihm Agnese als theures Vermächtniß zurückgelassen hat. In Wirklichkeit hing Graf Corrado mit jeder Fiber seines Herzens an Graziella, er fühlte sich jedoch zu sehr im Banne seiner Verpflichtungen gegen die Gesellschaft, als es galt, das entscheidende, erlösende Wort zu sprechen. So zog das Netz sich immer dichter über seinem Haupte zusammen; auf Graziella glaubte er endgültig verzichten zu müssen, als er ihre Schwester im Liebesrausche gewonnen hatte. Auf Reisen suchte er Vergessenheit, ohne sie zu finden; bei der Rückkehr traf er Graziella, die sich von ihm verschmäht glaubte, sterbend an. Mit dieser ergreifenden Katastrophe würde die Erzählung einen passenden Abschluß erhalten haben; die weiteren Begebenheiten, insbesondere der von Agnese im Interesse ihres Kindes vollzogene Selbstmord, erscheinen allzu grell, entbehren auch der inneren Wahrheit. Wollte der Dichter die Resignation und Weltflucht Corrado's motiviren, so genügte die Schuld, in die er sich durch sein Verhältniß zu Agnese verstrickte, während Graziella ihr Herzblut für den geliebten Mann hingegeben hätte. Graf Germinati, der bei allen seinen menschlichen Schwächen ein keineswegs unedler Charakter ist, stand allerdings unter dem Drucke der Standesvorurtheile. Auf den gesellschaftlichen Verkehr mit den vornehmen Verwandten würde er ohne Bedenken verzichten; daß aber die Freunde im Club seine Vermählung, noch ehe sie ernsthaft geplant worden ist, bereits mit sarkastischem Spotte erörtern, fällt schwer ins Gewicht. „Die junge Gräfin Graziella," bedeutet ihm einer dieser Freunde, „wäre das Juwel unseres Salons — aber Du kannst ihrer Schwester wegen nicht in Mailand bleiben." So muß Graziella den conventionellen Rücksichten geopfert werden. Die Epigramme, welche den Mitgliedern der vornehmen Clubs angeheftet werden, lassen aber keinen Zweifel darüber bestehen, auf welcher Seite die Sympathien des Dichters sind. Man darf denn auch ohne Weiteres annehmen, daß Farina, der ja in dem Rufe eines

„orso", eines „Bären" steht, das italienische Clubwesen, wie dies bereits in der Erzählung „Amore bendato" geschehen ist, in seinen verderblichen Wirkungen geißeln wollte. Sogleich im Beginne des Romanes: „Blonde Haare" lernen wir jene Clubhelden in ihrer ganzen Jämmerlichkeit kennen. Geschickt verwebt der Verfasser in diese Schilderung die Vorgeschichte des Romans, in dessen Mittelpunkt hier bereits die liebliche Erscheinung Graziella's gerückt wird.

Bei der Beurtheilung der Erzählung „Capelli biondi" können wir uns ebenso wenig wie früher im Hinblick auf den „Roman eines Wittwers" der Wahrnehmung verschließen, daß die außerordentliche Begabung Farina's, Frauengestalten lebenswahr und plastisch zu schildern, versagt, sobald es gilt, eine jener dämonisch bestrickenden weiblichen Figuren zur Darstellung zu bringen, die im wirklichen Leben weit seltener vorkommen als in der Romandichtung. So bleibt es ein psychologisches Räthsel, weshalb Corrado, selbst wenn er auf Graziella verzichten mußte, das für ihn tragische Verhältniß mit Agnese eingeht, für die er keine ernste Herzensneigung verspürt. Daß der Verfasser sich einige realistische Schilderungen nicht entgehen lassen wollte, wäre kein ausreichender Grund. Ueberdies verwahrt sich Farina in der Vorrede ausdrücklich gegen das ihm gespendete Lob, daß er im Romane „Blonde Haare" „Realismus machen" wollte. Andererseits darf aber behauptet werden, daß der Dichter die künstlerische Wirkung seiner Erzählung beeinträchtigte, indem er, statt den ihm congenialen englischen Mustern nachzueifern, in mehreren Einzelheiten französischen Vorbildern folgt. Agnese ist zwar keine „Cameliendame" nach der vom jüngeren Dumas entworfenen Schablone, sie vermag aber bis zum Schlusse hin weder unsere Sympathien noch unsere Antipathien zu erwecken; läßt vielmehr durchaus kalt, bis sie durch ihren jähen Tod Mitleid erregt.

Farina fühlte diesen Mangel wohl selbst, als er zu den intimen Skizzen und Erzählungen aus dem Familienleben zurückkehrte, über denen der Duft zarter Empfindung ausgebreitet ist. Wie rührend sind die drei Scenen aus der Wirklichkeit, welche der Verfasser „Un tiranno ai bagni di mare" betitelt hat! Ein geachteter Künstler begibt sich im Sommer, der Jahreszeit, in der er unbeschäftigt ist, als Leiter eines Marionettentheaters ins Seebad, um, mittellos wie er ist, seiner kranken Tochter den Gebrauch einer Cur zu ermöglichen. Dramatische Begebenheiten sind in den „tre scene dal vero" nicht enthalten; Niemand kann aber, ohne tief ergriffen zu werden, diese Skizzen lesen. In denselben fehlt es auch nicht an der lustigen Person, dargestellt durch den „berühmten" Bartolomeo Profumo, der als „capo-comico" des Marionettentheaters gilt, weil der wirkliche Leiter, um seinen Künstlernamen nicht bloßzustellen, im Hintergrunde bleibt. Sehr ergötzlich ist das würdevolle Verhalten Profumo's; fühlt dieser sich doch gleichfalls als Künstler, da er während der Balletsaison nicht selten in der Scala zu Mailand als „erste Welle" bei der Darstellung der stürmisch erregten See betheiligt ist. Auch beim Marionettentheater leistet Profumo in Wirklichkeit nur sehr untergeordnete Dienste; mit Rücksicht auf seine vorgeschobene Stellung unterläßt er aber nicht, die feierliche Gravität des Directors zur Schau zu tragen, obgleich er durch seine Erfolge auf den weltbedeutenden Brettern, wie der Wirth zum „Gambero" in der Erzählung richtig bemerkt, keineswegs übermüthig geworden ist.

Die Eigenart Salvatore Farina's, Freud' und Leid des Familienlebens zu schildern, indem er bald seinem Humor freien Spielraum gewährt, bald unser Mitgefühl erregt, zeigt sich in dem Buche „Mio Figlio!" am deutlichsten. Das Verhältniß des Vaters zu seinem Sohne bildet den Mittelpunkt dieser intimen Schilderungen, wenngleich der Verfasser auch auf das Eheglück des Advocaten Epaminondas Placidi und seiner Evangelina, sowie auf das Lebensschicksal ihrer Tochter Laurina unsere Aufmerksamkeit hinlenkt. Es ist bezeichnend, daß, wie Salvatore Farina, die hervorragendsten modernen Lyriker Italiens: Emilio Praga, Giosuè Carducci, Lorenzo Stecchetti (Olindo Guerrini) dann die ergreifendsten Accente finden, wenn sie die väterlichen Seelenregungen und Gefühle darstellen. Im Lande Petrarca's ist diese Erscheinung in der That bemerkenswerth und ein vollgültiger Beweis für die Annahme, daß die italienische Literatur gegenwärtig einen männlicheren Pulsschlag erkennen läßt. Man braucht nur Praga's „Canzoniere del bimbo" oder Carducci's Sonett: „O tu che dormi là su la fiorita" oder endlich Stecchetti's Sonett: „O bianche nubi che ne'l ciel turchino" zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die italienische Muse, die weichlichen Accorde verschmähend, kräftiger als ehemals in ihr Saitenspiel greift. Nicht minder charakteristisch ist, daß ein realistischer Dichter wie Stecchetti, dessen Poesien häufig verzehrende sinnliche Gluth athmen, der tiefsten Empfindungen fähig ist, wenn er mit seinem Sohne poetische Zwiesprache hält. Da Farina's Schilderungen „Mio figlio!" eine Vergleichung mit dieser Poesie nahe legen, sei es uns gestattet, hier eine Uebertragung des erwähnten Sonetts mitzutheilen. Sie lautet:

„Am blauen Himmel weiße Wolken jagen,
Wie woll'ne Flocken jäh vom Wind getrieben;
Mein Kind sieht sinnend zu, wie sie zerstieben,
Mir aber will das Herz vor Weh verzagen.

Was zwingt mich nur, die Augen aufzuschlagen
Zum Aetherblau? Erfüllt von Sehnsuchtstrieben,
Die ungestillt mir noch im Herzen blieben,
Möcht' ich die Sphinx nach unser'er Zukunft fragen.

Doch, liebes Kind, die Weltenräthselfragen
Ergründen ist den Wolken nicht gegeben,
Und ob ein Gott ist, können sie nicht sagen.

Wie bald, mein Junge, scheid' ich aus dem Leben!
Dein Haupt, jetzt blond, wird Silberlocken tragen;
Den Schatz der Wahrheit werden wir nicht heben."

An diese Verse wird man unwillkürlich gemahnt, wenn Salvatore Farina's Advocat Epaminondas Placidi im Vorgefühle des Vaterglückes von den Wolken Auskunft erhalten will. „Zum blauen Himmel hinauf," heißt es in der ersten Skizze „Prima che nascesse", „richtete ich den Blick, und aus einigen schwebenden Wölkchen gestaltete sich mir das Bild eines paradiesischen Geschöpfes, das ungeduldig war, zur Welt zu kommen; und mit Stolz sagte ich: „es ist das meine!" Der Gegensatz, in welchem die Auffassung Farina's zu der ausgeprägt realistischen Stecchetti's steht, ist um so offenkundiger, als beide Dichter sich

nahezu derselben Symbolik bedienen; nur die Antwort, welche ihnen die Wolken ertheilen, ist eine grundverschiedene.

Der Verfasser von „Mio Figlio!“ ist jedoch weit davon entfernt, ein nur in seiner Phantasie bestehendes Wolkenkukuksheim schildern zu wollen, vielmehr verwebt er in seine Skizzen eine solche Fülle dem wirklichen Leben abgelauschter Züge, daß die ganze Familie des Advocaten Placidi vor unseren Augen Form und Farbe erhält. Die Jagd des Vaters nach dem ersten Clienten wird nicht minder drastisch dargestellt, als die im Capitel „Mio Figlio studia“ skizzirten ersten Versuche des Sohnes, in die Wissenschaften einzudringen. Wie ergötzlich ist die Ironie, mit welcher Farina sich selbst und alle Väter verspottet, die als Lehrmeister ihrer Söhne nicht gerne den ihnen gläubig gezollten Respect einbüßen wollen, sich aber genöthigt sehen, heimlich ihre Studien über alte Geschichte, assyrische und ägyptische, zu machen, um in den von ihnen ertheilten Lectionen mit Ehren bestehen zu können! Freilich weiß der Verfasser selbst über die Schulscenen einen poetischen Schimmer auszubreiten und den Classenstaub im hellen italienischen Sonnenscheine flimmern zu lassen, so daß die Aengste und Nöthe des jungen Augusto Placidi uns nur ein herzliches Lachen entlocken. Für die Leser dieser Blätter bietet sich eine Parallele zwischen diesen heiteren, frohe Laune wiederspiegelnden Bildern und den schwermüthig düsteren dar, welche Alexander L. Kielland in seinen Roman „Gift“ verwebt hat. Der graue norwegische Himmel paßt aber ebenso vortrefflich zu den ergreifenden Erlebnissen des kleinen Marius, wie das italienische Localcolorit in den Skizzen Farina's gewahrt wird. So vermag auch andererseits der Letztere in dem Capitel „La pagina nera“, in welchem eine lebensgefährliche Krankheit August's geschildert wird, nicht die erschütternde Tragik zu erreichen, welche im Romane Kielland's das Sterbebett des kleinen Marius umgibt. Der Grundzug im Wesen des italienischen Schriftstellers ist eben mit Humor gepaarte Liebenswürdigkeit, die sich auch dann nicht verleugnet, wenn der Ernst des Lebens seine Rechte geltend macht.

Wie sehr Farina den Schalk im Nacken hat, ergiebt sich aus einem anderen Capitel des Werkes „Mio Figlio!“ Der Verfasser hat uns das Eheglück des Advokaten Placidi und seiner Evangelina so verlockend dargestellt, daß wir ganz erstaunt sind, plötzlich in dem Abschnitte „L'Intermezzo“ zu erfahren, wie Epaminondas nicht ganz correcte Ansichten über Hausfreunde der Gattin zu billigen scheint. Zwar wird versichert, daß der Advocat Placidi nur eine kleine Scene erzählt, die ihn durchaus nicht angeht. Ueberdies führen der Held und die Heldin dieser „scenetta“ fremde Namen; letztere dürfte sich aber doch zwischen Epaminondas und Evangelina abgespielt haben, zumal da jene Namen, Ermenegildo und Ermenegilda, sowohl durch ihre Seltenheit als auch durch die Anfangsbuchstaben an die Vorbilder erinnern. In Wirklichkeit bezweckt der Held der kleinen Scene nur, die Eifersucht seiner Gattin zu erregen, er erzielt aber eine ganz andere Wirkung, da die Heldin sich selbst schuldig bekennt, einen heimlichen Freund zu besitzen. Dies ist natürlich nur eine Kriegslist; Ermenegilda-Evangelina durchschaut das Spiel ihres Gatten und verstrickt ihn in seinem eigenen Netze. Als er ihr keinen Glauben schenken will, überreicht sie ihm ein Schriftstück, das ihre Schuld offenbaren soll, so daß Ermenegildo-Epaminonda nun wirklich vor Schreck bleich

wird. „Gib mir dieses Blatt" — stammelte Ermenegilda ... Er nahm dasselbe und las es mit großem Ernst von Anfang bis zu Ende. Es war ein Autograph der Modistin; darin war von einem kleinen Hute aus Florentiner Stroh mit Federn, seidenen Bändern, Spitzen, Blumen und Aehnlichem die Rede, von einem noch nicht bezahlten kleinen Hute, der weniger als nichts kostete, von einem kleinen Hute, der durchaus unwürdig war, einen so klugen Kopf zu bedecken. „Gnädige Frau" — sagte Ermenegildo mit burleskem Ernste — „dieses Blatt ist mein Eigenthum." Ermenegilda senkte ihr Haupt, sich in ihr Schicksal fügend. An jenem denkwürdigen Tage ereignete es sich mehrfach, daß die beiden Gatten herzlich lachen mußten; dieses Gelächter kam plötzlich von Neuem zum Ausbruche und erstarb erst unter heftigen Zuckungen.

Wiegt in dem Novellencyklus „Mio Figlio!" die optimistische Welt- und Lebensanschauung vor, so darf Salvatore Farina sich mit Fug auf seinen Roman „Amore ha cent' occhi" beziehen, wenn er in der uns übermittelten Autobiographie versichert, daß er „eher Pessimist als Optimist" sei. Mit seinem aller edelsten Regungen fähigen Herzen leidet Professor Silvio, der wirkliche Held der Erzählung, bei seiner Lebensführung Schiffbruch und sieht sich genöthigt, in der Politik eine letzte Zuflucht zu suchen, nachdem ihm das Glück, eine eigene Familie zu begründen, versagt worden ist. Allerdings meint es Silvio ernsthaft, wenn er nicht bloß als Privatmann durch eigene Reformen, sondern auch im Parlamente die Interessen seiner Heimathsinsel Sardinien fördern will. Wird Silvio aber jemals die Herzenswunden vergessen können, die ihm unerwiderte Liebe verursacht hat? Freilich gereicht es ihm zur Ehre, daß er die innige Neigung zur Gräfin Beatrice, der Gattin seines Freundes, des Conte Cosimo, überwindet; wenn aber sein Herz bei diesem nothwendigen, pflichtmäßigen Opfer blutet, wollen wir nicht streng mit ihm ins Gericht gehen. Nochmals scheint dann in Silvio's verdüstertes Dasein ein Lichtstrahl des Glückes zu fallen, als die jugendlich anmuthige Angela ihm, dem reifen Manne, ihre Liebe gesteht. Zunächst sträubt er sich gegen dieses unerwartete Glück, endlich gibt er nach, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Angela die Liebesahnung mit der Liebe selbst verwechselt hat. So entsagt Silvio von Neuem, und zwar für immer, entschlossen, was ihm von Kräften noch übrig bleibt, dem allgemeinen Wohle zu widmen.

Ein abschließendes Urtheil über die Stellung Salvatore Farina's in der italienischen Literatur fällen zu wollen, wäre durchaus verfrüht; das Talent des Novellendichters hat sich immer reicher entfaltet und verspricht für die Zukunft die köstlichsten Früchte. In Deutschland werden die Werke Salvatore Farina's, der uns bereits so sympathisch geworden ist, stets willkommen sein.

Kreta.

Reise-Erinnerungen

von

Hermann Freiherrn von Maltzan.

Während eines längeren Aufenthaltes im Orient bereiste ich, in Begleitung meiner Frau, im Frühling des Jahres 1883 die Insel Kreta. Selten verirren sich Reisende dorthin, noch seltener erhalten wir Kunde von Kreta und seinen merkwürdigen Bewohnern. Von Zeit zu Zeit machen allerdings die Kreter von sich reden, man liest alsdann in den Zeitungen: „In Kreta sind Unruhen ausgebrochen, der General-Gouverneur hat sich nach Constantinopel gewandt," oder es heißt: „Der Aufstand in Kreta ist beendet, die Pforte hat Concessionen gemacht". Dann ist wieder Alles still; Kreta verschwindet aus der Tagespresse und gehört wiederum der Mythe an und dem Lehrer, der mit dem Ariadnefaden in der Hand den andächtigen Schüler im Labyrinthe spazieren führt.

Von den neunzig oder hundert Städten, welche Kreta zu Homer's Zeiten besaß, finden sich nur wenige sichtbare Reste vor. Archäologische Schätze, für die Kreta von rechtswegen eine wahre Fundgrube bilden müßte, ruhen gewiß noch in Menge im Schoße des Mutterlandes. Dr. Heinrich Schliemann beabsichtigte in Kreta Ausgrabungen vorzunehmen. Leider ist es mir nicht gelungen, ihm die Wege zu ebnen, denn die Griechen bewachen eifersüchtig die Grabstätten ihrer alten Cultur. Aber früher oder später werden die reichen Schätze, welche das Land des Minos birgt, gehoben werden und dann wird Kreta unter den von Reisenden und Forschern besuchten Ländern eine erste Stelle einnehmen. Es dürfte deshalb von allgemeinerem Interesse sein zu erfahren, wie es heut zu Tage in Kreta aussieht.

Es war in den ersten Tagen des Februar. Mit einbrechender Dunkelheit hatte „Danubia", der stattliche Dampfer des österreichischen Lloyd, den Piraeus verlassen, um eine der vorschriftsmäßigen wöchentlichen Reisen nach der Insel Kreta zu unternehmen. Während der Nacht glättete sich die See und gestattete eine schnelle Fahrt längs der malerischen Ostküste des Peloponnes. In bunten Gruppen hatten sich die Deckpassagiere auf den vorderen Theilen des Schiffes

gelagert, das erhöhte Hinterdeck uns zu uneingeschränktem Gebrauch überlassend. Lautlose Stille herrschte auf dem Schiffe; nur das monotone Geräusch, welches der ebenmäßige Gang der Schraube verursachte, erinnerte daran, daß die Lenker des Fahrzeuges mit uns wachten.

Die Mitternacht war vorüber; leichte Wolkenschleier, von lauen Lüften bewegt, schwebten unter dem schimmernden Nachthimmel zu unsern Häupten dahin. Noch verhüllten schwarze Schatten die kretischen Gestade, die wir, vom Glück begünstigt, wenige Tage zuvor bei der Umschiffung des Peloponnes aus den Meeresflächen hatten auftauchen sehen. Schon vor langen Jahren auf der Fahrt zum Pyramidenlande hatte ich die hohen Schneeberge der Minosinsel sehnsuchtsvoll erschaut. Jetzt sollte sich der Jugendtraum erfüllen.

Schon schwanden vor dem Hauch des Morgenwindes die Nebelwolken; in wunderbarer Klarheit hoben sich die glänzenden Gestirne vom tiefdunklen Firmamente ab. Wir nähern uns Kreta; schon treten Vorgebirge in unseren Gesichtskreis, dunkle, vielgestaltige Colosse: die breite Halbinsel Akrotiri mit ihren pyramidalen Bergspitzen, das langvorgestreckte Cap Spada und dahinter das hochgethürmte Cap Grabusa, der nordwestliche Vorsprung der Insel. Noch wird das Hinterland durch scharfgezeichnete Wolken unserem Blick entzogen. Da bringt die Morgenröthe herauf, die Wolkenberge mit einer Feuerlinie umsäumend; sie lodern auf, in Gluth getaucht, nicht Wolken, nein, die „weißen Berge" im wunderbarsten Alpenglühen. Dazu schimmern die Vorgebirge in köstlichen rothen und violetten Farbentönen. Aber das Flimmern und Leuchten währt nur kurze Zeit; die Sonne steigt empor, die Gluth erlischt vor dem blendenden Tagesgestirne, welches fortan Berg und Thal mit seinem Lichte erfüllt.

Im Hintergrunde der weiten Meeresbucht, welche von den Halbinseln Akrotiri und Spada gebildet wird, liegt Kanea, die gegenwärtige Hauptstadt der Insel. Schon von weitem erblickt man den Leuchtthurm, die hellen Gebäude und weißen Minarets der morgenländischen Stadt. Der Hafen ward von den Venetianern mit Benutzung vorhandener Felsriffe durch Bauwerke hergestellt, welche ebensowenig einem modernen Flottenangriff Stand halten können, als dem altbewährten Nordsturm, der im engen Hafenraume oft greuliche Verwüstungen anrichtet. Als wir begleitet von einer kräftigen Morgenbrise durch die enge Einfahrt in den Hafen von Kanea einliefen, bot sich uns ein eigenthümlicher Anblick dar. Man könnte glauben, auf den überschwemmten Marktplatz einer versinkenden Stadt gerathen zu sein, so wachsen die den vorderen Hafenraum umstehenden mehrstöckigen Häuser gleichsam aus den Fluthen heraus; kaum daß ein niedriger Quai das Eindringen der Wellen in die unteren Räume verhindert.

Im Gegensatz zu den bedrohten Behausungen zeigt sich der an der hinteren Hafenbucht auf einem Felsen erbaute Konak, die Residenz des Generalgouverneurs, als Sitz der irdischen Gewalt.

Trotz der frühen Tageszeit hatten sich auf den Quais zahlreiche Menschen eingefunden, die keinen Blick von der „Danubia" abwandten. Die Ankunft des Lloyddampfers versetzt die Kaneer jedes Mal in Aufregung, denn sein Erscheinen hat für die Insulaner dieselbe Bedeutung, wie für die Bewohner einer Colonie das Eintreffen des sehnlichst erwarteten Postschiffes. Vom Ergebniß des Post-

tages hängt das Wohl und Wehe der nächsten Zukunft ab; wohl Dem, der in der kurzbemessenen Frist die Entscheidung zu treffen weiß! Im Hafen ward es lebendig; die Anker der „Danubia" wurden herabgelassen, das Ausschiffen der Deckpassagiere ging mit einem ungeheuren Aufwand von Lärm vor sich, sobald die Gesundheitspolizei die Landung gestattete, und unsere vielen Gepäckstücke wanderten in das neuerrichtete Hôtel „Constantinople", welches uns als das einzige Gasthaus der Stadt bezeichnet ward. Die Herberge liegt wenige Schritte vom Hafenthor in einem engen schmutzigen Gäßchen; sie bietet dem Reisenden weiß getünchte Wände, eiserne Bettstellen und Waschvorrichtungen, wenn auch sehr primitiver Natur. Das aber ist für kretische Verhältnisse schon außerordentlich viel; wir hatten allen Grund, mit dem aufgefundenen Zufluchtsorte zufrieden zu sein. Ohne viel zu handeln überließ uns der behäbige Wirth für den billigen Preis von vier Francs pro Tag sein größtes Gemach, welches bis dahin einem halben Dutzend verschiedener Parteien zum Schlafsaal gedient hatte. Es fanden sich auch zur Reinigung desselben im Hause allerlei Instrumente vor; nur ein Besen im abendländischen Sinne war nicht aufzutreiben. Außerdem hatte unser Zimmer noch einen großen Uebelstand. Die Glasthüre, welche dasselbe mit dem Vorplatz in Verbindung brachte, durfte nur mit leichten Schleiern verhängt werden, weil das durchfallende Licht zur Erhellung eines Verkaufsraumes nöthig war! Der Wirth hatte für unsere Bedenken kein Verständniß; der Gedanke, man könnte sich im Hinblick auf körperliche Sauberkeit bisweilen der Oeffentlichkeit entziehen wollen, erschien ihm geradezu phantastisch. Der Grieche ist über dergleichen Schwächen erhaben, der Türke aber, bei dem der Reinlichkeitstrieb ausgebildeter ist, pflegt ihm im öffentlichen Bade Genüge zu thun.

Im Hôtel „Constantinople" wird nicht gekocht. Man zeigte uns wenige Schritte aufwärts in demselben Gäßchen ein Speisehaus, welches alle Vorzüge einer griechischen Restauration in sich vereinigen sollte. Eine Stiege hoch fanden wir den Verhältnissen entsprechend ein nicht unsauberes, mit gedeckten Tischen besetztes Speisezimmer. Am geöffneten Fenster nahmen wir Platz. Den Speisen, die man uns vorsetzte, thaten wir Ehre an. Was es gab? Das Tagebuch sagt nichts davon, aber der erste Eindruck, den wir von diesem merkwürdigen Lande empfingen, grub sich tief ein ins Gedächtniß. Am 5. Februar bei offenem Fenster speisen zu können, erweckt an sich schon ein angenehmes Gefühl; hier, wo die erfrischende Seeluft vom blauen Meere hereinfluthet, während der Blick auf den herrlichen Linien der Akrotiri-Berge weilt, dehnt sich die Brust, und der kretische Feuerwein, der durch die Adern rollt, bringt alle unsere Empfindungen zum Ausdruck in dem Worte: Kreta, die glückliche Insel!

Hinaus trieb es uns in die freie Natur. Die zehn Minuten des Weges durch die engen, mit Bazars versehenen Gassen dünkten uns eine Ewigkeit. Neugierig betrachtet von den Einwohnern, doch unbelästigt eilten wir, so schnell es ging, über das holperige Straßenpflaster zum einzigen Landthore der Festung hinaus. Unmittelbar daran schließt sich eine kleine Vorstadt mit breiterer Straße und geräumigeren Bauwerken. Die östliche Richtung einschlagend, gewahrten wir bald vor uns auf kahler Anhöhe nahe dem Meere das Villenstädtchen Chalepa, wo die Vertreter befreundeter Mächte neben den Wohlhabenderen des

Ortes in beschaulicher Muße leben. Links vom Wege dahin, hart am Meere, liegt das neu und massiv erbaute Negerviertel, rechts auf sandiger Scholle, ein ganz afrikanisch dreinschauendes Hüttendorf, welches aus Benghasi eingewanderte Araber, getreu den Sitten ihrer Heimath, errichtet haben.

Die Höhe von Chalepa gewährt einen vorzüglichen Ueberblick über die herrliche Meeresbucht, an der Kaneá liegt, über die Stadt selbst und die fruchtbare Ebene dahinter, welche von niedrigen Vorbergen begrenzt wird. Die höheren Gebirge waren durch Wolken verdeckt, so daß wir von der Landschaft kein vollständiges Bild erhielten. Dafür trat Kaneá in schöner Abendbeleuchtung in seinen Einzelheiten um so schärfer hervor. Nach der Landseite zu haben die Venetianer Kaneá stark befestigt. Die gewaltigen Mauern haben dem Zahn der Zeit ebenso getrotzt, wie den verzweifelten Angriffen der aufständischen Griechen. Auch die Türken verdanken ihre langjährige Herrschaft über die Insel nur den Venetianischen Festungen. Wenn die Kreter herabsteigen von ihren stolzen Bergen und die Zinnen und Mauern erblicken, die ihre Ahnen im bitteren Frohndienste errichten mußten, dann beschleicht sie noch heute das Gefühl des Hasses und der Rache.. Unzählige Male haben sie versucht, das fremde Joch abzuschütteln. Vergebens! Um die verhaßten Venetianer zu vertreiben, verbündeten sich die Kreter mit den Türken. Es ward noch schlimmer. Bedenkt man die unerhörten Greuelthaten, die seit einem halben Jahrtausend von den Fremdherrschern verübt wurden, so kann man sich wahrlich nicht wundern, wenn die Kreter jedem Fremden mißtrauen. Ein hoher Gerechtigkeitssinn ist diesem Inselvolk eigen, welches die guten Eigenschaften seiner fremden Herren willig anerkennt. Nicht die Türken sind es, welche die Kreter hassen; mit ihnen leben sie für gewöhnlich in lobenswerther Eintracht, sondern das Princip ist es, welches sie verabscheuen, das Regiment, welches früher alle geistigen Regungen unterdrückte und heute durch Unthätigkeit die Entwicklung des Landes und seiner intelligenten Bewohner hemmt.

Am nächsten Morgen nahmen wir die Besichtigung der Stadt vor. Kreta hat nur einen wirklich guten natürlichen Hafen: die Bai von Suda. Hiermit hat die Natur ein Meisterwerk geschaffen, und ihm zu Liebe ist in neuerer Zeit der Sitz der Regierung von Kandia, der alten Hauptstadt der Insel, nach Kaneá verlegt worden. Man ist auch mit dem Plane umgegangen, an der eine Meile von Kaneá entfernten Bai von Suda eine neue Residenz zu errichten, hat aber aus Gesundheitsrücksichten davon Abstand genommen. Nun führt eine gute Fahrstraße in einer Stunde nach dem Hafenort Tusla, und wenn das Meer stürmisch ist, laufen die Schiffe in die Bai von Suda ein. Kaneá ist, wie wir gesehen haben, befestigt. Der Raum innerhalb der Mauern mag ursprünglich für 10,000 Einwohner berechnet gewesen sein. Die Regierung hat viel Volk nach sich gezogen, und heute sollen mehr als 20,000 Menschen auf dem engen Platze leben. Kein Winkel ist frei und der Straßenverkehr, zumal wenn die Landbevölkerung ihren Erntesegen zum Verkauf bringt, sehr bedeutend. Kaneá ist eine echt orientalische Stadt mit engen Gassen und unregelmäßig gebauten Häusern, deren Erdgeschosse zu Handwerksstätten und offenen Verkaufsräumen, den Bazars, eingerichtet sind. Die zum Verkauf ausgestellten Industrieerzeugnisse stammen auch hier,

wie überall im Orient, fast ausnahmslos aus Europa, selbst die Teppichgewirke können ihren abendländischen Ursprung nicht verleugnen. Die Aufstellung dagegen ist eigenartig und die Werkstätten der Schuster, Schneider, Sattler und Schmiede erscheinen durchaus originell. Nimmt man dazu die mit Landesproducten überladenen Verkaufsräume, in denen die Apfelsinen zu kleinen Bergen aufgeschichtet sind, und die lebhafte Bewegung der noch völlig orientalisch gekleideten Bevölkerung, so tritt in Kanea das morgenländische Treiben stärker hervor, als in manchen anderen Städten des Orients. Die Geschäfte werden fast ausschließlich von kretischen Griechen betrieben, gegen deren Gewandtheit schwer aufzukommen sein soll. Die wenigen Juden spielen hier eine gar bescheidene Rolle; wir sehen sie als Blechschmiede und hatten bei Einkäufen wiederholt Gelegenheit, ihre Rechtlichkeit zu erproben. Während wir im Gedränge der engen Straßen recht unsanft umhergestoßen wurden, erklangen in einiger Entfernung dumpfe, monotone Rufe. Bald tauchte aus der bewegten Menge ein schwerfälliges Ungethüm auf. In der Nähe erwies sich das wunderliche Gebilde als ein riesiges Faß, das von vier arabischen Athleten an Stangen getragen wurde. Auf diese Weise wird ein Theil der Stadt mit frischem Trinkwasser versorgt. Mit einem Pferdevermiether hatten wir Verabredungen getroffen. Seine erste Leistung bestand in der Lieferung einer in Wirklichkeit ganz eleganten Droschke; wäre die Kleidung des Kutschers nicht so sehr defect gewesen, hätte man sich zum Wenigsten nach Athen versetzt glauben können.

Unser erster Besuch galt Frau von Schwartz, der unter dem Autornamen Elpis Melena rühmlichst bekannten Schriftstellerin, welche seit einer Reihe von Jahren Chalepa bewohnt; unser zweiter dem österreichischen Consul Dr. Ortlieb, der sich eine gemüthliche Junggesellenwirthschaft eingerichtet hat und als leidenschaftlicher Reiter in der landschaftlich so herrlichen Umgebung die Einförmigkeit seines Lebens vergißt. Gemeinschaftlich begaben wir uns nach Kanea zum Generalgouverneur Photiades Pascha, der uns mit seiner durch ihre classische Schönheit berühmten Tochter auf das zuvorkommendste empfing. In Photiades Pascha, einem geborenen Griechen, der bereits in Europa mehrere wichtige diplomatische Posten bekleidet hatte, lernten wir einen Mann von feinster Bildung und großer persönlicher Liebenswürdigkeit kennen. Mit den Worten: „Der Generalgouverneur steht ganz zu Ihrer Verfügung" deutete der Pascha an, daß er bereit sei, alle unsere Wünsche zu erfüllen. Von seinem Anerbieten machten wir den umfassendsten Gebrauch, indem wir ihn ersuchten, uns ganz ungehindert und ohne lästige militärische Bedeckung die Insel durchstreifen zu lassen. Daß Photiades Pascha diesen Wunsch erfüllte, betrachte ich als eine ganz besondere Vergünstigung; denn die Empfehlungen, welche uns aus Constantinopel vorausgegangen waren, machten ihn für unsere Sicherheit gewissermaßen verantwortlich.

In Kreta herrschen Gebirge vor. Die Ebenen treten mit Ausnahme der bedeutenden Niederung von Messará im Süden der Insel ganz zurück gegenüber den zahllosen höheren und niederen Gebirgsketten, deren Linien durch einschneidende Wasserrinnen vielfach unterbrochen sind.

Man kann drei Regionen unterscheiden: die Vorberge bis zur Höhe von 500 Metern, die größeren Gebirgsketten, welche eine Höhe von 1500 Metern erreichen

und die Alpenstöcke: Levkaori, Ida und Lassiti, welche bis über 8000 Fuß hinaufragen und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. Die langgestreckte Gestalt der Insel macht die Verhältnisse noch verwickelter. Am anschaulichsten bezeichnet man Kreta als Inselcomplex; denn es besteht aus hohen Gebirgsknoten, die durch niedere Berge zu einem Ganzen verbunden sind. Dazu gesellen sich sonderbar geformte Halbinseln und alle möglichen Arten von Klippen und Inselchen, die ursprünglich mit dem Festlande Kreta zusammen gehangen haben. Man stellt sich leicht vor, welch' eine unendliche Mannigfaltigkeit von landschaftlicher Scenerie hierdurch entsteht, und es begreift sich, daß man auf Kreta monatelang umherstreifen kann, ohne zweimal dasselbe Bild zu schauen. Heut, auf dem Wege nach der Halbinsel Akrotiri mit dem berühmten Kloster der „heil. Dreieinigkeit" (Agia Triada), lag der westliche Theil der Insel, soweit er sich von unserem Standpunkte aus übersehen läßt, klar und sonnenbeglänzt vor unsern Blicken, immer und immer schweifte das Auge von der tiefblauen See hinauf zu den Firnen der Levkaori, der „weißen Berge" und wieder hinab über die grünenden Gefilde Kaneá's bis ins Gestade des „dunkelwogenden" Meeres. Akrotiri heißt im Griechischen das Vorgebirge. Die Halbinsel, auf der das Kloster Agia Triada liegt, trägt speciell diesen Namen; sie besteht aus einem bedeutenden durchschnittlich 100 Meter hohen Flachlande, welches im Norden von einem vielzackigen Vorgebirge begrenzt wird. Rings umher lag viel unbebautes Land. Zwischen den Steinblöcken, welche fruchtbaren Boden bedeckten, sproßten Frühlingsblumen hervor, unter ihnen in zahlloser Menge die schönen rothen und blauen orientalischen Anemonen. Auch hier fehlt es an Menschenhänden, um je nach der Beschaffenheit das Land in Getreidefelder, Weinberge oder Wälder zu verwandeln. Das vorzügliche Klima Kreta's begünstigt jegliche Cultur. Eine Million thätiger, intelligenter Einwohner könnte Kreta zu einem vollkommenen Paradiese umgestalten. Wo heute starrer Fels, waren einst schattige Wälder. Gesetzmäßigkeit und Fleiß könnten in wenigen Generationen Kreta zu dem machen, was es einstmals war: eine Stätte höchster Cultur. Die Dörfer, die wir zur linken Seite des Wegs gewahrten, waren ärmlich und klein, die Bewohner mit dem Einsammeln der Oliven beschäftigt. Einige sandige Landstriche schienen hier bevorzugt zu werden. Nach zweistündigem Ritte erreichten wir größere wohlgepflegte Olivenwälder, Eigenthum des reichbegüterten Klosters. Bald gewahrten wir auch im Hintergrunde einer prächtigen Cypressenallee die stattlichen hellblinkenden Klostergebäude, vor deren Brückenzugange wir Halt machten. Unser Diener ward hineingesandt, uns anzumelden. Nach wenigen Minuten erschien er in Begleitung eines „Pápa", der uns mit freundlicher Geberde einlud ihm zu folgen. Fast alle kretischen Klöster sind nach demselben System gebildet: die Klostergebäude sind im Viereck zu einem befestigten Platze geschlossen, auf dessen Mittelpunkt sich die Kirche erhebt. Um das Gotteshaus concentrirt sich Alles, doch treten die religiösen Satzungen niemals aufdringlich hervor. Die ersten Eindrücke, welche man in einem kretischen Kloster empfängt, sind Toleranz und Nächstenliebe. Der Prior, Igumenos genannt, war außerhalb beschäftigt; eilends ward ein Bote abgesandt, ihm die Ankunft der Gäste zu melden. Derweilen nöthigte man uns in den mit Divans

an den Wänden geschmückten Empfangssaal und bereitete den Kaffee zu unserer Erquickung. Es mochten fünf oder sechs Pápas sein, die sich zu unserer Begrüßung einfanden; Männer in mittleren Jahren, mit wohlgebildeten Gesichtszügen und einem freundlichen herzgewinnenden Ausdruck in den Mienen. Unsere Frage nach der Kirche erweckte die lebhafteste Freude; sie, den ganzen Stolz des Klosters, zu zeigen, vereinigten sich Alle und im Triumph wurden wir zum Heiligthum geleitet. Die Kirche ist ein stattlicher, mit drei Kuppeln versehener Bau, dessen Wölbungen nach der Zerstörung in der Revolution der sechziger Jahre neu errichtet wurden. Bemerkenswerth sind die neuen schönen Schnitzereien, welche namentlich die vordere Altarwand zieren. Die wunderlichen Heiligenbilder, welche der altbyzantinischen Schule anzugehören scheinen, wurden uns als Imitationen vorgestellt. In den Revolutionen ließen es sich die Türken angelegen sein, die Bilder der griechischen Heiligen zu vernichten, aber Pietät und Mangel an Erfindungsgeist haben die Kunst in ihrer alten Form erhalten; es gibt in Retimo eine Schule, welche in Nachahmung der alten Manier etwas leistet. Seltsam contrastirt mit den alterthümlichen Schnitzereien und den wunderlichen Heiligenbildern allerlei moderner Tand, z. B. buntglasige Oellampen und Aehnliches — wie wir erfuhren Weihgeschenke frommer Christen, wohl gemeint, aber wenig im Einklang mit dem historischen Charakter des Gotteshauses.

Der Klosterhof ist theilweise von Arkaden umgeben und mit einzelnen Orangenbäumen bepflanzt. Wir mußten auch die Behausungen einiger Mönche betreten, in denen die Wände mit colorirten Holzschnitten und Farbendrücken bedeckt waren. Untermischt mit den Bildern von Heiligen hingen dort die der verschiedenen Mitglieder der russischen Kaiserfamilie, von denen die guten Pápas in naivem Glauben Befreiung vom Türkenjoche erhofften. In den Außengebäuden zeigte man uns die Quelle des Klosterwohlstandes, die Oelpressen in voller Thätigkeit. Wir sahen die modernen eisernen Schraubenpressen unbenutzt im Winkel stehen; man hatte sich im Kloster den Neuerungen nicht widersetzt, aber die alte gute Sitte hatte den Sieg über die neuere Technik davon getragen. Ob auch den armen Maulthieren mit der alten Manier gedient war, ließ sich sobald nicht ergründen. Jedenfalls hatten die Zugthiere ein schweres Tagwerk zu verrichten; das alte Mühlwerk, welches sie treiben mußten, ächzte und stöhnte bei den häufigen Umdrehungen. Die Nähe der Berge verlockte uns zu einem kurzen Spaziergange, es gesellten sich zu uns Bewohner des zum Kloster gehörigen Dorfes und einige Gensdarmen, Saptiehs genannt, so daß von einem gemüthlichen Umherstreifen nicht die Rede sein konnte. Bei unserer Rückkehr fanden wir den Igumenos vor, einen jüngeren Mann von gewinnendem Aeußeren, der in Athen studirt und ein Stückchen Weltbildung von dort mitgebracht hatte. Die Klosterküche mußte inzwischen eine rege Thätigkeit entfaltet haben, sie lieferte jetzt ein sehr reichliches mit Sorgfalt bereitetes Mahl — nur für uns, denn die Klosterherren hatten einen jener zahllosen Fasttage, an denen kein Fleisch genossen werden darf. Der Igumenos ließ es sich nicht nehmen, uns die Ehren der Tafel zu erweisen; er zerlegte mit Geschick einen Lammskopf und pries mit Kennermiene die Schmackhaftigkeit dieses und jenes Theiles. Glücklicherweise waren die Ordensregeln dem Genuß des Weines nicht hinderlich, fröhlich war das Gelage im traulichen

Klosterraum. Die Unterhaltung, welche durch den Dolmetsch geführt werden mußte, verdarb leider den Genuß, den uns die Beobachtung des lebhaften Mienenspieles unserer freundlichen Wirthe gewährte. Schon während des Mahles erschienen nach einander die sämmtlichen Pápas des Klosters, zwanzig an der Zahl. Ein Jeder bewillkommte uns freundlich und erhielt dann vom Igumenos einen Becher Weins, um auf unser Wohl zu trinken. Auch vom nahe gelegenen Kloster Guverneto kam ein Priester herab, um die Fremdlinge zu begrüßen. Er hatte sich nicht die Zeit gelassen, seine Bauerntracht mit dem schwarzen Talar zu vertauschen und erregte dadurch das Mißfallen der Klosterherren, welche ihre Gäste auf alle Weise zu ehren suchten. Der herkulische Antimos aber ließ sich nicht beirren, er schwelgte ob unseres Anblickes in Entzücken und lud uns im Namen seiner Mitpápas zum Besuche seines kleinen Klosters ein. Zur Nachtruhe ward uns ein großer Raum angewiesen, der gerade über dem Speisesaal lag und mit Lagerstätten versehen war, die den Gebrauch unserer Feldbetten überflüssig machten.

Als die „rosenfingerige Eos" am Horizonte emporstieg, weckte uns der eintönige Gesang der Mönche in der nahen Klosterkirche aus sanftem Schlummer. Kann man in einem kretischen Kloster, wo jeder Fuß breit Bodenraum das Blut Ermordeter getrunken, jeder Winkel das Röcheln eines Sterbenden gehört hat, eine Nacht verbringen in sanftem Schlummer? Alle Greuel, welche die Türken an Unschuldigen und Wehrlosen verübten, um den Hort christlicher Sitte und griechischen Nationalbewußtseins zu zerstören, alle Unthaten und Scheußlichkeiten haben die friedfertigen Mönche vergeben, ja vergessen. Nur dann, wenn neue Ungerechtigkeit der Unterdrücker Abwehr fordert, entzündet sich der Glaubenseifer bei den Klosterbrüdern zur verzehrenden Flamme, dann wirbeln die nationalen Gefühle auf zum rasenden Sturm. Ist der Kampf zu Ende geführt, dann tritt Versöhnung an Stelle der Leidenschaft, das Kloster öffnet seine Pforten auch dem Feinde, es übt Vergebung und Menschenliebe.

Ein heller Schein lockte uns zum Fenster: der Widerschein der weißen Berge, deren mächtige Schneegipfel im Morgenrothe leuchteten, wie glühendes Eisen. Um die Wipfel des uralten Olivenhaines zu unsern Füßen spielten im Morgenwinde leichte Nebelschleier; darüber wölbten sich die Kuppen der kretischen Berge höher und höher hinauf bis zu den gluthumstrahlten Levkaoris.

Gleich nach Sonnenaufgang bestiegen wir unsere Reitthiere, welche uns bald in die Bergregion hinauftrugen; und auf gut geebnetem Pfade erreichten wir in einer Stunde das einst bedeutende Kloster Guverneto, wohin uns Antimos, der hierher gehörige herkulische Priester und zwei Saptiehs geleiteten.

Von der ehemaligen Klosterkirche, welche die Türken gelegentlich zerstörten, sind nur einige Säulenreste aus hartem marmorähnlichem Kalkstein übrig geblieben, deren reiche Sculptur sehr in die Augen fällt.

Die Pápas von Guverneto bewirtheten uns in üblicher Weise, entließen uns aber bald, da sie einsehen mochten, der Besuch einiger Tropfsteinhöhlen in der Nachbarschaft habe für Fremde mehr Reiz als der Aufenthalt in ihrer bescheidenen Behausung. Bis zur ersten Höhle kann man reiten. Obwohl nach unsern landläufigen Vorstellungen Reitwege anders aussehen, gehört diese Strecke

doch noch zu den Saumpfaden, die ein Europäer ohne Grausen beschreiten kann. Dann freilich hört jede Möglichkeit des Reitens auf und man hat Mühe, auf seinen eigenen Füßen fortzukommen. Die Gebirge sind waldlos; mit Gestrüpp und Knieholz bewachsen, sollen sie den Schafherden der Klöster reiche Nahrung geben. Agia Triada, dem der größte Theil des Vorgebirges gehört, besitzt allein mehr als 6000 dieser nützlichen Thiere.

Die erste Höhle, welche wir besuchten, besteht aus einem größeren Vorraum, in dessen Mitte das durchtropfende Wasser sich in einem Becken sammelt. Ein freiliegender Stein hat die Gestalt eines Bären, wie phantasiereiche Reisende behaupten. Gänge, welche ins Innere des Berges führen, sind beschwerlich zu durchklettern, auch ist die Stalaktitenbildung nicht hervorragend. Wir wandten uns nun einer Schlucht zu, welche von den Venetianern überbrückt ward und gelangten unter dem kühnen wohlerhaltenen Bogen in ein wildromantisches wasserleeres Flußbett. Hier unten befindet sich eine Höhle, welche die Gebeine eines kretischen Specialheiligen Namens Johannes enthält und als Wallfahrtsort sehr beliebt ist. Man zeigte uns in einer Vertiefung nahe dem Eingang menschliche Gebeine, welche dem Heiligen zugesprochen und bei Gelegenheit der Wallfahrten mit Wein begossen werden. Da uns nur schlecht brennende geweihte Wachskerzen zur Verfügung standen, verzichteten wir auf eine genauere Besichtigung dieser und einiger anderer Höhlen, in denen sich stellenweise hübsche Tropfsteinbildungen befinden. Das Flußthal nahm unser Interesse in höherem Maße in Anspruch. Bis zu mehreren hundert Metern streben die Kalkfelsen steil in die Höhe; bald eng zusammentretend, bald Kessel bildend, mit rothem Gestein erfüllt, das in seiner Färbung an schwefelreiche Kraterbildungen erinnert. Unsere Saptiehs producirten sich als Scharfschützen; sie hatten Hinterlader und trafen sicher ein weit gestecktes Ziel. Die Saptiehs, Landgensdarmen, deren es auf Kreta 1200 gibt, sind fast durchweg kretische Griechen unter türkischen Befehlshabern, in Friedenszeiten zuverlässige, der Regierung ergebene Leute.

Ein höchst beschwerlicher Weg auf dem mit gewaltigen Felsblöcken überworfenen Grunde des Flußthales führt zu einem kleinen malerisch gelegenen Meereshafen. In Revolutionszeiten soll er eine bedeutende Rolle gespielt haben, indem dort Munition für die tapfere Besatzung der beiden Klöster gelandet wurde. Gelagert auf vorspringende Felsblöcke schauten wir dem Spiele der Wellen zu, wie das klare Wasser durch das zerklüftete Gestein hindurch rieselte. So wirkt es langsam zernagend, unterhöhlend, bis im Laufe der Zeit der Block zerfällt, der dem Felsen die Stütze gab und der stolze Bau hinabsinkt in die salzige Fluth, auf deren Grunde sich das Material sammelt zu neuen Gebirgen, indessen die alten zerrinnen in Schlamm und Erde. Es war recht schön nach der Anstrengung des Marsches auszuruhen im Gestade des herrlichen blauen Meeres; doch die Sonne war so heiß, — am 8. Februar! — daß wir Schutz vor ihr suchten in der schattigen Felsschlucht.

Zurückgekehrt zum Kloster Guverneto, fanden wir ein für uns bereitetes Gastmahl vor. Der junge Geistliche, der uns bediente, hätte nach seinem ganzen Aeußern ein vortreffliches Vorbild zu einem Jünger Christi sein können. Man möchte glauben das gescheitelte langgewachsene Haar, die einfache Gewandung,

die herzliche, anspruchslose Gastfreundschaft, das Alles müsse sich von Christi Zeiten her in diesen Bergen so erhalten haben. Nur einmal ward meine Bewunderung der reinen Nächstenliebe gestört, als unser freundlicher Wirth das gefüllte Weinglas, welches ich eben zum Munde führen wollte, meiner Hand entriß und den Inhalt auf den Boden schüttete. Ich erhielt zwar bald einen Ersatz für den mir so jählings geraubten Nektar, aber die Aufklärung kam erst später: in meinem Glase hatte sich ein winziges Insect befunden, das dem Falkenauge des kretischen Priesters nicht entgangen war.

Unsere Rückkehr nach Agia Triada war für die Pápas ein freudiges Ereigniß. Heute hatten sie ausnahmsweise keinen Fasttag und daher ein wahres Festmahl hergerichtet, dem es schwer war, die gebührende Ehre zu erweisen, nachdem wir eine Stunde zuvor in Guverneto so gründlich tractirt worden waren. Der Wahrheit zu Liebe muß ich übrigens bekennen, daß der Akrotirische Honig mit Mandeln genossen uns trotzdem noch lieblich mundete.

Prächtige, urwüchsige Leute sind die kretischen Mönche, Morgens und Abends versorgen sie eifrig ihr Kirchenamt, und ihr monotoner Gesang ertönt oft noch in später Nacht; am Tage aber sind sie fleißige Ackerbauer, welche sich nicht scheuen selbst mit Hand anzulegen, wenn es gilt die Arbeit zu fördern. Der Abschied von unseren freundlichen Wirthen erfolgte auf beiden Seiten nicht ohne Herzlichkeit. Ein Goldstück, welches wir dem Igumenos für die Armen übergaben, ward freundlichst angenommen, wenn auch die Bemerkung fiel, es gebe im Klosterbezirk keine Armuth. Die beiden guten Saptiehs, welche sich bereits unsere Zuneigung erworben hatten, wurden ebenfalls beschenkt und begleiteten uns zum Dank bis zum Dorfe Sternes am äußeren Ende der Bai von Suda. Der Ritt von hier nach Galgatho oberhalb der schönen Bai mit steter Aussicht auf die „weißen Berge" gestaltete sich für uns zu einem wirklichen Genuß. In vollen Zügen athmeten wir die reine verjüngende Luft, welche um die kretischen Gestade weht. Galgatho liegt seit der ersten großen Revolution der zwanziger Jahre in Ruinen. Wenige Ortschaften findet man in Kreta, in denen der Greuel der Verwüstung keine sichtbaren Spuren hinterlassen hat; in Galgatho sieht es aber ganz besonders traurig aus: die Kirche und alle großen Gehöfte liegen in Schutt und Trümmern, nur wenige Gebäude verriethen, daß sie als Wohnstätten dienten. Lange ritten wir durch die kleine Todtenstadt, ohne ein menschliches Wesen zu erblicken. Die blaue Meeresbucht zog uns mächtig an, so daß wir auf einem sich darbietenden Saumpfade versuchten zum Gestade hinab zu gelangen. Was unsere Reitthiere hier in Ueberwindung von Terrainschwierigkeiten leisteten, spottet jeglicher Beschreibung. Nach mehrstündiger Anstrengung gelangten wir bei Tuzla am inneren Ende der Bai von Suda auf ebene Erde und konnten nun die letzte Strecke bis Kanea auf guter Fahrstraße in einer Stunde zurücklegen.

Die nächsten Tage waren für den geselligen Verkehr bestimmt. Der Generalgouverneur Photiades Pascha gab uns zunächst ein kleines Diner, an welchem außer den Familiengliedern noch Consul Ortlieb, Edhem Pascha, der Militärgouverneur und Herr Janneraki, der erste Dragoman, Theil nahmen. Letzterer, Kreter von Geburt, hatte in Bonn studirt und ist der deutschen Sprache voll-

kommen mächtig; seiner Liebenswürdigkeit haben wir Manches zu verdanken. Von dem nach Pariser Geschmack hergerichteten Diner sind mir nur die Landesproducte in Erinnerung geblieben. Ein prachtvolles Rosenbouquet zierte die Tafel, eine Fülle wahren Sommerduftes verbreitend. Die größte Ueberraschung aber bereitete uns der Pascha durch Vorführung eines Wildziegenpaares, das, jung eingefangen, sich an die Menschen gewöhnt hatte. Ein schöneres Wild mag es kaum geben; die Farbe des Felles ist ein dunkles Silbergrau, über das Rückgrat, die Schultern und die Vorderläufe herab läuft ein schwarzes Band, der zierliche Kopf trägt ein langes schöngebogenes Gehörn. Die Ziege war weit geringer als der Bock, aber immerhin ein sehr graziöses Thier. Die Wildziege, Agrimion oder Agrimi genannt, lebt noch in ziemlicher Anzahl in den Levkaoris, deren Unzugänglichkeit sie vor gänzlicher Ausrottung schützt; auch am Ida kommt sie vor und verirrt sich bisweilen ins Lassitogebirge. Die Gewandtheit der Agrimis übertrifft noch die der Gemsen, mit unglaublicher Kraft schnellen sie sich über die tiefen Felsspalten der Kalkgebirge hinweg und locken den Sphakioten, den leidenschaftlichen Jäger, in Tod und Verderben. Die Speciesfrage des Agrimi ist bis heute noch nicht entschieden. Unzweifelhaft war die liebenswürdige Amalthea, welche dem kleinen Zeus die erste Nahrung bot, die Ahnfrau der heutigen kretischen Wildziege, so daß der Name Capra Amalthea sie wohl am zutreffendsten bezeichnet.

Die Witterung schlug um; der Februar gilt in Kreta als der eigentliche, freilich auch einzige Wintermonat. Sturm und Regen traten ein und hinderten selbst kleinere Ausflüge. Frau von Schwartz hatte unterdessen ein internationales Fest vorbereitet und es versucht, sämmtliche Vertreter der befreundeten Mächte in ihrem allseitig hochgeschätzten Heim zu vereinigen — was indessen nicht vollständig gelang. Frau von Schwartz ist mit den kretischen Interessen ganz verwachsen. Der Ruf der mildthätigen „Contessa" erstreckt sich mit Recht über die ganze Insel; viel wäre von ihrer Wohlthätigkeit zu berichten, wenn auch im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Begeisterung für das Heldenvolk eine kleine Abschwächung erfahren haben mag.

Endlich hörte der Regen auf; die Levkaoris zeigten sich im Glanze frischgefallenen Schnees und lockten unwiderstehlich in ihre Nähe. Unser Plan, über den Askypho-Paß nach Sphakia zu reiten, rief in unserem Bekanntenkreise Anfangs eine Art von Bestürzung hervor. Indessen begriff man bald, daß der Germane an Schnee gewöhnt ist und beeilte sich, uns die geeigneten Reitthiere zu verschaffen. An einem schönen hellen Wintermorgen, den 14. Februar, brachen wir auf. Im engen Stadtthore begegnete uns ein Suvari, ein berittener türkischer Soldat; mein Pferd kam dem seinen zu nahe, er holte mit dem Fuße aus und versetzte mir einen derben Stoß gegen das Schienbein. Es war mir nicht möglich, mich im Sattel zu halten, mühsam schleppte ich mich zum Gasthofe zurück, wo die Behandlung der Wunde mich für Tage zurückhielt. Das Gerücht von einem Angriff auf meine Person drang mit Blitzesschnelle zum Generalgouverneur. Der rohe Bursche, der einem „Christenhunde" mit so großem Behagen einen Fußtritt versetzen konnte, ward mit der gesammten Thorwache, welche dem Auftritt theilnahmlos zugeschaut hatte, eingesperrt. Es be-

durfte noch der persönlichen Intervention meiner Frau, um die Gefangenen zu befreien. Für uns konnte es für die Folge nur verhängnißvoll werden, wenn wir an einem rohen oder gar fanatischen Türken Rache nahmen; deshalb waren wir bestrebt, die Freilassung der in Untersuchungshaft Befindlichen so schnell als möglich zu bewirken. Indessen mußten wir auf jenen Ausflug für jetzt wohl verzichten.

Am 19. sollten zwei Schiffe nach Kandia fahren, der St. Giusto, ein kleiner Küstendampfer des Oesterreichischen Lloyd, und die Hydra, ein größerer griechischer Dampfer, welcher den Verkehr zwischen Syra und den kretischen Häfen vermittelt. Die beiden Schiffe lagen in der Bai von Suda, ihr Eintreffen ward stündlich erwartet. Die Hydra sollte eine vollständige Cajüteneinrichtung besitzen, weshalb wir uns für das griechische Schiff entschieden. Alles war zu unserer Abreise vorbereitet; doch vergebens warteten wir auf das Eintreffen der Hydra, die das Unwetter in der Bai von Suda zurückhielt. Fürchterlich brauste der Nordsturm heran, den kleinen Hafen von Kanea überschwemmend. Von unserm Fensterplatz im Speisehause konnten wir die erregte See überblicken, wie sie mit ganzer Gewalt ihre Schaumgeschosse gegen die Befestigungswerke schleuderte, daß es schien, als erzitterten Felsen und Mauern vor der Wuth des „Erderschütterers Poseidon". Bis zur Zinne des Leuchtthurms wirbelten die Schaumflocken der Brandungswellen empor. Noch großartiger gestaltete sich das Bild am westlichen Fort der Stadt, wohin unser Freund Androulidaki uns führte. Hier fühlte man die Allgewalt des Meeres; aber heute noch ruht der menschliche Fuß mit derselben Zuversicht wie vor Jahrhunderten auf den kühnen venetianischen Bauten. Noch findet man hier dieselben Kanonen, welche die Stadt lange Zeit vor dem Eindringen der Türken bewahrten, bis sie in die Hände der Eroberer fielen. Kleine Berge von steinernen und eisernen Geschützkugeln lagern seit Jahrhunderten auf den Bastionen, sie zeugen von der Vorsicht der alten Venetianer und zugleich von der Trägheit der heutigen Türken, die keinen Finger rühren, wenn die Noth sie nicht dazu zwingt.

Eines Nachmittags spazierten wir durch die fruchtbare mit Gärten und Landhäusern geschmückte Ebene nach Murniés, einem großen am Fuße der Vorberge gelegenen Dorfe. Ganze Theile des Ortes liegen in Ruinen, deren Gemäuer mit Büschen und Bäumen malerisch durchwachsen sind. Murniés war schon zur Zeit der Venetianer eine beliebte Sommerfrische der Kaneer; während der Aufstände ward die reiche Ortschaft wiederholt geplündert und verwüstet. Hinter dem Dorf öffnet sich ein freundliches Thal; Myrtengebüsche bekleiden die steinigen Gehänge, während im Grunde zwischen Baum und Strauch ein munteres Bächlein über Felsen und Gerölle hinabsprudelt. Von der Höhe der Thalwand genossen wir einen prächtigen Blick auf die baumreiche Ebene bis Kanea und die vielgestaltigen Bergkuppen der nordkretischen Vorgebirge.

Die Bewohner von Murniés lehnten in den Hausthüren; dort gaben sie sich dem Genuß der Abendruhe hin. Unser „guten Abend" ward von Allen freundlich erwidert, ja, manche riefen uns ein „kali spera" schon von weitem zu, wenn sie sich durch eine Kopfbewegung unsererseits begrüßt glaubten.

Auf dem Heimwege durchschritten wir das westlich von Kanea gelegene „Dorf

der Aussätzigen". Die Leprosen befinden sich in einer trostlosen Lage; durch das Gesetz zu gemeinsamem Leben verdammt und ganz auf sich angewiesen, schreitet ihre Vermehrung fort. Photiades Pascha hatte die ausgezeichnete Idee, die Lepra auf Kreta dadurch auszurotten, daß die von ihr befallenen Männer und Frauen getrennt auf kleinen Inseln untergebracht würden; allein die Kosten der Erhaltung wollte Niemand tragen. Die Regierung, welche die unglücklichen Menschen nur mangelhaft unterstützt, hat sie in der Nähe der Städte angesiedelt, damit sie durch Gemüsebau und Federviehzucht sich ihren Unterhalt erwerben können; auch als Bettler an den Landstraßen fristen sie ihr elendes Dasein. Man kennt heute noch nicht mit Sicherheit den Ursprung der fürchterlichen Krankheit, ebenso wenig wie irgend ein Heilmittel dagegen. Höchst wahrscheinlich sind es mikroskopische Organismen, welche zunächst die Extremitäten der von der Lepra Befallenen zerstören und auf qualvolle Weise ein langsames Absterben bewirken. Der Umstand, daß die Türken seltener mit der Lepra behaftet sind, spricht für die Annahme, daß Unreinlichkeit und übermäßiger Genuß von Oliven, die während der langen Fastenzeit den Griechen das Fleisch ersetzen, den Ausbruch der Krankheit begünstigen. Erblich scheint der Aussatz nicht zu sein, doch werden die Kinder wahrscheinlich sehr bald von ihren Müttern angesteckt. Im Allgemeinen fürchtet man die Ansteckung nicht, aber der Anblick der Aussätzigen wirkt so abstoßend, daß man ihre Nähe flieht.

Officiell gibt man die Zahl der kretischen Leprakranken auf 1000 an. Das mag für die in abgesonderten Dörfern Lebenden richtig sein; nach meinen Beobachtungen gibt es aber noch eine beträchtliche Anzahl von Leprosen, welche von ihren Angehörigen vor den Augen des Gesetzes verborgen werden.

Am 1. März endlich konnten wir auf der „Hydra" die Reise nach Kandia antreten, und schon mit Sonnenaufgang trafen wir zu kurzem Aufenthalte in Retimo ein. Dann ging es fort nach Osten, unter dem steten Anblick des während unserer Fahrt vielfach seine Gestalt verändernden Götterberges Ida.

Bevor wir das wilde Cap Stavros umschifften, welches mit seinen Anhängen Kandia vor den Nordweststürmen schützt, durchschnitten wir die Bucht von Phodeles, die zur Zeit des letzten Aufstandes für die Griechen ein wichtiger Platz gewesen ist. Auch die Hydra hatte, so berichtet der Capitän mit Stolz, die Wachsamkeit der türkischen Flotte oft getäuscht und Waffen und Munition herbeigeschafft, um dann unter dem Schutze der Nacht kretische Frauen und Kinder nach Griechenland in Sicherheit zu bringen.

Gegen Abend erreichten wir Kandia. Die Stadt mit ihren weitläuftigen Befestigungswerken und vielen Minarets macht schon, aus der Ferne gesehen, einen imposanten Eindruck. In einem großen Bogen nähern wir uns der nach Nordosten zu gelegenen Einfahrt und dringen durch das hochstrebende schmale Thor in den mit Schiffen bedeckten Hafenraum. Während die Anker herabrasseln, fällt unser Blick auf das stolze Wahrzeichen der Venetianer, das noch heute am Eingange des Hafens prangt, auf den Löwen des heiligen Marcus.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Das Werden und Wachsen unsrer Stadt.

Ich bitte den Leser, mit mir den höchsten Punkt von Berlin, nämlich den Rathhausthurm, zu erklettern. Es ist übrigens kein ganz geringer Weg — 405 Stufen einer steinernen Wendeltreppe, die schnurstracks in die Höhe geht, mit allerlei Stationen und Bänken zum Ausruhen, und zehn bis zwölf Minuten unaufhörlichen Steigens. Man fühlt es, wenn man oben ist. Nun aber sind wir im Herzen der Stadt und sehen auf sie herab. Es ist ein imposanter Anblick. Häuser und Straßen und Plätze und Thürme, so weit das Auge reicht — mit hier einem Aufblitzen des Wassers und dort einer dichteren Masse von Grün — der Norden und Westen hell und sonnig, der Osten und Süden dunstig von den Rauchschichten der Fabriken, welche der Wind hinübertreibt — und das Alles rings um uns in einem ungeheuren Kreise gelagert, dessen Centrum unser Standpunkt ist und um dessen Peripherie sich schwache bläuliche Höhenzüge zusammen schließen — Berge nennt sie der Berliner, in Wirklichkeit Sandhügel, der höchste nicht höher als dreißig Meter.

Wenn man in London Holborn-Hill hinab- und Snow-Hill hinaufsteigt, oder in Paris die Spitze des Montmartre, der Buttes Chaumont erklimmt, so merkt man, daß man sehr soliden, bergigen Grund unter den Sohlen hat. In Berlin, wo es nicht gepflastert ist, geht man immer weich, auf Sand. Nicht daß die natürliche Plastik von Hebung und Senkung dieser Landschaft ganz fehlte; wenn auch schwach, ist sie doch deutlich. Berlin liegt in einem Flußthal, man könnte sagen, aus dieser Höhe gesehen, in einem weiten Kessel mit sehr flachen Rändern. Den größeren Theil dieser Niederung füllt Berlin aus, schwillt im Süden, Osten und Norden an diesen Rändern empor und mit Hilfe des Fernrohrs, welches der Magistrat uns zur Verfügung gestellt, oder eines Opernglases, welches der wachthabende Rathsdiener in Bereitschaft hat, können wir die leichte Steigung dort des Tempelhofer und Kreuzberges, hier des Friedrichshains und Humboldthains, mit Pfefferberg und Wollank's Weinberg da-

zwischen wohl unterscheiden. Im Westen streicht die Linie des Grunewalds, als dessen höchsten Punkt wir, über Charlottenburg, den Wasserthurm des Westend und den Spandauer Bock (ich bin für den Namen nicht verantwortlich!) mit dem Kirchthurm von Spandau dahinter erkennen.

Der bleibende Zug im Bilde dieser Stadt, einst wie jetzt, derjenige, der für ihr Entstehen bestimmend gewesen und ihre Weiterentwicklung beherrscht hat, ist der Fluß, die Spree, welche tief unten zu unseren Füßen sich theilend und wieder vereinigend, unter Brücken verschwindend und zwischen Straßencarrés wieder zum Vorschein kommend, still und anspruchslos dahin zieht — sie, die älteste, einzig überlebende Zeugin von Berlins Werden und Wachsen. Denn wie der Holländer sagt: „Das Wasser von Gott, und von uns die Ufer".

Wer sich einen Begriff davon machen wollte, was das Ufer war, bevor es bebaut worden, der brauchte, vor zehn oder fünfzehn Jahren, im Weichbild der Stadt selbst nicht weiter zu gehen, als etwa bis zum Cottbuser Ufer. Heute muß er allenfalls schon zum Schlesischen Thor hinaus wandern, auf dem rechten Ufer bis Erkner, auf dem linken nach Cöpenick, zwischen einer Villencolonie und der andren. Da hat er noch immer den Sand, die Haide, den Kiefernwald und — wenn er zur rechten Zeit und an den rechten Ort kommt — auch den Sumpf und den Morast. Auf solchem Grund ist Berlin gebaut; einige seiner glänzendsten Viertel erheben sich auf Strecken, wo noch vor zwanzig Jahren kein Wagen fahren konnte.

Dennoch ist immer die Spree das belebende Princip von Berlin gewesen, der Maß und Richtung gebende Factor seiner allmäligen Ausdehnung, seiner Organisation und Verwaltung. Immer hat sie die Stadt in zwei fast gleiche Hälften getheilt; dieses Verhältniß bestand, als sie nur die beiden kleinen, am Flusse sich gegenüberliegenden Niederlassungen umfaßte; und es besteht noch heute, wo die Häusermassen auf Meilenweite das ganze Land bedecken. Immer bildete die Spree die Grenzmarke zwischen dem Lande Barnim hier auf dem rechten, und dem Lande Teltow dort auf dem linken Ufer; und dieses Merkmal von ursprünglich politischer Bedeutung hat sich gleichfalls für die beiden Stadthälften erhalten, von welchen in administrativer Hinsicht der eine zu dem Niederbarnimschen, der andere zu dem Teltower Kreise gehört, deren Landräthe beide ihren Sitz in Berlin haben.

Doch — ich kann den Leser nicht für immer hier oben belassen auf dem Thurm im Lande Barnim, der da hinschaut gegen das Land Teltow, wo man „Rüben und Cadetten" zieht, wie Dingelstedt sang (1841), als es noch nicht einmal ein Cadettenhaus in Lichterfelde gab. Also steigen wir denn abwärts, mit einer Empfindung im Rücken, als ob wir von Rigi-Culm herunter kämen, und sind wieder in Berlin, der flachsten, rationellsten und prosaischsten aller Städte.

Freilich, dies Berlin mag, für den Fremden wenigstens, jeden Reizes der Umgebung und Vergangenheit entbehren; es hat keine sog. pittoresken Straßen, nur wenige wirklich alte Bauwerke (und auch diese von sehr bescheidenem Kunstwerth) aufzuweisen. Aber es besitzt dafür den eminent modernen Vorzug der äußersten Klarheit und Deutlichkeit seiner Geschichte, von den Anfängen an.

Kein Wunder! Ist doch dieses ganze Berlin, mit Allem, was dazu gehört, kaum mehr als sechshundert Jahre alt. London war bereits ein Speicher für die Güter des Continents, ein Platz, wo die fremden Kaufleute verkehrten, und Paris ein Sitz der Studien, eine berühmte Universität, die Stadt der feinen Sitte, des guten Geschmacks und der Mode, tonangebend für die mittelalterliche Welt; zu Wien in der Hofburg, das Rauschen der Donau begleitet vom Gesange der Nibelungen, saßen schon die Fürsten des Hauses Oesterreich, als von Berlin noch so gut wie keine Spur war auf Erden. So jung ist Berlin, wenn man es an dem Alter der beiden europäischen Städte mißt, denen es sich dem Rang und der Reihe nach jetzt anschließt, und es mit der dritten vergleicht, die es hinter sich gelassen hat. Etwas Aehnliches von rapidem Wachsthum könnte nur in dem Beispiel amerikanischer Städte gefunden werden; woher es denn vielleicht kommen mag, daß von allen Ausländern, die Berlin besuchen, die Amerikaner und deren noch jüngere Vettern, die Australier, sich am leichtesten in unserer Stadt zurechtfinden und am sympathischsten von derselben angesprochen fühlen. Als ob sie zu Hause wären, sagen sie. In der in Melbourne erscheinenden „Imperial Review" las ich kürzlich (October 1883): „Der reisende Australier sieht sich enttäuscht in Paris und Rom; aber in Berlin findet er das Melbourne des Continents. Da ist keine Lücke zwischen der todten Vergangenheit und der lebendigen Gegenwart, wie in Rom und Paris. Das Leben der jugendlichen Stadt ist ein ununterbrochenes gewesen. Es ist die Hauptstadt eines kommenden, nicht eines scheidenden Volkes." Wenn man es genau nehmen will, ist Berlin wirklich nicht viel älter, und in einem gewissen Sinne sogar jünger als die hauptsächlichen Städte der Vereinigten Staaten; denn diese fingen gleich compacter und in einem größeren Stil an. Als New-York gegründet wurde, im Jahre 1612, war von Berlin noch nicht mehr vorhanden, als das ungefähr, was jetzt den Postbezirk Berlin C bildet; und bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts blieb es eine Stadt, die sich mit Brandenburg und Stendal, mit Frankfurt a. O. und Prenzlau nicht messen konnte. Kaum vier oder fünf seiner damaligen Baudenkmale haben sich erhalten, und sie sind nicht einmal charakteristisch. Berlins monumentale Vergangenheit beginnt mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und sein großes Jahrhundert in der That war das achtzehnte. Aber dennoch und Alles in Allem genommen, ist Berlin eine Neunzehnte-Jahrhundert-Stadt, und das, was sie zu ihrem gegenwärtigen Rang unter den Städten Europa's und der Welt emporgehoben hat, kann in Wahrheit nicht weiter zurück datirt werden, als ein halbes Menschenalter.

II.

Um die Zeit, als in Friedrich II., dem Enkel Barbarossa's, die Herrlichkeit des deutschen Reiches kurz vor dessen unaufhaltsamem Niedergang sich noch einmal zu erneuen schien, als Wolfram von Eschenbach dichtete, Walther von der Vogelweide sang und die gothische Baukunst in den Domen und Münstern zu Freiburg, zu Wien, zu Köln am Rhein, zu Straßburg, zu Marburg an der Lahn erhabene Werke schuf, die wir heute noch bewundern: um diese Zeit sehen wir, ziemlich undeutlich, aus den Flußnebeln der Spree zwei Niederlassungen

auftauchen; Fischerhütten aus Lehm errichtet, ein weniges Ackerland, dem Sumpf abgewonnen, Kähne, hinüber- und herübergehend von einem Ufer zum andern, und Männer darin von niederdeutscher, sächsischer Herkunft. Ihre Väter hatten schon einmal in diesen Gegenden gesessen; aber sie waren lange zurückgedrängt worden durch die Wenden, welche hier ein großes Reich begründet und deren Fürsten Jahrhunderte hindurch in Cöpenick Hof hielten. Spuren der Wendenherrschaft sind noch überall, in und um Berlin, erkennbar; im Spreewald, wenige Stunden von Berlin entfernt, wird noch heutigen Tags wendisch gesprochen, gesungen und gepredigt. Mit dem ersten der Askanier, welcher die Mark als Lehn empfing, Albrecht dem Bären, dem ersten Markgrafen von Brandenburg, begann um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Germanisirung dieses damaligen Grenzlandes, und unter seinen Enkeln, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, war sie vollendet. Der Barnim und das Land Teltow waren erobert und die Stelle an der Spree erreicht, welche zu Verkehrszwecken den bequemsten Uebergang von der einen Landschaft in die andere, sowie den geeignetsten Punkt zur strategischen Sicherung derselben bot. An dieser Stelle theilt die Spree sich in zwei Arme, eine Insel von nicht beträchtlichem Umfang bildend, hinter welcher sie sich wieder schließt. Dieser Insel, wegen ihrer hügeligen Beschaffenheit von den Wenden Kollen, Cölln genannt, und wegen ihrer Lage von entscheidender Wichtigkeit für die Behauptung des Flusses und seiner Ufer, scheinen die Deutschen sich zuerst bemächtigt zu haben. Sie fanden hier ein wendisches Fischerdorf vor, bauten eine Kirche, welche sie dem heil. Petrus, dem Schutzpatron der Fischer, weiheten und erlangten im Jahre 1232 Stadtrecht.

Etwas später finden wir am rechten Ufer gegenüber eine zweite Stadt mit gleichfalls wendischem Namen, das Berlin, der Platz, die Landungsstelle. Beide Städte werden urkundlich zum ersten Mal genannt in Verbindung mit einem gewissen Simeon, einem Geistlichen, welcher gelegentlich eines Vergleiches, dem er assistirt, im Jahre 1237 als Pfarrer von Cölln bezeichnet wird, und sieben Jahre später, 1244, in der Eigenschaft eines Propstes von Berlin erscheint. Mit diesen Zahlen beginnt die Geschichte der beiden Städte, von welchen diejenige jüngeren Ursprungs die Schwester bald, bis auf die Präponderanz des Namens überflügelt. Die Bewohner des Berlin hatten ein breiteres Terrain und einen günstigeren Boden, als die des eng vom Wasser umschlossenen und sumpfigen Cölln. Sie konnten sich leichter und rascher ausdehnen. Sie bauten ihre Kirche dem heil. Nikolaus, dem Schutzpatron der Schiffer und Kaufleute, sie hatten, wie wir gesehen, im Jahre 1244 ihren Propst und im Jahre 1253 galt ihre Stadt als Musterstadt für andere neugegründete Städte[1]).

So kam es, daß im Laufe der Zeit die Stadt auf dem rechten Ufer die Stadt auf dem linken, und manche mittlerweile hinzugekommene Stadt und manches Dorf obendrein in sich gleichsam aufnahm und allen zusammen endlich seinen Namen gab. Amtlich jedoch besteht der Unterschied zwischen Berlin und Cölln noch heutigen Tages fort. Immer noch haben wir einen Stadttheil Alt-Cölln und einen Stadttheil Neu-Cölln, und in letzterem eine Straße (oder viel-

[1]) Fidicin, Berlin, historisch und topographisch, S. 4.

mehr eine Häuserreihe), Neu-Cölln-am-Wasser; nicht nur die Namen des Cöllnischen Fischermarkts, der Fischerstraße, der Fischer- und der Inselbrücke haben sich erhalten, auch ein gewisses amphibisches Aussehen dieser Gegend, der Fischgeruch, der in ihr herrscht, die Kübel und Netze, die hier beständig zu sehen sind, erinnern noch immer an die alte Zeit und das alte Gewerbe der Fischer von Cölln. Mit ihrer Kirche hatten sie kein Glück; einmal abgerissen und zweimal abgebrannt, wurde sie dreimal wieder aufgebaut, und auf dem alten Petriplatze erhebt sich jetzt eine neue Petrikirche. Aber die Kirche, welche die Kaufleute von Berlin ihrem Schutzpatron bauten, die Nicolaikirche, steht heute noch; der Thurm, aus dem Granit der Wanderblöcke, die sich in dieses steinarme Land verirrt, das Spitzbogenportal niedrig, schwerfällig, gothische Formen, in roher Behandlung, wie man sie von diesen Ansiedlern ohne Vergangenheit und Vorbilder erwarten konnte, die Wand ein paar Mal durch kleine, rundbogige Fenster und kreisförmige Oeffnungen durchbrochen — kein Kunstwerk, aber dennoch ein ehrwürdiger Anblick für uns, diese Kirche des 13. Jahrhunderts, wenn wir sie, seitab von dem Geschäftsverkehr der Poststraße, in ihrem stillen Hofe liegen sehen — das älteste Baudenkmal unsrer Stadt, und — mit Ausnahme der etwas jüngeren Marienkirche — das einzige, welches uns direct mit dem ersten Anfang derselben verknüpft[1]). Berlin ist keine alte Stadt; aber es ist doch Etwas, zwei Kirchen zu haben, welche so alt sind, wie die Stadt selbst; ihre ganze Geschichte wird uns dadurch anschaulicher, wir stehen ihr persönlich näher und sie greift täglich noch, ernst und erhebend, in unser gegenwärtiges Leben ein.

Bis ans Ende des 13. Jahrhunderts wachsen die jungen Städte nebeneinander fort, durch den Fluß getrennt, jede mit ihren selbstgewählten Rathmännern und Altermännern, jede mit ihrem eigenen Rathhaus, an den identischen Stellen, wo mannigfach erneuert, das eine wie das andere heute noch steht. Aber im Anfange des 14. Jahrhunderts vollzieht sich die Vereinigung, die so natürlich erscheint und für die Zukunft so entscheidend ist; Anfangs nur lose, durch Kämpfe befestigt, durch Gewalt wieder aufgehoben, aber dennoch unzerstörbar. Im Jahre 1307 wählten Berlin und Cölln einen gemeinschaftlichen Rath und in der Mitte der langen Brücke, die damals von Holz war, über der Spree, da wo heute das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten steht, wird ein gemeinschaftliches Rathhaus gebaut. Die Tendenz der mittelalterlichen Städte, das Streben nach Macht und Unabhängigkeit, in einer Zeit, wo die Reichsgewalt nicht mehr stark genug war, ihm Einhalt zu thun, und der Territorialstaat sich noch nicht gebildet hatte, wiederholt sich auch hier. Man muß freilich einen sehr bescheidenen Maßstab anlegen, wenn man an die großen deutschen Städte denkt, welche zu dieser Zeit schon alte Sitze der Cultur waren und den Gipfel ihrer Macht und ihres Reichthums, die Blüthe ihres Handels und ihrer Kunstthätigkeit erreicht hatten: an die Hansastädte im Norden und an die freien Reichsstädte im Süden, welche den Verkehr mit Italien und dem Orient vermittelten. Aber was Berlin und Cölln in all' ihrer Unbedeutendheit mit den andren deutschen Städten, Hansestädten und freien Reichsstädten gemein hatten und was mit der allgemeinen

[1]) Woltmann, Die Baugeschichte Berlins, S. 7.

Lage zusammenhing, das war der republikanische Zug, der durch die Schwäche des Kaiserthums begünstigt, das Meiste zur inneren Auflösung des Reichs beigetragen und der Bildung der Landeshoheit lange widerstrebt hat. Wenn auch sonst in vielen Stücken, in diesem Betracht blieben die beiden jungen Städte an der Spree nicht hinter dem Beispiel der übrigen zurück. Das Erste, was sie thaten, nachdem sie sich administrativ vereinigt hatten, war, eine Mauer zu bauen 6 Fuß dick, 30 Fuß hoch, der untere Theil aus Feldsteinen, der obere aus Mauersteinen, und an den Thoren mit festen Thürmen. Die Mauer war zu strategischen Zwecken gemacht; aber hinter und innerhalb derselben verschmolzen die beiden Städte factisch zu einer und die ältere, aber kleinere, Cölln, war damit zufrieden, als Stadttheil in der jüngeren, aber größeren aufzugehen. Beinahe hundert Jahre lang, vom Aussterben der kraftvollen Anhaltiner, 1319, gerechnet, hatte Berlin kaum einen andren Herrn, als seinen Bürgermeister und Rath. Während dieses Zeitraumes war die Mark in den Händen von Schattenfürsten, Söhnen oder jüngeren Brüdern der Kaiser aus dem bayrischen oder luxemburgischen Hause; Herzögen ohne Land, die sich zum Theil noch obendrein durch Statthalter ohne Macht vertreten ließen: Unsicherheit herrschte damals überall im Reich, aber nirgends war sie größer als in der Mark, dessen armer und roher Adel ganz und gar vom Straßenraub lebte. Wie die mächtigeren Städte schlossen nun auch die kleinen sich zu Schutz und Trutz zusammen und Berlin ward das Haupt des märkischen Städtebundes. Dies ist, politisch betrachtet, das erste Hervortreten Berlins.

Es bildete sich hieraus und erstarkte der Bürgergeist, wie die Sachen damals lagen, ein antimonarchisches, mit Trotz gemischtes Selbstgefühl, welches, um sich in der allgemeinen Anarchie zu behaupten, Gewalt gegen Gewalt setzte. In Ermangelung Derer, welche die Herren der Mark hätten sein sollen, kamen — vielleicht mit einem Blick auf entfernte Möglichkeiten — die Herzöge von Sachsen oft in diese Stadt; Edelleute bauten sich in ihr an und die Bischöfe von Brandenburg, Lebus und Havelberg, die Aebte von Lehnin und Zinna hatten daselbst ihre Häuser. Aber weder die weltlichen noch die geistlichen Fürsten imponirten diesen Berlinern: in seiner eignen Kirche, der Marienkirche, vor dem Altar, erschlugen sie den Propst von Bernau, der es gewagt, Unterwerfung unter den Wittenberger zu predigen und einen herzoglichen Schreiber, der sich unterstanden, die Ehre einer Berlinerin anzutasten, richteten sie hin vor den Augen seines Herrn. Was auch, daß Bann und Acht über sie verhängt wurde? Rom war weit und die Markgrafen brauchten Geld; zu dem Münzrecht und der Gerichtsbarkeit, die sie besaßen, erwarben diese trotzigen Bürger, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, auch noch den Königsbann, und stellten, deß zum Zeichen, den steinernen Roland mit dem nackten Schwert auf den alten Markt vor der Nicolaikirche; so daß Berlin um diese Zeit factisch souverän war, ein winziges Ding von einer Stadt-Republik, welche den Weg von hundert andren kleinen deutschen Städten gemacht haben würde, deren Schicksale nur in den Local-Chroniken zu lesen sind.

Doch es war anders bestimmt und das Blatt wandte sich, als — im Jahre 1415 — die Hohenzollern hierherkamen, männliche Naturen, mit dem

Sonnenschein der Jugend und der höheren Cultur des deutschen Südens — leutselig, menschenfreundlich, wo es sein konnte, jedoch streng, sogar hart, wo es sein mußte; geborene Herrscher, die es ernst nahmen mit dem Regieren, sowohl mit den Rechten als mit den Pflichten. Sie brachten Zusammenhang in den auseinanderbröckelnden Sand der Mark. Nicht, als ob sie systematisch zu Werke gegangen wären; aber sie wußten, worauf es ankam. Sie hatten in sich den staatsmännischen, staatbildenden Gedanken. Gleich der zweite dieser Kurfürsten, Friedrich, der Eiserne genannt, oder der mit den eisernen Zähnen, brach den Trotz und Widerstand der Stadt, entwand diesem Nest von Rebellen und Demokraten das Schwert, stürzte den Roland beim Krögel, einem Gäßchen hinter dem Molkenmarkt, das man heute noch sieht, in die Spree; legte dem Bären, dem Wappenthiere Berlins seit den Tagen der Askanier, ein Band um den Hals, hob den Communalverband wieder auf, schickte die Berliner in ihr altes Rathhaus an der Ecke der Spandauerstraße zurück und die Cöllner in das ihre am Fischmarkt, setzte sein eigenes Gericht in das bis dahin gemeinschaftliche Rathhaus auf der langen Brücke, baute eine Zwingburg zu Cölln an der Spree und machte dieses zur Hauptstadt der Mark Brandenburg — Cölln an der Spree, nicht Berlin. Die Kurfürsten hielten auf diesen Unterschied, und lange noch, bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts, setzten sie unter ihre Erlasse: „gegeben in unserer Residenz zu Cölln an der Spree". Doch mochte die Trennung aus Gründen, die mit der Machtfrage coincidirten, für jetzt geboten erscheinen: naturgemäß gehörten die beiden, von einer Mauer umschlossenen Städte zusammen und der Tag der Wiedervereinigung und der Unauflöslichkeit wird kommen. Unterdessen bezeichnet das Jahr 1448 oder 1451 einen zweiten Hauptmoment in der Geschichte dieses Gemeinwesens: es empfängt den Residenzcharakter, die Stadt tritt zurück hinter den Staat und die Zukunft Berlins ist gebunden an die der Hohenzollern.

Es thut wohl, durch die folgenden zwei Jahrhunderte den stillen, gesegneten Wandel der Kurfürsten zu betrachten, wie sie, zuerst noch mit einer Art von Sehnsucht nach ihrer reicheren und schöneren Heimath, dort unten zwischen Rhein und Donau, dennoch gewissenhaft ihre Arbeit thun in diesem verwilderten Lande, wie sie Zucht und Ordnung herstellen, wie sie nach besten Kräften (und mit beschränkten Mitteln), Kunst und Wissenschaft zu befördern suchen, Maler und Baumeister berufen, Schulen stiften und mitten in der sie umgebenden und nur langsam weichenden Rohheit, sich nicht mehr die Beinamen von Eisernen, sondern von Helden und Weisen des Alterthums erwerben, von Cicero, Nestor und Hector; — wie sie gute Werke der Staatsklugheit und der Nächstenliebe verrichten; wie der mit dem Beinamen des Achilles, Albrecht Achilles, durch das berühmte Hausgesetz der Dispositio Achillea, die Mark untheilbar und dadurch zum Keim und festen Kern zukünftiger Bildungen macht, und wie die fromme Gemahlin Friedrich's, Katharina, aus ihren Ersparnissen, und um armen Kranken unentgeltlich Arznei zu liefern, die Schloßapotheke bauen läßt, heute noch einer der ältesten Theile des Hohenzollernschlosses, mit gothischen Giebeln und mächtig gewölbten Innenräumen, eingebettet in die steinernen Massen dieses königlichen Baus, und, wenn man in der Dämmerung, die hier fast immer herrscht, beim

Schimmer des Gaslichtes und so dicht beim Thronsaal und den Prunkgemächern, jene weißen Büchsen und Kästen und mannigfachen Flaschen erblickt, ein Zeugniß für das Herz dieser Fürsten.

Die genannte Periode schließt mit dem dreißigjährigen Kriege, der die traurigsten Spuren der Verwüstung auch in Brandenburg und Berlin zurückließ. Aber aus dem Schutt, den Trümmern und Ruinen erhebt sich um so gewaltiger die Gestalt des Großen Kurfürsten, des Ersten jener drei Großen, durch welche, im Verlaufe von ebensoviel Jahrhunderten, Preußen eine Weltmacht und Berlin eine Weltstadt geworden ist.

Während des Zeitraumes der zwei, wenn nicht der drei vorangehenden Jahrhunderte war Berlin stationär geblieben: der Große Kurfürst fand bei Beginn seiner Regierung den Umfang der Stadt ungefähr noch so vor, wie derselbe gewesen, als man, im 14. Jahrhundert, ihr Areal zuerst durch eine Mauer eingehegt hatte. Wenn wir den Plan von Berlin und Cölln aus dem Jahre 1640 (in Fidicin's erwähntem Buch) ansehen, so begegnen wir nur wenigen öffentlichen Bauten von einigermaßen hervorragender Bedeutung und was davon vorhanden, entstammt jener frühen Zeit: neben den drei höchst bescheidenen ältesten Stadtkirchen die Klosterkirche der Franciscaner, ein künstlerisch viel höher stehendes Werk, das gediegenste des Mittelalters, welches sich in Berlin erhalten hat und eine der besten Leistungen der norddeutschen Backsteingothik überhaupt. Ferner, auf dem heutigen Schloßplatz, die Kirche der Dominicaner, ursprünglich ein dreischiffiger gothischer Bau, aber im 16. Jahrhundert umgebaut, und als Domstift, unter dem Namen der heil. Kreuzkirche, die Gruftkirche der Hohenzollern, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sie niedergerissen und der neue Dom im Lustgarten errichtet ward; alsdann das Hospital und die Capelle zum heil. Geist, ersteres 1828 durch ein nichtssagendes Gebäude ersetzt, letztere jedoch erhalten, ein seltsamer Ueberrest des vorhohenzollern'schen Berlins, ein Kirchlein, schwarz von dem Ruß und Rost seiner fünfunddreiviertel Jahrhunderte, klein und eng, wie ein Schwalbennest an die Gassenecke geklebt — das Einzige, was in dieser denkwürdigen Gegend zwischen Börse und Spandauerstraße vom heil. Geist geblieben ist. — Da stand ferner in der Klosterstraße, an derselben Stelle, wo gegenwärtig das Lagerhaus steht, in seiner ursprünglichen Gestalt noch das Hohe Haus, das Absteigequartier der Markgrafen und beiden ersten Kurfürsten, so lange noch Brandenburg und hierauf Tangermünde die Hauptstadt des Landes war. Von den Rathhäusern war nur das Berliner bemerkenswerth wegen jener Gerichtslaube von hohem Alter, welche wir, freilich durch die späteren Jahrhunderte fast bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, noch an ihrem Platze gesehen haben, bis sie, nach der Vollendung des neuen Rathhauses, im Jahre 1870 oder 71, und bei der nothwendig gewordenen Straßenverbreiterung zum Abbruch verurtheilt, durch die Pietät unsres Kaisers aber vor gänzlichem Verschwinden bewahrt im Park zu Babelsberg wieder aufgestellt worden ist.

Das große Bauwerk der Kurfürstenzeit ist das Schloß, welches aus dem Zwing-Cölln allmälig hervorwuchs, ein Stück an das andre gefügt und zu einer imposanten Einheit verschmolzen, die ununterbrochen fortgesetzte Arbeit von Jahr-

hunderten, beinahe wie der brandenburgisch-preußische Staat selber. Reste jener Burg, welche Friedrich der Eiserne hier errichtet, sind noch erkennbar in den Flügeln des Schlosses, welche Caspar Theiß, der Architekt Joachim's II. aufführte, und diese wiederum lehnen sich an den mächtigen Sandsteinbau mit den zahlreichen Stockwerken, dicken Mauern, nischenartigen Fenstern und weiten Höfen des Grafen Rochus zu Lynar, des berühmten Ingenieurs und Baumeisters, welcher 1578 in den Dienst Johann Georg's getreten war. Da ging kein Stein verloren, mit Sparsamkeit, mit der äußersten Schonung des Einzelnen und dennoch mit einem kühnen Blick für das Ganze ward auf den alten, festen Fundamenten erweitert, erhöht und vermehrt; und wer heute, von der Kurfürstenbrücke her oder von der Burgstraße gegenüber diesen ältesten Theil des Schlosses betrachtet, die runden und die viereckigen Thürme, die Giebel und Erker, die letzten Lebenszeichen der Gothik neben den reinen Linien und Profilen der erwachenden Renaissance, reich gegliedert, mannigfach gestaltet, organisch verbunden, der hat nicht nur einen malerischen Anblick mit den alten Bäumen und der alten Spree da unten, sondern er sieht auch in diesem grünlich-grauen Gemäuer ein Symbol der Politik und ein Bild der Geschichte der Hohenzollern.

Aber kläglich sah es im Innern von Berlin aus, als Friedrich Wilhelm, ein zwanzigjähriger Jüngling und den man nachmals den Großen genannt hat, den Thron seiner Väter bestieg. Der deutsche Krieg, welcher begonnen, zwei Jahre bevor dieser Kurfürst geboren worden war, hatte die Stadt verwüstet und die Zahl ihrer Bewohner decimirt. Am Ende des 16. Jahrhunderts zählten Berlin und Cölln 12000 Einwohner; jetzt, um die Mitte des 17., waren nur noch 6500 übrig und von 1219 Häusern standen 350 leer. Und noch nicht einmal verdienten sie den Namen von Häusern; die meisten waren von Holz und nicht wenige waren Hütten, mit Stroh gedeckt und Schornsteinen aus Lehm. Der Schloßplatz war ein öder Sandfleck und der Lustgarten ein verwilderter Sumpf. Auf den öffentlichen Plätzen spannte das Gewerk der Raschmacher oder Weber seine Zeuge aus und auf den Straßen gingen die Schweine.

Doch er hat die achtundvierzig Jahre seiner Regierung gut genutzt, dieser Große. Wir sprechen hier nicht von seinen politischen und militärischen Thaten, von den Tugenden und dem Scharfblick dieses Regenten, welcher als Schöpfer einer rationellen Finanzwirthschaft und des stehenden Heeres den Grund des modernen preußischen Staates gelegt; nicht von seinen hochherzigen, aber vergeblichen Bemühungen, Deutschlands Besitzstand und Ehre gegen Ludwig's XIV. Angriffe zu sichern, nicht von jenem schmerzlichen „Exoriare aliquis“, welches er, nach seinem demüthigenden Rückzug aus Elsaß, zum Friedensschluß mit Frankreich gezwungen, seinen späten Nachkommen vererbt hat. Wir sprechen hier allein von Berlin und wie er uns hier, nach den Kurfürsten, seinen Vorgängern, aus den Schatten und Nebeln wesenhaft entgegentritt, deutlich erkennbar, in voller Figur, mit festen Umrissen, der Erste, zu dem wir ein persönliches Verhältniß haben und der noch immer populär ist unter unsrer Bevölkerung.

Wir haben den Zustand kurz beschrieben, in welchem Berlin sich 1640 befand, hören wir von einem Franzosen, welcher die Stadt im Jahre 1676 besuchte, was der Große Kurfürst in nicht viel mehr als einem Menschenalter aus

derselben gemacht. „Ich hatte," sagt unser Gewährsmann — der ich weiß nicht wie viele Tage und Nächte unterwegs gewesen — „ich hatte alle Mühsal vergessen, als ich Berlin zu sehen bekam, so schön schien mir Alles. Die Stadt besteht aus drei Theilen; ihre Häuser sind sehr regelmäßig als meist in italienischem Geschmack erbaut. Der Park birgt alle Gattungen Rothwild. Die Gärten sind voll Orangerien, Jasmin und allen Blumen Italiens. Das Schloß des Kurfürsten ist sehr alt, seine Bauart flößt Bewunderung ein; doch ist das neue Palais bequemer. Die Bibliothek darin ist prächtig eingerichtet; sie ist eine der schönsten auf Erden, sowohl was die Zahl als die Auswahl der Bücher betrifft. Das Medaillenkabinet, welches daran stößt, verdient gleichfalls den Besuch; auch unterläßt der Kurfürst nicht, trotz seiner vielen Regierungsarbeit, sich mit denselben zu beschäftigen"[1]). Dieses ist ein hübsches Bild vom Kurfürsten, aufgenommen von einem Zeitgenossen und Augenzeugen. Ein anderer Mitlebender, der bekannte deutsche Kunstschriftsteller Sandrart, spricht gleichfalls mit Bewunderung von der Bibliothek des Kurfürsten, den Kunstkammern des Schlosses und den Gemälden der besten Italiener und Niederländer, mit denen sie geziert sind. „Denn, unangesehen Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht die Regierung und Conservation Ihrer Lande und Leute, und darum viele hohe Sorgfalten obliegen, haben Sie doch nicht unterlassen, Ihr heroisches Gemüthe je zuweilen mit dieser tugendhaften Ergötzlichkeit zu erfreuen." Gleichzeitig aber wird die alte Stadtmauer, welche die Bürger von Cölln und Berlin vor zweihundert Jahren um die Stadt gezogen hatten, von diesem Kurfürsten nach den Regeln der Kriegsbaukunst erneuert, erweitert und hinausgerückt über die Ufer des Flusses; zu jenen beiden Communen kommt eine dritte: der Friedrichswerder, bisher sumpfiges Busch- und Wiesenland, wie früher Alles ringsumher. Der Friedrichswerder bekommt demnächst seine Kirche, sein Rathhaus und sein Stadtrecht; und wir begreifen nun, was der Franzose sagt von den drei Theilen der Stadt oder Sandpart: „es besteht diese Stadt in dreien andren Städten". Nicht lange, so kommt, Alt-Cölln gegenüber, Neu-Cölln hinzu; der Bau der Dorotheenstadt, der Stadt der Kurfürstin Dorothea, Gemahlin des Großen Kurfürsten, beginnt, und wie man heute wohl Straßen in neuen Gegenden sehen kann, die Alles haben, was zu einer Straße gehört, einen Namen, Trottoir und Gaslaternen, nur keine Häuser, so hatte diese neue Dorotheenstadt, fast noch vor den Häusern Kirche, Rathhaus und Stadtrecht. Denn auch dieser Kurfürst nahm es noch ernst mit der Theilung der städtischen Gewalt, und wollte darüber von vornherein keinen Zweifel walten lassen. Der Thiergarten, im Jahre 1527 vom Kurfürsten Joachim I. angelegt, reichte zu dieser Zeit noch bis an die Stadtmauer, d. h. um es in die modernen Bezeichnungen zu übersetzen, er bedeckte die ganze Strecke bis Dönhofsplatz und Schloßbrücke. Jetzt ward er zuerst ein wenig zurückgedrängt und eine Fläche frei gelegt, vom damaligen Neuen Thor, in der Nähe der heutigen Schloßbrücke, bis zu der Gegend der heutigen Schadowstraße. Hier pflanzte die Kurfürstin Dorothea mit eigener Hand die erste der Linden, welche der schönsten und vornehmsten Straße Berlins nachmals den

[1]) Pierson, Der große Kurfürst. S. 130.

Namen geben sollten. Seltsam vorstädtisch muthet das Aussehen der Linden auf den Bildern jener Zeit uns an. Die Bäume sind noch jung und schlank, Holzgeländer fassen sie zu beiden Seiten ein; zur Rechten, wo heute die Commandantur, das kronprinzliche Palais und das Opernhaus sich erheben, sieht man ein paar Häuser mit weitläufigen Wirthschaftsgebäuden, zur Linken den kurfürstlichen Stall und an der Stelle der heutigen Universität weidendes Vieh. Ein Grundriß Berlins aus derselben Zeit (1688) zeigt uns am damaligen Ende der Linden und fast im freien Felde die Neue Kirche, die Dorotheenstädtische, welche heute den Pfiff der Locomotive vom Centralbahnhof in der Friedrichsstraße hört. Damals war es still hier und ländlich; kein Haus war mehr zu sehen auf Stundenweite und eine hölzerne Brücke führte über den Graben, welcher die Dorotheenstadt umfloß, in den Thiergarten.

Damals, vor zweihundert Jahren!... Wenn wir die Stridbeck'schen Bilder ansehen, den Lustgarten mit den Orangebäumen, dem Springbrunnen, den vergoldeten Statuen und dem kurfürstlichen Schloß im Hintergrund, in dessen eng zusammenhängender Masse wir manchen bekannten Zug wieder finden; wenn wir die Schloßfreiheit und den Schloßplatz und die Stechbahn, deren Namen erst vor wenigen Decennien verschwunden ist, — die Lange Brücke, die Gertraudtenkirche, wie wir sie bis zum Jahre 1880 gekannt haben, aber freilich in einer anderen Umgebung — Macadam, Pferdebahnwagen und Omnibusse, wo früher, auf sumpfigem Untergrund, Gräber und Kreuze waren — wenn wir die Brüder- und Spandauerstraße betrachten, damals die vornehmsten Straßen in Berlin, so bekommen wir einen sehr vortheilhaften Begriff von der Stadt des Großen Kurfürsten. Es war das, was man heute noch in den kleinen nord- und mitteldeutschen Residenzen sehen kann: Häuser mit Giebeln und Erkern neben hier und dort einem stattlichen Renaissancebau mit Säulen und Loggien, sauber, gemüthlich, eine Stadt, jetzt, am Ende seiner Regierungszeit, dreimal so groß als am Anfang derselben und mit einer Bevölkerung von 20 000 Einwohnern.

So fand des Großen Kurfürsten Sohn und Nachfolger, Preußens erster König, Berlin vor. Friedrich I. besaß nicht die schöpferische Kraft seines Vaters; aber er war vernünftig, er war den Interessen der Bürger wohlgeneigt und seine Liebe zu Pracht und äußerer Repräsentation verliehen dem Staat und der Stadt ein erhöhtes Ansehn. Bewußte künstlerische Interessen, von denen bisher bei der Aermlichkeit der Verhältnisse und über das nächste Bedürfniß der Existenz hinaus nicht die Rede gewesen war, traten jetzt zum ersten Mal hervor, und der Genius Schlüter's, des Michel Angelo's der Mark, verewigte sich in Schöpfungen von unvergleichlicher Schönheit und Größe. Seine Sculpturen schmückten Nering's mächtigen Bau, das Zeughaus; seine Reiterstatue des Großen Kurfürsten, eine der schönsten der Welt, gab uns den Anblick dieses herrlichen Mannes, wie Etwas, das fortan untrennbar zu Berlin gehört, und in der Hauptsache sein Werk ist das Schloß, wie wir es jetzt kennen. Königlich sollte die Residenz der Hohenzollern sein. In Gold, über dem triumphbogenartigen Portale des Schlosses, schimmerte die neue Königskrone. Das Georgenthor, die Georgenstraße, die Georgenstadt, durch welche Friedrich, von Königsberg zurückkehrend, seinen Einzug gehalten, führten von nun ab die stolzeren Namen des Königsthors, der Königs-

straße, der Königsstadt. Der Bau der Friedrichstadt begann unter der Leitung Nering's und ward, nach dessen Tode, fortgesetzt von seinem vormaligen Gehilfen Behre, nach welchem die Behrenstraße genannt ist. Es war alter Thiergartenboden, über den sie sich bis zur „Leipziger Landwehr", der heutigen Mauerstraße hin, erstreckte, auch sie sofort mit allen Attributen einer selbständigen Commune begabt, so daß die Hauptstadt nunmehr aus fünf Städten bestand: aus Berlin, Cölln, dem Friedrichswerder, der Dorotheenstadt und der Friedrichstadt. Fast dreihundert Jahre waren vergangen, seitdem der zweite der Kurfürsten in der Trennung der Städte das einzige Mittel erblickt hatte, den aufrührerischen Geist ihrer Bewohner zu dämpfen; das monarchische Princip war jetzt so fest eingewurzelt und, unter einer langen Reihe vortrefflicher Regenten, das Gefühl loyaler Hingabe so stark geworden, daß ohne Bedenken der erste der Könige die Vereinigung oder Wiedervereinigung verfügen konnte. Am 17. Januar 1709 erging der Befehl, daß fortan der Complex aller Stadttheile und Vorstädte nur eine einzige Stadt bilden, und daß diese Stadt Berlin heißen solle.

Dieser Tag denn, der 17. Januar 1709, ist der Geburts- oder Namenstag der Stadt Berlin, an deren einstige Fünftheilung nichts mehr erinnert als die fünfthürmige Mauer, welche seitdem, in ihrem Wappenschilde, den aufrecht auf seinen Hinterpranken stehenden Bären der Askanier krönt.

Aber sein Halsband trug er noch immer; lange noch sollten die Berliner nicht vergessen, daß es die Kurfürsten und die Könige waren, nicht sie, welche Berlin gebaut. Wohl nicht alle so buchstäblich, wie Friedrich Wilhelm I., welcher seinem Sprüchlein: „Der Kerl hat Geld, soll bauen," bekanntlich mit dem höchst eigenhändig applicirten Stocke nachhalf, wenn es nicht anders ging. Aber doch auch unter dem Großen Kurfürsten waren von den 92 Häusern auf dem Friedrichswerder nicht weniger als 47 von Hofdienern erbaut worden[1]); und schon damals machte der ungenannte Verfasser einer, vorsichtiger Weise in den Thurm der heiligen Geistkirche niedergelegten Schrift, seinem gepreßten Herzen in dem Ausrufe Luft: „Caetera urbis palatia et praedia, quondam civium patrimonia, aulici habent"[2]). Dieses Verhältniß steigerte sich noch, als der Soldatenkönig in der geschilderten Weise die Vollendung der Friedrichstadt in die Hand nahm. Ganze Straßen dieses neuen Quartiers, wie die Wilhelm- und Markgrafenstraße, bevölkerten sich mit Ministern, Generälen und hohen Staatsbeamten, welche hier gebaut hatten — „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe"; der Berliner, damals um einen guten Witz so wenig verlegen, wie heute, nannte diese Gegend: „das Geheimerathsviertel" — eine Bezeichnung, die sich erhalten hat, nur etwas weiter westwärts gewandert, wo der Geheimerath unsrer Tage freilich auch nicht mehr in selbstgebauten Palästen zu wohnen pflegt. Der Mann der Börse hat ihn daraus verdrängt; und der Geist der heiligen Geistkirche wird nun mit seinen Nachbarn zufrieden sein.

Die Bevölkerungsziffer, welche unter Friedrich Wilhelm I. von 61,000 (im Jahre 1712) auf 90,000 (im Jahre 1740) gestiegen war, wuchs bis zum sieben-

---

[1]) Nicolai, Beschreibung der königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 1779. S. 126.
[2]) Küster, A. u. N. Berlin, II, 675, cit. im hist.-geneal. Kalender auf d. J. 1821, S. 216.

jährigen Kriege auf 126,661, fiel während des Krieges auf 98,000, hob sich nach dessen siegreicher Beendigung aber wieder so rasch, daß sie beim Tode Friedrich's d. Gr. 145,021 betrug [1]). Diese Ziffer bedeutet mehr, als auf den ersten Blick erscheinen mag: sie bezeichnet den Moment in der Geschichte Berlins, wo die Bevölkerung dieser Stadt dichter zu werden beginnt, als sie jemals zuvor gewesen; Zunahme der Dichtigkeit aber heißt Zunahme der Kraft und ihres rascheren Umsatzes. Die Zahl der Häuser hatte sich unter Friedrich Wilhelm I. um rund 900 (von 4500 auf 5400) und unter Friedrich d. Gr. um rund 1400 (von 5400 auf 6800) vermehrt; aber die Vermehrung der Bevölkerung betrug unter dem Einen weniger als 30,000 und unter dem Andren mehr als 45,000, so daß, wenn bisher 16, nun 21 Bewohner auf das Berliner Haus kamen. An äußerem Umfange hatte die Stadt nicht beträchtlich gewonnen, seitdem Friedrich Wilhelm I. die Festungsmauern niedergelegt und dadurch Raum für die Vorstädte geschaffen; aber sie war gedrungener geworden, substantieller, der Geist Friedrich's erfüllte sie und sein genialer Freund, der Freiherr von Knobelsdorff, gab ihr die beiden charakteristischen Merkmale, mit welchen das Friedericianische Berlin in das heutige hineinragt und ohne welche man das letztere sich gar nicht mehr denken könnte: das Opernhaus und den Thiergarten in annähernd seiner heutigen Gestalt. Auch die Linden hatten in den unterdeß verflossenen hundert Jahren ein mehr städtisches Aussehen angenommen; wo das Vieh geweidet, stand jetzt das Palais des Prinzen Heinrich — die heutige Universität — und daneben, wo der kurfürstliche Stall gewesen, war nun das Gebäude der Akademie. Das geistige sowohl wie das gewerbliche Leben hatten einen bisher ungeahnten Aufschwung erhalten; jetzt erst, unter dieser Regierung zeigten sich die segensreichen Folgen jener weisen und toleranten Politik des Großen Kurfürsten, von welcher Preußen seitdem nicht mehr abgewichen ist. Nun klangen durch die französische Straße hin, allabendlich begleitet von den Glocken ihres Kirchleins am Gensdarmenmarkt und vermischt mit dem Geräusche neuer Industrien, die Lieder und Psalmen der Refugiés, welchen das Edict von Potsdam die preußischen Staaten eröffnet; Gärtner, die das Fürstenthum Orange verlassen, hatten im Cöpenicker Feld eine zweite Heimath gefunden, der Oranienstraße ihren Namen gegeben und jene großen Blumenculturen angelegt, noch heute vorwiegend im Besitze von Mitgliedern der französischen Colonie. Waldenser aus Piemont und Wallonen aus Belgien, tüchtige Erzgießer und Kunstschmiede schlossen sich ihr an; während der obere Theil der Wilhelmstraße in der Physiognomie einiger aus jener Zeit übrig gebliebener Häuser an die Weber und Spinner aus Böhmen erinnert, die sich hier niederließen und deren Kirche heute noch die böhmische heißt. Auch die Wiederzulassung der Juden, welche in einem früheren Jahrhundert aus Berlin vertrieben worden, war ein rein persönlicher Act des Großen Kurfürsten; ebenso, wie man sie später noch „les Juifs de Frédéric le Grand" nennen konnte. Was sie diesen Regenten verdankten, die ihnen Schutz gewährten, als Rechte für sie nicht existirten, das haben sie

[1]) Mila, Berlin, oder Geschichte des Ursprungs ꝛc. 1829; S. 320; vergl. mit Nicolai a. a. O. S. XLIII u. 194.

nie vergessen, auch nicht als sie aus Geduldeten nützliche und geachtete Bürger wurden.

Diese verschiedenen fremdartigen Elemente, wenn sie sich mit dem ursprünglich Berlinischen nur sehr langsam vermischt und in gewissen Aeußerlichkeiten sogar unverändert erhalten haben, theilten ihm doch sogleich und auf allen Gebieten einen Impuls erhöhter Thätigkeit, weiteren Ausblicks und größerer allgemeiner Interessen mit. Eine Gesellschaft bildete sich, in der das Französische vielleicht etwas zu sehr prädominirte, wie sogar fünfundzwanzig Jahre später Frau von Staël noch bemerkte. Berlin hatte das Provinziale von sich abgestreift und den ersten Schritt zur Großstadt gethan.

Man mag es wohl vorbildlich deuten, daß im letzten Decennium jenes Jahrhunderts, und noch unter Friedrich Wilhelm II. das Brandenburger Thor erstand, gekrönt von der Quadriga, mit welcher wie Woltmann es so schön ausgedrückt hat[1]), ein neues künstlerisches Leben seinen Einzug hielt in die Hauptstadt. Eine größere Wandlung aber, als selbst diese künstlerische, stand bevor, als Friedrich Wilhelm III., mitten in der Napoleonischen Zeit, am 19. November 1808, seinen königlichen Namen unter den Stein'schen Entwurf einer Städteordnung schrieb.

Die städtische Verfassung Berlins, wie sie sich von der Zeit Friedrich's des Eisernen bis zu der Friedrich's des Großen entwickelt hat, kann dahin resumirt werden, daß von der alten Stadtregierung und Stadtverwaltung nichts übrig geblieben war, als etwa die Namen. Das fundamentale Princip der freien Wahl, aus welcher in der vorkurfürstlichen Zeit der regierende Rath, Rathmänner und Altermänner, sowie die controlirende Versammlung der Verordneten der Zünfte und gemeinen Bürgerschaft hervorgegangen waren, existirte nicht mehr. Ein Stück nach dem andren ihrer municipalen Freiheiten und Privilegien hatte man den Bürgern von Berlin genommen, bis schließlich die städtischen Beamten nichts mehr als königliche Beamte waren, und noch dazu solche, mit denen nicht viel Umstände gemacht wurden. Ueber den Bürgermeistern stand ein vom Könige bestellter Stadtpräsident; der Magistrat wurde zum Theil von der Regierung ernannt und ergänzte sich zum andern Theile durch Cooptation; die Stadtverordneten hatten weder eine Stimme bei der Wahl, noch mehr als ein consultatives Votum bei den Berathungen des Magistrats und die Bürger daher nicht den mindesten Einfluß auf die Besteuerung und kaum einen nominellen auf die Verwaltung.

Der englische Biograph Stein's, Prof. Seeley, macht die richtige Bemerkung, daß bei der Einführung repräsentativer Institutionen die französische Revolution mit der Spitze begann, d. h. mit der allgemeinen oder Volksvertretung, während die preußische Reformbewegung, langsam und geduldig, mit dem Fundament anfing, d. h. mit der localen oder Municipalvertretung[2]). In der organischen Gestaltung, wie sie Stein gedacht und eine spätere Zeit verwirklicht hat, waren Städteordnung und Verwaltungsreform die Grundlagen, auf welchen, nach den

---

[1]) Die Baugeschichte Berlins, S. 140.

[2]) J. R. Seeley, Life and Times of Stein. Tauchn. Edit. II, 238.

gleichen Principien, die Repräsentativverfassung des Staates sich aufbauen sollte. Daß Stein das Vorbild und Beispiel Englands vor Augen hatte, braucht nicht gesagt zu werden: es bot sich von selber dar; er führte weder etwas Neues noch etwas Fremdes ein, restituirte vielmehr jenes alte germanische Recht, aus welchem sich dort, unter einer frühzeitig befestigten Staatseinheit, Institutionen von seltener Kraft und Dauer entwickelt hatten, während es hier, in der allgemeinen Zersplitterung, jeder staatlichen Bildung beharrlich im Wege stand und darum schonungslos beseitigt wurde von den Hohenzollern, dem einzigen der deutschen Fürstengeschlechter, dem es darum zu thun war, nicht ein Land zu regieren, sondern einen Staat zu schaffen. Als in trüber Zeit dieser Staat gelernt hatte, daß er zu seiner ferneren Existenz nicht Leibeigene und Unterthanen, sondern Bürger haben müsse, da gab er ihnen zurück, was sie vor vierhundert Jahren bereits besessen, aber schlecht zu gebrauchen und schlechter zu bewahren verstanden hatten: die municipale Selbständigkeit, die Freiheit, aber auch die Verantwortlichkeit in der Führung ihrer eigenen Geschäfte. Aus ihrer Wahl gingen fortan wieder die Stadtverordneten, aus der Wahl der Stadtverordneten ging, unter Bestätigung der Provinzialbehörde, der Magistrat, und aus dem Vorschlagsrecht des Magistrats, nach königlicher Bestätigung, der Bürgermeister hervor. Beide Körperschaften, der Magistrat und die Stadtverordneten waren coordinirt; und die Stadtverordneten, d. h. die Bürger erhielten wieder das alte wichtige Recht der Besteuerung und der Controle des Stadthaushalts. Diesen Privilegien und Freiheiten jedoch entsprachen ebenso viele Lasten und Pflichten — Pflichten, welche beträchtliche Opfer an Arbeit und Zeit in sich begriffen. Die weit überwiegende Zahl der Aemter waren Ehrenämter, d. h. mußten unentgeltlich versehen werden; und wer ein solches Amt zu übernehmen sich weigerte, der verlor sein Stimmrecht und wurde stärker besteuert. Außerdem wurden sog. „gemischte Deputationen" aus dem Magistrat und den Stadtverordneten gebildet — für die Kirchen- und Schulverwaltung, für die Gesundheitspflege, das Armenwesen, die Bausachen, die Sicherheitsanstalten ꝛc.

Dieses ist, in ihren großen Umrissen, die städtische Selbstverwaltung, wie sie, durch die Städteordnung von 1808 eingeführt und durch die späteren Gesetzgebungsacte von 1831 und 1853 nur im Detail weiter ausgearbeitet, noch heute besteht. Eine Dauer von nahezu drei Menschenaltern hat uns mit ihrem Wirken vertraut gemacht, sie ist ein Theil von uns selbst geworden; und was speciell Berlin betrifft, so darf man sagen, daß sie es ist, welche dieser Stadt, in dem uneigennützigen Zusammenstreben vieler tausende von Kräften, den Charakter des großen Gemeinwesens gegeben hat. Außerordentliches wird von jedem Einzelnen verlangt; aber ein Gefühl patriotischen Stolzes beseelt den Berliner und läßt ihn seine Pflicht nicht mehr als eine Last ertragen, sondern freudig erfüllen. Welch' ein bewegtes Leben herrscht hier an den Tagen der Wahlen! Dann ruht jedes andere Geschäft vor diesem. Kein Ehrgeiz ist so groß, wie derjenige, dem gemeinen Besten zu dienen. Es gibt Bürger in unserer Stadt, welche zugleich Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung, des Abgeordnetenhauses, des Reichstages sind; und oft wohl mag man sich fragen, wie von einem Manne, der doch außerdem auch für sein Haus, seine Familie und sein Geschäft zu sorgen hat,

so viel Arbeit geleistet werden kann. Und dies nicht nur auf den Bühnen, von denen aus die Redner weithin gehört und gesehen werden; nein, bis hinunter zu den Bezirksvorstehern, welche gewissenhaft und geräuschlos und durch keinen Applaus belohnt, ihres anspruchsloseren, aber darum wahrlich nicht weniger mühevollen und für das Gedeihen des Ganzen nicht minder wichtigen Amtes warten. Wenn Stein jetzt lebendig unter uns sein könnte, wie sein Denkmal von Erz sich unter uns erhebt, gewiß, er würde dieses Anblicks bürgerlicher Thätigkeit und politischer Reife sich freuen — „auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n".

Es entspricht der Natur der Dinge, daß eine Institution, wie die Stein'sche, noch dazu mitten in einer Zeit, wo der öffentliche Geist schwer bedrückt war und die Kraft erschöpft schien, nicht ohne Schwierigkeiten zu arbeiten begann. Hatten doch die am 17. Juni 1809 zum ersten Male gewählten Stadtverordneten von Berlin nicht einmal einen Ort, an dem sie sich versammeln konnten. Zwei Rathhäuser waren da; jedoch in dem Berlinischen hatten, neben dem Magistrat, Abtheilungen des Stadtgerichts ihren Sitz und im Cöllnischen befanden sich städtische Verwaltungsbehörden, die Königl. Serviscommission und das Cöllnische Gymnasium. Ihre erste denkwürdige Sitzung hielten die Stadtverordneten in dem ehemaligen Palais des Prinzen Heinrich, der heutigen Universität. Ihr zweites Unterkommen fanden sie, gleichfalls nur vorübergehend, in einem Hause der Kurstraße (Nr. 50), und wanderten dann nach der Niederlagstraße, der kleinen und engen Verbindung zwischen dem Platz am Zeughaus und dem Werder'schen Markt, nach dem Hause Nr. 1, welches nachmals das französische Gymnasium war, und jetzt Sr. K. und K. Hoheit dem Kronprinzen gehört. Von hier begaben sie sich nach der alten Börse und es ist nicht zu sagen, wie lange sie noch in der Stadt umhergezogen wären, wenn nicht endlich, im Jahre 1822, eine Etage des Cöllnischen Rathhauses frei geworden wäre, wo sie dann Ruhe fanden, bis im Jahre 1870 das neue Rathhaus fertig ward, das sich, an der Stelle des alten, auf Berlinischem Boden erhebt — ein mächtiger Bau, der mit seinem weithin leuchtenden Roth so wirksam contrastirt gegen das ehrwürdige Grau des Hohenzollernschlosses und in diesem Contraste selbst anzudeuten scheint, wie hier von einem starken Königthum beschützt, ein freies Bürgerthum erwachsen ist. Uns allerdings gewährt es ein rührendes Bild von der Kleinheit der Verhältnisse, wenn wir lesen, wie die Väter unsrer Väter in gemietheten Wohnungen tagten, wie der Miethpreis von 500, ja von 300 Thalern ihnen so unerschwinglich däuchte, daß sie Theile des Sitzungslocales weiter vermietheten, und wie sie auf Bänken saßen, die aus dem Opernhaus entliehen waren; ja, wie den Stadtverordneten, um selbst so geringfügige Ausgaben zu bestreiten, nichts Anderes übrig blieb, als daß sie sich an bemittelte Bürger dieser Stadt um Vorschuß wandten! Und dennoch hatte der große Reformator seine Zeit gut gewählt; indem er den Bürgergeist in dem Augenblicke der tiefsten nationalen Erniedrigung und eines allgemeinen Nothstandes ohne Gleichen zu den höchsten Aufgaben berief, machte er ihn zugleich zu einem wichtigen Factor für die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft, für die politische Erziehung überhaupt; und das Werk von 1808 fand seinen krönenden Abschluß

an jenem 17. April 1871, als das neue, eben vollendete Rathhaus zum ersten — und bis jetzt einzigen — Male seine gesammten Festräume öffnete, um im Namen der Stadt Berlin den deutschen Kaiser und ersten deutschen Reichstag festlich zu empfangen.

Die lange Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III., so großartig bewegt in ihrer ersten kürzeren und scheinbar so ereignißlos in ihrer zweiten, längeren Hälfte, gab der Physiognomie Berlins dennoch einige von den Zügen, welche niemals mehr daraus verschwinden können. Sie schuf die Universität, welche das Meiste dazu beigetragen hat, die Hauptstadt Preußens zur geistigen Metropole Deutschlands zu machen, lange bevor man daran dachte, daß einst der intellectuellen Suprematie die politische folgen werde. Diese Zeit war zugleich die große Periode Schinkel's, Schadow's und Rauch's. Sie fügte den erwachten politischen und wissenschaftlichen Interessen das künstlerische hinzu, das, gleich jenen, wohl einmal stocken oder aufgehalten, niemals aber mehr ganz verdrängt werden mochte, sondern, da es erwacht war und dem natürlichen Gesetze folgte, sich immer reicher und kräftiger entfalten mußte. Sie gab uns das Museum, unter unsern nordischen Himmel die erste Offenbarung hellenischen Kunstgeistes. Sie gab ferner der deutschen Dichtung, dem Drama Lessing's, Schiller's, Goethe's, das lange — hinter der Oper und dem französischen Schauspiel zurückgesetzt — in Hinterhäusern und Marktbuden umhergeirrt war, in dem edlen Bau des Gensdarmenmarktes eine würdige und bleibende Stätte. Mit den Statuen unsrer Helden belebte sich der Platz zwischen Zeughaus und Opernhaus, und das Fundament zum Friedrichs-Denkmal wurde gelegt.

Ein neuer Stadttheil, die Friedrich-Wilhelmstadt, entstand und bevölkerte sich rasch; vor den Thoren wuchsen Straßen hinaus in bisher unbebaute Quartiere. Berlin, welches (1797) beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's 165,726 Einwohner gezählt hatte, zählte bei seinem Tode (1840) deren 330,230. Nicht in gleichem Verhältnisse jedoch hatte sich die Zahl der Häuser vermehrt. Das ein- und zweistöckige Haus von geringem Ansehen und schlechtem Materiale, das — aus der Zeit Friedrich Wilhelm's I. stammend, oder nach dem Muster eines solchen gebaut — heute nur noch sehr vereinzelt sich findet, ward um diese Zeit durch das dreistöckige verdrängt, wie dieses wiederum in der unsern durch das vier- und fünfstöckige. Nur mit dem Unterschiede, daß es dürftig und monoton war, wo das unsere künstlerisch entwickelt erscheint. Die Zeit Friedrich Wilhelm's III. war die der Miethskaserne, von der wir ja noch Beispiele genug in unsrer Stadt haben. Damals aber bestand sie zum größten Theil aus solchen nichtssagenden Privathäusern und diese gaben ihr den Charakter, der in so vieler Hinsicht dem der Epoche selbst entsprach — den einer gewissen Kleinlichkeit und Spießbürgerlichkeit, welche sich noch immer nicht in die großen Verhältnisse finden kann. „Der durchreisende Fremde," so gibt H. Heine den Eindruck wieder, welchen Berlin auf ihn (1822) gemacht hat, „sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens auch nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge .... Die Stadt enthält so wenig Alterthüm-

lichkeit, und ist so neu; und doch ist dies Neue schon so alt, so welk und abgestorben" [1]).

In der That, wie der Leser aus dem bisherigen Verlaufe dieser Darstellung bemerkt haben wird, mußte Berlin immer und in jeder Phase seiner Entwicklung als eine Stadt erscheinen, die erst eben neu gebaut worden war. So wird ihr Aussehen unter dem großen Kurfürsten, so wird es unter den beiden ersten Königen, so noch unter Friedrich d. Gr. beschrieben; und auch Frau von Staël schreibt: „Berlin ist eine ganz moderne Stadt, in welcher man nichts sieht, was an die früheren Zeiten erinnert." Frau von Staël ist die Erste, so viel ich sehe, welche diese jüngste Stadt Europa's mit den amerikanischen Städten vergleicht. Aber sie meint doch, daß ein Unterschied sei: wir, in unsrem alten Welttheil, bedürften einer Vergangenheit, welche man nirgends in Berlin finde, weder eine Spur der Geschichte des Landes, noch des Charakters seiner Bewohner [2]). Es ist wirklich so, wie die geistreiche Französin sagt; als ob man hier immer ein Vorgefühl des Provisorischen gehabt hätte, welches dem Vorhandenen keine Zeit ließ, alt zu werden. Das Werden des preußischen Staates selber drückt sich in diesen aufeinanderfolgenden Gestaltungen seiner Hauptstadt aus: der kleine, fünf- oder sechshundert Jahre alte Kern, an den sich bald hier, bald dort, weitausgestreckt, Neues ansetzt, ein Ganzes bildend, welches nicht aus der Kraft des organischen Zusammenhanges entstanden, sondern durch die des Einzelwillens hervorgebracht worden ist, und darum auch nicht die „Spur der Geschichte des Landes, noch des Charakters seiner Bewohner" zeigen kann, sondern nur die der jeweiligen Periode, des jeweiligen Fürsten.

Der letzte Repräsentant dieses rein persönlichen oder väterlichen Regiments in Preußen war Friedrich Wilhelm III., und im Angedenken der Berliner, deren älteste Generation ihn noch gekannt hat, lebt er fort, ein wohlwollender Mann von schlicht bürgerlicher Erscheinung, sowie seine Statue im Thiergarten ihn darstellt. Freundliche kleine Bilder aus dem Leben des Volkes und der heimischen Natur umgeben den Sockel: Scenen kindlichen Genügens, wie sie nach dem Herzen dieses Monarchen waren. Jener familienhafte Zug im Verhältniß von Preußens Herrscherhaus zu der Bevölkerung seiner Hauptstadt, welches namentlich in der schweren Zeit der Fremdherrschaft und Befreiungskriege sich entwickelt und bis heute sich unvermindert erhalten hat, tritt nirgends sichtbarer hervor, als an diesem Denkmal und dem der guten schönen Königin ihm gegenüber. Immer, von Jahr zu Jahr, am 10. März, wenn auf dem bescheidenen Altar der Luiseninsel, zuweilen noch unter schneebedeckten Zweigen, der erste Frühlingsflor erscheint und am 3. August, wenn Palmen und Blumen in sommerlicher Pracht, Ampeln mit buntem Schlinggewächs und Laubgewinde den Platz um das Standbild des Königs schmücken, feiert der Berliner die Gedenktage der Beiden, als ob sie noch gegenwärtig wären, und von allen Plätzen des Thiergartens ist es dieser, wohin die Mutter zuerst ihre Kinder führt.

Es ist der Abschluß einer alten, der Anbruch einer neuen Zeit, an deren

[1]) Reisebilder, 2. Theil in den „sämmtlichen Werken", II. B., S. 10. 11.

[2]) Madame de Staël, De L'Allemagne, chapitre XVII.

Schwelle Friedrich Wilhelm IV. steht. Eine gerechtere, reiner gestimmte Nachwelt wird niemals aufhören, mit einer gewissen schmerzlichen Sympathie bei dieser Königsnatur zu verweilen, die sensitiv genug war, um das Nahen einer neuen Ordnung der Dinge zu fühlen, aber nicht stark genug, um sie rückhaltlos zu acceptiren. Es war eine Dissonanz in ihm, die Zwiespältigkeit des Dilettantismus. Er war reichbegabt, und hat nichts Dauerndes geschaffen. Er hat die Kunst geliebt, und kein Werk von unbestreitbarer Geltung verewigt seinen Namen. Er war der erste von Preußens Königen, welcher der deutschen Literatur ein freundliches Interesse zeigte, und sie wandte sich von ihm ab. Populär, freisinnig und verheißungsvoll war der Anfang, bedauernswerth das Ende seiner Regierung, sein hoher, schöner Geist gelähmt und er selber zerfallen mit seinem Volke. Der Wind und die Strömung gingen gegen ihn. Die mechanischen Kräfte begannen ihre Arbeit. Die wirthschaftlichen Fragen erfüllten und bewegten das öffentliche Leben, noch ehe die politischen Wandlungen sich vorbereiteten, deren letztes und ganz bewußtes Ziel es war, einer Nation, die bisher nur ein ideales Dasein geführt, ein in der Realität und Wirklichkeit begründetes zu geben. Das erste Band, welches das zersplitterte Deutschland, oder wenigstens einen wichtigen Theil desselben, wieder in einen fühlbaren Zusammenhang brachte, waren der Zollverein und die Handelsverträge, und der Anstoß zu Beidem ging von Berlin aus. Indem man die Gemeinschaft der materiellen Interessen förderte, legte man langsam und sicher den Grund zu höheren Vereinigungen; und in dem Augenblicke, wo vor dem Potsdamer Thor der Pfiff der ersten Locomotive sich hören ließ und vor dem Oranienburger Thor der Rauch des ersten Fabrikschornsteins in die Luft stieg, war es entschieden, daß Berlin, wie es den Principat der geistigen Arbeit in Deutschland sich errungen, künftig auch die Führerin seiner materiellen Arbeit werden sollte. Und dies trotz der Ungunst seiner Lage in einem entfernten Winkel Deutschlands, in einer Gegend ohne große Gewässer und weit ab von den Meeren. Aber die neue Erfindung der Eisenbahn corrigirte die Fehler der Natur und rückte plötzlich, mit einem Schlage, Berlin in das Centrum des mitteleuropäischen Verkehrs; und während Friedrich Wilhelm IV. eine Verschönerung und Erneuerung der Stadt träumte nach den Mustern von Florenz und Ravenna, kamen, im Gefolge der Eisenbahn, der Maschinenbau und die Börse und machten, immer gleichen Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, aus der stillen Residenz der Könige von Preußen eine der größten Fabrikstädte des Continents und einen der ersten Handelsplätze der Welt.

Fabriken hatte es vor dieser Zeit in Berlin gegeben; aber die beiden größten, die Porzellanmanufactur und die Eisengießerei, waren königlich, ebenso wie das vornehmste commerzielle Institut, die Seehandlung. Die Hand des Staates war in Allem und die Monopole ließen wenig Raum für die Privatinitiative. Seit einem Menschenalter jedoch hatten zwei Factoren zusammengewirkt, die städtische Selbstverwaltung und eine freiere Richtung in der Handelspolitik, um den bürgerlichen Geist aufzuwecken, und ihm weite Gebiete der Thätigkeit zu öffnen. Also vorbereitet stand ein neues Geschlecht den gewaltigen Impulsen der vierziger Jahre gegenüber. Die großartigen künstlerischen Pläne Friedrich Wilhelm's IV. haben sich nur höchst fragmentarisch verwirklicht in

der Schloßbrücke, dem Neuen Museum, und nach seinem Tode noch in der Nationalgallerie; und sein Campo Santo war eine Ruine, noch bevor es fertig geworden. Aber rings um Berlin entstand gleichsam ein anderes Berlin, ganz voll von Arbeitern und Fabriken — Maschinenfabriken, Fabriken für Eisenbahnbedarf und Metallwaaren, für Zink- und Bronzeguß, Kupfer- und Messingwerke, Webereien, Spinnereien, Kattundruckereien, Färbereien, Brauereien; alte Berliner Industrien, wie die der Tuchwirker, der „Raschmacher", die schon in der ersten städtischen Verfassung ihre Rolle spielen, ferner die Tapisserie- und Phantasiearbeiten, der sog. „Berliner Artikel", erweiterten ihre Herrschaft bis zu den fernsten überseeischen Märkten, und neue kamen hinzu, ganze Reviere der Stadt im Norden, im Osten und im Süden mit ihrem Qualm, ihren Gerüchen und ihrem tausendfältigen Lärm erfüllend, dem dumpfen Getöse ihrer Hämmer und Walzen, dem Schnurren und Sausen ihrer unzähligen Räder und Spindeln. Dies in der That ist das neue Berlin, welches sich allmälig seit der Zeit Friedrich Wilhelm's IV. in das alte Berlin eingedrängt und es zuletzt ganz verdrängt hat. In diese Periode des Ueberganges fiel seine Regierung; ihm, gerade ihm mußte es beschieden sein, sich der Revolution von 1848 gegenübergestellt zu sehen! Das Phantom der deutschen Kaiserkrone senkte sich auf sein Haupt, und er wies sie zurück. Sicher, dies war noch nicht die Zeit und er nicht ihr Mann. In den Stürmen und Fluthen dieses unbändigen Frühlings ging ein edles Leben zu Grunde; doch wer, wenn er genau hinhorcht, vernimmt nicht jetzt schon durch das Brausen und Branden der entfesselten Elemente, mitten in diesem Chaos und Durcheinander politischer, socialer und nationaler Strömungen, halb verweht, leise, aber nicht undeutlich, eine Stimme — die Stimme eines Unbekannten, die Stimme der Zukunft, die Stimme des Herrn von Bismarck? . . .

III.

Als König Wilhelm den Thron bestieg, zählte Berlin nicht ganz 500,000 Einwohner; in fünfzehn Jahren hatte sich die Bevölkerung verdoppelt, ein Jahr später, 1877, überschritt sie die Million, betrug 1880, bei der letzten Volkszählung, 1,123,608 und beträgt gegenwärtig, 1884, nach ungefährer Schätzung 1,260,000.

Dieses ungeheure, in so unglaublich kurzer Zeit bisher niemals, selbst in den amerikanischen Städten nicht erlebte Anschwellen der Bevölkerung konnte nicht ohne Rückschlag bleiben und machte sich zunächst fühlbar in Wohnungsnoth und Zunahme der Sterblichkeitsziffer. Weder räumlich noch sanitärisch war Berlin zur Aufnahme einer in so riesenhaften Proportionen steigenden Einwohnerzahl vorbereitet. Eine Stadt wie Hamburg machte damals, vor zwanzig Jahren noch, einen großstädtischeren Eindruck als Berlin. Bis auf das Straßenpflaster und die Straßenbeleuchtung herab war Berlin zurückgeblieben hinter der Zeit. Die Wasserleitung war mangelhaft, eine Canalisation existirte nicht. So fand uns jene gewaltige Invasion friedlicher Armeen, jener Zuzug von allen Seiten. Das Weichbild der Stadt erweiterte sich ringsum, die Stadtmauer fiel, das alte Berlin fluthete hinüber in ein neues, weite Gebiete wurden incorporirt,

ganze Dorfschaften und ihre Gemarkungen von den steinernen Armen umfaßt, offene Flächen, vormals Gärten, Wiesen und Felder, mit Häusern bedeckt und selbst im Innern sahen wir bejahrte, schöne Parks dahinschwinden, wie z. B. den des ehemaligen Voß'schen Palais, dessen Stelle jetzt die Voßstraße einnimmt. Immer größere Massen theilten sich in den Besitz von Luft und Licht, und immer weniger davon kam auf den Einzelnen[1]). In den sechziger Jahren hatte jeder Berliner von dem gesammten Luftraume Berlins noch über 100 Quadratmeter für sich, um darin zu leben und zu athmen; 1876 sank diese Zahl auf 63, und 1880 gar auf 24, ganz abgesehen von gewissen inneren Stadtbezirken, wo der pro Kopf verbleibende Rest nicht mehr als 13 Quadratmeter beträgt. Dieser Dichtigkeit der Bevölkerung entsprach die zunehmende Häufung der Bewohner in den einzelnen Grundstücken: im Zeitalter Friedrich's des Großen betrug die Durchschnittszahl der Bewohner eines Hauses 26, im Jahre 1860 hatte sie sich verdoppelt, im Jahre 1881 verdreifacht und in einem Bezirke des Stralauer Viertels beinahe versechsfacht, d. h. sie war auf die exorbitante Höhe von 116 gekommen, so daß hier in einem einzigen *Hause* so viel Menschen wohnen, wie sonst in manchem unserer *Dörfer*. Grundstücke, die nur eine Wohnung enthalten, sind eine Seltenheit geworden: von über 18,000 Häusern kaum noch 800; wogegen die Zahl der Häuser mit mehr als 20 Wohnungen von 815 im Jahre 1861 auf etwa 4000 im Jahre 1881 gestiegen ist. Bis in die vierziger Jahre war Berlin eine Stadt von ein- und zweistöckigen Häusern; in den sechziger Jahren überwog schon das dreistöckige Haus, in den siebenziger kam das vierstöckige und in den achtziger Jahren das fünfstöckige hinzu. Die Zahl der vierstöckigen Häuser hat sich von 6515 im Jahre 1876 auf 7558 im Jahre 1881 vermehrt. Das fünfstöckige Haus war im Jahre 1876 noch ein Curiosum. Der Verwaltungsbericht des Berliner Magistrats von 1861—1876 sagt: „sogar 46 fünfstöckige Gebäude wurden bei der Volkszählung ermittelt." Aber bereits jetzt haben wir gegen 800 Wohnungen im fünften Stock neben 30,624 im vierten und 23,289 Kellerwohnungen. Schon 1876 machte der Verwaltungsbericht die Bemerkung, daß diese Wohnungen nicht den für das Bedürfniß einer Familie erforderlichen Raum gewähren; und der von 1881 muß constatiren, daß die Qualität der Wohnungen immer noch zurückgehe. Von 212,534 Wohnungen waren 74,648 auf einen einzigen Wohnraum beschränkt, 77,648 hatten zwei Zimmer — und doch preßten sich gerade in diesen unzureichenden Wohnungen, außer den Miethern und ihren Familien, noch über 80,000 Chambregarnisten, Aftermiether und sog. „Schlafleute" zusammen. Im Jahre 1871 war der Andrang nach Berlin so stark — in der That betrug er den *sechsten* Theil der ganzen Bevölkerung — daß factisch kein Raum mehr blieb und 163 Familien, welche kein Obdach

---

[1]) Wir schließen uns in Folgendem den außerordentlich wichtigen neueren Publicationen des Berliner Magistrats an, welche, bisher in vier Bänden, die Zeit von 1861—1881 umfassen: *Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin* in den Jahren 1861 bis 1876. Berlin, in Commission bei Sittenfeld. Erstes Heft: 1879. — Zweites Heft: 1880. — Drittes Heft: 1881.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1877—1881. Erster Theil: 1883.

fanden, auf freiem Felde vor dem Kottbuser Thor in improvisirten Bretterbuden campiren mußten. Dieses zigeunerhafte Lager, vom Volke „Barackia“ genannt, stand, wie man sich in Berlin noch wohl erinnert, monatelang; von seinen Dächern wehten die preußischen und deutschen Farben in zusammengeflickten Lappen und an den Wänden waren aus blauer Kreide die Hausnummern geschrieben. Die Leute verloren den Humor nicht; aber das Elend war doch noch größer, als der Humor davon!

Man wird sich nicht wundern, daß unter solchen gesundheitswidrigen Verhältnissen die Sterblichkeitsziffer, namentlich in dem jüngsten Lebensalter, bedenklich zunahm. Sie stieg in den Jahren von 1861—1876 auf 32 pro Mille gegen 27, resp. 24 pro Mille in den beiden vorangegangenen gleich langen Perioden. Der Verwaltungsbericht von 1876 gibt an, daß damals von den in Berlin geborenen Knaben nur fünf Achtel, von den in Berlin geborenen Mädchen nur zwei Drittel das erste Lebensjahr vollendeten, und durch diese hohe Kindersterblichkeit die durchschnittliche Lebensdauer beim männlichen Geschlecht auf 25, beim weiblichen auf 29 Jahre reducirt ward.

Große und ernste Aufgaben, wie sie in gleicher Schwere noch keiner andern zugefallen sein mögen, waren es daher, welche an die Berliner Communalverwaltung herantraten, als nach einer langwierigen Auseinandersetzung mit dem Staate, der Stadt Berlin endlich, am 1. Januar 1876, die Straßenbaulast und als Correlat die Baupolizei übertragen ward. Länger als jede andere Stadt in Preußen hatte die Residenzstadt sich zu gedulden, bis die Selbstverwaltung eine volle Wahrheit für sie ward, mehr als zehn Jahre, von 1808 bis 1819 hatte es gedauert, bevor die fiskalische Auseinandersetzung zwischen Staat und Stadt erfolgt war; weitere zehn Jahre mußten vergehen, ehe die Communalbehörden anfingen, sich in eine unzweifelhaft bessere, jedoch ungewohnte Ordnung der Dinge zu finden und in Berlin nicht ausschließlich mehr die Residenz der Könige, sondern ebenso sehr die Stadt der Bürger zu sehen. Aber erst das Jahr 1876 bezeichnet den Moment, wo mit den vollen und ganzen Rechten der Selbstverwaltung unsere Stadt auch die volle und ganze Verantwortlichkeit übernahm; und die Billigkeit erfordert zu sagen, daß sie die ihr gestellten Aufgaben mit dem größten Geschick und der höchsten Energie gelöst hat. Die Wasserleitung ist vollständig, die Canalisation — eines der schwierigsten und kostspieligsten Werke — fast ganz durchgeführt. Wie durch einen Zauberschlag hat sich unser berüchtigtes Straßenpflaster in Macadam, Holz, Granit und Kies verwandelt. Unsere Straßenreinigung ist ein anerkanntes Muster und unsere Straßenbeleuchtung, Gas, Sonnenbrenner und elektrisches Licht das Wunder aller Fremden. Aus seinem verwilderten Zustand ist der Thiergarten zu einem der herrlichsten Parks der Welt geworden. Gleicher Sorgfalt erfreuen sich die „Haine“, Friedrichshain und Humboldtshain, in unseren Volksquartieren, im Norden und Osten, und eine neue Anlage dieser Art im Süden, am Ufer der Spree, ist im Entstehen. Den Linien der Stadtbahn und Pferdebahn folgend, wurden enge Straßen erweitert, und wo immer neue gebaut wurden, da galt als oberstes Gesetz, daß sie Luft und Licht und Grün haben sollten. Breitere, schönere Straßen, als diejenigen an der Stelle der ehemaligen Stadtmauer, vom Rosen-

thaler bis zum Landsberger Thor oder an den Abhängen des Tempelhofer Berges und am Rande der Hasenhaide hat weder Paris, noch gar London. Aber es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß auch in großen Revieren der inneren Stadt von zehn Häusern immer fünf niedergerissen und neu gebaut worden sind. Berlin ist in den letzten zwanzig Jahren nicht nur eine doppelt so große, sondern eine ganz andere Stadt geworden; und es fügte sich glücklich, daß fast gleichzeitig mit der Communalverwaltung auch die Baukunst selber von den Fesseln staatlicher Bevormundung befreit wurde. Von jetzt ab wurde nicht mehr, wie man es nannte, „vom grünen Tisch" aus gebaut, sondern eine neue Schule von Architekten, welche die Traditionen Schinkel's ehrt, aber von deren geistloser Erstarrung sich nicht mehr einengen und stören läßt, hat Hand ans Werk gelegt und uns mit einem Reichthum und einer Fülle der Bauformen beschenkt, welche denjenigen, der Berlin zum ersten Male sieht oder nach längerem Zeitraume wiedersieht, in Erstaunen setzen und selbst dem Einheimischen immer neue Ueberraschungen bereiten. Wie im Pericleischen Athen ist auch hier der Baukunst die seltene Gelegenheit geworden, der Hauptstadt eines in schweren Kämpfen geeinten Staatswesens den monumentalen, den festlichen Ausdruck zu geben, vom triumphalen Eingang des Brandenburger Thores bis dahin, wo die Kaiser Wilhelmstraße schon aus den Fundamenten emporwächst, und von der Siegessäule des Königsplatzes bis zu den Denkmälern des Belle-Alliance-Platzes und Kreuzberges.

Sicherlich, eine künftige Frau von Staël würde die Physiognomie Berlins nicht mehr uncharakteristisch, ein kommender Heinrich Heine sie nicht mehr monoton nennen können: sie trägt nunmehr jenen großen Zug, der einst ihr historisches Gepräge sein wird. Wir aber, die Mitlebenden, dürfen uns dessen rühmen, daß dieser rastlosen Thätigkeit zur Verschönerung unserer Stadt, die weniger geräuschvolle zur Seite gegangen ist, welche die Verbesserung der einer Weltstadt anhaftenden Uebel bezweckt; und mit Genugthuung constatiren, daß bereits jetzt eine heilsame Rückwirkung auf den Gesundheitszustand und eine Rückkehr zu den früheren normalen Bedingungen desselben zu bemerken ist. „Erfreulich ist es," sagt der Verwaltungsbericht von 1881, „daß neben der hohen Geburtsziffer für unsre Berichtsperiode eine geringere Sterblichkeit zu verzeichnen ist, als für die sechzehnjährige Periode des vorigen Berichts." Der Durchschnittssatz der Kindersterblichkeit ist von 32 pro Mille auf 30 herabgegangen, der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen von 7 pro Mille auf 12 pro Mille gestiegen — eine Zahl, mit welcher Berlin nur noch um 3 pro Mille hinter den übrigen Städten Preußens zurücksteht, dagegen Wien um 2, Paris sogar um 11 pro Mille übertrifft. Und selbst dieses an sich keineswegs ungünstige Verhältniß ist nach der Meinung unsres Magistrats der Verbesserung noch fähig; der Bericht sagt, daß es zum größten Theil auf Umständen beruhe, welche einem rationellen Streben gegenüber nicht incorrigibel seien. Die Wasserleitung und die Canalisation und die breiten luftigen Straßen haben viel gethan; viel bleibe noch zu thun, um die localen Krankheitsursachen ungesunder Wohnungen und mangelhafter Ernährung zu beseitigen.

Berlins wunderbar rascher Aufgang, der uns, die Aelteren, fast blendet und betäubt, ist nur der Anfang einer unabsehlichen Zukunft. Mit dem Augenblick,

in welchem Berlin Sitz des deutschen Kaiserthums wurde, hatte es gleichsam den lang vorbereiteten und lang erstrebten Punkt erreicht, wo es aus den bisherigen engen Existenzbedingungen einer preußischen Stadt heraus-, und zu der Höhe einer nationalen Stadt emporgehoben ward. Es wurde zugleich ein Mittelpunkt der europäischen Politik und der Mittelpunkt des deutschen Lebens in seiner geistigen Totalität, künstlerischen, wissenschaftlichen, literarischen — unsre Stadt erinnerte sich, was sie, gerade sie der deutschen, nationalen Literatur zu verdanken habe und ihr bisher so spröder Boden weigerte sich nicht länger, neben den Standbildern der großen Krieger und Staatsmänner, auch die der großen Dichter und wissenschaftlichen Entdecker zu tragen. Sie wurde der Sitz des deutschen Parlaments und der obersten Behörden des Reichs, der Markt für Deutschlands Handel, der Stapelplatz seiner gewerblichen Betriebsamkeit; und wer, durch unsre Straßen wandernd, einen Prachtbau neben dem andren erblickt, an welchem die Firmenschilder großer Industrieller und berühmter Geschäftshäuser aus allen Theilen des deutschen Reichs, ihrer Filialen, Commissionslager und Agenturen prangen: der wird eingestehen müssen, daß auch in dieser Hinsicht Berlin die centrale Stadt Deutschlands geworden ist.

Zu dieser ungeheuren Energie des Berliner Lebens trägt nicht wenig der Umstand bei, oder vielmehr resultirt sie zum Theile daraus, daß in der Einwanderung, aus welcher es sich recrutirt, eine Zeitlang das männliche Element überwog und die kräftigsten Altersclassen immer noch überwiegen. Ersteres war 1875 mit einem Ueberschuß von 2 pro Mille vertreten, und unter den Zuziehenden befanden sich mehr als zwei Drittel im Alter von fünfzehn bis dreißig Jahren. Es ist eine alte, oft wiederholte und nach allem bisher Mitgetheilten leicht erklärliche Thatsache, daß es in Berlin, wie man zu sagen pflegt, so wenig Berliner gibt. Schon einer meiner Gewährsmänner aus dem vorigen Jahrhundert bemerkt, daß in Berlin „die echten Berliner" sparsam zu finden sind; und er fügt hinzu, daß man sich nur in einer hiesigen Gesellschaft zu erkundigen brauche, um zu erfahren, wie viel davon wohl „würckliche Berliner" seien[1]). Das Resultat dieser Erkundigung bleibt er uns freilich schuldig; dafür wissen wir um so genauer, wie das Verhältniß gegenwärtig steht: daß nämlich die weitaus größere Hälfte der Bevölkerung Berlins aus Leuten besteht, welche keine Berliner sind. In der Periode des stärksten Zuzugs, welche mit dem Jahre 1875 schließt, kamen auf 413 in Berlin Geborene 587 auswärts Geborene; und im Jahre 1880, wo normalere Bedingungen zurückgekehrt, war das Verhältniß immer noch wie 434 zu 566. Um diese Zeit stellt sich das Gesetz, nach welchem es in der Welt mehr Frauen als Männer gibt, auch für Berlin wieder her, indem das männliche Element in dem genannten Jahr aus 231,608 geborenen Berlinern und 311,221 Zugezogenen, das weibliche dagegen aus 255,176 Berlinerinnen und 324,325 Zugezogenen bestand. Wenn man daher sagt, es gebe wenig Berliner in Berlin, so muß doch der Wahrheit gemäß hinzugefügt werden, daß es dort immer noch mehr Berlinerinnen als Berliner gibt. Indessen hat dieses ihr Ueberwiegen der Intensität des Berliner Lebens keinen wesentlichen Abbruch

[1]) König, Versuch einer historischen Darstellung ꝛc. der Residenzstadt Berlin. 1793.

gethan; denn sehr activ in dasselbe greift das sog. schwache Geschlecht ein. Mit Ausnahme der Armee, der Marine, der Forstwirthschaft, Jagd und des diplomatischen Corps finden wir Frauen in allen Berufsclassen — im Versicherungswesen und in der Rechtspflege zwar nur mit je einer Repräsentantin, in der Fischerei mit deren vier, in der Rhederei und Schiffahrt mit fünf, in der Kirche mit sechs und in der Presse mit vierzig: aber sie präponderiren in der Bekleidungsbranche (44,778 gegen 30,849), unter den Dienstboten (58,930 weibliche gegen 7051 männliche), unter den von ihren — Renten Lebenden (7287 Rentièren gegen 5288 Rentiers); sie stellen zur Gruppe der Arbeiter beinahe ein Drittel der Gesammtzahl, und Alles zusammen kommen auf 380,196 selbstthätige Männer 177,971 selbstthätige Frauen in Berlin.

Wie konnte nun der Berliner Typus, der doch ein ganz eigenthümlicher ist, einer so massenhaften Infusion fremden Elementes gegenüber sich nicht nur behaupten, sondern auch derart kräftig erweisen, daß jeder Zugezogene mehrentheils schon nach kurzer Zeit zum „richtigen" Berliner wird? Auch darüber gibt der Verwaltungsbericht genügenden Bescheid. Es stellt sich nämlich heraus, daß bei der Zählung von 1880 unter der Gesammtzahl von 635,292 Zugewanderten 46,356 Deutsche „aus dem Reich", von den 575,202 zugezogenen Preußen nur 14,432 aus den „neuen Provinzen", ungefähr die Hälfte des Restes, nämlich gegen 214,000 aus der Mark Brandenburg, und von diesen wiederum gegen 50,000 aus dem Barnim und Kreise Teltow waren, dem alten „Wurzelgebiet des eigentlichen Berlin", wie der Verwaltungsbericht sie nennt. Wer aber jemals die kleinen Städte, Flecken und Dörfer der Mark besucht hat, der wird wissen, wie dort, unter fast denselben Lebensbedingungen eines sandigen Bodens, auf den Haiden und an den Seen ein Geschlecht erwachsen ist, welches dem Berliner zum Verwechseln ähnlich sieht, „ein verwegener Menschenschlag", um Goethe's Wort zu gebrauchen[1]), ganz wie jener, und der deshalb auch, weil er „Haare auf den Zähnen" hat, sich in Berlin bald zurecht findet und vortrefflich gedeiht.

Dieses märkische Element zusammen mit den eingeborenen Berlinern bildet nun aber den überwiegend stärksten Theil und eigentlichen Kern unserer Bevölkerung; und dieses Verhältniß, welches auch ihr künftiger Zuwachs sein möge, wird immer annähernd dasselbe bleiben, da seine Ursachen von der Natur gegebene sind.

Der Berliner wird nicht aussterben, noch werden es diejenigen Eigenschaften, durch welche er sich seit Jahrhunderten ausgezeichnet und Berlin zu dem gemacht hat, was es gegenwärtig ist, in alter und neuer Geschichte vielleicht das einzige Beispiel einer Stadt von centraler Bedeutung, welche nichts ihrer Lage, sondern Alles ausschließlich und allein ihrer Arbeit schuldet — undankbare Arbeit zuweilen, harte Arbeit immer, Arbeit seiner Fürsten, Arbeit seiner Bevölkerung — Arbeit auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, lange verkannt, spät erst gewürdigt — Arbeit, so dürfen wir jetzt wohl sagen, nicht umsonst gethan und, so wollen wir hoffen, von Deutschland niemals vergessen!

[1]) Eckermann, Gespräche. I, 71.

Eine Reise nach Ostindien.

Von
Prof. **Julius Jolly** in Würzburg.

V. Im Himalaya.

Sobald gegen Mitte März der indische Sommer beginnt, beeilt sich, wer nicht durch dringende Verpflichtungen und Berufsgeschäfte in der Heimath zurückgehalten wird, den Staub von den Füßen zu schütteln und aus der heißen Ebene in die Berge überzusiedeln. Die officielle Welt gibt zu dieser allgemeinen Völkerwanderung das Beispiel. Jede Provinz hat eine officielle Erholungsstation, in welche während der heißen und Regenzeit der Sitz der obersten Behörden verlegt wird. Es gibt aber außerdem noch eine Menge kleinerer Sommerfrischen, die sich während der Saison eines sehr starken Besuchs erfreuen. Am liebsten wird der Himalaya aufgesucht; doch sind auch in den niedrigeren Gebirgen, den Ghats, den Nilgherries u. s. w. eine große Anzahl comfortabler Sommerstationen für diejenigen Provinzen eingerichtet, welche vom Himalaya weiter abliegen. Am stärksten ist die Auswanderung aus Calcutta. Dem Beispiel der Großmoguln folgend, welche alljährlich im Sommer aus dem heißen Agra oder Delhi über den berühmten, 12,000 engl. Fuß hohen Pir-Panchal-Paß nach Kaschmir zu reisen pflegten, fährt der Vicekönig und mit ihm das ganze Personal der indischen Regierung um Mitte März über Delhi und Ambala nach dem fernen Simla, das in der Centralkette des Himalaya gelegen ist. Gleichzeitig oder etwas später siedelt der Gouverneur von Bengalen von Calcutta nach dem schönen Darjeeling im östlichen Himalaya über. Nun hört das rege gesellige Leben der Saison in Calcutta mit einem Schlage auf. Die Anzahl der stolzen Carrossen, in welchen sich während der Saison die fashionable Welt allabendlich auf dem Corso Calcutta's, am Strand des Hooghly zu zeigen pflegt, erfährt eine merkliche Abnahme. Die Theater geben ihre Schlußvorstellungen. Die überfüllten Boarding Houses leeren sich. Die Zurückbleibenden suchen die nach Süden gelegenen Zimmer auf und geben sich nach des Tages Last und Arbeit am Abend, auf einem der bequemen indischen Lehnstühle hingestreckt, auf der Veranda dem Genuß des erfrischenden Südwindes hin. Was wäre Calcutta ohne seine Südbrise? Sie

tritt nach Sonnenuntergang fast regelmäßig ein und man öffnet ihr alle Thüren und Fenster, um sich eine erquickende Nachtruhe zu sichern und den Gebrauch der lästigen Nacht-Pankah zu ersparen. Kann man doch den lieben langen Tag über die Bewegung der Pankah, des langen, von der Zimmerdecke herabhängenden Tuchstreifens nicht entbehren. Ich gab dem Pankah-wallah gerne die wenigen Annas (1 Anna = 1/16 Rupie), um die er vor der Thür sitzend geduldig die Pankah hin und herzieht, und gedachte dabei im Stillen dankbar des Mannes, der die Pankah erfunden hat. Früher kannte man auch in Indien nur große Handfächer, die von mehreren Kulis abwechselnd geschwungen wurden, jetzt aber nur bei großen Versammlungen und dergleichen Gelegenheiten noch bisweilen gebraucht werden.

Den Beginn der saison morte machte ich noch in Calcutta mit, zögerte aber nach der Beendigung meiner Lehrthätigkeit in Calcutta nicht, meine Sehnsucht nach dem Himalaya zu befriedigen und wählte mir Darjeeling als Reiseziel. Diese Sommerstation des Gouverneurs von Bengalen, die höchste aller officiellen Sommerresidenzen Indiens, ist seit einigen Jahren durch den Bau der Bergbahn von Siligurri den Bewohnern Calcutta's bedeutend näher gerückt, wenn auch fünfundzwanzig Eisenbahnstunden nach unseren bescheideneren Begriffen noch immer eine recht ansehnliche Entfernung darstellen. Mich zog nach Darjeeling, außer dem Wunsch, die höchsten Gipfel des Himalaya und somit der ganzen Erde zu sehen und der meine Arbeitskraft schon bedenklich lähmenden Hitze der indischen Ebene zu entfliehen, noch ein anderer Gedanke, nämlich die Aussicht, dort eine der ganz wenigen nord-buddhistischen Gemeinden Indiens kennen zu lernen. Ich hatte vielfach Gelegenheit gefunden, die alten Denkmäler des Buddhismus in Indien kennen zu lernen. In Bombay hatte ich die kürzlich ausgegrabenen buddhistischen Reliquien, in Elephante und Karle die buddhistischen Höhlentempel, in der Ausstellung in Jeypore und in dem Museum von Calcutta die berühmtesten Sculpturen der indischen Buddhisten, in Sernath bei Benares einen ihrer berühmtesten Stūpas gesehen. Noch mehr als diese Monumente des Buddhismus interessirte es mich, einen der so spärlichen lebendigen Ueberreste desselben kennen zu lernen. Bekanntlich ist die Religion des Buddha aus der vorderindischen Heimath ihres Stifters längst verschwunden, wenn man nicht etwa die Insel Ceylon zu Indien rechnen will. Ceylon, der Hauptsitz des südlichen Buddhismus, ist jedoch auch unter englischer Herrschaft von Indien völlig getrennt geblieben. Dagegen sind durch die Ausbreitung der englischen Herrschaft nach Norden hin einige nordbuddhistische Districte in den Himalayaländern mit Indien vereinigt worden. Zu diesen gehört der gebirgige Grenzdistrict von Darjeeling, der, zwischen Nepal, Bhutan und Sikkim eingekeilt, erst in den dreißiger Jahren von dem Radschah von Sikkim, der jetzt auch ein englischer Tributärfürst ist, an die Engländer abgetreten wurde.

Am 30. März Nachmittags befand ich mich in einem der comfortabeln Waggons der ostbengalischen Eisenbahn unterwegs nach Darjeeling. An Barrackpur, dem beliebten Vergnügungsort der Bewohner Calcutta's vorüber, durch schöne Wälder von Platanen und Cocuspalmen, ging es direct nach dem Norden, bis wir gegen Abend das Ufer des Ganges erreichten. Bis dahin hatte ich

häufig von einem wollenen Lappen Gebrauch gemacht, um das an den größeren Stationen käufliche Eis darin einzuschlagen, mit dem ich mir die Schläfe kühlte und einen erfrischenden Trank bereitete. Nun machte sich die Nähe des großen Stromes durch eine angenehme Kühlung fühlbar; wir verließen die Eisenbahn; ein kleiner fast nackter Junge trug mit Blitzesschnelle mein Gepäck zum Dampfschiff, die Stufen der Treppe hinab, die selbst zu dieser Tageszeit von einem alten Manne zur Reinigung des Körpers und der Kleider in dem heiligen Strome benützt wurde; und bald stieß unser Dampfer vom Ufer des Ganges ab, der hier so breit ist, daß wir, in der Mitte angelangt, die Lichter zu beiden Seiten nur undeutlich wahrnehmen konnten. Nach einer halben Stunde war Saraghat erreicht, von wo es mit der nordbengalischen Eisenbahn weiter ging, die uns in der Morgenfrühe in die gefürchtete Fiebergegend des Terai, des Hügellandes am Fuß des Himalaya brachte, das ein Lieblingsaufenthalt des wilden Elephanten, aber für den europäischen Ansiedler lebensgefährlich ist. Nun stiegen wir bei Siliguri, wo die Steigung beginnt, in die leichten offenen Waggons der Bergbahn von Darjeeling um, die mich mit ihrer niedlichen kleinen Berglocomotive an die Rigibahn der Schweiz erinnerte. Doch kommen hier keine Zahnräder zur Anwendung, sondern die ganze etwa 7000 englische Fuß betragende Steigung von Siliguri bis nach Jor Bangalow, dem höchsten Punkte der Bahn und einer der höchsten Eisenbahnstationen der Welt, wird mit zahllosen Curven überwunden, die oft so scharf sind, daß die Züge, sowohl aufwärts als abwärts, nicht rascher als sieben englische Meilen in der Stunde fahren dürfen. Bei jeder Wendung des Weges zeigt sich ein neues Landschaftsbild, aus dem sich ab und zu das Junglehuhn, der ältere Vetter unseres Haushuhns, bis hart an den Bahndamm vorwagt. Bald kommt ein tosender Gebirgsbach herab, bald taucht tief unter uns wieder die von den Silberstreifen großer Flüsse durchzogene Ebene von Bengalen auf. Die Palme verschwindet und macht dem Lorbeer, dem Feigenbaum, dann der Eiche, Birke und Himalayafichte Platz; wir fahren langsamer, weil wir den Schauplatz eines der hier so häufigen Erdrutsche passiren; es fängt an zu regnen und wird Nachmittags um drei Uhr in den allseitig offenen Wagen empfindlich kalt; wir erreichen in Jor Bangalow den höchsten Punkt der Bahn; dann geht es wieder abwärts, bis 7300 Fuß über dem Meeresspiegel, und wir sind in Darjeeling.

Fast auf der ganzen Strecke von Siliguri bis Darjeeling bildeten Theepflanzungen die steten Begleiter der Fahrt. Meist an Abhängen angelegt, sehen dieselben unseren Weinbergen täuschend ähnlich. Wo sie vorherrschen, verleihen sie der Landschaft einen monotonen Charakter. Doch sehen die weißen langgestreckten Häuser der Pflanzer freundlich genug aus. Sie krönen den Hügel, auf dem sich die Pflanzung befindet und enthalten im oberen Stockwerk ausgedehnte Räume zum Trocknen des Thees. Die Einsamkeit der reichen und gastfreien Pflanzer wird häufig durch Besuch unterbrochen, und sie sind darauf eingerichtet eine ganze Menge Gäste unterzubringen. An dem Abhang des Hügels ziehen sich die ärmlichen Hütten der Kulis hin, deren jeder Pflanzer mehrere Hundert, nicht selten mehrere Tausend beschäftigt. Um die jungen Schößlinge und Knospen der Theestaude, die fünf bis sieben Male im Jahre zu tragen

pflegt, in die Gestalt zu verwandeln, in welcher der Thee in den Handel kommt, sind eine ganze Reihe verschiedener Arbeiten erforderlich. Obwohl bei diesen Manipulationen, dem Pflücken, Walken, Rollen, Trocknen und Sortiren, auch Maschinen zur Anwendung gelangen, so wird doch das Meiste durch die Handarbeit der Kulis und ihrer Frauen und Kinder geleistet. Darjeeling ist einer der Mittelpunkte der indischen Theecultur, die sich, nach vielen vergeblichen Versuchen in der Acclimatisation der aus China importirten Schößlinge, seit dem Beginne der fünfziger Jahre zu einer der hoffnungsreichsten Culturen Indiens entwickelt hat. Nach den statistischen Ausweisen wurden im Jahrgang 1877/78: 33,495,075 englische Pfund indischen Thees aus Indien exportirt, im Werthe von 3,044,571 Pfund Sterling; und der Export hat seitdem noch bedeutend zugenommen. In Indien selbst wird fast nur ostindischer Thee consumirt, in dem es mir als passionirten Theetrinker viel Vergnügen machte ein Product kennen zu lernen, das die entsprechenden Sorten chinesischen Thees nach meinem Geschmack an Aroma und Wohlgeschmack bei Weitem übertrifft. Es besteht übrigens, abgesehen von der überaus sorgfältigen Cultur des Thees in den indischen Theegärten, auch ein natürlicher Grund für das ausgezeichnete Gedeihen der Theestaude in Indien. Neuere Untersuchungen haben sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Theepflanze ursprünglich aus Indien stammt und von da in vorgeschichtlicher Zeit nach China eingeführt wurde. In der indischen Provinz Assam wächst sie wild und erreicht dort sogar die Größe eines ansehnlichen Baumes.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zu meinen ersten Eindrücken von Darjeeling zurück. Ein rechtes Bergnest, an die Felsen angeschmiegt, mit malerischen Häusern und Villen im Gebirgsstil, von denen einige um Tausende von Fußen höher liegen als die übrigen. Unbeschreiblich wohlthuend ist der Contrast zwischen der erschlaffenden Atmosphäre der indischen Ebene und der herrlichen Bergluft des Himalaya. Es ist ein wahrer Genuß, wieder einmal etwas von Frost zu fühlen und an die kalten Märztage der nordischen Heimath erinnert zu werden. Gegen Abend wird es sogar so kalt, daß die Kamine in allen Zimmern geheizt werden müssen. Aber wo bleiben die Schneegipfel des Himalaya, nach denen ich schon in Siligurri vergebens Ausschau gehalten hatte? Die hohen Herren sind hier, wo die Schneegrenze erst bei 17,000 englischen Fuß anfängt, noch weit vornehmer als in den Alpen und zeigen nur selten ihr Antlitz. Man erzählte mir von einer schriftstellernden Engländerin, welche soeben Darjeeling verlassen hatte, nachdem sie vier Male vergebens bei Sonnenaufgang auf den Senchal geritten war, um den Mount Everest zu sehen. Ich habe während meines beinahe vierzehntägigen Aufenthaltes in Darjeeling trotz der günstigen Jahreszeit auch viel Regen und nebliges Wetter erlebt. Aber einige ganz köstliche Fernsichten, die sich unmittelbar nach heftigem Gewitterregen eröffneten, boten hiefür reichen Ersatz, besonders wird mir der schöne, bei prachtvoll klarem Wetter unternommene Ritt auf den Gipfel des Senchal stets unvergeßlich bleiben.

In großer Gesellschaft, in die ich durch den deutschen Generalconsul Bleeck und Gemahlin aus Calcutta eingeführt worden war, brach ich um 10 Uhr Vormittags von Woodlands Hotel auf. Während die Herren sich der schweren Bergponies bedienten, ließen sich die Damen in Sänften, Dschampans oder Dandies

genannt, von je drei Kulis tragen, ein Beförderungsmittel, das zwar noch immer auch von dem männlichen Reisenden in vielen Gegenden Indiens nicht entbehrt werden kann, aber lange nicht so angenehm ist als man glauben könnte, da es nur zu leicht die Seekrankheit hervorruft. Bald hatte unser Zug die Station für reconvalescente Soldaten auf dem Gipfel des Berges erreicht, an dessen Abhang sich die Häuser von Darjeeling hinziehen. Es ging nun wieder ein Stück abwärts bis zu der Ortschaft Jor Bangalow und dann klommen wir mit unseren Ponies auf einem steilen Pfade zum Gipfel des Senchal, 8610 englische Fuß hoch empor. Der scharfe Bergwind nöthigte uns die Mäntel auf und erklärte uns, warum das große Kurhaus für Soldaten auf dem Senchal verlassen werden mußte. Jetzt sind davon nur noch einige riesenhafte Schornsteine übrig, welche den Gipfel des Senchal weithin sichtbar machen. An einer vor dem Wind geschützten Ecke, am Rande eines Felsens, gaben wir uns dem Genuß der unvergleichlichen Aussicht hin. Der Himalaya verdient seinen Namen „Sitz des Schnees" im reichsten Maße. Eine so ununterbrochene, nicht enden wollende Reihe von Schneebergen erinnere ich mich selbst in der Schweiz und Tirol nicht gesehen zu haben, wo doch der ewige Schnee schon vielfach bei einer Erhebung von 8000 Fuß über dem Meeresspiegel anfängt. Auf dem Senchal selbst ist man schon über 8000 Fuß hoch, sieht vor den Schneebergen noch ungefähr über ein halbes Dutzend schneefreier Gebirgsketten aufsteigen, eine höher als die andere, und doch ragen einige der Schneeriesen noch unglaublich hoch in den Horizont hinein. Zwar der Mount Everest, richtiger Gaurisankar, der um die Kleinigkeit von 4000 Meter höher ist als der Montblanc, wird hier nur als eine bescheidenere Kuppe sichtbar; denn er liegt weit jenseits der nepalesischen Grenze, 120 englische Meilen in der Luftlinie entfernt. Um so imposanter thürmt sich der von Schnee und Eis starrende Granitcoloß des Kirchinchanga gen Himmel empor, der 45 englische Meilen entfernt und dabei nur um 1000 Fuß niedriger ist als der Mount Everest. Die ernste Erhabenheit der Bergscenerie wird gemildert durch einen freundlichen Vordergrund von Laubwäldern, voll von Rhododendron- und Magnolienbäumen, die mit rothen und weißen Blüthen über und über bedeckt sind. Bei dem Versuch, einige der lieblichen Blüthen zu pflücken, erhielt ich eine praktische Lehre über die sprüchwörtliche Undurchdringlichkeit des indischen Jungle. Dreht man den Schneebergen den Rücken, so sieht man sich zu Füßen die wohlgepflegten Theegärten und weißen Häuser von Kurseong liegen, und in größerer Ferne taucht die von schimmernden Strömen durchzogene dunstige Ebene auf. Jetzt beginnen auch die nächstgelegenen Bergspitzen sich zu umfloren, die vom Winde gejagten Bergnebel führen uns rasch wechselnde Landschaftsbilder vor die Augen, und ich verdanke die schönste Ansicht des Kinchinchanga dem Moment, wo alle niedrigeren Bergreihen im Nebel verschwunden sind, während seine massige Pyramide hoch oben in der Luft auftaucht.

Der herrliche Anblick der Schneespitzen des Himalaya erweckt den Wunsch, sie zu besteigen. Welch reiches Feld würde diese ungezählte Menge jungfräulicher Gipfel einem indischen Alpenclub eröffnen! Aber es sind enorme und in Europa ungeahnte Schwierigkeiten, die sich hier dem Touristen in den Weg stellen.

Schon bis zum Fuß des verhältnißmäßig noch leicht zu erreichenden Kinchinchanga vorzudringen, ist ein höchst mühseliges und bedenkliches Unternehmen. Sikkim ist noch sehr wenig zugänglich und civilisirt, und durch das Jungle reisend, ist man besonders einer starken Fiebergefahr ausgesetzt. Dies erfuhr zu seinem Schaden ein passionirter Bergsteiger, der wenige Monate vor meinem Aufenthalt in Darjeeling mit geübten Führern aus der Schweiz oder Tirol dort eingetroffen war, um den Kinchinchanga zu besteigen. Schon beim ersten Uebernachten in einer Hütte im Tistathale, 10 engl. Meilen von Darjeeling entfernt, überfiel ihn sammt seinen Begleitern ein starkes Fieber, das ihn bald zur Umkehr zwang. Gelangt man über die Schneegrenze hinaus, so treten bald die bekannten Symptome der Bergkrankheit auf, welche die immer dünner werdende Luft hervorruft. Ich hörte von einem englischen Officier, der an den Folgen einer solchen Expedition noch krank darniederlag. Er war unter fürchterlichen Anstrengungen und Entbehrungen zu der bis dahin unerreichten Höhe von 22,000 Fuß vorgedrungen, wo er einer Ohnmacht nahe und halberfroren von seinen Dienern und Führern genöthigt wurde, den Rückweg anzutreten, da sie für sein Leben fürchteten und die Verantwortung scheuten.

Unter den europäischen Gelehrten, die sich mit der Geschichte des Buddhismus beschäftigen, ist Darjeeling vorzugsweise als die Todesstätte des ungarischen Forschers Csoma de Körös bekannt. Dieser kühne Reisende und unermüdliche Pionier auf dem Gebiete der orientalischen Sprachenkunde, war der erste, welcher das Studium der tibetanischen Version der heiligen Schriften der Buddhisten in die europäische Wissenschaft einführte. Zu Fuße von seiner ungarischen Heimath ausgezogen, um die asiatische Wiege der Magyaren zu entdecken, erwarb er sich in Tibet eine gründliche Kenntniß der Landessprache, die er später grammatisch und lexikalisch bearbeitet hat, und der religiösen Literatur Tibets; schlug sich unter den größten Entbehrungen zu den Päßen des Himalaya durch; fand in Calcutta eine ehrenvolle Aufnahme seitens der asiatischen Gesellschaft, die ihn in Stand setzte, seine Forschungen auszuarbeiten und zu veröffentlichen; brach nochmals nach Tibet auf, um Lhassa zu erreichen; starb aber unterwegs in Darjeeling, wo er auf dem Kirchhofe begraben liegt. Laut der von der asiatischen Gesellschaft herrührenden Grabschrift, war sein Todestag der 11. April 1846. Als sein Vorname ist hier irrthümlich Csona angegeben, statt Csoma.

Mein Wunsch, die Buddhistengemeinde Darjeelings kennen zu lernen und einen kundigen Führer durch ihre Heiligthümer zu finden, ging schon am Tage nach der Besteigung des Senchal in Erfüllung. Ein gefälliger schottischer Missionär, dessen Bekanntschaft ich zufällig gemacht hatte, schickte mir einen etwa vierzehn- oder fünfzehnjährigen, sehr aufgeweckten Bhutiyajungen zu. Der Kleine, der in der „Bhodiya Boarding School" in Darjeeling geläufig Englisch sprechen gelernt hatte und sogar schon in Calcutta gewesen war, erwies sich als ein sehr brauchbarer Führer. Seinen Mittheilungen, und den Gesprächen, die ich durch seine Vermittlung mit den buddhistischen Priestern, den Lamas, anknüpfte, verdanke ich fast alles, was ich über die religiösen Gebräuche und Vorstellungen seiner Glaubensgenossen in Erfahrung bringen konnte.

Zwischen den Buddhisten, welche den Grundstock der Bevölkerung von Dar-

jeeling bilden, und den Tibetanern besteht außer dem religiösen und geographischen auch ein auf Gleichheit der Rasse beruhender Zusammenhang. Die „hillmen", Gebirgsbewohner, wie die Engländer sie nennen, zerfallen zwar in mehrere verschiedene Völkerschaften, die nach Sprache, Kleidung und Bewaffnung differiren und wer einige Zeit lang in Darjeeling gelebt hat, lernt die Leptscha, Bhutiyas, Nepalesen, Bhutanesen, Paharīs und wie sie alle heißen, allmälig von einander unterscheiden. Doch ist der mongolische Typus bei allen unverkennbar, und auf den ersten Blick unterscheidet man die Hindus, die hier als Kaufleute, Lehrer, Diener oder Schreiber thätig sind, an ihrem zartgliedrigen Körperbau und ihren scharfgeschnittenen Zügen von den plumpen untersetzten Figuren und stumpfen Gesichtern der Eingeborenen. Auch die Spärlichkeit oder der völlige Mangel des Bartwuchses und das straffe, tief in die Stirn hereinhängende schwarze Kopfhaar, das dem Gesichtsausdruck eine gewisse Wildheit verleiht, hängen mit dem mongolischen Typus zusammen und das Temperament dieser Rasse erinnert an die Chinesen und Japanesen. Die kräftig gebauten, aber plumpen Weiber, die sich hier ungescheut in der Oeffentlichkeit zeigen dürfen, kann man auf dem viel besuchten Markte im Scherz den Männern kräftige Stöße ertheilen sehen, und wenn man gegen Abend durch ein Bhutiyadorf geht, so findet man die ausgelassenste Heiterkeit herrschend. Mein kleiner Führer mit seinen schief gestellten, lustig zwinkernden Augen und seinen drolligen unermüdlichen Fragen nach dem Klima in Europa, dem Kaiser von Deutschland, dem deutsch-französischen Krieg von 1870, meinen Vermögensverhältnissen u. s. w., erinnerte mich an Wan-Li, den heiteren Chinesenknaben, den Bret Harte in einer seiner anmuthigsten Novellen reizend geschildert hat. Der gute Junge wollte anfangs durchaus keinerlei Bakschisch von mir annehmen, weil er von den Missionären gelernt hatte, daß man dem Nächsten Liebesdienste erweisen soll, ohne Vergeltung von ihm zu erwarten. Doch amüsirte mich die erfinderische Logik, mit der er bei meinem letzten Zusammensein mit ihm über diese Gewissensscrupel hinwegkam. Auch die Tracht ist von der indischen schon des kalten Klimas wegen völlig verschieden. Die Priester und überhaupt die besseren Classen scheinen mit Vorliebe eine gelbe Kutte aus kräftigem Wollstoff zu tragen. Die Weiber sind hier noch mehr auf Schmuck erpicht, als selbst bei den Hindus, und hängen sich riesenhafte pfundschwere Amulette und große Ketten von englischen Silber-Rupees, schlecht geschliffenen Türkisen und Bernstein um den Hals, welch letzterer von der afrikanischen Küste stammen soll. Eine scheußliche Bemalung des Gesichts mit schwarzem Farbstoff, die man nicht selten findet, dient nicht dazu, die Anmuth des weiblichen Geschlechts zu erhöhen. Bei den Männern habe ich auch den chinesischen Zopf nicht selten gesehen. Leicht erregbar, ist dieses Völkchen auch zu Streitigkeiten geneigt, und die unter der Einwohnerschaft Darjeelings stark vertretenen Bhutanesen sind als Raufbolde gefürchtet, die bei jedem Wortwechsel ihre breiten Messer ziehen. Sie haben sich auch bisher in ihrer schwerzugänglichen Bergheimath Bhutan trotz mehrerer Kriege ihre Unabhängigkeit von England zu bewahren gewußt. Die Leptschas und Bhutiyas sind ihrer Körperkraft wegen sehr gesucht als Arbeiter und Träger. Ein Leptscha trägt mittels eines Stirnbandes befestigte Lasten bis zu 140 Pfund über die schmalen Stege, welche

die reißende Tista überbrücken. Von einer Bhutiyafrau wurde mir erzählt, daß sie ein ganzes Pianino den weiten Weg von Siliguri bis Darjeeling auf dem Rücken heraufgetragen habe. Von anderer Seite hörte ich, daß es nicht ein Pianino, sondern sogar ein Flügel gewesen sei. Allerdings mögen das Pianino und der Flügel erst beim Weitererzählen aus einer gewöhnlichen Drehorgel entstanden sein.

Der Buddhismus hat hier augenscheinlich das nämliche Schicksal gehabt, wie bei so vielen fremden Völkern, zu denen er nach seiner Auswanderung aus Indien successive gelangt ist. Indem er sich völlig an die ererbten religiösen Vorstellungen dieser Völker anpaßte, hat er ganz die gesunde Moral und tiefsinnige Philosophie verloren, die der reinen ursprünglichen Lehre Buddha's in Europa so viele Bewunderung eingetragen haben. Der Kern der Religion, welcher die Buddhisten Darjeelings huldigen, ist wie in China und theilweise auch in dem Volksglauben der Hindus ein primitiver Ahnendienst. Die Lamas veranstalten die Todtenfeier für jeden Verstorbenen, dafür erhalten sie von der Familie desselben außer Geldgeschenken auch seine Kleider und die Schüsseln, aus denen er zu essen pflegte. Dies ist die hauptsächliche oder einzige Einnahmequelle der Lamas. Das Tempelland ist ganz unbedeutend und erstreckt sich kaum über den Raum hinaus, auf dem die Pagode, das Kloster und einige zu Ställen u. dgl. dienende Seitengebäude stehen. Als ich in das Kloster eintrat, das ziemlich entfernt von der europäischen Niederlassung in der Bhutiya Basti (Bhutiyadorf) liegt, fand ich in der gedeckten Vorhalle einen alten Lama, der eine schmutzige braune Kutte trug, mit Abschreiben eines tibetanischen Gebetbuches beschäftigt. Längs der Wände liefen Holzgestelle, auf denen ein ganzes Assortiment von Gebetsrädern jeder Größe untergebracht war. Auf jedem der Gebetsräder stand außen ringsum das bekannte „buddhistische Gebet": „Om maṇi padme hūm" in großen, dem gewöhnlichen Devanāgarī-(Sanskrit-)Alphabet sehr ähnlichen Lettern geschrieben. Innerlich sind die Räder mit langen Papierstreifen angefüllt, auf denen die nämlichen Worte in unzähligen Wiederholungen zu lesen sind. Man kann sich daher denken, wie wirksam dieses abgekürzte Betverfahren ist und welche enorme Menge von Gebeten eine einzige Umdrehung des Rades zum Himmel sendet. Ein besonders großes Gebetsrad wurde denn auch in ständiger Bewegung erhalten von einem alten Weibe, das gleichzeitig noch in einem geschriebenen tibetanischen Gebetbuch eifrig las. Die lautlose Stille dieser frommen Thätigkeit wurde unterbrochen durch zwei oben auf dem Gebetrade befestigte Stifte, die bei jeder Umdrehung zwei von der Decke herabhängende Glocken, eine helle und eine dumpfe, zum Tönen brachten. Nachdem der Pförtner herbeigerufen war, erlangte ich durch eine kunstlose Holzthür Einlaß in das Heiligthum, dessen Hauptschmuck eine gerade dem Eingang gegenüber postirte Buddhastatue bildete; zu beiden Seiten derselben befanden sich zwei weibliche Statuen, die mir als die Gemahlinnen des Buddha erklärt wurden. Die Bedeutung der auf den Seitenwänden angebrachten figurenreichen mythologischen Gemälde konnte ich nicht enträthseln, die Figuren auch nicht deutlich unterscheiden, da der große Raum sein ganzes Licht durch die Thür erhielt. Bei religiösen Festen pflegen zahlreiche kleine Oellämpchen angesteckt zu werden. Die Buddhisten geben auch

hier sehr viel auf bildliche Darstellungen. Ich lernte einen buddhistischen Maler kennen, der aus der Anfertigung von Heiligenbildern ein Gewerbe macht. Einen solchen Maler scheint es in jedem größeren Dorfe zu geben.

Das Werthvollste in dem Heiligthum waren jedoch eine Anzahl in Holzfächern neben der Buddhastatue aufbewahrter Bücher; und als ich nach Besichtigung des Heiligthums auf einer baufälligen Holztreppe in das obere Geschoß hinaufstieg, fand ich dort in Repositorien aufgestellt und jedes einzelne Buch sorgsam mit dem orthodoxen gelben Tuch umwickelt, eine ganze Bibliothek vor. Es wurde mir gestattet die Tücher zu öffnen und mir die aus lauter einzelnen Blättern bestehenden Bücher anzusehen, wobei ich mich überzeugte, daß dieselben durchgehends mit dem sogenannten „block printing" in tibetanischen Lettern gedruckt waren. Einige wenige Gebetbücher waren geschrieben, ebenfalls in tibetanischer Schrift. Ich gab mir Mühe, eines davon zu erwerben; aber die Lamas wollten es um keinen Preis verkaufen, ebenso wenig als die gedruckten Bücher oder den geschnitzten Holzblock, mit dem sie ihre Drucke herstellen. Ich würde ihre Heiligthümer doch nur wegwerfen, meinte der alte Lama, der unter den englischen Besuchern seines Klosters wenig Achtung für seine Religion getroffen haben mochte. Es ist um so begreiflicher, daß die Lamas sich schwer von ihren heiligen Büchern und Handschriften trennen, als die Communication mit Tibet, von wo die Bücher kommen, mühselig und schwierig ist und das Abschreiben, richtiger Abmalen auf dem eigenthümlichen, aus gekochtem Baumbast geschöpften Pflanzenpapier, das hier im Gebrauche ist, mit den üblichen Rohrfedern sehr langsam von Statten geht.

Tibetanische Gebetbücher habe ich auch bei buddhistischen Laien in Gebrauch gefunden, außerdem Gebetstrommeln und Rosenkränze. Die Gebetstrommel sieht wie ein Kinderspielzeug aus; sie besteht aus einem zu öffnenden Metallcylinder, auf dem das Gebet in erhabener Schrift zu lesen ist, aus einem darin steckenden langen zusammengerollten Papierstreifen, auf dem das nämliche Gebet so viele Male als möglich mit Tinte aufgetragen ist, und aus einer Handhabe, mit welcher die Trommel herumgedreht wird. Doch hat sich der Industrialismus der schlauen Bhutiyas bereits der Sache bemächtigt. Gebetstrommeln, die sie an reisende Engländer um das Fünffache des Werthes verkaufen, sind als Fälschungen an dem nagelneuen eleganten Metall und an den mit einem unleserlichen Gekritzel unvollkommen beschriebenen Papierstreifen leicht zu erkennen.

Die Rosenkränze bestehen in der Regel aus 108 getrockneten großen Beeren von unebener Oberfläche, wie auch der Rosenkranz der vischnuitischen Secten Indiens 108 Beeren enthält. Daß man gewisse Gebete 108 oder 1008 Mal wiederholen soll, um die oder jene Sünde zu sühnen, wird z. B. in dem alten Gesetzbuch des Vishnu häufig vorgeschrieben. Was den Rosenkranz selbst betrifft, so stammt er wahrscheinlich aus Indien, wo er früher nachweisbar ist als in irgend einem anderen Lande und von allen Religionen und Secten, die Muhammedaner nicht ausgeschlossen, bei ihren religiösen Uebungen gebraucht wird. Im Sanskrit führt er den bezeichnenden Namen japamālā „Gebetskranz". Wenn aber alle indischen oder aus Indien stammenden Religionen der Technik des Gebets eine besondere Ausbildung gegeben haben, so ist der Buddhismus hierin

entschieden am weitesten gegangen. Ich will in dieser Beziehung noch die sogenannten Teufelsfahnen, bunte oder weiße mit dem heiligsten Gebet der Buddhisten bedruckte Lappen erwähnen, die man in Darjeeling nicht nur auf der häßlichen massiven Pagode an Stangen flattern sieht, sondern auf allen Berggipfeln und anderen exponirten Plätzen an Bäumen und Sträuchern angeheftet findet. Der Glaube an böse Geister und die Beschwörung derselben bildet hier eines der wesentlichsten Elemente des Volksglaubens, und auch diese Fahnen sollen zur Bekämpfung der Dämonen dienen, deren Name „Bhut" offenbar von dem Sanskritwort „bhūta", „Dämon" herkommt und mit dem Deva (Dämon) Būiti des Zendavesta und unserem deutschen „Butze-mann" urverwandt zu sein scheint.

Wie bei den Laien die Zauberkraft des Gebets den wirksamsten Schutz gegen die überall umherschweifenden bösen Geister bildet, so bestehen auch die Religionsübungen der Lamas hauptsächlich im sinnlosen Herplappern oder Abschreiben von Gebeten. Ich habe die Lamas des Klosters, es mochten ihrer ein halbes Dutzend sein, sämmtlich kennen gelernt, aber keinen gefunden, der den Sinn des Hauptgebets der Buddhisten Om maṇi padme hūm „Heil dem Kleinod im Lotus" gekannt hätte. Selbst vom Tibetanischen scheinen sie außer dem Alphabet wenig zu verstehen, obschon alle ihre Religionsbücher in tibetanischer Sprache abgefaßt sind. In der Conversation bedienen sie sich ausschließlich ihrer Muttersprache, des Bhutiya. Doch ist die alte buddhistische Lehre von der Seelenwanderung noch vollkommen lebendig bei ihnen. Denn als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß der oberste der Lamas ein ganz junger Mann sei, 26 Jahre alt wie ich hörte, wurde mir mitgetheilt, er sei die Incarnation des vorigen Oberlama. Es herrscht hier also dieselbe Vorstellung und Sitte wie in Tibet, wo nach dem Tode des Dalai Lama ein Suchen nach dem Kinde stattfindet, in welchem man ihn wiedergeboren glaubt. Wie in Tibet die Wahl des neuen Dalai Lama von den Chinesen ausgeht, so wird in Darjeeling der neue Oberlama von Tibet aus bestimmt, und es hat sich hierin also der frühere politische Zusammenhang dieser Gegend mit Tibet noch erhalten. Wahrscheinlich ist dieser Zusammenhang ein uralter und hat der District von Darjeeling, wie ganz Sikkim, zu dem er früher gehörte, seine Cultur und Religion nicht aus der indischen Tiefebene, von der er durch das öde und ungesunde Terai getrennt ist, sondern über die Pässe des Himalaya von Tibet her erhalten. Daß der Buddhismus hier seit alter Zeit geherrscht hat, scheint mir auch aus einer offenbar alten Felseninschrift hervorzugehen, deren Trümmer mir ein englischer Officier auf einem an den Rand der Straße nach Jellapahar herabgerutschten Felsstück zeigte. Ich glaubte darin den Anfang des „Om maṇi padme hūm" zu erkennen. So unzugänglich Tibet und Nepal heutzutage für den Europäer sind, so herrscht doch zwischen diesen Grenzländern und der eingeborenen Bevölkerung Tibets ein reger Verkehr, und das Plateau von Darjeeling war gewiß schon lange vor dem Bestehen der europäischen Niederlassung der Sitz des von Tausenden besuchten Marktes, der noch jetzt alle Sonntage hier abgehalten wird und auf dem man interessante Kostümstudien machen kann.

Es war Anfangs meine Absicht gewesen, von Darjeeling aus über die Tista

nach Kalimpong in Sikkim zu reisen, und in den Bibliotheken der buddhistischen Klöster Sikkims nach Sanskrithandschriften zu fahnden, um womöglich außer den in Darjeeling erworbenen buddhistischen Curiositäten noch einige alte Handschriften aus dem Himalaya mitzubringen. Doch erfuhr ich aus guter Quelle, daß in Sikkim Sanskritmanuscripte ebenso wenig zu haben seien, als in Darjeeling, das ja früher zu diesem Staate gehört hat. In Nepal sind ohne Zweifel noch interessante Manuscripte zu haben, auch nach der reichen Ernte, die dort der verstorbene englische Resident Hodson gehalten hat, dessen Sammlungen dem Studium des Buddhismus einen so bedeutenden Aufschwung verliehen haben. Allein das Ueberschreiten der nepalesischen Grenze, die von Darjeeling kaum drei Stunden entfernt ist, bringt jeden Europäer in die dringendste Lebensgefahr. Im günstigsten Falle wird man, das wurde mir von den in Darjeeling ansässigen Engländern übereinstimmend versichert, in dem nächsten Grenzdorf aufgegriffen und gewaltsam an die englische Grenze zurücktransportirt. Dieses kriegerische Bergvolk kennt die Gefahr, mit der es die Nachbarschaft des englischen Reichs bedroht, und sucht derselben durch die absoluteste Abgeschlossenheit zuvorzukommen. Die englische Regierung hat deshalb ihren Staatsangehörigen das Ueberschreiten der nepalesischen Grenze ganz untersagt. Da ich auf Nepal unter diesen Umständen verzichten mußte und die mitgebrachten Arbeiten in der erfrischenden Bergluft Darjeelings rasch ihre Erledigung gefunden hatten, so waren meine Tage im Himalaya gezählt. Ich durfte meine Abreise nicht länger verschieben, wenn ich mein ferneres Reiseprogramm zur Ausführung bringen wollte, ohne allzu sehr von der Hitze des indischen Sommers zu leiden. Ich reiste daher an einem schönen Aprilmorgen in gerade 24 Stunden nach Calcutta zurück und trat von der indischen Hauptstadt aus die lange Reise über Benares, Lucknow, Cawnpore, Agra, Delhi, Jeypore, Ajmere, Ahmedabad nach Bombay an, über deren Erlebnisse und Eindrücke ich schon früher berichtet habe. Am 27. April betrat ich wieder einen Dampfer des P. & O., der diesmal so überfüllt war, daß ich meine Cajüte auf der ganzen Fahrt von Bombay bis Brindisi mit einem anderen Passagier theilen mußte. In Aegypten hatte auf der Hinreise mein Dampfer die höchst zeitraubende Fahrt durch den Suezcanal machen müssen, da die Eisenbahnbeförderung durch Aegypten zum Anschluß an die indischen Dampfer noch nicht wieder hergestellt war. Ich hatte damals bequem Zeit gehabt, das schöne Kairo zu besichtigen und von dort durch die Wüste nach Suez zu fahren, während mein Dampfer sich langsam durch den Canal durcharbeitete. Diesmal fuhren wir, kaum in Suez gelandet, direct mit der Bahn an den beiden keineswegs imposant aussehenden Lagern Arabis in Tel-el-Kebir und Damanhur vorüber nach Alexandrien und setzten von dort noch am Abend des nämlichen Tages auf einem anderen Schiff die Reise nach Brindisi fort. Da auch die Seereise auf dem indischen Ocean, auf dem rothen Meer, Mittelmeer und adriatischen Meer zum größten Theil überaus rasch und glücklich verlaufen war, so erblickte ich schon am 13. Mai wieder den Markusthurm und landete gegen Mittag des nämlichen Tages, es war gerade Pfingstsonntag, in Venedig. Kurz darauf docirte ich schon wieder in Würzburg vor deutschen Studenten.

Lydia.

Einactige Plauderei

von

Otto Franz Gensichen[1]).

Personen.

Lydia. — Horaz. — Calais. — Ein Sklave.

Ort: Rom. — Zeit: Zweites Jahrzehnt v. Chr.

Scene: Prachtvolle Vorhalle in Lydia's Hause. Die Hinterwand ist in der Mitte durch Säulen durchbrochen, deren halb zurückgeschlagene Teppiche den Fernblick in eine Straße gewähren, zu welcher mehrere Stufen hinabführen. Seitwärts links ein gleichfalls durch Teppiche verhängter zweiter Eingang. Nach rechts ein geschmackvolles Ruhebett, an dessen oberem Ende ein schön gearbeitetes, kunstvoll ausgelegtes Tischchen steht. Daneben, zweckmäßig vertheilt, kleinere Polster.

Erster Auftritt.

Der Sklave. — Dann Calais.

Der Sklave

(liegt, auf dem linken Ellenbogen ruhend, von hereinfallendem Sonnenlicht beschienen, auf dem Fußboden an der Thür der Hinterwand und blickt auf die Straße).

So, liebe Sonne, wärme mir das Haupt!
Vor dir gilt Herr und Sklave gleich. Laß' heute
In deinem Glanze reich und frei mich träumen!

(Sieht sich ängstlich um, zieht einen ledernen Beutel, zählt die Münzen, schüttelt seufzend das Haupt.)

Ach, ich erschwinge nie das Lösegeld!
In Knechtschaft muß ich sterben, — bittres Loos!

Calais (tritt von der Straße ein).

He, Sklave, melde deiner Herrin mich!

Sklave (aufspringend).

Dein Name?

Calais.

Calais aus Thurii.

---

[1]) Alle Rechte vorbehalten. — Zum ersten Male aufgeführt am 5. Februar 1884 auf dem herzoglichen Hoftheater zu Meiningen; in Vorbereitung am königlichen Schauspielhause zu Berlin.

Sklave.

Gut! Harre hier! (Will nach links abgehen.)

Calais.

Doch halt! (Beiseite) Wie? Wenn ich ihn
Zuvor befragte über seine Herrin?
(Laut, mit einer Handvoll Münzen klimpernd.)
Wie klingt dir das?

Sklave (danach langend, sehnsüchtig).

Als könne doch vielleicht
Die Sklavenfessel brechen, die mich bindet.

Calais.

Du möchtest frei sein?

Sklave.

Frei? Oh, wär's auch nur,
Um eine Stunde drauf als frei zu sterben!

Calais.

Da nimm!

Sklave (schwankend, ohne zu nehmen).

Wofür?

Calais.

Um Antwort mir zu geben.

Sklave.

Aha, aushorchen! Weiß schon.

Calais.

Fürchtest du?

Sklave.

Herr, wenn ein Sklave zu geschwätzig ist,
Dann reißt man ihm in Rom die Zunge aus,
Und wenn er lauscht, dann nagelt man das Ohr
Ihm an die Thür. Damit er ganz verstumme,
Wirft man ihn auch zum Fraße den Muränen
Gefesselt in den Teich.

Calais.

Und zitterst du,
Daß deine Herrin .....?

Sklave.

Oh, nicht sie, nicht sie!
Nein, sie ist gütig wie die Sonne selbst.

Calais.

Was also zögerst du?

Sklave (pfiffig, treuherzig).

Ob du nicht etwa
Den Preis verdoppeln möchtest?

Calais.

Schlaukopf du!
Er sei verdreifacht! Aber nun auch ehrlich!

Sklave.

Schilt mich 'nen Gauner, wenn ich zu stark lüge!

Calais (wirft ihm ein Beutelchen zu).

Fang'!

Sklave (auffangend).

Kein Molosserhund fängt besser. — Nun?

Calais.

Wie steht es mit Horaz?

Sklave (dummpfiffig).

Der dichtet Lieder,
Wie sie Ovid, ja, selbst Properz nicht schreibt.
Er ist des Kaisers Liebling, des Mäcenas
Vertrauter Freund, ...

Calais.

Als ob ich das nicht wüßte!
Wie aber steht er jetzt zu deiner Herrin?

Sklave.

Ja, so! Je nun, wer weiß! Ein lieber Herr!
Und gar nicht stolz. Man merkt es, daß sein Vater
Auch nur ein freigelass'ner Sklave war.

Calais (ihn heftig schüttelnd).

Verschmitzter Schwätzer, gibst du endlich Antwort?

Sklave (athemlos).

Verzeih', wenn mich Horaz zu warm gemacht!
Was du mich sonst befragst, hörst du wohl besser
Aus Frauenmund. Ich gehe, dich zu melden.
Nicht wahr? Ich hielt mein Wort und log dir nicht?

(Höflich lächelnd ab nach links.)

Calais (allein).

Daß dich . . . .! Nein, er hat Recht, mich zu verhöhnen!
Was griff ich zu dem alten Mittel auch,
Die Herrin durch den Diener zu belauschen!
Schmeckt man denn ewig die Provinz mir an?
Und ich erkühne mich, um die zu werben,
Der ein Horaz dereinst zu Füßen lag?
Vermess'ner Wahnwitz! Nein, ich will entfliehn,
Bevor mit Spott ich heimgesendet werde.
Zu spät! Sie naht!

Zweiter Auftritt.

Calais. Lydia.

Lydia (von links).

Willkommen, Calais!

(Sie setzt sich auf das Ruhebett und fordert ihn durch Handbewegung zum Niedersitzen auf ein Polster auf.)

Calais (sich setzend).
Vergib, wenn mich die flüchtige Bekanntschaft,
Die ich bei Rufus jüngst mit dir gemacht,
Ermuthigt, heute hier dich zu begrüßen.

Lydia.
Nicht unerwartet kommst du mir.

Calais.
Du hattest
Den blöden Fremdling nicht vergessen?

Lydia.
Nein!
Auch sah ich gestern dich im Circus. Wahrlich,
Du trafst es gut. Der Gladiatorenkampf
War überreich an Spannung.

Calais.
Mich erfreute
Am meisten jener Zufall, daß Horaz
Mir gegenüber saß, und ich mit Muße
Den ersten Dichter Roms betrachten durfte.

Lydia.
Du sagst das ohne Nebenabsicht?

Calais (verwirrt).
Wie?

Lydia.
Es hat dich nicht befremdet, daß Horaz
Nicht neben mir saß?

Calais (immer verwirrter).
Je nun, wie die Plätze
Sich eben finden!

Lydia.
Keine Ausflucht! Wurde
Nicht dir auch jene Neuigkeit erzählt,
Die jetzt den Rundlauf macht durch alle Kreise,
Daß ich mit ihm gebrochen?

Calais.
Freilich, gestern
Saß er im Circus mit der blonden Chloë.

Lydia.
Blond? Pah, sie färbt ihr Haar! Und wähnt sie wirklich,
Sein Herz zu haben?

Calais.
Wie? Du liebst ihn noch?

Lydia.
Ihn lieben? Ich?

Calais.
So klang's aus deinen Worten.

Lydia.

Wozu das Deuteln!

Calais.

Zürne nicht dem Jüngling,
Der schwer begreift, daß Liebe enden könne.

Lydia.

So glaubst du an die Ewigkeit der Liebe?

Calais.

Wofern sie Liebe ist, ist sie auch ewig.

Lydia.

Beglückt das Weib, dem deine Liebe gilt!

Calais.

So preise dich denn glücklich!

Lydia (aufspringend).

Mich? Du schwärmst!

Calais (aufstehend).

Gesprochen ist das Wort, und rückwärts kann
Kein Gott es wieder in die Brust mir bannen.
Ich wußte nicht bisher, was Liebe sei, —
Ich weiß es jetzt, seitdem ich dich gesehen.
Nie wäre dies Geständniß mir entschlüpft,
Wenn noch Horaz für dich in Treue glühte.
Doch seit er Chloë liebt, ...

Lydia (schnell, leidenschaftlich).

Er liebt sie nicht!
Ich glaub' es nicht! Er kann sie nimmer lieben!
Oh, ich durchschaue sein erklügelt Spiel:
Er, eifersüchtig ehedem auf mich,
Will nun auf sich mich eifersüchtig machen,
Und dieses Zweckes Mittel ist ihm Chloë.

Calais.

So hat er dich mit Eifersucht gequält?

Lydia.

Wer auch mein Haus betrat, ob jung, ob alt, —
Horaz sah ewig einen Nebenbuhler.

Calais.

Ein Zeichen, daß er dich gar tief geliebt.

Lydia.

Doch Liebe soll nicht zur Tyrannin werden.

Calais.

Und wähnst du wirklich, ihn nicht mehr zu lieben?

Lydia.

Ich sollte fragen, wer das Recht dir gibt,
Mich zu verhören?

Calais.

Zürne nicht! Du selbst,
Nicht ich, hast meine Fragen angeregt.
Und da Horaz in seinen Liedern dich
Mit vollem Namen feiert, ...

Lydia.

Diese Lieder!
Sie schildern mich als launisch, wankelmüthig, ...

Calais (schnell).

Doch auch als schön und liebenswerth. So hoch
Wie dich hat keine Andre er gepriesen.

Lydia.

Ich weiß, es sind die Perlen seiner Lyrik,
Die er zum Schmucke meines Hauptes wand,
Und Viel vergab ich ihm um ihretwillen.
Mag uns der Reiche Persiens Schätze bieten,
Mag uns der Held den Lorbeer seiner Siege
Zu Füßen legen, — werthlos scheint es uns,
Verglichen mit der Wonne, fortzuleben
In eines Dichters Liedern und zu wissen,
Daß jene Rhythmen, die ein ganzes Volk
Bewundernd jubelt, uns ihr Dasein danken;
Ja, daß vielleicht nach tausend Jahren noch
Das stammelnde Bekenntniß scheuer Liebe
Sich in den Ausdruck der Gefühle kleidet,
Die wir in unsrem Dichter einst geweckt.

Calais.

Leb' wohl!

Lydia.

Du gehst?

Calais.

Weil mich dein Lob des Dichters
Den eignen Unwerth deutlich kennen lehrt.

Lydia.

Zu viel Bescheidenheit!

Calais.

Oh, gönnte mir
Ein Gott die Gunst, nur ein Mal Gruß und Wort
Mit einem Dichter wie Horaz zu tauschen!

Lydia.

Er meidet jetzt mein Haus. Doch als Ersatz
Will ich dir Schätze zeigen, wie dein Auge
Sie niemals sah.

Calais.

Versteh' ich dich?

Lydia

(öffnet an dem Tisch eine Schublade und nimmt mehrere beschriebene Blätter ägyptischen Papyro heraus).

Schau' her!
Hier siehst du Lieder von Horaz, die Niemand
Bisher vernahm.

Calais.

In seiner Handschrift?

Lydia.

Freilich!
Noch sind sie nicht veröffentlicht. Sie stammen
Aus jener sel'gen Zeit, da jedes Lied
Er mir zuerst zu Füßen legte, ich
Zuerst die Stimme der Kritik erhob.
Vorbei! Vorbei!

Calais (die Blätter musternd).

Oh neidenswerthes Weib!
Oh Schätze, wie kein Kaiser sie besitzt!

Dritter Auftritt.

Calais. Lydia. Horaz.

Horaz

(ist unbemerkt durch die Mitte eingetreten, hört noch die letzten Worte, neigt höflich vor Lydia sein Haupt).

Drum ziemen sie der Schönheit Königin!

Calais. Lydia.

Horaz! (Pause.)

Horaz.

Doch du vergissest, deinen Gast
Mir vorzustellen.

Lydia (vorstellend).

Calais aus Thurii.

Horaz (ihm die Hand bietend).

Sei mir gegrüßt in Rom!

Calais (einschlagend).

Nicht schöner konnte
Mich Rom begrüßen, als durch deinen Mund.

Horaz (zu Lydia).

Und fragst du nicht, was deinen Dichter herführt?

Lydia (ironisch).

Darf ich noch jetzt dich meinen Dichter nennen?

Horaz (mit einem Blick auf Calais).

Der Ton, darin du diese Frage stellst,
Läßt jetzt auf dein „noch jetzt" mich schweigen.

Lydia.

Lege
Dir keinen Zwang auf. Calais weiß Alles.

Horaz.

Wie? Alles?

Lydia.

Alles! Da er dich im Circus
Mit Chloë sah, war kein Verschweigen möglich.

Horaz (sehr höflich).

Dann darf ich freilich offen sein. Ich komme
Soeben von den Brüdern Sosii,
In deren Buchverlage meine ersten
Satiren und Epoden einst erschienen.
Bei ihnen will ich nun auch meine Lieder
Veröffentlichen.

Calais. Lydia.

Deine Lieder?

Horaz.

Ja!

Calais.

Oh Freudenbotschaft! Sollen endlich also
Die süßen Sänge, die bisher nur heimlich
Von Hand zu Hand in Einzelabschrift glitten,
Zum ersten Mal als Buch erscheinen?

Horaz.

Mögen
Sie überall so frohen Willkomm finden!

Calais.

An diesem Willkomm zweifelst du wohl kaum?

Horaz.

Ich bin zu stolz, Bescheidenheit zu heucheln!
Doch glaube mir, ich fühle es mit Dank,
Wem ich das Beste meines Könnens schulde.
Der Griechen Schüler bin ich; meine Leyer
Tönt nur das Echo ihrer Weisen wider.
Und daß dies Echo unter meinem Volke
So lauten Nachhall weckt, das danke ich
Der Schicksalsfügung: eben jetzt zu leben,
Da wie der Markstein einer neuen Zeit
Das junge Kaiserreich sich kühn erhebt
Und weltgebietend Krieg und Frieden wägt.
Und diese stolze Kaiserstadt, die mir
Zwar Vaterstadt nicht ist, in der ich aber
Seit meinen Jugendjahren heimisch bin,
Sie, die ich liebe, wie kein Eingeborner
Sie heißer liebt, sie bietet meinen Sängen
Gar reichen Stoff, und mit ihr werd' ich wachsen,
So lange noch der Ruf ein Echo findet,

Den ich in hundert Weisen angestimmt:
Heil unsrem Kaiser! Heil der Kaiserstadt!

Lydia (beiseite).

Wie schön er ist, wenn ihn Begeistrung adelt!
Und wie gar heiß hab' ich ihn einst geliebt!

Horaz.

Auch sind es meine Lieder, die mich heute
Hieher zurückgeführt.

Lydia.

Nur deine Lieder?

Horaz.

Was sonst?

Lydia (beiseite).

Empörend! (Laut.) Nicht der Wunsch, fortan
In Freundschaft wenigstens mit mir zu leben?

Horaz.

's ist mißlich, von dem reichen Mahl der Liebe
Den Ueberrest als Freundschaft aufzuwärmen, —
Der abgestandne Bissen schmeckt nicht mehr.
Doch um mit meiner Bitte kurz zu sein:
Es ruht bei dir so manches Lied, von dem
Mir weder Abschrift, noch Erinn'rung blieb,
Drum gib mir jetzt mein Eigenthum zurück.

Lydia.

Was aber bietest du mir zum Ersatz?

Horaz.

Die erste Abschrift, die als Buch erscheint.

Lydia.

Die Abschrift eines Sklaven! Nein, die wägt
Nicht deine Handschrift auf!

Horaz.

Doch was verlangst du?

Lydia.

Fragt so ein Dichter? Soll die Harmonie,
Die einst uns traut verband, in deinen Liedern
Als Mißton enden?

Horaz.

Schloß in Wirklichkeit
Sie nicht mit einem Mißton?

Lydia.

Doch weshalb?

Horaz.

Nicht jetzt, nicht hier vor deinem jungen Gast
Darf ich auf diese Frage Antwort geben.

Doch da ich niemals log in meinen Liedern,
Da ich nur singe, was ich selbst erlebt,
So kann mein Sang auch nur im Mißton enden,
Eint uns nicht wirklich neue Harmonie.

Lydia.

Und sehnst du dich nach dieser Einigung?

Horaz (mit einem Blick auf Calais).

Wozu die Frage! Hast du über meinen
Verlust dich doch ersichtlich bald getröstet!

Calais.

Verzeih'! Ich kam, ...

Horaz (schnell).

Entschuldige dich nicht!
Ich habe hier kein Recht zur Eifersucht.

Lydia (beiseite).

Und doch verzehrt ihn Eifersucht! Triumph!

Calais.

Schilt mich nicht ungesittet, wenn zu lange
In deiner Gegenwart ich hier verblieb.
Doch war der Reiz zu stark, den größten Dichter
Im Vorgemach der schönsten Frau zu sehn.
Lebt wohl!

Lydia.

Mit nichten, Calais! Du störst nicht.

Horaz (beiseite).

Verwünscht!

Lydia.

Wir haben kein Geheimniß. Bleib!
Was seine Lieder fernhin ausgeplaudert,
Was tausendzüngig das Gerücht verkündet,
Darfst du auch hören.

Horaz (beiseite).

Unerträglich! (Laut.) Nun?
Gibst du mir meine Lieder nicht?

Lydia.

Und bietest
Du keine bess're Gabe als Ersatz?

Horaz.

Wohlan, so will ich noch ein letztes Lied
Zu deinem Preise singen.

Lydia (jauchzend).

Wie?

Horaz (mit einem Blick auf Calais).

Ein Lied,
Darin ich dich und deinen schönen Freund
Der Neugier Roms als jüngstes Paar verkünde.

Calais (aufbrausend).

Horaz!

Lydia.

Ah, das war boshaft!

Horaz.

Nun? Was meint ihr
Zu meinem Vorschlag?

Lydia.

Feire dann auch dich
Und Chloë als das zweite Paar!

Horaz.

Nicht übel!
Wirst du auf Chloë eifersüchtig?

Lydia.

Nein!
Doch scheint aus deinen herben Stichelreden
Die Eifersucht zu sprechen?

Horaz.

Eifersucht?
Verhüte Gott!

Calais (gereizt).

Sie wäre mindestens
Auch grundlos! Ja, ich leugne nicht: ich sprach
Zu ihr von meiner Liebe, doch noch blieb
Mein Eingeständniß unerwidert. Aber
Wenn ich vorher bereit war, zu verzichten
Auf Gegenliebe, falls noch Lydia
Für dich erglühte, — dann bekenn' ich jetzt,
Daß sie an mir den treusten Anwalt fände,
Wenn du um meinetwillen sie verhöhnst.

Lydia (drückt ihm die Hand).

Ich danke dir!

Horaz.

Brav, Calais! Ich liebe
So kühngemuthen Sinn. Doch lag es nicht
In meiner Absicht, sie und dich zu höhnen.
Vielleicht auch wäre überhaupt der Sang
In meiner Seele schon als Keim erstorben,
Wie dort so mancher nicht zur Blüthe kam.
Jetzt aber, trotz'ger Jüngling, dichte ich
Das Lied und setze alle Kraft daran,
Daß es das schönste meiner Muse werde.
Du sollst es hören. Und wenn sich dein Stolz
Dadurch beleidigt fühlt, — man weiß in Rom,
Ich stehe Jedem Rede, den ich reizte.
Lebt wohl! (Schnell ab durch die Mitte.)

Calais.

Und Rede stehen soll er mir,
Wofern er dich beleidigt!

Lydia.

Nur gemach!

Calais.

Fürwahr, man wird daheim nicht wenig staunen,
Erzähle ich dereinst dies Abenteuer,
Das selbst die Stutzer Roms mir neiden würden.

Lydia (betroffen).

So fühlt sich deine Eitelkeit geschmeichelt?

Calais (kindlich, harmlos).

Man hat in Thurii mich oft geneckt,
Als ich zur Fahrt hieher mich rüstete,
Wo Sklaven selbst sich höher dünken, als
Ein Freigeborner der Provinz. Jedoch
Ich will euch die Provinzler kennen lehren,
Ihr stolzen Römer!

Lydia.

Führte auch zu mir
Dich nur die Sucht nach einem Abenteuer?

Calais.

Sie war der erste Anlaß, daß ich dich
Zu sehen wünschte.

Lydia (verletzt).

Du bist offenherzig!

Calais (schnell, feurig).

Doch seit ich dich gesehn, verlor ich auch
Mein Herz an dich! Gib mir dafür das deine!

Lydia.

Wähnst du, daß es für mich so reizvoll sei,
Zu einem Abenteuer dir zu helfen?

Calais.

Nicht mehr die Sucht nach Abenteuern, nein,
Die Gluth der ersten Liebe spricht zu dir.

Lydia.

Darf ich dir glauben?

Calais.

Zweifelst du noch immer?
Wenn meinen Worten Ueberzeugungskraft
Nicht inne wohnt, so glaube meinen Augen!

Lydia.

Du willst wohl schalkhaft mir bemerklich machen,
Daß deine Augen schön sind?

Calais.

Sind sie schön?
Dann sind sie's nur, weil siegreich deine Schönheit
Aus ihnen widerstrahlt.

Lydia.

Genug des Schmeichelns!
Wie lange denkst du, hier in Rom zu bleiben?

Calais.

So lang' dein Zauberbann mich fesselt. Nur
Lass' dich um Eines bitten: spiele nicht
Mit meiner Liebe!

Lydia.

Wie?

Calais.

Mißbrauche nicht
Als Mittel mich, um in Horaz von Neuem
Die Eifersucht zu wecken!

Lydia (beiseite).

In der That,
Das wäre gar nicht übel!

Calais.

Nun? Du schweigst?

Lydia.

Ich staune, wie in dir sich Kindeseinfalt
Mit Klugheit paart!

Calais.

Man warnte mich daheim
Vor allen Frauen Roms.

Lydia (beiseite).

Und dieser Warnung
Muß ich wohl Ehre machen. (Laut.) Willst du heute
Zum Circus mich geleiten?

Calais.

Glaubst du, dort
Horaz mit Chloë wiederum zu sehn?

Lydia.

Wozu die Frage! Nun? Ja oder nein?

Calais.

Mit Freuden ja!

Lydia.

Dann tummle dich, mein Freund,
Um gute Einlaßkarten zu besorgen.

Calais.

Du schickst mich fort?

Lydia.

Zu neuem Wiedersehn!

Calais.
Die Zeit bis dahin wird mich ewig dünken.

Lydia.
So kürze sie, indem du mein gedenkst!

Calais.
Dank für den Rath!

Lydia.
Leb' wohl!

Calais (verlegen, zögernd).
Doch . . . Eines . . . noch . . .

Lydia.
Nun? (Verschließt die Papyrosblätter.)

Calais.
Meine Furcht war grundlos?

Lydia.
Welche Furcht?

Calais.
Daß du mit mir nur spielst, um in Horaz
Die Eifersucht . . . .?

Lydia.
Du großes Kind! Genug!
Ich glaubte, daß du stolzer von dir dächtest.

Calais.
Dann sage mir, daß du mich liebst!

Lydia.
Zu früh
Verlangst du dies Bekenntniß.

Calais.
Bitte! Bitte!

Lydia.
Dein Auge fleht beredter als dein Mund.

Calais.
Jedoch beredter noch als Beide stammelt
Mein Herz sein Bitte! Bitte!

Lydia.
Geh', du Schmeichler!

Calais.
Oh bitte, bitte, nur das eine Wort,
Daß du mich liebst!

Lydia.
Ich sage dir's vielleicht,
Wann du zurückkehrst.

Calais.
Gut, dann will ich eilen!
Doch wisse: meine Seele bleibt bei dir,

Schaut wie mit Kindesblick zu dir empor
Und flüstert demuthvoll ihr Bitte! Bitte!
(Schnell ab durch die Mitte.)

Lydia (allein).

Der schöne Jüngling könnte mir vielleicht
Gefährlich werden, zöge nicht die Sehnsucht
Mich doch zu meinem holden Sänger hin.
Ob er sich wirklich grollend nun für immer
Von mir gewendet? Wenn, — dann, Calais,
Sei mir willkommen, um es wett zu machen,
Daß einer Chloë er mich aufgeopfert!
Das Schicksal dreier Menschen ruht bei dir,
Du trotziger Horaz! Kehrst du in Liebe
Zu mir zurück, — ob ich es dann noch einmal
Mit deiner Wildheit wage? Wirst du milder,
Gerechter sein als ehmals? Oder wirst du
Mit Eifersucht mich wieder quälen? Ach,
Ich fand bei dir an Weh mehr als an Wonne,
Und doch, — von dir war Wonne auch das Weh!
(Eilt zur Seitenthür links, ruft hinaus.)
He, Alter!

Vierter Auftritt.

Lydia. Der Sklave.

Sklave (von links).

Herrin?

Lydia.

Wer auch komme, — Niemand
Wird vorgelassen, außer Calais.

Sklave.

Sonst Niemand?

Lydia.

Nein!

Sklave.

Auch nicht Horaz?

Lydia.

Vermeff'ner!
Fragst du so keck? Soll ich den Rücken dir
Für deiner Zunge Kühnheit peitschen lassen?

Sklave.

Schwingst du die Geißel selbst, dann schmerzt sie nicht.

Lydia (lächelnd).

Wie klug den Zorn du zu entwaffnen weißt!
Du bist mir gut?

Sklave.

In diesem großen Rom
Hab' ich zwei Menschen nur von Herzen lieb:
Dich selbst und . . . .

Lydia.

Nun? Du stockst?

Sklave.

Vergib! Den Namen
Willst du ja nicht mehr hören.

Lydia.

Ich errathe.

Sklave.

Und wenn er kommt, — dann wird er abgewiesen?

Lydia.

Sei unbesorgt, er kommt nicht.

Sklave.

Er wird kommen!
Ich kenne ihn!

Lydia.

So? Meinst du?

Sklave.

Und, nicht wahr,
Er wird doch vorgelassen?

Lydia (gibt ihm tändelnd einen Backenstreich).

Dir zu Liebe!

(Schnell ab durch die Seitenthür links.)

Sklave (allein).

Pah! Mir zu Liebe? Nun, gleichviel! Natürlich,
Ich sagt' es ja! Da ist er schon!

Fünfter Auftritt.

Sklave. Horaz.

Horaz (durch die Mitte herein).

Geh', Alter,
Und melde mich.

Sklave.

Mit Freuden! (Will nach links ab.)

Horaz.

Ei, du strahlst ja?

Sklave.

Weil ich doch Recht behalten.

Horaz.

Wie?

Sklave.

Ich sagte,
Du kämest wieder, und sie meinte: nein.

Horaz.

So zuversichtlich warst du meiner Rückkunft?

Sklave.

Ei freilich! Die Verliebten kennt man doch!
Das zankt sich nur, um neu sich zu versöhnen.
(Schnell ab durch die Seitenthür links.)

Horaz (allein).

Verliebt? Ja, ja, ich bin es mehr als je!
Hat erst die Möglichkeit, sie zu verlieren,
Mir meiner Liebe volle Gluth gezeigt?
Nein, den Gedanken kann ich nicht ertragen,
In eines Andren Armen sie zu wissen,
Und eher raube sie mit kalter Faust
Der bleiche Tod mir, als ein Lebender!

Sechster Auftritt.

Horaz. Lydia.

Lydia (von links; beiseite).

Triumph! Er kam! (Laut.) Sei mir gegrüßt!

Horaz.

Ich habe
Das Lied entworfen, das ich dir versprach.

Lydia.

Worin du mich und Calais . . . .?

Horaz.

Ganz recht!

Lydia.

Oh unglückselige Eifersucht! Sie träufte
Das erste Gift auf unsre junge Liebe.

Horaz.

Weshalb hast du zu Zweifeln mich gezwungen?
Weshalb in eitler Launenhaftigkeit
Aus süßer Hoffnung mich zu banger Furcht
Emporgeschreckt? Weshalb . . .?

Lydia (schnell).

Du großer Kenner
Des Frauenherzens, — kannst du nicht verstehen,
Daß ein gerechter Stolz in uns sich aufbäumt,
Um euch zu zeigen: wenn wir eure Sklavin
Auch gestern waren, — heute eignen wir
Uns selber noch, und Nichts habt ihr als Recht
Zu fordern, nein, ihr müßt die kleinste Gunst
Als Gnade nur erflehn. Der höchste Stolz
Bleibt stets untrennbar von der tiefsten Liebe.

Wir sind ein schwaches, kindisches Geschlecht,
Unfähig, euch durch Kraft und Geist zu fesseln.
Wir können nur der Liebe Rosenketten
Euch auferlegen, — aber diese Ketten
Müßt ihr auch willig tragen, müßt nicht täglich
Gigantentrotzig sie zu sprengen drohen;
Müßt scheinbar unsrer Herrschermacht euch beugen,
Wenn wir in Wahrheit eure Sklavinnen.

Horaz.

Und wenn wir dennoch eure Fesseln brechen?

Lydia.

Dann ist uns leicht ein Anderer willkommen,
Der sie in Demuth und mit Wonne trägt.
Ist doch die Schönheit allzu schnell verwelkbar,
Lechzt doch das Weib im Blüthenschmuck der Jugend
Nach Huldigung, — und so bethört uns öfter
Die Eitelkeit, als wahre Leidenschaft.

Horaz.

Ihr ewig neuen Räthsel, fesselt ihr
Uns deshalb so gewaltig, weil uns euer
Schier unergründliches Geheimniß lockt?

Lydia.

Liebt uns, — und das Geheimniß ist ergründet!

Horaz (innigst).

Ich habe dich geliebt, ...

Lydia (schnell).

Und liebst mich nicht mehr?

Horaz.

Doch unergründlich bliebst du mir bis heut'!

Lydia (leidenschaftlicher).

Und liebst mich nicht mehr?

Horaz (wie traumversunken).

Ueberreich hat Liebe
Mir meinen Lebenspfad verschönt, — es lachte
Mir mancher Sieg, um den ich kaum gekämpft.
Doch wenn mich Laune, Eitelkeit, Begierde
Zu andren Weibern lockte, — dich allein,
Dich habe ich geliebt, und wärest du
Nicht mein geworden, hätte sich dies Herz
In Weh verzehrt!

Lydia.

Und solche Liebe könnte
Doch jemals endigen?

Horaz.

Das frag' ich dich!

Lydia.

Mich?

Horaz.

Dich!

Lydia.

Du scherzest!

Horaz.

So? Und Calais?

Lydia.

Und Chloë?

Horaz.

Liebst du ihn?

Lydia.

Und liebst du sie?

Horaz.

Wozu die Ausflucht! Rede!

Lydia.

Nein!

Horaz.

Ich will's!

Lydia.

In diesem Haus gilt nur mein Wille.

Horaz.

Glaubst du?
Den Willen werde ich zu brechen wissen.

Lydia.

Pah! Eitle Drohung!

Horaz (sie am Arm ergreifend).

Kennst du mich so schlecht?

Lydia (will sich losreißen).

Laß' mich!

Horaz (sie haltend).

Mit mir sollst du nicht spielen!

Lydia (vergeblich ringend).

Geh'!

Horaz (sie haltend).

Gib Antwort erst!

Lydia (sich endlich losreißend).

Du strafst mich allzu hart!
Das hab' ich nicht verdient! (Wirft sich auf das Ruhebett.)

Horaz.

Du weinst?

Lydia (ihr Haupt verbergend, schluchzend).

Geh'! Geh'!

Horaz (bei Seite).
In ihren Thränen fließt mein Zorn dahin, —
Ich war zu streng. (Laut, zärtlich.) Vergib mir, Lydia!

Lydia (wie vorher).
Laß' mich allein!

Horaz.
Nicht jetzt! Nicht so! Zuvor
Verzeihe mir!

Lydia.
Geh'!

Horaz (knieend).
Eher nicht, als bis
Du mir vergeben hast!

Lydia.
Dann möge so
— Mir zum Triumph — dich Calais hier sehn!

Horaz (aufstehend).
Wie? Calais?

Lydia (aufstehend).
Der mich zum Circus abholt.

Horaz.
Zum Circus? Dich?

Lydia.
Nun ja!

Horaz.
Du scherzest nur?

Lydia.
Nein, keineswegs.

Horaz (zärtlich, bittend).
Geh' nicht!

Lydia.
Genug! Ich lasse
Mir keine Vorschrift machen.

Horaz.
Gehst du wirklich?

Lydia.
Du hörst's!

Horaz.
Leb' wohl!

Lydia (beiseite).
Die alte Eifersucht!

Horaz (beiseite, abgehend).
Sie läßt mich wirklich gehn!

Lydia (beiseite).
Bei Gott, er geht!
(Laut.) Horaz!

Horaz (zurückkehrend, freudig).
Du wünschest?

Lydia (erheuchelt ärgerlich).
Ach, nun hab' ich doch
Vergessen, was ich wollte!

Horaz (abgehend).
Dann leb' wohl!

Lydia.
Leb' wohl! (Pause.) Horaz!

Horaz.
Nun?

Lydia.
Ja, jetzt fällt's mir ein:
Das Lied, das letzte Lied, das du gedichtet, ...

Horaz.
Ich lese dir's zu bessrer Stunde vor.

Lydia.
Ist's gar so lang?

Horaz.
Nein, kurz wie deine Liebe.

Lydia.
Dann reicht die Zeit, bis Calais erscheint.

Horaz.
Glaubst du?

Lydia.
Was spannst du so mich auf die Folter?
Das Lied, das letzte Lied . . . . .

Horaz (im Abgehn).
Sei unbesorgt!
Ich bin zu stolz, um nicht des Nebenbuhlers
Mit königlicher Großmuth zu gedenken.

Lydia (vertritt ihm den Weg).
Bleib'!

Horaz.
Laß' mich!

Lydia.
Bleib'!

Horaz.
Und Calais?

Lydia.
Ah bah!
Das Lied!

Horaz.
Du gehst mit ihm . . .?

Lydia (dringender).
Das Lied!

Horaz.
.... zum Circus?

Lydia (außer sich).
Das Lied!

Horaz.
Lied oder Circus, — wähle nun!

Lydia (in erstickter Wuth).
Das Lied!

Horaz.
Du gehst nicht?

Lydia (tonlos).
Nein!

Horaz.
Du schwörst?

Lydia (gebrochen).
Ich schwöre.

Horaz.
Hab' Dank!

Lydia.
Lies! Lies!

Horaz (seine elfenbeinerne Schreibtafel ziehend).
Nur lasse mich zuvor
Den flüchtigen Entwurf noch einmal prüfen.
(Liest schweigend, zeitweis mit dem Griffel verbessernd.)

Lydia (beiseite, ihn betrachtend).
Hat er mich doch gebeugt! Oh, dafür könnte
Ich ihn ....! Zwar lieb' ich solchen Trotz! Ja, ja,
Wir hören gern des Schmeichlers „Bitte! bitte!"
Doch folgen stolzer dem „Du sollst!" des Mannes.
(Laut.) Prüfst du so lange?

Horaz.
Ja, das Lied ist schön,
Vielleicht mein schönstes! Meines Lorbeers Hälfte
Verdanke dir ich. Nimm ihn völlig hin
Zum Schmucke deines jugendstolzen Hauptes.

Lydia (abwehrend).
Er würde wie Medea's Hochzeitsgabe
Die Locken mir versengen. Wer mich kennt,
Begreift wohl kaum, daß meine Nichtigkeit
Dir Muse war.

Horaz.
Leicht möglich: wer dich kennt!
Doch einst wird man von dir nur Eines wissen:
Daß ich als hold und liebenswerth dich pries,
Daß ich das höchste Glück in dir gefunden.

Zwingst du mich, stolz zu reden? Lebt denn nicht
Der schöne Phaon nur in Sappho's Liedern?
Das ist des Künstlers göttergleiche Macht:
Er bannt die Menge, nur mit seinen Augen
Die einst von ihm Verherrlichten zu schauen.
Nicht wie die Menschen und die Dinge waren, —
Wie sie der Künstler sah, so leben sie
Bei Mit- und Nachwelt ohne Wandel fort.

Lydia (sich auf das Ruhebett setzend).

Dann wird die Nachwelt mich mit deinen Augen
Als hassenswerth und als verächtlich sehn.

Horaz (lächelnd).

Das glaubst du selber schwerlich!

Lydia.

Hassest du,
Verachtest du mich nicht?

Horaz.

Wohl strebte ich,
Zum Hasse, zur Verachtung mich zu zwingen,
Um deiner Liebe Fesseln abzuschütteln.
Ich wollte deinen Stolz dir brechen, wollte
Ein Weib erobern, das dich überstrahlte, —
Umsonst! Wie weit mein Auge ringsum schweifte,
Nicht Eine kam an Schönheit dir nur gleich.
Und ich, der dich beschämen wollte, banne
Mich nun beschämt aufs Neue in die alten,
Ach, unzerreißbar süßen Ketten!

(Ist ungestüm vor ihr niedergekniet, hat ihre beiden Hände ergriffen und sie gewaltsam an sich gezogen.)

Lydia (lächelnd, triumphirend).

Wirklich?
Du fandest Keine, die so schön wie ich?

Horaz.

Nein, Keine!

Lydia.

Sag' mir das noch einmal!

Horaz.

Keine!

Lydia.

Du liebst mich?

Horaz.

Mehr als je!

Lydia.

Du bleibst mir treu?

Horaz.

Bis in den Tod!

Lydia.

Du wirst mit Eifersucht
Mich nie mehr quälen?

Horaz.

Nie mehr!

Lydia.

Wirst hinfort
Die kleinste Gunst als Gnade — hörst du wohl? —
Als unverdiente Gnade anerkennen?

Horaz.

Auf deine Gnade will ich gläubig hoffen, —
Sie spende mir der Erde Seligkeit!

Lydia.

Dann sei noch einmal dir verziehn. Steh' auf!

Horaz (sich neben sie setzend, humoristisch).

Du Schelm! Wähnst du, ich könne nun sofort
Vergessen, was du mir an Weh bereitet?

Lydia.

Ach, spotte nicht! Das ist ja längst vergessen!
Sonst wäre nicht das Lied so schön geworden,
Wie du behauptest.

Horaz.

Strafst du so mich Lügen?

Lydia.

Und eigentlich verdiente ich noch Dank,
Weil ich zu diesem Sange dich begeistert.

Horaz.

Ein unerhörter Hochmuth!

Lydia.

Der sich doch
Mit tiefster Demuth paart! Wohl werde ich
Im Glanze deiner Lieder ewig leben,
Gleich wie noch heute in des Bernsteins Schimmer
Das nicht'ge Würmlein unvergänglich dauert,
Darüber sich vor tausend, tausend Jahren
Aus Thule's Tannen güldnes Harz ergoß.

(Gleitet an ihm nieder, birgt ihr Haupt in seinen Schoß.)

Horaz (ihre Locken streichelnd).

Mein Schelm! Mein süßes Herz! Nicht wahr, fortan
Wirst du mich nie mehr quälen?

Lydia (knieend).

Nie mehr!

Horaz.

Wirst
Zur Eifersucht mir keinen Anlaß bieten?

Lydia (innigst).
Auch nicht den kleinsten!

Horaz.
Wirst mit treuer Liebe
Die Launen deines Dichters tragen?

Lydia.
Alle!
(Aufspringend, schelmisch.)
Zum Circus aber geh' ich heute doch!

Horaz (aufstehend).
Wie? Lydia!

Siebenter Auftritt.

Horaz. Lydia. Calais.

Calais (durch die Mitte).
Du hier, Horaz?

Lydia (beiseite).
Oh, schade!
Der kommt mir unbequem! (Laut.) Bringst du die Karten?

Calais (überreicht deren zwei).
Mit Mühe nur erstand ich noch die letzten.

Lydia (legt sie auf den Tisch).
Hab' Dank!

Horaz (zu Lydia).
Brichst du den Eid mir?

Calais.
Welchen Eid?

Lydia (zu Horaz).
Hast du dein Wort erfüllt? Hast du dein Lied
Mir vorgelesen?

Calais.
Welches Lied?

Horaz.
Das Lied,
Das noch zu dichten ich vorhin versprach.

Calais.
Laß' mich es hören!

Lydia (beiseite, ängstlich).
Wenn die Eifersucht
Zum Streit sie triebe, wenn Horaz . . . . Nein, nein,
Er darf das Lied nicht lesen! (Laut.) Nur gemach!
Der Wirthin steht allein es zu, den Dichter
Um diese Gunst zu bitten, und da er
Sie schwerlich gern erfüllen würde, sei er
Davon entbunden.

Horaz.
Du verzichtest?
Lydia.
Ja!
Calais.
Aus welchem Grund?
Lydia.
Ich nannte ihn.
Horaz (beiseite).
Kein Zweifel,
Sie bangt um ihn!
Calais (beiseite).
's ist klar, sie bebt für ihn!
(Laut.) Du machst mich staunen!
Horaz.
Mich nicht minder! Branntest
Du doch zuvor auf dieses Lied . . . .
Calais.
. . . . und jetzt
So plötzliches Entsagen?
Horaz.
Höflichkeit
Bestimmt dich nicht dazu!
Calais.
Dahinter birgt
Sich eine andre Sorge, ...
Horaz.
. . . . die nicht schwer
Errathbar ist, ...
Calais.
. . . . weil sie sich leibhaft zeigt, ...
(Horaz und Calais blicken sich drohend an.)
Horaz.
. . . . in einer wohlgefälligen Gestalt.
Lydia (beiseite, ängstlich).
Der Streit wird heiß — jetzt hilf mir, kühler Spott!
(Laut, erzwungen heiter.)
Wie Partherpfeile fliegen Blick um Blick
Von Dem zu Jenem! Haltet mindestens
Das Gastrecht heilig und des Hauses Frieden!
Horaz.
So folg' mir, Calais, damit ich dir
Das Lied in meiner Wohnung . . . .
Calais.
Angenommen!
Auf Wiedersehen, Lydia!

Horaz (zu Lydia).
Leb' wohl!

Lydia (beiseite).
Sie Zwei allein? Das doppelt die Gefahr!
(Laut.) Bleibt doch besonnen! Fürchtet ihr, das Lied
Veralte gar so schnell?

Horaz.
Es wäre feige,
Da er verhöhnt sich glaubt, ihm nicht sogleich
Gewißheit zu verschaffen.

Calais.
Feige auch
Von mir, nur eine Stunde lang zu zweifeln,
Ob dich um mich sein Spottpfeil traf.

Horaz (zu Calais).
So komm'!

(Beide wollen durch die Mitte abgehn.)

Lydia (vertritt ihnen den Weg).
Bleibt!

Horaz.
Laß' uns!

Lydia.
Nein!

Calais.
Ist doch zumeist dein Name
Gefährdet!

Lydia.
Mag er!

Calais.
Wie?

Horaz.
Gib Raum!

Lydia.
Ich will nicht,
Daß ihr im Zorn allein euch trefft!

Horaz.
Dann lasse
In deinem Beisein mich sogleich . . . .

Lydia.
Beharrst du
Unweigerlich darauf?

Horaz.
Entweder, oder!

Lydia.
Sei's denn! So bleibt! Und lies!

Horaz.

Hab' Dank!

Lydia.

Beginne!

Horaz (zu Lydia, seine Schreibtafel ziehend).

Es ist ein Wechselsang, ein Spiel von Strophe
Und Gegenstrophe zwischen mir und dir
Und käme sicherlich zu größrer Wirkung,
Wenn Jeder seinen Antheil selber spräche.
(Reicht ihr seine Schreibtafel.)

Lydia.

Die Strophe du und ich die Gegenstrophe?

Horaz.

Ganz recht.

Lydia.

Dann fange an! Ich bin bereit.

(Der Vortrag des Liedes erfolgt unter immer wachsender Steigerung. **Horaz** spricht seine drei Strophen frei und mit voller Empfindung, durch seine Blicke **Calais** und **Lydia** beherrschend. **Lydia** liest ihre drei Gegenstrophen aus der Schreibtafel, letztere jedes Mal schließend, während **Horaz** spricht. Sie liest anfangs mit Widerwillen, dann mit leidenschaftlichem Empfinden. **Calais** spiegelt die wechselndsten Empfindungen wider: anfangs gespannteste Erwartung, dann das Gefühl des Unterliegens; im vierten Verse, bei Nennung seines Namens, einen mit wildem Ausbruch drohenden Unmuth, der nur durch die bannenden Blicke des **Horaz** und allmälig auch der **Lydia** in Schranken gehalten wird; beim Schluß des Liedes den Ausdruck der Niederlage und Entsagung, gepaart mit einem gewissen Stolz und widerwilliger Bewunderung für **Horaz**.)

Horaz.

Da du hold mir noch, Lydia,
Da kein Anderer noch koste mit Schmeichlerhand
Deinem glänzenden Nacken, da
War ich glücklicher als Fürsten vom Perserland.

Lydia.

Da du einzig noch liebtest mich,
Da dir Chloë noch nicht theurer als Lydia,
Da war höher gepriesen ich,
Als die — herrlicher Ruhm! — römische Ilia!

Horaz.

Ja, jetzt fesselt mich Chloë, die
Süße Weisen versteht, hold durch ihr Machtgebot.
Furchtlos stürbe ich selbst für sie,
Ueberlebte sie nur ihres Geliebten Tod.

Lydia.

Ja, ein zart Aneinanderziehn
Jetzt für Calais mir sehnend die Brust durchloht.
Zwei Mal stürbe ich gern für ihn,
Ueberlebte er nur seiner Geliebten Tod.

Horaz.

Wie, wenn einstige Lieb' erwacht
Und in ehernes Joch neu die Getrennten zwingt?
Wenn ich breche der Chloë Macht,
Und geöffnet mir dann Lydia's Thüre winkt?

Lydia.

Schöner zwar als ein Stern ist er,
Leichter du als ein Kork, tobender deine Brust
Als des Hadria grollend Meer:
Mit dir lebte ich gern, stürbe mit dir voll Lust!

(Pause.)

Horaz.

Nun?

Lydia (verlegen).

Calais, was sagst du?

Calais.

Was sagst du?

Lydia (wie versunken).

Schön! Göttlich schön!

Horaz.

Gibst du um diesen Preis
Mir meine früh'ren Lieder?

Lydia.

Nimm sie alle!
Nun klingt die Harmonie vergangner Tage
Doch jubelnd aus in diesem Schlußaccord!

(Uebergibt ihm die Schreibtafel.)

Horaz (zu Calais).

Bist du beleidigt?

Calais.

Nein! Selbst nicht beschämt,
Von solchem Gegner so besiegt zu sein!
Der Dichter führt Apollo's Machtgeräth:
Den Bogen, dessen Pfeile tödtlich treffen,
Die Leyer, deren Klang den Schmerz besänftigt.
Tief ist die Wunde, doch der Balsam lind!
Ich danke dir! (Drückt ihm die Hand.)

Lydia (zu Calais).

Nicht wahr, du bist versöhnt?
Ist dir ein Abenteuer doch erblüht,
Das deinen Namen bis zur Nachwelt trägt.

Calais (reicht Beiden die Hände).

Ich bin versöhnt, ja, mehr als das: beglückt!

Lydia.

Oh, daß in meiner Wonne Ueberfülle
Ich einen kummervollen Menschen wüßte,
Den aus des Unglücks sternenloser Nacht
Ich zu des Glückes Sonne führen könnte!

Horaz.

Und kennst du solchen Menschen nicht?

Lydia.

Ei freilich!
(Hinausrufend.) He, Alter!

Achter Auftritt.

Horaz. Lydia. Calais. Sklave.

Sklave (von links).

Du befiehlst, Gebieterin?

Lydia (auf Horaz deutend).

Er ist gekommen, du hast recht geweissagt, —
Ich schenke dir die Freiheit.

Sklave (jauchzend, taumelnd).

Freiheit? Mir?
Oh spotte nicht!

Lydia.

Ich brauche dein nicht mehr!
Mein jüngst entsprung'ner Sklave kam zurück.
(Reicht Horaz leidenschaftlich die Hand.)

Horaz (ihre Hand küssend).

Und wird auf ewig deine Fesseln tragen.

Lydia.

Weil er es weiß, daß seine Sklavin ich.

Horaz.

Nun? Gehst du noch zum Circus?

Lydia.

Ja, — mit dir!
Wir müssen als versöhnt dem Volk uns zeigen.
(Zu Calais.) Du willigst ein?

Calais.

Ich muß wohl!

Lydia.

Wärmsten Dank!

Sklave.

Frei? Wirklich frei? Die Gottheit segne dich
Und ihn, der dir das Herz so mild gewendet!
(Ist zwischen Lydia und Horaz niedergeglitten, beiden Hand und Gewandsaum küssend.)

Lydia (zum Sklaven).
Wie klug du bist!

Horaz.
Und mir sagst du sonst Nichts?

Lydia.
Ja, Eins noch.

Horaz.
Was?

Lydia.
Den Treuschwur ew'ger Liebe:
Mit dir lebte ich gern, stürbe mit dir voll Lust!

Horaz (gleichzeitig einfallend).
Mit dir lebte ich gern, stürbe mit dir voll Lust!
(Umarmung.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Der letzte Monat des ersten Halbjahres 1884 ist ereignißreicher gewesen, als von ihm, dem Anfange der politischen Ferienzeit, erwartet werden konnte. Die großen Linien der Weltlagen haben keine wesentliche Veränderung erfahren; im Einzelnen sehen die Dinge indessen vielfach anders aus, als vor vier Wochen, wo man rücksichtlich der in die europäischen Verhältnisse so tief eingreifenden ägyptischen und französisch-chinesischen Schwierigkeiten weiter gekommen zu sein glaubte, als thatsächlich der Fall gewesen ist. Die Verhandlungen der in London versammelten Conferenz sind ins Stocken gerathen, bevor sie ihren Anfang genommen haben, und der Preis des Friedensschlusses von Tientsin scheint in Frage gestellt zu sein, bevor er eingeheimst worden. Die Versicherung, daß die Londoner Berathungen lediglich wegen der Verschiedenheit französischer und englischer Anschauungen über das Einzelne der ägyptischen Finanzverhältnisse stockten, will nirgend recht verfangen. Auch da, wo man auf das Zustandekommen einer Verständigung rechnet, hat man die instinctive Empfindung, daß es sich im letzten Grunde nicht um eine finanzielle, sondern um eine politische Schwierigkeit, und zwar eine politische Schwierigkeit ersten Ranges handle, — daß der Frage nach der Zukunft des von Mehemed Ali geschaffenen Staatswesens nicht mehr aus dem Wege gegangen werden könne, und daß jeder Versuch zu einer Beantwortung dieser Frage das Wiederauftauchen des sechs Jahre lang in suspenso gehaltenen großen orientalischen Problems zur Folge haben müsse. Welches Abkommen immer getroffen werden möge — dem absterbenden ägyptischen Staatswesen wird dasselbe neue Lebenskraft nicht einzuflößen vermögen. Die Verhältnisse, unter denen die Aufrichtung einer thatsächlichen britischen Schutzherrschaft über dieses Land möglich gewesen wäre, bestehen nicht. Der Zeitpunkt für die Herbeiführung „vollendeter Thatsachen" ist — Dank der Unfähigkeit des Ministeriums Gladstone — unbenutzt gelassen, die Entscheidung über die Zukunft Aegyptens zu einer europäischen Angelegenheit gemacht worden. Von allem Uebrigen abgesehen, schließen Frankreichs Wiederbetheiligung an der Ordnung der ägyptischen Dinge und die bedrohliche Rolle, die der Mahdi spielt, eine Weiterfristung des unklaren Zustandes der beiden letzten Jahre aus. Aegypten sich selbst zu überlassen, erscheint ebenso wenig möglich, wie die Zurückverwandlung des fünfzig Jahre lang halbsouverän gewesenen Vice-Königreichs in ein türkisches Paschalik zu bewerkstelligen. Ueber kurz oder lang muß entschieden werden, was aus dem politisch und finanziell bankerott gewordenen Staate wird, — die Entscheidung darüber bedingt aber zugleich eine Entscheidung über die Zukunft des türkischen Reichs, dessen europäischer Fortbestand mit seinem außereuropäischen Besitzstande in engster Verbindung steht. Formell würde die Schöpfung des Berliner Congresses von 1878 nicht angetastet, wenn über Aegyptens Zukunft das Loos fiele; thatsächlich aber käme eine von dieser Seite heraufbeschworene türkische Krisis einer Kriegserklärung gegen die gesammte im Oriente bestehende Ordnung gleich. Eine Weile gelingt es vielleicht noch, dieses Aeußerste durch Fest-

stellung einer diplomatischen Formel abzuwenden, — kurz gemessen wird diese Weile aber aller menschlichen Voraussicht nach sein. Das Bedürfniß nach einer wirklichen, dem In- und Auslande verantwortlichen Regierung macht sich von Tage zu Tage stärker geltend und gewinnt in demselben Maße an Bedeutung, in welchem die sudanesische Gefahr sich der Landesgrenze nähert. Wird diese Grenze überschritten, so muß Rath geschafft werden, einerlei, welche Kosten derselbe erfordert und von welchen Gefahren seine Beschaffung begleitet ist.

Mit diesen scheinbar weit abliegenden, thatsächlich aber bereits in den europäischen Gesichtskreis getretenen letzten Consequenzen der ägyptischen Verwirrung ist die Conferenz begreiflicher Weise nicht befaßt gewesen. Der Fortgang ihrer Berathungen hängt zunächst davon ab, daß man sich über Schuldentitel einigt, deren Zinsen reducirt werden sollen, und daß die beiden zunächst betheiligten Regierungen über eine Sachbehandlung schlüssig werden, die sie weder nach Außen, noch nach Innen, d. h. ihren Parlamenten gegenüber, compromittirt. Das Maß der bezüglichen französischen Forderungen wird wesentlich bedingt sein von der Art der Erledigung des chinesischen Zwischenfalls. Verzieht die neue ostasiatische Wolke sich wieder und behält Herr Ferry die Hände frei, so wird das für Waddington's Verhalten auf der Conferenz in mehr als einer Hinsicht von Vortheil sein, — entbrennt der Hader mit China dagegen zur offenen Flamme, so hat die Pariser Regierung dem In- und Auslande gegenüber gleich schweren Stand. Die Stellung der Abgeordnetenkammer zu den Ergebnissen der Londoner Berathung wird wesentlich davon abhängen, ob der Vertrag von Tientsin ausgeführt oder aber in Stücke zerrissen wird: einem Cabinet, das mit China fertig zu werden gewußt, wird man Alles nachgeben, während ein in Tientsin getäuschtes Gouvernement sich in Sachen Aegyptens schwerer Unbotmäßigkeiten der Volksvertretung zu gewärtigen hätte. — Für Mr. Gladstone liegen die Dinge bereits gegenwärtig ziemlich ungünstig. Die von dem Oberhause ausgesprochene Verwerfung der Wahlreformbill bezeugt deutlich, daß die Opposition die Stellung der Regierung für eine so erschütterte hält, daß direct gegen dieselbe vorgegangen werden kann. Zunächst wird das Oberhaus-Votum nur die Folge haben, daß die Bill einer neuen, zum Herbste d. J. einberufenen Session vorgelegt werden und daß erst nach mehrmaliger Ablehnung derselben zu einer Parlaments-Auflösung geschritten wird. Auf einen günstigen Ausfall der Neuwahlen darf Mr. Gladstone aber nur rechnen, wenn er ein günstiges Conferenz-Ergebniß mitbringt und wenn er das bereits gegenwärtig ungeduldig gewordene Parlament nicht allzulange auf die Vorlegung dieses Ergebnisses warten läßt. Das sind Umstände, die dem Verhalten der Vertreter beider westlichen Großmächte empfindliche Fesseln anlegen und die Verständigung noch schwerer machen, als sie an und für sich bereits ist. Wenn man es zu einem halbwege befriedigenden, auch nur für einige Monate vorhaltenden Resultate bringt, und wenn dieses Resultat erzielt wird, bevor weitere Fortschritte des sudanesischen Aufstandes ein Herantreten an die fundamentale politische Frage unvermeidlich gemacht haben, so werden die Betheiligten von Glück sagen können.

In Frankreich haben die Erfolge, deren das Ministerium Ferry sich vor vier Wochen rühmen durfte, und zu denen der mit Kambodja geschlossene Vertrag gekommen ist, einstweilen noch vorgehalten. Die Gesetzgebungsarbeiten nehmen ihren Fortgang, die Verfassungsrevision wird den ihr regierungsseitig gewiesenen Weg gehen, das Zustandekommen eines innerhalb vernünftiger Grenzen gehaltenen Ehescheidungsgesetzes bedeutet einen nicht zu unterschätzenden Erfolg; über das voraussichtliche Scheitern des Militärgesetzes wird man sich zu beruhigen wissen, und auf dem Untergrunde der Lage sieht es erträglicher aus, als inmitten der fortdauernden wirthschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten erwartet werden durfte. An ein gehörig balancirtes Budget wird trotz der angeblich auf die Höhe von 50 Millionen zu bringenden Abstriche der parlamentarischen Commission allerdings nicht zu denken sein. Auch wenn es gelingen sollte, die Militärausgaben um 20 Millionen, die Aufwendungen für den bereits arg beschnittenen Cultusetat um weitere $6^1/_2$ Millionen zu kürzen und größere Aufwen-

dungen für die ostasiatische Expedition zu vermeiden, bleibt nach der Versicherung Leroy-Beaulieu's ein Zukurzschuß um mindestens 100, wahrscheinlich aber 150 Millionen übrig. In finanziellen Dingen hat die republikanische Mehrheit indessen stets ein weites Gewissen oder (wie man in Frankreich sagt) ein leichtes Herz gezeigt und sich dennoch in ihrer Position behauptet: Dank der in den beiden monarchistischen Lagern herrschenden Verwirrung und Zwiespältigkeit hat diese Mehrheit auch jetzt Aussicht darauf, das Heft in Händen zu behalten. Der rechte Flügel der legitimistischen Partei beharrt so eigensinnig auf seiner Abneigung gegen das Haus Orleans, daß von so vollendeten Absurditäten, wie die Verkündigung der Throncandidatur des Prinzen Victor Napoleon eine war, die Rede sein konnte; die orleanistischen Prinzen halten noch immer Vorsicht für das beste Theil der Tapferkeit, und der neueste bonapartistische Familienskandal zwingt die anständigeren Elemente der kaiserlichen Partei zu vollständigem Verzicht auf ihre Zukunftshoffnungen. Was will es dem gegenüber bedeuten, daß die im Mai d. J. vorgenommenen Communalwahlen eine verhältnißmäßig geringe Stimmenmehrheit zu Gunsten der republikanischen Candidaten ergeben hat und daß von 7 Millionen wahlberechtigten französischen Staatsbürgern nur $2^1/_2$ Millionen im Sinne der herrschenden Partei zu stimmen für nöthig hielten? Die Unzufriedenheit mit dem bestehenden Regimente schließt nicht aus, daß man sich demselben unterwirft, weil man es für das geringste unter den vorhandenen Uebeln ansieht und weil sich im Lager der monarchisch-katholischen Opposition schlechterdings Niemand findet, der das öffentliche Vertrauen zu erwerben vermöchte. Von der Mehrzahl der Orleanisten wird nächstens gelten, was Theodor von Bernhardi bereits vor fünfundzwanzig Jahren von den Legitimisten sagte: daß ihr politisches Bekenntniß eine bloße gesellschaftliche Façon, ein Deckmantel für geschäftigen Müßiggang, genußsüchtige Trägheit und Unfähigkeit zu ernsthafter Thätigkeit sei und daß man sich in den Kreisen dieser Salonpolitiker an das Spielen mit künftigen Möglichkeiten zu lange und zu gründlich gewöhnt habe, um auch nur den Willen zur Benutzung etwa gebotener Umstände übrig behalten zu haben. Das Geschlecht, das unter Ludwig Philipp an den Geschäften Antheil genommen, ist so gut wie ausgestorben, die Epigonen desselben sind aller politischen Praxis fern geblieben, die Masse aber hat während der zwanzigjährigen Kaiserherrschaft die letzte Erinnerung an das Königthum verloren, unter welcher die Bourgeoisie ihre goldenen Tage feierte. So lange dem Lande der äußere und der innere Friede, d. h. ein gewisses Maß von Sicherheit gegen socialistische Ausbrüche, erhalten bleibt, wird die Republik sich weiterfristen und selbst die katholische Kirche nicht umhin können, mit derselben zu rechnen und directen Conflikten aus dem Wege zu gehen. — Für die nächste Zukunft kommt das Alles freilich nicht in Betracht. Seit der Mitte des vorigen Monats wird die Aufmerksamkeit der Franzosen so vollständig von der Besorgniß vor weiterem Umsichgreifen der Cholera beherrscht, daß selbst der chinesische Zwischenfall sogar in den gouvernementalen Kreisen als Angelegenheit zweiter Ordnung angesehen zu werden scheint. Die Gewohnheit, unwillkommene Vorkommnisse des Lebens zunächst der Regierung auf die Rechnung zu schreiben und diese überall da zur Verantwortung zu ziehen, wo sich das Bedürfniß nach einem Sündenbock geltend macht, ist in Frankreich so alt und so tief gewurzelt, daß das anscheinend unabwendbar gewordene Fortschreiten der in Toulon ausgebrochenen Seuche für das Ministerium Ferry in der That zur Quelle ernster Verlegenheiten werden kann. Was es damit selbst in den verhältnißmäßig ruhigen Zeiten der Anfänge des Bürgerkönigthums auf sich gehabt, ist aus Heine's berühmter Schilderung der Pariser Epidemie vom April 1832 bekannt, — Sachkenner aber wollen behaupten, Frankreich habe während des letzten halben Jahrhunderts auf den Gebieten der öffentlichen Gesundheitspflege und Reinlichkeit keine oder doch nur höchst bescheidene Fortschritte gemacht. Nichtsdestoweniger hat man sich in Pariser Regierungskreisen (und ebenso in dem von Handelsrücksichten beherrschten London) nicht nur nicht zur Ergreifung einschneidender Sicherheitsmaßregeln entschließen können, sondern im Gegentheil eine Beschönigungssucht gezeigt, welche das im In- und Auslande

aufgetauchte Mißtrauen gegen die republikanische Gesundheitspolizei durchaus gerechtfertigt erscheinen läßt und dem zunächst verantwortlichen Minister des Innern ernste Schwierigkeiten bereiten kann. Daß Herr Waldeck-Rousseau die Frage darüber, ob die Feier des Nationalfestes der mit ihr verbundenen Gefahren wegen hinausgeschoben werden solle, dem Pariser Gemeinderathe überlassen hat, verräth einen wahrhaft erstaunlichen Mangel an Umsicht. Verbreitet das Uebel sich von Frankreich aus auf das übrige Festland, so wird es an Stimmen nicht fehlen, welche alle Schuld auf die Abhängigkeit der autoritätslosen Regierung von der Volks- und Pöbelstimmung zu werfen bereit sind. —

Jenseit des Canals ist das Geschick der Gladstone'schen Wahlreform so ausschließlich die Angelegenheit des Tages, daß über derselben selbst die Sorgen um die Cholera und die sich der ägyptischen Grenze nähernde Sudanemeute für den Augenblick vergessen worden ist. Hinter der Frage, ob das Oberhaus auf seiner am 9. Juli ausgesprochenen Ablehnung der berufenen Bill auch bei Gelegenheit der für den September dieses Jahres bevorstehenden abermaligen Einbringung derselben beharren wird, verbirgt sich die ungleich ernstere Frage, ob der Radicalismus an dieser „Auflehnung" gegen die öffentliche Meinung des Landes zu einem Sturmlauf gegen die historische Stellung der Pairie Veranlassung nehmen wird. Bis jetzt ist die Position der Lords, die ihre Ablehnung der beantragten Erweiterung des Wahlrechts mit der Forderung einer gleichzeitigen Neuvertheilung der Wahlkreise begleitet haben, eine so günstige, daß der heißblütige Premier seine Freunde zur Vorsicht gemahnt hat und Mr. Bright mit seinem Verlangen nach einer Oberhausreform vorläufig allein geblieben ist. Trotz der augenblicklichen Vorherrschaft dessen, was in England Radicalismus heißt, ist die Macht der alten Landestradition noch stark genug, um Angriffe auf die Grundlagen alt-englischen Verfassungslebens bis auf Weiteres aussichtslos erscheinen zu lassen. Daß eine Regierung, deren Conto durch unglückliche Unternehmungen ohnehin schwer belastet ist und die sich jeden Augenblick eines ägyptischen Fiaskos versehen muß, keine Neigung zur Herausforderung der mächtigsten Aristokratie der Erde verspürt, ist mehr als begreiflich, — ohne Unterstützung dieser Regierung erscheint ein erfolgreicher Angriff gegen die historische Zusammensetzung aber vollends undenkbar. Zudem spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die drei Monate bis zur Einberufung der außerordentlichen Session keine Besserung, sondern im Gegentheil eine Erschwerung der ägyptischen Lage bringen und der Opposition neue Waffen in die Hände liefern wird. Im günstigsten Falle haben die Resultate der Conferenz auf eine halb widerwillige Zustimmung der Volksvertretung zu rechnen, die aus ihrem Mißfallen über die den Franzosen eingeräumten Zugeständnisse niemals ein Hehl gemacht hat, — früher als die Conferenz werden aber der Fastenmonat Ramasan und das auf diesen folgende Bairamsfest sein Ende erreicht haben. Diesem tempus clausum allein hat man es zu danken gehabt, daß die kriegerische Thätigkeit des Mahdi seit einigen Wochen stille steht und daß in den vom oberen Nil einlaufenden Hiobsposten eine Pause eingetreten ist. Am 28. Juli geht der große Bairam zu Ende und unmittelbar darauf soll der Vormarsch gegen die Südgrenze des eigentlichen Aegypten beginnen. Ist die Conferenz zu diesem Zeitpunkte noch versammelt und bleibt das Glück dem Mahdi treu, so müßte es wunderbar zugehen, wenn die finanzielle Berathung nicht durch eine politische abgelöst, — wenn nicht allen Ernstes die Frage aufgeworfen werden sollte, wer denn im Falle weiteren Vordringens der Insurrection die Verantwortung für Zahlung der Zinsen der Staatsschuld auf sich nehmen solle? Geht von dem Substrat dieser Schuld ein Stück nach dem anderen verloren, so sind die über die Rentenzahlung getroffenen Feststellungen im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht mehr das Papier werth, auf welches sie geschrieben werden. Entschließt man sich unter dem Druck dieser bedrohlichen Umstände dagegen zu einer Intervention, so kommen die Voraussetzungen, unter denen die Conferenzeinladung von den festländischen Mächten angenommen wurde, von selbst in Wegfall.

Mit der Scheu vor Erörterung dieser naheliegenden, aber eben darum unwillkommenen Möglichkeiten mag es zusammenhängen, daß eine das gesammteuropäische Interesse nur mittelbar berührende Angelegenheit, das bevorstehende Erlöschen der älteren männlichen Linie des oranischen Königshauses, einige Wochen lang in der Presse des gesammten Welttheils eifrig besprochen worden ist. Die bei dieser Gelegenheit geäußerten Besorgnisse vor deutschen Eingriffen in die niederländische Thronfolgeordnung sind rasch, wie sie gekommen, wieder gegangen, weil die Geschichte der letzten dreizehn Jahre die Abneigung Deutschlands gegen unberufene Einmischungen in fremde Angelegenheiten deutlich genug bewiesen hat, um auch die Amsterdamer Schwarzsehereien gegenstandslos erscheinen zu lassen. Alleinige Sache der Generalstaaten wird es sein, sich auf den Fall des Ablebens der vierjährigen Prinzessin einzurichten, die zur Erbin ihrer Halbbrüder geworden ist, — die Möglichkeit einer Abtrennung Luxemburgs von dem Königreiche in Erwägung zu ziehen und an das Project einer dereinstigen Verbindung der Erbin König Wilhelm's III. mit dem Sohne des Grafen von Flandern heranzutreten. Deutschland wird sich jede Lösung der niederländischen Erbfolgefrage gefallen lassen, die der Unabhängigkeit des von Wilhelm von Oranien geschaffenen Staatswesens nicht zu nahe tritt. — Wunderbar genug nimmt es sich freilich aus, daß schon in unsern Tagen an die Möglichkeit einer Personalunion der beiden Königreiche gedacht wird, die sich vor vierundfünfzig Jahren für immer von einander getrennt zu haben glaubten. Eben jetzt feiern die Niederlande das Gedächtniß des großen Staatsmannes, der die evangelische Freiheit seines Vaterlandes vor dreihundert Jahren mit seinem Blute besiegelt hatte und am 10. Juli 1584 dem Hasse der Partei zum Opfer gefallen war, deren Epigonen die Herrschaft über Belgien vor kaum vier Wochen aufs Neue übernommen haben. Wenn der Gedanke an eine Erneuerung der Verbindung mit dem katholischesten Staate des Welttheils nichtsdestoweniger in dem Lande Anklang gefunden hat, dessen Devise einstmals „lieber Türk als Pfaff" lautete, so beweist das, wie gebieterisch die Nothwendigkeit eines Zusammenschlusses kleinerer staatlicher Gebilde auch dem weiland mächtigsten Kleinstaate der Erde zum Bewußtsein gekommen ist. Der von den belgischen Katholiken erfochtene Wahlsieg verbirgt sich freilich hinter Formen, die auch in den Niederlanden eine gewisse Anziehungskraft üben mögen. Ist das Ministerium Frère-Orban doch vornehmlich an der Uneinigkeit seiner Anhänger über die von den Radicalen geforderte weitere Ausdehnung des Wahlrechtes gescheitert. In beiden batavischen Ländern stützt der Liberalismus sich so ausschließlich auf die bürgerlichen Mittelclassen, daß seine Anhänger in der weiteren Ausdehnung des Stimmrechts die schwerste aller ihrer Sache drohenden Gefahren sehen. So rasch und bis zu solcher Unkenntlichkeit haben die Verhältnisse sich gewandelt, daß einer der elementarsten Forderungen der liberalen Doctrin gerade von ihren Vorkämpfern auf das Lebhafteste widersprochen wird. Mit der Partei, die par excellence die autoritäre ist, vermag der Radicalismus sich allenfalls zu verständigen, — mit den Liberalen nicht mehr. Bei Gelegenheit des belgischen Wahlkampfes war das so deutlich zu Tage getreten, daß die von Herrn Malou geführte katholische Partei verhältnißmäßig leichter Spiel gehabt und durch das Versprechen einer weiteren Demokratisirung der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten die Massen fast anstrengungslos zu sich hinüber gezogen hat. — Eine ähnliche Erscheinung ist neuerdings in der Schweiz beobachtet worden, wo die weitere Ausdehnung des Instituts der Urabstimmungen das Erkennungszeichen der gegen die liberal-centralistische Partei verbündeten Partikularisten, Katholiken und Radicalen bildet. Im letzten Grunde bezeugt das, daß die socialen Gegensätze allenthalben die alten politischen Unterscheidungen aufzulösen im Begriff sind, deren Bildung aus einer Zeit datirte, zu welcher der dritte Stand noch Alles in sich begriff, was nicht der Classe der ehemaligen Privilegirten angehörte. Mehr und mehr stellt sich heraus, daß die modernen Classenunterschiede an die Stelle der früheren Standesunterschiede getreten sind und diesen an Heftigkeit nichts nachgeben und daß die confessionellen Gegensätze eine ungeahnte Bedeutung behauptet haben. Rücksichtlich Belgiens steht freilich schon

seit einem Menschenalter fest, daß die Revolution von 1830 vornehmlich das Werk katholischer Tendenzen gewesen ist, welche den Liberalismus in ihren Dienst zu nehmen und die confessionellen Antipathien der Masse gegen das protestantische Holländerthum politisch zu verwerthen wußten. Es wird von symptomatischem Interesse sein, wie die gegenwärtig in Brüssel herrschende katholische Partei sich zu dem Plane einer künftigen Personalunion mit dem protestantischen Nachbarlande stellt und ob sie sich bereits stark genug fühlt, um es auf eine Verbindung ankommen zu lassen, die sie vor einem halben Jahrhundert mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen zu müssen glaubte. Die Classe, welche das niederländische Staatsleben damals unumschränkt beherrschte, spielt heute eine so bescheidene Rolle, daß sie in Brüssel nicht mehr gefürchtet zu werden braucht.

Was sich während der letzten Wochen im östlichen Europa begeben, ist in ein paar kurzen Worte zusammenzufassen. Auf den ungarischen Wahlkampf ist in beiden Hälften der habsburgischen Monarchie eine Stille gefolgt, die trotz des Beginns der Wahlen in den cisleithanischen Ländern seit mehr als drei Wochen andauert. Ueber den Wahlsieg des Ministeriums Tisza ist bereits in Vergessenheit gekommen, daß die denselben begleitenden Umstände die Gemeingefährlichkeit des altungarischen Systems der souveränen Comitate aufs Neue illustrirt und deutlich gezeigt haben, daß das Uebel unausrottbar ist, so lange die Gespanschaften keine andere als die selbstgewählte Obrigkeit kennen. Wäre die gegenwärtige Regierung bei den Wahlen unterlegen, so hätte Herr Tisza nicht umhin gekonnt, aus einem Anhänger zum Gegner des Comitatssystems zu werden, über dessen Verderblichkeit die Schüler Deáks seit lange nicht mehr im Zweifel gewesen sind. Vollends ausgeschlossen erscheint die Hoffnung, daß den auch bei dieser Gelegenheit mißhandelten siebenbürgischen Sachsen auch nur der Schein einer Genugthuung gewährt werde. Die vollendete politische Nullität des ungarischen Slawenthums sichert dem Magyarenthum das uneingeschränkte Recht, die übrigen Racen wie eine willenlose Heerde zu behandeln und die Fiction von der Identität der Begriffe „magyarisch" und „ungarisch" noch eine Weile aufrecht zu erhalten.

Verglichen mit den Zuständen, die in Agram und südlich von der Donaugrenze ihr Wesen treiben, darf freilich das von Pest aus geleitete Staatswesen für den Vertreter einer höheren Cultur gelten. Das eben erst über eine schwere innere Krisis hinweggekommene Königreich Serbien mit dem benachbarten Bulgarien einen diplomatischen Conflict anzetteln zu sehen, hat in der gesammten gebildeten Welt geringschätziges Achselzucken erregt und die europäische Ruhe keinen Augenblick zu stören vermocht. Wo man für die südslawischen Dinge überhaupt einige Theilnahme zeigte, ist dieselbe den schweren Verlegenheiten zugewendet gewesen, in welche das unglückliche Bulgarien sich abermals gestürzt hat. Auf die beiden Ministerwechsel der letzten zehn Monate ist ein dritter gefolgt, der zu dem Versuche der Bildung eines radicalen Ministeriums geführt hat. Wenn angeführt wird, daß die bulgarischen Radicalen sich auf die 400 000 im Lande gebliebenen Mohammedaner stützten, so ist damit Alles gesagt. — Künftig wird den Russen kaum verübelt werden können, wenn sie solchen Vorkommnissen gegenüber die Unentbehrlichkeit ihres Patronats behaupten. Eine Bevölkerung, die vierhundert Jahre lang in der Sklaverei geschmachtet und vor einem halben Menschenalter die ersten Versuche zur grammatischen Wiederherstellung ihrer, von der Mehrzahl der Gebildeten verleugneten Sprache angestellt hat, zur Selbstregierung einladen und innerhalb derselben die Bildung politischer Parteien zulassen, bezeichnet eine Summe von Widersinn, die dem Westeuropäer unfaßbar dünkt. Um diesen Widersinn aber dreht sich seit fünf Jahren die Axe dessen, was in Bulgarien Staatsleben heißt und von der übrigen Welt als solches angesehen wird. Zehn Monate, nachdem Fürst Alexander I. die von den russischen Befreiern des Landes ausgesonnene Verfassung von Tirnowa wiederhergestellt, verbessert und durch die Einsetzung einer ersten Kammer vervollständigt hat, kann von einer abermaligen Veränderung des Grundgesetzes oder einem abermaligen Staatsstreich nicht wohl die Rede sein. Formell ist der Fürst an den Willen der Mehrzahl der Erwählten des Volks gebunden, und da diese sich in Coterien spalten,

die auf den Namen von Parteien getauft sind, so kann Alexander I. nicht umhin, mit den sogenannten Führern dieser Parteien der Reihe nach sein Heil zu versuchen. Conservative und Liberale haben binnen wenigen Monaten vollständig abgewirthschaftet, und da die sogenannten Radicalen zu jeder Art von „Wirthschaft" unfähig sind, wird die Reihe der im Herbst v. J. wiedereröffneten constitutionellen Möglichkeiten binnen kürzester Frist durchlaufen und das Land an dem Flecke angelangt sein, auf welchem es sich vor dem 13. Juli 1881 befunden hatte. Zum zweiten Male wird man zu der Ertheilung außerordentlicher Vollmachten an den Fürsten schwerlich greifen wollen, und selbst wenn das geschehen sollte, bliebe fraglich, ob der des Rückhalts an Rußland beraubte Landesherr sich zur Uebernahme derselben bereit finden würde. Ist es *mit* den Russen nicht gegangen, so wird es *gegen* dieselben vollends nicht gehen, wenn die Verfassung suspendirt wird.

Wir Deutsche sind in der glücklichen Lage, diesen großen und kleinen Verwirrungen im Gefühle beständig zunehmender äußerer Sicherheit ruhig zusehen zu können. Von der großsprecherischen Versicherung, daß ohne unsere Zustimmung kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden dürfe, haben wir uns alle Zeit fern gehalten. Die Erfahrung zeigt indessen, daß man nirgend Neigung zum Schießen verspürt, so lange das deutsche Reich Gewehr bei Fuß dasteht und die friedensfreundlichen Elemente des Welttheils zu ihm halten. Es bleibt dabei, daß der Zustand allgemeiner Bewaffnung der festeste Bürge für die Erhaltung des Friedens ist, und daß die Nothwendigkeit dieses Friedens sich von Jahr zu Jahr stärker und gebieterischer geltend macht. Nirgend stärker als in Deutschland, wo die größten Probleme der Zeit in Angriff und alle Kräfte vollauf in Anspruch genommen sind, um das begonnene Werk weiter fortzuführen. Wohl machen die vorhandenen Gegensätze sich mit unverminderter Schärfe geltend, — über denselben aber steht die Ueberzeugung, daß die einmal gewonnenen Grundlagen festgehalten werden müssen und daß die Dinge, die uns scheinbar bewegen, nichts zu schaffen haben mit den Bedingungen unserer nationalen und internationalen Existenz. Aus einem innern Bedürfniß hervorgegangen, ist die deutsche Reichseinheit binnen eines halben Menschenalters zu einem europäischen Bedürfniß, zur Voraussetzung für die Erhaltung des Friedens und die Bändigung der demselben feindlichen Elemente geworden. Während die übrigen europäischen Staaten beständig für die Erhaltung und Erweiterung ihrer Machtbereiche sorgen müssen, haben *wir* nur die Zumuthung vom Leibe zu halten, in die die Welt bewegenden Streitigkeiten mehr hinein gezogen zu werden, als unsre Interessen gestatten. Grade der maßvolle Gebrauch, den Deutschland von seinen Machtmitteln macht, ist es, der der Welt imponirt und uns eine Stellung anweist, wie wir sie nie erwartet hatten. Möchte es dabei bleiben!

Literarische Rundschau.

Neuere Romane.

1. Stella. Roman in drei Bänden von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1883.

„Mir ist das Arbeiten von je die liebste Unterhaltung und der genußreichste Zeitvertreib gewesen, und noch heute „fabulire" ich mir selber etwas vor, wenn ich schaffend schreibe. Aber es unterhält mich nur, wenn die Motive mir selber neu sind, wenn ich die Gestalten sich aus sich selber herausarbeiten und sich mit der Welt um sich her, so gut sie es können, ins Gleiche setzen lasse. Ich muß mir denn auch für jede neue Schöpfung so zu sagen: eine neue Form und einen eigenen Stil schaffen — und vermeide dadurch, was vielen unserer Besten geschieht und was ich schlimm finde: mein eigner Nachahmer zu werden." — Diese Worte sind einem Briefe Fanny Lewald's entnommen, und bei der Lectüre ihres jüngsten Romanes „Stella" kamen sie mir unwillkürlich in den Sinn. Wenn auch Alles in Allem „Stella" ein unverkennbares Kind Fanny Lewald'schen Geistes und ihrer Art ist, die eminenten Vorzüge der Dichterin ebenso deutlich offenbarend, als ihre Mängel, so sind es doch zwei Momente, auf die ich später zurückkommen will, die uns in einem Lewald'schen Buche gewissermaßen neu berühren; ein Zeugniß dafür, daß die Dichterin, mit ungeminderter Geisteskraft weiter schaffend, noch immer nicht sich selbst nur nachahmt.

Nach meinem Dafürhalten nimmt Fanny Lewald im deutschen Schriftstellerthum einen ersten Rang ein — etwas von der Frau v. Staël, von Balzac und der George Sand ist gleichzeitig in ihr, und was sie von jenen Dreien unterscheidet, bedingt gerade ihre dichterische Individualität, sowohl im Können als im Wollen. Was vertiefte und durchgeistigte Lebensbetrachtung, hervorragende Beobachtungsgabe für Menschen und Dinge dem Dichtervermögen stofflich zuführt, verarbeitet Fanny Lewald zu fesselnden Gestalten und Bildern, und besten Lobes werth sind die Gesinnungen, die aus all' ihren Werken hervorleuchten; aber eine gewisse Nüchternheit, die im dichterischen Schaffen leicht sich einstellt, wenn der Verstand sein Wägen niemals dem Wogen der Phantasie zu Liebe unterläßt, macht sich in allen ihren Schöpfungen bemerklich. Immer und immer wieder werden wir vor weite geistige Perspectiven geführt; die Begebenheiten in der Handlung tragen sich so wahrscheinlich zu, daß wir nur die beredte Erzählerin, nicht die Dichterin zu hören glauben, und in vollendeter psychologischer Exactheit werden uns Stimmungen entwickelt und Impulse aus der Menschenbrust, die sie bewegen, logisch heraus erklärt — aber in epischem Vollton, in überwältigenden elementaren Lauten klingt es selten wider, und das freie Schwingen der Menschenseele hinauf und hinunter in das endlose Reich des Hoffens und Sehnens, des Bangens und Fürchtens, hat für Fanny Lewald keine Berechtigung.

Und doch will mir scheinen, als ob gerade dieses in seiner Unmotivirtheit so echt menschlich wäre! — Wir könnten hier unser Urtheil über „Stella" abschließen, das bisher Gesagte gilt eben auch für dieses Buch. Ueberall knüpft auch

hier die Handlung an die Wirklichkeit an. Eingehende Selbsterfahrung, verständnißvolles Umschauen im Lande und unter den Menschen, gibt „Stella" nicht nur ein getreues, sondern auch farbenreiches Localcolorit; und das, was uns gezeigt wird, ist das moderne Rom aus zwei extremen Regionen angeschaut: hier das Leben des hohen Adels, dort das Treiben im jetzigen römischen Volksthum, Beides sich einander berührend in den Ateliers der Künstler, wo der Fürst seine Bestellungen macht und die Kinder aus dem Volke Modell stehen; geistvolle Reflexionen über Kunst und Religion, über Kirche und Gesellschaft, die sich sehr reichlich vorfinden, stehen in directester Beziehung mit realen Erscheinungen des römischen Lebens. Darüber wird allerdings die Handlung häufig aufgehalten, und manchmal erscheint sie uns eigentlich nur Nebensache zu sein. Fanny Lewald will eine Reihe römischer Typen schildern und erzählt zu diesem Zweck eine Geschichte. Stella selbst, die Heldin der Handlung, in ihrer ursprünglichen Keuschheit und Leidenschaftlichkeit, abhängig nur von dem Gebote der Kirche und einem Sittlichkeitsgefühl, das uns wie höchste Moral erscheint, obgleich es mit den conventionellen Moralgesetzen sehr wenig gemein hat — Stella ist nicht nur feinfühlig und glücklich dem römischen Volkstypus abgelauscht, sondern überhaupt ein vollwerthiges poetisches Gebilde. Doch überall, wo sie in Beziehung zu Anderen und der Handlung tritt, da ist die Lieblichkeit in den Dienst des logischen Denkens gestellt — der Duft ist verloren und die Analyse geblieben. Dennoch ist hier eine Art von Sühne vollbracht für ein dichterisches Verschulden in einem der früheren Bücher der Schriftstellerin: „Lieben! Was heißt das „lieben"? Du bist bisher vergnügt fertig geworden ohne sie —" so hat dort Fanny Lewald das Wesen der Liebe gekündet; als ob die Liebe nichts weiter wäre, als eine leicht entbehrliche Nummer auf dem Vergnügungsprogramm des Lebens! Wo bleibt dabei: „der Gott in uns", „die höchste Höhe der Menschenseele", wie Wieland die Liebe bezeichnet? In Stella verkörpert sich nun die echte Vollkraft der Liebe, sie wird ihre ganze Existenz; für den Geliebten zu leben erscheint ihr gerade so naturnothwendig, wie daß sie für ihn stirbt, — und überhaupt hat Fanny Lewald hier dem widerspruchsvollen Zustand, „Liebe" genannt, eine so vielseitige Berechtigung gegeben, wie das sonst durchaus nicht ihre Sache ist. Und neu berührt uns auch eine gewisse Wohlgefälligkeit an dem Katholicismus, oder mindestens an einzelnen seiner Gebräuche — Fanny Lewald war bisher für keine positive Religion eine Vorkämpferin, im Gegentheil, nur für das echte Menschthum ringend, hat sie sich gegen alle starren Satzungen, sowohl in der Gesellschaft, als in den Confessionen, gewandt — in „Stella" nun behalten vielfach die Satzungen ein Recht. „Stella" ist trotzdem ein Buch, das man lesen muß; und wir bemerken mit Vergnügen, daß eine englische Uebersetzung desselben in Tauchnitz' „Collection of German Authors" erschienen ist.

2. **Die Papierprinzessin.** Roman in sechs Büchern von Rudolf von Gottschall. Drei Bände. Breslau, Ed. Trewendt. 1884.

Rudolf v. Gottschall ist nicht nur einer unserer hervorragendsten, sondern auch vielseitigsten modernen Schriftsteller; in unerschöpflicher Productivität und bewunderungswürdiger Arbeitskraft ist er als Aesthetiker, Kritiker und Dichter unausgesetzt thätig. Dem Gebiete des Romans hat Gottschall erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit sich zugewendet, und auch hier mit unbestreitbarem Erfolg.

Rudolf von Gottschall's neuester Roman, „Die Papierprinzessin", hat als Zeit eine der ausgibigsten Perioden der neueren Geschichte Frankreichs gewählt, die der Regentschaft des Herzogs von Orléans, welche die schroffsten Gegensätze birgt, die jemals während eines an sich nur kurzen Zeitraums in einem Staatskörper in die Erscheinung getreten sind. Unbegrenzte Sittenlosigkeit, sinnlose Verschwendung in den oberen Gesellschaftsschichten; maßloses Elend und die ersten Regungen des erwachten

Menschenbewußtseins im Volke. Der Regent selbst ein ausschweifender Wüstling, den rohesten Orgien ergeben, tyrannisch schaltend über Freiheit und Besitz seiner Unterthanen, und dennoch ein entschieden geistvoller Mann, pessimistischen Lebensanschauungen huldigend, edelster Aufwallungen fähig. So der Regent, und so — wenn auch zumeist ohne seine geistige Entwicklung — sein Hof und, dessen Treiben hohnvoll zuschauend, der junge Voltaire, der damals, in sehr bescheidenem Umfange zuerst, seinen Flug begann. Mitten unter diese Menschen, hellen Blickes die Verhältnisse überschauend, tritt nun der Schotte John Law mit einem neuen Finanzsystem; und er, seines Zeichens ein Abenteurer, doch keineswegs nur als „ein intelligenter Schwindler" aufzufassen, ist der Held des Gottschall'schen Romans, der, wenn auch mit dichterischer Freiheit behandelt, doch im Wesentlichen in ein völlig authentisches Licht gebracht ist, ja, Gottschall hat mannigfachen, durch oberflächliche Geschichtschreibung verbreiteten falschen Vorstellungen gegenüber eine Art „Rettung" an ihm vollzogen. Ueberhaupt ist in dem Gottschall'schen Buche die ganze Atmosphäre jener Zeit treu und lebhaft zugleich wiedergegeben; der Dichter hat ersichtlich sehr sorgfältig das Memoirenwerk des Herzogs von Saint-Simon studirt und viele, die Menschen und Zustände charakterisirende Züge in das Walten seiner Phantasie verwoben. Daß er andrerseits diese, seiner Dichtung zu Liebe, der historischen Thatsächlichkeit zum Trotz, häufig erfinderisch walten läßt, ist sein poetisches Recht, und nur einmal ist es mir aufgefallen, daß Gottschall ohne jede Veranlassung beglaubigten Ueberlieferungen widerspricht; nämlich in der Charakteristik der Herzogin von Berry. Auch scheint mir, daß Alice Law, die Heldin des Buches, die „Papierprinzessin", allzusehr zurücktrete hinter Léonie Nantin, die uns bei Weitem mehr interessirt, wiewohl ihre Erscheinung nur von episodischer Bedeutung ist. Im Uebrigen lassen die mannigfach verschlungenen Fäden der Handlung nirgends die künstlerische Hand, die sie gefügt, vermissen; in das vielmaschige Netz sind interessante und fesselnde Episoden gewoben, und der Stil ist durchweg vortrefflich. Was in der dichterischen Composition besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die außerordentliche Geschicklichkeit, mit der dem verschiedenartigsten Geschmack Rechnung getragen wird, so daß der Roman sich als Unterhaltungslectüre im besten Sinne des Wortes präsentirt und zugleich so geistvoll ist, daß er auch den ernsten Leser fesseln wird.

Albert Weigert.

βκφ. **Catalogue illustré de la Section des Beaux-Arts à l'Exposition nationale de Moscou en 1882, redigé par N. Sobko, édité par M. Botkine. Deuxième édition corrigée et augmentée. St. Petersbourg 1882.**

Es gibt Bücher, die, ohne Bücher zu sein, so sehr den Anschein von Büchern haben, daß man sie dafür nehmen möchte, zumal dann, wenn sie typographisch auf hoher Stufe stehen. Einer der kostbarsten Drucke, den wir je gesehen, ist die Zusammenstellung der Menüs eines Jahres, die den Diners des hannöverschen Hofes anno so und so zur Grundlage dienten: ein rothes Saffianbändchen der Wolfenbüttler Bibliothek. Ebendahin gehören die Reclamebände verschiedener Geschäftsbranchen, mit einem Luxus gedruckt, wie er als Hülle von Gedanken seltener vorkommt. Einen Uebergang von diesen Büchergespenstern zu wirklichen Büchern bilden die modernen Kataloge.

Wir würden den hier vorliegenden nicht anzeigen, der die Schätze einer längst abgethanen Ausstellung aufzählt, hätten die zahlreichen und guten Illustrationen nicht ihr Interessantes. Der Trieb zu nationalisiren (oder zu „renationalisiren", wenn das Wort nicht zu ungefüge wäre) erstreckt sich in Rußland heute auch auf die Kunst, und die über 170 Seiten füllenden, gut auf 300 Nummern zu veranschlagenden Illustrationen unseres Kataloges machen uns mit beachtenswerthen Proben dieses Bestrebens bekannt. Geläufig bereits, von mehrfachen Bauten auf Weltausstellungen her, ist dem westlichen Europa die neueste russische Holzarchitektur: eine Art byzantinisirenden Schweizerbauernstils, der nichts Unangenehmes hat. Unser Katalog bringt nun aber auch größere Stücke bürgerlicher Bauwerke, wie sie nicht nur das russische Zukunftsdorf, sondern die Zukunftsgroßstadt beherbergen wird: Wohnhäuser, Bahnhöfe, öffentliche Gebäude. Das Bestreben, einen neuen Stil zu erfinden, ist hier jedenfalls glücklicher gelöst als von König Maximilian einst, und die gegebenen Abbildungen sind auch deshalb so instructiv, weil sie in so großer Fülle geboten werden. Arg dagegen sind die Versuche, die nun Jahrhunderte lang in der griechischen Kirche treulich fort und fort copirten altbyzantinischen Heiligenbilder mit dem lebendigen Blute der Gegenwart zu erfüllen und als Anfänge einer neurussischen kirchlichen Malerei vorzubringen. Die Sainte Trinité von A. Markoff in der Cathedrale du St. Sauveur in Moskau ist ein wunderbares Stück Phantasie, und was Koscheleff in derselben Cathedrale als Sujet tiré de l'Apocalypse ausgeführt hat, präsentirt sich als eine Uebersetzung der Vision des Ezechiel von Raphael ins Tatarische.

Aus den Landschaftsbildern, Genre- und Soldatenscenen tritt uns das russische Leben recht anschaulich entgegen. Bei den Scenen der socialen Bewegung hat man freilich den Eindruck, als habe französische Literatur und Kunst nicht nur die Form, sondern auch den Gedanken geliefert.

Summa summarum ein amüsanter Katalog, der seinen Werth behalten wird und der Stoff zu historischen Betrachtungen nach verschiedenen Richtungen hin in reichem Maße darbietet.

ο. β. **Neuer deutscher Novellenschatz.** Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner, Band 1—3. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1884.

Die sehr willkommene Fortsetzung des bekannten Unternehmens von Heyse und Kurz, welches im Jahre 1874 durch den Tod des letzteren abgebrochen wurde. Unterstützt von einem jüngeren Freunde, der sich gleichfalls als Novellist und als Uebersetzer glücklich bethätigte, hat sich Heyse an die schwierige Aufgabe gemacht, aus der Fluth moderner deutscher Erzählungen das Werthvollste herauszuholen, und die vorliegenden Bände zeugen bereits von der Umsicht und dem Geschick in der Auswahl. Galt in der älteren Sammlung nebst den Dichtungen der vergangenen Epoche das Interesse der Herausgeber, so haben sie diesmal die lebende Generation ins Auge gefaßt: Novellen von Marie von Ebner-Eschenbach, Rosegger, Fontane, Laistner, Ida von Düringsfeld werden dargeboten und in Aussicht gestellt, daneben auch solche von Jüngstverstorbenen, Mosenthal und Dingelstedt. In eine schon weit hinter uns liegende Zeit, die Zeit der Eichendorff und Immermann, führt uns die Novelle „Sirene", welche den oldenburgischen Dichter L. Starklof zum Verfasser hat; und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, hier aus der veralteten Redeweise der Romantik allmälig realistische Modernitäten hervortauchen zu sehen. Knappe Bemerkungen Heyse's und Laistner's zu jeder Novelle orientiren über ihre Verfasser; und in einem Vorwort wendet sich Heyse mit vornehm-sicherer Polemik gegen den einseitigen Naturalismus und die Verehrer der „verité vraie". Eine gefällige Ausstattung und der äußerst mäßige Preis werden der Sammlung die Verbreitung sichern, welche sie verdient.

ρ. **Register zu Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts** mit Berücksichtigung aller Auflagen von Dr. Rud. Grosse. Braunschweig, Druck und Verlag von Vieweg u. Sohn. 1883.

Durch Herstellung dieses Registers haben sowohl der Verfasser desselben als auch die Verlagshandlung sich ein großes Verdienst um Hettner's Literaturgeschichte und ein vielleicht noch größeres um deren Besitzer erworben. Denn lesen allenfalls, aber nicht im Sinne rascher Information gebrauchen läßt sich ein bändereiches Werk wie dieses, wenn ihm das Register fehlt. Jetzt erst, mit Hilfe dieses Wegweisers, ist man in der Lage, das ungeheure Material, welches sich in Hettner's Werk aufgehäuft findet, von jedem Punkte aus wie mit Einem Blick zu überschauen und auch im räumlich Getrennten den innern Zusammenhang zu verfolgen. Herr Dr. Grosse hat seine schwierige Arbeit — um so schwieriger, als er alle früheren, in den Seitenzahlen oft beträchtlich von einander abweichenden Auflagen berücksichtigte — mit genauem Verständniß dessen, worauf es ankam, mit rühmenswerther Umsicht und Gewissenhaftigkeit gethan. Ueber den Rahmen des nackten Registers hinaus hat er ein Bändchen geliefert, welches als Leitfaden zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts fast selbständigen Werth beanspruchen darf.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Sprachwissenschaftliche Abhandlungen von Carl Abel. Dr. phil. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Bau- und Kunst-Denkmäler, Die, der Kreise Carthaus, Berent und Neustadt. Mit 58 in den Text gedruckten Holzschnitten und 9 Kunstbeilagen. Danzig, Commissions-Verlag von Theodor Berthing.

Berenberg. — Die Nordsee-Inseln an der deutschen Küste nebst ihren Seebad-Anstalten. Von Carl Berenberg. Mit einer Karte der Reisewege und vielen Zinkographien. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Norden & Norderney. Herm. Braams. 1884

Berlepsch. — Von Deutschland durch die Central-Schweiz zur Gotthard-Bahn, zu den italienischen Seen und den Hauptrouten von Ober-Italien. Ein Reisehandbuch mit allen Eintrittsrouten für den Vierwaldstättersee und die Gotthardsbahn, nach dem Tessin, den Seen, Mailand, Turin, Genua und Venedig von H. A. v. Berlepsch. Dritte verb. Aufl. mit Karten, Plänen etc. München, Expedition von Berlepsch's Reisehandbüchern.

Berlepsch. — Die Rheinlande, Süd-Deutschland und die Schweiz bis an die ober-italienischen Seen. 18. Bearbeitung der Schweiz. Ein Anzeiger und Rundreise-führer. Mit vielen Plänen, Ansichten und Panoramen. München, Expedition von Berlepsch's Reisebüchern.

Bleibtreu. — Wer weiss es? Aus den Erinnerungen eines französischen Officiers von Carl Bleibtreu. Berlin, Hugo Steinitz & Comp. 1884.

Brand. — In Lehnspflicht. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von H. Brand. 2 Bde. Kassel, H. Wigand. 1884.

Brasch. — Die Klassiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfaßliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften von Dr. Moritz Brasch. Mit Porträts. Leipzig, Greßner & Schramm. Hft. 1/3.

Briefe aus dem Himmel. — Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1884.

Bucher. — Geschichte der technischen Künste. Im Verein mit J. Brinckmann, A. Ilg, J. Lessing, F. Lippmann, H. Rollet herausgegeben von Bruno Bucher. XV. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Burmester. — Harten Leina. En Speigel vör Land un Lüd. Von Heinrich Burmester. Mit einer Einleitung von K. Th. Gaedertz. 2 Bde. Berlin, Kogge & Fritze.

Der deutsche Offizier. — Ein Wort zur Verständigung und Abwehr von einem preußischen Stabs-Offizier (H. v. M.) Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Der Kampf der Deutschen in Böhmen und Oesterreich. Historische Betrachtungen zur Rettung der Oesterreich.-ungar. Monarchie. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 1884.

Die Colonie der Tagesdebatte und coloniale Vereinigungen. Einige Fragestellungen. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1884.

du Bois-Reymond. — Ueber die Grenzen des Naturerkennens. — Die sieben Welträthsel. Zwei Vorträge von Emil du Bois-Reymond. Des ersten Vortrages sechste, des zweiten Vortrages zweite Auflage. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Duncker. — Geschichte des Alterthums. Von Max Duncker. Neue Folge. Erster Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884.

Duncker. — Die Brüder Grimm. Von Albert Duncker. Mit einem Holzschnitte. Kassel, Ernst Hühn. 1884.

Engelmann. — Die Leibeigenschaft in Russland. Eine rechtshistorische Studie von Dr. J. Engelmann. Leipzig, Duncker & Humblot. 1884.

Gewerbehalle. — Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1884. 23. Jahrg. Lfg. 6. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1884.

Goethe. — Arminio e Dorothea. Traduzione di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Goethe-Jahrbuch. — Herausgegeben von Ludwig Geiger. Fünfter Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1884.

Gregorow. — Die Saxo-Saxonen. Roman von Samar Gregorow. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. (Carl Hammer.) 1884.

Gubernatis. — Storia universale della Letteratura di Angelo de Gubernatis. Vol. IX.—XII. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Guilly. — La nature et la morale par E. Paul Guilly. Deuxième édition. Paris, Felix Alcan. 1884.

Heimathsklänge. — Plattdeutsches Liederbuch, herausgegeben vom plattdeutschen Verein „Quickborn" zu Berlin. 1884.

Heller. — Kathinka. Roman aus dem Berliner Leben von O. Heller. 2 Bde. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. (Carl Hammer.) 1884.

Hiller. — Erinnerungsblätter von Ferdinand Hiller. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung. 1884.

Krauß. — Sagen und Märchen der Südslaven von Dr. F. S. Krauß. Band II. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Lanfrey. — P. Lanfrey's Geschichte Napoleon's des Ersten. Aus dem Französischen von C. v. Glümer. Eingeleitet von Adolf Stahr. Beendet durch Dr. phil. C. v. Kalckstein. Zweite wohlfeile Ausgabe. Erster Band. 1. Hälfte. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Lindau. — Mabo. Erzählung von Paul Lindau. Zweite Auflage. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Mohr. — Altes Schrot und Korn. Erzählungen aus dem Lande der Hessen von Ludwig Mohr. Erster Band. Kassel, Ernst Kleimenhagen. 1884.

Niederdeutsches Liederbuch. — Alte und neue plattdeutsche Lieder und Reime mit Singweisen. Herausgegeben von Mitgliedern des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 1884.

Noorden. — Historische Vorträge. Von Carl von Noorden. Eingeleitet und herausgeg. von Wilhelm Maurenbrecher. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884.

Palleske. — Die Kunst des Vortrages. Von Emil Palleske. Zweite Auflage. Stuttgart, Karl Krabbe. 1884.

Philippson. — Les Origines du Catholicisme moderne: La Contre-Révolution religieuse en XVIe siècle. Par Martin Philippson. Bruxelles, C. Muquardt. 1884.

Pypin. — Das sorbisch-wendische Schriftthum in der Ober- und Niederlausitz von A. N. Pypin. Aus dem Russischen übertragen sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von Traugott Pech. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Plümacher. — Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichtliches und Kritisches von O. Plümacher. Heidelberg, Georg Weiss. 1884.

Prielmayer. — Der Krainer Hans. Eine Geschichte aus dem bayerischen Walde von Gust. v. Prielmayer. Würzburg, L. Kreßner.

Maywald. — In memoriam von August Maywald. Bonn, Emil Strauss. 1884.

Radestock. — Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von Paul Radestock. Breslau, Eduard Trewendt. 1884.

Reuleaux. — Eine Reise quer durch Indien im Jahre 1881. Erinnerungsblätter von F. Reuleaux. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1884.

Roberts. — Die Pensionärin von A. Baron von Roberts. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Roberts. — „Es" und Anderes von A. Baron von Roberts. Dritte, vom Verfasser durchgesehene Auflage. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Rode. — Akademische Novellen. Von Roderich Rode. Berlin, Wilhelm Issleib. (Gustav Schuhr.)

Runeberg. — Fähnrich Ståls Erzählungen von Johann Ludwig Runeberg. Ins Deutsche übertragen von Charlotte von Liebeherr. Rostock, Carl Meyer's Verlag. 1884.

Schott. — Deutsche Fürsten im Zeitalter der Reformation. Vortrag von Professor Dr. Theodor Schott. Stuttgart, Karl Krabbe. 1884.

Stein. — Ueber die Beziehungen Chr. Garve's zu Kant nebst mehreren ungedruckten Briefen Kant's, Feder's und Garve's von Dr. Albert Stein. Leipzig, Denike's Verlag. 1884.

Vischer. — Nicht I, a. Schwäbisches Lustspiel in drei Aufzügen von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Verschlungene Wege.

Von

Henning Schönberg.

An einem Sonntag Ende Juni 1845 versammelten sich in früher Morgenstunde an dem Oranienburgerthore in Berlin eine Schar junger Männer. Sie hatten eine Wanderung nach Tegel verabredet. Es waren frisch creirte Doctoren der Medicin oder Philosophie und alte Studenten, Jünglinge aus verschiedenen Provinzen des Staates, die der Zufall in ihren letzten Studiensemestern zusammengeführt hatte. Bei ihren täglichen Vereinigungen in einem Cafehause am Werderschen Markte hatten die Brandenburger öfters von der Schönheit der Kieferwaldungen und der Seen ihrer Heimath gesprochen, die Anderen aber, in deren Landen Urgebirge zum Himmel aufwuchsen, daran gezweifelt. Nun sollte der Beweis der Schönheit der Sandbüchse des Erzkämmerers weiland des heiligen Römischen Reiches Germanischer Nation angetreten werden.

Die jungen Männer waren an Aussehen und Haltung sehr verschieden. Ueber allen aber schwebte nicht mehr der sorglose Studentenmuth. Sie sahen sämmtlich in ein Leben voll Arbeit und unterhielten sich von ernsten Dingen. Die Spielereien des Verbindungswesens lagen längst für sie im Staube: von Mädchen ward auf der ganzen langen Wanderung kaum gesprochen. Das Gespräch verbreitete sich über die junge politische und kirchliche Bewegung der Zeit, ab und zu ward ein wissenschaftlicher Gegenstand, namentlich von den Medicinern, berührt.

Eine gewisse Ausnahme machte unter den Genossen ein schlanker blonder Jüngling mit hellen Augen und heiterem Gesicht, der zwar auch schon viel Moos der Semester auf dem Scheitel hatte, aber das Leben augenscheinlich leichter nahm als die Anderen. Er hieß Hugo Tilesius. Seine Familie war wohlhabend, und er fühlte keine Verpflichtungen irgend welcher Art, rasch nach Amt und Brot zu streben. Sein Studienfeld lag in ziemlich abgelegenen Sprachen. Er hatte schon manchen guten Anlauf zur Arbeit genommen, aber auch wieder oft ausgesetzt, denn er meinte noch viel Zeit zum vollen Ernst zu haben. Vorlesungen hörte er nicht mehr; er schrieb auf der Bibliothek eine große Handschrift ab für ein Werk, das er plante.

Seit wenig Tagen erst war er von seinen Pfingstferien heimgekehrt. So kannte er einige Wandergefährten noch nicht, darunter einen Jüngling, der erst seit Ostern in Berlin studirte und sich ziemlich zurückgezogen hielt. Theils lag das in seinem Wesen, theils arbeitete er sehr fleißig auf den Doctor los. Er liebte die gewöhnlichen Vergnügungen junger Männer nicht und schloß sich von manchem Zeitvertreibe aus, damit aber auch von den engeren Beziehungen zu sehr vielen Altersgenossen.

Fritz Rau, so hieß er, war aus derselben Provinz wie Tilesius. Er war braun von Haaren, etwas kleiner als jener, sein Gesicht hatte geistige Züge, über die oft ein düsterer Ausdruck flog. Er war augenscheinlich nicht von gewöhnlichem Holz geschnitzt, aber er wirkte namentlich auf junge Männer seines Alters sehr verschieden. Manche zog er an, viele stieß er ab.

Tilesius gehörte zu den ersten. Er suchte das Gespräch mit Rau, dasselbe kam leicht auf ihr Heimathland, es zeigte sich, daß Beide für dessen Volksleben, seinen Dialekt, seine Lieder Interesse hatten. Der Stoff der Unterhaltung riß nicht ab, Hugo konnte vieles dem Anderen Unbekannte mittheilen, und so schlossen sie sich näher an einander an.

In den Kieferbüschen und ihren Sandwegen zwischen Berlin und Tegel mußten die Brandenburger scharfe Spottreden über die verheißenen Schönheiten der Mark hören. Der Eine verglich die Laubwälder des Unterharzes mit dieser ärmlichen Gegend; ein Zweiter die dunklen Thäler des Thüringer Waldes, ein Dritter die langgestreckten Massen der Sudeten und ihre dörferreichen Gründe. Als sie aber in dem Tegeler Park auf den von jungen Tannen eingefaßten grünen Platz traten, wo unter der hohen schönen Säule, von der Thorwaldsen's Statue der Hoffnung herabschaut, Wilhelm von Humboldt bestattet war, des großen Bruders Alexander damals noch lange harrend; als sie von dort hinausschauten auf den vielbuchtigen Havelsee, den dunkle Wälder umsäumten und der sich in duftige Ferne verlor, da schwiegen die spitzen Zungen, und das Bekenntniß ward willig gegeben, daß die Mark hier wie um Potsdam Reize entfalte, welche die Sinne fesseln und das Gemüth anregen.

Von dem Küster im Dorfe ward ein großer Kahn gemiethet, da sich mehrere der Genossen auf Steuern und Rudern verstunden, und man stach fröhlich hinaus auf den See. Bei Lied und Ruderschlag, unter scherzendem Geplauder verflogen die Stunden. In einem Fischerdorfe fand man ein schmackhaftes Mal bereitet, und der kühle Abend machte die Rückwanderung nach Berlin trotz der Staubwolken, welche unter den zahlreichen Sonntagswanderern aufwirbelten, ganz erträglich. Die Erinnerung an diesen Tag hat manchen jener Jünglinge noch nach Jahren erfreut.

Tilesius und Rau waren fortan Freunde. Nicht Gleichheit verband sie, sondern Ungleichheit. Sie empfanden, daß der Eine Stoffe in sich trug, die dem Anderen fehlten. Dieses Ergänzungsbedürfniß zog sie an, und da in Tilesius des Unfertigen und Weichen mehr lag als in Rau und seine ganze Natur wärmer war, so war er auch in dem neuen Verhältniß eifriger.

Er kam fast alle Nachmittage zu Fritz, und in den schwülen Stunden jenes heißen Sommers ließ sich derselbe das Geplauder des Landsmanns gern gefallen.

Zog es ihn auch zunächst von seinen Studien ab, so steuerte es doch immer willkommene Beiträge in seine Sammlungen zur Heimathskunde. Dafür suchte er den Freund fester an die Zucht der Arbeit zu gewöhnen, und dieser ging nun regelmäßiger auf die Bibliothek und freute sich, manchen Fund mit Rau durchsprechen zu können.

„Ich wünschte Dir, lieber Hugo," sprach derselbe einmal, „daß es Dir weniger bequem gemacht wäre und Du einen kleineren Wechsel hättest. Menschen wie ich, die sich knapp durchschlagen und das Geld von Kind auf schätzen lernten, tragen einen Sporn in sich, den ich Dir gern in die Weichen setzte; denn Du hast die Neigung, sorglos um Ziel und Herberge in den schönen Sommertag hineinzulaufen, weil Du der Jugend kein Ende meinst. Du glaubst ewig ein Student bleiben zu können, von dem die gewöhnlichen Leute nur ein heiteres Gesicht verlangen."

„Moralisire nicht, Alter!" erwiderte Tilesius. „Ich sitze ja drei Stunden täglich hinter meiner Handschrift von Palmblättern fest. Mehr hält kein gesunder Junge bei solcher Hitze auf diesem Sandboden aus. Ich habe es ausgerechnet, in drei Monaten bin ich mit der Copie fertig. Dann geh ich nach London, um einen anderen für wichtig erklärten Codex dieses wundersamen Werkes zu vergleichen und für den Commentar, der ein Specimen höchster Gelahrtheit werden soll, dort und in Oxford mancherlei zu sammeln. Darauf promovire ich oder werde, genauer ausgedrückt, promovirt, und dann, wenn es Zeit ist, habilitire ich mich in Leipzig, wo Fleischer, Tuch und Brockhaus mir wohlwollen. Du mußt zugeben, daß dieses eine genau gezeichnete Lebensstraße mit allen möglichen Stations-, Post- und Zollhäusern ist, an der selbst der Generalpostmeister seine Freude haben möchte. Was willst Du denn mehr?"

„Gegen Deinen Straßengang, mein Freund, habe ich nichts einzuwenden," antwortete Rau, „aber ich traue dem Reisenden nicht, daß er bis über das erste Wirthshaus, das er sich notirt hat, hinausgelange. Hätte ich Dich nur erst über den Canal und heraus aus dem Lotterleben zwischen Universität und Vaterhaus. Drüben in England athmetest Du frischere Luft. Mich geht es gar so hart an, daß Du wie jene alten Burschen werden könntest, die das erste Semester bis zum hundertsten ausdehnen und allen Menschen, ja schließlich sich selbst zum Greuel werden."

„Du bist heute schlechter Laune, Rau, und siehst mich an wie der Schornsteinfeger eine rußige Esse. Du zankst ohne Grund. Morgen will ich Dir Abschrift und Sammlungen zum Commentar mitbringen, und ich denke, Du wirst mich Deiner hohen Freundschaft auch ferner nicht für unwerth erachten. Komm in den Thiergarten, ich brauche Luft!"

Sie schlenderten zum Brandenburger Thor hinaus nach dem Goldfischteich, wo vor der Venusstatue stets ein Augenblick andächtiger Betrachtung zugebracht ward, und dann verloren sie sich mit Gefährten, die nach und nach hinzugekommen waren, in die einsameren Theile des schönen Parkes.

Der August erschien mit den großen Ferien. Der kleine Kreis zerstreute sich. Auch Tilesius und Rau reisten nach Hause, und da ihr Weg bis Haynitz

zusammenfiel, hatte Fritz versprechen müssen, dort seine Fahrt zu unterbrechen und den Freund zu seinem Vater zu begleiten. Es sei gerade der Geburtstag der Schwester Helene, da komme stets eine heitere Gesellschaft zusammen. Auch freuten sich die Seinen, das gelehrte moralische Haus kennen zu lernen, von dem er in den Briefen keine schlechte Zeichnung gemacht habe. So redete Hugo gutmüthig, und Fritz willigte gern ein.

Sie waren mit dem Nachtzuge gefahren und langten in früher Morgenstunde in Haynitz an. Langsam schlenderten sie die Meile nach Wolfsdorf hinaus, um nicht das Haus noch schlafend zu treffen.

Es war ein herrlicher Augusttag. Von dem fernen Gebirge wehte ein frischer Südost herüber, sie schlugen Fußpfade ein über die Felder, wo das Korn in Garben lag und der Weizen in dicken goldbraunen Aehren stund. Große Gemüsefelder breiteten sich dazwischen. Die Beiden freuten sich der reichen heimathlichen Landschaft. „Gottlob, daß man wieder schwarze und braune Erde sieht und nicht die magere Sandscholle der Mark!" rief Tilesius.

„Ich freue mich auch darüber, aber ich werde mich noch mehr freuen," sprach Rau, „wenn ich den blauen Berg dort drüben am Ende der Kette hinaufsteigen und auf seinen Felsen stehen werde. Ich hänge an unserm Gebirge, und ich kenne es. Ich war noch ein kleiner schwacher Junge, als mich mein Vater auf seine Wanderungen mitnahm. Er kannte wenig Rücksicht auf mich, aber meine zähe Natur hielt aus und ich ward ein rüstiger Läufer, habe darum auch in meinem Militärjahr die Märsche gut ertragen."

Sie waren eine Anhöhe heraufgekommen, hinter welcher Wolfsdorf sich an dem Laufe eines kleinen Baches hinstreckte, die Bauernhöfe in Obstgärten versteckt, das Rittergut von hohen Pappeln und Linden umgeben, nahe dabei die Kirche. Das Land war wellig, zwei Bäche gliederten es und an ihnen lagen viele Dörfer, wohlhäbige Bauernorte, jedes mit seinem Kirchthurm. Kleine Höhenzüge schoben sich von Süden herauf, über denen das Gebirge hell schimmerte.

Die Freunde rasteten eine Weile, in die Gegend hinausschauend. Dann schritten sie rasch vorwärts und bald traten sie in den Gutshof ein, wo der Jagdhund freudig bellend Hugo entgegensprang. Der Vater stund an der Thür des freundlichen Hauses, vor dem zwei hohe Akazien Schatten gaben. Er bewillkommnete den Sohn und dessen Begleiter herzlich und ließ ihnen ihr Zimmer anweisen. Als sie die Reisenacht von sich geschüttelt hatten, stiegen sie in das Familienzimmer hinab, wo das Frühstück ihrer wartete.

Hugos Mutter war seit Jahren todt; eine Verwandte leitete das Hauswesen. Unter ihrer Obhut und der Aufsicht der Großmutter, welche auf einem nicht fernen Gute saß, war die einzige Tochter des Hauses aufgewachsen, Helene, die eben ihr achtzehntes Jahr vollendete. Ein älterer Bruder war Landwirth und dazu bestimmt, einmal die zwei Rittergüter zu übernehmen.

Die beiden Studenten waren mit dem Vater in frischer Unterhaltung, als Helene eintrat. Rau ging ihr artig entgegen, um seine Glückwünsche auszusprechen. Sie war ein schlankes Mädchen mit feingebildetem Kopfe, dunkle lebhafte Augen blickten den fremden jungen Mann an, den Freund ihres Bruders,

und mit wohltönender Stimme dankte sie ihm und hieß ihn willkommen. Die Geschwister hatten sich schon vorher begrüßt.

Das Gespräch ward nun lebhafter, kleine Scherze flogen zwischen Bruder und Schwester hin und her, in die sich Rau leicht mischte. Er fühlte sich bald nicht fremd und gab sich darum offener, als sonst seine Art war. Als man sich erhob, sprach der Hausherr zu ihm: „Lassen Sie es sich unter meinem Dache wohl sein, mein junger Freund, und je länger je lieber. Ich muß auf das Feld reiten, nach den Leuten zu sehen. Hugo, mache den Wirth!"

Hugo nahm den Freund unter den Arm zu einem Spaziergange. Er zeigte ihm den Wirthschaftshof, dann die Kirche, an deren Ost- und Südwand viele Grabsteine aus dem 16. und 17. Jahrhundert eingemauert waren, Ritter und Frauen von Wolfsdorf mit ihren Kindern in ganzer Figur mit gutem Meißel aus gelblichem Sandstein gehauen. Sie durchstreiften dann den nahen Laubwald, an dessen Grenze ein klarer Teich zum Bade lockte, und kehrten darauf heim, denn Hugo hatte nach seiner Gewohnheit Hunger, und die Stunde war auch nahe, zu der die Gäste erwartet wurden.

Helene kam ihnen mit ihrer vertrautesten Freundin entgegen, die inzwischen angekommen war. „Herr Fritz Rau, das gelehrte moralische Haus," stellte Hugo vor, „Fräulein Marie Lühr."

Das blonde behagliche Mädchen lächelte. „So habe ich mir Ihren Freund nicht vorgestellt, lieber Hugo," sprach es. „Verzeihen Sie, Herr Rau, aber wenn man von so viel strengem Ernst und so viel Wissenschaft liest, als Hugo in seinen Briefen um Sie gewoben hat, so macht man sich ein wunderliches Bild, und ist dann überrascht, keinen eckigen vertrockneten Candidaten vor sich zu sehen, sondern —"

Sie stockte. „Sprechen Sie nur weiter, liebe Marie!" neckte der junge Tilesius.

„Nun, ich bin ja verlobt und kann frei herausreden, wie das immer meine Art ist: — sondern einen ganz artigen jungen Herrn, der gar nicht so aussieht, als wenn er bloß an verräucherten Papieren und alten Pergamenten Freude hätte."

„Meinen Sie denn, verehrtes Fräulein," warf Fritz lächelnd ein, „daß die Bücher den Menschen nothwendig zum Wurm verwandeln müssen? Sollen wir nicht gerade durch den Verkehr mit der geistigen Welt unser eingeborenes geistiges Theil groß ziehen, so daß es das leibliche bändigt, belebt und bildet?"

„In der Theorie mögen Sie Recht haben," bemerkte Helene, „aber schwerlich in der Praxis. Wenn ich die Gelehrten vergleiche, die ich Dorfkind kenne, also die Professoren und Lehrer an den Gymnasien ringsum, oder auch die in der Gegend heimischen Studenten der Theologie und Philosophie, so scheint mir meine Freundin Recht zu haben. Denn das sind meist Leute, mit denen wir Mädchen kein Gespräch in Fluß bringen; man möchte ihnen erst die Motten und Würmer ausklopfen."

„Führt Ihr nur kein Wortgeklopfe," sprach Hugo lachend, „sondern gebt uns zu essen und trinken, und freut Euch, daß wir zwei gelahrte Jünglinge sind, mit denen sich vortrefflich leben läßt, wie Ihr heute noch weiter erfahren sollt."

Die Großmutter kam bald und später Frauen aus der Stadt. Hugo und Fritz empfingen sie und machten die Honneurs des Hauses. Rau war gegen die

älteren Damen sehr artig, widmete sich ihrer Unterhaltung und gewann dabei auch Zeit für die jüngeren, die sich sammelten. Zu Helene und Marie hatte sich rasch ein halb vertrauliches Verhältniß gebildet; bescheiden und formvoll sprach er doch mit ihnen, als seien sie ältere Bekannte. Der Ernst seines Wesens hatte ihm schon öfter eine Art von brüderlicher Stellung zu jungen Mädchen bereitet, die in richtigem Gefühl erkannten, daß sie ihm getrost solche Gunst einräumen durften. An der Mittagstafel fand Fritz seinen Platz zwischen Helene und Marie; die beiden Mädchen hatten die Tischordnung gemacht. Es ging an der jungen Ecke sehr heiter zu, aber auch ein ernster, fast feierlicher Luftzug strich darüber, als sich Rau erhob und um die Gunst bat, einige Augenblicke gehört zu werden. Er las ein kleines Gedicht vor, zu dem er sich eine Viertelstunde abgestohlen hatte, eine zarte Huldigung des Geburtstagskindes, getragen durch eine warme Schilderung des Familienkreises. Die Becher klangen hell zusammen und Fritz erhielt von Jung und Alt herzliche Händedrücke.

Nach einer Pause, wie sie auf solche Toaste zu folgen pflegt, fragte Marie: „Also Sie können auch Verse machen, deutsche und so hübsche dazu, wie man sie nur selten zu lesen kriegt?"

„O," rief Hugo, „Rau ist ja ein Poet, von dem Gedichte in den Musenalmanachen stehn!"

„Darf man wohl wissen, was die Gedichte besingen?" fuhr Marie fort.

„Welche Frage!" antwortete Hugo. „Was besingt ein junger Dichter anderes als sein geliebtes Mädchen, blaue Augen, blonde Locken, rothe Lippen, süßes Nippen, tiefes Schmachten, heißes Trachten, enges Schmiegen, endlich Kriegen! oder wenn es tragisch ausgeht, im Novemberabendroth bittersüßen Liebestod!"

Die Mädchen waren still und sahen Rau von der Seite an, so daß dieser endlich lachend sprach: „Fürchten Sie sich nicht vor mir, schöne Nachbarinnen! Das waren Jugendsünden, Gymnasiastenverse, die ich leider als Fuchs in den studentischen Musenalmanach gab, den Gustav Freytag auf sein Schuldregister nahm. Ich schwöre Ihnen zu, daß ich seit jener Zeit nur Trauerspiele geschrieben habe, männlich, politisch, worin kein einziges weibliches Wesen auftritt."

„Darf man die Titel wissen?" fragte Helene schüchtern und fast ehrerbietig.

„Ulrich von Hutten und Scharnhorst."

„Sind sie gedruckt und aufgeführt?"

„Wie könnte unsereins hoffen, jemals seine Kinder über die Bühne schreiten zu sehen? Aber sie sind Gottlob auch nicht gedruckt. Ich fand für Nr. 1 keinen Verleger, selbst in der Schweiz nicht, wohin vor ein paar Jahren solche Werke geschickt wurden. Und Nr. 2 bestimmte ich, klüger geworden, von Anfang an zur lebenslänglichen Gefangenschaft in meinem Pult."

„Aber das ist schade," sprach Helene. „Scharnhorst — welch' herrlicher Stoff! Sie haben ihn sicher wunderschön behandelt!"

„Es ist besser, er ruht neben dem vielgeplagten Hutten, bis ich mich zur Verbrennung dieser Kinder einer Zeit entschließe, in der es wild in mir gährte. Als grüner Jüngling muß man keine Trauerspiele schreiben."

„Siehst Du, Helene, da macht das moralische Haus seine Fensterladen auf,"

sprach Hugo. „O, wenn Du wüßtest, was Alles in den Kammern dieses so heiter scheinenden Gebäudes steckt, Du würdest Dich verwundern, unschuldiges Landmädchen!"

„Stoßen wir auf die blauen Augen aus dem Musenalmanach an," rief Marie. „Sie erzählen uns gewiß Genaueres von ihnen!"

Sie berührten scherzend die Gläser, indem Fritz sagte: „Ich danke den Damen. Die blauen Augen werden nicht ahnen, daß ihrer hier gedacht wird. Sechs Stunden von hier verkaufen sie an der Seite eines Gatten und ein Kind auf dem Arm Zucker und Kaffee, wie ich mich im vorigen Jahre persönlich überzeugt habe."

„Und was empfanden Sie dabei, Herr Rau?" fragte Helene.

„Wenig oder nichts. Ich hatte mit dem Mädchen kaum einmal im Leben gesprochen."

„Und doch machten Sie Gedichte auf sie und ließen sie noch dazu drucken?"

„Ja, schöne Königin dieses Tages, so sind wir Versemacher. Bei uns liegt Alles in der Phantasie. Berührt ein Fingernagel die Seifenblase, so platzt sie."

„Pfui, das ist eine windige Moral," rief Marie. „Was sind Sie denn eigentlich für ein Mensch, Herr Rau? Ich fürchte, man darf Ihnen nicht trauen, wie man doch gerne möchte."

Sie scherzten weiter, und als man vom Tisch aufstund, sprach Hugo zu dem Freunde: „Alter, ich muß Dir wiederholen, Marie Lühr ist wirklich Braut."

Fritz lachte ihm ins Gesicht: „Wirkliche Braut und es ist nichts Geheimes dabei!"

„Ihr Bräutigam ist mein Freund, ein sehr netter Theologe, der nächstens eine Pfarre erhält."

Rau schlug ihm auf die Schultern und ging zu den älteren Damen.

Am Abend, als sich die Gäste alle entfernt hatten, saß der Vater mit Hugo und Helene und mit Fritz unter dem Balcon, der nach dem Garten lag. Herr Tilesius, ein tüchtiger Landwirth und in der Kreisverwaltung ein geschätztes Mitglied, erzählte von den Verhältnissen in der Gegend seinem jungen Gaste, der dafür Interesse zeigte. Eine gewisse Müdigkeit war nach dem bewegten Tage über die jungen Leute gekommen, und Helene namentlich schwieg in sich versunken. „Ist Dir nicht wohl, mein Kind?" fragte der Vater.

„Mir ist sehr wohl, lieber Vater! Ich denke nur an Alles, was ich seit heute früh erlebte. Es war ein schöner Tag."

Sie erhub sich und sagte Allen gute Nacht. Bald suchten auch die Männer die Ruhe. Fritz lag, wie es seine Art war, lange schlaflos. Vieles ging durch seine Seele; endlich schlummerte er ein unter Bildern, die dem dunkeln Wolkenhimmel glichen, durch welche ab und zu der helle Mond bricht.

Der nächste Tag war zum Besuch der Großmutter in Eichberg bestimmt. Die langweiligere Hälfte des Weges fuhren die jungen Leute, dann wanderten sie zu Fuß über Wiesen und die breiten Raine, welche damals noch die Felder von einander schieden. Der Flor des Juni war längst vorüber, aber es blühten noch genug Feldblumen: die zierlichen Glöckchen, Skabiosen, das gelbe und weiße

duftige Labkraut, auch schon die schöne kleine Parnassia. Helene sammelte einen Strauß, Fritz half emsig und nannte ihr die botanischen Namen, und als der Busch größer ward, theilte ihn das Mädchen und schmückte die drei Hüte damit. Hugo lief voraus, kehrte zurück und lief wieder vorwärts, so daß ihn die zwei langsamer Wandernden ihren getreuen Caro nannten. Sie sprachen vom gestrigen Tage, Helene machte den neuen Freund in der Gegend bekannt, sie plauderten von allerlei Gewöhnlichem in traulichem Ton, und wenn sich ihre Blicke begegneten, las Jedes aus dem Auge des Andern Behagen mit der Gegenwart, ohne daß Blitze der Leidenschaft wetterleuchteten. In freudiger Stimmung traten sie in den Eichberger Hof, wo die Großmutter sie schon erwartete und für Rau sehr freundliche Worte hatte. Auch hier war er bald kein Fremder.

Abends holte sie Herr Tilesius mit seinem Wagen ab. Ein zweiter schöner Tag war dem ersten gefolgt. Eine Nacht kam, in der Helene ruhig schlummerte. Süße Träume schwebten über ihr, unbestimmt, gestaltenlos, aber es war ihr unendlich wohl, als sie erwachte. Fritz hatte schlaflos bis gegen Morgen gelegen. Er sah blaß aus, als er zum Frühstück kam, und er sagte bald, er werde heute Abend daheim erwartet, und er dürfe nicht länger weilen, wenn er Verstimmungen zu Hause vermeiden wolle, die ihm die Ferien verderben würden.

„Das bedaure ich," sprach Herr Tilesius. „Sie werden empfunden haben, daß Sie uns Allen lieb geworden sind, und Sie wissen, wie gern wir Sie noch bei uns hätten. Können Sie aber nicht länger bleiben, so nöthige ich nicht. Hugo wird Sie drei Viertel des Weges nach Haynitz fahren."

„Wenn Du erlaubst, lieber Vater, fahre ich mit," sprach Helene.

„Thue das, mein Kind!"

So fuhren sie dahin, und als die Scheidestelle gekommen, sprang Fritz aus dem Wagen und küßte Helenen die Hände mit kurzem Abschiede. Der Wagen hielt, bis der Wanderer verschwunden war. Die Tücher der Geschwister flatterten lange noch grüßend in der Luft.

Im October war Rau nach Berlin zurückgekommen, um die letzte Hand an seine Abhandlung zu legen. Er gedachte gegen Schluß des Winters auf eine andere Universität zu gehen und dort das Doctor-Examen zu machen. Nicht lange nach ihm traf Tilesius ein, der gleich bei dem ersten Besuch verkündete, Schwester Helene werde, von Marie Lühr begleitet, in etwa acht Tagen in die Residenz zum Besuche bei den hiesigen Verwandten kommen. Man hoffe in Wolfsdorf, daß sich der Freund dann von seinen Büchern etwas trennen und ein liebenswürdiger Führer in der großen Stadt sein werde.

Die Mädchen kamen und Hugo wie Fritz beeiferten sich, ihnen die Sehenswürdigkeiten Berlins in bester Art vorzuführen. Rau freute sich, die Schätze des Museums zu weisen, er zeigte ihnen auch die Raczynski'sche und die Wagener'sche Sammlung und führte sie in das Schlößchen Bellevue. Er fand Augen und Ohren, wie er sie nur wünschen konnte, und es that ihm wohl, seine Freude an der Kunst in empfänglichen Boden zu verpflanzen.

Es waren schöne Spätherbsttage, aber in den jungen Gemüthern lebte der Frühling, und wenn sie Abends bei den Verwandten der Tilesius sich im Spiel

und Tanz bewegten, glänzte volles Freudenlicht über Allen. So war eine Woche verflogen. Der Tag des Abschiedes stund bevor. Fritz, der in der Zeit sehr wenig gearbeitet hatte, dachte mit einem herben Gefühl daran, daß er von morgen ab wieder ganz den Büchern gehören solle; so rasch hatte er sich in das fröhliche Leben verstrickt. Daß diese lieblichen Gestalten, diese hellen Stunden in die Ferne weichen und er allein in sein graues strenges Tagewerk zurückkehren müsse, dünkte ihn fast hart.

Am letzten Nachmittage machten die Verwandten mit den Wolfsdorf'schen und Rau einen Spaziergang in den Thiergarten. Fritz war anfangs mit Helene gegangen. Er war stummer als sonst bei ihr gewesen. Sie hatte ihn oft fragend angesehen mit ihren dunkeln, tiefen Augen, aber er redete bloß von äußerlichen Dingen. Nur einmal sagte er: „Ich werde diese Tage nie vergessen. Sie waren so wunderschön."

Als sie in die einsameren Gegenden des Parks kamen, begab sich Helene rasch zu den andern Mädchen. Bald darauf wandelte Rau neben Marie Lühr.

„Lassen Sie uns hinter der Gesellschaft zurückbleiben," sprach sie; „ich muß diese letzte Stunde benutzen, mit Ihnen zu reden. Ich bin, wie Sie kaum bezweifeln können, Ihre Freundin, und ich weiß, daß ich zu Ihnen in vollem Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit reden kann."

Fritz nickte betheuernd und harrte des Kommenden.

„Haben Sie mir nichts zu vertrauen?" fragte Marie leise. „Seit wir hierher kamen, erwartete ich täglich und von Tag zu Tage zuversichtlicher, daß Sie ihr, deren Namen ich nicht zu nennen brauche, ein Geständniß machen würden. Enden Sie Ihre stumme Zurückhaltung! Helene ist doch wahrhaftig dazu geschaffen, verschlossene Lippen zu lösen."

Als Fritz erregt schwieg, fuhr Marie fort: „Wagen Sie das Bekenntniß nicht selbst, ich reiche freudig die Hand zur Vermittlung. Es kommt doch nur auf ein Wort an, wenn die Herzen schon wissen, was sie erfüllt."

„Helene ist nicht für mich!" sprach Fritz mit gesenktem Kopfe und fast tonlos, aber mit einem bitteren Accent.

„Können Sie denn nichts ahnen, Sie räthselhafter Mensch? Mögen Sie nicht sehen, Sie gelehrter Herr?" fragte Marie lebhaft und ärgerlich.

Rau ward roth und bleich, endlich sprach er: „Ich muß Ihnen unbegreiflich scheinen, aber ich kann nicht anders. Dieses schöne Mädchen voll geistiger Anmuth hat den Anspruch auf das vollste Glück. Die Blume prangt in erster Jugendblüthe, und sie darf nicht welk und fahl werden. Ich bin arm, wie Sie wissen, spät werde ich ein Haus gründen können und auch dann erst, wenn ich seltenes Glück in meiner Laufbahn habe. Ich bin zu stolz, ein reiches Mädchen zu freien, so lange ich nichts bin und nichts besitze. Auch ist eine Wunde noch nicht geheilt, die mir eine frühere Liebe schlug, und lange, ehe ich nach Wolfsdorf kam, gelobte ich mir heilig, der Frauenliebe auszuweichen, bis ich festen Grund unter den Füßen fühle."

Marie sah, wie schmerzlich es in seinem Innern wühlte, und sie flüsterte: „Denken Sie an jenen Geburtstag Helenens!"

„Jenen Tag werde ich nie vergessen, sein Gold strahlt in meine Nacht. Aber

das Leben ist für mich kein Paradiesesgarten, in dem ich mit leichter Hand die schönste Blume brechen darf. Ich sehe nur eine verbotene Frucht. Ach, ich bin wund im Innersten, ich gehe auf dunkeln Pfaden, ich muß mich selbst erst durchringen zur Klarheit, ehe ich eine helle, wolkenlose Seele an die meine binden darf. Vielleicht in der Zukunft wird es um mich licht werden — dann — ja dann wird es zu spät sein!"

Er schlug sich vor die Stirn und schwieg.

„Ich begreife das Meiste nicht, was Sie gesprochen haben," entgegnete Marie. „Wenn das aber Ihr letztes Wort sein soll, so verzeihe Ihnen Gott das Spiel, das Sie mit dem liebsten Mädchenherzen getrieben haben. Ich stellte Sie hoch über die andern jungen Männer; auch für mich ist es ein bittrer Schmerz, daß ich mich täuschte."

Sie verließ ihn rasch. Hugo kam zu Rau und neckte ihn wieder mit Marie; aber er war einsilbig und düster.

Vor dem Hause der Verwandten verabschiedete er sich. Die Mädchen wollten mit dem Frühzuge reisen. Zwei Augenpaare sahen sich da ernst an und zwei Hände drückten sich leicht zum Abschiede. Marie zog die ihre zurück, als er sie fassen wollte.

Fritz eilte in den Thiergarten und saß bis zum Abend einsam auf einer Bank dort, wo die Freundin Helenens mit ihm gesprochen hatte. Als er aufstund, sagte er zu sich:

„Ich konnte nicht anders. Ich liebe sie, aber nicht mit der Leidenschaft, welche kein Hinderniß kennt. Ich rechne mit dieser Liebe und meine Grundsätze sind stärker. Das ist nicht die rechte Liebe."

In der Dunkelheit stund er dem Hause gegenüber, worin Helene wohnte. Er glaubte sie hinter dem Fenster zu erkennen, einsam auf die Straße schauend. „Es ist vorbei, es war ein Traum, alles ist eitel. Nun hinein in den Kampf mit der Zukunft!" sprach er bei sich.

Vier Wochen etwa waren vergangen. Fritz hatte Hugo wenig gesehen, der in einen fremden Kreis hineingerathen war; da stürzte er eines Morgens auf Rau's Zimmer und rief:

„So eben habe ich die Anzeige von Helenens Verlobung erhalten!"

„Von Helenens Verlobung?" — Fritz sprang auf.

„Ja wohl, das überrascht auch Dich! Höre den Brief meines Vaters:

„Lieber Hugo! In wenig Zeilen theile ich Dir mit, daß nächsten Sonntag die Verlobung Deiner Schwester hier in Wolfsdorf gefeiert werden soll. Du wirst davon wohl ebenso überrascht sein, als ich selbst. Du weißt, daß unser Nachbar, Oberamtmann Gellner, eine Neigung für Helene hatte und schon früher um sie anhielt. Vor einigen Tagen wiederholte der wackre Mann, den ich sehr schätze, seinen Antrag bei mir und ich trug ihn Deiner Schwester vor. Sie erwiderte kurz, daß sie Herrn Gellner niemals ihre Hand reichen werde. Als ich Gründe verlangte, antwortete sie: Ich habe einem andern Mann versprochen, die Seine zu werden. Und als ich den Namen dieses Mannes von

ihr begehrte, fast sicher, den einen oder andern Deiner Freunde nennen zu hören, vernahm ich einen ganz fremden: Doctor Petri in Haynitz.

„Helene erklärte mir mit einer festen Ruhe, die mich überraschte, sie sei in ihrem Entschlusse unwandelbar, und bat um die Erlaubniß für ihren Erwählten, wie sie sich ausdrückte, daß er sich mir vorstelle und seine Werbung vortrage.

„So ist der Fremde, der sich hinter meinem Rücken über Nacht in das Herz meines Kindes geschlichen hat, in mein Haus gekommen. Er macht keinen übeln Eindruck und meine Erkundigungen über ihn lauten günstig. Wenn Du zum Sonntag herreisen willst und kein Geld hast, laß es Dir von den Verwandten vorstrecken. Grüße Herrn Rau und sage ihm, daß ich gern an ihn denke. Dein Vater Ludwig Tilesius."

Hugo war zu aufgeregt, um Fritz zu beobachten; er eilte auch rasch fort, weil er mit der Abreise nicht erst bis Sonnabend warten wollte. So blieb dieser bald allein. Er schloß die Thür und drückte den Kopf in die Kissen des Sophas. Lange lag er so. Dann rief er schmerzlich: „Helene! Der Pfeil hat getroffen. Ich weiß jetzt, daß ich Dich leidenschaftlich liebe. O wäre ich fünf Wochen jünger! Ich begreife Deine That, aber sie thut mir bitter wehe!"

Nach vierzehn Tagen kam Hugo aus Wolfsdorf zurück, ganz eingenommen von seinem künftigen Schwager. Das sei ein prächtiger Mann mit großem dunkeln Vollbart, höchst freisinnig, Lebemann, in der Stadt sehr beliebt. Helene scheine sehr glücklich, zu Fastnacht werde die Hochzeit sein. Auch Marie Lühr werde dann heirathen; ihr Bräutigam sei Pastor in Walditz geworden. „Na, der wirst Du gewiß ein Hochzeitlied machen? Gesteh es nur, Du warst oder bist noch in sie verliebt? Sie hat auch sehr nach Dir gefragt. Ganz Bücherwurm wärst Du wieder, habe ich geantwortet. Es sei mit Dir seit ihrer Abreise gar nichts anzufangen, Du säßest aus wie ein Büßer auf den alten dunkeln spanischen Bildern. Da hörte ich sie seufzen: „Der arme Mensch!"

Er sprang rasch zu etwas Anderm über. „Sieh her, Fritz, das hat mir die Großmutter verehrt!" Er hielt ein Beutelchen voll von Goldstücken in die Höhe. „Nun wollen wir lustig leben."

Er ging, und als er den andern Nachmittag wiederkam, sah er matt und niedergeschlagen aus.

„Was ist Dir?" fragte Rau.

„Ich muß Dir beichten, moralischer Freund! Freilich habe ich meine Buße schon weg, denn ich werde lange fasten. Das Gold ist fort in alle Winde, ich habe es heute Nacht an die Polen verspielt, mit denen ich oft zusammen komme. Es sind prächtige Kerls! Zwar muß ich nun ihretwegen krumm liegen, aber das hat schließlich auch seinen Nutzen. Nun kommt der verwünschte Codex wieder zur Ehre meines Besuches, die er lange nicht mehr hatte."

Er ging und Rau sah ihn nur selten. Zu Fastnacht, als Hugo nach Wolfsdorf zur Hochzeit Helenens reiste, verließ Fritz Berlin und ging auf die Universität, wo er sich zum Doctorexamen angemeldet hatte. Und als er promovirt war, reiste er nach Süddeutschland und arbeitete auf verschiedenen Bibliotheken

Die Mittel dazu verschafften ihm Abschriften und Vergleichungen von Handschriften, die er für andere Gelehrte übernahm. Ein Jahr später habilitirte er sich als Privatdocent. Er setzte den Kampf mit dem Leben weiter fort, schlug sich von Monat zu Monat durch, verzichtete nicht selten auf das Mittagsessen, aber er hielt sein Ziel fest. Und er fand Beifall bei seinen Zuhörern durch seine Vorlesungen und bei den Männern seiner Wissenschaft durch die Arbeiten, die er nach und nach veröffentlichte.

Mit Hugo wechselte er ab und zu Briefe. So erfuhr er, daß dieser, ohne seine Arbeit in Berlin beendet zu haben, in Eichberg bei der Großmutter lebte. Er dachte wohl noch daran, nach England zu gehen, aber verschob es von einem Termin zum andern. „Wir leben hier sehr vergnügt," schrieb er einmal. „Nächsten Montag ist bei Petris Taufen, in acht Tagen bei Deiner einstmaligen Marie; ich stehe dort Pathen. Verzweifle nicht an mir, alter Freund, es wird schon noch irgend etwas aus mir werden: wenn auch kein gelehrter Professor, so gewiß ein guter Hausvater. Ich bin für das Practische doch mehr angelegt als für den Bücherkram. Jetzt interessire ich mich für die Landwirthschaft und finde die beste Anleitung dazu bei Vater und Bruder."

Das Jahr 1848 kam mit seinem schönen Frühling und dem Aufstand der Völker. Im Großherzogthum Posen erhuben sich die Polen und verlangten die Trennung vom preußischen Staate. Das Ministerium in Berlin verhandelte und diplomatisirte, endlich entschloß man sich die Waffen ernstlich zu brauchen. Die Division ward kriegsbereit gemacht, zu der Tilesius und Rau als Landwehrmänner gehörten. Sie erhielten die Einberufung zu dem Bataillon Haynitz. Hugo war schon Lieutenant, Rau noch Unterofficier; aber er bekam nach Kurzem den Degen mit dem silbernen Portepée und wurde zum Zugführer befördert.

Die wilde Zeit hatte auch die Landwehrmänner in vielen Gegenden angesteckt; das Bataillon, worin die beiden Freunde stunden, erwarb sich einen schlechten Ruf. In Reih und Glied beim Trommelschlag thaten die Leute ihre Pflicht, da wirkte der allgemeine Geist der Armee. Aber außer Dienst waren sie unbändig und schwer zu behandeln. Die Compagnie von Tilesius war besonders wild; besser war die, in der Rau diente. Er konnte sich mehr und mehr auf seine Leute verlassen, sie hatten Respect vor ihm und nannten ihn den „Doctor der Schrift, unser Zugführer."

Es war nur kleiner Krieg, selten kam es zu einem bedeutenderen Gefecht; so ward auch nur in kleinen Abtheilungen marschirt. Tilesius und Rau hatten sich beim Ausmarsch gesehen, dann waren die Compagnien auseinander gekommen. Endlich ward das Bataillon wieder vereinigt, man erwartete sehr bald einen Zusammenstoß mit einer größeren Abtheilung Polen, die Mieroslawski selbst befehligte. So fanden sich die zwei Freunde in dem Dorfe Lubowitz wieder. Hugo war mit den Officieren auf dem Schlosse einquartiert, Fritz hatte mit seinem Zuge die Mühle zur Besetzung erhalten, die etwas vor dem Dorfe gegen die feindliche Stellung hin lag. „Ich gebe Ihnen diesen wichtigen Posten," sprach der Major zu ihm, „weil ich mich auf Sie verlassen kann."

Rau richtete sich hier ein. Als er von dem Baumgarten aus die Umgebung

besichtigte, trat eine Magd, welche Gras schnitt, an ihn heran und grüßte ihn deutsch.

„Bist Du eine Deutsche?"

„Ja, Herr, aus der Holländerei hinter dem Busch dort. Sehen Sie sich heut Nacht vor! Drüben in Wielun wimmelt es von Polen, fast alle Männer aus unserm Dorfe, auch der Müller und die jungen Herren vom Schlosse sind dort."

Rau nickte dankend. Er ließ einen Verhau über den Weg nach Wielun machen und traf die andern nöthigen Anstalten. Dann ging er auf den Herrenhof und meldete seinem Hauptmann, was er wußte. „Das stimmt zu unsern übrigen Nachrichten," bemerkte dieser kurz. „Sie kennen Ihre Instruction, Zugführer."

Tilesius hatte den Freund erblickt und zog ihn in den verwahrlosten Garten zu einem Gespräch. „So viel Zeit läßt Dir schon der Dienst; ich muß mit Dir reden. Dieses Jahr wirft mich ganz aus der alten Bahn, ich bin über meine Zukunft nun entschieden. Hast Du die zwei Schloßfräulein gesehen, Broniſlawa namentlich, die größere? Ein köstliches Mädchen; sie ist die Schwester eines meiner polnischen Freunde aus Berlin."

„Ich sah sie. Schön ist sie und ihr Bruder steht drüben in Wielun, um morgen auf Dich zu schießen."

„Abwarten," rief Tilesius, „ich glaube nicht, daß die Polen Stand halten, wir sind zu stark. Mir geht das Mädchen auch mehr im Kopf herum als der Krieg. Ich bin von Broniſlawa bezaubert; gestern Abend in jener Laube hat sie mir gestanden, daß sie mir gut ist."

„Das ist rasch gegangen," bemerkte Rau.

„Ja und bald soll auch die Hochzeit sein, gleich nachdem der Feldzug aus ist, was sehr bald sein wird. Ich kaufe mich in dem Großherzogthum an, wo die Güter nach dem Aufstand spottbillig sein werden. Der Boden ist weit besser, als ich gedacht habe."

„Weißt Du denn, Hugo," fragte Fritz sehr ernst, „was es für den deutschen Mann bedeutet, eine Polin heirathen?"

„Nun was denn, kluger Kamerad?"

„Sein Haus wird polnisch, das bedeutet es."

„Das werde ich sehen, ob Broniſlawa es fertig bringt. Uebrigens spricht sie ganz leidlich deutsch. Sie ist bei den Ursulinerinnen in Breslau erzogen worden. Für heute bitte ich Dich nur in ihrem Namen um einen Dienst. Sie hat drüben in einem Dorfe eine kranke Cousine, die sie pflegen soll. Der Weg geht durch die Mühle; Du wirst sie durchlassen, Fritz!"

Rau sah den Freund erstaunt an; dann sprach er ruhig: „Ich habe ein Paar Bäume über die Straße werfen lassen und einen Doppelposten dazu gestellt, mit geladenem Gewehr natürlich. Die Gewehre gehn los, wenn Jemand dort durch will, und wäre es auch die schöne Broniſlawa Kuczynska."

Hugo biß sich in die Lippen und stampfte mit dem Fuße; aber er faßte sich und reichte Fritz die Hand. „Du magst aus Allem schließen, wie sehr das Mädchen es mir angethan hat; so wie diese hat mich noch Keine gepackt. Ade! auf Wiedersehen morgen früh!"

Rau ging auf seinen Posten in schweren Gedanken über den Freund. Es war Juni, die Nächte waren kurz und zu einem Ueberfall schlecht geeignet. Man hörte nur aus der Ferne durch die dunkle Stille Geräusch von Wagen: ab und zu war es, als ritte ein Trupp heran. Aber die Posten waren wach und es geschah nichts.

Um fünf Uhr Morgens traten die Preußen an. Vor dem Abmarsch stunden die Officiere auf dem Dorfplatz bei einander. Hugo kam zu Fritz und reichte ihm die Hand. „Wir kommen heute wirklich ins Feuer. Vergiß meine Uebereilung von gestern. Wenn eine Kugel mich fortnehmen sollte, so schreib meinem Vater ein gutes Wort. Und Du? hast Du mir einen Auftrag zu geben?"

„Sollte ich fallen, so grüße Deinen Vater und Deine Schwester von mir, auch Marie, und sage dieser, ich hätte des Gespräches im Thiergarten oft gedacht."

„Ich will Alles bestellen, Freund; doch hoffe ich, wir sitzen heute Abend gesund bei einander und dann reden wir weiter über Deinen Auftrag."

„Behüte Dich Gott, Hugo!" sprach Fritz herzlich und trat zu seinem Zuge.

Wielun war von den Polen stark besetzt. Das kreisförmig gebaute Dorf hatte einen einzigen Eingang, der durch eine kleine Halbmondschanze gedeckt worden war, aus der zwei Geschütze feuerten. Als Citadelle konnte man den seitwärts und höher gelegenen ummauerten Kirchhof betrachten.

Das Gefecht kam bald in Gang. Die preußischen Compagnien entwickelten sich und gingen zum Angriff vor. Da sie aber keine Artillerie zur Unterstützung hatten und die Polen hinter den Gartenmauern und Häusern gedeckt lagen, verloren sie unverhältnißmäßig viel Leute, ohne vorwärts zu kommen. Brachen die Feinde hier und da heraus, so wurden sie zurückgeworfen, allein in das Dorf brachen die Preußen nicht ein.

Die beiden Fähnlein, zu denen die Freunde gehörten, stunden noch im Rückhalt. Der commandirende Oberst erkannte, daß die Erstürmung des Kirchhofes nothwendig sei, um Wielun zu nehmen, und er befahl der Compagnie, in der Tilesius stund, den Angriff; die andere sollte im Nothfalle unterstützend eingreifen.

Die Besatzung des Kirchhofes ließ die Unsern herankommen, dann gab sie heftiges Feuer ab. Die Landwehrleute wurden stutzig und gingen zurück, zumal der Hauptmann an ihrer Spitze gefallen war. Die Officiere sammelten die Mannschaften wieder und führten sie vor; Fritz sah, wie Hugo tapfer voran stürmte, aber die polnischen Kugeln streckten Viele nieder, und nach einer neuen Salve gewahrte er den Freund nicht mehr. Die Compagnie kam in Unordnung zurück und ward von den ersten Zügen der andern aufgenommen. Das Gefecht stund in diesem Augenblick auf allen Punkten mißlich. Die Polen sahen den Feind erschüttert und machten, nachdem ihre Geschütze rasch hinter einander eine Zeitlang gefeuert hatten, kräftige Vorstöße aus dem Dorfe. Der Angriff auf den Kirchhof ward zwar fortgesetzt, aber glückte nicht besser. Die Polen brachen auch hier heraus und es kam zu einem wirren Durcheinander auf dem Felde davor. Da hielt Rau die Zeit gekommen, vorzugehen: seine kleine Schar war der letzte Rückhalt. Er ließ einen Trommler, der zu ihm gerathen, den Sturmmarsch schlagen, und

in festgeschlossenem Keil, das Gewehr zur Attake gefällt, stürmte der Zug in das Gewirre hinein. Viele von den verstreuten Landwehrmännern schlossen sich an; der wachsende Keil drang durch Feind und Freund hindurch, mancher Mann fiel, aber es ging vorwärts und an der Kirchhofpforte angekommen, kehrten die Leute die Gewehre um und schlugen Alles nieder, was sich wehrte. Auf dem Kirchhof ging das Schlagen weiter, er war bald genommen, und nun ließ Rau von der Höhe in das Dorf schießen. Die Polen sahen sich in der Flanke angegriffen, die Preußen vor dem Dorfe sammelten sich zu einem neuen allgemeinen Sturm, und nach heftigem Ringen war der Tag entschieden. In Unordnung räumten die Feinde Wielun; ihre Verfolgung übernahm die Schwadron brauner Husaren, welche dem Fußvolk zugetheilt war.

Als der Befehlshaber der Halbbrigade nach dem Gefecht auf den Kirchhof kam, den Rau besetzt hielt, sprach er der Mannschaft seine Anerkennung aus und verkündete dem Zugführer, er werde ihn heute noch höheren Ortes zum Officier vorschlagen.

Nachdem die nothdürftigen Quartiere in Wielun bezogen waren, ging Fritz auf den Wahlplatz, Hugo aufzusuchen. Die gefallenen und verwundeten Officiere waren seitwärts unter eine Reihe Linden getragen worden; unter ihnen lag Tilesius todt, eine Kugel war durch seine Stirn gegangen. Ruhig, fast lächelnd war der Ausdruck seines Antlitzes.

Erschüttert stund Rau vor ihm. Was ging nicht alles durch seine Gedanken von jenem Junitage in Berlin bis auf dieses Leichenfeld!

Der älteste Officier in der Compagnie trat an Rau. „Kamerad, Sie sind mit dem gefallenen Lieutenant Tilesius befreundet gewesen. Ich habe als sein nächster Vorgesetzter die Pflicht, seinem Vater dienstlich die Trauernachricht zu geben. Legen Sie einige Zeilen bei, sie werden dem wunden Herzen wohlthun. Wir schicken die Leiche morgen in die Heimath. Nun, er hat den besten Tod gefunden, den wir Soldaten sterben können."

Rau beugte sich über Hugo und legte die Hand auf sein Haupt; er sprach leise: „Wäre es nicht besser gewesen, ich läge statt Deiner hier? Viele Thränen wären nicht geflossen!"

In den nächsten Tagen hatte Rau's Compagnie ein kleines Städtchen besetzt, worin viel polnische Verwundete von dem Wieluner Gefecht lagen. Er hatte die Wache in dem Hauptlazareth. Polnische Damen in schwarzen Trauerkleidern mit weißen Streifen am untern Saume pflegten ihre Landsleute. Fritz erkannte Bronislawa Kuczynska darunter und auch sie gewahrte ihn. Sie trat an ihn heran, das Gesicht war bleich, die schönen Züge matt, um die langen aschblonden Zöpfe war eine Trauerschleife geknüpft.

„Sie sind der Freund des Lieutenant Tilesius?" redete sie ihn französisch an. „Wo findet man ihn?"

„Im Todtenschrein auf der Fahrt in die Gruft seiner Väter," antwortete ihr Rau deutsch. „Eine polnische Kugel hat ihn vor dem Kirchhof von Wielun niedergestreckt."

Bronislawa ward noch bleicher und sie sprach mit feierlicher Stimme:

„Viele polnische Väter beweinen ihre Söhne und viele Töchter des heiligen Vaterlands stimmen die Todtenklage an. Wir haben theures Blut vergossen, aber auch unsere Feinde. — Warum stehn Sie hier und liegen nicht vor Wielun?"

Rau sah mit festem Auge das bleiche Mädchen an, welches erregt zitterte und sprach: „Weil ich meinen Freund rächen mußte, und ich habe ihn gerächt. Der Kirchhof dort drüben ist dessen Zeuge!"

Die Polin richtete sich hoch auf, eisig waren ihre Blicke, als ob sie den Deutschen vor sich versteinern möchte, der sie ruhig und voll trauriger Theilnahme anblickte.

Dann wandte sich Bronislawa Kuczynska langsam um und sie spie nicht vor ihm aus, wie die polnischen Damen damals in den Lazarethen vor den preußischen Officieren zu thun liebten.

Der Posener Aufstand ging zu Ende, die Landwehrbataillone marschirten in ihre Heimathkreise zurück und wurden bis auf kleine Stammcompagnien aufgelöst. Auch Rau konnte den blauen Rock ausziehen, nachdem er zuvor die Epauletten erhalten hatte. Er kehrte auf seine Universität zurück; nach Wolfsdorf zuvor zu gehn, hatte er nicht über sich vermocht.

Anderthalb Jahre später erhielt er eine Professur an einer süddeutschen Hochschule; nun hatte er die Noth besiegt, sorglos durfte er in die Zukunft schauen. Sein Name gewann guten Klang; von seinen Collegen ward er geschätzt, von den Studenten hochgeachtet, und die Wenigen, denen er sich näherte, hingen fest an ihm. Er lernte manche Frau, manches Mädchen kennen, die ihm Wohlwollen und Gunst bezeugten; es kam zuweilen das Verlangen nach häuslichem Glück über ihn; öde und kalt erschienen ihm die saubern Räume seiner Wohnung, in denen nur Bücher ihn umfingen. Aber er konnte sich nicht zur Ehe entschließen und ein Jahresring legte sich an den andern.

Er hielt eine Zeitung seiner Heimath, um mit den dortigen Vorgängen bekannt zu bleiben. Da fiel eines Morgens sein Blick auf einen Bericht aus Haynitz, an dessen Schluß es hieß: „Große Theilnahme erregt das plötzliche Hinscheiden des Dr. Petri, eines beliebten Arztes und verdienten Stadtverordneten. Auf einer Jagd entlud sich sein Gewehr und führte den augenblicklichen Tod des blühenden Mannes herbei."

Rau las mechanisch die Zeilen mehrmals, er saß lange in tiefen Gedanken, dann ging er hinaus in die Berge, welche seinen Wohnort nahe umzogen und erst am Abend kehrte er zurück. Er arbeitete noch emsiger als früher, unternahm absichtlich ein Werk, das ihm wenig zusagte und ihn darum ganz forderte. Zwei Jahre lebte er in strengem Schaffen; während der Ferien ging er zur Erholung in den Süden.

Endlich nöthigte ihn ein Todesfall in seiner Familie zur Reise in sein Heimathland. Er kam auch nach Haynitz. Auf seine Erkundigung vernahm er, daß die Doctorin Petri noch in der Stadt wohne. Aber er brachte es nicht über sich, sie zu besuchen. Er hatte mit der Vergangenheit abgeschlossen und wollte nicht daran rühren. Helenens jungfräuliche Gestalt stund vor ihm wie ein heiliges Bild; die Frau und die Wittwe kannte er nicht.

Doch nach Wolfsdorf zog es ihn zum Grabe Hugo's. Er fuhr hinaus und mit bewegter Seele in den Herrenhof. Vor der Hausthür stund ein kleines Mädchen, etwa sieben Jahre alt, das den vorfahrenden fremden Herrn knixend begrüßte und ihm die Hand bot. „Guten Morgen," sagte es, „bist Du nicht der Onkel Rau?"

„Woher kennst Du mich, liebes Töchterchen?" fragte er erstaunt.

„Nun der Großvater sagt so oft: Herr Rau kommt sicher einmal zu meines Hugo's Grabe, und da denke ich mir, Du mußt der fremde Onkel sein, weil ich alle Herren kenne, die nach Wolfsdorf kommen und Dich allein nicht kenne."

„Du bist ein kluges Kind," sprach Fritz, „wie heißt Du denn!"

„Nu, Fritzchen Petri! Das kannst Du Dir ja doch denken!" rief die Kleine. „Siehst Du, da kommt der Großvater!"

Herr Tilesius erkannte den Gast sofort, er umarmte ihn bewegt und sprach: „Ich wußte es, Sie würden einmal kommen."

Er führte ihn in die wohlbekannte Wohnstube und that die nächstliegenden Fragen.

Nach einiger Zeit trat Helene herein, ihr Töchterlein an der Hand. Rau's Herz erbebte. Die Frau sah so mädchenhaft aus, so unmerklich verändert, daß er zu träumen glaubte. Die beiden stunden eine kleine Weile stumm vor einander, dann reichte sie ihm die Hand und sprach mit der weichen, tiefen Stimme, die ihn rührte: „Haben Sie Dank, daß Sie gekommen sind, denn ein Herzenswunsch meines Vaters ist erfüllt."

Rau mußte nun auf des Alten Bitte von sich erzählen, und er schilderte kurz und knapp seinen Lebensgang seit Berlin. Das Kind hatte sich an ihn geschmiegt und er legte seinen linken Arm um dasselbe. Als er geendet, sprach der Gutsherr: „Sie haben, mein theurer Professor, Ihr Ziel von Anfang an fest im Auge gehalten und Ihr Boot durch Wasser und Wind mit sicherer Hand gesteuert. Sie liegen nun im Hafen und haben guten Gewinn am Bord. Aber, wenn ich als Landwirth reden soll: Ihre Saat ist aufgegangen, sie steht in blühenden Halmen, doch will mich dünken und das thut mir weh, weil ich Sie lieb habe, daß kein warmer linder Wind darüber weht und daß die Sonne fehlt, welche allein die Freude des Gedeihens gibt."

Rau sah den Alten traurig an und senkte die Augen mit einem Seufzer. Das Gespräch stockte. Da sprach das Kind, welches über der Unterhaltung schon ungeduldig geworden war: „Onkel, willst Du jetzt auf den Kirchhof zu unserm Hugo gehn? Ich will Dich führen."

„Führe mich, Du kleiner Engel!" antwortete der Professor und erhub sich. Fritzchen ergriff seine Hand und trat vor die Mutter:

„Gehst Du nicht mit, Mama?"

Nach einigem Zögern antwortete sie: „Ich geh mit Dir."

Der Mann und die Frau schritten schweigend den kurzen Weg neben einander her. Der kühlende Wind wehte vom Gebirge wie einst, auf dem Kirchhof blühten Glockenblumen und das Labkraut wie damals am Rain, statt Hugo's lief das kleine Mädchen hin und her mit heiterem Geplauder.

An der Südwand der Kirche lag das Grab neben dem der Mutter. Hinter

ihm aus der Mauer schaute ein steinerner Ritter von Wolfsdorf in Helm und Harnisch, in der Rechten den Streithammer, so keck in das Land hinaus wie Hugo einst ins Leben. Den Grabhügel hatte dunkler Epheu umsponnen, daneben stund eine Bank, worauf der Vater oft saß, der geschiedenen Lieben gedenkend.

Im ernsten Sinnen stunden die zwei an dem Grabe. Endlich hub Helene an: „Herr Professor, erzählen Sie mir von den letzten Tagen meines Bruders. Setzen wir uns auf die Bank!“

Sie saßen neben einander; aber der Professor redete nicht, er schaute die junge Frau wie verloren an, dann raffte er sich zusammen und sprach:

„Frau Doctorin, ich werde Ihnen später von Hugo berichten, der seinen Frieden im Tode gefunden hat. Doch jetzt lassen Sie mich von Einem reden, der gern noch im Leben Ruhe gewönne und der Ihnen darum beichten möchte. Als Sie vorhin in das Zimmer traten, mich zu begrüßen, da kam es über mich, als würde ich acht Jahre jünger. Es war mir, als sänken dunkle Wolken nieder in die Tiefe und ich stünde frei auf sonnigem Bergplane, die Luft wehte mich erfrischend an und badete mich im Strome des Vergessens. O könnte ich Alles vergessen, was in diesen Jahren geschehen ist; ach könnten auch Sie vergessen!“

Er griff nach ihrer Hand, sie ließ ihm dieselbe einen Augenblick und er fuhr fort: „Wenn Sie mich ganz verstehn sollen, Frau — Helene! wie ich damals war, als wir uns hier und in Berlin kennen lernten, so müßte ich weit ausholen; ich will aber kurz sein. — Ich habe keine leichte Jugend gehabt; vieles empfand ich als schwer, das andere Kinder kaum beachten. Ich merkte auf manchen Mißklang im Hause und ließ ihn grell in mir wiedertönen. Verlegenheiten und Nöthe der Eltern lasteten auf mir heimlich, während sie keine Ahnung hatten, daß ich darum wußte. Ich war als halbwachsener Knabe ein Pessimist, und doch lebte neben diesem schwarzen ein weißer Geist in mir, der mich fröhlich sein ließ mit den Spielgefährten und ein Kind unter Kindern.

„Ich begehrte nach Liebe und fand sie nicht. Das Herz verlangte ich eines Freundes, einer kleinen Freundin, irgend eine Seele, die mich begriff, an die ich mich mit der ganzen Wärme der erwachenden Menschennatur schließen durfte. Keine öffnete sich mir. Ich sah finster aus, und der Tadel des Vaters darüber trieb mich tiefer in meine Düsterkeit.

„Auf dem Gymnasium ward ich zunächst noch verbitterter. Ich war nicht ganz reif in die oberen Classen gesetzt worden und hatte darunter zu leiden. Nach einem Jahre stund ich den Andern gleich, in Vielem hatte ich die Meisten überholt und ich blieb ihnen überlegen. Die mich früher ausgelacht hatten, verachtete ich und zeigte es ihnen schroff. Alle hatten Respect vor mir, aber sehr wenige liebten mich. Damals berührte mich die Liebe. Ich war ein hübscher Bursche geworden, und ein schwarzäugiges Mädchen, wenig jünger als ich, that es mir an. Wir haben niemals uns gesagt, daß wir uns lieb hatten, aber wir wußten es. Ich betrachtete sie still für mich als meine Braut, der ich Treue halten wollte, so gewiß ich Fritz Rau hieß. Wenn ich auf meine Zukunft ein Licht scheinen lassen wollte, dachte ich an sie. Ehe ich zur Universität abging, hieb ich ein paar Kameraden, die sich nicht achtungsvoll genug über Mathilde geäußert hatten, mit dem Rapier durch.

„Ein halbes Jahr später verheiratheten sie ihre Eltern. Sie hatte sich still gefügt, nachdem der Vater ihr gesagt: „Ich weiß wohl, Du denkst an einen gewissen Jungen, aber schlag' Dir diese Thorheit aus dem Kopfe. In zehn Jahren vielleicht kann er um Dich werben und in zwölf Dich heirathen, der Binnichts und Habenichts."

„Um jene Zeit bekam ich philosophische Bücher in die Hand, welche auf die Erschütterung der religiösen und sittlichen Grundlagen unsers Volkes hinarbeiteten, junghegel'sches Zeug. Das Pessimistische darin behagte mir, es entsprach meiner ganzen Stimmung, ich prüfte nicht weiter, ob die Voraussetzungen jener Philosophen die richtigen, ihre Beweisführung ehrlich, ihre Schlüsse logisch seien. Mir erschien das Leben leer und nichtig, die Frauenliebe eitler Tand, meine Religion ward wie bei manchem alten Heiden der Glaube an mich selbst. Schlag' Dich tapfer durch, sieh nicht rechts noch links, wahre Deine Ehre und erhoffe vom Leben kein Glück! Der weiße Geist war aber nicht völlig dem schwarzen gewichen. So hart ich schien, ich war innerlich weich; so finster ich meist aussah, so fröhlich konnte ich sein, wenn mich ein Sonnenstrahl aufsuchte.

„So war ich damals in Wolfsdorf, so in jener Octoberwoche. Unbefangen trat ich unter Ihr väterliches Dach, und die Luft darin that mir unendlich wohl. Ich fand Wohlwollen und Freundschaft auf allen Seiten, wie noch nie in meinem Leben. Meine Seele schloß sich auf, und Ihre Augen leuchteten so warm und traulich mich an, daß ich Sie an mich hätte drücken mögen, in reiner Lebensfreude, ohne Leidenschaft und ohne Verlangen nach Ihrem Besitz. Und als sich dies zu regen begann, ging ich. Der schwarze Geist trat zu mir und flüsterte: „Du sollst allein durch die Welt gehn, Alles ist eitel! Hänge Dich an keinen Andern, am wenigsten an ein Weib! Nur Du selbst bist Dir treu!"

„In Berlin bei Ihrem Besuche wachte meine Empfindung für Sie unter der leichten Asche neu auf und ward täglich wärmer. Aber wenn sie mich übermannen wollte, redete jene kalte Stimme und dämpfte die Flamme. In dieser problematischen Stimmung überraschte mich Ihre Freundin Marie mit jenem Gespräche, das Sie kennen werden."

Helene nickte bejahend.

Er fuhr fort: „Der Schein fiel auf mich eines leichtfertigen Coquettirens, eines frevelhaften Spiels mit Ihnen. Sie mußten sich hiernach von mir scheiden und Sie thaten es durch einen Entschluß, der mir die Binde von den Augen riß. Hatte ich noch am Abend jenes unseligen Tages an meiner Leidenschaft für Sie gezweifelt, so wußte ich vier Wochen später, daß ich mich schwer getäuscht hatte. Ich liebte Sie nun mit Schmerzen und begehrte mit leidenschaftlicher Sehnsucht ein Glück, das mir so nahe gewesen war und das ich für immer verloren hatte.

„Die Zeit der Buße und der Läuterung kam nun für mich. Ich trat in das bewegtere Leben und lernte es begreifen. Fest strebte ich zum Ziele, möglichst auf mich selbst gestützt, allein ich erkannte die Nothwendigkeit der Freundschaft und der Liebe zu dem Glücke des Menschen. Ich gewann den Glauben wieder an Gott und an eine schöne Menschlichkeit, meine Seele ward harmonischer.

„Ihrer dachte ich täglich, aber nicht der Frau, die einem Andern gehörte,

auch dann nicht der Wittwe. Ich dachte nur des Mädchens, und dieses war für immer verloren. Ich bin einsam geblieben vor den Menschen; aber in meinem Innern ist jene Helene das Weib, dem ich angehöre, so lange ich athmen werde."

Er schwieg. Helene hub an: „Sie sagten mir, da Sie mich vorhin erblickten, wäre es Ihnen gewesen, als seien die acht Jahre in die Tiefe versunken? ich sei Ihnen erschienen als das Mädchen, das Sie damals zuerst schauten?"

„So ist es," erwiderte er, „und je länger ich Sie anblicke, um so lebendiger sitzt Helene Tilesius neben mir, ach, meine verlorene Helene!"

Er hatte es unwillkürlich laut gerufen, die Frau erhub sich, aber er zog sie bittend auf die Bank zurück. Das Kind kam herbeigesprungen, sah die Beiden an und sprach: „Mutterle, ich habe ihn so lieb!"

„Geh, mein Töchterchen! spiele mit Deinen Blumen!" sagte Frau Helene, „ich muß noch mit dem Onkel reden."

Fritzchen eilte fort.

„Sie haben mir gebeichtet, mein Freund!" sprach die Doctorin weiter; „nun will auch ich Ihnen ein Bekenntniß thun. Schwer haben Sie damals gegen mich gesündigt. Ich mußte glauben, daß Sie mich liebten und — ich glaubte es so gern, weil ich Sie von der ersten Stunde ab lieb hatte. Der Inhalt jener dunkeln Rede zu Marie blieb doch deutlich der, daß Sie mich nicht liebten. Es war der erste große Schmerz meines Lebens. Doch reichten Sie mir zugleich das einzige Heilmittel dagegen, den Stolz. Dunkle Tage folgten, und als mir da ein Mann nahte, welcher stürmisch um mich warb, gab ich seinem Drängen nach. Ich ward sein, zuerst in dumpfer Gleichgültigkeit, äußerlich heiter, innerlich wund und traurig. Aber es war Gottlob ein guter Mann und ich durfte nicht bereuen, seine Hand genommen zu haben. Ich gewann ihn lieb und war sein gutes Weib. Wenn in einsamen Stunden das Bild eines Andern mir erschien, so brach ich dem Gatten die Treue nicht, denn dieser Andre war für mich ein Todter, den ich vor Zeiten geliebt hatte."

Nach einer Pause fragte der Professor: „Sie haben Ihr Töchterlein auf den Namen Friederike taufen lassen?"

Helene zögerte mit der Antwort, dann sprach sie leicht erröthend: „Ja, nach der Pfarrerstochter von Sesenheim, der rührendsten, mir liebsten Mädchengestalt in Goethe's Leben."

Rau ergriff ihre Hand und küßte sie; Helene ließ ihm dieselbe und er begann: „Sehen Sie jenen Hügel über dem Dorfe dort? Von ihm hat mir Hugo am ersten Tage unsrer Bekanntschaft eine Sage erzählt. Eine weiße Frau erscheint zuweilen in den Burgtrümmern, und der Mann, dem sie sich zeigt, kann sie und den Schatz, den sie hütet, gewinnen, wenn er zur rechten Stunde die rechte Frage thut. Viele haben es versucht, aber sie versank vor ihnen, weil sie durch Blendwerk getäuscht die Frage nicht thaten. Aber Einer kommt noch, der sie gewinnen wird nach des Volkes Sage. — Helene, ich bin gewesen, wie einer jener Thoren, und vor mir verschwanden Sie und mein Glück. Lassen Sie diese Stunde die heilbringende sein, ich beschwöre Sie! Wieder sind Sie mir erschienen, wieder stehe ich vor Ihnen, nach langer Buße und redlicher Läuterung, und ich wage jetzt die Frage, an der meine Seligkeit hängt."

Er sah sie an, treu und innig, das Auge der jungen Frau leuchtete, und er sprach leise:

„Helene, ich werbe um Sie. Wollen Sie mein Weib werden?“ Ihre Hand bebte in der seinen, und bittend wiederholte er: „Geliebte meiner Seele, sei mein!“

Sie neigte ihr Haupt zu dem seinen und flüsterte: „Ich bin Dein.“

Sie saßen eine Zeitlang, Auge in Auge versenkt, im Gefühle seligen Friedens, sie wußten nicht wie lange. Da kam Fritzchen und sah wie der Mann ihre Mutter umfaßt hielt. Sie stellte sich vor ihn und fragte: „Du hast wohl Mama sehr lieb?“ Er hub das Kind zu sich empor und sagte: „Das ist ein Brautschatz, den Du mir zubringst, geliebte Helene, der den Reichthum Deiner Liebe noch vergrößert. Liebes Fritzchen, willst Du meine Tochter werden?“

Die Kleine jubelte und schlang ihre Arme um seinen Hals und koste ihn, nicht recht begreifend, was das Alles bedeute. Helene aber drückte den ersten Kuß auf die Lippen des geliebten Mannes.

In dem Herrenhause war inzwischen Besuch aus dem Walditzer Pastorat angekommen: Frau Marie, auf deren gutem Gesicht der Sonnenschein lag. Der Gutsherr hatte ihr gleich beim Eintritt entgegen gerufen: „Rau ist heute früh gekommen. Er ist mit Helene auf dem Kirchhofe.“

„Wie steht es mit ihm? wie ist er?“ hatte Marie gefragt.

„Er ist geworden wie ich erwartete, fest, tüchtig, in guter Stellung. Aber er sieht düster aus, er scheint nicht glücklich.“

„Wenn er es heute nicht wird, kann er es niemals werden,“ sprach die Pastorin.

Herr Tilesius sah sie noch fragend an, als Fritz und Helene hereintraten, neben ihnen das fröhliche Kind. Aus ihren Augen glänzte es wie Morgensonnenschein und Marie flog, als sie es sah, der theuren Freundin entgegen, die sie fest umschlang.

Der Professor schritt auf den Gutsherrn zu und faßte seine beiden Hände: „Lieber Vater! was sich vor Jahren fand und bald wieder verlor durch meine Schuld, das hat sich heute für immer wieder gewonnen. Die Sonne scheint nun warm auf mein Saatfeld. Helene und ich haben unsern Bund für das Leben gemacht. Nehmen Sie mich zum Sohne an?“

Ueberrascht und bewegt umarmte ihn der Alte: „Gottlob, daß ich das erlebt habe, was ich vergebens erhoffte, als Sie vor acht Jahren zu uns gekommen waren. Ihr lieben Kinder, Helene und Fritz, der Himmel segne Euch ein reiches langes Leben ein!“

Marie reichte dem Freunde die Hand und sprach: „Nun ist es doch zum guten Ende kommen. Sie haben gesühnt, was Sie unter den Kiefern des Thiergartens verbrachen. Ich darf wieder zu der von Ihnen reden, die von Anfang an für Sie bestimmt war, und ich kann Sie wieder lieb haben. O, Sie stolzer Mann: das Köstlichste auf dieser Erde ist doch das Frauenherz, und keine Wissenschaft noch keine Ehre geben das Glück, wenn Frauenliebe fehlt.“

Zu Diderot's Gedächtniß.

Rede

zur Feier des Leibnizischen Jahrestages gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 3. Juli 1884

von

E. du Bois-Reymond *).

Es ist eine merkwürdige Betrachtung, welche wohl verdiente weiter ausgesponnen zu werden, einen wie großen Einfluß auf unsere Anschauungen der Umstand geübt hat, daß wir zehn Finger haben, indem er bei dem größten Theil der Culturmenschheit dem decadischen Zahlensysteme zum Siege verhalf, und den Potenzen von Zehn in unserer Vorstellung eine ganz unberechtigte Bedeutung gab. Durch keine Ueberlegung vermögen wir das Bild der in Jahrhunderte getheilten Weltgeschichte los zu werden. Einem Verse des Psalmisten entsprang der mittelalterliche Wahn des Millenniums. Hätten wir sechs Finger an jeder Hand, die Chiliasten hätten erst zu Neujahr 1729 das jüngste Gericht erwartet. So wie wir erzogen sind, sprechen wir von der Kunst des Cinquecento, vom Geist des siebzehnten, des achtzehnten Jahrhunderts wie von Wirklichkeiten; und zufällig trifft, uns in unserer Täuschung zu bestärken, die Jahrhundertwende öfter zusammen mit einem entscheidenden Ereigniß, wie mit der Entdeckung Amerika's, der französischen Revolution. Wir lachen über den Bauern, der den Wetterprophezeiungen des hundertjährigen Kalenders mehr traut, als denen der Hamburger Seewarte; aber wir finden es in der Ordnung, daß man die n×hundertste Wiederkehr der Geburt oder des Todes großer Menschen feiert, und gern vergegenwärtigen wir uns, wie die Welt vor hundert Jahren aussah.

Vor hundert Jahren, nach dem Frieden von Versailles, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten besiegelte, schienen die Pforten des Janustempels für lange geschlossen. Noch thronte in vereinsamter Größe der Weltweise von Sanssouci; er hatte Voltaire seit fünf Jahren, das Jahr zuvor d'Alembert verloren. Goethe saß, mit seinen Fesseln spielend, zu den Füßen der Frau von Stein,

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

der jugendliche Schiller verklärte eine dunkle spanische Hofgeschichte mit weltreformatorischen Gedanken. In England machte Cavendish Wasser aus Sauerstoff und Wasserstoff. Von Niemand in seinem vollen Umfang geahnt, nahte sich in Paris das ungeheure Verhängniß, welches bis heute die Geschicke Europa's unmittelbar beherrscht. Einstweilen fehlte es dort zwar an Brot, nicht aber an Schauspielen. Im April war, nach langen Kämpfen, Figaro's Hochzeit über die Bühne gegangen. Montgolfier und Charles wetteiferten in dem neuen Wagniß, sich in die Wolken zu erheben. Die vornehme Welt umstand Mesmer's magnetisches Becken und flüsterte sich die Halsbandgeschichte zu. In einer prachtvollen Wohnung aber in der Rue Richelieu, welche die Kaiserin Katharina erst eben für ihn hatte herrichten lassen, starb am letzten Tage dieses Monats vor hundert Jahren eines der berühmtesten Mitglieder unter allen, welche diese Akademie je gehabt, unter den geistreichen Männern des geistreichsten Jahrhunderts vielleicht der geistreichste, Denis Diderot.[1]

Frankreich schickt sich an, sein Andenken durch ein Standbild zu ehren, und an Kundgebungen aller Art zu seiner Verherrlichung wird kein Mangel sein. Eine glückliche Fügung versetzt uns in die Lage, unserer Theilnahme an dieser Feier im Voraus Worte geben zu können, und vermuthlich die Ersten zu sein, welche sie bei festlicher Gelegenheit öffentlich zur Sprache bringen. Ich darf gewiß im Namen der Akademie sagen, daß wir dies mit besonderer Freude thun. Das Nationalgefühl, — an sich nicht berechtigter als der Adelstolz, den die vom Nationalgefühl am heftigsten Entbrannten meist verabscheuen, — das Nationalgefühl hat in Frankreich vielfach die Gestalt des Nationalhasses gegen uns angenommen, und auch in literarischen Kreisen fehlt es dort nicht an Solchen, welche die gefährliche Flamme schüren. Um so werther ist uns die Erinnerung an die Zeiten, wo diese neue Barbarei noch nicht die Gemüther verwirrt hatte; wo durch Voltaire, Maupertuis, La Mettrie, d'Alembert, Diderot unsere Akademie Frankreich eng verbunden war; wo diese Männer, der Ruhm ihrer Nation, sogar trotz zeitweiligem Kriegszustande sich als Glieder unserer Körperschaft fühlten, und wo die Wissenschaft, die Culturbestrebungen noch ein scheinbar unzerreißbares Band um alle Völker schlangen.[2] Wir sind stolz, daß Diderot längst unser war, ehe Voltaire vergeblich sich anstrengte, ihn in die Académie Française zu bringen, welche ihm stets verschlossen blieb, daher er bei vielen Gelegenheiten emphatisch genannt wird: Diderot, de l'Académie de Berlin.[3] Doch nahm er nie an diesem Tische Platz, da er auf seiner Petersburger Reise aus nicht ganz durchsichtigen Gründen Friedrich's Einladung nach Potsdam ablehnte.

Eine Studie über Diderot, wenn ich eine solche beabsichtigte, würde der Akademie nicht zum ersten Male geboten. Schon 1843 hat Friedrich von Raumer sich hier eingehend mit ihm beschäftigt. Etwas Neues über ihn zu sagen, blieb länger möglich, als bei anderen Persönlichkeiten, weil mehrere seiner besten Erzeugnisse, beispielsweise „Rameau's Neffe", erst spät nach seinem Tode ans Licht traten. Doch möchte es jetzt sehr schwer sein, neue Gesichtspunkte aufzufinden, aus denen er zu betrachten wäre, geschweige neue ihn betreffende Thatsachen. Abgesehen von zahllosen Aufsätzen über Diderot von welchen ich nur die von

Goethe, Carlyle und Sainte-Beuve nenne, besitzen wir in dem zweibändigen Werke von Rosenkranz (1866) eine so allseitige, gründliche, unparteiische, und bei solcher Gediegenheit so geistvolle Würdigung des Schriftstellers und Menschen Diderot, daß man wohl daraus schöpfen, kaum darüber hinausgehen kann. Die seitdem von Jules Assézat, der während der Arbeit starb, begonnene, von Hrn. Maurice Tourneux beendete große Gesammtausgabe der Werke Diderot's (1875—1877) hat denn auch trotz liebevollstem Fleiße Wesentliches nicht zu seinem Bilde gefügt, und ebenso wenig läßt sich dies von Mr. John Morley's kurz darauf (1878) veröffentlichter Biographie Diderot's sagen, welche übrigens mit desselben Verfassers Leben Rousseau's zu einer sehr lesenswerthen Monographie über jene Periode sich ergänzt. So unermeßlich aber ist der bunte Reichthum von Diderot's Arbeiten, daß die knappste Uebersicht, mit etwas Aehrenlesen hier und da, uns weit über die mir heute zugemessene Zeit führen würde, und daß ihnen gegenüber der auf wenig Worte Angewiesene die Empfindung hat, als sollte er eine brausende See in eine Schale füllen.[4]

Verglichen mit Diderot's Allseitigkeit erscheinen Voltaire, Goethe, sogar der für den Typus eines Polyhistors geltende Leibniz, zu dessen Ehre wir versammelt sind, als beschränkte Fachleute. Wer hat wie er zu einer Zeit, wo ihre einzelnen Zweige schon hoch entwickelt waren, das ganze Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Technik mit gleicher Liebe und Frische umfaßt, gleich zu Hause in mathematischer Physik wie in ästhetischer Schöpfung von Romanen und Bühnenstücken, in Erkenntnißtheorie wie in Metallurgie, in Ethik wie in Sprachwissenschaft, in Metaphysik wie in bildender Kunst, in Geschichte der Philosophie wie in Dramaturgie, in Volkswirthschaft wie im Contrapunkt? Nur etwa beschreibende Naturwissenschaft (mit Ausnahme der Geschichte des Ameisenlöwen, die er auf seine Kosten kennen lernte)[5] war ihm minder vertraut. Und nicht bloß empfangend, nicht bloß sicher und klar berichtend treffen wir ihn überall, sondern gedankensprühend und unerschöpflich an feinen und sinnreichen Bemerkungen.

Das Staunen über Diderot's Begabung wächst, wenn man erfährt, wie er arbeitete. Wenn auch kein stürmisch bewegtes, führte er doch das denkbar unruhigste Leben, immer auf dem Sprunge zwischen dem fünf Stock hohen Stübchen in der Rue Taranne, wo gekrönte Häupter ihn aufsuchten, und welches Meissonnier's Pinsel uns vorzuführen versucht hat, und dem Grandval, der Chevrette oder anderen Orten; stets Jedem zu jedem Dienste bereit, und aufopfernd bis zur Unklugheit; dazu natürlich, neben seiner ständigen glühenden Leidenschaft für Sophie Volland, jeder Dame Ritter. Wie später von Goethe hieß es auch von ihm, seine Handlungen seien noch besser als seine Reden, seine Reden als seine Briefe, seine Briefe als seine Bücher. Wie Goethe von sich sagte, seine Sachen seien sämmtlich Gelegenheitsschriften und -Gedichte, so scheint auch Diderot weniger aus sich heraus, als auf äußeren Anstoß productiv geworden zu sein. Mit unglaublicher Freigebigkeit, unbekümmert um das Schicksal seiner Geisteskinder, vollends um den Ruhm der Vaterschaft, warf er dann um sich mit köstlichen Gaben, wie ein geschüttelter Baum mit reifer Frucht. Seine Productivität in der Unterhaltung war unbegrenzt, seine Beredsamkeit im vertrauten

Kreise — eine Rednerbühne gab es in Frankreich noch nicht — wahrhaft hinreißend. Die nie für den Druck bestimmten Briefe an Mlle. Volland, eines der anziehendsten literarischen Denkmäler jener daran so reichen Zeit, zeugen von diesem stets bereiten Improvisationstalent; ihr unversiegbarer Redefluß gleicht einem Gebirgswasser, das sich bald in klaren Becken beruhigt staut, bald in tollen Sprüngen schaumspritzend überstürzt. Seine unvergleichlichen Erzählungen, wie die von Félix und Olivier, von Madame de la Pommeraye, hat er wohl nicht so, wie oft jene Briefe, auf einer Tischecke im Kreuzfeuer witzigen Gespräches zwischen Galiani, Grimm und Madame d'Épinay hingeworfen; aber an seinem in der Jugend geschriebenen, in Hinsicht des Geschmacks und der guten Sitte allerdings höchst fragwürdigen Roman, an seinen Salons hat er gewiß kein Wort geändert, und von den ganze Bände füllenden vortrefflichen Darlegungen, die er, wenn Noth an Mann war, über jeden erdenklichen Gegenstand für sein Lebenswerk, die Encyklopädie, im Nu lieferte, steht fest, daß sie mit kaum trockener Tinte seinem Plagegeist, dem Laufburschen der Le Breton'schen Druckerei, eingehändigt wurden. Diderot's Schlagfertigkeit nach allen Richtungen hin, sein energischer Antheil an allen Lebensfragen, die entsagende Unpersönlichkeit seiner literarischen Action stempeln ihn zum Vorläufer jener modernen Gattung von Schriftstellern, welche sich damals erst eben in England entwickelte, auf dem Festland viel später im Gefolge der politischen Umwälzungen möglich ward: des die Ereignisse und Ideen des Tages verarbeitenden und weithin verbreitenden, die Meinungen der Menge bildenden und beherrschenden Publicisten.

Die gewöhnliche Vorstellung, als sei die Idee einer Encyklopädie von den Encyklopädisten ausgegangen, ist nicht richtig. Von früheren Versuchen zu schweigen, hatte auch hierin England die Bahn gebrochen und Diderot's und d'Alembert's Dictionnaire encyclopédique sollte ursprünglich nur die Uebersetzung von Chamber's Cyclopaedia sein, deren Andenken für die Meisten, besonders auf dem Festlande, im weltgeschichtlichen Glanze der jüngeren französischen Schwester unterging. Aber nicht bloß waren es Diderot's universeller Geist, seine flammende Begeisterung, selbstlose Hingabe, bienenfleißige Arbeitskraft, stürmische Geschäftigkeit, vermittelnde Liebenswürdigkeit, welche allein die Vollendung des riesigen Unternehmens ermöglichten, sondern unstreitig ist er es auch gewesen, unter dessen Händen, ihm halb unbewußt, das Werk zur gewaltigen Kriegsmaschine erwuchs, welche in die geistige Bastille des höfischen, pfäffischen Frankreichs die Bresche schießen half, und deshalb von den bösen Mächten mit so wüthendem Haß bekämpft wurde. Nicht genug zu preisen sind der Mannesmuth, die unerschrockene Standhaftigkeit, welche Diderot diesen Anfeindungen entgegensetzte, vor denen d'Alembert's weichere Natur eingeschüchtert zurückwich, Rousseau in Friedrich's Staaten floh; da doch Diderot selber schon einmal, wie es leider scheint nicht ohne Réaumur's Schuld, in den Thurm von Vincennes gewandert war, und abgesehen von der Erneuerung solcher Unannehmlichkeit, die schwersten Vermögens-Verluste ihm und seinen Verlegern drohten, deren Einem, dem feigen Verräther Le Breton, sie wohl zu gönnen gewesen wären. Wer denkt noch an diese Dinge von den Tausenden, die heutzutage gemüthlich ihren Brockhaus oder Meyer, trotz verändertem Titel und Geist Enkelkinder der Encyklopädie, vom Bücherbrett

langen? Wer denkt noch an die Schlachten und an die, so sie schlugen, wenn er längst in Ruhe die Früchte des Sieges genießt?

Qui trop embrasse mal étreint, lautet das Sprichwort. Gleich anderen Polyhistoren (Leibnitz ausgenommen) muß Diderot sich das Urtheil gefallen lassen, daß er auf allen Punkten zweiten, auf keinem ersten Ranges gewesen sei. Obschon er mit demselben Unternehmen sich trug, wie die Marquise du Châtelet und wie Jacquier und Le Seur, Newton's Principia analytisch zu commentiren, kann doch von ihm als Mathematiker neben d'Alembert keine Rede sein. Obschon er als Dramaturg Voltaire übersah, und seine bürgerlichen Komödien im englischen Stil auf der Bühne sich nicht geringen Beifalls erfreuten, verschwanden sie doch in den Strahlen von Beaumarchais' aufgehendem Ruhm. Diderot's Artikel für die Encyklopädie, auch die nicht aus dem Stegreif gearbeiteten, halten keinen Vergleich aus mit denen in Voltaire's Dictionnaire philosophique, welche sicher mit laufender Feder geschrieben, selbst da wo ihr wissenschaftlicher Standpunkt veraltet, ihre Polemik gegenstandslos ward, noch heute das Entzücken einiger Leute von Geschmack sind. Die Flachheit von Diderot's musikalischer Theorie deckte ich schon vor langer Zeit einmal hier bei entsprechender Gelegenheit auf, und führte sie auf den Rationalismus zurück, dem er, wie seine ganze Zeit, verfallen war.[6] Diderot's Philosophiren kränkelte an demselben seichten Reflectiren. Wer hier und da in seinen Werken liest, wird den Eindruck sehr geringer Folgerichtigkeit erhalten, da man darin allen Schattirungen von Voltaire's natürlicher Theologie bis zum Holbach'schen Materialismus begegnet. Doch scheint es, daß bei chronologischem Aneinanderreihen von Diderot's Aussprüchen eine Entwicklung seiner Meinungen vom Deismus zum Monismus sich zu erkennen gibt. War er aber zuletzt beim Monismus angelangt, und wird ihm mit Recht ein bedeutender Antheil am Système de la Nature zugeschrieben, so ist wieder nicht zu verstehen, daß er in seiner letzten Schrift, einer Apologie Seneca's, mit größter Schärfe auf den längst gestorbenen La Mettrie losfährt, dessen Histoire naturelle de l'Âme und Homme machine doch nur jenem Buche zuvorkamen. Auch hierüber sprach ich mich schon früher, in meiner Studie über La Mettrie, an dieser Stelle aus; ich suchte damals zu zeigen, wie Diderot's Abscheu gegen La Mettrie in seiner eigenen schwächlichen Auffassung der Ethik wurzele.[7]

In der That, ein bei Diderot Alles beherrschendes Moment ist der absolute Tugendbegriff. Auch bei seinen Zeitgenossen und Nachfolgern, beispielsweise Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre, hört das Tugendgeschwätz nicht auf. Der Gegensatz zwischen dieser hohlen Declamation von Tugend, tugendhaften Männern und Frauen, tugendhaften Handlungen, und der sittlichen Fäulniß der damaligen Gesellschaft ist schon öfter hervorgehoben worden, als daß es nöthig wäre, dabei zu verweilen. La Mettrie's kühnes und folgerichtiges Denken hatte ihm über diese Täuschungen fortgeholfen. Ohne die praktische Anwendung des Sittengesetzes zu berühren, hatte er versucht, dies Gesetz aus den gleichen Trieben, Bedürfnissen und Rechten der Einzelnen herzuleiten, wobei freilich Verbrechen und Lasterhaftigkeit zum Theil auch in neuem Licht erscheinen. Diderot nennt ihn l'apologiste du vice et le détracteur de la vertu, ohne selbst eine Ableitung des Tugendbegriffs zu versuchen, welche besser zur monistischen Weltanschauung

stimmte, die Naigeon, nach Rosenkranz ein Fanatiker des Atheismus,[8] als letzte Phase von Diderot's Denken beschreibt.

Mit dem ewigen Reden über die Tugend verband sich bei den Männern und Frauen jener Zeit bekanntlich eine weinerliche Rührseligkeit, eine beim geringsten Anlaß in Thränen zerfließende Empfindsamkeit. Es war dieselbe geistige Epidemie, welche etwas später auch in Deutschland um sich griff und in der Werther-Manie ihre Höhe erreichte. Auch in dieser Weise fällt Diderot dem Leser beschwerlich. Bei jeder sogenannten „schönen Handlung", jedem kleinen Auftritt mit seinen Freunden, und sie waren häufig, wird ein Strom von Thränen vergossen. Falsche Zärtlichkeit und falsches Pathos entstellen manche seiner bestgeschriebenen Seiten, um so widerwärtiger in ihrer Vermengung mit den rohsten Anstößigkeiten, wie jene Culturperiode sie vertrug; und bei seinem großen Einfluß kann er nicht davon freigesprochen werden, stark zum Verfall des literarischen Geschmacks beigetragen zu haben. Bei der Rolle, welche in Frankreich die Form der Rede spielt, hängt dieser Verfall inniger, als man glaubt, mit den politischen Verirrungen zusammen. Diderot und Rousseau gaben Beide das verderbliche Beispiel einer der keltischen Rasse eigenen Schwäche, durch den Wohlklang volltönender Worte sich zu falschen Schlußfolgen hinreißen zu lassen.[9]

In dieser Hinsicht thut man Voltaire Unrecht, wenn man ihn, wie gewöhnlich geschieht, mit Rousseau in Einem Athem als Vater der Revolution nennt. Voltaire declamirt nie; die classische französische Prosa, welche in der seinigen gipfelte, hielt sich, ausgenommen etwa auf der Kanzel, davon fern. Ueberhaupt pflegt man, durch das unwirkliche Fachwerk der secularen Eintheilung der Zeiten verführt, Voltaire's Verhältniß zu den Encyklopädisten sich nicht richtig vorzustellen. Man sieht in ihm den geistigen Repräsentanten des achtzehnten Jahrhunderts. Aber wie, wenn dies Jahrhundert in Bezug auf die französische Literatur in zwei deutlich getrennte Hälften zerfiele, deren jede ihren besonderen Repräsentanten hätte?

Voltaire, gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts geboren, steht auch geistig noch auf dessen Boden, sofern er die Bande zu sprengen hatte, in welchen es gefangen lag. Er hat sich aus der einseitig theologischen Denkart gewaltsam befreit, den Cartesianismus überwunden, die Geschichte vom Aberglauben gereinigt, die Culturgeschichte geschaffen, England für Frankreich geistig entdeckt, der naturwissenschaftlichen Anschauung zum Siege verholfen.[10] In dieser ungeheuren Arbeit, neben welcher seine poetischen Schöpfungen einherschritten, ist er aufgegangen. Wie jedem Reformator und Eroberer hat sich ihm etwas von dem bekämpften Irrthum, dem besiegten Volksthum angehängt. In der Philosophie kam er nicht hinaus über die naivste Teleologie, in der Aesthetik nicht über die engen Schranken, welche das von ihm so genannte „Große Jahrhundert" sich gezogen hatte.

Die Encyklopädisten fanden das Werk gethan, daher sie mit dem ruchlosen Spott über die dem Christen heiligen Dinge, in welchem Voltaire schwelgt, sich so wenig befassen, wie mit der Verhöhnung der Cartesischen Wirbel. Ueber den geistigen Trümmern der verflossenen Zeit, von welchen Voltaire noch umgeben stand, fingen sie an, einen neuen Bau aufzuführen: wie stets eine schwierigere Aufgabe, als die des Einreißens. Daher gegenüber Voltaire's krystallheller

Klarheit und unverbrüchlicher Folgerichtigkeit bei ihnen die Unsicherheit und Zerfahrenheit, bis wieder im Système de la Nature ein einheitlicher, weil einseitiger und äußerster Standpunkt rücksichtslos erreicht war. Die Encyclopädie aber ist gleichsam der babylonische Thurm dieses Geschlechtes, welcher der Wiederkehr der theologischen Fluth für immer trotzen sollte; und der Baumeister dieses Thurmes, der Repräsentant dieser zweiten Phase des französischen Geistes im achtzehnten Jahrhundert, ist Diderot. Vom Standpunkt der französischen Literaturgeschichte sollte dies Jahrhundert nicht Voltaire's, sondern Voltaire's und Diderot's Jahrhundert heißen.

Wie der wirkliche Thurm zu Babel im Wüstensande, so liegt das Riesenwerk der Encyklopädie im Staube der Bibliotheken verschüttet; nur d'Alembert's Discours préliminaire, von dem ein guter Theil Diderot angehören soll, ragt daraus hervor, und wird noch zuweilen von einem altgierigen Reisenden, wie man müßte sagen dürfen, beispielsweise von unserem Böckh, der Betrachtung gewürdigt.[11] Es geht Diderot einigermaßen, wie nach Macaulay dem Dr. Johnson: die Arbeiten, durch die er sich unsterblichen Ruhm gesichert glaubte, gerathen täglich mehr in Vergessenheit, während von ihm selber für nichts geachtete Kinder seiner Laune ihm bewundernden Dank eintragen, wo und so lange Französisch gelesen wird.

Denn nachdem wir ihn hier und da getadelt haben, dürfen wir ihn um so freier loben. Wie er im Denken über Voltaire hinaus sich erhob, so lockerte er auch die von Jenem willig getragenen ästhetischen Fesseln, und obschon er nicht überall das Höchste erreichte, hat er doch als Sittenschilderer, Charakterzeichner, Erzähler, Briefsteller, Kritiker Unvergängliches geleistet.

Ich möchte hier vor Allem bemerken, daß, wenn ich bei früherer Gelegenheit an dieser Stelle mir Sainte-Beuve's Ausdruck aneignete, wie Grimm der französischste der Deutschen sei Diderot der deutscheste der Franzosen gewesen,[12] ich bei genauerer Betrachtung diese Antithese doch insofern für hinfällig halte, als nur ihr erstes Glied mir richtig däucht. Was Sainte-Beuve in Diderot deutsch erschien, war vielmehr englisch. Es ist kein Zweifel, daß er aus der englischen Literatur starke Eindrücke erhielt, während weder seine geistige Eigenart etwas Deutsches bietet, noch, außer dem Umgang mit Grimm, deutsche Einwirkungen bei ihm nachweisbar sind. Der französischste der Deutschen war aber kaum der Mann, einen so echten Gallier, wie den Sohn des Messerschmieds von Langres, zu germanisiren. Man kann durchaus nicht sagen, daß die am meisten charakteristischen Erzeugnisse Diderot's, wie Jacques le Fataliste, die Nonne, Rameau's Neffe, d'Alembert's Traum, das Freundepaar von Bourbonne, die Salons, die Briefe an Sophie Volland, ein deutsches Gepräge tragen, höchstens etwa, daß sie in mehr ungebundener Form sich in weiterer Sphäre bewegen, als die Conventionen der gallo-römischen Poesie es gestatteten. Allein die deutsche Literatur selber verdankte gerade englischem Einfluß diese größere Freiheit.

Besonders mächtig, ja geradezu Shakspeare und Molière vergleichbar, ist Diderot im Dialog. Man könnte sich keinen höheren dramatischen Genuß denken, als „Rameau's Neffen" unmittelbar auf die Bühne gebracht, und man wundert sich, daß noch kein Theater darauf kam, ihn dem Publicum zu bieten. Fort-

während, sichtlich in Folge natürlichen Hanges, verfällt Diderot in den Briefen an Mademoiselle Volland in die dialogisirte Darstellung. Aber kaum minder groß ist er als Erzähler. Was etwa der „Nonne" an kunstreicher Verstrickung fehlt, hat Jacques le Fataliste zur Genüge, wenn man vom Faden der Erzählung die als Perlen daran aufgereihten Episoden abzustreifen versteht, und was diesem Roman an epischem Flusse mangelt, besitzt wiederum die „Nonne". Die Erzählung von Félix und Olivier mit der wilden Ursprünglichkeit ihrer Charaktere und Motive, mit ihren Köhlern und Schmugglern, stellt, wie schon Rosenkranz bemerkte,[13] eine echte Dorfgeschichte dar: mit wenigen Aenderungen könnte man sie unvermerkt Berthold Auerbach's besten Schöpfungen einreihen, wie sie wohl auch George Sand bei ihrer Petite Fadette vorgeschwebt haben mag. So umfaßt Diderot's Erzählungskunst mit gleicher Verve — es gibt dafür kein deutsches Wort, und um seine Vorzüge zu bezeichnen kein besseres — die ganze Stufenleiter der damaligen gesellschaftlichen Zustände, von den vergoldeten Gemächern der hauptstädtischen Hôtels und den Schlössern des Adels bis zu den rauchigen Hütten des Landvolks und den unheimlichen Gängen, Zellen und Verließen der Klöster.

Aber man würde irren, erwartete man in Diderot's Erzählungen die Schilderung von Oertlichkeiten und Landschaften. Das jedesmalige Scenarium, d. h. die Gruppirung der redend und handelnd eingeführten Personen, gibt er ungewöhnlich genau an, er läßt sie aber gleichsam zwischen kahlen Wänden spielen, wie Shakspeare's Truppe im Globustheater, und des Lesers Sache ist es, sich die Decoration hinzuzudenken. Nicht anders verfahren bekanntlich die Verfasser der heiligen Schrift, die Novellieri, Cervantes und noch viele der besten Erzähler. Die Naturmalerei im Roman schreibt sich erst her von der Nouvelle Héloïse und von Paul et Virginie, wo sie eine Offenbarung war, da die damalige Lesewelt weder romantische noch exotische Naturschönheit kannte. Als Mittel Stimmungen zu erwecken, musikalischer Begleitung vergleichbar, ist unter den verwickelten Bedingungen der modernen Literatur Naturmalerei nicht zu entbehren, doch ist die Frage, ob das neuerlich bemerkbare Ueberwuchern der Erzählung mit Beschreibung nicht ebenso auf eine sinkende Kunstperiode deutet, wie die übermäßige Entfaltung des decorativen Elements auf der Bühne.

Gleichviel ob Diderot's Kargheit im Beschreiben beim Erzählen bewußter Regel oder unbewußtem Tact entsprang, Mangel an Theilnahme für die Außenwelt, an gegenständlicher Phantasie war sicher nicht der Grund. Vielmehr gebührt ihm neben Rousseau, dem Entdecker der wilden Naturschönheit,[14] das Verdienst, die Art der Naturmalerei geschaffen zu haben, welche den Reiz einer anmuthigen, reich angebauten Landschaft schildert. Die Briefe an Mlle. Volland sind voll von lieblichen Bildern aus dem Seine- und Marne-Thal, welche er sich auf Spaziergängen vom Holbach'schen oder Épinay'schen Landsitz aus einprägte.

Nirgend tritt diese Befähigung Diderot's stärker hervor, als in seinen Salons. Mag er von der Schönheit einen falschen Begriff hegen, an den Maler die unberechtigte Forderung moralischer Wirkungen stellen, in seinen Briefen an Falconet noch so sehr hinter Lessing zurückstehen; mag überhaupt Diderot, dessen Sehnsucht nach Italien ungestillt blieb, das wahre Ideal der Kunst nie aufgegangen

sein: um so größer ist sein schriftstellerischer Triumph, daß er nach hundert und zwanzig Jahren uns noch gern bereit findet, ihm durch die endlosen Säle des Louvre zu folgen, von deren Wänden die Van Loo, die Greuze, die Joseph Vernet frisch von der Staffelei herabschauen, und in seinen geistsprudelnden Seiten die Bilder zu lesen, als sähen wir sie mit Augen.

Das ist ein dürftiger Schattenriß des wunderbaren Mannes, den vor hundert Jahren der Tod von unserer Mitgliederliste strich. Aber, wie unsere heutige Tagesordnung zeigt, Akademien sterben nicht. Wenig Tage vor Diderot's Tode, am 22. dieses Monats vor hundert Jahren, hatte in Minden ein Knabe das Licht der Welt erblickt, der für alle Zeit eine der höchsten Zierden unserer Körperschaft werden sollte: seit Keppler der größte deutsche Astronom, Friedrich Wilhelm Bessel.

Anmerkungen.

[1] (S. 343.) In Betreff des Todestages Diderot's herrscht eine gewisse Unsicherheit. Meist wird der 30. Juli angegeben, unstreitig weil Diderot's Tochter, Madame de Vandeul, in ihren Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de Diderot ganz genau beschreibt, wie er an diesem Tage starb: „Il se leva le samedi 30 juillet 1784; il causa toute la matinée etc." (Œuvres complètes de Diderot etc. Par J. Assézat et Maurice Tourneux. Paris 1875—77. t. I. p. LVII.) Wir besitzen aber Diderot's Todtenschein (acte de décès), und hier heißt es: „L'an 1784, le 1er août, a été inhumé dans cette église M. Denis Diderot, des académies de Berlin, ..., agé de 71 ans, décédé hier, etc." (Ibidem, p. LXIV.) Da ich diesen Widerspruch nirgend bemerkt, geschweige aufgeklärt fand, ließ ich mir dessen Lösung angelegen sein. Von vornherein spricht die Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit des amtlichen Schriftstückes. Madame de Vandeul schrieb die Mémoires 1787, und kann sich also über das Datum des Todes ihres Vaters kaum geirrt haben, aber in ihrem Manuscript kann ein Zahlenfehler wohl entstanden sein. Dagegen der Wochentag des Ereignisses, Sonnabend, konnte nicht leicht verfälscht werden. Ich bat nun den Director der Kgl. Sternwarte, Hrn. Prof. Förster, ermitteln zu wollen, auf welchen Wochentag im Jahr 1784 der 31. Juli fiel. Die Rechnung wie der Kalender von 1784 ergeben dafür den Sonnabend, und somit steht der 31. als Diderot's Todestag fest.

[2] (S. 343.) Vergl. des Verfassers Rede „Ueber das Nationalgefühl", gehalten zur Geburtstagsfeier des Kaisers am 28. März 1878. Monatsberichte der Akademie u. s. w. S. 224 ff.; — besonders erschienen bei Dümmler. 1879.

[3] (S. 343.) Diderot wurde am 4. März 1751 zum Mitglied der Berliner Akademie gewählt (vergl. Raumer, Diderot und seine Werke. In den Abhandlungen der Akademie aus dem Jahre 1843. 4°. S. 277). Voltaire's Schritte zu Gunsten Diderot's geschahen 1761, als Diderot's Père de Famille in Marseille und Lyon glänzenden Erfolg gehabt hatte. Ludwig XV. widersetzte sich Diderot's Aufnahme in die Académie française (Œuvres complètes etc. t. XVII. p. 173).

[4] (S. 344.) Da in derselben Sitzung sechs neue Mitglieder ihre Antrittsreden hielten und Hr. Scherer eine Gedächtnißrede auf Karl Müllenhoff las, blieb für die Festrede nur ungewöhnlich kurze Zeit übrig.

[5] (S. 344.) Man sehe die Anekdote vom Ameisenlöwen in Madame de Vandeul's Denkwürdigkeiten (Œuvres complètes etc. t. I. p. XLIX; — t. XVII. p. 481).

[6] (S. 346.) „Leibnizische Gedanken in der neueren Naturwissenschaft." Festrede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 7. Juli 1870 gehalten u. s. w. Monatsberichte u. s. w. 1870. S. 894; — besonders erschienen bei Dümmler. 1871. S. 31.

[7] (S. 346.) La Mettrie, Rede ... zur Gedächtnißfeier Friedrich's II. am 28. Januar 1875 gehalten u. s. w. Monatsberichte u. s. w. 1875. S. 106; — besonders erschienen bei Hirschwald. S. 30. 31.

[8] (S. 347.) Diderot's Leben und Werke, Leipzig 1866. Bd. I. S. 250.

[9] (S. 347.) Vergl. des Verfassers Rede „Ueber eine Akademie der deutschen Sprache", gehalten zur Geburtstagsfeier des Kaisers am 26. März 1874. Monatsberichte u. s. w. S. 262; — besonders erschienen bei Dümmler. S. 17. 18.

[10] (S. 347.) Vergl. des Verfassers Rede: „Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft", gehalten zur Gedächtnißfeier Friedrich's II. am 30. Januar 1868. Monatsberichte u. s. w. S. 35; — besonders erschienen bei Dümmler.

[11] (S. 348.) Monatsberichte u. s. w. 1858. S. 82. 83. — Vergl. E. du Bois-Reymond, „Ueber die Grenzen des Naturerkennens." Sechste Auflage. Leipzig 1866. S. 50.

[12] (S. 348.) Darwin versus Galiani. Festrede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 6. Juli 1876 gehalten u. s. w. Monatsberichte u. s. w. 1876. S. 385; — besonders erschienen bei Hirschwald. S. 3.

[13] (S. 349.) A. a. O. Bd. II. S. 304.

[14] (S. 349.) Vergl. Friedrich II. und Jean-Jacques Rousseau. Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. gehalten u. s. w. am 30. Januar 1879. Monatsberichte u. s. w. S. 93 ff.; — Deutsche Rundschau. Bd. XIX. S. 257; — besonders erschienen bei Dümmler. S. 65 ff.

Der ägyptische Sudan.

Von

Gerhard Rohlfs.

Das Land Aegypten geht aus den Fugen! Staunend betrachtet die civilisirte Welt den Zusammensturz dieses Riesenreiches, welches an Ausdehnung fünfmal das ganze Deutschland übertrifft, oder doch übertraf. Kaum zwei Lustren hat es zusammen gehalten. Errichtet vom thatkräftigen Ismaël, dem vielgeschmähten Ex-Khedive von Aegypten, mittelst einer Handvoll tüchtiger Männer, zwischen welchen aber auch, gelinde gesagt, manche Abenteurer zählten, zerbröckelt die Herrschaft aus inneren Gründen bei äußerer Einwirkung. England, d. h. Gladstone, hat es so gewollt. Weshalb er Aegypten zu Grunde richten, aussaugen und zu einem Nichts herabdrücken will, das bleibt sein Geheimniß. Mit dem eigentlichen Aegypten hat Gladstone aber auch den ägyptischen Sudan vernichtet. Moralisch müssen wir ihn auf alle Fälle dafür verantwortlich machen. Das was Gordon mit vieler Mühe erreicht hatte, die Abschaffung des Sclavenhandels im Sudan, ist durch Gladstone wieder hergestellt, denn moralisch müssen wir ihn auch dafür verantwortlich machen. Jahre werden nöthig sein, um das wieder zu schaffen, was thörichtes Gehenlassen ruinirte, und sehr fraglich ist es, ob das sudanische Gebiet, wie es Ende der siebziger Jahre bestand, überhaupt je wieder hergestellt werden kann.

Unter dem Worte Sudan im Allgemeinen verstehen die Geographen alle jene, von Schwarzen bevölkerten Gegenden, welche südlich von der Sahara gelegen sind. Das Wort ist arabischen Ursprungs, bedeutet „schwarz", und bezieht sich auf die dort wohnenden Neger, die wohl sporadisch in die Sahara hineinreichen, deren eigentlicher Wohnbezirk aber im Süden der großen Wüste beginnt. Nigritien nannte Leo Africanus diese Landstriche. Während aber die europäischen Geographen, falls sie den allgemeinen Sudan specialisiren, von einem algerischen Sudan, von einem tripolitanischen Sudan reden, verstehen die arabischen Geographen in Aegypten unter Sudan nur denjenigen Landstrich, welcher das Stromgebiet des weißen Nils in sich schließt. Dar Fur und besonders Uadaï rechnen die eingebornen Kahiriner Geographen nicht zum Sudan. Noch merkwürdiger variirt der Begriff vom Sudan bei den tripolitanischen Eingebornen. Dar Fur, Uadaï und selbst Bornu, welches letztere Königreich doch direct südlich von Tri-

politanien gelegen ist, rechnet man nicht zum Sudan, unter welchem man hier vielmehr die Länder Haussa, Yacoba oder Bautschi versteht. Sollte es daran liegen, daß in der That die Eingebornen vom Stromgebiet des weißen Nils dunkler als die von Fur sind? daß die Haussaua dunkler sind, als die Eingebornen von Bornu, die sogenannten Kanuri?

Wir beschäftigen uns hier ausschließlich mit dem ägyptischen Sudan, dessen Größe und Grenzen genau anzugeben indeß vollkommen unmöglich ist. Während, zur Zeit der größten Macht die ägyptische Herrschaft bis zum Aequator reichte und im Westen unter dem 23° östl. L. von G. das Sultanat Uadaï die Grenze ausmachte, bildete im Osten das rothe Meer die äußerste Linie des chedivialischen Reiches, doch derart, daß zwischen dem 37° und 40° östl. L. von G. das abessinische Kaiserreich als durchaus unabhängiger Staat gelegen war. Und wenn außerhalb des rothen Meeres, Mitte der siebziger Jahre, die ganze Nordküste des am Golf von Aden gelegenen afrikanischen Continents von Aegypten bis zum Cap Gardafuï beansprucht wurde, so muß gleich erwähnt werden, daß diese Ansprüche nie durch thatsächliches Besitzergreifen in Ausführung kamen. An dieser Küste hat Aegypten nur factisch Besitz ergriffen von den Orten Tadjura, Seila und Berbera, so wie von der landeinwärts gelegenen Landschaft Harar. Ja es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Küste am rothen Meere, welche vor Abessinien gelagert ist, und die sich von Massaua bis zum Bab el Mandeb in südöstlicher Richtung erstreckt, eigentlich nur auf dem Papiere von Aegypten als Staatseigenthum beansprucht werden kann. Aegyptische Behörden fehlen am ganzen Gestade, und so haben wir es denn ja auch in unseren Tagen erlebt, daß Italien ohne große Mühe sich eines guten Hafens, Namens Assab, an dieser Küste bemächtigen konnte.

Die eben geschilderte Region begriff in sich die weiten Gebiete zur Zeit der größten Macht des ägyptischen Staates, zur Zeit als Gordon Generalgouverneur des äquatorialen Aegyptens war. Aber wie kurze Zeit sollte diese Herrschaft von Bestand sein! Gleich nachdem Gordon, Ende 1880, von seiner erfolglosen abessinischen Mission zurückkam, reichte er dem Khedive seine Entlassung ein, und dieser Augenblick bezeichnet zugleich ein Zurückweichen in den ägyptischen Bestrebungen. Denn wenn eine Zeitlang durch die Bekehrung Mtesa's, des Herrschers von Uganda, der Vermuthung Raum gegeben werden mußte, Aegypten wolle sogar die großen äquatorialen Seen in seine Machtsphäre ziehen, so wurde dem ein Damm gesetzt durch die Christianisirung Mtesa's von Seiten Stanley's. Man beschloß, einem letzten Rathe Gordon's gemäß, alle Stationen südlich von Dufile, also fast die ganze Landschaft Unioro, aufzugeben.

Als Aegypten dieses weite Gebiet, das äquatoriale Nil-System, sich aneignete, fand es als eigentlich organisirte Staaten nur Kordofan und Dar Fur vor. Denn die südlich von Dar Fur gelegenen Staaten Hofrat-n-Has und Dar Fertit waren weder unabhängig, noch waren sie organisirt. Und ebenso wenig konnten die südlich von Kordofan gelegenen Provinzen Dar Nuba und Dar Tagalla als unabhängige Staaten gelten.

Kordofan und Dar Fur erlagen am frühesten den Bestrebungen Mohammed Achmet's, des sogenannten Mahdi. Der Empörung haben sich augenblicklich

(Juli 1884) außerdem angeschlossen: das sogenannte Nubien mit der Stadt Dongola, das Gebiet der Hadendoa und Bischari zwischen dem Nil und dem rothen Meere, also die Landschaften zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem 15° nördl. Br. gelegen.

Den besten Begriff von dem augenblicklichen Besitzstande des ehemaligen großen Ländercomplexes kann man sich machen, wenn man der Verästelung des oberen Nil folgt. Etwa unter dem 16° nördl. Br. gelegen, finden wir, dort wo sich der blaue mit dem weißen Nil vermählt, die Stadt Chartum, jetzt noch im Besitze der Aegypter und augenblicklich wieder Residenz von Gordon. Der größere und bedeutend wichtigere der beiden Nile, der weiße, kommt von hier in fast gerader südlicher Richtung, und diesen nachgehend finden wir, daß der weiße Nil bis zum 9° N. Br. ohne bedeutende Zuflüsse bleibt. Dann aber beginnen seine Zuflüsse von beiden Seiten. Hier empfängt der Nil von Osten den Sobat, der zum Theil aus Kaffar und Enarea seine Gewässer bezieht, zum Theil einem See entströmen soll, dessen Vorhandensein indeß noch nicht mit Gewißheit nachgewiesen ist. Und in derselben Breite empfängt der weiße Nil vom Westen den noch wasserreicheren Bhar el Ghasal, welcher weiter stromaufwärts den Namen Bhar el Arab führt und aus den Landschaften südlich von Dar Fur und Dar Fertit seinen Ursprung nimmt.

Ohne anscheinend irgend schwächer zu sein in seiner Wassermenge, verliert nun nach Aufnahme des Sobat und Ghasel der weiße Nil diesen Namen und erhält stromaufwärts den Namen Bhar Gebel und Seraf, denn während fast dreier Grade strömt er in Doppelarmen, dem westlichen Bhar Gebel, dem östlichen Bhar Seraf, welche eine Insel zwischen sich einschließen, die am nördlichen Ende circa 100 km breit ist. Der ägyptische Sudan begreift also in sich das obere Stromgebiet des weißen Nils und zwar von Faschoda, welches auf dem 10° nördl. Br. gelegen ist, vollkommen. Dies ganze große Gebiet ist von der Rebellion nicht berührt worden, aus dem einfachen Grunde, weil dort der Islam noch gar keine Wurzeln geschlagen hat. Ebenso, wie Oasen in der Wüste, sind die Provinzen Kassala und Gedarif, ersteres vom Stromsystem des Atbara, speciell vom Gor el Gasch abhängig, letzteres ebenfalls von Quellzuflüssen des Atbara bewässert, erst in den letzten Tagen den Rebellen zum Opfer gefallen. Diese beiden Provinzen gehörten früher zu Abessinien, und am Fuße der westlichen Alpen dieses Landes gelegen wurden sie erst 1870, während der General-Statthalterschaft Munzinger's, definitiv Aegypten einverleibt.

Im Besitze der ägyptischen Regierung und zum Sudan gehörig sind sodann noch die Städte Suakin und Massaua. Das Hinterland von Suakin ist aber bekanntlich den Anhängern des Mahdi zugefallen, und die Ausfälle des englischen Generals Graham haben nicht vermocht, irgendwie den Einfluß von Osman Digma[1]) zu schwächen. In Massaua und den kleinen Orten, welche als Vorstädte Massaua's bezeichnet werden können: Arkiko, Hotumlu, Mkullu und Saga, herrscht nach wie vor nominell die Regierung des Khedive, wenn auch seit fast einem Jahre factisch die ägyptischen Beamten in Massaua englischen haben

[1]) Soll nach den neuesten Nachrichten ermordet sein.

weichen müssen. Die nördlichsten Theile von Abessinien, Bogos und Mensa, fielen ebenfalls in die Hände der Aegypter und verblieben darin. Das Hinterland bei Massaua ist unabhängig, wogegen der Regierung des Khedive noch Harar und an der Küste Tadjura, Seila und Berbera unterthan sind.

Mehr als die Hälfte des ehemaligen sudanischen Besitzes ist also factisch in den Händen der Aufständischen. Der Aegypten verbleibende Rest ist freilich immerhin noch recht ansehnlich. Aber wie lange wird in den Gegenden des Sobat und des Bahr el Gasel noch die Autorität des Khedive anerkannt sein? Ein äußerst energischer und talentvoller Deutscher, ein Schlesier, Dr. Schnitzler, bekannter unter dem Namen Emin Bey, ist Statthalter dieser Provinz. Wird es ihm gelingen, jene Denka, Bongo, Mittu und Tudj, jene Bor und Madi im Zaume zu halten? Das ist mehr als fraglich. Die Verbindung mit den Ländern am Gasal und Sobat ist ohnedies abgeschnitten; und wenn gar Kordofan und Dar Fur, wie es fast den Anschein hat, officiell aufgegeben werden, dann hat der Besitz der südlicher gelegenen Landschaften keine Berechtigung und keinen Sinn mehr. Der Besitz oder das Aufgeben Chartums hat vollends nichts damit zu thun.

Was die Bodenbeschaffenheit des ägyptischen Sudan anbetrifft, so ist selbstverständlich dieselbe auf einem so großen Gebiete sehr verschiedenartig. Und nichts ist verkehrter, als von einer Gleichmäßigkeit in dieser Beziehung zu reden. Oft genug zwar wird das Publicum in Europa durch Afrikareisende selbst dazu verleitet, sich ein Urtheil über große Landstrecken oder gar über den ganzen afrikanischen Continent zu erlauben, welches einfach als abgeschmackt bezeichnet werden muß. Was soll es z. B. heißen, wenn man sagt, das ganze Congo-Gebiet producirt nichts, hat ein ungesundes Klima ꝛc. Das Stromgebiet des Congo faßt in sich: ca. 3 000 000 □km, ist mithin so groß, wie ein Drittel Europa's. Als ob auf einem so großen Raume überall dieselbe Bodenbeschaffenheit sein könnte? Ebenso hört man: das Klima in Afrika ist ungesund, Afrika taugt nicht zur Colonisation ꝛc. ꝛc. Wie kann man aber in dieser Allgemeinheit von einem Erdtheil sprechen, der über drei Mal so groß ist als Europa?

Man kann auch in seinem Urtheil über den ägyptischen Sudan nicht vorsichtig genug sein, und wir werden gut thun, nachdem wir von den Flußsystemen das Hauptsächlichste gesagt haben, uns auf einige generelle Züge zu beschränken. Um so mehr, als der ägyptische Sudan keineswegs zu den bekannten, durchaus erforschten Ländern gerechnet werden kann. Ist doch selbst das eigentliche Aegypten noch nicht überall genügend durchforscht, und Dr. Schweinfurth alljährlich beschäftigt, von Cairo aus nähere und entferntere Reisen zu unternehmen, um die von ihm durchzogenen Gebiete der Wissenschaft zu erobern.

Die Landschaft, welche zwischen dem Nil und dem rothen Meere liegt, ist durchaus gebirgig. Das dort aufgebaute Massiv ist in der That nichts anders, als eine Fortsetzung des abessinischen Hochlandes. Da die Gipfel dieser Bergkette nicht unter 2000 m sind, oft genug an 3000 m heranreichen, so sind die obersten Höhen verhältnißmäßig kühl; in den Thälern aber und in den Ebenen am Nil und längs des rothen Meeres herrscht eine sehr hohe Hitze, wie sie etwa nur diesem continentalsten aller Erdtheile eigen ist. Eine Hitze, die

keineswegs durch den, wenn auch noch so mächtigen Wasserlauf des Nils, oder durch das über 200 km breite rothe Meer gelindert wird. Wie ein Tropfen Wasser auf heißem Steine verhalten sie sich zu den heißen saharischen Lüften. Aber ungesund sind diese Gegenden nicht. Dasselbe kann man auch von den Küstenpunkten — Tadjura, Seila und Berbera — sagen, und die schon höher gelegene Landschaft Harar wird einstimmig von den Reisenden wegen ihres allerdings heißen, aber sonst guten Klimas gelobt.

Dringt man bis zur eigentlichen Aequatorialgegend vor, so nimmt mit der oberen Verästelung des Nils die Anschwellung des Bodens zu und man sollte glauben, daß, da man nun rasch dem Gleicher sich nähert, das Klima stets heißer, d. h. theoretisch genommen heißer werden müßte. Das ist aber nicht der Fall. Das Klima in Ladò ist z. B. nicht heißer als das von Chartum, obschon ersterer Ort auf dem 5° N. B. und Chartum auf dem 16° N. B. liegt. Diese südlichste Gegend der Nil-Verästelung wird uns als ein mitunter hügeliges und stets ansteigendes Land von den Reisenden geschildert. Während aber nach Osten zu die ägyptischen Landschaften Kassala und Galabat (Metemmeh) schon am Fuße der abessinischen Alpen, ja zum Theil sogar darin gelegen sind, ist das bis vor Kurzem zu Aegypten gehörende Kordofan, namentlich im Norden, Flachland und steppig. In Dar Fur ist hingegen nur der nördliche Theil Flachland. Südwestlich von Fascher, der Hauptstadt des Landes, schwillt das Mana-Gebirge zu fast 1900 m an. Im Allgemeinen erhebt sich der äquatoriale Sudan so allmälig, daß Berber, einer der nördlichsten Orte am Nil und zum ägyptischen Sudan gehörend, ca. 350 m über dem Mittelmeere gelegen ist. Von Berber bis Chartum stromaufwärts rechnet man 300 km Entfernung. Auch hier ist das Ansteigen ein so allmäliges, oder der Fall des Nil so unbedeutend, daß Chartum nur etwa 25 m höher gelegen ist. Und dies Gefälle wird noch besonders gebildet durch den sechsten Katarakt. Von Chartum auf dem 16° N. B. bis Dufileh am Bahr Gebel (Nil), welches etwa 4° 30′ N. B. gelegen ist, kann man eine Entfernung von etwa 1400 km annehmen. Auf dieser also fast anderthalbtausend km langen Strecke schwillt der Boden nur um etwa 240 m Höhe an. Dann aber steigt das Terrain schneller; denn der Mwutan See liegt 650 m, der Ukerewe mehr als 1200 m über dem Oceane. Mtesa, obschon unter dem Aequator gelegen, hat nun ein bedeutend milderes Klima als Berber und Chartum, welche beide Orte eigentlich schon Wüstenklima haben. Natürlich müssen bei den klimatischen Verhältnissen des ägyptischen Sudan die constanten feuchten Niederschläge, welche hier viel weiter südlich beginnen, als z. B. in Abessinien, mit in Betracht gezogen werden. Denn wenn in dem so sehr gebirgigen Abessinien die Regen mit dem 14° N. B. — für Semien wenigstens — beginnen, fällt der äquatorielle Niederschlag in den Ländern westlich von Abessinien erst mit dem 5° N. B., d. h. von da an südwärts regnet es täglich.

Die Bewohner dieser weiten Landstriche sind ebenso verschieden in ihren körperlichen Eigenthümlichkeiten und in ihren geistigen Veranlagungen, wie der Boden und das Klima des Sudan nirgends dieselbe Beschaffenheit besitzen.

Wenn die Bevölkerung zwischen dem Nil und rothen Meere jene Hadendoa,

Bischari ꝛc., oder die Nubier, Berebra und Dongolaner den sogenannten Hamiten zugerechnet werden, so kann hier natürlich nicht der Ort sein, jenen nebelhaften Begriff einer Untersuchung zu unterziehen. Bräunlich von Hautfarbe, mit langem lockigen Haupthaar, haben sie alle die mehr oder weniger scharf ausgesprochenen Züge der sogenannten Kaukasier; haben stets das schwarze Auge, fast immer fleischige Lippen und sind, was die Männer anbetrifft, durchschnittlich hoch und gut gewachsen. Dennoch liegen tiefe Unterschiede zwischen den unmittelbar am rothen Meere wohnenden Stämmen und denen, die am Nil oder gar westlich vom Nil hausen. Besonders größer wird der Unterschied, wenn wir weiter nach dem Süden gehen, wo die Danakil und südlich von diesen die Somali gar nicht mehr mit den Beni Amer, Schoho und diese nicht mit den Hadendoa und Bischari zusammen gebracht werden können.

Eins aber haben diese Stämme gemeinsam, und dies gemeinsame Band, welches auch westlich von Abessinien sich etwa bis zum 10° N. B. erstreckt, verknüpft auch die hier wohnenden Stämme, die Bewohner Kordofans und Dar Fur's, die Kababisch und besonders die Bagara, nämlich der Islam. Man erinnere sich nur, daß der Mahdi an der Spitze der Bagara seine ersten und größten Triumphe gefeiert hat.

Ein besonders gefährliches Wahrzeichen des Islam besteht darin, daß alle Stämme, welche denselben annahmen, mittelst ihres Religionswechsels Araber geworden zu sein glaubten. Daher ihre Verachtung der anderen, namentlich der heidnischen Völker, und die Meinung, gegen jene sei Jedes und Alles erlaubt.

Wenn nun auch nicht geleugnet werden soll, daß die Bagara, sowie verschiedene andere Stämme Kordofans und Furs arabisches Blut in sich haben, ebenso gut wie die Hadendoa, die Bischari und die Somali, so sind sie doch allesammt weit davon entfernt, auch nur halbwegs rein semitischer Abstammung zu sein.

Hier aber finden wir den Brennpunkt der Revolte: den Fanatismus, aufgestachelt durch religiöse Ueberhebung, und die Sklavenjagden. Daß diesen beiden so unzertrennlichen Uebeln durch die ägyptische Regierung und besonders durch Gordon anscheinend der Todesstoß, jedenfalls aber eine tödtliche Wunde beigebracht wurde, das machte den Mahdi möglich und schuf den Aufstand. Daß ägyptische Gouverneure Christen waren, konnten mohammedanische Völker sich nur mit Widerwillen gefallen lassen; daß sogar der General-Gouverneur ein Christ, vermehrte die Unzufriedenheit. Und als nun gar, zur Zeit Gordon's und Gessi's, mit beispielloser Energie und großem Erfolge dem Menschenraub und Sklavenhandel ein Riegel vorgeschoben wurde, da mußte ganz von selbst der Gedanke des Abfalls reifen. Denn was für sie jetzt in Frage kam, war nicht weniger als eine Existenzfrage. Hatten doch die Stämme nördlich vom ca. 12° seit jeher vom Menschenraub gelebt! Früher in diesem Handel von der ägyptischen Regierung unterstützt, waren ihre Führer in den letzten Jahren außer den reichen kahirinischen Kaufleuten besonders die von Berber, Suakin, Fascher, el Obeïd und Chartum. Auch Europäer genug betheiligten sich daran, wie jedem Reisenden früherer Jahre bekannt ist. Alle diese sogenannten mohammedanischen

Stämme, unter dem Commando unternehmungslustiger Räuberhauptleute, führten einen beständigen Krieg gegen die heidnischen Völker der oberen Nilgegend.

Die dortige Bevölkerung, über welche wir gute Berichte haben von Schnitzler, Lupton und Felkin, sind keineswegs alle dunkelfarbig, sondern zeigen, je nach ihrem Stamme, die verschiedensten Eigenthümlichkeiten in Hautfarbe, Körperbau, Schädelbildung, Behaarung und geistigen Eigenschaften. Aber wie die nordwärts von ihnen hausenden Stämme Mohammedanismus als Gemeingut besitzen, so sind die Heiden Fetischisten, oder haben oft genug auch gar keine bestimmte Religion. Seit Jahren sind sie stets weiter nach dem Sudan zu die Beute der rohesten Gewaltthätigkeit gewesen. Ja, in seinen letzten Berichten erzählt uns Stanley, daß er am Aruwimi auf eine große Flotte von Sklavenjägern gestoßen sei; und wenn es wahr ist, was Stanley vermuthet, sogar als gewiß hinstellt, daß der Aruwimi der Uelle Schweinfurth's sei, dann dürfte sich kaum bezweifeln lassen, daß jene Menschenräuber aus der Gegend von Chartum stammen.

Wie steht es nun um die Ertragsfähigkeit jener Gegenden? Liegen dort mineralische Schätze, welche auf den Weltmarkt geworfen werden können? Bietet das Thierreich, das Pflanzenreich den Europäern genügende Aussicht, um gewissermaßen von selbst darauf hin die Civilisation anzuziehen und in Verbindung damit den unglücklichen Eingeborenen die Cultur zu vermitteln?

Es ist in letzter Zeit viel über die Zukunft Afrika's gehandelt und gesprochen worden. Gewöhnlich ist man, wie bereits angedeutet, zu allgemein in seinem Urtheil gewesen, obschon nicht geleugnet werden soll, daß specielle Urtheile über Länder, die man erst so ungenügend kennt, wie den schwarzen Erdtheil, noch gar nicht abgegeben werden können. Aber eben deswegen ist Reserve geboten.

Wenn man früher, vor einem Menschenalter noch, den ganzen Norden von Afrika als wüstes, wasserloses und nichts producirendes Gebiet beschrieb, so hat das Durchforschen der Gegenden und die nähere Bekanntschaft mit demselben schon jetzt zu ganz anderen Resultaten geführt.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß da, wo guter Boden und reichlich Wasser vorhanden ist, in Afrika Alles gebaut werden kann, was in den anderen Erdtheilen unter den Tropen gedeiht. Und, abgesehen von der Sahara, welche aber auch keineswegs so abschreckend ist, wie man sie sich noch vor einigen Decennien vorstellte, ist in Afrika nicht nur guter Boden, sondern auch reichlich Wasser, letzteres reichlicher als z. B. in Südamerika.

Wenn im Anfange dieses Jahrhunderts Aegypten kaum irgend nennenswerthe Producte auf den Weltmarkt brachte, so sehen wir jetzt mit Staunen, daß in Zucker und Baumwolle das Nilland verhältnißmäßig mehr producirt als die Vereinigten Staaten von Amerika und Indien.

Mit den Producten des ägyptischen Sudan speciell sich zu beschäftigen, fing man erst dicht vor der Katastrophe an. Jetzt freilich, seitdem der Mahdi die Standarte des Aufruhrs erhoben hat, ist Alles zerstört. Der ganze Handel mit dem Sudan ist lahm gelegt. Um aber einen Begriff zu geben, welcher Reich-

thum in diesen Landschaften verborgen ist, folgen wir einem Berichte von Dr. Schnitzler, dem Gouverneur des ägyptischen Sudan.

Aus dem Thierreich ist vor Allem Elfenbein zu nennen. Der Elfenbeinhandel wurde von der Regierung betrieben, d. h. alle Elephantenjäger mußten das erbeutete Elfenbein der ägyptischen Regierung, welche daraus ein Monopol gemacht hatte, abliefern. Diese zahlte sodann den Eigenthümern festgesetzte Preise dafür. Dr. Schnitzler betont, daß auch heute noch das Elfenbein in reichlicher Menge auf den Markt käme, obschon die Jagden in immer entfernter gelegene Gegenden getragen würden. In den letzten Jahren habe man sogar eine Zunahme bemerkt. Die äquatorialen Provinzen werfen jährlich eine Quantität von 1200 Cantar (53,357 kg) Elfenbein im Werthe von 756,600 Francs auf den Markt.

Natürlich gibt Schnitzler nur das Quantum Elfenbein der ihm unterstehenden Gegenden an. Denn Westendarp[1]), das größte Haus des Continents in Elfenbeinhandel, gibt die Elfenbeinproduction von Aegypten während der zehn Jahre 1857—1866 auf durchschnittlich pro Jahr 148,000 kg an, dagegen in den Jahren 1867—1876 nur noch auf 133,000 kg. Im Ganzen hat Afrika in den zwanzig Jahren von 1857—1876 durchschnittlich circa 614,000 kg pro Jahr an Elfenbein nach Europa geliefert. Die Höhe dieses Quantums wird erst recht deutlich, wenn wir Westendarp's Angabe über die indische Production erfahren, nämlich 4—7000 kg pro Jahr. Nichts desto weniger ist der Elfenbeinconsum Indiens nach wie vor ein sehr beträchtlicher; derselbe recrutirt sich hauptsächlich von der Ostküste Afrika's, und hätten wir also noch diesen Betrag dem, was von Afrika auf den europäischen Markt gebracht wird, hinzuzufügen. Westendarp meint, wenn man dies, sowie das Elfenbein, welches nach Amerika direct verschifft wird, zusammen nimmt, der Totalexport im Durchschnitt ein Quantum von circa 774,000 kg pro Jahr im Werthe von 12—15,000,000 Mark ergibt.

Erwähnt soll noch werden, daß Herr Westendarp im vergangenen Jahre einen Lieferungscontract mit der ägyptischen Regierung abschloß auf 100,000 kg Elfenbein. Ob aber die ägyptische Regierung im Stande gewesen ist, ihr Wort zu erfüllen, ist dem Schreiber dieses nicht bekannt; und da Herr Westendarp in dieser interessanten Abhandlung[2]) bei früherer Gelegenheit kein allzu großes Vertrauen auf ägyptische Versprechungen zu setzen scheint, erlauben wir uns daran zu zweifeln.

Von den Straußen meint Dr. Schnitzler, daß sie im Osten von Bahr el Gebel gerade nicht häufig seien. Dahingegen seien sie zahlreich vorhanden bei Lattuka, und heerdenweise in den weiten und sandigen Ebenen von Lango. In Unioro,

---

[1]) W. Westendarp, das Gebiet der Elephanten ꝛc., p. 201. Mitth. der geograph. Gesellschaft in Hamburg 1878—79.

[2]) Seite 208 sagt Westendarp: „Die ägyptische Regierung, augenblicklich Gordon Pascha, offerirte zur Zeit 300 Cantar, ca. 13,000 kg Zähne, die in Chartum ankommen sollen (es war das 1879) mit der Bedingung sofortiger contanter und Dreiviertel Vorausbezahlung! Wann und wie dies Quantum geliefert wird, bleibt sehr fraglich, und die Sicherheit des Käufers besteht fast einzig und allein in einem papiernen Verkaufs-Contract der ägyptischen Regierung und in den dortigen Rechtsverhältnissen."

im Südwesten wird von den Eingebornen Straußenzucht getrieben und zwar mit Erfolg. Die Federn sind von vorzüglicher Beschaffenheit.

Dieser echt afrikanische Vogel wird die Zukunft des dunklen Continents vergolden. Denn allerdings muß zugestanden werden, daß in einer gegebenen Zeit, die vielleicht gar nicht einmal fern liegt, der Elephant vollkommen vertilgt sein wird. Die Jagd, welche man auf dieses vorweltliche Thier macht, ist so planlos, daß man die Zeit vielleicht vorausberechnen könnte, wo es überhaupt keine Elephanten in Afrika mehr gibt. Denn wenn man annimmt, daß, um eine so große Quantität Elfenbein auf den europäischen Markt zu bringen, wie wir eben erfahren haben, mindestens alljährlich 50,000 Elephanten getödtet werden müssen; wenn man sodann erwägt, daß ein Elephant bis zu seinem völligen Auswachsen dreißig Jahre braucht, so **muß** in allernächster Zeit der Elephant aus dem Naturreiche verschwunden sein.

Mit dem Strauß liegt die Sache ganz anders. Gejagt wird der wilde Strauß allerdings auch auf jede Weise. Eine Schonzeit für Wild gibt es überhaupt nirgends in Afrika, abgesehen von den nördlichsten Departements in Algerien. Dafür hat man auf großartigste Weise begonnen, künstliche Straußenzucht zu betreiben. Und nicht nur hat man dies den Eingebornen überlassen, sondern Europäer jeder Nation betheiligen sich daran. In Unter-Aegypten, in Algerien, am Cap der guten Hoffnung, in Transvaalland bestehen große und kleine Straußengärten. Ja man hat nicht gezaudert, die Straußenzucht nach Brasilien und Australien zu verpflanzen. Aber daß vor Allem das ägyptisch-sudanische Gebiet sich zu Straußenzucht eignet, bedarf kaum besonders betont zu werden. Unerwähnt soll nicht bleiben, daß die Federn von den zahmen Straußen weit besser sind als die von den wilden. Erstere sind nicht nur größer und dichter in ihrer Structur, sondern man gewinnt sie auch in besserem Zustande. Bei den wilden Straußen haben die Käufer nur allzuhäufig über Schmutz und zerrissene oder zerklaubte Federn zu klagen.

Honig und Wachs ist, wie in ganz Central-Afrika, so auch im ägyptischen Sudan im Ueberfluß vorhanden. Dr. Schnitzler sagt, die Eingebornen züchten die Bienen nicht; sie beschränken sich darauf, Kästen in die Bäume zu hängen, worin dann die Bienen ihre Zellen bauen. Ist Alles mit Honig gefüllt, dann wird dieser gesammelt, ohne auf die Erhaltung der Bienen nur die mindeste Rücksicht zu nehmen. Das Wachs wird fortgeworfen, und doch könnte Honig sowohl wie Wachs ein wichtiger Industriezweig des Landes werden.

Ein sehr wichtiger Artikel würden Häute sein. Aber sie werden jetzt kaum verwerthet. Und nur die Eingebornen der nächsten Umgegend von Berber, Dongola, Chartum, Kassala ꝛc. bringen von dem geschlachteten Vieh die Häute zu den Europäern, um dafür Geld oder Waare in Empfang zu nehmen. Der äquatoriale Sudan kann Häute liefern von Büffeln, Ochsen, Kühen, Ziegen und Schafen; und zwar, wenn die Viehzucht ordentlich organisirt wäre, in beliebig großer Zahl. Augenblicklich bleiben aber alle Häute, gegerbte wie ungegerbte, im Lande selbst und sind fast werthlos. Die Eingebornen benutzen das Leder zu ihren eigenen geringen Bedürfnissen, zur Bekleidung — viele Stämme tragen als einziges Gewand irgend eine Haut um die Hüften — zu Riemen, zu Gefäßen, zum Ueberspannen von

Bänken, zur Lagerstatt und endlich zum Verpacken, indem sie aus den Häuten große Säcke zusammen nähen.

Im Bereiche der europäischen oder auch der ägyptischen Stationen und Ortschaften haben die Eingebornen bereits angefangen, den Werth der Häute höher zu achten, obwohl nach unseren Begriffen auch da die Preise noch ungemein niedrig sind. Drei oder vier Stück große ungegerbte Ochsenhäute kann man für einen Maria-Theresien-Thaler haben, und das Gerben und Rothfärben der Häute erhöht den Preis derselben nicht einmal. Der Gerbstoff kostet ja nichts, eben so wenig die rothe Farbe, und daß die Zeit in ganz Centralafrika bei den Eingebornen kein Geld ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Einen besonders wichtigen Handelsartikel könnten die Felle reißender Thiere bilden, wenn freilich auch nur für eine begrenzte Zeit. Denn nothwendiger Weise müssen einst die reißenden Thiere gänzlich ausgerottet sein. Vorläufig aber sind sie noch vorhanden, und wenn wir zu diesen allen, ohne Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit der Thiere, die großen Pachidermen, als Rhinozeronten, Hippopotamen, dann Affen, Giraffen, Zebra, sowie Krokodile hinzurechnen, dann repräsentiren dieselben ein großes Capital. Gibt es doch einzelne Felle, z. B. das des schwarzen Panthers, das an Ort und Stelle 100 Maria-Theresien-Thaler = 400 Mark repräsentirt. Andere Felle, die von Löwen, Panthern, Leoparden ꝛc., kosten in dem sudanischen Aegypten das Stück nur einen Maria-Theresien-Thaler, oder noch weniger. Welcher Gewinn daraus erzielt werden kann, erhellt am besten, wenn man damit den Preis, wie er dermalen in den großen Städten Europa's gilt, vergleichen will: ein gutes Fell ist in Berlin, Leipzig oder Wien kaum unter 150 Mark zu haben. Rechnet man auf Fracht und Zoll von Chartum oder Dongola nach Berlin 10 Mark pro Stück, und schlägt dies zu dem ursprünglichen Preis von 4 Mark, ferner Zwischengebühr 10 Mark, so bleibt immer auf ein einziges Fell ein Reingewinn von 126 Mark.

Außerdem würde im Osten des Sudans, in Kordofan und Fur Viehzucht mit Erfolg getrieben und das Vieh lebendig nach Chartum oder in conservirter Form (auch als Fleischextract) auf den Markt gebracht werden können. Ein viel größerer Reichthum dieser Länder liegt aber in der Pflanzenwelt, theils fertig aufgespeichert, theils zur Verarbeitung bereit.

Von den Getreidearten, sagt Dr. Schnitzler, wird in ausgebreiteter Weise Durra (Sorghum vulgare) angebaut, dann ein anderes, Talabun (Eleusine coracana) genanntes, hirsenartiges Korn, welches die Neger kochen, mit geröstetem Sesam genießen, auch zur Bierbereitung benützen. Ebenso hat sich türkischer Weizen, wie durch ganz Centralafrika nördlich vom Aequator, so auch bis hierher verbreitet. Reis würde an vielen Strecken gebaut werden können, scheint aber zu fehlen. Von ölhaltigen Früchten sei Sesam, die Erdnuß (arachis hypogaea), die Oelpalme, endlich der Butterbaum erwähnt. Wenn aber von der Westküste von Afrika große Mengen Erdnußöl, Palmöl und Palmnüsse, sowie Shea-Butter exportirt werden, so wird aus dem ägyptischen Sudan nichts auf den europäischen Markt gebracht. Dort ist noch alle Industrie, jeder Handel und der Ackerbau in der Kindheit.

Aeußerst reich sind die Gegenden an Gummi arabicum und Kautschuk. Der

Handel mit Gummi arabicum ist alt; der mit Kautschuk, welcher hier von den Bäumen Carpodinus acidus und C. dulcis gewonnen wird, und viel vorkommt, noch in den Anfängen. Die Tamarinden der eigentlichen Sudanischen Provinzen sind besser als die von Dar Fur. Man hat damit begonnen, Zuckerrohr in Uganda und Unioro anzubauen, und der Versuch glückte vollkommen. Im Lande der Bari existirt ein Gossypium in wildem Zustande, aus dessen Früchten man gute Kattunstoffe würde herstellen können. Baumwolle wächst überhaupt in ganz Nord-Centralafrika wild, ebenso Indigo. Der Tabak von Unioro und Lattuka ist ganz vorzüglich. Hier wie in ganz Nord-Centralafrika wird er von den Negern zu eigenem Bedarf gebaut, aber bis jetzt nicht exportirt. Ebenso ist Kaffee überreichlich in Uganda vorhanden, kommt aber nicht auf den Markt. In dieser Pflanze wird der Europäer den Hauptreichthum der Zukunft zu suchen haben; denn Kaffee ist die eigentliche Heimathspflanze des dunklen Erdtheils und wächst wild und gedeiht überall vom Aequator an bis zum c. 12° N. B. Aber auch südlich vom Gleicher gedeiht der Kaffee vortrefflich.

Muscatnüsse, Pfeffer, Piment und Ingwer sind besonders reichlich im Monbutto-Lande. Aber außer diesen vorhandenen Producten des Pflanzenreiches, welche in jedem Augenblick die Unterlage zu einem blühenden Handel abgeben könnten, sind noch zahlreiche andere vorhandene Vegetabilien vorhanden, welche zu verwerthen wären.

Eisen kommt überall vor und zwar reichlich und vorzüglich. Andere Metalle sind bis jetzt nicht entdeckt worden.

Vorstehende Producte sind, wie gesagt, nach Dr. Schnitzlers Angabe[1] gemacht worden, und fast wörtlich herübergenommen. Bei dem vortrefflichen Rufe, der großen Gelehrsamkeit und dem Vertrauen, dessen sich Dr. Schnitzler (Emin Bey) in der ganzen wissenschaftlich gebildeten Welt erfreut, können wir uns vollkommen darauf verlassen. Aber das Vorstehende ist doch nur zutreffend für die ihm unterstehenden Districte, südlich vom Sobat und Bahr Gebel; zu dem ägyptischen Sudan rechnet man aber auch noch die Küste des rothen Meeres, Harar im Lande der Galla und Fur und Kordofan.

Höchst eigenthümlich ist nun, daß das von Emin Bey verwaltete Gebiet aller Wahrscheinlichkeit nach nominell noch im ägyptischen Besitze sich befindet, während alles andere Land nordwärts davon der Herrschaft des Chedive sich entzogen hat und der Oberhoheit des Mahdi anheimgefallen ist.

Auch Berber hat sich ergeben müssen, und statt nach dem Süden, schreitet der Aufstand nach dem Norden vor. Das Hinterland von Suakin ist in den Händen der Rebellen, und wenn Admiral Hewett dem Negus Negesti großmüthig Kassala angeboten hat, so muß man nur wissen, daß Aegypten gar nicht mehr Herr davon ist, und daß dies Fort und die dabei liegende Ortschaft erst vom abessinischen Herrscher erobert werden müßte. Wird er das thun, wird er es können? Wir zweifeln sehr daran. So tapfer die abessinischen Krieger in ihrem eigenen Lande sind, so wenig gut verstehen sie in der Ebene zu fechten. Von einer Belagerung aber, vom Sturm einer Festung haben sie keinen Begriff. Und

[1]) Bollettino della soc. geogr. ital. Roma 1883.

wird eine Festung, oder sei es auch nur ein Fort oder ein Erdwerk, gar von europäischen Geschützen vertheidigt, so vermögen die Abessinier vollends nichts auszurichten. Das hat man genugsam zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Welchen Vortheil hat denn nun eigentlich das angebliche Abkommen mit dem Negus gehabt, der ausersehen war, den Sudan und Chartum vom Mahdi zu befreien? Gar keinen. Auch hier ist, wie im übrigen Sudan, Alles verfahren. Der Herrscher von Abessinien hat Bogos und Mensa zurückbekommen, hat die Erlaubniß erhalten, Kassala zu erobern, man hat ihm bewilligt, Waaren und Wagen, so viel er bedarf, durch Massaua frei einzuführen — aber auch nicht die geringste Gegenleistung hat Admiral Hewett erlangen können.

Und doch wäre hier die Stelle gewesen, wo man den Hebel hätte ansetzen sollen. Von Abessinien aus und mit Abessiniern hätte man lange schon den nördlichen Sudan pacificiren können. Fanatismus kann man am wirksamsten nur mit Fanatismus bekämpfen; namentlich wenn man nicht die militärische Kraft und Macht Englands hat. Wie weit es aber mit den Anglo-Aegyptern gekommen ist, zeigt die Nachricht, daß die Somali in Berbera[1]) sich versammelt haben, um zu berathen, was zu thun, falls die ägyptische Regierung ihr Land und Harar nicht mehr schützen könne. Als ob noch eine ägyptische Regierung existirte!

Während das ägyptische Reich auseinanderfällt und trotz der Conferenz sich schwerlich wieder wird zusammenschweißen lassen, steht das südliche sudanische Gebiet intact von der Rebellion, gehalten und regiert von einem Deutschen: Dr. Schnitzler.

---

[1]) Nach den neuesten Nachrichten soll thatsächlich Berbera unter britischen Schutz gestellt sein.

Berthold Auerbach.

Von

Julian Schmidt.

— „Wie ich wohl nach dreißig Jahren über meine jetzigen Schriften denken würde? — Aber freilich, das erlebe ich nicht mehr, und wie wenig wird das Sieb der Geschichte auch für Andre durchlassen! Es ist nicht immer tröstlich, die Dinge sub specie aeterni zu sehen."

So schrieb Berthold Auerbach 7. September 1875 an seinen Vetter und Freund Jakob Auerbach. Die Sammlung dieser höchst interessanten Briefe ist soeben als „ein biographisches Denkmal" in zwei Bänden herausgekommen[1]).

Zunächst hervorgegangen aus dem Herzensbedürfniß des Dichters, Alles was ihn innerlich bewegte, dem vertrauten Freunde mitzutheilen und gleichsam auszuströmen, nimmt der Briefwechsel allmälig die feste Tendenz an, Material für eine künftige Selbstbiographie aufzuspeichern. Fast täglich berichtet Auerbach seinem Freunde, was ihm begegnet, was er gearbeitet, welche neue Personen in den Kreis seines Verkehrs getreten sind, was sie auf ihn für einen Eindruck gemacht, welche Gedanken sie in ihm angeregt haben: kurz, es wird eine Art Tagebuch.

Jakob Auerbach glaubte mit Recht, daß solche Aufzeichnungen zahlreiche Freunde und Verehrer seines Vetters in hohem Grad interessiren würden; mit ebenso viel Recht aber legte er sich in der Mittheilung Schranken auf: er ging von dem Grundsatz aus, Alles zurückzuhalten, was noch lebende Personen kränken könnte. Ich billige diesen Grundsatz vollkommen: es hat etwas Gehässiges, von einer Stimme aus dem Grabe gescholten zu werden. Aber freilich kann ein vollständiges Bild des Menschen und seiner Beziehungen zu Andern auf diese Weise nicht herauskommen. Manche Beziehungen, die auf das Tiefste in sein Gemüthsleben eingreifen und sehr Vieles erklären würden, entzogen sich ohnehin durch ihre intime Natur der Mittheilung.

---

[1]) Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber. 2 Bde. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten und Löning. 1884.

Nach dem Grundsatz des Herausgebers kommen freilich die Verstorbenen schlechter weg als die Lebenden. Es ist mir das besonders bei Heine und Gutzkow aufgefallen, gegen die zum Theil recht starke Ausdrücke gebraucht werden, obgleich Auerbach auch bei ihnen von Zeit zu Zeit das Bedürfniß fühlte, das Reinmenschliche, Interessante, Achtungs- und Mitleidswürdige aufzufinden und hervorzukehren. Heine's Frivolität empfand er durchweg als einen Gegensatz zu dem, was ihm das Heiligste war; das Urtheil über Gutzkow ging zum Theil aus persönlichen Reibungen hervor, vielleicht auch aus dem dunkeln Gefühl einer gewissen Verwandtschaft, die ihm unheimlich war.

Mich persönlich reizt eine deutliche Lücke zur Neugier: die Beschreibung des Tages, an welchem das Goethe-Denkmal aufgerichtet wurde, Juni 1880. Bis dahin war Auerbach, so oft er in Berlin war, der regelmäßige willkommene Gast eines Kränzchens gewesen, zu dem ich auch gehörte: es wird in den Briefen wiederholt erwähnt und als „Lichtpunkt seines Berliner Lebens" bezeichnet. Mit jenem Tage hörte das Verhältniß auf, und ich möchte gern wissen, was damals eigentlich vorgefallen ist. — —

Vor zehn Jahren hatte ich Auerbach's sämmtliche Schriften einer gründlichen Revision unterzogen und einen ausführlichen Essay darüber veröffentlicht. Auerbach war im Ganzen sehr erfreut darüber und hatte auch allen Grund dazu; dennoch mischte sich in seine Genugthuung etwas Bängliches. Die Stelle in den Briefen, worin er sich darüber ausspricht, ist interessant genug, um sie hier mitzutheilen.

„Wenn ich mich so betrachtet sehe," schreibt Auerbach 12. Mai 1874 an seinen Vetter, „denke ich oft an die Holländerin, die mir im vorigen Sommer sagte: Was? Sie leben noch? Ich glaubte, Sie wären schon lange todt! — Ich stehe der Darlegung Julian Schmidt's oft ganz verwundert gegenüber. Also das bin ich? und so abgethan? Ich bin oft erstaunt von der stricten Consequenz, die er in meinem Schaffen und Reflectiren aufzeigt, ich habe mich nie so gesehn! Ich lese namentlich, was ich theoretisch gesagt habe, oft als ein ganz Neues, und wenn ich auch manchen seiner Ausführungen widersprechen muß, besonders wo er vom Einfluß Jean Paul's spricht: — wer kann sagen, ob nicht ein Andrer freier und klarer sieht als man selber vermag? — Ich finde, daß er darin Recht hat, daß mich zunächst das ethische Motiv bewegt und nicht das poetische Farbenspiel und die Lust zum Fabuliren!" — —

Ich kann mich vollständig in Auerbach's Empfindung versetzen. Die eingehende Kritik eines literarischen Gesammtlebens hat immer etwas von einer Vivisection, und so sorgfältig der Kritiker sich davor zu hüten sucht, über das literarische Schaffen hinaus bis zum innersten Empfinden des Menschen vorzudringen, also ins Fleisch zu schneiden, so wird ihm das doch nicht unbedingt gelingen, und er kommt in Gefahr, wehe zu thun, ohne es zu wissen und zu wollen. — Zudem liegt wirklich die Frage nahe: also das bin ich? und nun bin ich fertig? — Ganz wird der Kritiker nicht leugnen können, daß ihm in der That so etwas vorschwebte. Ich hatte freilich, als ich die Kritik schrieb, nicht daran gezweifelt, daß Auerbach noch manches Schöne würde leisten können;

aber ich erwartete nichts mehr von ihm, das in seine Physiognomie einen neuen Zug würde bringen können.

Die Scheu, in meiner Analyse den Kern des Menschen zu berühren, war damals vollkommen gerechtfertigt: diesen innersten Kern darf der Dichter, wie jeder andere Mensch, als sein Heiligthum betrachten und sein Hausrecht wahren. Sie hat mit dem Tode des Mannes aufgehört, und ich halte es für erlaubt und gewissermaßen geboten, den Dichter aus dem Menschen herzuleiten. Ich darf es mir um so eher erlauben, da ich von dem Menschen nur achtungswerthe Züge weiß, da seine Schwächen nicht schwerer wiegen als die Schwächen aller Menschen, und aufs Tiefste mit der Eigenart seines dichterischen Schaffens zusammen hängen.

Auerbach protestirt hauptsächlich gegen den von mir aufgestellten Vergleich mit Jean Paul, der keineswegs eine Herabsetzung sein sollte. Jean Paul war nicht ein großer Dichter, aber eine hochbedeutende Erscheinung in unserer Literaturgeschichte; er hat auf seine Zeit stark und im Ganzen wohlthätig eingewirkt. Heute wird er nicht mehr gelesen, weil die Welt, die er uns darstellt, uns bereits so fremd geworden ist, daß wir uns nicht mehr die Mühe geben mögen, die Schwierigkeit seines krausen Stils zu überwinden. Aber ich glaube, es wird eine Zeit kommen, wo wir ihn, wenn nicht mit Neigung, doch mit Interesse wieder aufsuchen werden: die Zeit nämlich, wo uns die Welt, die er schildert, noch fremder geworden ist und den Reiz der Neuheit gewinnt. Dann wird man seine Romane ebenso wie die Romane Richardson's als sprechende historische Zeugnisse einer untergegangenen Gesellschaft studiren.

Auerbach äußert einmal in den Briefen, es gehe ihm mit Jean Paul wie mit einer alten Jugendliebe, die man nach Jahren wieder antrifft, und in deren früheren Reizen man nun die Wirkungen raffinirter Künstelei zu erkennen glaubt; und eine solche Enttäuschung mache ungerecht. Die Einflüsse Jean Paul's dauern indeß bei Auerbach bis in eine recht späte Zeit; am stärksten sprechen sie sich in dem Roman „Neues Leben" aus, 1851: die ganze Disposition der Erzählung, das pädagogische Motiv, der Austausch der beiden Persönlichkeiten Siebenkäs und Schoppe, das Suchen nach einer Mutter, die man nicht kennt, die Mischung von scheinbarer Härte und schwärmerischer Weichheit, die geheime Verehrung vor der vornehmen Welt, die man doch mißbilligt: — das Alles ist der reine Jean Paul. In andern Novellen sind die Reminiscenzen noch stärker, z. B. in „Dichter und Kaufmann" der Skeptiker, dem sein Ich im Spiegel entgegentritt und der es im Schreck zerschlägt u. s. w.

Aber nicht diese Einzelheiten meine ich, wenn ich die beiden Dichter mit einander vergleiche, sondern die wesentlich hervortretenden Charakterzüge. Jean Paul hat auf die modernen Dichter einen viel größeren Einfluß ausgeübt, als man gewöhnlich annimmt. Ich habe vorhin eine gewisse Verwandtschaft zwischen Auerbach und Gutzkow angemerkt. Beide Männer würden über diesen Vergleich die Hände über dem Kopf zusammen schlagen, und doch trifft er zu. Gutzkow's „Blasedow" ist ganz Jean Paul, und seine Ritter vom Geist würden sämmtlich im „Titan" figuriren können, so weit der Abstand eines halben Jahrhunderts es zuließe.

Vielleicht war Auerbach mein Vergleich darum unangenehm, weil er ihm die Möglichkeit nahe legte, daß es seinen Werken einmal so gehen könne, wie den Werken Jean Paul's: es ist, wie er selber sagt, bedenklich, alle Dichtungen sub specie aeterni zu betrachten! Die Gesellschaft, die Auerbach in seinen größeren Romanen vorführt: „Neues Leben", „Auf der Höhe", „Landhaus am Rhein", kommt uns schon jetzt fast ebenso spanisch vor, als die Gesellschaft im „Titan" oder „Hesperus", und wenn ich ganz offen sein soll, so kommen mir die Duodez-Fürsten, Fürstinnen, Hofdamen, Schranzen und Abenteurer bei Jean Paul getroffener oder porträtähnlicher vor, als die entsprechenden bei Auerbach. In der Periode, die Jean Paul schildert, von 1792—1806, nahmen diese Art Leute in Deutschland einen größeren Platz ein, als heute, wo der Ernst der historischen Ereignisse das Kleinleben in den Hintergrund gedrängt hat.

In Jean Paul's Anlage lag eine Doppelnatur: er war zugleich Realist und Idealist. Er hatte ein scharfes Auge für die Wunderlichkeiten des menschlichen Kleinlebens, für die Gebundenheit an einen beschränkten Horizont. Solche Züge fielen ihm rasch auf, er merkte sie sich und wußte sie glücklich anzubringen. Namentlich in den „Flegeljahren", aber auch in den übrigen Romanen überrascht uns die Fülle kleinbürgerlicher Figuren, die uns in scharf charakteristischen Umrissen fast mit mikroskopischer Genauigkeit entgegentreten. Diese Methode, Spießbürger zu porträtiren, wendet er mit vollem Recht und mit glücklichem Erfolg auf die Vornehmen an, die sich scheinbar auf den Höhen des Lebens bewegen: er zeichnet sie als wunderliche Käuze, und alle Welt findet sie getroffen. Freilich verfährt er dabei etwas mechanisch. „Er hat," schreibt Auerbach mit Recht, „Studienköpfe, Stimmungscharakterzüge, psychologische Verschlingungen, Bilder im Allgemeinen erfunden und bereit gehalten, die er nun beiläufig anfügt, oder auf gegebene Charaktere und Situationen überträgt; er leitet die Ereignisse nicht unmittelbar aus dem zwingenden Moment her, sondern er löthet das eine an das andere."

Insofern ist also Jean Paul Realist, mit allen Stärken und Schwächen des Begriffs; mehr Realist als irgend ein anderer Dichter des vorigen Jahrhunderts. Dem mikroskopischen Blicke des Realisten verzerrt sich das Auffallende leicht ins Groteske; es ist kein Zufall, daß Jean Paul mit Satire begann und die Verkehrtheiten des bürgerlichen, adeligen und höfischen Spießbürgerthums mit bitterm Humor geißelte. Aber die Satire ist zugleich Ausfluß eines hochgespannten Idealismus, der die ihm widersprechende kleine Welt nicht mit unmittelbarem Behagen darstellt, sondern um vor ihr zu warnen.

Jean Paul ist seiner Grundempfindung nach Lyriker: es lebt in ihm wie in seinen Helden ein übersprudelndes Liebesgefühl, das sich in die ganze Natur versenken, das alle Menschen umfassen möchte; er sehnt sich leidenschaftlich nach Freundschaft und Liebe, nach hohen, göttlichen Stimmungen, nach Unschuld und Seelenfrieden, den die Civilisation verkümmert; er fühlt sich als einen Prediger, einen Apostel der Humanität, und möchte nach dem Vorbild Herder's alle Menschen human, alle Titanen gottesfürchtig und alle Unschuldigen stark machen. Er übt sein Talent, seltsame Käuze zu zeichnen, mit Behagen aus, aber gleichsam nur in den Nebenstunden. Für die Staffelei, an der er mit besonderem Eifer

arbeitet, wird immer ein Idealbild geplant, und das Ideal wird mit besonderer Neigung gepflegt, wenn es sich ihm in weiblicher Gestalt offenbart. Darum schwärmten damals alle schönen Seelen Deutschlands für Jean Paul.

Man darf diese lyrische Stimmung, diese „Allliebe", wie er selbst es nennt, nicht darum für unecht halten, weil sie sich in Ueberschwenglichkeiten äußert: sie strömt ursprünglich aus dem Herzen und ist keineswegs ohne Kraft. Einzelne seiner lyrischen Ausströmungen würden noch heute hinreißen, wenn sie eine harmonischere Form gefunden hätten.

Um Jean Paul richtig zu beurtheilen, muß man die verschiedenen Perioden seines Lebens sondern. Seitdem er von Baronessen und Gräfinnen angeschwärmt wurde, seitdem selbst die Höchsten des Landes sich seinem Zauber nicht entzogen, verlor er seine Unbefangenheit: er kam sich selber zu wichtig vor, er überschätzte seine Einfälle und Stimmungen, er fing an, sich auf Philosophie zu legen und Männern wie Fichte oder Jakobi die höhere Weltweisheit vorzutragen. Bei jeder ernsthaften Frage, die Deutschland erregte, glaubte er sein Votum abgeben zu müssen, wenigstens in einem Manifest, da öffentliches Reden noch nicht an der Zeit war; er ertheilte Orakel. Indem er sein vermeintliches Amt des Missionärs ausschließlich cultivirte, ließ er sein eigentliches Talent, die poetische Darstellung, nicht zur vollen Reife kommen.

Die Verwandtschaft mit Auerbach scheint mir überraschend, und durch die gegenseitige Spiegelung erklärt sich Manches, worüber man sich bei dem Einzelnen verwundern müßte.

Ein merklicher Unterschied in der äußeren Stellung war, daß Jean Paul in dem Augenblick, als er durchdrang, sich gegenüber einen „classischen Olymp" vorfand, der ihn ablehnte, so daß er, ohne es zu wollen, in eine Art Opposition gedrängt wurde, während Auerbach gleich nach seinen Dorfgeschichten als unzweifelhaft Ebenbürtiger in den Kreis der tonangebenden Dichter aufgenommen wurde. Mitunter machte man zwar den Versuch, den Verfasser der Dorfgeschichten als einen „Realisten" im Gegensatz gegen die Vorkämpfer des „Idealismus" auszuspielen, aber er war mit seiner ganzen Tendenz diesen weit mehr verwandt als Jeremias Gotthelf.

Auerbach war wie Jean Paul insofern ein „Realist", als er mit aufmerksamer Neugier Personen und Zustände, die ihm eigentlich fremd sein mußten, beobachtete und wiederzugeben versuchte. Daß er zuerst mit den Dorfgeschichten durchdrang, war, wie er selbst ganz richtig, aber gewiß zur Ueberraschung vieler Leser bemerkt, zum Theil ein Zufall. Seine Neugier war nicht ausschließlich auf diesen Stand gerichtet, er hatte sich von vornherein vorgesetzt, das deutsche Leben in seiner Totalität, in seinen Höhen und Tiefen darzustellen, das Auffallendste am liebsten. Er fing in seinen ersten Romanen mit den Juden an, dann hielt ihn die Dorfgeschichte fest, zum Theil weil er sich in ihr eine Art Virtuosität erworben hatte; aber bald drängte er sich nach kurzem Umweg durch das kleinbürgerliche Leben mit seiner Beobachtung in die vornehme Atmosphäre, die ihm eine Fülle eigenartiger Physiognomien zu bieten schien. Er ging in der Schilderung der Bauern nicht wie Jeremias Gotthelf von wirklichem Mitleben

aus: die Züge, die er bei ihnen ausspürte, imponirten ihm vielmehr als etwas Neues und Fremdes, das des ernsten Aufmerkens werth sei.

Goethe dichtete, nicht bloß als Lyriker, von Innen heraus; seine Helden zeigten sich, wie er selber in gewissen Momenten seiner Entwicklung der Welt gegenübertrat: so sein „Werther", sein „Prometheus", sein „Clavigo", sein „Faust", sein „Meister", ja auch sein „Egmont" und sein „Tasso". Von der Physiognomie der Nebenfiguren wurde nur so viel ausgeführt, als zur Illustration des Helden nothwendig war. Jean Paul hat auch manche seiner Helden nach dem Spiegel gezeichnet, namentlich seinen Victor im „Hesperus" und seinen Gottwald in den „Flegeljahren". Aber die Nebenfiguren nahmen überall seine Kunst mehr in Anspruch und wurden mit unverkennbarer Vorliebe, wenn auch sarkastisch, ausgeführt. Bei Auerbach vollends scheint der Dichter ganz zurück zu treten: die Bauern wie die Hofleute haben nichts von seinem Fleisch und Blut, er muß sie sich nach seinen äußeren Erfahrungen erst zurecht legen.

Aber — und darin unterscheidet er sich vortheilhaft von Jean Paul — er steht ihnen nicht spöttisch gegenüber, er hat für sie die größte Theilnahme und bewundert sie. Es ist ihm unerträglich, ja schrecklich, sich im wirklichen Leben wie in der Dichtung Einem gegenüber zu sehen, dessen Motive er sich nicht ethisch zurecht legen kann. Wenn Bauern wie Kinder sich über ihre Motive nicht verständlich machen können, so leiht er ihnen das Wort; er idealisirt sie sich durch eine feine und geistreiche Reflexion, die er freilich mitunter eben jenen naiven Menschen unterschiebt. Diese ethische Reflexion, die Verständigung über das sittliche Weltgesetz, ist ihm bei seinen Novellen der Hauptzweck; das epische Interesse tritt dahinter zurück.

Sein Realismus ist also mit einem pädagogischen Zweck verknüpft: er glaubt wie Jean Paul an die Möglichkeit, die Menschheit zur reinen Humanität zu erziehen, und will sein Scherflein dazu beitragen.

Wenn man sich genauer in seinen Novellen umsieht, findet man wohl auch den Dichter selbst wieder, in Verkleidungen, die er zum Theil aus Jean Paul entnommen hat. Oft genug findet der letztere die echte Humanität in den Schulmeistern, und wenn Gottwald sein Ideal in dem Beruf eines Landgeistlichen zu erkennen glaubt, ist der Unterschied nicht so groß: hatte doch Jean Paul selbst als Schulmeister begonnen. Auerbach tritt zuerst als Lauterbacher Schulmeister auf, der, um für das Wohl seiner Bauern recht zu leben, erst die Bauern gründlich studirt.

Der Lauterbacher wie sein Dichter hat ein lebhaftes Auge für überraschende Züge der Natur wie des Gemüthslebens; er hat aber zugleich das tiefe Bedürfniß, über den scheinbaren Anomalien der Wirklichkeit das Gesetz herauszufinden, welches das Weltganze trägt. So hebt sich ihm aus der Ueberraschung des einzelnen Falls zugleich das seelische oder physische Gesetz ab, in welchem es seine Erklärung findet; er will nichts Ungerechtfertigtes in der Welt der Erscheinung dulden. Gewöhnlich aber geht ihm das Gesetz, das ihm vorschwebt, nicht in seiner abstracten Form auf, sondern wiederum als ein überraschender Fall, der durch den Widerschein jenen ersten beglaubigt, und sprechender ist. Das ist die Form des Witzes: ein Dialektiker ist Auerbach nicht, die speculative Philosophie

ist bei ihm eine falsche Tendenz. Der Lauterbacher fühlt sein angebornes Ungeschick, eine nicht reflectirende Natur zu verstehen und sich ihr verständlich zu machen, weil er in der Erscheinung des Moments die bleibende symbolische Bedeutung sucht, was dem Naturmenschen ganz fern liegt. In ihm betrachtet Auerbach mit der gelinden Ironie einer reiferen Bildung seine eigne Naturanlage.

Der Lauterbacher hat seine Beobachtungen wie seine ethischen Ueberzeugungen in der „Feldweisheit von Adolph Lederer" niedergelegt. Freilich finden diese Gedanken mitunter einen so idealen Ausdruck, daß sich die Wirklichkeit darüber verflüchtigt. Das Geschäft ist später dem „Collaborator" übertragen, der mit inniger Andacht das Treiben des Dorfs betrachtet und überall in demselben die immanente Vernunft und das Gemüth entdeckt; indem er den Standpunkt fortwährend wechselt, kommt freilich auch seine Ueberzeugung etwas ins Schillern. Auerbach nahm es mir früher übel, wenn ich ihn den leibhaftigen „Kohlebrater" nannte; er hat sich zuletzt gefügt und „Tausend" seiner eigenen Gedanken als die des „Collaborators" herausgegeben.

Auch in diesen ihm sympathischen Figuren kommt das Innere des Dichters nur abgeblaßt zum Vorschein; wie stark es doch in seinem Innern wogte, das erkennen wir erst aus den vorliegenden Briefen. Das grenzenlose Liebesgefühl und Liebesbedürfniß Jean Paul's kehrt hier wieder. Ein tiefes sinniges Mitleben mit der Natur, das leidenschaftliche Bedürfniß, zu lieben und geliebt oder auch nur verstanden zu werden, erfüllt seine Jugend wie sein Alter; es ist darin fast gar kein Unterschied in den Stufen seiner Entwicklung. Er rückt wie Jean Paul jedem guten oder bedeutenden Menschen sofort „in die Dutznähe"; er ist bereit, ihm das Beste des eigenen Herzens aufzuschließen, und heischt von ihm das Nämliche; er ist verstimmt, ja unglücklich, wenn er einmal enttäuscht wird. Daß dies Bedürfniß kein etwa künstlich gemachtes war, zeigt am besten der Briefwechsel: wer einem Menschen ein halbes Jahrhundert hindurch eine so ununterbrochene Treue und innige Freundschaft bewahren kann, der beweist damit nicht bloß sein Bedürfniß, sondern auch seine Fähigkeit, zu lieben. Kein Mensch in der Welt ist so vielen Andern so nahe getreten als Auerbach. Und wenn er durch eine wirkliche oder vermeintliche Kälte leicht verletzt wird, so trägt er es nicht nach; er sucht immer wieder aufs Neue Anknüpfung; jeder Todesfall eines alten Bekannten erregt ihn zu Klagen und erschüttert ihn. Mit Recht durfte er von sich sagen, daß er treue Freundschaft verdiene.

Aber freilich entscheidet in solchen Dingen nicht unbedingt das Verdienst. Auerbach ging mit seinem Bedürfniß über das Maß. Schiller's Ausruf „seid umschlungen, Millionen!" klingt schön, ist aber nicht ausführbar: man kann auf Millionen wirken, sie beherrschen, für sie sorgen, aber nicht mit Millionen vertraut sein; jedes Vertrauen hat etwas Ausschließendes. Zudem ist die leidenschaftliche Stimmung mit Nothwendigkeit an den Moment gebunden: man kann nicht ununterbrochen hingebend sein; je mehr man verlangt, je eher wird man enttäuscht, und von solchen Enttäuschungen finden sich manche trübe Spuren in Auerbach's Briefen.

„Bei mir regt jedes Ereigniß die Grundwellen auf, das ist mein Glück und mein Unglück."

Dieses schnelle und oft übereilte Empfinden hat ihn als Dichter zugleich befähigt, sich liebevoll in die mannigfaltigsten Naturen zu versenken, und selbst in dem Abstoßenden Züge zu entdecken, die das Mitgefühl in Anspruch nehmen; die beständige Reflexion auf ihn selbst hat ihm manche Geheimnisse in dem Gemüthsleben der Andern aufgeschlossen. Sie hat ihm in seinem Lebensgang viele trübe Stunden bereitet, aber auch sein Leben reicher gemacht, indem sie ihn auf die vielseitigsten bedeutenden Naturen gleichsam zudrängte: die Beobachtung des Dichters war zugleich Bedürfniß seines Herzens.

Eine entscheidende Wendung in seinem Leben bezeichnet das Jahr 1845. Er war 33 Jahr alt, ungefähr in demselben Alter, in welchem Jean Paul anfing ein berühmter Mann zu werden. Die Dorfgeschichten hatten durchgeschlagen, sie wurden nicht bloß in deutschen, sondern auch in französischen Journalen rühmend besprochen und in verschiedene Sprachen übersetzt. Auf einer Reise durch das mittlere und nördliche Deutschland fand Auerbach zahlreiche Bewunderer, er wurde von den anerkannten literarischen Größen als Ebenbürtiger begrüßt; am meisten wohl that ihm der freundliche Empfang am Hof zu Weimar. In sehr beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, hatte Auerbach bis jetzt mit der Noth des Lebens zu kämpfen gehabt; er mußte seine Schriftstellerei sogleich zum Broderwerb verwerthen. Nun fühlte er sich plötzlich diesen niedern Sphären entrückt: kein Wunder, daß die Huld der Vornehmen ihn auf Augenblicke berauschte, und es macht seiner Natur Ehre, daß er die schmeichelhafte Aufnahme nicht mit Hochmuth, sondern mit Dankbarkeit erwiderte. — Man hat nicht aufgehört, seine Eitelkeit zu verspotten.

Im Allgemeinen ist Eitelkeit nicht ein Erbfehler der Deutschen; sie fällt uns auf und wir zucken über sie die Achseln. Im Grund könnten wir ohne Schaden den Franzosen davon etwas abnehmen: wir würden uns dann mehr Mühe geben, uns liebenswürdig zu zeigen, und unsere Geselligkeit würde dabei gewinnen. Eitelkeit ist gesellig; der Mangel an Sicherheit, der in ihr liegt, das Streben, zu gefallen, verhindert das trotzige Abschließen.

Vollends bei einem Schriftsteller, einem Dichter, ist die Eitelkeit etwas sehr Natürliches. Man schreibt doch nicht für sich selbst, man wünscht eine Resonanz, und die Resonanz in den gedruckten Kritiken ist zu wenig sinnlich. Man wünscht zunächst von seinen Freunden gewürdigt zu werden, und je mehr Freunde man hat oder zu haben glaubt, desto lauter macht sich die Eitelkeit geltend. Wer ihre Aeußerungen ganz oder theilweise zu unterdrücken versteht, verräth dadurch Bildung, nicht immer Bescheidenheit.

Auerbach besaß diese Bildung nicht. Es machte oft einen komischen Eindruck, wenn er Einem seine neueste Novelle auf die Brust setzte, gleich einen Tag nach ihrem Erscheinen, und klingende Münze des Urtheils verlangte, ehe man noch Zeit gehabt, sich zu besinnen. Aber eben um dieser großen Naivetät willen war Auerbach's Eitelkeit völlig harmlos und hat Niemandem Schaden gethan. Gleichwohl verstimmte ihn der Vorwurf, und er suchte wiederholt sich darüber zu verständigen. Niemand hat so viel und so treffend über sich selbst reflectirt als Auerbach: es lag ihm daran, auch die Gegner zu begreifen und von ihnen zu lernen.

„Ich bin noch immer so," schreibt er einmal, „daß ich hinaushorche nach dem Echo, wenn ich gerufen. Die Leute nennen es Eitelkeit, und ich weiß doch, es ist nur das ungeschickt kundgegebene Verlangen, dem Blicke derer zu begegnen, denen ich etwas Gutes gethan zu haben glaube."

. . . . „Die subjective Erregtheit geht immer wieder mit mir durch, und ich stottere noch an dem Einzelmoment, dessen Incarnation eigentlich jeder Mensch ist." .. „Die Welt nennt mich oft empfindlich und eitel. Das Erstere mag ich sein, das Zweite bin ich gewiß nicht. Eben weil ich so oft in mir verzagt bin, an mir selber und allem Bestandtheil in mir rüttle, bedarf ich eher eines ermunternden Zurufs von Außen, und ein harter Tadel hat gleich einen schweren Alliirten an mir und zerstört mich mehr als der Tadelnde glauben kann." —

Gleichzeitig mit dem Aufblühen seines literarischen Ruhms schien auch seine sittliche Existenz einen Halt zu gewinnen. Bei der Allliebe, die in ihm lebte, verstand es sich von selbst, daß er bei der Freundschaft nicht stehen blieb. In den ersten Jugendbriefen finden sich einige Andeutungen von Verhältnissen, die sich wieder lösten. Vermuthlich wird der Dichter, der so viel reizende Frauenbilder geschaffen, auch später noch vielfach angeschwärmt worden sein: er nennt sich selbst den Vogel Flatterich. Er scheint aber seinem Freunde Jakob nicht so ausführlich darüber berichtet zu haben wie Jean Paul seinem Freunde Otto; oder Jakob hat die Stellen unterdrückt. Beides wäre zu billigen: das Interesse Dritter an solchen Beziehungen ist im Ganzen gering.

„Ich werde älter," schreibt er bereits 28. Februar 1841, „und mein tiefinnerlichstes Liebesbedürfniß ist durch die Täuschungen der letzten Zeit zurückgedrängt und verschüttet. Ich werde zum häuslichen Glück gelangen, wenn es nicht mehr so hoch beglückt. Ich bin oft tief betrübt, das Schwinden meines Lebens ohne seine tiefste Erfüllung ist für mich täglicher Tod."

25. Februar 1842. „Ich suche mich nach und nach daran zu gewöhnen, auf ein stilles individuelles Glück mehr oder minder zu resigniren. Ich fühle mich oft ganz ausgefüllt von dem Gedanken, meinem selbstgeschaffenen Beruf zu folgen, aber manchmal bin ich auch gar zu verlassen und wehmüthig."

November 1846 verlobte er sich und heirathete März 1847; alles was er vom Glück des Lebens gewünscht und geahnt, schien in Erfüllung zu gehen. Aber schon nach einem Jahre, April 1848, starb ihm die geliebte Gattin. „Durch den Tod meiner Auguste ist mir der ganze ethische Zusammenhang in der Welt in Frage gestellt worden. Ich weiß nicht mehr, was das Leben soll! Die Erkenntniß der Unvollkommenheit des Daseins —: kann die trösten?" In den Briefen aus dieser Zeit spricht sich der schwere Kummer mit echter voller Wahrheit aus. Ich hebe nur eine rührende Stelle heraus, die zugleich ein tiefes Naturgefühl athmet: „Ein Schmerz hört erst auf, wenn alle Jahreszeiten über ein Grab dahin gegangen sind; da hört das Leben draußen auf, sich gegen die Auflösung zu wehren, und das Gedenken drinnen auch."

Dieser Brief ist aus viel späterer Zeit, aus der Zeit, als er „Edelweiß" geschrieben hatte und bereits seit vielen Jahren wieder verheirathet war; ein Jahr nach dem Tode seiner Auguste hatte er sich in Wien zum zweiten Mal verlobt

und seine junge Gattin nach Dresden geführt, wo von 1849—60 der Mittelpunkt ihres Aufenthalts war. — — —

Dresden spielte in jener Zeit in unserem literarischen Treiben eine eigenthümliche Rolle. Berlin hatte durch die immer wachsende Reaction seine Anziehungskraft eingebüßt; es war eine mißmuthige, verdrießliche Existenz. Dresden dagegen schien dem stillen Schaffen einen friedlichen Spielraum zu bieten. Das gute Theater, die Gemäldegallerie boten Centren der Geselligkeit; um Gutzkow und Auerbach, als die beiden eigentlichen literarischen Größen, sammelte sich ein Kreis kleinerer Schriftsteller und Dichter, die wenigstens meistens den Vorzug der Harmlosigkeit hatten. Gutzkow hatte durch die „Ritter vom Geist" den unsteten und schwankenden Idealisten, die über das Scheitern der Revolution betroffen waren, beibringen wollen, daß sie keine Schuld daran hätten, und Auerbach folgte im Roman: „Neues Leben" ihm darin nach. Beide hatten sich nie ernsthaft mit Politik beschäftigt und konnten daher ihren Helden nur Velleitäten bieten. Die Revolution war gescheitert, aber geistreiche Menschen konnten sich interessant darüber unterhalten. Das ist ungefähr der Inhalt der beiden Romane. Bei Gutzkow war es nichts Neues, bei Auerbach verwunderte man sich, daß die kräftig auf ihr Ziel losgehende Bauernsprache durch witzige Salongespräche ersetzt werden sollte: man hatte nicht bemerkt, daß bei ihm neben den Bauern und Bäuerinnen Weltdamen von raffinirter Bildung einen geräumigen Platz für ihre Individualität beanspruchten. Jedenfalls war man verstimmt, und Auerbach mußte sich eine Niederlage eingestehen.

Sonst aber gehörte die Dresdener Zeit zu den glücklichsten Perioden seines Schaffens. Die „Frau Professorin" war schon 1847 geschrieben, in Dresden folgten rasch hinter einander „Diethelm von Buchenberg", der „Lehnhold", „Joseph im Schnee", zuletzt „Barfüßle" und „Edelweiß"; zum großen Theil meisterhaft ausgearbeitete Novellen, die ich bei Weitem den ersten Dorfgeschichten vorziehe. Denn diese sind doch nur interessante Federzeichnungen; in den Novellen sieht man in der Composition und in der Farbengebung die Hand des Meisters. Diese künstlerisch vollendeten kleinen Dichtungen sind ein bleibender Gewinn im Schatzkästlein unserer Poesie.

Auerbach hat für die Poesie ein neues Genre zwar nicht entdeckt, aber durch sein großes Talent den Gebildeten zugänglich gemacht; wir haben von ihm gelernt, in der Dichtung uns für Menschen zu interessiren, die noch eine andere Beschäftigung haben als das Studium der Modenwelt und die Fabrik von Sonetten. Aus einer nicht eingebildeten, sondern in concreten geschichtlichen Formen erscheinenden Natur hat die Kunst neuen Lebenssaft für das allzu matt pulsirende Blut gesogen. Er hat mit feurigem Glauben und tapferer Ausdauer die beiden Grundschäden seiner Epoche bekämpft, die Frivolität und den Weltschmerz; er hat dem „umwölkten Blick die tausend Quellen gezeigt neben dem Dürstenden in der Wüste." Dies werden unsere Nachkommen ihm danken, seine Schwächen werden mehr und mehr in den Hintergrund treten.

Eine falsche Tendenz des Dresdener Aufenthalts war das Theater: „Das Dramatische," schreibt er einmal, „hat doch eine unaussprechliche Verführungskraft!" — Das Verführerische liegt, um es gerade herauszusagen, hauptsächlich

in dem raschen und zum Theil glänzenden Erwerb. Der ungeheuere Erfolg seiner eigenen Lorle in der Birch-Pfeiffer'schen Bearbeitung „Dorf und Stadt" hatte ihn betroffen gemacht: daß der ganze Zauber in der von ihm geschaffenen Figur des „Lorle" liege, daß Frau Birch-Pfeiffer ihr nichts hinzugefügt hatte als einen groben ordinären Rahmen, leuchtete ihm ein; er hielt es mit Recht für unbillig, daß sie aus diesem so geringen Verdienst einen so ungeheuren Gewinn ziehen sollte, und fragte sich, ob er so etwas nicht auch machen könnte? Er hat es wiederholt versucht, eigene Dramen zu schreiben oder seine Novellen zu dramatisiren; es ist ihm stets mißlungen und mußte bei der eigenthümlichen Art seines Schaffens mißlingen. Ihm bilden sich seine Gestalten aus einzelnen beobachteten Zügen, die er mit Geist in einander verarbeitet. Aber bei dieser Art des Schaffens ist kein starker dramatisirter Zug denkbar. Der Novellist kann dem Mangel der Handlung durch feine und bedeutende Züge, durch scharfe psychologische Analyse selbst des Kleinlebens, durch landschaftliche Farbe, durch Naturgefühl u. s. w. nachhelfen; auf der Bühne wirkt das Alles nicht.

Gegen das Ende des Dresdener Aufenthalts erfolgte 1859 das Schillerfest, an welchem Auerbach eine ziemlich hervorragende Rolle spielte. Zum ersten Mal versuchte er sich in einer Rede, die weit hinaus hallte; er hat dann den Versuch beständig wiederholt und keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, sei es der Geburts- oder Todestag eines großen Mannes, sei es irgend ein bedeutendes Ereigniß im Vaterlande, ohne laut und vernehmlich dem deutschen Publicum seine Ansichten darüber mitzutheilen. „Die Missionsnatur in mir," schreibt er einmal, „weist mich auf einen Rednerberuf hin; ich habe auch in mir weit mehr Befriedigung vom Reden als vom Schreiben; die unmittelbare Wirkung macht mich ganz glücklich!" Einmal meint er geradezu, er sei zum Volksredner bestimmt, das Schreiben sei nur ein Nothbehelf. „Freilich," schreibt er ein andermal: „ich fühle mich so aufbrennen in der unmittelbaren Erregung, daß ich dieselbe, oft wiederholt, nicht aushielte."

„Ich könnte diese alle Grundlagen des Wesens zum Erzittern bringende Erschütterung nicht oft aushalten, oder ich müßte stumpf und kalt werden."

Auerbach täuschte sich über den Eindruck und die Wirkung seiner Reden. Der laute Beifall, der nie ausblieb, war zum Theil bloße Resonanz; man sah ihm die fieberhafte Aufregung körperlich an; die geistreichen und bedeutenden Bemerkungen, an denen es in seinen Reden nie fehlte, gingen in dieser Aufregung verloren: man hörte sie kaum. Die Aufregung selbst hatte etwas von Anempfindung. Auerbach sprach mit dem Tonfall eines Propheten, und — er war kein Prophet! Er war ein geistvoller, sinniger Mensch, aber was die Hauptsache bei einem Propheten ist, der unbedingte felsenfeste Glaube an eine neu gefundene Wahrheit, für die man allenfalls sterben oder tödten könnte, den hatte er nicht. Auerbach hatte eine unglaublich starke Resonanz. Jeder, der ihm mit einiger Sicherheit auf den Leib rückte, konnte ihm imponiren und ihn in seiner Ueberzeugung schwankend machen. Wenigstens etwas von den Ansichten des Kreises, in dem er lebte, nahm er mit sich fort.

Das ist heilsam für einen feinen Kopf, der nach allseitiger Bildung strebt, aber es widerspricht dem Wesen eines Propheten. Abgesehen von den allge-

meinen Ideen, Humanität, Freiheit, Vaterland, Idealismus, steht in seinen Reden fast nichts fest als der Kampf gegen die Todesstrafe und gegen die Judenhasser. Ja, wenn er sich recht in Hitze redet, z. B. eben in der Schillerrede, verschwimmen seine Empfindungen völlig ins Gestaltlose, und man begreift kaum, daß noch derselbe Mann spricht, von dem man eben so feine Bemerkungen hörte.

Dies Streben, ins Allgemeine und unmittelbar zu wirken, fand seinen Höhepunkt in seinem Berliner Aufenthalt.

„Dir, lieber Jakob!" schreibt Auerbach aus Berlin 19. Februar 1860, „möchte ich das beste Stück von der Festtafel des Lebens, die mir schwelgerisch hergerichtet ist, bieten, ich möchte Dich dabei haben und mich Deiner Freude freuen. Mir wird oft bange vor diesem Ueberschwall von Ehre und Freude, die mir hier geboten wird! es ist, als empfinge ich einen Lohn meines Strebens bis zur vollsten Sättigung, und dahinter wird es kahl sein. Ich sage mir oft: laß Dich nicht berauschen von dieser schäumenden Lust, von diesen allseitig entgegengetragenen Ehrenbezeugungen! Nichts wäre entsetzlicher als ein Gewöhnen an den Zuruf von Außen, wenn er ausbleibt."

Gerade so schrieb sechzig Jahre früher Jean Paul aus Berlin an seinen Freund Otto: Berlin stand damals ebenso auf dem Kopf als zwei Menschenalter später.

Aber es war ein anderes Berlin.

An „schönen Seelen", an überschwenglichen Gemüthern fehlte es im Jahre 1800 in Berlin keineswegs; aber sie lebten im Ganzen still für sich, von der nüchternen prosaischen Welt ziemlich gesondert, und gingen mehr auf geistige, seelische Genüsse aus; ihre äußere Existenz war eine recht bescheidene. Als einmal Jean Paul seiner Braut einen Hut für einen Louisd'or schenkte, staunte er selber darüber nicht weniger als seine Freunde. Rahel's ärmliche Wohnung hielt keinen ihrer hochgeborenen Verehrer ab, sie zu besuchen.

Noch bescheidener wurde das Leben, als nach den langen Kriegen Staat und Gesellschaft verarmt war. Aus Varnhagen's Briefen und Denkwürdigkeiten erfährt man, mit wie wenig Aufwand die Geselligkeit besorgt wurde. Man kennt aus Immermann's „Epigonen" die Beschreibung eines geheimräthlichen Soupers, wo unversehens die ganze für zwanzig Erwachsene bestimmte Collation von zwei Kindern aufgespeist wird.

Solche Gesellschaften gab es nicht mehr in Berlin, als Auerbach seinen Einzug hielt. Die verschiedenen Stände hatten sich gemischt, der Bildungstrieb war in die Haute-Finance gefahren, und diese suchte, was ihr von Künstlern und Gelehrten an Geist geboten wurde, durch prächtige Decorationen, Toiletten und gastrische Gaben wett zu machen. Die Schriftsteller suchten das zu erwidern, und so war schon damals für den Gesellschaftsmenschen, noch vor der Gründerzeit, das Leben theuer geworden, und die Schriftsteller waren mehr als wünschenswerth durch die Nothwendigkeit gedrängt, auf schnelleren und reicheren Erwerb zu sinnen. Auerbach berichtet wiederholt, halb mit Behagen, halb mit Grauen, von der „Hochfluth der Gesellschaft". Ein Mann wie er, der wirklich bezaubernd liebenswürdig sein konnte, und zudem in die Mode gekommen war, durfte Tag für Tag wenigstens zwei Einladungen zum Diner und zwei zum

Souper erwarten. Diese Gesellschaften versammelten zum Theil die geistvollsten, bedeutendsten Leute; aber man hatte nicht viel von ihnen, denn in den überfüllten heißen Zimmern, bei so und so viel Gängen mit den nöthigen Weinen, dankte jeder seinem Schöpfer, wenn er überhaupt nur seine Stimme vernehmen lassen konnte, sei es auch nur über das Wetter oder über einen beliebigen Stadtklatsch.

Diese lärmende Geselligkeit ist es, wodurch in Berlin so viele Kräfte verbraucht werden, nicht der zersetzende Geist der Berliner, von dem man so viel redet, dem man aber leicht aus dem Wege geht, wenn man ihn nur nicht aufsucht. Auerbach brauchte eine sehr starke Resonanz, und insofern war ihm die lärmende Huldigung hoch willkommen; zugleich aber hätte er gern still in sich selbst gelebt, und so wechselt in den Briefen seine Stimmung beständig zwischen Wonne und Verdruß.

„Das ganze Leben hier," schreibt er einmal, „dieses straffe, stramme Gehen, die frischen geweckten Gesichter, Alles muthete mich belebend an, und mein Verlangen, aus der Einsamkeit in den Menschenwald zu gehen, erhielt bald übermäßige, überstürzende Befriedigung." Nun gar der huldvolle, schmeichelhafte Empfang bei Hofe. — „Ich kann Dir nicht sagen, lieber Jakob! wie es mir oft ist, wenn ich an mein vergangenes geplagtes Leben zurück denke und jetzt so in Ehre und Freude schwimme!"

Bald aber tritt ihm die Kehrseite entgegen. „Das viele Geräusch des hiesigen Lebens," heißt es in demselben Jahre, „greift mich noch an; wie ich auf der Straße nicht sprechen, kaum denken kann, wenn die Wagen rasseln, so geht mir's im großen Ganzen. Ich werde das vielgeartete Leben hier nicht bewältigen können." — „Es ist ein aufgeregtes Rennen und Jagen, ich brauche meine ganze Haltung, um mich nicht hin- und herreißen oder gar umreißen zu lassen." — „Ich bin mit fremden, inneren Sinnen in eine fremde Welt versetzt, hundertfach beansprucht, immer aufgerufen, immer auf dem qui vive. Die unmittelbaren Begegnungen und die freiwillig erregten oder von selbst sich einstellenden Spannungen der Phantasie erwecken mich übermäßig, und doch ist das Instrument an sich eigentlich nicht so spannkräftig."

Neun Jahre später. „Wenn ich's bedenke, bin ich hier eigentlich fremder, als in irgend einer andern Stadt. Es ist keine feste, nothwendige Beziehung von Haus zu Haus. Wenn ich über die Straße gehe, begrüßen mich auf Schritt und Tritt bedeutsame Männer, dann ist's wieder vorbei, man geht weiter, Jeder seinem einsamen Tagewerk nach."

Das Uebel lag darin, daß Auerbach das Unvereinbare zu vereinen suchte. Bei festem Willen kann man sich gar wohl dem Uebermaß der Geselligkeit entziehen und mit denen, die einem nahe stehen, ein angenehmes Heim gründen. Aber auf Auerbach übte gerade der Lärm der Geselligkeit eine fast dämonische Anziehungskraft, der er nicht widerstehen konnte. Rausch und Stille zu verbinden geht nicht an.

Dazu kam das an sich sehr natürliche Bedürfniß, es auch äußerlich Allen gleich zu thun. Man hatte ihm zu Anfang unbestimmte Verheißungen gemacht, die er ohne Weiteres für baare Münze nahm. Was er leise vorausgeahnt, traf

ein und überraschte ihn doch bitter. Er ließ sich auf allerlei Speculationen ein, einmal sogar auf ein journalistisches Unternehmen, was er nachher bitterlich bereute. Man kann ihm nicht nachsagen, daß er in seiner Arbeit lässig wurde, er nahm es mit seiner Kunst immer gewissenhaft, wie Spielhagen in seiner Vorrede vollkommen richtig hervorhebt. Aber es kam in sein Treiben eine Unruhe, die ihm selber lästig wurde. Einen wohlthätigen Einfluß hatte Berlin auf ihn, den man am wenigsten hätte erwarten sollen: es schärfte und vertiefte seinen Sinn für die Natur. Jeden Sommer wanderte er nach seinem geliebten Süddeutschland aus, um von dem Berliner Staub aufzuathmen, und gerade der Contrast frischte seine Genußfähigkeit an. Es finden sich entzückende Naturbilder in den Briefen, mehr als in den Novellen.

Der größte Reiz des Berliner Lebens liegt in der Möglichkeit, mehr als an einem anderen Ort der Welt bedeutenden Männern zu begegnen und bis auf einen gewissen Punkt näher zu rücken. Das war auch bei Auerbach in überreichem Maß der Fall, und er versäumt in den Briefen nie, ein neues Porträt seiner Gallerie vorzuführen. Dabei zeigt sich in seinem Urtheil ein eigenes Mißverhältniß. So wie ihm ein neuer Mensch entgegentritt, charakterisirt er ihn augenblicklich durch eine geistreiche Sentenz, die aber häufig nicht zutrifft. Ich war einige Mal förmlich erstaunt über den Mangel an Menschenkenntniß, der sich in solchem vorschnellen Urtheil zeigt. Er hatte Beobachtung und Scharfsinn genug, aber es war ihm mehr daran gelegen, durch sein Urtheil sich selbst und seinem Correspondenten zu imponiren, als den Eindruck rein auf sich wirken zu lassen. Er hatte nicht die Fähigkeit, abzuwarten und auszuhören: ein Fehler, der für den Charaktermaler sehr schwer wiegt.

Die seltsamste Verirrung zeigt sich in seinen politischen Urtheilen. Wiederholt sprechen die Briefe die Einsicht aus, daß er von Politik eigentlich gar nichts verstehe. Und doch steckt er unversehens immer wieder in der Politik. Vor jeder ernsthaften Entscheidung, z. B. 1848, 1866 und 1870, ist er zuerst schwankend, die verschiedenen Motive für und wider wogen in seinem Gemüth auf und ab; er ist beinahe verzweifelt. Dann, nachdem ohne sein Zuthun die Entscheidung gefallen ist, ergreift ihn die allgemeine Umstimmung, und er spricht gleichsam zornig als Seher die Nothwendigkeit der That aus, vor der er früher ängstlich gewarnt hatte.

Fast eben so schwankend wie in seinen politischen Urtheilen ist er in seinem Verhalten zu den religiösen Fragen. Seines Freundes David Strauß „Alter und neuer Glaube" regte ihn aufs Aeußerste auf. „Endlich ein kräftiges Wort der reinen Wahrheit! Aber Strauß wird allein bleiben, die Feigheit wird ihn im Stich lassen! Wer unverzagt der Wahrheit nachgeht, muß sich auf seine Seite stellen." — Dann aber fällt ihm ein: wie kann ich erklären, mich nicht mehr einen Christen zu nennen? Ich bin ja nie einer gewesen, ich bin ja ein Jude! und bei dem Gedanken des Judenthums geht ihm wieder auf, daß in dem Begriff der Religion noch etwas mehr liegen möchte, als was Strauß ausschließlich aufrecht erhalten wollte, Moral, Wissenschaft und Kunst. So verläuft das Ganze zuletzt in allgemeine Abstractionen.

Gegen dieses Schwanken an sich soll nichts gesagt werden. Kein Mensch auf

der Welt kann von sich sagen, daß seine Religion immer fest gestanden hätte, wie ein Knochen; jeder wahrhaftige Mensch hat Adern des Zweifels und des Glaubens, in denen das Blut auf und ab wogt. Aber das muß man tadeln, als einen Kernfehler des Anempfindens, daß man bei diesem inneren Schwanken sich gleichwohl in Hitze redet und mit Scheltworten der „Halbheit" und „Feigheit" um sich wirft.

Vielleicht war es gerade das heimliche Gefühl dieses inneren Schwankens, was die sogenannte Judenfrage in der letzten Zeit zum dunklen Fleck seines Lebens machte. Diese Frage muß hier berührt werden, denn indem die Parteien sich einander zu überschreien suchten, wußte man zuletzt kaum noch, wovon die Rede war. Sie darf aber auch mit Fug berührt werden, denn der Versuch, ein Vorurtheil kritisch zu zersetzen, ist das beste Mittel, es dem Pöbel aus den Händen zu reißen. Ein Gespenst verschwindet, sobald ich dreist darauf losgehe; ein Vorurtheil wird auf sein rechtes Maß zurückgeführt, sobald ich es zergliedere; es wuchert fort, sobald ich es verheimliche, um kein Aergerniß zu geben.

Das religiöse Motiv ist von dieser Frage durchaus auszuscheiden; es wird nur künstlich herangezogen, um Antipathieen anderer Art zu überfirnissen. Im Mittelalter ging regelmäßig eine Judenverfolgung los, wenn der Pöbel künstlich zum Fanatismus überhaupt aufgehetzt wurde: man schlug die Juden todt wie die christlichen Ketzer, weil es einmal so hergebracht war, und weil man sich ihrer Schätze bemächtigen wollte. Wer heute noch aus angeblichen religiösen Motiven den Pöbel gegen die jüdischen Mitbürger hetzt, sollte nach meiner Ueberzeugung dem Strafgesetz verfallen.

Es gehört ferner zu den nothwendigen Voraussetzungen des modernen Staats, daß alle Mitbürger desselben vollkommen gleiche staatsbürgerliche Rechte haben. Aus dieser Einsicht in das, was für den modernen Staat nützlich und nothwendig ist, nicht aus einer besonderen Sympathie, hat der Liberalismus die Emancipation der Juden Schritt vor Schritt durchgesetzt, und es darf nicht daran gerüttelt werden, denn die völlige oder theilweise Rechtlosigkeit eines Theils der Staatsbürger ist stets eine Krankheit des Staats im Allgemeinen. Den getauften Juden irgend ein Staatsbürgerrecht entziehen, so weit hat sich die Thorheit wohl nie verstiegen; und den Juden, die fortfahren wollen, Gott in der Weise ihrer Väter zu verehren, darf ihr Recht eben so wenig verkümmert werden, da die jüdische Religion nichts enthält, was unseren Rechtsbegriffen widerspricht. Eine Gefahr für das Christenthum kann in der Fortdauer des jüdischen Cultus nicht liegen: eher läge eine Gefahr in den Uebertritten aus äußeren Gründen ohne innere Ueberzeugung! Aber gerade die Vorkämpfer gegen das Judenthum werden den Uebertritt gewiß nicht erschweren wollen.

Durch die Civilehe ist endlich den Juden die vollste Gelegenheit gegeben, sich mit der Nation, in der sie ihre staatliche Existenz haben, endgültig zu vermischen.

Diese Punkte sind also aus der Discussion völlig auszuscheiden, wenn man sich über das Vorurtheil verständigen will. Das Vorurtheil besteht allerdings und hat seine historische Begründung.

Von tausend Vorwürfen, die den Juden gemacht werden, kann der Einzelne immer sagen: sie treffen mich nicht! Aber Einer Schuld, obgleich persönlich

unschuldig, kann er sich nicht entziehen: einem Stamm anzugehören, in dem seit drei Jahrtausenden Race und Religion zusammenfielen; der sich schmeichelte, das auserwählte Volk Gottes zu sein; der jede Vermischung mit anderen Völkern ablehnte; der in dieser Isolirtheit fortfuhr, als seine politische Existenz aufgehört hatte, als er genöthigt war, sich zu zerstreuen und in der Mitte anderer Völker, unter den Gesetzen anderer Staaten sein Fortkommen zu suchen.

Ein Phänomen, wie in der Art in der ganzen Weltgeschichte kein zweites vorkommt! Es zeugt von einer ungeheuren genetischen Lebenskraft. Aber gerade diese spröde Lebenskraft des einen Volkes hat das Mißwollen der anderen Völker herausgefordert. Die Juden haben ihre Race rein gehalten und gerade darum in Aussehen, Gebärden, in der Redeweise, zum Theil auch im Charakter gewisse Merkmale gewahrt, die auffallen und befremden. Diese Fremdheit wird mehr und mehr aufhören, je entschiedener ein Theil der Juden sich der europäischen Bildung anschließt; sie dauert aber fort in denjenigen Schichten des Volkes, die dieser Bildung nicht theilhaftig geworden sind. Gerade darin liegt das Schicksal vieler gebildeter Juden, für welche Auerbach das auffallendste Beispiel ist: daß sie die Urtheile, die jenen Schichten gelten, mit auf sich beziehen.

Zu dem Mißwollen gegen die Juden kam noch, daß sie sich fast ausschließlich mit dem Handel und namentlich mit dem Geldgeschäft abgaben. Bei Ackerbau treibenden und kriegerischen Nationen steht dieses Geschäft nicht in Achtung: es ist mitunter angenehm, Geld leihen zu können, aber immer unangenehm, es wieder zu bezahlen, noch dazu mit schweren Zinsen. Es hat auch im Mittelalter Juden gegeben, die sich auf liberale Studien warfen, aber das blieben Ausnahmen, und in der öffentlichen Meinung waren Judenthum und Zinsdarleihen synonyme Begriffe. Dies Vorurtheil hat sich auch auf die moderne Zeit übertragen, wo die Juden mit dem rühmlichsten Eifer sich auf Kunst und Wissenschaft, auf Staats- und Kriegsdienst werfen, nur hat es seitdem eine andere Form angenommen. Es heißt jetzt: auch in diesen modernen Lebensrichtungen stecke heimlich als letztes Motiv immer noch der alte Handelsgeist.

Es ist ein Vorurtheil, das durch glänzende Beispiele widerlegt wird: in allen diesen Sphären haben Männer jüdischer Abkunft mit hingebender Liebe und Aufopferung für die Sache gewirkt und Erfreuliches geleistet. Aber neben diesen Männern besteht noch immer die Masse des Volks aus Handelsleuten, die dem Beobachter namentlich in zwei Formen auffallen: einmal der kleine Handelsmann, der aus dem Osten einwandert und durch zudringliches Wesen lästig wird; dann der baronisirte Millionär, der es seinem Stande schuldig zu sein glaubt, „das bürgerliche Element möglichst fern zu halten". Wenn nun solche Erscheinungen theils mit Bitterkeit besprochen, theils von ihrer komischen Seite dargestellt werden, so erregt das leicht die Empfindlichkeit des gebildeten Juden, den diese Vorwürfe nicht im Mindesten treffen, der sich aber trotzdem mit beleidigt glaubt. Diese nervöse Empfindlichkeit wird sehr ernst bekämpft werden müssen, wenn mit Beseitigung des Vorurtheils ein liberales Verhältniß hergestellt werden soll.

Auerbach selbst hat in der Novelle „Dichter und Kaufmann" den bekannten Ephraim Kuh geschildert, der nicht müde wird, von dem „unermeßlichen Juden-

schmerz" zu sprechen. „Er glaubt, Blicke und Mienen gelten ihm, die vielleicht seiner gar nicht achten, und all' dies Zittern bei dem innern Selbstgefühl, würdig zu einer jeden schönen Menschengemeinschaft zu sein! sie verzehrt den besten Lebensmuth!"

— „Du willst immer," antwortet ihm sein Bruder, „Andre sollen vergessen, daß Du ein Jude bist, und Du vergißt es nie! Sieh' doch in den Spiegel, Du bist krank." — —

Wie kommt aber Ephraim Kuh dazu, in jedem Blick eines Nichtjuden etwas Verachtendes herauszulesen? — Weil er gleichsam die Empfindung der Andern vorausnimmt; weil gerade in den rasch aufstrebenden jüdischen Kreisen die Contraste zwischen gemeinem und höherm Leben sich am härtesten fühlbar machen. Ephraim betrachtet seine gemeinen Glaubensgenossen ebenso, wie er voraussetzt, daß die Andern sie betrachten; und es macht ihn unglücklich, nun mit Jenen in Eine Kategorie gestellt zu werden. Er sieht geringschätzige Blicke, weil er sie als natürlich erwartet. Solche Erscheinungen werden sich immer wiederholen, wo die Sprünge aus einer gedrückten Lebenslage in den scheinbaren Glanz eines sonnigen Daseins allzu jäh auf einander folgen.

Rahel Levin empfindet es als die schwerste Tragik ihres Lebens, eine Jüdin zu sein; aber warum? Sie wird von den vornehmsten Leuten ihres Geistes wegen geliebt, bewundert, angeschwärmt, keinem fällt es ein, in ihr eine Jüdin zu sehen oder sie deshalb geringer zu schätzen. Aber sie selbst wird das Gefühl nicht los; sie schämt sich ihrer Herkunft, ihrer Umgebungen, sie fühlt durch sie „ihren Adel beschimpft!" Vorgedrungen zu den reinsten Höhen europäischer Bildung, ekelt sie sich vor dem kleinlichen Treiben ihres Kreises. — Dieser Ausdruck nervöser Unruhe ist tadelnswerth, aber begreiflich, und wenn man ihn vollkommen versteht, wird man auch die „Judenfrage" in einem neuen Licht erblicken.

„Sieh' in den Spiegel, Du bist krank!" Diese Worte hätte Auerbach wiederholt sich selber zurufen sollen, denn ihn verfolgt der Gedanke, etwa mit Shylock in eine Reihe gestellt werden zu können, mit der Macht eines Fiebers. Bei seinen besten Freunden wittert er den geheimen Judenhaß: bei Gutzkow, bei Laube, bei G. Freytag, bei mir, während mir doch niemals eingefallen ist, daß Auerbach mit dem Judenthum etwas zu thun habe. G. Freytag hat in „Soll und Haben" bei der Schilderung von Ehrenthal, Veitel Itzig u. s. w. sorgfältig die Bezeichnung „Juden" vermieden, er spricht immer nur von „Geschäftsleuten", was ja auch correcter ist. Es ist incorrect, wenn man das Börsentreiben ein „jüdisches" nennt, denn auch Christen spielen an der Börse eine Rolle. Aber sie sind die winzige Minderzahl, und a potiori fit denominatio. Sind denn die Ehrenthal und Veitel Itzig nicht wirkliche Typen und einer Darstellung vollkommen würdig?

Der Verdacht des Judenhasses steigt bei Auerbach sofort auf, wenn man z. B. Lessing's Spinozismus in Frage stellt. Er hört einmal in einer größeren Gesellschaft einen gebildeten Mann künstlich jüdeln; er ist sofort überzeugt, daß man ihn damit verhöhnen will, obgleich er in seiner Aussprache gar nichts Jüdisches hatte. Er findet es „inhuman", die jüdische Aussprache zu verspotten.

Und er selber, Berthold Auerbach, hatte die größte Virtuosität darin, die obersächsische Mundart zu parodiren, und hat uns oft damit zum lauten Lachen gebracht. Diese Mundart hat für die übrigen Deutschen etwas unendlich Komisches, die Obersachsen wissen das recht gut, und es wird ihnen unendlich viel saurer, sich ihre Eigenheiten abzugewöhnen, als den gebildeten Juden; aber sie verstehen Spaß genug, mit zu lachen. Wenn man aber das Obersächsische parodiren darf, warum nicht auch das Polnisch-Jüdische? Was haben die Juden vor den Obersachsen voraus?

Irgend wer behauptet, die Juden hätten keine lyrische Anlage. Die Behauptung wird schon durch die Psalmen widerlegt; aber wenn Auerbach wiederum über Inhumanität und Verfolgungsgeist klagt: — was hat die Humanität mit einem ästhetischen Urtheil zu schaffen? — Richard Wagner beschuldigt Felix Mendelssohn und Meyerbeer, der Musik eine falsche Richtung gegeben zu haben. Auerbach ist ungefähr derselben Meinung; aber weil Wagner seiner Broschüre den Titel gibt: „Das Judenthum in der Musik", erklärt es Auerbach für ehrlos, wenn ein Jude die Wagner'sche Musik bewundert! Also das Urtheil über den Werth eines Künstlers soll sich darnach richten, wie sich derselbe zur Judenfrage stellt? Wenn diese Maxime bei den Juden allgemeine Verbreitung fände, dann wäre allerdings eine Verständigung schwer möglich.

Je weiter man in den Briefen kommt, desto leidenschaftlicher werden die Ausdrücke. Auerbach spricht von „Degeneration der Gesinnung", von „Schmach des Vaterlandes". Er vergleicht den Ausfall des Professor Billroth gegen jüdische Studenten aus Galizien mit der Höllenmaschine des Thomas! Er fühlt sich namenlos unglücklich, das Bestreben seines ganzen Lebens verloren, die Finsterniß des Mittelalters wieder in Anbruch. Man muß ihn bemitleiden, aber doch ernstlich vor seiner Verirrung warnen.

Wir Deutsche werden in diesem Augenblick zehnmal mehr gehaßt und geschmäht, als die Juden; Franzosen und Russen, Ungarn und Rumänen, Czechen und Polen, Alles wetteifert mit Wuthausbrüchen gegen uns. Wir hören es geduldig an, und stehen uns darum nicht schlechter.

Auerbach hat Spinoza zu seinem Philosophen gemacht, er schärft wiederholt den Grundsatz desselben ein, man solle die Ereignisse weder loben noch tadeln, sondern als nothwendig begreifen. Diese Lehre hat Auerbach in die Praxis nicht übertragen: mit der Judenfrage hört ihm die Harmonie und der Zusammenhang des Weltalls auf.

Und doch ist er stolz auf Spinoza und betrachtet ihn als eine der größten Zierden des Judenthums. Mit einiger Ueberraschung erwähnt er, das Judenthum habe nie einen leidenschaftlicheren Angriff erfahren als von Spinoza, und spricht seinen gelinden Tadel darüber aus: der Weise habe sich einmal von persönlichem Unwillen übermannen lassen! Es war aber nicht bloß persönlicher Unwille, nicht bloß die erlittene Verfolgung, was Spinoza zu seinen heftigen Angriffen bestimmte, sondern der klar erkannte Gegensatz des Princips: die Uebertreibung des Nationalgefühls war es, was er als den Grundschaden in der Geschichte und Bildung seines Volks erkannte, und gegen diesen Grundfehler haben noch heute auch die gebildeten Juden anzukämpfen, wenn sie zur rechten Humani-

tät, deren Devise sie auf ihre Fahne gesetzt, vordringen wollen. Ich theile nicht Auerbach's Meinung, daß das Judenthum mit seiner Rabbinischen Bildung, deren Schäden er gar wohl durchschaut, ein besonders günstiger Boden sei, so selbstlose Weise wie Spinoza oder Nathan hervorzubringen; aber desto größere Ehre für den, welcher das Ziel wirklich erreicht.

Auerbach hat das Ziel nicht erreicht, aber er hat ernstlich darnach gestrebt; und so glaube ich, sein Bemühen fortzusetzen, wenn ich hier zum Schluß dieses Bildes zeigte, woran es ihm fehlte. Er ruft beständig die Humanität an: ein schönes Ziel, aber kein genügender Hebel zum Fortschritt; ich ziehe die Gerechtigkeit vor. Wir wollen gerecht sein gegen die Juden, wir wollen redlich das Vorurtheil bekämpfen, das zum Theil auf nicht mehr zutreffenden Prämissen beruht. Aber wir verlangen auch Gerechtigkeit für uns. Der gebildete Jude soll nicht gleich außer sich gerathen, wenn wir auf die Mängel seines Stammes hinweisen; er soll nicht die Leidenschaft gegen das Vorurtheil in die Schranken führen und so Pöbel gegen Pöbel aufrufen, sondern an seinem Theil dazu beitragen, das erkannte Schlechte zu beseitigen und so ein Zusammengehen möglich zu machen, das nicht auf unfruchtbarer Schonung, sondern auf gegenseitiger nüchterner Schätzung beruht. Das ist das eigentliche Ziel, dem auch unser Dichter, wenngleich auf falschem Wege, nachstrebte.

Friedrich's des Großen „trois lettres au public".

Von

Joh. Guſt. Droyſen[1]).

Unter den ſatiriſchen Schriftſtücken in Proſa und in Verſen, deren Texte die akademiſche Ausgabe der „Œuvres de Frédéric le Grand", tome XV, gibt, haben die „lettres au public" (XV. p. 67) ein Intereſſe beſonderer Art, zumal da ſie ſofort veröffentlicht worden ſind. Nach ihrem Inhalt höchſt ſeltſam, in lächerlicher Verzerrung Vorgänge ſpiegelnd, von deren Zuſammenhang das damalige Publicum wenig ſah, und deren Bedeutung es nicht ahnte, laſſen ſie noch heute den Leſer in Zweifel, ob ſie ein bloßes Spiel übermüthiger Laune ſind, oder ob ſie etwas bezwecken, und was.

Sie ſind nach Faſtnacht (6. März) kurz nacheinander als Flugblätter zu je 16 Seiten 8° mit dem königlichen Adler als Vignette bei dem Hofbuchhändler Etienne Bourdeaux erſchienen und in der „Berliniſchen Zeitung" (Voß) vom 10., 17. und 20. März 1753 zum Verkauf angezeigt. Graf Puebla, der damalige öſterreichiſche Geſandte in Berlin, hat die zwei erſten Briefe am 12. März, den dritten am 20. März an den Hofkanzler in Wien geſandt. Leſſing, der dieſe Briefe überſetzt hat, ſchreibt ſeinem Vater unterm 29. Mai: „Es iſt eine Satire, ohne daß man eigentlich weiß worauf; weil ſie der König gemacht hat, ſo haben ſie viel Aufſehens und verſchiedene Deutung verurſacht."

In der conventionellen preußiſchen Geſchichte der Jahre 1746—1756 iſt ſo gut wie nichts zu finden, was zum Verſtändniß der lettres au public führen könnte, und die neuen und neueſten Darſtellungen begnügen ſich, mehr oder weniger „welthiſtoriſch" die Urſachen des Krieges, der 1756 von Amerika nach Europa herüberſchlug, zu entwickeln. Die den Zeitgenoſſen maßgebende hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift, Rouſſet's „Mercure historique et politique", ſagt in der Einleitung des Jahres 1753: daß das vergangene in ſo tiefem Frieden verlaufen

[1]) Es iſt die letzte Arbeit des berühmten Hiſtorikers, die wir hier veröffentlichen; ſie ging uns mit einem freundlichen Begleitſchreiben des Verfaſſers vom 18. Juni zu, und am 19. ſtarb er.
Die Redaction der „Deutſchen Rundſchau".

sei, gebe das glücklichste Prognostikon für das kommende; zum unsterblichen Ruhme der bedeutendsten Fürsten dieses Jahrhunderts müsse man sagen, daß nie so große Anstrengungen gemacht seien, die öffentliche Ruhe zu erhalten, und ein größerer Wetteifer geherrscht habe, deren Früchte zu erndten.

Um so seltsamer erscheinen die alterirenden Nachrichten, welche die lettres au public auftischen.

I.

Der Schreiber führt sich damit ein, daß er dem Publicum verspricht, es besser zu bedienen, als „diese kleinen Minister", die es sich in Europa halte, um sich „zweimal in der Woche" langweilige Neuigkeiten melden zu lassen. Er bezeichnet damit die sogenannten „Nouvellisten" oder Bulletinschreiber, die in handschriftlichen Zeitungen — eben diese kamen in der Regel zweimal in der Woche — unter Couvert mit der Post gegen hohe Pränumerationspreise den Höfen, Fürsten und andern vornehmen Personen Nachrichten zusandten, die man nicht wohl drucken lassen konnte; wie sie Friedrich Nicolai 1791 beschreibt: „sie fangen die Stadtgespräche der politischen Kannegießer in den Residenzstädten auf und fügen allenfalls gangbare Stadthistörchen als chronique scandaleuse hinzu, wahr oder falsch; und wenn sie nichts erfahren, so erfinden sie etwas; einige von ihnen nehmen einen sehr geheimnißvollen Ton an, als ob sie die Geheimnisse der Cabinette wüßten und als wenn die Pläne und Negociationen, welche noch ganz im Geheimen betrieben würden, doch ihnen zu Gutachten wären mitgetheilt worden."

Der Nouvelliſt der lettres au public wendet sich mit seinen geheimen Nachrichten nicht an einzelne Höfe oder Herren, sondern an das Publicum insgemein, den Herrn Omnes, dessen Geschmack er kenne, dessen Phantasien er ehre, dessen unersättlichen Durst nach wichtigen Neuigkeiten er beeifert sein werde in vorzüglicher Weise zu stillen, zumal da die gewöhnlichen Bulletinschreiber nur fade und alltägliche Geschichten zu melden wüßten; das Publicum verlange absonderliche, überraschende Neuigkeiten, und er, der Schreiber, habe für eben solche eine große Vorliebe, und eine besondere Geschicklichkeit dergleichen zu entdecken; er sei in der Lage, die Geheimnisse eines gewissen Hofes ganz sicher und aus erster Hand zu erfahren; wenn er von einem gewissen Hofe spreche, so sei damit der von Berlin gemeint; er habe erstaunliche Dinge entdeckt, berichte sie um so lieber dem Publicum, rechne auf dessen Vorsicht und Verschwiegenheit, „und daß sie ein Geheimniß zwischen ihnen bleiben würden". Der eigentliche Bericht beginnt höchst sensationell, mit einer Art Fanfare: „Zittre für die Ruhe Europa's; wir stehen dicht vor einem Ereigniß, das die Wage Europa's, das Gleichgewicht der Mächte, welches unsre Väter so glücklich zu Stande gebracht haben, umstürzen kann."

Folgt nun das Ereigniß: es ist an einem gewissen Hofe ein großes Conseil gehalten, dem alle Notabeln beigewohnt haben: denn ein Musiker in Aix in der Provence hat zwei Menuetten, an denen er zehn Jahre gearbeitet, die eine in Moll, hieher gesandt mit dem Wunsche, daß sie hier im Carneval zum Tanz gespielt werden. Scheinbar eine geringe Sache, aber im Conseil hat man ihre große Bedeutung erkannt, hat auf das Lebhafteste gestritten, ob annehmen oder

ablehnen: den Menuettisten scheint die Zusendung eine Freundlichkeit, die man dankbar annehmen muß, um die wenigen Freunde, die Preußen in der Welt hat, zu ermuthigen; die Gegner finden es gegen die Ehre der Nation, daß man fremde Menuetten auf dem Carneval spiele, man müsse sie als Contrebande behandeln. Darauf wird erwidert, das würde nur die andern Nationen veranlassen, ebenso preußische Erzeugnisse zu verbieten; das Commercium beschränken, heiße es vernichten; sie würden es nicht mit ruhigem Blut ansehen, daß in Preußen ihre Menuetten von Festen und Tanz zurückgewiesen würden. Die Antimenuettisten entgegnen: es sei gegen den Ruhm und die Würde eines Hofes, nach fremden Menuetten zu tanzen, die Menuettisten seien Neuerer, man müsse bei dem Herkommen bleiben, auch wenn es schlecht sei. Das Conseil trennt sich in vollem Zwiespalt; am andern Tage tritt es wieder zusammen, die Aufregung hat sich gemindert, man versucht Mittelwege; der Vorschlag, das Menuett in Moll zu behalten, das andre abzulehnen, findet keinen Beifall; ein zweiter, die zwei Menuetten nur zu spielen, nicht zu tanzen, wird mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Man sagt, fügt der Nouvelliſt hinzu, es sei ein Manifest unter der Presse, ein exposé des raisons für die Ablehnung der zwei Menuetten; und dieser Schritt, sagt er, kann die allergrößten Folgen haben.

Er läßt ein Postscript folgen: er höre soeben, daß die andern Höfe in Sachen der Menuetten Partei genommen haben und im Begriffe sind, hier die allerernstlichsten Vorstellungen zu machen.

Der zweite Brief meldet, wie das, was der erste vorausgesehen, sich erfülle; die große Angelegenheit verwickelt sich von Tag zu Tag mehr, man sieht nichts als Couriere, die gehen und kommen; der Ambassadeur von Fez, dessen Hof sich lebhaft für die Musik von Aix interessirt, hat ein Memoire überreicht, in dem es ausdrücklich heißt, daß der König von Fez jene Zurückweisung als einen ihm in seinem Alliirten persönlich angethanen Affront ansehen würde. Der des Hospodaren der Walachei hat sich ihm angeschlossen; sein Herr würde sich genöthigt sehen, mit der Stadt Aix gemeinsame Sache zu machen, um die Ehre ihrer Menuetten zu retten; denn er habe in seiner Residenz auch eine Akademie der Musik.

Alles umsonst; man ist erstaunt gewesen, daß der hiesige Hof bei seinem Entschluß beharrte und die Sache auf das Aeußerste treiben zu wollen schien, bis man erfahren hat, daß ihm in tiefstem Geheimniß eine Defensivallianz mit der Republik San Marino zu schließen gelungen ist. Der Nouvelliſt ist in der glücklichen Lage, den articulus secretissimus dieser Allianz mittheilen zu können; der Gesandte von San Marino hat die Urkunde, bei dem Ambassadeur der dreizehn Cantone dinirend, als er das Taschentuch herauszog, unversehens mit herausgezogen und fallen lassen, der von Fez, der mitanwesend war, sie aufgenommen und sogleich Copie davon machen lassen, sie an seinen Hof zu senden.

Folgt nun dieser articulus secretissimus, in correctester Form verfaßt, von höchst bedeutsamem Inhalt: „Des Königs von Preußen Majestät verpflichtet sich, wenn die durchlauchtigste Republik von San Marino durch schlechte Serenaden oder unliebsame Castagnettentänze (chaconnes) beunruhigt wird, ihr ein Schiff von 100 Canonen und vier Fregatten zu stellen, die höchstderselbe in

seinem Hafen zu Halberstadt bereit halten wird; oder wenn die durchlauchtigste Republik, im Fall widriger Winde oder sonstiger Gründe wegen, eine Geldausgleichung vorzieht, so wird an der Stelle der Escadre eine Summe von 400 Livres gezahlt werden und zwar in der Münzsorte, in der vor zehn Jahren der gazetier de Cologne seine Zahlung empfangen hat. Die Republik von San Marino verpflichtet sich dagegen zu einer Truppenhülfe von drei Bierfiedlern und eben so vielen Marketenderinnen, oder wenn dafür Geldzahlung gewünscht wird, zu $3^1/_2$ Zechinen 4 Sous und 10 Livres." Folgt noch ein NB.: drei Monate nach geschehener Requisition soll beiderseits die Hilfe geleistet, sie soll, wenn sie nicht ausreicht, verdoppelt werden, man wird die andern Mächte einladen, dieser Allianz beizutreten u. s. w.

Von besonderem Gewicht ist die Bemerkung des Schreibers, daß der Tractat selbst zwar noch nicht erschienen ist; da man ihn aber gemacht hat, um ihn aller Welt mitzutheilen, so ist es nicht der Mühe werth ihn zu lesen; die Quintessenz des Giftes, die eigentliche aqua toffana liegt ganz in diesem Geheimartikel. Der Gesandte von Fez hat, denselben zu überbringen, den gerade anwesenden Hofzitherspieler seines Herrn abgesandt, der dort sehr einflußreich ist; und weil bei einer so wichtigen Sache auch der kleinste Umstand Bedeutung habe, so bemerke er, daß dieser Courier ein stark hervortretendes linkes Schulterblatt hatte und auf einem croatischen Pferde ritt.

Mit diesem großen Ereigniß eröffnet sich dem Nouvellisten ein weites Feld von Conjecturen. Wenn es zum Kriege kommt, werden die drei Alliirten Aix, Fez und der Hospodar ihre Allianz durch den Perserschah Chuli-Chan „den sehr Gerechten", der seinen Oheim und seinen Bruder hat blenden lassen, verstärken; oder wenn dieser zu sehr im Innern beschäftigt ist, sich mit dem Groß-Mogul oder dem Kaiser von Japan verbinden, von wo sie Kameele und wirkliche Elephanten beziehen können.

Er malt die Schrecken aus, die dann folgen werden. Noch gehen hier die Bälle und Festlichkeiten ihren fröhlichen Gang weiter, und man denkt an nichts als an Vergnügungen; aber was wird die Allianz mit San Marino und selbst mit der Republik Lucca helfen? Es werden Schaaren von Barbaren einbrechen, für die Menuetten von Aix Rache zu nehmen, sie werden die Musik der Oper verbrennen, die wirklichen Elephanten werden das Orchester niederstampfen, und, zu höchstem Unheil, diese Barbaren werden die Stimmen der Männer, welche den Discant singen, in abscheuliche Baßstimmen verwandeln und den Damen, die dem Theater mit so vieler Schamhaftigkeit dienen, Gewalt anthun; man wird statt aller Musik nur die Menuetten von Aix hören, von denen die eine in Moll ist, u. s. w.

Als weitere Neuigkeit wird gemeldet, daß der Gesandte von Fez von Colique ergriffen ist, daß er sich den großen Zeh will electrisiren lassen, daß ein berühmter Arzt versichert, seine Krankheit sei eine Indigestion von Injurien, sein Chirurg, es sei eine politische Krankheit, und der Gesandte habe nöthig gefunden, sich vom Hofe zu absentiren.

So dieser groteske zweite Brief. Der dritte gibt ein Schreiben des Herrn Rinonchetti, ersten Senators von San Marino, an den preußischen Minister

Freiherrn von Zopenbrug und dessen Antwort an den Senator. Dieser beschwert sich über die Beleidigungen, deren der Bulletinschreiber sich gegen die durchlauchtigste Republik schuldig gemacht hat, und fordert dessen exemplarische Bestrafung. Der Minister antwortet in sehr officiellen Formen mit lebhaftem Bedauern über die entsetzliche Unverschämtheit der Zeitungsschreiber, und daß dem Betreffenden die härteste Strafe, die künftig nicht mehr zu schreiben, angekündigt sei.

II.

Lächerlich und überschwenglich genug ist der Inhalt dieser drei Briefe. Daß sie geschrieben sind, um eine Wirkung zu erzielen, zeigt ihre sofortige Veröffentlichung. Aber was konnte der König mit so burleskem Zeug wirken wollen?

Voltaire freilich weiß es. Er schreibt (Berlin, 15. März) an Mad. Denis: „Der König hat diese Briefe geschrieben und drucken lassen, und ganz Berlin sagt, daß er es gethan, um zu zeigen, daß er sehr gut ohne meine kleine Hülfe schreiben kann." Am 20. März sandte er aus Potsdam an den Herzog von Richelieu die dritte der lettres au public; „die heut erschienen ist", sagt er. Es war sein Abschiedsbesuch in Potsdam, den ihm auf sein inständiges Flehen der König großmüthig gewährt hatte, trotz aller Aergernisse, die er, seit 1750 des Königs Gast und Kammerherr, gegeben hatte; unter diesen, nach höchst schnöden Wucher- und Gaunergeschäften, zuletzt noch seine boshaften Verleumdungen und Pamphlete gegen Maupertuis, den Präsidenten der Akademie, seine gegen des Königs ausdrücklichen Befehl gedruckte Diatribe des Dr. Akakia, die am 24. December 1752 „vor den Fenstern Voltaire's" durch Henkers Hand verbrannt wurde; Aergernisse, denen noch ärgere nach der Abreise dieses größten Mannes der damaligen Literatur folgen sollten.

Wir erwähnten Lessing's Aeußerung über die lettres au public: „Satiren, man wisse nicht worauf." Sein Scharfsinn würde wenigstens eine Seite dieser Travestirungen erkannt haben, wenn er, damals ein Vierundzwanzigjähriger, schon den Betrieb und das Gift dieser handschriftlichen Zeitungen gekannt hätte, von denen ihm später in Wolfenbüttel einige Beispiele zu Handen kamen.

Friedrich II. kannte diese Publicisten und hatte ihren nur zu großen Einfluß, ihre Verbindungen mit Diplomaten und Höfen, ihre Dienstbeflissenheit für die gut Zahlenden, ihr dreistes Fälschen und Lügen hinlänglich erfahren. Einen von dieser Sippe, den Geheimenrath Ferber aus Danzig, der in Berlin lebte und unter anderem von dem russischen Hofe 2000 Rubel jährlich bezog, hatte er vor einigen Jahren ergreifen und ihm den Proceß machen lassen; es ergaben sich so arge Dinge, daß er zum Tode verurtheilt wurde. Nur für einen Augenblick wirkte der Schrecken in den Kreisen in und außer Berlin, deren Beziehung zu ihm der Proceß enthüllt hatte.

Es gehörte recht eigentlich zu dem System der Gegner Friedrich's II. und war eine ihrer wirksamsten Waffen, die Zeitungen, die gedruckten wie geschriebenen, gegen ihn arbeiten zu lassen; plötzlich, stoßweise, mit höchst allarmirenden Gerüchten über immer neue Gewaltpläne, die er vorhabe, das Publicum zu überfluthen, nicht weil sie Grund hatten, sich so und jetzt von ihm bedroht zu glauben, sondern obschon sie wußten, daß er den Frieden wolle und wollen müsse.

Es galt ihnen, sich gegenseitig vorwärts zu treiben, die öffentliche Meinung aufzuregen, sie für sich zu gewinnen, die sie ja nur der Gefahr vorbeugen wollten, die dem Frieden Europa's von diesem tückischen, eroberungssüchtigen, „schon viermal wortbrüchigen" Fürsten drohe.

Das ist die eine Seite dieser doppelschneidigen Satire. Der königliche Verfasser tritt selbst in der Maske eines solchen Bulletinschreibers und Lügenschmiedes auf, um — deren lästerliches Gewerbe in carikirter Virtuosität übertrumpfend — die literarisch-politischen Freibeuter und Beutelschneider an den Pranger zu stellen, zugleich dem faselig neugierigen Publicum in seiner bewährten Urtheilslosigkeit und dickhäutigen Sensationssucht einen Spiegel vorzuhalten. Die einzelnen Züge und Striche dieser Seite der Composition zusammenzustellen, ist nicht nöthig; sie ergeben sich beim Lesen von selbst.

Anders ist es mit der andern Seite, der der politischen Travestirung. Die Art, wie der Verfasser sich da verhält, erinnert weniger an den Akakia Voltaire's, der mit lachendem Munde nicht lustig, sondern nur hämisch ist, als an Aristophanes' Art, etwa in jener Komödie, in der zwei biedere Athener, daheim gelangweilt, auswandern und zufällig Gründer eines Vogelreiches zwischen Himmel und Erde werden, das Menschenkinder aller Art anlockt, auch Vögel zu werden, und die Götter, die in dem streng blockirten Olymp dem Verhungern nahe sind, zu capituliren nöthigt; ein wundersames Spiel wie ein schwimmendes Luftbild, wie eine Fata Morgana, in der aller Ecken und Enden die tagtäglichen Zustände und Mißstände daheim durchschimmern und hineingreifen.

Aehnlich eine phantastisch sublimirte Spiegelung der politischen Zustände und Mißstände der Staatenwelt, wie sie vom preußischen Standpunkt aus gesehen sich darstellen mochten, geben die utopischen Ungeheuerlichkeiten dieser drei Briefe. Und daß Preußen in diesen drohenden Schrecknissen die materia peccans ist, daß Preußen in einer völlig unpolitischen Kleinigkeit, statt den Vorstellungen unbetheiligter großer Mächte Gehör zu geben, vielmehr mit einer eiligst geschlossenen Defensivallianz deren gerechte Indignation herausfordert, ist in der verkehrten Welt dieses Fastnachtstückes noch nicht einmal das Verkehrteste.

Also um zweier Menuetten willen, die der preußische Hof auf dem Carneval nicht spielen lassen will, ist Europa in Gefahr eines furchtbaren Krieges und Preußen in der des Unterganges, ohne es selbst zu ahnen. Liegt etwas Analoges in der politischen Situation dieser Monate?

III.

Daß Friedrich II. Schlesien erworben hat, verzeihen ihm die großen Mächte nicht, selbst Frankreich nicht, mit dem er doch „in Allianz steht"; selbst England nicht, das in dem Dresdener Frieden dies Opfer von Oesterreich gefordert hat, um Preußen von Frankreich zu lösen; noch weniger vergißt Maria Theresia, daß um Schlesien die Macht Oesterreichs gemindert, die Macht Preußens gemehrt ist; noch weniger verschmerzt Rußland, daß das um Schlesien verstärkte Preußen die Politik Peter's des Großen, das Vordringen der Russen in Polen und nach Deutschland fortzusetzen, unmöglich macht.

Den zweiten Frieden, den vom December 1745, hatte Friedrich II. mit der

Kesselsdorfer Schlacht in dem Moment erzwungen, wo Rußland sich zum Vormarsch nach Ostpreußen anschickte und Frankreich im Begriff war, mit Oesterreich den Frieden ohne Preußen zu schließen; der mit diesem Auftrag nach Dresden gesandte Graf Harrach ließ Maria Theresia mit Preußen ohne Frankreich abschließen.

Gewiß in der Absicht, sobald irgend sich dazu die Gelegenheit biete, Schlesien wiederzunehmen; wie auch von Sachsen wenige Tage vor dem Abschluß mit Preußen nach Petersburg geschrieben worden ist, daß die Intention sei, einen allenfalls aus Noth einzugehenden Frieden nicht länger zu halten, als bis er mit Sicherheit gebrochen werden könne.

Daß der Wiener Hof in demselben Sinne den Dresdener Frieden geschlossen, zeigt die Defensivallianz mit Rußland, die, wenige Wochen nach dem Dresdener Frieden, schon Anfang März 1746 im Entwurf fertig war und am 2. Juni 1746 vollzogen wurde, die „ganz unschuldige" Petersburger Defensivallianz, ohne alle geheimen und Secretartikel, wie aller Orten, auch in Berlin, auf das Heiligste versichert wurde; und doch meldete in eben diesen Junitagen der englische Gesandte in Petersburg, daß der principale Zweck dieser Allianz gegen Preußen gerichtet sei.

Ich unterlasse an dieser Stelle die Darlegung dieser Coalitionspolitik gegen Preußen; in immer neuen Combinationen und Anläufen bricht sie hervor, und Friedrich weiß in rastloser Achtsamkeit und Voraussicht dessen, was sie wollen können, sie abzuwehren, mit nur lauer Unterstützung Frankreichs, das am wenigsten aus Interesse für Preußen handelt. Denn Frankreich will den europäischen Frieden und muß ihn wollen, weil es vollkommen in sich zerrüttet ist und meint, nur in Anlehnung an Preußen sich den Frieden sichern zu können. Im Uebrigen voll Neid und Mißtrauen gegen Friedrich und einverstanden mit dem Wiener Hofe und England, daß man, wie der Ausdruck war, die „Unabhängigkeit der großen Mächte" den kleineren Potenzen gegenüber herstellen müsse.

Zuerst 1749 und 1750 ist es wiederholt die schwedische Frage, mit der man Preußen auf die Mensur zu zwingen sucht. Dann ergreift Georg II. 1750 den Plan, die Wahl des kleinen Erzherzogs Joseph zum römischen Könige durchzusetzen, ohne Preußen und trotz Preußens, wie es mit der Wahl seines Vaters 1745 so herrlich geglückt war. Den ersten Wahlstoß 1750 versteht Friedrich II. geschickt zu pariren; 1752 ist Georg II. wieder in Hannover, nun entschlossen, zum Ziel zu kommen. Das Werk unterstützen wird es, daß 1749 Rußland in Wien eine polnische Königswahl zu Gunsten des Prinzen Karl von Lothringen angeboten hat, daß Rußland, der Partei der Czartorysky's sicher, nach dem Grodnoer Reichstag 1752 diese Wahl durchzusetzen russische Truppen in das Gebiet der Republik einrücken läßt. Dann ist die preußische Grenze von Memel bis Ratibor und die untere Weichsel von Thorn bis Danzig zur Disposition der Russen, und einen Conflict herbeizuführen wird nicht schwer sein.

Und zugleich waren allerlei deutsche Controversen im vollen Zuge, mit denen man nach Reichsrecht die Schlinge um Preußens Nacken werfen konnte: die ostfriesische, in welcher der Reichshofrath für Hannover, ohne Preußen zu hören, entschieden hatte; die mecklenburgische, in welcher der Kaiser und der Reichshofrath, dem Interesse Hannovers oder dem mecklenburgischen Adel zugewandt, die preußische

Erbfolge nach Erlöschen des wendischen Hauses zu verdunkeln oder doch möglichst werthlos zu machen verstanden; — die Sache der Gräfin Bentinck und ihrer Güter an der Jahde, die nach widersprechenden Entscheidungen aus Wien sich an Preußen als Condirector des westphälischen Kreises um Schutz bittend gewandt und denselben erhalten hatte; viele andere mehr. Daneben die endlosen Forderungen und Ansprüche des Wiener Hofes und die Conferenzen über den Handelstarif und die schlesische Schuld, so klar gleich die Normirung dieser beiden Bestimmungen in dem Frieden von 1745 war; so lange diese beiden Artikel nicht erledigt waren, konnte man in Frage stellen, ob dieser Friede von 1745 schon perfect sei.

In ähnlicher Weise entzog sich der Dresdener Hof der Erfüllung des Artikels, der in Betreff der sächsischen Steuerzettel, deren Auszahlung und Verzinsung schon seit langen Jahren höchst liederlich, meist mit neuen Steuerzetteln bewirkt wurde, für Zettel im Besitz preußischer Unterthanen die regelmäßige Baarzahlung ausbedungen hatte. Der Dresdener Hof suchte sich mit dem non possumus der völligen Mittellosigkeit durchzulügen und sich für den großen Moment bereit zu halten, der auf Seiten der Coalition für ganz nahe gehalten wurde.

Zum zweiten Male war König Georg II. im Herbst 1752 ohne die verheißene Königswahl nach London zurückgekehrt; jene Wahl, in der der Stolz der englischen Nation ihr Werk und ihren Machteinfluß auf die continentale Politik anerkannt zu sehen erwartet hatte. Noch empfindlicher traf es ihr Selbstgefühl, daß sich Friedrich II. erlaubte, in Betreff der gekaperten preußischen Kauffahrer Entschädigung zu fordern, als wenn das englische Seerecht nicht von aller Welt respectirt werden müsse, — ja sich erlaubte, die demnächst fälligen Reste der schlesischen Hypothekenschuld, die er im Frieden übernommen, mit Beschlag zu belegen, um eventuell aus diesen Summen die nach den Erhebungen seines Kammergerichts den preußischen Kauffahrern zustehenden Entschädigungen auszuzahlen.

Es war in London die äußerste Aufregung; man sprach vom Blockiren aller preußischen Häfen, Aufbringen aller preußischen Kauffahrer u. s. w. Aber Hannover stand einem Ueberfall offen, und im Schloß zu Hannover lag Georg's II. reichgefüllter Schatz. Bevor man Preußen züchtigen konnte, mußte da erst Fürsorge getroffen werden.

Es hatte jetzt größere Schwierigkeit, als vor dem Fiasco der Wahl Joseph's und dem des Grodnoer Reichstages. Der Wiener Hof war unzufrieden mit England, unzufrieden mit Sachsen, stellte in Zweifel, ob seine Verträge mit Sachsen noch zu Recht beständen. Am russischen Hofe trug es der junge Favorit, Iwan Schuwalow, über den Kanzler davon; der Gedanke war, Rußland müsse mit Frankreich gehen. Dem Kanzler warf man, und mit Recht, vor, daß er die Zarin in immer neue und nutzlose Unternehmungen treiben wolle und daß dem ein Ende gemacht werden müsse. Die Zarin ging nach Moskau, ohne Bestuschew und Pretlack. Der Großkanzler stand dicht vor seinem Sturz.

Dem völligen Zerfall der Coalition vorzubeugen, gab es nur ein Mittel, und die Stimmung in England schien rabiat genug, es bei der Nation durch-

zusetzen. Der russische Gesandte in London forderte zu gemeinsamem Schutz der schwer bedrohten Sachsen auf; der österreichische sprach in gleichem Sinne. Entschloß sich England zu einem guten Subsidienvertrag mit Rußland, so konnte man mehr als Hannover schützen. Man konnte — Vorwände genug ließen sich finden oder erfinden — von allen Seiten zugleich über Preußen herfallen und es definitiv abthun.

Nur daß die Verhandlungen mit dem weit entlegenen Moskau Wochen und Monate währen konnten! Es galt, die Differenzen mit Preußen so lange hinzuhalten. Das englische Ministerium bestellte eine Commission von Kronjuristen zur Untersuchung und Beantwortung der preußischen Denkschrift, ließ, um Frankreich zu beschwichtigen, in Paris um gütliche Vermittlung dieser Differenzen mit Preußen bitten.

Einstweilen wurden die ungeheuerlichsten Gerüchte über Preußens Gewaltpläne verbreitet. Graf Brühl meldete nach Moskau, daß Friedrich II. Curland, Westpreußen, Danzig nehmen wolle. Von Wien wurde auf Grund von Aussagen eines früheren mecklenburgischen Geheimeraths als positiv verbreitet, daß Friedrich II. die anhaltinischen Rechte auf Lauenburg gekauft habe, demnächst Lauenburg und Hannover überfallen, auch Bremen und Verden nehmen werde, unter dem Vorwand, daß für den Schwedeneinfall von 1674 Ostfriesland nicht Entschädigung genug gewesen sei. In England wußte man für sicher, daß Friedrich eine Landung des Prätendenten in Schottland mit einem Truppencorps unterstützen werde, daß Dr. Archibald Camron, auf den bereits gefahndet wurde, sein Agent dort sei, daß in Hannover der Durchmarsch von 40,000 Mann Preußen angesagt sei. Aus Groningen wurde nach dem Haag gemeldet, daß in Ostfriesland Quartier für 5000 Mann bestellt sei, die demnächst einrücken würden, und ein Bericht des holländischen Gesandten in Berlin, den sofort die holländischen Zeitungen abdruckten, meldete, daß 10,000 Husaren bei Halberstadt zusammengezogen würden.

So voll schreckhafter Gerüchte war der Anfang von 1753. Sie waren sämmtlich ohne Grund, erfunden, um die Gemüther zu erhitzen und die Verständigung zwischen Wien, Moskau, London, Dresden zu beschleunigen.

Der wirkliche Schrecken kam, als Friedrich II. wie gewöhnlich im Februar die Befehle für die Truppenübungen des nächsten Jahres erließ: im Mai Manöver in Schlesien, Ende Juni Reise des Königs nach Preußen, Revue der Truppen dort, im September großes Lager bei Spandau und zwölf Tage lang mannigfache Manöver. „Grundfalsche und exaggerirte Gerüchte", wie Friedrich sie nennt, steigerten die Angst; in Hannover begannen die Wohlhabenden zu flüchten, und die Hofhaltung alles Werthvolle einpacken zu lassen, um es nach der Festung Stade zu retten.

„Es entlarvt sich ihre Furcht," schreibt der Prinz von Preußen dem König (am 20. Febr.), „mit einer preußischen Armee kämpfen zu sollen: immerhin ein gutes Zeichen, daß unsere Feinde uns fürchten, unsere Freunde uns respectiren." Sorgenvoller war der König; er antwortete: „Es gibt hundert Neider Preußens und hundert Gelegenheiten, die uns zu thun machen können; um so mehr müssen wir auf unserer Hut sein und unsere Widerstandsfähigkeit erhöhen; ich sage

nicht, daß der Krieg nahe ist, aber ich kann mit Gewißheit sagen, daß er kommen und daß Alles von den Conjuncturen abhängen wird."

Die nächsten Tage brachten ihm intercipirte Depeschen, die zeigten, wie sich die Coalition zu sammeln begonnen habe, der Wiener Hof mit dem Dresdener ausgeglichen sei, Bestuschew und Pretlack wieder in voller Gunst von der Zarin nach Moskau berufen seien, die Verhandlung über den Subsidientractat mit England begonnen, Rußland seine Forderungen gestellt habe. In denselben Tagen erhielt Friedrich II. die nach dem Original copirte Abschrift der geheimen und Separatartikel der Petersburger Allianz von 1746; namentlich der vierte war doch ärger als er für möglich gehalten.

Er wollte den Frieden, während seine Gegner ihn sichtlich zum Kriege zu reizen suchten: er am wenigsten hatte Anlaß zu thun, was die Coalition hoffte und wünschte. Und wenn sie Dutzende von kleinen Irrungen, Reichspedanterien, Rechtschicanen, diplomatischen Insolenzen und Schwärme von Lügen obenein wider ihn losließen, solchen Futilitäten begegnete er jeder nach Gebühr und an gehöriger Stelle, jeder für sich, damit sie sich nicht in einander filzten. In Hannover ließ er amtlich und in den stärksten Ausdrücken (1. März) erklären, daß er für jetzt nicht die geringste Ursache habe, den hannoverschen Landen übel zu wollen. In London beruhigte diese Erklärung keineswegs, sie wurde als eine Drohung gedeutet, es erging Befehl nach Hannover, den Schatz nach Stade zu flüchten, 20,000 Mann schleunigst fertig zu machen. Aus einem Schreiben der österreichischen Hofkanzlei ersah er, daß die Kaiserin-Königin ein Lager von 4000 Mann bei Eger zusammenziehe, von wo aus diese Armee mit den 20,000 Mann Hannoveranern und Sachsen leicht werde cooperiren können. Der englische Gesandte in Moskau hatte, wie Funcke an Brühl meldete, dringend um Zusendung der Vollmacht des Abschlusses des Subsidientractats gebeten.

„Sachsen und Hannover stehen wie vor dem Rachen des Wolfes." Noch ehe diese Vollmacht kam, befahl die Zarin, die Armee in Livland auf 75,000 Mann zu verstärken, 60,000 Mann Recruten auszuheben. Man brannte dort vor Ungeduld, Preußen niederzuwerfen, bevor es seinen Nachbarn noch furchtbarer werde, oder, wie der Ausdruck in einem etwas späteren Beschluß des Conseils (vom 15. Mai) lautete, den Friedrich las, „an Preußen, um es auf seinen alten und bescheidenen Zustand zurückzuführen, in dem es für Rußland nicht so gefährlich und so zur Last sein wird, den Krieg zu erklären und zu beginnen." Und diesen Beschluß hatte die Zarin angenommen, ihn als ihr politisches Testament bezeichnet.

Um dieselbe Zeit (13. April) erfolgte in Regensburg die Annahme des hannoverschen Antrages auf Ablehnung des preußischen Recurses wegen Ostfrieslands; das demgemäß nach Wien gesandte Reichsgutachten erhielt nach wenigen Tagen die kaiserliche Bestätigung; damit war die Sache rechtskräftig entschieden, und der Reichshofrath konnte sofort das Executionsverfahren gegen Preußen verhängen; wenn Friedrich sich nicht fügte, die Reichsacht und den Reichskrieg.

Preußen war in höchster Gefahr. Wenigstens schien es so. Schon Ende Februar 1753 hatte der König dem Prinzen von Preußen geschrieben: „Unser Lager von Spandau, das den Majestäten von Großbritannien und Sachsen den Kopf ver-

dreht, ist ihnen schon auf 90,000 Mann gewachsen, und ich hoffe, daß man es zwischen jetzt und September auf 150,000 Mann bringen wird. Wenn diese Leute Einsicht hätten, so würden sie nicht die Narren sein, mir zuzutrauen, daß ich einen Krieg anfangen könnte aus heiler Haut, ohne Sinn und Verstand. Die Meinung von meiner Klugheit muß sehr gering sein, daß sie so alle Dummheiten glauben, die das Gerücht von mir sagt. Gerüchte, heißt es im Sprichwort, sind die Orakel für die Thoren; ich lache über sie."

IV.

Dies „je me moque des on-dit" ist gleichsam das Motto zu den trois lettres au public.

Die öffentliche Meinung war in wachsender Aufregung. Schlag auf Schlag, zumal seit Hannover sich bedroht glaubte, gab es neue „wichtige" oder „sehr wichtige" Nachrichten: daß Baiern seine Armee verdoppele und dem Wiener Hofe zur Verfügung stelle, daß Schweden seine Truppen in Pommern um 10 Mann auf die Compagnie vermehre, daß Dänemark der schwedischen Festung Landscrona gegenüber Hafen und Festung baue, ein bedeutendes Heer bei Roschild zusammenziehe, daß Cassel in höchst wichtigen Verhandlungen mit Preußen stehe, daß der Wiener Hof außer dem Lager bei Eger ein zweites, besonders für die nach dem großen Plan des Fürsten Liechtenstein neu formirte Artillerie, bei Tein, ein drittes bei Ollmütz angeordnet habe, natürlich „nur zur Uebung" — Nachrichten, welche auch in dem großen Publicum die Spannung, die Neugier, die angenehmen Schauer naher Gefahr immer höher trieben, auch Handel und Wandel zu drücken begannen, schon da, wo man sich, wie in Holland, nur mit Noth und Mühe über dem Wasser hielt, die peinlichste Unruhe weckten. Auf Anlaß jener Nachrichten über die preußischen Verhandlungen mit Cassel sagt der Mercure hist. et pol.: „Was, immer nur wichtige Verhandlungen? Wohl, wenn es hier solche gibt, so wird es auch anderer Orten dergleichen geben, desto besser für die Ruhe Europa's. Schöne Schlußfolgerung, werden unsere Unglückspropheten sagen."

Mag die Stadt Aix wegen der zwei Menuetten, die einer ihrer Musiker in zehnjähriger Arbeit zu Stande gebracht hat, sich beleidigt fühlen, wie kann der König von Fez darin einen ihm persönlich angethanen Affront sehen, und der Hospodar der Wallachei sich verpflichtet fühlen, mit der Stadt Aix gemeinsame Sache zu machen, weil er auch eine Akademie der Musik hat, freilich für französische, nicht für italienische Musik? Nicht um einen Deut besser motivirt ist es, wenn England für Sachsen einspringen will, weil der Schatz von Hannover am Dresdener Hofe mit mehreren Millionen Vorschüssen ein gutes Pfandgeschäft gemacht hat, oder wenn Rußland über die Republik Polen, da angeblich Danzig, Westpreußen und Curland in Gefahr ist, die schützende Hand halten will, damit die Zarin und ihr Großkanzler endlich einmal wieder Subsidien ziehen können, 3 Mill. Thaler, so ist ihre bescheidene Forderung.

Allerdings hat ein „gewisser Hof" eine Defensivallianz mit der Republik San Marino geschlossen, eine ganz unschuldige, rein defensive, wie die Petersburger von 1746 sich der Welt angekündigt hatte; aber das ganze Gift liegt in dem

articulus secretissimus, den der Nouvelliſt in dem zweiten Brief mittheilt. Und was für ein furchtbares Gift! Wenn derſelbe, beim Schreiben immer mehr ſich erwärmend, meldet, daß der „perfide Monarch“, wie er den von Fez, der „Fürſt sans foi et sans loi,“ wie er den Hospodaren nur noch nennen werde, in ihrem aufgeregten Eifer für die Muſik von Aix auch Chuli-Chan, den Großmogul, den Kaiſer von Japan gegen Preußen in Action zu bringen hoffen, ſo ähnelt das — natürlich mit verwechſelter Koſtümirung — dem glorreichen Wachsthum derſelben unſchuldigen Allianz von 1746, wie ein Ei dem andern.

„Die Meinung von meiner Klugheit,“ ſchreibt Friedrich II., „muß bei meinen Gegnern ſehr gering ſein, daß ſie ſo alle Dummheiten glauben, die mir das Gerücht zuſchreibt.“ Wie nur denken ſie ſich ihn, die Art ſeines Staats und ſeines Regiments, wenn ſie ihn mit ſolchen Projecten und Klitterungen, mit ſolchen diplomatiſchen Spinneweben, die ſie um ihn ziehen, zu binden gedenken? Die „Briefe“ beſchreiben es. In England werden Conſeilſitzungen gehalten, in denen es oft hart hergeht; in Wien Conferenzen der Miniſter, gelegentlich auch mit befreundeten Diplomaten, oft in Gegenwart der Kaiſerin und des Kaiſers. Bartenſtein macht dann wohl die Zuſammenſtellung deſſen, worin ſie einig ſind, und das wird dann nach Genehmigung der Kaiſerin das systema, „wonach ſich künftig allezeit zu halten.“ Am ruſſiſchen Hofe treten die „großen Conſeils“ unter Zuziehung auch wohl von beſonders notablen Perſonen zuſammen und die Zarin hört theilweiſe mit zu, läßt ſich ſchließlich vom Großkanzler das Ergebniß vorlegen, das derſelbe in wichtigen Fällen von ſeinem getreuen Secretär Wulkow ſchon vor der Verhandlung hat abfaſſen laſſen, da, ſo berichtet ein anderer Vertrauter, der ſächſiſche Geſandte Funcke, an Graf Brühl, „die während des Conſeils wie Kraut und Rüben unter und über einander fallenden Aeußerungen dieſes polniſchen Aufgebots (pospolite ruszenie), wie der Großkanzler es bezeichnet habe, zu vereinen und in einen Reim zu faſſen nicht möglich wäre.“ Ungefähr ebenſo ſchildern die lettres au public die Vorgänge der preußiſchen Conſeilſitzung, in der am erſten Tage die Menuettiſten und Antimenuettiſten auf das heftigſte und ohne Ergebniß zanken, am folgenden Tage von den halben Maßregeln, die vorgeſchlagen werden, keine die Majorität erhält, worauf dann „une espèce de manifeste“ gedruckt wird, „où l'on expose les raisons“ u. ſ. w., wie es ja preußiſche Art iſt, mit ſolchem „exposé des raisons“ wichtige Ereigniſſe einzuleiten. Daß ſo nicht in Preußen berathen und beſchloſſen wird, weiß die Welt; „es iſt unmöglich,“ ſchreibt der öſterreichiſche Geſandte von Berlin an den Kaiſer 22. November 1749, „das Geringſte davon zu erfahren, da die Sachen ſo geheim gehalten werden, daß der ganze Hof, der Miniſter Graf Podewils ſelbſt mit eingeſchloſſen, meiſtentheils und lange Zeit hindurch der Pläne und der Anknüpfungen unkundig bleibt, die der König in Abſicht oder im Werk hat, wenn die oder die Conjunctur eintritt.“

Auf ſolcher lächerlich verſchobenen Grundlage bauen die lettres au public den weiteren Nonſens auf, in deſſen Einzelzügen hier und da die realen Dinge, die ſie arabeskenhaft verſchnörkeln, zu erkennen ſind.

Wenn Graf Gronsfeld von Diepenbroik von den „10,000 Huſaren, die bei Halberſtadt unter General von Bredow zuſammengezogen werden“, nach dem Haag

berichtet hat, so lassen die lettres bei demselben Halberstadt, in dem dortigen „Seehafen", einen Theil der preußischen Kriegsflotte sich bereit halten: derselben Flotte, mit der Graf Bernstorff seinen König für die maritime Sicherheit Dänemarks besorgt zu machen verstanden hat. Und für den Fall, daß Graf Gronsfeld beim Lesen der lettres nicht gemerkt haben sollte, warum Halberstadt in denselben erwähnt wird, ersucht Podewils ihn amtlich, doch gefälligst im Haag nachforschen zu lassen, aus welcher Quelle so grobe Lügen über die 10,000 Husaren in die holländischen Zeitungen gekommen seien.

Wenn es von dem Vertrage mit San Marino heißt, er werde veröffentlicht werden, also sei es nicht der Mühe werth, ihn zu lesen, so weiß die politische Welt, daß 1746 der Wortlaut der Petersburger Allianz an die Höfe und in den Zeitungen obenein mitgetheilt worden, der so inhaltsleer war, daß man mit der ehrlichsten Miene von der Welt sie für ganz unschuldig ausgeben konnte, indem man Stein und Bein schwur, daß nicht das Geringste von geheimen und Separatartikeln dabei sei. Jetzt hatte Friedrich II. die Copie der Geheimartikel, unter denen der vierte, der von Preußen handelt, „das ganze Gift" der unschuldigen Allianz enthält. Nicht gerade durch Courier, „der ein Zitherspieler war und einen Kroaten ritt", braucht Puebla die lettres au public nach Wien geschickt zu haben; mit seinem Schreiben vom 12. März schickte er die beiden ersten an den Hofkanzler in zwei Exemplaren und bemerkt, „der Verfasser solle der König sein, und man glaube, daß sie einige Zeit hindurch fortgesetzt werden sollen." Die Ulfeld und Bartenstein hatten schon Grund, sich an der Nase zu zupfen, wenn sie aus dieser Sendung sahen, daß der König ihre Secretartikel von 1746 kannte, dessen Travestie, wie wirr in ihr auch die Striche und Farben durch einander gezogen sind, das Urbild genug verräth, selbst mit der Leistung der Bundeshilfe „längstens innerhalb zweier oder äußersten Falls dreier Monate", selbst mit der Verdoppelung der Bundeshilfe, wenn die einfache nicht ausreichen sollte. Und mehr noch, wenn der Bulletinschreiber in Sanssouci das als nahe und unfehlbar voraussagt, was seine Gegner trotz aller Verträge und Garantien hoffen und erstreben, so fügt er hinzu: „es ist unmöglich, daß ein gewisser Hof so vieler vereinter Kraft widerstehen könne, und kann man daher hoffen, daß der glückliche Tag kommen wird, wo wir ihn unter der Wucht seiner Feinde erliegen sehen. Welche Freude werden wir bei diesem so lange erwarteten Ereigniß haben, wie werden Eure Neuigkeitsmacher befriedigt sein, endlich ihre Voraussagungen erfüllt zu sehen, und wie dankbar werden sie den beiden Menuetten sein: dont l'un est en mineur."

Wenn der Ambassadeur von Fez sich des Secretartikels bemächtigt hat, als der von San Marino, mit ihm bei dem Ambassadeur der dreizehn Cantone dinirend, den Artikel mit dem Schnupftuch aus der Tasche zog und dabei zur Erde fallen ließ, so wird auch das in den vertrautesten Wiener Kreisen einen säuerlichen Nachgeschmack zurücklassen, in Erinnerung an einen Vorgang in Berlin, der seiner Zeit ihnen Verlegenheit genug gebracht hat. In Kürze schreibt darüber Prinz Louis von Braunschweig an seinen Bruder, den Herzog Karl, Wien 4. März 1750: „Der russische Hof will durchaus Händel haben mit dem schwedischen Hofe, malgré dem kaiserlichen Hofe, England und Holland; um dazu

zu gelangen, hat die Zarin den kaiserlichen Minister (Graf Bernes) treuherzig gemacht, an Puebla (in Berlin) eine Beischrift zu schicken, solche dem russischen Gesandten am preußischen Hofe (Graf Keyserlingk) zuzubringen, als wenn der schwedische Gesandte (Wullfjenstjerna) sie verloren hätte, worin gestanden haben soll, daß der König vor den Thronfolger in Rußland eine Rebellion machen wolle; Puebla hat sich zu solcher infamen That nicht gebrauchen lassen, hat es aber hieher in Chiffre gemeldet; der König von Preußen hat solches dechiffrirt und Copie davon nach dem englischen und französischen Hofe gesandt." Nur nach dem französischen, und zwar durch den französischen Gesandten in Berlin, der unvorsichtig genug war, diese Sendung mit der Post über Hannover zu befördern; dort wurde sie intercipirt, das Schreiben Puebla's abgeschrieben, nach London, von dort nach Wien gesandt; da war man äußerst betreten, verbot dem Puebla, der angefragt hatte, ob er Folge leisten solle oder nicht, nach dem Wunsch der Zarin, d. h. des Großkanzlers Bestuschew, zu verfahren.

Ob sich in der Krankheitsgeschichte des Ambassadeur von Fez irgend ein wirklicher Vorgang spiegelt, oder ob etwa Ritter Williams in den peinlichen letzten Tagen seiner Gesandtschaft in Berlin sich als Kranker vom Hofe fern hielt, oder der Herr Groß, der Vertreter Rußlands, in ähnlicher Lage eine damals ganz neumodische electrische Cur am großen Zeh gegen seine Colique versuchte, muß dahingestellt bleiben.

Um so unzweideutiger ist in dem articulus secretissimus die Bestimmung über das Aequivalent in Geld für die preußische Escadron, die der Republik San Marino zugesichert wird: „700 Lires zahlbar in der Münzsorte, die dem gazetier de Cologne vor 10 Jahren ausgezahlt worden ist, und von der die Republik einen wundervollen Gebrauch gegen ihre Feinde wird machen können." Dieser gazetier, Professor Roderique in Cöln, hatte in seiner „gazette de Cologne" 1741 arge Nachrichten gegen Preußen verbreitet, und da er sich weigerte, auf die Forderung des preußischen Residenten in Cöln zur Berichtigung auch die preußischen Nachrichten aufzunehmen, hatte Friedrich II. dem Gesandten 100 Ducaten zugestellt, mit dem Auftrag, „den Zeitungsschreiber mit einer Tracht Prügel zur Raison zu bringen." Ein handfester Cölner that es für 50 Ducaten und mit bestem Erfolg, wenn auch nicht, ohne daß noch mehr als einmal die Drohung nöthig wurde, die noch übrigen 50 Ducaten zur Verwendung zu bringen. Da Roderique von dem österreichischen Residenten in Cöln mit Nachrichten versorgt wurde, auch aus Wien und, wie man aus dem groben Stylus imperii vermuthete, direct von Bartenstein Zusendungen erhielt, da man ferner in Wien schon durch Roderique's nothgedrungene Entschuldigung, daß er nach richtig empfangenen Prügeln auch aus den Berliner Zeitungen Berichte neben den österreichischen gebe, von der Züchtigung unterrichtet sein mußte, bei der der arme Roderique nur der Sack war, der geschlagen worden, so war man in Wien völlig in der Lage, auch diesen Passus des articulus secretissimus richtig zu verstehen.

Endlich „die wirklichen Elephanten", die da kommen und furchtbares Unheil anrichten werden. Diese Elephanten sind eine Reverenz für den Dresdener Hof, wo nach dem Mercure hist. et pol. 1753, März, p. 293 „le spectacle magnifique du nouvel opéra de Selim" (oder vielmehr Soliman) Furore machte, ein Spec-

takelstück mit überreichen Aufzügen von Türken, Persern, Mohren, zu Fuß und zu Roß, mit Bären, Tigern, Dromedaren, Elephanten; „die Pferde und die Kameele," schreibt der Dresdener Brief im Mercure, „waren so vortrefflich dressirt, daß sie trotz der Janitscharenmusik und der zahllosen Lichter nicht scheu wurden; die Elephanten, Tiger, Löwen, Leoparden wurden von Pferden und Hunden dargestellt, die so ausgezeichnet maskirt waren, daß die Zuschauer überrascht von der Wirklichkeit der Dromedare und Rosse fast auch wirklich Elephanten zu sehen glaubten." Geld genug bei den erschöpften sächsischen Finanzen hatte dies staunenswürdige Theaterstück gekostet, man sagt über 100,000 Thaler. Friedrich II. schreibt dem Prinzen von Preußen 15. Februar 1753: „Soliman hat der sächsischen Armee eine Reduction von 10 Reitern auf die Compagnie und von allen Grenadiercompagnien, die Rutowski's ausgenommen, gebracht; ich würde selbst Dido und Sulla hinausgeworfen haben, wenn ich um ihretwillen Einen Feldwebel in der Armee hätte abdanken müssen"; und am 18. Februar: „ein Elephanten- und Kameelführer hat sich mir für die Oper angeboten; ich habe ihm erwidert, daß man hier die Astrua und Corestini seinen Thieren vorzöge; ... ich habe nicht Lust den König von Sachsen nachzuahmen, nicht einmal in seinen Theaterstücken."

Der letzte Brief, der eine Art Epilog ist, hat wenigstens ein Moment von Interesse für uns. Immerhin in derselben ausgelassenen parodischen Form wie die beiden ersten predigt er eine weise Lehre, die das Schreiben des fingirten preußischen Ministers Graf Zopenbrug, in Antwort auf die Beschwerde des ersten Senators der Republik San Marino, in den Worten ausspricht: „vom Papst und Kaiser bis zum Bischof von Constanz und dem Fürsten von Zippelzerbst gibt es keinen Regenten, den das Publicum nicht achten müßte; mag er mächtig oder schwach, mag er Feind oder Freund sein, das macht keinen Unterschied; die Wohlanständigkeit fordert, daß, wenn man von ihnen spricht, es immer in den schicklichen Formen geschehe; die großen Fürsten ehren sich selbst in ihres Gleichen."

V.

Wenn Friedrich II. diese lettres au public veröffentlichte, in solcher Form veröffentlichte, daß man ihn als den Verfasser derselben erkennen mußte, so hat er nicht bloß einer übermüthigen Laune oder seiner literarischen Eitelkeit den Zügel schießen lassen, sondern wie Alkibiades, wenn er seine Wachtel fliegen ließ, die Absicht gehabt, eine Wirkung damit zu erzielen.

Ob die Briefe und wie sie gewirkt haben, gestatten die Ueberlieferungen, die vorliegen, nicht zu erkennen.

Wir sehen, die politischen Verhältnisse lagen in der Zeit, da diese drei Pamphlete erschienen, bedenklich genug; daß der englisch-russische Subsidientractat eingeleitet wurde, gab den sächsischen, hannöverschen, österreichischen Truppenzusammenziehungen eine sehr ernste Bedeutung.

Wenn Friedrich's II. Gegner gedachten, ihn bange zu machen, so irrten sie sich. Auf den militärischen und politischen Mummenschanz, mit dem sie auf ihn anrückten, antwortete er zunächst damit, daß er ihnen hell ins Gesicht lachte.

„Ein gewisser Hof," sagt der zweite Brief, „denkt an nichts als an Be-

lustigungen, an nichts als an Bälle und Festlichkeiten; er lebt in der Sorglosigkeit, die großen Katastrophen vorauszugehen pflegt." Wenn der so schrieb, dem man diese große Katastrophe zugedacht hatte, zu der man ihn in aller Heimlichkeit und der frommen Miene aufrichtigster Friedensliebe mit den nöthigen Wolfsgruben und Fangeisen zu umstellen bemüht war, so mußten seine weisen Gegner, wenn sie seine unliebsame Satire lasen, inne werden, daß er Witterung habe von ihren Anschlägen und Vorbereitungen, die bei Weitem noch nicht fertig waren; daß es nicht gerathen sei des Bären Fell zu theilen, ehe man noch so weit war die Jagd zu beginnen; daß er keineswegs von der übermüthigen Sorglosigkeit und Hastigkeit sei, auf welche die ihm zugedachte Katastrophe berechnet war, und daß, wenn er vor den Augen der Welt ihrer unschuldigen Defensivpolitik so abgeschmackte Motive unterschob, er vielleicht doch noch mehr von ihren Heimlichkeiten wisse, als er merken lasse.

Für Friedrich II. genügte es, wenn seine satirischen Platzpatronen die Gegner stutzen machten. Und wenn er gegen sie statt den Degen, wie sie wollten und hofften, den Fuchsschwanz zog, auf sie und ihre literarischen Panduren einzuhauen, so wird auch wohl das Publicum gemerkt haben, daß es mit den interessanten Schrecknissen eines europäischen Krieges noch nicht so weit sei, wie man es glauben machen wollte[1]).

Die Hauptsache freilich war, daß hinter dem Fuchsschwanz und den Platzpatronen eine starke Armee und ein Monarch stand, dessen scharfer, entschlossener, vielseitiger Geist immer neue Mittel wußte, den Krieg, den er nicht wollte, zu vermeiden, den Friedensstand, der dem Interesse seines Staates und Volkes entsprach, zu erhalten.

Er wurde erhalten. In Wien wurde an Ulfeld's und Bartenstein's Stelle der behutsamere Graf Kaunitz berufen, der zunächst um Frankreichs willen zu calmiren suchte.

Der Kaiser gab dem Reichstagsbeschluß wegen Ostfriesland keine weitere Folge; England verhängte weder Blockade noch sonstige Repressalien; der Dresdener Hof zahlte auf der Frühlingsmesse die für preußische Unterthanen fälligen Termine, und Bestuschew's Subsidienforderung war unverschämt genug, um selbst Georg's II. Eifer abzukühlen.

Das Uebrige thaten die Manöver des großen Lagers bei Spandau. Sie waren das Staunen der Welt.

---

[1]) Denina schreibt in seinem „Essai sur la vie et le règne de Frédéric II" (Berlin 1788) p. 131: „Ce ne fut que l'an 1753, qu'il put avoir des avis assurés du traité secret de Pétersbourg et des intrigues non interrompues des trois cours, pour se ménager le moment favorable de tomber sur lui. D'après ces avis le roi écrivit, les lettres au public, conçues d'une manière énigmatique, qui parurent successivement par cahiers. Le public ne les comprit que quelque temps après."

Der gegenwärtige Stand der Lehre von der Cholera.

Von

Wilhelm Fließ.

I.

Am Morgen des 19. August 1817 wurde Dr. Robert Tytler in Jessora, einer etwa zwanzig Meilen nordöstlich von Calcutta gelegenen Stadt, von einem indischen Collegen ans Krankenbett eines Mannes berufen, der in der vorausgegangenen Nacht ganz unerwartet von einem schweren, unter ungewöhnlichen Symptomen einhergehenden Leiden befallen war. Ein heftiges Abweichen, dessen mildere Vorboten schon durch einige Tage hin den ahnungslosen Patienten belästigt hatten, leitete die bedrohliche Scene ein. Bald folgte stürmisches Erbrechen, bei dem ohne große Beschwerden, doch unaufhörlich eigenthümliche, flüssige, fast farb- und geruchlose, mit weißlichen Flocken durchsetzte Massen von derselben reiswasserähnlichen Beschaffenheit entleert wurden, wie sie die vorgängigen Darmabsonderungen darboten. Hatte schon der stetige, quälende Durst, der um so unstillbarer sich erwies, als die genossenen Getränke sofort wieder auf demselben Wege den Körper verließen, auf dem sie ihm zugeführt waren, hatten ferner die äußerste, mit Angstgefühl und Beklemmung gepaarte Hinfälligkeit den Kranken in den peinlichsten Zustand versetzt, so wurde sein Leiden noch durch Wadenkrämpfe vergrößert, die stundenlang, nur von kleinen Pausen unterbrochen, anhielten und die grausame Marter bis aufs Höchste steigerten. Schwer gepeinigt schrie der Kranke auf; aber bald nahm seine Stimme einen heiseren, rauhen, papiernen Klang an; gleichzeitig sanken seine Augen tief in ihre Höhlen zurück, sie schienen trocken und glanzlos zu sein. Die Nase war spitz, die Wangen hohl, die Lippen blau, die Haut an den Händen runzelig, wie die einer Waschfrau. Als der englische Arzt kam, sah er einen Sterbenden: den Puls erloschen, den Herzstoß unfühlbar. Wohl aber empfand die betastende Hand eine Eiseskälte an der schiefergrauen, mit spärlichem, kühlem Schweiß bedeckten Körperoberfläche des apathisch daliegenden Patienten. Jede zufällig aufgehobene Hautfalte blieb stehen: die natürliche Elasticität der Haut war gänzlich verloren. Daneben fiel dem ärztlichen Beobachter auf, daß fast sämmtliche Körpersecrete, Speichel, Thränen, Harn, längst versiegt waren. Und trotz aller dieser schweren Zeichen

antwortete der Kranke, wiewohl langsam und widerwillig, doch noch auf jede Frage des Arztes ganz klar, und mitten in diesem Zustande vollen Bewußtseins stockte plötzlich der Athem — für immer.

Was für eine seltsame Krankheit war das, welche dem europäischen Arzte mit einem Male gegenübertrat? Einen Augenblick zauderte Dr. Tytler mit seinem Urtheil; dann entschied er sich für eine Vergiftung, auf die ihm die wahrgenommenen Symptome am meisten zu passen schienen. Es ging ihm dabei umgekehrt, wie dem berühmten französischen Diagnostiker Louis, welcher 1849 seinen Clienten, den Herzog von Choiseul, den man wegen Ermordung seiner Frau kurz zuvor verhaftet hatte, an der Cholera gestorben sein ließ, obwohl es bald bekannt wurde, daß hier eine Arsenikvergiftung vorgelegen hatte. Ein Umstand mußte jedoch Dr. Tytler stutzig machen: er erfuhr, daß noch siebenzehn andere Einwohner ebenso erkrankt und schnell gestorben waren. Das hinderte ihn, seinen Bericht an die vorgesetzte Behörde sogleich abzusenden. Und wirklich, er brauchte nicht lange zu warten, um sich von der vollständigen Haltlosigkeit seiner ursprünglichen Diagnose zu überzeugen. Die mit rapider Schnelligkeit um sich greifende Epidemie hatte bereits in den nächsten zwei Monaten 10,000 Einwohner Jessora's dahingerafft und die Thore der Stadt mit reißender Eile überschritten.

In Calcutta, wo schon Ende September die Seuche ihre Verheerungen anrichtete, erkannte man, daß die übel berüchtigte Krankheit „Mordeshi" hereingebrochen war. Das erstaunte Europa sollte nun, wenn auch zunächst nur aus der Ferne als unbetheiligter Zuschauer, Kunde erhalten von dem Verlauf dieser furchtbaren Krankheit, der Cholera, welche zwar früher schon in Indien existirt, doch jetzt zuerst ihren epidemischen Charakter offenbart hatte. Ihre erste Wanderung, in den Jahren 1817—1823, beschränkte sich auf asiatischen Boden. In einer, im Ganzen nordwestlichen Richtung war sie durch das gesammte Asien und dessen Inselreich geschritten, hatte keiner Hindernisse geachtet, war über die höchsten Gebirge hinweggegangen, hatte die reißendsten Ströme und tiefsten Meere durchwatet, überall hin Tod und Verderben bringend, bis 1823, mit ihrem Erlöschen in Orenburg, der erste Seuchenzug zu Ende ging, nachdem die europäischen Grenzen nur eben gestreift waren.

Die Ruhe, welche auf diese erste Choleraphase folgte, sollte nicht allzu lange währen. Gegen Ende des Jahres 1826 zeigte sich das Sterben wieder in Calcutta und wüthete daselbst auch im folgenden Jahre. Das Volk glaubte, die Verhinderung der durch den Ritus gebotenen Menschenopfer hätte den göttlichen Zorn und damit die furchtbare Strafe heraufbeschworen. Aber die Cholera setzte ihren begonnenen Marsch fort, trotzdem der religiöse Fanatismus dem Todesengel noch freiwillige Opfer bot; 1828 klopfte sie bereits wieder an die Pforten Europa's. Sie wich indessen aus Orenburg bei Eintritt der Winterkälte. 1830 sahen die Bewohner derselben Grenzfestung die Seuche zum dritten Male in ihren Mauern. Jetzt aber schritt sie nach Nischni-Nowgorod weiter, wo sie im August trotz aller Cordons und aller Quarantänemaßregeln ankam. Bereits in den Winter von 1830/31 fällt die berühmte, vom October bis April währende Epidemie von Moskau, wo die Krankheit ungeachtet der ihr ungünstigen strengen Kälte entsetzlich hauste. Das eigentliche Bürgerrecht in Europa erwarb sich die Cholera jedoch

erst 1831. Im Frühjahr herrschte sie mit besonderer Intensität in Mekka und Medina, wurde durch die Pilger nach Aegypten verbreitet, und durchbrach in Kairo den dreifachen Cordon, den Ibrahim Pascha um seinen Harem gezogen hatte. In Rußland zwang die Seuche immer größere Kreise in ihren Machtbereich. Sie trat in Petersburg auf, wo sie einen gefährlichen Volksaufstand hervorrief. Gleichzeitig verbreitete sie sich aus dem Süden des Reiches in zwei westlichen Zügen. Südwestlich wurde das Moldaugebiet, nordwestlich Polen ergriffen. Die preußische Grenze wurde zuerst bei Kalisch überschritten. Dann gelangte die Cholera auf einem zweiten Wege von Riga aus nach Mitau und von hier nach Danzig. Ost- und Westpreußen, Schlesien waren bald durchwandert; dem Laufe der Oder folgend ging die Seuche via Cüstrin und Frankfurt a. O. nach Berlin, wo sie am 31. August 1831 ihren Einzug hielt. Hier hatte Johann Nepomuk Rust, ein verdienter Arzt, der indessen wegen seiner etwas gewaltsamen therapeutischen Mittel beim Publicum ziemlich gefürchtet war, einen großen, aber nutzlosen Sperrcordon eingerichtet. Es ist nicht wenig bezeichnend für den unverwüstlichen Humor der hauptstädtischen Bevölkerung, daß seine fruchtlosen Bemühungen ihm damals eine Caricatur mit der Unterschrift: „passer rusticus, der gemeine Landsperling", einbrachten. Im October desselben Jahres war die Krankheit schon von Hamburg aus nach England gelangt, 1832 hatten Frankreich und Nordamerika, ja selbst Mexiko von der Seuche zu leiden, in den folgenden Jahren breitete sie sich nicht nur über Europa weiter aus, sondern ging 1835 sogar nach Nordafrika, nahm Malta, wo der fünfunddreißigste Theil der Einwohner ihr erlag, in furchtbaren Tribut und endete erst 1837 auf der ganzen von ihr befallenen Linie, nachdem sie in diesem Jahre wiederum in Berlin gewesen war.

Der nun folgende Waffenstillstand dauerte bis 1846. Dann begann die dritte Invasion, welche von 1846 bis 1863 währte. Auch in dieser Phase kam die Cholera wieder aus Indien und eroberte sich, indem sie in den Jahren 1849/50 und 1853/55 deutliche Maxima erkennen ließ, ein Gebiet, das die ganze nördliche Hemisphäre umfaßte und außerdem noch südlich vom Aequator in der alten Welt bis zum 25°, in der neuen bis zum 30° S. Br. reichte. 1848 war die Cholera in Berlin, 1849 hielt sie ihr neunmonatliches Heerlager in Paris ab.

Der vierte Choleraüberfall, in dessen Gefolge die Seuche von 1865 bis 1875 pandemisch auftrat, unterscheidet sich in zwei Momenten wesentlich von seinen Vorgängern. Zunächst war der Weg der Seuche ein ungewöhnlicher. Früher ging sie auf dem Landwege von Indien, über Afghanistan, Persien und das asiatische Rußland nach Europa. Diesmal wurde sie von der Küste Arabiens, wohin der Schiffsverkehr aus Bombay sie importirt, und einige indische Pilger sie weiter verbreitet hatten, auf dem Seewege nach Europa theils über Malta und Marseille eingeschleppt, theils über Alexandrien und Constantinopel fortgetragen. Die Zeit, welche hierzu nöthig war, — und das ist das zweite Unterscheidungsmerkmal, — betrug nicht, wie früher, mehr als Jahresfrist, sondern wurde durch einige Wochen repräsentirt. In dieser Pandemie, welche 1866 mehr preußische Soldaten tödtete, als die Kugeln der Feinde vermochten, wurden alle Welttheile, mit Ausnahme Australiens, überzogen.

Der fünfte Einbruch der Cholera, welcher gegenwärtig noch nicht überwunden ist, begann im vorigen Jahre. Wenigstens wurde damals erst die Seuche, die schon früher bösartig in Indien herrschte, nach Damiette verschleppt und gestaltete sich dadurch zur Geißel für das Pharaonenland, dem sie 30,000 Menschen raubte. Daß die Seuche sich in Aegypten localisirte und erlosch, ist ebenso noch in aller Gedächtniß, wie der Vorgang der erneuten Invasion der Cholera aus Hinterindien, welche in diesem Sommer nach Südfrankreich stattgefunden hat.

Während dieser fünf Pandemien hat die Cholera, außer dem Continent Australiens, alle Erdtheile berührt; nur verhältnißmäßig geringe Länderstrecken blieben von ihr verschont, theils weil aus zufälligen Ursachen die Infectionsträger nicht dorthin gelangten, theils weil sie für die Infection selbst keinen günstigen Boden gewährten.

II.

Zu einer Zeit, wo die Kunde vom „Cholerabacillus" längst Gemeingut aller Gebildeten geworden ist, dürfte es überflüssig sein, hier die Gründe zu erörtern, aus denen die Cholera den Infectionskrankheiten beigezählt werden muß. Vielmehr drängen sich zwei andere Fragen ganz in den Vordergrund unseres Interesses. Wie haben wir uns die Genesis der Krankheitserscheinungen zu denken, als deren letzte Ursache der Bacillus anzusehen ist? Und ferner: mittelst welcher Vehikel tritt der Bacillus seine Wanderung durch die Welt an, wie bringt er verderbenbringend in den Körper des Einzelnen? Sehen wir zunächst, in wie weit uns der gegenwärtige Stand der Lehre vom Cholerabacillus auf unsere Fragen Antwort ertheilen kann.

Robert Koch, der Leiter der im vorigen Jahre vom Reiche nach Aegypten und Indien ausgesandten Commission zur Erforschung der Cholera, vermochte den organisirten Infectionsträger der Seuche mit Hilfe derselben Methoden aufzufinden, die ihm bei der Entdeckung des Tuberkelbacillus so glücklich unterstützt hatten. Es sind das vor allem die Reincultur der Mikroben auf festem Nährboden und die fortgeschrittene Technik der mikroskopischen Untersuchung.

Man hatte schon früher vielfach versucht, die Mikroorganismen „reinzuzüchten", indem man ein kleines Stück des Körpergewebes, in welchem Mikroorganismen enthalten waren, in eine Nährlösung, z. B. in Hühnerbouillon, brachte und nun erwartete, daß dieselben sich hier unter dem Einfluß einer geeigneten Temperatur weiter vermehren sollten. Dann wollte man durch sorgfältige Auslese und weitere Aussaat der gewucherten Mikroben diese schließlich isoliren. Das Verfahren hatte nur einen, allerdings fundamentalen Fehler. Die organisirten Keime blieben nicht an einer Stelle der Nährflüssigkeit, sondern vermischten sich sehr schnell unter einander, und der dann aufwachsende Pilzrasen bildete eine bunte Mosaik aus allen möglichen Mikrobenarten. An eine wirkliche Sonderung der einzelnen von einander war dabei gar nicht zu denken. Koch führte deshalb den *festen* Nährboden in die Technik der Mikroben-Züchtung ein, und das war ein folgenreicher Fortschritt. Denn nun war eine solche Vermischung der Keime ausgeschlossen. Jeder einzelne derselben vermehrte sich genau an dem Orte seiner Aussaat, und man sah bald, daß dadurch Merkmale geschaffen wurden, die auch

dem unbewaffneten Auge des Kenners es leicht machten, aus der Form und Farbe und dem sonstigen Verhalten einer Pilzcolonie die Diagnose zu stellen, ob nur eine oder mehrere Arten, und welche, den Pilzhaufen zusammensetzten.

Die mikroskopische Technik hatte in der Bacterienuntersuchung nach zwei Richtungen hin belangreiche Fortschritte zu verzeichnen. Man lernte die Thatsache kennen, daß die Mikroorganismen sich leicht durch Anilinfarbstoffe färben und so von ihrer Umgebung bequemer unterscheiden lassen. Sodann gab man das sonst allgemein geltende Princip, durch Abblendung der Randstrahlen mittelst eines sogenannten Diaphragmas das Object deutlicher zu machen, für die Aufsuchung der Bacterien im mikroskopischen Präparate auf. Vielmehr suchte man noch durch einen besonderen Lichtzerstreuungsapparat das die Bacterien enthaltende Object gleichsam in Licht zu ertränken, so daß auf dem nahezu gleichmäßig helleren Hintergrund die gefärbten kleinen Wesen um so deutlicher hervortraten.

Mittelst dieser in ihren Grundzügen eben angedeuteten Methoden begann Koch das Suchen nach den Infectionsträgern der Cholera. Er fand in der Darmwand von frischen Choleraleichen und im Darminhalt von Cholerakranken eigenthümliche, kommaähnlich gestaltete Organismen, welche gerade dort, wo der Krankheitsproceß am intensivsten zu sein pflegt, also im unteren Ende des Dünndarms, ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Die Menge, in der sie in den Darmdejectionen enthalten waren, entsprach genau dem Krankheitsstadium. Im Anfange des Anfalls war sie gering, auf der Höhe derselben äußerst beträchtlich, so daß die Ausleerungen dann fast Reinculturen bildeten; gegen das Ende hin verringerte sich ihre Zahl wieder auf ein Minimum. Die Kommabacillen kamen nur im Darm Cholerabefallener vor und wurden niemals in anderen Leichen oder in den Entleerungen anderer Kranken beobachtet. Andererseits wurden sie bei Cholerakranken auch niemals vermißt. Sie können nicht zufällige Darmparasiten sein, welche durch die Choleraerkrankung nur eine günstige Gelegenheit zur Vermehrung gefunden haben, weil sie dann bereits vorher im Darm gewesen sein müßten. Ja es schließt diese Annahme die Consequenz ein, daß sie im Darm eines jeden Menschen sich aufhalten müßten, weil man sie bei jedem Cholerakranken sowohl in Aegypten, als auch in Indien und neuerdings auch in Frankreich fand. Eine so regelmäßige Combination ist wohl ohne jene Consequenz nicht denkbar. Nun aber wissen wir bereits, daß es trotz vielfacher Bemühungen nie gelungen ist, die Kommabacillen anderswo als im Darm oder den Dejectionen eines Cholerakranken zu entdecken. Es bleibt also nichts übrig, als diese Art Bacillen für die Erzeuger der Cholera anzusehen. Für die Richtigkeit dieses Schlusses gäbe es einen positiven und letzten Beweis, wenn es gelänge, durch Impfung mit den reingezüchteten Bacillen die Cholera künstlich beim Thier hervorzurufen. Nun hat man zwar die Bacillen durch Reincultur zu isoliren vermocht. Aber eine erfolgreiche Ueberimpfung auf Thiere hat man nicht zu Stande gebracht. Das liegt daran, daß gegenwärtig kein Thier bekannt ist, welches spontan die Cholera acquiriren kann. Wahrscheinlich gibt es auch gar kein solches Thier. Denn in jenen Gegenden Niederbengalens, wo die Cholera einheimisch ist, hätte doch sonst einmal eine Thier-Cholera zuverlässig beobachtet werden müssen. Sorgfältige Erkundigungen über diesen Gegenstand haben aber stets ein negatives

Resultat ergeben. Es scheint somit die Cholerakrankheit ein trauriges Vorrecht des Menschen zu sein. Obwohl unter diesen Umständen die letzte positive Form der Beweisführung von der specifischen Natur des Cholerabacillus vorweg ausgeschlossen zu sein schien, hat der Zufall jedoch eine Beobachtung anzustellen erlaubt, welche fast den Werth des Experimentes besitzt. Bei der Untersuchung einer kleinen Localepidemie, welche die Umwohner eines Tanks — so heißen die über ganz Bengalen verbreiteten unzähligen Tümpel, aus denen die Hüttenbewohner ihr Trink- und Nutzwasser beziehen — ergriffen hatte, ergab es sich, daß alle Erkrankten das Tankwasser genossen hatten. Letzteres aber war durch die Choleradejectionen des ersten tödtlich verlaufenen Falles stark verunreinigt und trotzdem von den Bewohnern in der gewöhnlichen Weise zum Baden, Waschen und Trinken benutzt worden. Die bacterioskopische Untersuchung des Wassers erwies, daß dasselbe in reichlicher Menge den Kommabacillus der Cholera mit allen seinen charakteristischen Eigenschaften enthielt. Es konnte hier um so weniger einem Zweifel unterliegen, daß wirklich diese Bacillen die Cholera verursacht haben, als die Erkrankungen sich ausschließlich auf die Umwohner dieses Tanks, die von dem bacillenhaltigen Wasser genießen konnten, beschränkten.

Nach allem dem ist der Kommabacillus ohne Frage der Erzeuger der Cholera, vorausgesetzt natürlich, daß er sichere Unterscheidungs-Merkmale besitzt, an denen er stets und mit Bestimmtheit wiedererkannt wird. Solche Merkmale sind seine gekrümmte Form, nach welcher er den Namen des „Kommabacillus" erhalten hat, seine lebhafte Eigenbewegung, welche es bewirkt, daß man den Bacillus fortwährend mit großer Geschwindigkeit durch das Gesichtsfeld des Mikroskops schießen sieht; ferner sein Bestreben, stets an den Rand des Nährgelatinetropfens zu gehen, wenn man ihn in einem solchen gezüchtet hat; endlich ist für ihn sein weiteres Verhalten in der Gelatine-Reincultur in hohem Grade charakteristisch. Er bildet dort Anfangs geschlossene, farblose Colonien, die so aussehen, als seien sie aus kleinen, stark glänzenden Glasbrocken zusammengesetzt: später verflüssigen diese Colonien die Gelatine und breiten sich dort zu mäßigem Umfange aus. Diese Eigenschaften würden allein hinreichen, um die Cholerabacillen von jeder ähnlichen Art zu unterscheiden. Das Vorhandensein der Gesammtheit aller dieser Merkmale schließt aber jeden diagnostischen Irrthum mit apodiktischer Sicherheit aus.

Es sind außerdem noch einige Lebenseigenschaften des Cholerabacillus ermittelt worden, welche für die Beurtheilung seines Wirkens von hoher Wichtigkeit sind. Man kann sie dahin zusammen fassen, daß der Bacillus Säuren und Trockenheit haßt. Er wächst nur in alkalischen Nährlösungen, und die geringsten Spuren von Säuren, die auf andere Bacillen keinen merklichen Einfluß besitzen, hemmen seine Entwicklung ganz auffallend. Außerdem aber vermehrt er sich nur auf feuchtem Nährboden (feuchter Wäsche, feuchten Nahrungsmitteln, ganz besonders auf feuchter Erde) und eine dreistündige Austrocknung vernichtet schon sein Leben für immer. Schließlich ist zu bemerken, daß widerstandskräftigere Dauerformen des Cholerakeimes mit anderen Existenzbedingungen, als sie der Bacillus hat, nicht entdeckt worden sind. Und man hat nach ihnen redlich gesucht, nicht bloß um ein Analogon zum Milzbrandgift, wo Dauerformen, sogen. Sporen,

neben den Bacillen existiren, für das Choleragift zu finden, sondern, weil die bisherige Lehre von dem Zustandekommen der Cholerainfection das Vorhandensein einer solchen Dauerform fast gebieterisch erheischte.

III.

Auf welchem Wege dringt der Kommabacillus, mit dessen Biographie wir jetzt vertraut sind, in den Körper ein, wie erzeugt er die Krankheit? Wir trennen diese Fragen von derjenigen der Verbreitungsweise des Choleragiftes über eine große Anzahl von Menschen hin. Der Bacillus soll zunächst in unserer Umgebung uns reichlich zur Verfügung stehen. Wo ist die Pforte, durch welche er seinen gefährlichen Einzug in den Körper hält?

Nach dem Stande unserer gegenwärtigen Kenntniß sind wir gezwungen, den Verdauungscanal als das regelmäßige, wenn nicht ausschließliche Einfallsthor des Choleraparasiten anzusehen. Denn in den Luftwegen und innerhalb der Blutbahnen hat man ihn, bisher wenigstens, gänzlich vermißt. Daß er aber dort in Gestalt einer noch unbekannten Dauerform existire und als solche durch das Blut zum Darm gelange, wo er sich erst zum Koch'schen Bacillus entwickelte, ist eine zur Zeit unbewiesene und, wie uns scheint, unnöthige und unwahrscheinliche Hypothese. Unnöthig ist sie, weil ein etwa in der Luft enthaltener Bacillus nicht erst auf dem Umwege durch die Luftröhre in die Lungen, von da in das Blut und so schließlich in den Darm zu gelangen braucht, sondern direct mit der in gar nicht unbeträchtlicher Menge verschluckten Luft in den Magen und Darm einwandern kann. Unwahrscheinlich ist jene Annahme, weil der Bacillus von der Darmoberfläche in die Tiefe wuchert, und nicht, wie es nach der Lage der Blutgefäße zu schließen wäre, die umgekehrte Richtung einschlägt. Dieses Unwahrscheinlich heißt freilich nicht Unmöglich. Ja wir werden später einen Fall kennen lernen, wo die Frage der Blutinfection uns in der That nahe tritt.

Sobald der Kommabacillus durch den Mund und die Speiseröhre in den Magen gekommen ist, geht er unfehlbar zu Grunde, wenn der Magensaft in normaler Weise stark sauer reagirt. Das zeigt der Umstand, daß man bei Thieren, die mit Cholerabacillen gefüttert waren, dieselben niemals im Darm fand; das erläutert ferner die Thatsache, daß Menschen mit gestörter Magenverdauung ganz besonders leicht von der Cholera befallen werden, und steht endlich im Einklang mit dem directen Versuch, wonach die meisten der bekannten Säuren selbst in minimalen Quantitäten den Cholerabacillen erheblich schaden.

Wenn aber eine ausreichende Quantität der lebenden Bacillen unversehrt den Magen passirt und den Darm erreicht hat, so finden sie hier, wo durch den Zufluß der Galle vom Zwölffingerdarm nach abwärts alkalische Reaction herrscht, die ausgezeichneten Bedingungen für ihr Fortkommen. Sie siedeln sich vorzüglich dort an, wo in Folge der Nähe der den Dünndarm vom Dickdarm trennenden Darmklappe der umgewandelte Speisebrei am längsten verweilt, d. h. in dem unteren Theile des Dünndarms. Hier vermehren sie sich, dringen in die schlauchförmigen Drüsen ein, bahnen sich theilweise einen Weg zwischen den an die Oberfläche grenzenden Epithelzellen und der Drüsenhaut, und dringen

in schweren Fällen in die Tiefe bis zur Muskelhaut des Darmes. Dabei verschonen sie ebenso wenig die anderen nicht zu jenen Drüsen gehörenden Gebilde der Darmschleimhaut. Insbesondere werden die lymphatischen Darmplatten von ihnen vielfach angegriffen. Die erste Folge der Bacterieninvasion ist, daß die Epithelzellen, welche in ihrer Gesammtheit eine die ganze Innenfläche des Dünndarms auskleidende Schicht bilden, massenhaft vernichtet werden und sich abstoßen. Die zahlreichen und feinen, dem Darmcanal nahe gelegenen Blutgefäße werden so ihrer schützenden Decke beraubt, und nun steht wenig mehr im Wege, daß die flüssigen Bestandtheile des Blutes aus den Adern heraus- und in den Darm hineintreten, wo sie mit den abgeschilferten Epithelzellen zusammen jene berüchtigten Reiswasserstühle bilden, die für die Cholera so charakteristisch sind. Die massenhaften Entleerungen bringen bald eine Wasserverarmung des Blutes und in Folge davon auch eine Austrocknung der Gewebe mit sich. Daher verliert die Haut ihre Elasticität und schrumpft zusammen, daher fallen die Wangen ein, wird die Nase spitz, büßt das Auge seinen Glanz ein, werden die Stimmbänder trocken und die Sprache heiser und tonlos; daher versiegen die Absonderungen: Thränen, Speichel, Schweiß und Harn, daher entbehren die Nerven des zu ihrer Existenz nothwendigen Wassers und zeigen vor ihrem Absterben heftige Reizerscheinungen, die sich durch die so schmerzhaften Muskelkrämpfe ausdrücken. Daher endlich wird das Blut selbst immer consistenter, die Circulation und mit ihr der Gaswechsel stocken, es findet eine Sauerstoffverarmung und Kohlensäureüberladung statt, welche dem Blute ein heidelbeerfarbiges Aussehen verleihen; der Kranke wird „veilchenblau", cyanotisch. Das Herz vermag die verdickte Blutsäule um so weniger in die fast unelastischen Arterien mit Nutzen zu werfen, als auch ihm der zu seinem Leben nöthige Sauerstoff mangelt. Es arbeitet immer schwächer und schwächer, um endlich stille zu stehen. Der Kranke ist pulslos. Die Symptome der asphyktischen Cholera sind vollzählig.

Obwohl unzweifelhaft der Wasserverlust des Körpers die wesentliche Rolle beim Zustandekommen der Choleraſymptome spielt, so kann doch nicht geleugnet werden, daß dieses Erklärungsmoment in einigen Fällen uns im Stiche läßt. Denn es werden auch zuweilen bei ganz leichten Choleradiarrhöen Unterdrückung der Harnsecretion und Wadenkrämpfe beobachtet, ohne daß die Flüssigkeitsverarmung des Körpers eine irgend nennenswerthe wäre. Hier scheint zur Erklärung das Vorhandensein einer Blutinfection erforderlich, ein Postulat, das man im Hinblick noch auf eine andere wichtige Thatsache nicht umgehen kann, auf die Choleraerkrankung des Fötus bei Durchseuchung der Mutter. Da der fötale Organismus nur durch den Blutkreislauf mit dem mütterlichen in directer Stoffwechselcommunication steht, so können Infectionsträger auch nur auf dem Wege der Circulation zu ihm gelangen. Man wird also zu untersuchen haben, ob im kindlichen Darme ebenfalls Kommabacillen sich finden. Im bejahenden Falle liegt eine Infection vom Blute aus vor; im verneinenden würden wir zu der Hypothese gedrängt werden, daß die Bacillen einen chemisch wirkenden Stoff produciren, welcher seinerseits die eigentlichen Veränderungen im Körper des Cholerakranken erzeuge.

Bei der Discussion des Choleravirus ist es erforderlich, einen Blick auch auf die Mittel zu werfen, durch welche der Organismus die eingeführte Schädlichkeit zu eliminiren sich bestrebt.

Es ist nicht zu verkennen, daß das Reactionsmittel des Körpers auf das Choleragift eine brüske Flüssigkeitsausscheidung ist. Das tritt besonders hervor, wenn man einen Blick auch auf eine andere Form der Cholera, den Schweißfriesel, wirft, welchen man wegen seiner äußerst nahen Beziehung zur Seuche selbst auch „Choléra cutané ou sudoral" genannt hat. Das räumliche und zeitliche Zusammentreffen von Cholera und epidemischem Schweißfriesel ist besonders von französischen Forschern sehr häufig beobachtet worden, und diese haben um so weniger Bedenken getragen, beide Krankheiten genetisch zu identificiren, als oft die Erkrankungsform alle Zeichen der Cholera darbot, nur daß statt der fortwährenden Ausleerungen aus Magen und Darm, die hier ganz fehlten, Tag und Nacht andauernde, unversiegbare Schweiße auftraten. Auch hier ist der Nachweis der Kommabacillen noch nicht versucht. Wenn es aber, wie ausgezeichnete Epidemiologen dies thun, erlaubt ist, einen genetischen Zusammenhang zwischen diesen beiden Seuchenformen anzunehmen, so muß als ganz auffällig erscheinen, daß in beiden Fällen das Choleragift den Körper veranlaßt, durch massenhafte Wasserausscheidung und dadurch herbeigeführte Gewebeaustrocknung zu reagiren. Ob dadurch den Cholerabacillen, welche Trockenheit nicht vertragen, die Existenz erschwert, oder ob ein durch sie erzeugtes Gift aus dem Körper schnell hinausgeschafft werden soll, ist zur Zeit eine noch offene Frage.

Ebenso wenig läßt sich eine stricte Antwort auf die wichtige Frage geben, ob die vielbesprochene, sporadisch vorkommende, keine Spur von Uebertragbarkeit zeigende Cholera nostras, deren schwere Form jedoch klinisch eine sichere Unterscheidung von der Cholera asiatica nicht zuläßt, ätiologisch mit der aus Indien stammenden verwandt sei. Auch hier ist nach dem Kommabacillus noch nicht geforscht. Ja mehr als das: man weiß noch nicht einmal, ob das einmalige Ueberstehen der Cholera nostras (auch vom Schweißfriesel weiß man das nicht) immun, seuchenfest gegen die Cholera asiatica macht, ob also sich die beiden Krankheiten etwa wie die Schutzblattern zu den echten Pocken verhalten. Eine Eigenschaft theilt jedenfalls die asiatische Seuche mit den Blattern: die einmalige Erkrankung gewährt auch bei ihr dem Individuum in der Regel Immunität gegen späteres Befallenwerden. Diese Immunität scheint auch bis zu einem gewissen Grade vererbt werden zu können. Wie wäre es sonst zu erklären, daß in der Gangesebene, wo die Seuche jahraus jahrein wüthet, von den Europäern dreizehnmal mehr an der Cholera sterben, als von den Eingeborenen? Auch hier besteht eine Analogie mit den Pocken. Der traurige Fall, der sich 1880 ereignete, wo die gesammten acht Personen einer Eskimotruppe in Folge einer gewöhnlichen Pockenimpfung starben, beweist, daß jenen Naturvölkern ein weit geringerer Grad der Widerstandsfähigkeit ihrer Gewebe zukommt, als unseren Säuglingen, die eine gewisse Immunität von ihren durch die Seuche selbst geimpften Vorfahren überkommen haben.

IV.

So wichtig die bisher erörterten Punkte der Lehre von der Cholera auch für das Verständniß des Krankheitswesens sind, so geben sie allein uns doch noch keinen Aufschluß über das, was die öffentliche Gesundheitspflege in vorderster Reihe interessirt: über die Verbreitungsart der Seuche. Nur wenn man genau unterrichtet ist, auf welche Weise sie ihren Lauf durch die Welt nimmt, was ihr Fortschreiten begünstigt und was es hindert, kann man ein Urtheil darüber gewinnen, wo der Hebel anzusetzen sei, damit die Cholera aus ihrer gemeingefährlichen Position verdrängt werde.

Die Localisten und die Contagionisten heißen die beiden Parteien, welche mit starrer Ausschließlichkeit je eine einzige Möglichkeit der Seuchenverschleppung annehmen. Die Contagionisten leiten die Verbreitung der Cholera von etwas ab, was vom Cholerakranken, die Localisten von etwas, was von der Cholera-localität stammt und ausgeht. Eine vorurtheilsfreie Betrachtung kann unseres Erachtens nicht leugnen, daß die Summe der gegenwärtig bekannten Thatsachen, ohne daß man ihnen Gewalt anthäte, weder durch die eine noch durch die andere der beiden Theorien allein erklärt werden kann.

Max von Pettenkofer, welcher die localistische Lehre begründet und ausgebaut hat, schreibt der Bodenbeschaffenheit die Disposition für die Cholera-verbreitung in erster Linie zu. Nur wenn der Boden porös, mit organischen Stoffen durchsetzt und wenn er außerdem richtig durchfeuchtet sei, könne er eine Brutstätte für das Choleragift abgeben. Der Verkehr käme nur in sofern in Betracht, als er den Cholerakeim in den betreffenden Boden hineingelangen lasse. Hier aber müsse der Keim erst „reifen", um seine Ansteckungsfähigkeit zu gewinnen. Der „reife" Keim, der also immer aus dem Boden stammt, könne dann sowohl durch Objecte (feuchte Nahrungsmittel, Wäsche ꝛc.) als durch die Bodenluft in unseren Körper einwandern und hier die Krankheit hervorrufen. Ohne eine solche Reifung im Boden seien die Choleraprovenienzen ganz unschädlich. Es käme also darnach den frischen Ausleerungen des Cholerakranken keinerlei inficirende Kraft zu, wie viele Kommabacillen sie auch enthalten mögen. Ebenso wenig sei der directe Umgang mit dem Kranken irgendwie gefahrbringend. Es erkrankten nicht mehr Aerzte und Spitalswärter an der Seuche, als Leute aus anderen Berufsclassen, und diese wenigen Infectionen seien lediglich vom Boden abzuleiten. Darnach müßten, wenn das Spital auf siechfreiem Grund aufgeführt wäre, niemals Aerzte und Wärter Beute der Seuche werden, wofür allerdings die Localisten bisher den Nachweis schuldig geblieben sind. Ebenso ist, wenn die Schädlichkeit ausschließlich vom Orte stammen soll, nicht bloß die vom Cholerakranken beschmutzte, sondern auch die in derselben Wohnung aufbewahrte reine Wäsche schädlich. Daß sich aber durch diese bereits Jemand inficirt habe, ist auch noch nicht dargethan. So wenig fundirt wie die eben berührten Punkte, sind auch die übrigen Consequenzen, die man lediglich aus localistischen Principien gezogen hat. So sollte sich die Cholera niemals auf Schiffen epidemisch fortpflanzen können. Die Leute, welche auf hoher See erkrankten, hätten den Keim vom Lande mitgenommen. Nun aber hat man

Schiffsepidemien von vierwöchentlicher Dauer kennen gelernt, bei welchen die Erklärung, der Keim stamme vom Lande, deswegen völlig im Stiche läßt, weil die Incubationsdauer der Cholera nach Pettenkofer's eigener Angabe höchstens drei Wochen betragen könne. Aber noch mehr. Es ist ganz gewiß unvereinbar mit der localistischen Theorie, wenn ein von einem cholerafreien Lande kommender Lootse sich durch bloße Berührung mit dem Schiff inficirt. Und das ist thatsächlich vorgekommen. Der betreffende Lootse hatte das von Rotterdam aus durchseuchte Schiff „England" nicht betreten, sondern nur mit seinem Boote dicht an die Schiffswand angelegt und seine Legitimationspapiere dem Capitän in der Weise übermittelt, daß er sie in einen vom Bord in das Boot hinabgelassenen Korb gab. Dann ward er vom Schiff ins Schlepptau genommen und führte es in den Quarantänehafen von Halifax (April 1866). Nicht nur der Lootse und einer seiner Begleiter bekamen zwei Tage darauf die Cholera, sondern jeder derselben theilte sie der eigenen Familie mit. Solche Fälle beweisen unzweifelhaft, daß die Erklärung durch die localistische Theorie allein nicht gelingt.

Ganz anders gestaltet sich der Werth dieser Theorie, wenn man den Boden nicht als die ausschließliche, sondern nur als eine besonders gute Brutstätte für das Choleragift gelten läßt. In diesem Falle ist es mit der Despotie des Bodens allerdings vorbei, aber derselbe bleibt immer noch der wesentlichste Factor der Infection.

Welchen maßgebenden Einfluß er bei der Seuchenverschleppung ausübt, zeigt evident die Thatsache der örtlichen Immunität. Es gibt Städte, die mitten in vielfach durchseuchten Gebieten liegen, und in denen doch niemals die Cholera epidemisch um sich gegriffen hat. Falun, Versailles, Grünberg in Schlesien, Cheltenham, Martinique sind einige aus der großen Menge derselben willkürlich herausgehobene. Der Untergrund solcher Städte widerspricht in irgend welcher Beziehung einer der Forderungen der Porosität, der Imprägnirung mit organischer Materie, oder der mittleren Durchfeuchtung (wobei Wasser und Luft in den Poren sein muß), und darum gibt er ein äußerst ungünstiges Medium für die Vermehrung der Keime und für die epidemische Verbreitung der Cholera ab. Der Umstand, daß die von der Seuche ergriffenen Orte sich nicht so sehr um die Hauptverkehrsstraßen, sondern nach geographischen Oertlichkeiten (Fluß- und Entwässerungsgebieten) gruppiren, spricht ebenfalls für die Wichtigkeit der örtlichen Disposition.

Eine genaue Zusammenstellung der Choleratodes- und Erkrankungsfälle hat aber gelehrt, daß es auch eine zeitliche Disposition geben müsse, insofern der Spätsommer und der Anfang des Herbstes die bei Weitem größte Zahl derselben aufzuweisen hat. Wahrscheinlich fördert die Hitze die Zersetzung der organischen Stoffe im Boden und bietet dem Choleragift ein desto besseres Nährmaterial. Auch diese zeitliche Disposition schließt nur ein begünstigendes, nicht ein unbedingt nothwendiges Moment der epidemischen Verbreitung ein. Denn die furchtbaren Winterepidemien von Moskau (bei — 20° C.) und von Orenburg (bei — 30° C.) lehren die Möglichkeit des Gegentheils.

Die strengen Contagionisten, welche nur eine Ansteckung durch den persönlichen und sachlichen Verkehr zulassen wollen und den Einfluß der örtlichen und

zeitlichen Disposition leugnen, sind ebenso schlimm daran, wie die Localisten sans phrase. Sie können die Thatsache der Immunität gewisser Orte ebenso wenig erklären, wie sie im Stande sind, die notorisch große Seltenheit der Schiffsepidemien plausibel zu machen. Glücklicher Weise nehmen die meisten der Forscher, welche die Möglichkeit der unmittelbaren Ansteckung zulassen, eine gewisse Mittelstellung ein, indem sie den Begriff der Contagion erweitern. Sie supponiren eine directe Ansteckung von Mensch zu Mensch und eine indirecte, bei der sich zwischen dem Erkrankten und dem von diesem angesteckten Individuum noch ein Vehikel einschiebt, das sowohl der Boden, als irgend ein sachlicher Gegenstand sein kann. Sie fragen ganz richtig, warum denn der Boden, der ja nur vermöge physikalischer Eigenschaften zum Choleraträger wird, allein sich zum Vehikel qualificire, und ob nicht vielmehr jeder andere Gegenstand, welcher dieselben günstigen Bedingungen für die Entwicklung des Cholerakeimes biete, nicht den gleichen Werth für die Seuchenverschleppung beanspruchen dürfe. In den Grundmauern einer feuchten Kellerwohnung, in durchfeuchteter Zwischendeckenfüllung, deren Schädlichkeit neuerdings Emmerich so grell beleuchtet hat, in feuchter und zugleich schmutziger Wäsche findet der Bacillus ganz analoge und für seine Entwicklung günstige Verhältnisse vor. Auf schleimigen und feuchten Nahrungsmitteln, auf verdorbenen Früchten, in Milch kann der Kommabacillus so gut gedeihen, wie in Nährgelatine. Warum soll er dort weniger schädlich sein? Oder spricht etwa die Erfahrung dagegen, daß Flüssigkeiten die Choleraübertragung vermitteln können? Im Gegentheil. Es ist die Gefährlichkeit des siechhaften Trinkwassers erwiesen. Für London hat John Simon gezeigt, daß in den Häusern, welche mit verunreinigtem Themsewasser gespeist wurden, 13 pro Mille der Bewohner an Cholera starben, während aus denjenigen, die reines Themsewasser benutzten, nur 3,7 pro Mille der Seuche erlagen. Im Jahre 1866 stellte sich das Verhältniß so, daß von den Leuten, welche das schlechte Wasser der East London Water Company benutzten, 63 bis 111 : 10,000 starben; im übrigen London betrug die Choleramortalität nur 2 bis 12 : 10,000! Beispiele, daß mit Schließung eines inficirten Brunnens Localepidemien sofort aufhörten, lassen sich häufen. Aber ein classisches Exempel für die Gefährlichkeit des Wassers sind die bereits früher erwähnten localen Tankepidemien, bei deren einer Koch im Wasser direct den Cholerabacillus in reichlicher Menge nachgewiesen hat. Ob in diesem Falle der Bacillus durch das Trinken direct incorporirt ist, oder ob er beim Baden etwa an der Hand haften blieb und dann auf Umwegen zum Verdauungscanal kam — der Weg von der Hand zum Mund ist nicht weit — bleibt sich der Hauptsache nach völlig gleich. Daß ferner Cholerawäsche einer der schlimmsten Träger des Ansteckungsstoffes ist, war seit lange bekannt. Drasche hat das noch durch eine beträchtliche Zahl sehr genau beobachteter Fälle belegt. Koch that durch den Versuch dar, daß gerade Wäsche ein ganz hervorragend geeigneter Nährboden für den Kommabacillus sei. Das sind alles Thatsachen, die in unzweideutiger Weise für das wirkliche Vorkommen der Choleraübertragung durch Contagion sprechen. Sobald aber diese letztere auch nur einmal beobachtet ist, läßt sich die Möglichkeit derselben nicht abstreiten, und eine praktische Hygiene wird mit ihr zu rechnen haben.

V.

Da man bisher die Cholera als eine Krankheit ansah, gegen welche die Bestrebungen des Arztes am Krankenbette vollkommen fruchtlos seien, so hat man den ganzen Schwerpunkt ihrer Bekämpfung in die Prophylaxe verlegt. Man suchte nach Maßregeln, um ihre epidemische, bezw. pandemische Verbreitung zu hindern, und, wenn das nicht gelungen war, wollte man wenigstens den Einzelnen vor der Erkrankung schützen. Naturgemäß hängen die Abwehrmaßregeln von den jeweiligen Anschauungen der Forscher über die Verbreitungsart der Seuche ab und sind daher der Reihe nach, je nach dem Ueberwiegen der contagionistischen oder der localistischen Lehren, bald strenge Sperren, Quarantänen und Desinfectionen gewesen, bald ein einfaches Revisionssystem, das nur den wirklich Cholerakranken den Eintritt in die seuchenfreie Oertlichkeit verwehrte. In dem Maße, als man auf Sperren Verzicht leistete, hat man für thunlichste hygienische Verbesserung des Bodens, für seine „Assanirung", gesorgt und gegenwärtig, durch Kenntniß der Lebenseigenschaften des Cholerabacillus, noch einige neue Gesichtspunkte in der Prophylaxe gewonnen.

Es kann Niemandem, der die Cholerafrage einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, entgangen sein, daß gerade die Auffindung des Koch'schen Bacillus sehr dazu beigetragen hat, die contagionistische Lehre zu kräftigen und dadurch denjenigen Maßregeln Vorschub zu leisten, welche durch zweckmäßige Ueberwachung des Verkehrs die Choleragefahr zu mindern sich bestreben. Da die Seuche stets von Indien zu uns gekommen ist und dabei entweder das kaspische oder das rothe Meer zum Einfallsthor gewählt hat, so sind dort *strenge* Quarantänen zu etabliren, wie das schon die Wiener internationale Sanitätsconferenz, welche vom 1. Juli bis zum 1. August 1874 tagte, bestimmt hat. Zur Durchführung solcher Quarantänen ist natürlich ein einheitliches Zusammengehen der betheiligten Regierungen nöthig. Hierdurch allein ließe sich auch ein Druck auf die Engländer ausüben, welche um ihrer Handelsinteressen willen eine wirksame Prophylaxe am Suezcanal bis jetzt verhindert haben. „Möge man sich," so führte R. Virchow im Juli dieses Jahres in der „Nation" aus, „bei der Conferenz, die gegenwärtig in London die ägyptischen Verhältnisse erörtert, daran erinnern, wie schwere und für ganz Europa bedrohliche Fehler in sanitärer Beziehung am Suezcanal gemacht werden; hier vor allem ist die Sperre zu etabliren und zwar eine wirksame, strenge und für Alle gleichmäßige Sperre, um der asiatischen Seuche den Zugang durch dieses Wasserthor Europa's abzuschneiden."

Es ist leicht einzusehen, daß eine Quarantäne nur da von durchgreifendem Nutzen sein kann, wo der Zugang ausschließlich durch den Seeverkehr gegeben ist. Dieser läßt sich vollständig überwachen. Nicht so der Landverkehr. Hier macht der Schmuggel, der immer bei Unterbrechung der regelmäßigen Verbindungen in hoher Blüthe steht, alle Vorkehrungen illusorisch. Je schwerer es indessen ist, den Gang der Cholera zu Lande zu unterbrechen, um so mehr sollte man darauf bedacht sein, ihren Import zu Wasser durch unnachsichtlich strenge Ueberwachung des Seeverkehrs zu verbinden. Ob für den Fall, daß die Cholera bereits in den Grenzen Europa's haust, das ärztliche Inspectionssystem, nach welchem

nur die Cholerakranken vom Bord zu entfernen sind, während das Schiff, die Mannschaft und deren Gebrauchsgegenstände nach vollzogener Desinfection, die Waaren aber im Allgemeinen sofort zum freien Verkehr zuzulassen sind, sich als ausreichende Schutzmaßregel bewähren wird, dafür fehlt augenblicklich noch die genügende Zahl von Erfahrungen.

In Indien selbst die Cholera zu unterdrücken oder sie auch nur auf Indien zu beschränken, scheint zur Zeit unmöglich, obwohl eine von Koch gelegentlich gethane Aeußerung, wenigstens in letzterer Beziehung, große Hoffnungen erweckt hat.

Mit dem Bestreben, den Import des Cholerakeimes zu verhindern, hat die Prophylaxe jedoch erst einen Theil ihrer Aufgabe erfüllt. Sie muß auch im Bewußtsein von der Unvollkommenheit ihrer Mittel zur Erreichung dieses Zieles noch einen anderen Punkt ins Auge fassen: die Entziehung des Nährbodens für den Bacillus.

Wir wissen, daß sich zersetzende organische Stoffe nicht bloß die für den Landwirth kostbare Humuserde abgeben, sondern auch die besten Nährmaterialien für Mikroorganismen aller Art und nicht am wenigsten für den Cholerabacillus sind. Sie müssen daher auf alle Weise von unserem Hauswesen ferngehalten werden, sei es, daß sie sich als Fäcalien zeigen, die in Abtrittsgruben längere Zeit verweilen und die Luft verpesten oder gar durch undichte Stellen in der Auskleidung jener Gruben ins Erdreich dringen, den Boden imprägniren und in die Brunnen gelangen; sei es, daß sie als Wirthschaftsabfälle in den Wohnungen liegen bleiben und hier für die Bacillen willkommene Nahrung abgeben. Kann nach der einen Richtung durch Canalisation und die mit ihr verbundene Versorgung der Städte mit gutem, siechfreiem Trinkwasser außerordentlich viel geleistet werden, so ist doch die allgemein durchzuführende Beseitigung des hygienischen Unrathes aus dem Wohnhause mit fast unübersteigbaren Schwierigkeiten verknüpft. Denn die Erreichung des letzten Zieles ist nicht denkbar ohne Hebung der socialen Lage des Proletariates, das stets der wahre Quartiermeister der Cholera gewesen ist. Indessen mit der Größe des Zieles wächst die Intensität unserer Bemühungen.

Auch die beste Prophylaxe hat bisher die Verschleppung der Cholera nicht verhindern können. Daher ist die Aufgabe, Mittel zur Beschränkung einer vorhandenen Epidemie zu finden, eine sehr dringende. Es wird sich dabei wesentlich um Verhinderung der unmittelbaren Ansteckung, der Contagion, handeln. Denn abgesehen von der Befolgung größter Reinlichkeit, die immer am Platze ist, sind die Vorkehrungen, die sich aus der localistischen Anschauung ergeben, also die Sorge für die Assanirung des Bodens, nicht erst zur Zeit der Epidemie zu treffen.

Seitdem man in den Kommabacillen die Ursache der Choleraerkrankung kennen gelernt hat, erscheint die Forderung unabweisbar, den Kranken, welcher in seinen Darmentleerungen jene Bacillen massenhaft nach außen befördert, durch strengste Isolation von seiner Umgebung abzuschließen. Wir dürfen uns durch keinerlei Einwände, daß ja Aerzte und Wärter nicht mehr befallen werden, als andere Berufsclassen, davon zurückhalten lassen, die unmittelbare Gefährlichkeit der Dejectionen und damit diejenige des Kranken anzunehmen und in Folge

dessen den letzteren von jedem Verkehr abzusondern. Am zweckmäßigsten wird dies in Isolirspitälern geschehen, nach denen der von der Seuche Ergriffene zu bringen ist. Selbstverständlich schließt diese Forderung eine sorgfältige Regelung des Krankentransportwesens in sich. Die gesunden Bewohner des Hauses, in dem Cholerafälle vorkommen, sind am besten auf zwei Wochen zu entfernen. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß eine Hausepidemie nicht länger als etwa vierzehn Tage dauert. Wahrscheinlich verliert der Bacillus hier auf ähnliche Weise seine inficirende Kraft, wie das Getreide „ausartet", welches auf demselben Boden immer wieder ausgesäet wird. Während dieser Evacuation des Cholerahauses wird Lüftung und Desinfection desselben vorzunehmen sein. Bei der erwiesenen Schädlichkeit aller Choleraprovenienzen ist jede Berührung mit denselben zu vermeiden. Cholerawäsche darf deshalb ohne vorherige Desinfection nicht behandelt, Nahrungsmittel und unter diesen das wichtigste, das Wasser, dürfen ohne vorgängige Vernichtung aller etwa ihnen anhaftenden Keime nicht genossen werden. Die Siedhitze, welche beim Kochen erzielt wird, leistet hier die gewünschten Dienste.

Es liegt nicht im Zwecke dieser Arbeit, eine vollständige Uebersicht über die zu ergreifenden Maßregeln zu geben. Nur die Richtung, welche die praktischen Folgerungen unserer jetzigen theoretischen Anschauungen über die Natur- und die Lebenseigenschaften des Choleragiftes für unser Thun und Lassen vorschreiben, sollte hier angedeutet werden. Aber eben deswegen haben wir noch mit einigen Worten auf eine Maßregel einzugehen, deren wir schon wiederholt Erwähnung thaten: auf die Desinfection.

Alles, was vom Cholerakranken kommt, soll desinficirt werden. Das schien schon den Aerzten, welche in der ersten Choleraepidemie thätig waren, ein selbstverständliches Axiom. Später ist man immer mehr davon zurückgekommen, da man die Nutzlosigkeit aller Desinfections-Mittel und -Methoden einzusehen glaubte. Allein die neuere Zeit hat, besonders durch die Bemühungen der Chirurgen, welche nach Lister's Vorgang den organisirten Trägern der Wundinfectionskrankheiten so erfolgreich den Krieg erklärten, eine große Zahl von Stoffen kennen gelehrt, deren bacterientödtende Kraft durch das Experiment wie durch den praktischen Erfolg zweifellos festgestellt ist. Die Karbolsäure und das Sublimat nehmen unter ihnen den ersten Rang ein. Die Entdeckung des Kommabacillus gab die Mittel an die Hand, ihren Einfluß auf die Tödtung des Choleragiftes direct zu prüfen. Und da hat man sie probat gefunden. Es wurde aber ferner eruirt, daß Säuren die Entwicklung des Cholerabacillus, der nur in alkalischer Nährlösung gedeiht, auffallend hindern und daß dreistündige Austrocknung sein Leben gänzlich erlöschen macht. Die erstere Beobachtung führt zur Bevorzugung der sauren Desinfectionsmittel — schon Pettenkofer hatte Essigdämpfe in den Choleralocalitäten zu verbreiten gerathen — die letztere läßt die Erzeugung von Trockenheit zur Vernichtung der Bacillen und zur Verhütung eines weiteren Umsichgreifens der Epidemie sehr vortheilhaft erscheinen. Auch hier hat M. v. Pettenkofer bereits früher (1873) in seiner vortrefflichen Schrift „Was man gegen die Cholera thun kann" das Verfahren der Austrocknung solcher Gegenstände empfohlen, durch welche eine Seuchenverschleppung statthaben könne.

Jetzt scheint der Autor etwas anderer Meinung zu sein, indem er gegen den Nutzen der Trockenheit, der bekanntlich R. Koch bei seiner Anwesenheit in Toulon sehr das Wort geredet hat, neuerdings die Thatsache anführt, daß in Niederbengalen während der trockenen und heißen Jahreszeit die meisten, während der nassen und heißen die wenigsten Cholerafälle vorkämen. Auch Pasteur hat Koch's Ansicht leidenschaftlich bekämpft. Die fast immer nur halbtrockenen Keime würden leicht in die Luft gelangen und nun erst recht Gelegenheit zur Infection bieten. Daß so etwas möglich ist, darf als sicher gelten. Denn in der Luft existiren thatsächlich viele Partikelchen, welche viel schwerer als die Bacterien sind. Zudem hat der Versuch die Anwesenheit entwicklungsfähiger Keime in jeder Luft, besonders aber in staubiger, erwiesen. Allein das Experiment lehrte auch, daß die Mikroorganismen ein großes Senkungsbestreben haben. Denn eine horizontal liegende, zur Hälfte mit erstarrter Nährgelatine erfüllte Röhre, durch die man mit mäßiger Geschwindigkeit einen Luftstrom durchsaugte, ließ in dem letzten Viertel ihrer Länge keine Culturen erkennen. Es waren also dort keine Keime mehr auf den Nährboden herabgefallen, sondern dieselben hatten sich bereits früher gesenkt. Ein analoges Verhalten müssen die Cholerabacillen darbieten. Denn es ist keine Thatsache bekannt, welche dafür spräche, daß die Cholera auf größere Strecken hin durch die Luft fortgepflanzt würde. Allein ebenso wahrscheinlich ist es auch, daß die Cholerabacillen durch Luftströmungen vom Boden so weit emporgetragen werden können, daß sie in die Athmungsluft eines an demselben Orte stehenden Menschen sich mischen. Da die Luft den Mund passirt, so können die Bacillen der Mundflüssigkeit oder den dort verweilenden Speisen beigemischt werden und so in den Magen kommen; oder es kann das Quantum verschluckter Luft die Infectionsträger in den Verdauungscanal befördern. In diesem beschränkten Sinne ist die Luft ebenfalls als Infectionsträger anzusehen. Alles, was die Beimischung der Keime zur Luft hindert, ist daher vortheilhaft. Den letzteren Zweck aber erfüllt eine künstliche Befeuchtung des Bodens, wie sie die Straßenbesprengung bewirkt, ganz gewiß. Freilich gibt sie wiederum dem Cholerabacillus günstige Existenzbedingungen, und darum wird sie von Koch bekämpft. Aber fragen wir, ist es nicht vielleicht besser, den Bacillus am Boden leben zu lassen, als ihm den Weg in den Körper zu bahnen und so zu bewirken, daß dort sein Lebensproceß sich vollziehe? Auf gut assanirtem Boden, zumal in gepflasterten oder mit Macadam versehenen und wohlgereinigten Straßen wird der Bacillus keine günstigen Fortpflanzungsbedingungen vorfinden. Er wird wachsen, sich aus Mangel an Nahrung dürftig oder gar nicht vermehren und schließlich bald absterben, wie eine Pflanze stirbt, die man auf ausgeglühtem Sande durch Begießen mit destillirtem Wasser anfangs auch zur Keimung und zum kümmerlichen Wachsthum gebracht hat. Die Pettenkofer'sche Ausführung von dem Maximum der Cholerafälle in Niederbengalen bei trockenem, von dem Minimum derselben bei nasser Witterung würde mit der eben ausgeführten Anschauung übereinstimmen. Auch scheint die hygienische Bedeutung der reichlichen Verwendung des Nutzwassers im Haushalte zum Aufscheuern, Abwaschen 2c. einen analogen Sinn zu haben. Jedenfalls ist aber die logische Berechtigung der

Schlußfolgerung, daß man in Cholerazeiten die Straßen nicht sprengen dürfe, weil nur Trockenheit den Bacillus tödtet, in starken Zweifel gestellt.

Anders steht es mit der Verwendung trockener Hitze als Desinfectionsmittel für bestimmte Gegenstände. Hier hat das Experiment Koch's die Nützlichkeit dieses schon früher geübten Verfahrens einfach bestätigt und erklärt. Ebenso hat er die desinfectorische Wirksamkeit des heißen Wasserdampfes (von 100° C.) durch den directen an der Reincultur des Cholerabacillus angestellten Versuch erwiesen. Gerade seinen Bemühungen wird es zu verdanken sein, daß man zu den Desinfectionsmaßregeln, die jetzt in rationeller Weise gehandhabt werden können, da sie auf dem sicheren Boden des Experimentes ruhen, in Zukunft mehr Vertrauen faßt. Dann werden sie sich auch als recht wirksam zeigen.

Die großen Fortschritte, die man in neuerer Zeit in der Herstellung von Impfstoffen gemacht hat — wir dürfen nur an die Milzbrandvaccine Pasteur's erinnern — drängen bei der Besprechung der Prophylaxe einer Infectionskrankheit unwillkürlich die Frage auf, ob nicht auch bei ihr die Möglichkeit einer Schutzimpfung vorhanden sei? Die Cholera theilt ja mit den Pocken und dem Milzbrand die Eigenschaft, daß ihr einmaliges Ueberstehen seuchenfest macht. Deshalb ist theoretisch gegen die Möglichkeit einer Schutzimpfung gar nichts einzuwenden. Es spricht vielmehr die bei den Bewohnern der Gangesebene beobachtete „Cholera-Acclimatisation" durchaus dafür. Wie man aber eine Abschwächung des geformten Choleragiftes zu Stande bringen, wie man vor Allem den Grad der Virulenz der einer Abschwächungsprocedur ausgesetzten Bacterienvegetation feststellen solle, da der erfolgreiche Thierversuch bei der Cholera von vorneherein ausgeschlossen scheint, das Alles ist zur Zeit auch nicht annäherungsweise zu sagen. Nur nochmals muß es bei dieser Gelegenheit betont werden, daß die Frage, ob Cholera nostras seuchenfest für Cholera asiatica mache oder nicht, dringend ihrer Entscheidung harrt. Die bloße Betonung des Factums, daß die Nostrasform keine Neigung zu epidemischer Ausbreitung besitze, spricht ebenso wenig gegen einen genetischen Zusammenhang beider Erkrankungen, wie die ebenfalls mangelnde epidemische Verbreitung der Schutzblattern gegen einen Zusammenhang dieser mit den wahren Pocken. Sollte sich eine ursächliche (ätiologische) Verknüpfung der beiden Choleraformen herausstellen, dann würden allerdings die Aussichten für eine etwaige prophylaktische Impfung wesentlich günstigere.

Wenn bei der Discussion des eben erwähnten Gegenstandes im besten Falle ein Wechsel auf die Zukunft gegeben werden konnte, so sind wir doch in der Lage, eines anderen schon in früheren Jahrzehnten bekannten und als erfolgreich erprobten Prophylacticums zu gedenken: der Vermeidung von Verdauungsstörungen. Koch hat die Schädlichkeit derselben dadurch ausreichend erklärt, daß bei ihnen leicht die normale, stark saure Reaction des Magensaftes geändert wird. Während die Bacillen im sauren Magensafte zu Grunde gehen, sind sie im Stande, einen Magen ungefährdet zu passiren, welcher keinen oder eine nur geringe Menge oder einen abnorm zusammengesetzten Magensaft producirt. Sobald sie aber im Darm sind, finden sie die günstigste Gelegenheit zur Infection. Diese Thatsachen weisen nicht nur auf die Wichtigkeit eines gesunden

Magens in Epidemiezeiten hin, sie lassen vielleicht auch die Empfehlung der Salzsäure in geringer Quantität — eine Uebersäurung des Magens ist ebenfalls schädlich — als eines guten Prophylacticums begründet erscheinen. Der Nutzen des Opiums liegt in seiner Fähigkeit, manche Formen von Darmkatarrhen zu beseitigen, deren Anwesenheit der Cholerainfection Vorschub leistet.

VI.

Man sagt gewöhnlich, daß mit der Erkenntniß der Krankheitsursache auch die Hoffnung auf erfolgreiche Behandlung wächst. Wir glauben, daß das auch für die Cholera zutrifft, wenngleich wir von vorneherein davor warnen müssen, Hoffnungen und Aussichten für Thatsachen anzusehen.

Die Cholerabehandlung hat zwei Aufgaben zu lösen: sie soll die in den Darm eingedrungenen Bacillen rechtzeitig tödten und, wenn ihr das in nicht ausreichendem Maße gelungen ist, soll sie versuchen, der drohenden Wasserverarmung des Blutes und der Gewebe vorzubeugen.

Das erste Ziel, die causale Behandlung zu verwirklichen, kann nur auf Grund der Kenntniß von den Lebensbedingungen des Cholerabacillus gelingen. Wir erinnern uns der Thatsache, daß der Bacillus nur in alkalischen Lösungen wächst, daß er in sauren aber im Wachsthum zurückgehalten wird und sogar zu Grunde geht. Können wir diese Eigenschaft des Bacillus für seine Tödtung im Darm verwerthen? Im ganzen Darm des Cholerakranken herrscht alkalische Reaction, nicht weil die Galle, wie in der Norm, den sauren Speisebrei alkalisch gemacht hätte — Galle gelangt während des Choleraanfalls gar nicht in den Darm — sondern weil die aus dem Blut stammende Flüssigkeit, die zum wesentlichsten Theil die Dejectionen bildet, auch die alkalische Reaction des Blutes besitzt. Gelänge es nun, die Reaction des Darminhaltes und damit diejenige der Darmwandung zur sauren zu gestalten, so wäre jedenfalls ein wichtiger Schritt zur Tödtung der Bacillen gethan. Die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieser Forderung entgegenstellen, sind rein technischer Natur und daher voraussichtlich überwindliche. Wenn man die saure Flüssigkeit durch Eingießungen vom Mastdarm aus in den unteren Theil des Dünndarms bringen will, so gelingt das bei Gesunden unschwer. Der Verschluß der Darmklappe kann nachgewiesener Maßen auch rückwärts aufgehoben werden. Bei den fast fortwährenden Ausleerungen des Cholerakranken dürfte diese Art der Application nur ausnahmsweise zum Ziele führen. Je früher man allerdings sie versuchte — womöglich schon bei der Choleradiarrhöe —, desto größeren Erfolg würde sie versprechen. Man kann ferner, gestützt auf die Beobachtung, daß das Erbrechen erst später als die stürmischen Darmentleerungen auftritt, es unternehmen, vom Magen aus Säuren in den Darm zu bringen. Da man die Aufsaugungsverhältnisse desselben während des Choleraanfalls nicht kennt, so müßte der Versuch entscheiden, ob man die sauren Flüssigkeiten vortheilhafter einfach trinken läßt oder ob man geeignete Säuren in fester Form gibt, vielleicht in dünne Keratin- (Hornstoff-)Kapseln eingeschlossen, die sich erst in dem alkalischen Darminhalt lösen würden. Endlich, wer weiß, ob nicht unsere mit berechtigter Kühn-

heit fortschreitende chirurgische Technik es wagen dürfte, in die freigelegte und geöffnete Dünndarmschlinge direct die geeigneten Mittel einzuführen?

Unter diesen Mitteln nimmt neben den Säuren das giftige Sublimat den ersten Platz ein. Das Experiment muß lehren, ob eine so geringe Menge dieses Medicamentes, daß sie dem Menschen nicht schadet, genügt, um die Bacillen zu tödten. Für diesen Fall könnte das Sublimat selbst auf irgend einem Wege an den Ort der Erkrankung gebracht werden. Wenn nicht, so ist der Versuch mit dem unschädlicheren Calomel, dem einfach gechlorten Queckfilber angezeigt, das sich im Darme höchstwahrscheinlich ganz langsam in Queckfilberdoppelchlorid, also in Sublimat verwandelt. Man will bereits von der Calomelmedication gute Erfolge beobachtet haben.

Möglich ist es, daß sich noch andere wirksame Stoffe durch das Experiment an der Reincultur und durch Controle am Krankenbette ermitteln lassen. Jedenfalls haben wir jetzt eine Vorstellung von der Richtung, welche der therapeutische Versuch nehmen muß, um Erfolg zu versprechen.

Ist es nicht mehr thunlich, die Beseitigung der Krankheitsursache in Angriff zu nehmen, so muß man bestrebt sein, wenigstens den Folgeerscheinungen der Cholerainfection ihre verderbliche Wirkung für den Organismus zu rauben. Eine jede Infectionskrankheit, das war der Satz, den die Wiener Schule bei ihrer „expectativen Therapie" entdeckte, heilt von selbst, wenn nur der Kranke nicht inzwischen stirbt. Die Paradoxie dieses Ausspruches ist eine scheinbare. Er will lediglich den cyclischen Ablauf der Infectionskrankheiten betonen, will sagen, daß die Heilung durch die Reaction unseres Körpers selbst, nicht durch äußeres Zuthun zu Stande komme; daß indessen sehr oft Folgen oder Begleiterscheinungen der Krankheit den Organismus zu Grunde richten, und daß, wenn man diese schädlichen Folgen beseitigen könne, man dem Körper die Gelegenheit zur Ueberstehung des Leidens gebe. Beim Typhus war die abnorm hohe Körpertemperatur die accidentelle Schädlichkeit. Als man das erkannt und in der Herabminderung des Fiebers eine Hauptaufgabe der Typhusbehandlung gesehen hatte, rettete man zahlreiche Kranke, die früher unfehlbar dem Tode verfallen gewesen wären. Bei der Cholera ist der Wasserverlust des Blutes der Mittelpunkt, um den sich die Mehrzahl der Störungen gruppirt. Es wird also unser Streben sein, diesem Wasserverlust zu begegnen.

Das aussichtsreichste Verfahren hierzu ist die Eingießung von Kochsalzlösung in eine geöffnete Vene. Der Versuch am Thiere, wie am Menschen, wo man das Verfahren bei gefährlichen Blutverlusten mit glänzendem Resultate anwandte, hat die Unschädlichkeit des regelrecht vorgenommenen Eingriffs vielfach constatirt. Es gelingt nach den Experimenten des Verfassers, mittelst dieser Methode der „Kochsalzinfusion", um deren Ausbildung sich H. Kronecker große Verdienste erworben hat, Thiere am Leben zu erhalten, denen mehr als fünf Sechstheile ihrer Blutmenge entzogen waren. Dieses Factum zeigt, daß der Verblutungstod nicht wegen zu geringer Menge der noch vorhandenen Blutbestandtheile eintritt, sondern nur, weil nicht genügend Flüssigkeit in den Adern verbleibt, um den regelmäßigen Gang der Circulation zu gestatten. Ein excessiver Flüssigkeitsverlust des Blutes ist aber gerade bei der Cholera zu bekämpfen. Daher ist auch bei

ihr die Anwendung der Kochsalzinfusion, die seit Jahren bereits vielfach angerathen ist, durchaus rationell und dringend zu empfehlen. Die Ausführung dieses Heilverfahrens ist eine so einfache, daß bei einiger Vorübung jeder Arzt im Stande ist, mit Leichtigkeit es zu handhaben. Man nimmt übrigens am besten eine etwa 0,7 procentige, natürlich keimfrei gemachte Kochsalzlösung. Gewöhnliches oder gar destillirtes Wasser würde als heftiges Reizmittel für die Körpergewebe schädlich sein, während die Kochsalzflüssigkeit vom erwähnten Gehalte sich vollkommen indifferent den Zellen unseres Organismus gegenüber erweist. Eine rein theoretische Erwägung aber können wir bei Erwähnung dieser symptomatischen Therapie nicht zurückhalten. Da der Körper auf die Cholerainfection mit Wasserverlust reagirt und durch diesen sich der Bacillen — sie sterben durch Trockenheit! — zu erwehren versucht, so entsteht die Frage, ob nicht durch Erfüllung der symptomatischen Heilanzeige, der causalen, mit anderen Worten: ob nicht durch die künstliche Durchfeuchtung der Gewebe der vielleicht für die Elimination des Krankheitskeimes vortheilhaften Trockenheit unzweckmäßiger Weise entgegengearbeitet wird. Die Erfahrung macht hoffentlich dieses „teleologische" Bedenken gegenstandslos. Allein es mußte ausgesprochen werden.

Wir glauben es wahrscheinlich gemacht zu haben, daß gegenwärtig die Heilaussichten bei jener Krankheit günstigere sind, von der man den Ausspruch wagen konnte, daß, wer nicht an ihr gestorben sei, auch keine Cholera gehabt habe. Skeptiker werden uns den Vorwurf des unverbesserlichen therapeutischen Optimismus nicht ersparen. Aber gehörte Lister zu den Zweiflern, als er es unternahm, die überall befindlichen mikroorganischen Träger der Wundinfection von jeder Wunde auszuschließen und durch die „Operationen unterm Baldachin" Hunderttausende vom sicheren Untergange zu retten? In der Wissenschaft vor Allem wird das Unzulängliche zuweilen Ereigniß; und wir geben auch für die Choleratherapie diese Hoffnung nicht auf.

Berlin, 1. August 1884.

Zweifel.

Von

Anna Charlotte Edgren.

Aus dem Schwedischen von **L. von Burg**[1]).

Es gibt vielleicht viele Stockholmer, welche die Katharinen-Osterkirchenstraße nicht einmal kennen. Sie liegt hoch oben auf den Bergen und schlängelt sich malerisch den steilen Abhang entlang bis an den Stadtgarten. — Heute war dort lebhafter Verkehr. Elegant gekleidete Spaziergänger erstiegen die letzte Hallen-Treppe, Glockengeläute erklang, und ein großer Miethschlitten nach dem andern eilte auf dem kleinen gebahnten Wege zwischen den hohen Schneewänden vorwärts. Hie und da lagen an dem Bergabhang kleine niedrige Häuser, als ob sie hinaufgeklettert wären. Von diesen hat man eine so schöne Aussicht, daß manches Schloß sie sich wünschen könnte. Tief unten liegt der Salzsee, der Thiergarten, die Schiffbrücke, die ganze berühmte Einfahrt in Stockholm. Aller Wahrscheinlichkeit nach dachte keiner der Bewohner daran, diese Herrlichkeit zu genießen, welche die Vorüberfahrenden so fesselte. Dahingegen versammelten jene sich eifrig am Fenster und vor den Thoren, um einen Schimmer des vorbeieilenden Reichthums und Wohlstands zu sehen, der in ihren Augen das wahre Glück des Lebens ausmacht.

---

[1]) Obige Novelle ist, soviel wir wissen, die erste, mit welcher die in ihrer skandinavischen Heimath bereits seit Jahren bekannte und geschätzte Verfasserin vor ein deutsches Publicum tritt. Frau Anna Charlotte Edgren ist 1849 in Stockholm geboren und stammt aus der literarisch hochgebildeten Familie Leffler. Ihr Vater war Schulrector und Reichstagsabgeordneter, ihre Mutter, Gustava Mittag, Tochter eines Probstes; einer ihrer Brüder ist Professor der Philologie an der Universität Upsala, der andere, der ausgezeichnete Mathematiker Mittag-Leffler, Professor an der wissenschaftlichen Hochschule zu Stockholm. Ihr Gemahl ist Secretär des Ober-Statthalters ebendaselbst. Frühe schon war Frau Edgren schriftstellerisch thätig, sowohl als Bühnendichterin, wie als Novellistin. Ihre Schauspiele sind nicht nur mit Erfolg über die Bühnen ihrer Heimath gegangen: eines derselben, „Die Elfe", hat auch in deutscher Uebersetzung bei seiner Aufführung auf dem Hamburger Thalia-Theater (1883) Beifall geerntet. Ihr novellistisches Hauptwerk bis jetzt ist die Sammlung kleinerer Erzählungen, welche (1882 und 1883) unter dem Titel „Aus dem Leben" in drei Bänden erschien; dieser Sammlung ist, mit Bewilligung der Verfasserin, die Novelle entnommen, welche wir hier in deutscher Uebertragung unsern Lesern mittheilen. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Es war nicht zum ersten Male, daß sie das Schauspiel genossen. Es hatte sich an mehreren Sonntagen wiederholt, seitdem der berühmte Prädikant hin und wieder in der kleinen Capelle der Diaconissen-Anstalt predigte. An solchen Tagen war die Capelle gedrängt voll, und oft bestand die Gemeinde aus Leuten, die früher die Kirche nicht besuchten. Sonst pflegten die Frauen die Mehrzahl in der Kirche zu bilden, jetzt sah man ungewöhnlich viel Männer, sogar Anhänger gewisser philosophischer Schulen, die das Christenthum verleugneten. Das Gerücht war nämlich verbreitet, daß die Predigten dieses Mannes Alle angingen, welcher Art ihr religiöser Standpunkt auch sein möge; daß er ebensowohl den Verstand anrege, als zum Herzen spreche. Sein Ernst sei so groß, seine Beredtsamkeit so überzeugend, daß die Verneinung ihr Haupt weniger hoch trüge und selbst die Gleichgültigen nachdenklich würden.

Unter Andern, welche den Berg in einem geschlossenen Schlitten an jedem Sonntage hinauffuhren, wenn Pastor Adrian predigte, befanden sich auch Ellinor und ihre Mutter. Ellinor war in den letzten Jahren nicht mehr zur Kirche gegangen. Sie war längst überzeugt, daß die Mysterien der Religion nur Bedeutung für Kinder und ungebildete Menschen hätten, aber nicht im Stande seien, völlig entwickelte, selbständig denkende Menschen zu befriedigen.

Die Lust am Disputiren trieb sie zuerst an, den jungen Prediger zu hören. Die Bewunderung ihrer Freunde kam ihr so unkritisch vor, daß sie sich danach sehnte, ihnen all' die schwachen Punkte, den Mangel an Logik und gesunder Vernunft, die sie als selbstverständlich voraussetzte, beweisen zu können.

Ihre jüngere Schwester Tea begleitete sie das erste Mal. Beide Schwestern waren von dem Skepticismus und der negativen Richtung der Zeit angesteckt, aber ihre Ausgangspunkte waren verschiedener Art. Tea war kritisch, weil es sie amüsirte, sich zu moquiren, und weil sie die Lacher immer auf ihrer Seite hatte. Sie zeichnete mit Geschick Caricaturen und sah sich gern nach Gegenständen dafür um. Ellinor dahingegen wünschte nichts Sehnlicheres, als ihre Kritik einem Etwas gegenüber entwaffnet zu sehen, das wirklich Bewunderung verdiente. Tea's satyrische Begabung war für Alle, ihre nächsten Freunde ausgenommen, ein Geheimniß. Sie wußte, daß scharfer Verstand bei einer Frau in den Augen der Männer eine Gabe sehr zweifelhaften Werthes sei, und da sie gern gefallen wollte, so wandte sie im Gesellschaftsleben ihren guten Kopf nur dazu an, zu verbergen, daß sie überhaupt einen besaß. Ellinor dahingegen war immer bereit, sich in einen Kampf für ihre Ueberzeugung einzulassen und ihre Persönlichkeit einzusetzen für Alles, wofür sie Hochachtung hatte.

Trotz dieser Verschiedenheit waren die beiden Schwestern einander herzlich zugethan. Ellinor war um mehrere Jahre älter und hatte sich der Entwicklung ihrer Schwester fast mütterlich angenommen. Sie war sehr stolz auf sie und ihr gegenüber sehr schwach. Sie bewunderte ihre Schönheit, die sie unvergleichlich fand. In ihrer Coquetterie sah sie nur natürliche Anmuth, und ihre Satyre, die von Einigen gleichbedeutend mit Mangel an Herz aufgefaßt ward, galt ihr als der Ausdruck unwiderstehlicher Lebhaftigkeit.

Auf dem Heimwege von der Kirche waren sie jedoch nicht einig gewesen, und zu Hause wandten sie sich an die Mutter.

„Es ist nicht der Mühe werth, daß Du hingehst, um Den zu hören," sagte Tea. „Du bist viel zu schwach, um dergleichen zu vertragen. Er ist der vollendete Bußprediger. Er würde Dich bald davon überzeugen, daß Du die allerärgste und elendeste Sünderin bist."

„Es ist ein wahrer Kunstgenuß, ihn zu hören," sagte Ellinor. „Sein Aeußeres ist edel, geradezu hübsch, seine Stimme hat einen besonderen Wohlklang — es ist ein Tonfall darin, der unwillkürlich zum Herzen geht und mich an Schwarz erinnert, wenn er den Hamlet spielt. Seine Predigten sind nicht im Mindesten schwülstig, wie ich geglaubt hatte; sie sind künstlerisch durchgearbeitet und dabei doch so kräftig und derbe — bisweilen sogar von überraschender Originalität. Du mußt das nächste Mal mitfahren, wenn er predigt."

Dagegen hatte Frau Arvidson nichts einzuwenden. Da sie sehr passiver Natur und gewohnt war, in allen Dingen ihren Töchtern zu folgen, besonders Ellinor, so war sie in der letzten Zeit auch nicht mehr in der Kirche gewesen. Aber in ihrer sanften Natur lag eine gewisse ideale Sehnsucht, die sie sehr empfänglich für religiöse Eindrücke machte. Sie würde sich glücklich gefühlt haben, wenn die Umstände ihr erlaubt hätten, eine Märtyrerin zu werden. Es war ihr aber nur Glück und Wohlergehen zu Theil geworden. Ihre einzige Betrübniß war jetzt, unverstanden durchs Leben zu gehen. Ihr verstorbener Mann hatte niemals ihre poetische, feine, gefühlvolle Natur verstanden, ihre Kinder eben so wenig, denn Tea war zu weltlich, Ellinor zu kritisch. Die Schwestern lebten so einig mit einander, daß die Mutter sich überflüssig fühlte. Sie ertrug diese Einsamkeit, wie sie jede andere ihr auferlegte Prüfung im Leben getragen haben würde. Sie wußte nicht, was es heiße, für etwas zu kämpfen, über eine Ungerechtigkeit erbittert zu werden, oder sich über eine fehlgeschlagene Hoffnung zu grämen.

Der ästhetische Genuß, den Ellinor anfänglich von Adrian's Predigten gehabt hatte, vertiefte sich bald zu einem ethischen Eindruck. Der eigentlichen Glaubenslehre gegenüber verhielt sie sich skeptisch; aber desto stärker fühlte sie sich durch die großen und hohen Aufgaben gefesselt, welche diese Lebensanschauung dem Pflichtgefühl, der Liebe und Opferwilligkeit des Menschen stellt. Das tägliche Leben mit seiner Kleinlichkeit, seiner Oberflächlichkeit und seinem ängstlichen Jagen nach materiellen Zielen kam ihr so armselig und gering vor im Vergleich mit der hohen Idealität dieser christlichen Selbstverleugnung. Und dieser junge Mann, über dessen strenge Züge sicher nie ein Lächeln geflogen, der, wie sie wußte, ein Leben voll Entbehrungen führte, schien ihr so groß und wie aus einem Stücke, wenn sie an die genußsüchtigen Weltmenschen dachte, von denen sie bis jetzt umgeben gewesen. Sie sehnte sich danach, seine Bekanntschaft zu machen und ihre Gedanken mit ihm auszutauschen. Da sie stets gewohnt war, ihre Wünsche zu befriedigen, so beschloß sie ohne das leiseste Bedenken, ihn um eine Unterredung zu bitten.

Die Predigt war beendet, die Orgel spielte den letzten Gesang, als Ellinor sich plötzlich erhob, ihrer Mutter zuflüsterte: „Ich komme gleich wieder," und eilig durch die Kirche in die Sakristei ging. Es waren schon Mehrere darinnen;

junge Mädchen, welche weinten, eine ältere einfach gekleidete Frau mit traurigem Ausdruck, ein Arbeitsmann mit seinem zwölfjährigen Sohn, der zitternd vor dem Prediger stand, während dieser ihm den Text zu lesen schien. Ellinor dachte an Tea, welch' herrliche Caricatur sie wohl von der eleganten Weltdame mit dem etwas vornehmen Lächeln zwischen diesen demüthigen, durch die Autorität des Predigers gebeugten Wesen gezeichnet haben würde. Als sie den raschen, forschenden Blick sah, mit dem Adrian sie betrachtete, fühlte sie ihre schiefe Lage. Sie zog ihre Visitenkarte hervor, etwas leichthin bemerkend: „Wenn es dem Herrn Pastor nicht allzu ungelegen ist, so würden meine Mutter und ich Ihnen sehr dankbar für einen Besuch sein."

Fast schien es, als ob er ihre Worte nicht verstanden habe. Er sah erst die Karte an, dann warf er einen prüfenden Blick auf ihre Person, von den hohen Absätzen bis zum Seidenpelz und dem großen Rembrandthut mit der wehenden Feder. Dann antwortete er trocken:

„Ich mache nur Berufsbesuche. Wünschen Sie mich in Glaubenssachen zu sprechen, mein Fräulein?"

„Eigentlich nicht! Ich möchte gern mit dem Herrn Pastor über meine Zweifel sprechen."

Er wandte sich halb von ihr ab und suchte einige Papiere zusammen, die zerstreut auf dem Tische lagen.

„Für einen Jeden, der mich zu sprechen wünscht," sagte er kurz, „bin ich jeden Morgen zwischen neun und zehn Uhr in meiner Wohnung zu treffen."

Er rollte die Papiere zusammen, steckte sie zu sich und nahm seinen Hut, um fortzugehen. Aber Ellinor war fest entschlossen, ihren Willen durchzusetzen.

„Entschuldigen Sie, wenn ich zudringlich erscheine," sagte sie in ihrem zuvorkommendsten Ton. „Aber meine Mutter ist sehr kränklich und geht fast nie aus. So zeitig am Morgen würde es ihr geradezu eine Unmöglichkeit sein."

Er legte seinen Hut wieder weg und nahm ein Notizbuch zur Hand, in dem er alsdann blätterte. „Ich will sehen, ob ich morgen Abend kommen kann," sagte er. „Aber es kann sein, daß ich erst spät fertig werde." Er verneigte sich flüchtig, ohne sie anzusehen, und ging rasch weiter. Als er an die Thür kam, stand er einen Augenblick still, um dem weinenden jungen Mädchen einige freundliche Worte zu sagen. Sein Gesicht bekam einen ganz andern Ausdruck, als da er mit der vornehmen Dame gesprochen.

Der kritische Geist erwachte wieder bei Ellinor. Sie bemerkte in seiner Stimme den halb überlegenen, halb mitleidigen Ausdruck, der sich für einen Seelenhirten ziemt, wenn er mit den verirrten Lämmern spricht. „Was für Schauspieler sind doch die Prediger! Sie haben so sehr das Bedürfniß zu imponiren, daß sie sich nur unter Denen wohl befinden, die zu ihren Füßen kriechen. Einen aufrecht getragenen Kopf dulden sie nicht neben sich."

Mit einem gewissen Gefühl des Unbehagens, fast des Verdrusses erstieg Adrian die prachtvoll decorirten Treppen in dem Hause in der Tradgardsstraße, in dem Frau Arvidson mit ihren Töchtern wohnte. Aeußerst selten besuchte er

die Häuser der Reichen. Seine ganze Wirksamkeit war den Armen und Geringen gewidmet, und es war sehr gegen seinen Willen, daß seine Predigten vorzugsweise die gebildeten Classen ansprachen. In Stockholms schmutzigsten Straßen, in Armuth und Noth aufgewachsen, war er ein geborener Demokrat. Er verdammte den Luxus nicht bloß als unvereinbar mit der christlichen Selbstverleugnung, sondern er haßte denselben mit dem natürlichen unbewußten Haß, der auf dem harten Boden der nothgedrungenen Entbehrungen erwächst.

Während er ein tiefes Mißtrauen hegte gegen alle geistigen Regungen in den Classen, die in der erschlaffenden Luft des Ueberflusses und des Genusses leben, war er doch selbst eine zu tief angelegte Natur, um sich auf den Standpunkt der Volksredner zu stellen. Er verstand nicht einmal die Menschen, unter denen er aufgewachsen war, und ward auch von ihnen nicht verstanden. Es war ein bitterer Conflict in seinem Leben. Er sah sich gerade zur Wirksamkeit in den unteren Classen berufen, deren Noth und sittliche Verkommenheit ihm bekannt und betrübend war. Aber seine ganze geistige Begabung zog ihn zur gebildeten Classe mit dem reicheren geistigen Leben.

Durch seine Herkunft gehörte er auch beiden Classen an, aber sein Vater hatte ihn niemals anerkannt und sein einziges Erbe war sein Taufname Adrian, den er in Ermangelung eines Familiennamens als Zunamen führte. Als ein junges, hübsches und unschuldiges Bauermädchen war seine Mutter nach Stockholm gekommen, um sich einen Platz zu suchen. Es ging ihr, wie es so mancher Andern ergangen. Nachdem sein Vater sie verlassen hatte, war sie tiefer und tiefer gesunken und zuletzt gestorben.

Adrian verstand es nicht, den elektrischen Glockenapparat außen vor der Thür in Bewegung zu setzen, und mußte daher lange stehen und anklopfen. Als er endlich in das Entrée eingelassen war, stolperte er über ein Bärenfell, und als eine kleine geputzte Jungfer, der die Haare ganz über die Stirn hingen, fragte, wen sie melden sollte, antwortete er kurz: „Es ist nicht nöthig, ich werde erwartet," und öffnete selbst die Thüre zum Salon.

Der Comfort, den sein Auge hier erblickte, trug nicht dazu bei, ihn milder zu stimmen. Es war ein großes, tiefes Zimmer, nur durch eine Lampe auf dem Tisch erleuchtet, deren Schein, durch einen rothgelben Schirm gedämpft, den dunkelrothen Sammetmöbeln eine reiche und fast glühende Farbe verlieh. Dicke wollene Gardinen verhüllten die Fenster, lose Decken lagen vor allen Sitzplätzen auf dem üppigen Smyrna-Teppiche. An der einen Ecke des Sophas gegen das Fenster stand ein hoher, mit wattirter Seide bezogener Schirm, als ob man vor Allem fürchte, auch nur von dem leisesten kalten Hauch berührt zu werden. In dem niedrigen Sopha saß Frau Arvidson tief in die Kissen gesunken, eine gestickte Decke über ihre Füße gebreitet, und auf dem Tisch vor der Lampe befand sich ein Schirm, der ihre Augen gegen den allzu warmen Schein beschützen sollte.

Mitten im Zimmer stand Ellinor in einer Toilette, die wenig zur Wohnung zu passen schien. Sie sollte den Abend auf einen Ball gehen, hatte jedoch ihre Toilette so viel als möglich hinausgeschoben. Als der Pastor allzu lange warten ließ, beschloß sie mit Rücksicht auf ihn einen so einfachen Anzug zu

wählen, als nur irgend anging. Einen Schmuck und einige Blumen hatte sie auf ihrem Toilettetisch liegen lassen und stand jetzt im Salon vor dem Spiegel in einem einfarbigen mittelhellen Atlaskleide, das ganz hoch war, mit Aermeln bis an die Ellenbogen, von denen die breiten Spitzen bis auf die Hände fielen.

Sie wandte sich rasch um, ging Adrian mit einer Entschuldigung entgegen, daß man vergessen habe, ihn zu melden, und stellte ihn dann ihrer Mutter vor. Diese erhob sich halb und reichte ihm ihre Hand, was er indeß nicht zu bemerken schien. Er verneigte sich steif, und setzte sich auf Ellinor's Aufforderung in einen Lehnstuhl; als er aber bemerkte, wie tief man in denselben hinein sank, erhob er sich rasch, stellte sich hinter den Stuhl und legte die Hände auf die Lehne.

„Sie haben eine Unterredung mit mir gewünscht?" sagte er, sich an Frau Arvidson wendend.

Diese sah ganz erschrocken bei der directen Anrede auf und warf ihrer Tochter einen ängstlichen Blick zu, die auch gleich das Wort nahm. „Meine Mutter wünscht eigentlich, der Herr Pastor möchten mir beweisen, daß Ihre Religion besser ist, als die meine. Aber, Herr Pastor, wollen Sie nicht sitzen?" fügte sie hinzu, indem sie lächelnd einen geschnitzten Holzstuhl hervorzog.

„Wie ist denn Ihre Religion, mein Fräulein?" fragte er kühl, als er sich setzte.

„Meine Religion ist — Zweifeln!" sagte sie in etwas herausforderndem Tone.

„Um den Ausgangspunkt unsers Gesprächs zu wissen, muß ich Sie bitten, mein Fräulein, sich etwas deutlicher auszudrücken und mir vor allen Dingen zu sagen, woran Sie zweifeln."

„An Allem. Es gibt nichts zwischen Himmel und Erde, was nicht zu Zeiten Gegenstand meines Zweifels gewesen ist."

Adrian runzelte die Stirn und erhob sich. „In diesem Falle," sagte er scharf, „habe ich hier nichts zu thun. Ich kann mich Keinem gegenüber verständlich machen, der an Allem zweifelt. Wir sprechen nicht einmal dieselbe Sprache."

Er wandte sich, um zu gehen, blieb aber stehen, als eine schwache, klagende Stimme aus der Sophaecke hinter dem Schirm sagte:

„Ach, Herr Pastor, da können Sie hören, was ich erdulden muß! Solche Aeußerungen muß ich von einer Tochter hören, die ich so sehr liebe, und ich vermag nicht, auf sie einzuwirken. Sie werden begreifen, Herr Pastor, wie sehr es eine Mutter schmerzen muß!"

„Ich räume ein, daß meine Aeußerung vielleicht etwas übertrieben war," sagte Ellinor sanft und küßte der Mutter die Hand. „Aber Pastor Adrian ist auch etwas intolerant, scheint mir. Haben Sie denn nie selbst erfahren, was Zweifeln heißt, da Sie nicht wissen, daß ein Zweifler mehr zu beklagen, als zu verdammen ist?"

Adrian hatte jetzt seine ganze Sicherheit wiedergefunden und warf einen zornigen und verächtlichen Blick auf das leichtsinnige junge Mädchen, die mit Spott auf den Lippen über die höchsten und heiligsten Dinge sprechen wollte.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, lassen Sie uns keine Komödie spielen," sagte er beinahe hart. „Verlangen Sie, daß ich einen Zweifel *beklagen* soll, der so wenig ernstlich gemeint ist, daß Sie mit übermüthigem Lächeln ein so ent-

setzliches Wort auszusprechen vermögen, als dieses ist: Ich zweifele an Allem! Ja, mein Fräulein, auch ich weiß, was Zweifeln heißt; aber ich weiß, daß ein ernstliches Zweifeln die Röthe von den frischesten Wangen verscheucht und das Lächeln den spottenden Lippen nimmt."

In diesem Augenblick ward die Portière zur Seite gezogen und eine bezaubernde Erscheinung zeigte sich in der Thür. „Jetzt ist der Wagen da, Ella," sagte eine weiche, einschmeichelnde Stimme.

Ellinor hatte sich bei Adrian's letzten Worten erhoben und stand jetzt, gegen das Kamingesimse gelehnt, mit der Hand unter dem Kinn so in Gedanken vertieft, daß sie die Schwester nicht gleich bemerkte. Tea schritt weiter vor in voller Balltoilette. Lächelnd und erröthend bat sie um Entschuldigung, daß sie die Unterhaltung unterbrochen, aber sie habe nicht gewußt, daß der Herr Pastor gekommen sei, weil sie die Glocke nicht gehört habe; ob Ella so freundlich sein wolle, sie vorzustellen? Sie ward etwas verlegen, als Adrian sie nur anstarrte, ohne ein Wort zu sagen. Sie ging zu ihrer Mutter und küßte sie.

Adrian's Blick folgte ihr. Sie war sehr hübsch, als sie sich in dem röthlichen Lampenschein über die Mutter beugte und deren Kopf mit beiden Händen umfaßte. Das reine Profil hob sich mit rosiger Contur gegen den dunkeln Schirm ab, und das Haar, von derselben dunkeln Bronzefarbe wie die Seide des Schirmes, schmolz fast mit dieser zusammen. Eine blaßrothe Camelie lag tief unten auf der schweren Flechte, und die andere schien auf das weiße Seidenkleid gefallen zu sein, welches eine Nüance vom blassesten Rosenroth hatte.

Adrian's Blick sog all' diese Schönheit mit einem unbewußten Genuß ein, während er gleichzeitig Verdruß über das nicht ganz Unbewußte in der Anmuth fühlte, womit das junge Mädchen vor seinem scharfen Blick erröthete. Ja, sie war sehr hübsch, geradezu bezaubernd; aber sie war doch nur ein Kind der Sünde, rettungsloser verloren, als die gefallenen Wesen in den dunkeln Quartieren, in denen er die Versöhnungslehre zu predigen pflegte, weil sie keine Sündenlast fühlte und nur so das neue Leben geboren werden kann.

„Ich gehe heute Abend nicht auf den Ball," sagte Ellinor, die peinliche Pause unterbrechend. „Du mußt zu unserer Tante fahren, liebe Tea, und sie bitten, Dich mitzunehmen."

„Ich bitte," fiel Adrian ihr ins Wort, „lassen Sie sich durch mich nicht verhindern. Ein Ballsaal scheint mir gerade der richtige Ort für junge Damen zu sein, um ihre Zweifel und Gewissensscrupel zu beschwichtigen." Tea erhob ihre dunkeln geschweiften Augenbrauen und warf ihm einen bezwingenden Blick zu — einen Blick voll unschuldiger, schüchterner Verwirrung, dem bis jetzt noch kein Mann widerstanden hatte. Dann eilte sie aus dem Zimmer. Ihr leichter Schritt ward nicht auf dem dicken Teppich gehört; man hörte nur das Rauschen der Seide und bemerkte einen schwachen Veilchenduft — und die Portière fiel hinter ihr zu.

Ellinor, die bis jetzt in Gedanken gestanden, hob plötzlich den Kopf und sagte lebhaft: „Es ist unrecht, zu spotten, wenn man zu überzeugen vermag. Spott ist nur ein Armuthszeugniß, ich weiß es aus eigner Erfahrung — eine leicht zu führende Waffe, zu der man seine Zuflucht nimmt, wenn man

nur niederreißen will, ohne Anderes aufzubauen. Aber Sie, der Sie so glücklich sind, einen positiven Lebensinhalt zu besitzen — Sie sollten eine Seele nicht mit Spott zurückweisen, die Sie vielleicht gewinnen könnten."

„Ich muß Sie inständig bitten, mein Fräulein, einen Augenblick inne zu halten," unterbrach er sie. „Die größten und bedeutungsvollsten Worte gleiten mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit über Ihre Lippen, daß mir fast der Athem stockt. Ein positiver Lebensinhalt! eine Seele, die gewonnen werden könnte! — ein Zweifel, der sowohl Himmel als Erde umfaßt! Das Alles ist etwas Alltägliches und Einfaches für Sie. „Ich gehe heute Abend nicht auf den Ball — meine Schwester muß ohne mich fahren — ich gebe dem lieben Gott meine Seele diesen Abend nicht — er muß sich ohne mich behelfen." — Aber Eins muß ich Ihnen sagen, mein Fräulein: auf die Weise, wie Sie glauben, gewinnt man keine Seelen. Die Seelen, welche in einer Stunde der Beredtsamkeit dadurch gewonnen werden, daß man ihre Gefühle und ihre Phantasie erregt, sind im Reiche Gottes entbehrlich. Die Seelen, deren Gott zu seinem Werke bedarf, werden langsam gewonnen, durch jahrelange Leiden und Demüthigungen; die werden erst durch gänzliche Vernichtung des eignen Ich's gewonnen, durch ein schonungsloses Brechen des eigenmächtigen Willens. Ach, glauben Sie mir, es ist keine so leichte Sache, seine Seele ganz Gott hinzugeben, daß man solch einen Schritt plötzlich, mitten in den Tagen des Ueberflusses und des Glückes, thun könnte! Und wenn ich nun mit Ihnen spräche, wie ich sprechen könnte, wenn ich die Abgötter stürzen wollte, denen Sie huldigen — Intelligenz, Gelehrsamkeit, schöne Künste und wie sie alle heißen mögen — wenn ich Ihnen die tiefe Selbstsucht eines solch' ästhetischen Genußlebens, wie Sie es führen, zeigen wollte — die Nichtigkeit der in Ihren Augen so hohen Ziele, denen Sie nachstreben — das Oberflächliche, dann das Niedere selbst in dem edelsten Leben, das ohne Gott gelebt wird —, wenn ich den Schönheitsschleier zerrisse, der Ihnen die Wahrheit verbirgt, — dann glaube ich wohl, daß es mir gelingen würde, Sie tief zu erschüttern. Ich glaube wohl, daß ich so sprechen könnte, daß Sie, ehe ich Sie verließe, auf den Knieen im Staube vor dem Gott lägen, an den Sie jetzt nicht glauben" — er hielt inne, denn in dem Augenblick begegnete ihm der volle, offene Blick aus einem Paar strahlender Augen, deren ungewöhnliche Klarheit noch durch die eigenthümliche Blässe erhöht ward.

„So thun Sie es doch," rief Ellinor aus, „geben Sie mir Etwas, woran ich glauben kann, und kein Opfer soll mir zu schwer sein!"

In seinem Auge blitzte es auf, und wider seinen Willen näherte er sich ihr um einen Schritt. „Ich könnte versucht sein, Sie beim Wort zu nehmen," sagte er lebhaft. „Nichts in der Welt ist so verlockend für mich, als meinen persönlichen Einfluß, meine Beredtsamkeit anzuwenden, um die Menschen zu bekehren."

„Und ist das nicht gerade Ihr Beruf und Ihre Aufgabe?" fragte sie.

„Nein, im Gegentheil, meine Aufgabe ist zurückzustoßen, zu verscheuchen — diese plötzlichen und unvorbereiteten Bekehrungen, die nur durch einen Gefühlsrausch entstehen, — denn es ist besser, Gott niemals in seinem Herzen erkannt zu haben, als sich selbst mit halber Bekehrung zu betrügen."

„Wenn Sie so denken, so verstehe ich Ihre Predigten nicht," wandte Ellinor

ein. „Da thun Sie ja gerade, was Sie können, um Herz und Phantasie zu entflammen."

„Thue ich es?" rief er aus. „Ja, ich weiß, daß es eine große Versuchung für mich ist, der ich nur allzuoft unterliege. Ich möchte immer am liebsten ruhig, einfach, nüchtern sprechen, wie es sich für einen so hohen Gegenstand ziemt. Ich will so ungern die einfache hohe Wahrheit des Bibelwortes verdunkeln durch die banalen Ergießungen rein menschlicher Beredtsamkeit — und dennoch — es hat für mich etwas geradezu Bezauberndes, eine ganze Schar von Menschen bei meinen Worten erbeben und zittern zu sehen — zu wissen, daß ich sie in ihren zartesten Gefühlen erfassen, ihre geheimsten und ihnen selbst verborgensten Gedanken aufdecken, ihre Selbstzufriedenheit in dem innersten Grunde erschüttern kann. Ja, wenn der Dämon der Beredtsamkeit mich völlig erfaßt, so vergesse ich, wessen Diener ich bin, so daß ich mich schwer gegen Gott versündige in dem Augenblick, wo ich das Gewissen Anderer am tiefsten erschüttere."

Nach diesem eigenthümlichen Selbstbekenntniß entstand eine längere Pause.

Ellinor ging in Gedanken versunken im Zimmer auf und ab. Es hatte ihr tiefstes Interesse erregt, daß sie so unvorbereitet einen Einblick in die Seelenkämpfe und Verwicklungen einer dem Anschein nach durchaus einheitlichen Persönlichkeit erhalten hatte. Frau Arvidson saß wie gewöhnlich ganz stumm. Sie sprach nie, wenn sie nicht angeredet ward, und man wußte oft nicht recht, ob sie dem Gespräche folge oder in der dunkeln Sophaecke eingeschlafen sei. Adrian beobachtete Ellinor. Sie war lange nicht so hübsch wie die Schwester. Sie war von höherem Wuchs, sehr schlank, aber etwas zu mager. Das Gesicht war eigenthümlich farblos mit einem durchsichtigen weißen Teint, großen hellen Augen und eingerahmt von hellem matten Haar, das sich wenig von dem Grundton des Gesichts abhob. Aber anstatt der Ueppigkeit der Formen und Farben besaß sie die Schönheit der Proportionen und die Reinheit der Linien, die unbewußt das Auge fesseln. Wie schön fiel der Faltenwurf des glänzenden seegrünen Atlaskleides um die hohe schlanke Gestalt! —

In dem Augenblick, als die Schleppe des Kleides dicht an ihm vorüberstrich auf dem Teppich, bemerkte er einen glänzenden Gegenstand längs der Falten des Kleides auf den Fußboden gleiten. Er nahm ihn auf und sah, daß es ein goldenes Armband war.

Er hielt es vorsichtig mit den äußersten Fingerspitzen, als ob er befürchte, es zu zerbrechen, und überreichte es ihr. Sie nahm es ihm nicht aus der Hand, sondern streckte den Arm aus, damit er es ihr befestigen solle.

Er sah sie mit dem Ausdruck der größten Bestürzung und Verlegenheit an. Ein wunderliches Erzittern überfiel ihn, als er mit einem scheuen Blick den ausgestreckten Arm betrachtete, dessen blendende Weiße durch die Spitzen schimmerte, welche in reichen Falten vom Ellenbogen hernieder fielen.

Sie bemerkte seine Verlegenheit und zog den Arm augenblicklich zurück, während ein tiefes Erröthen sich über ihre Züge ergoß.

„Verzeihung!" sagte sie. „Ich vergaß, wer vor mir steht. Ich war so erfüllt von meinen eigenen Gedanken."

Das Blut strömte wieder zum Herzen zurück und er fühlte sich ruhig. Er

legte das Armband auf den Tisch und nahm seinen Hut, um zu gehen. Sie hielt ihn auf.

„Sie wissen also keinen Rath für mich?" fragte sie.

„Einen Rath?" wiederholte er mechanisch. Seine Gedanken waren in diesem Augenblick von dem früheren Gegenstand ihrer Unterhaltung weit entfernt. Er sammelte sich wieder und sagte mit einer Stimme, die von unterdrückter Gemüthsbewegung zitterte: „Einen Rath? Ich! Nein, ich kann Ihnen keinen Rath geben. Ein Jeder muß seinen eigenen Kampf selbst durchkämpfen. Nur durch unabläßigen Kampf und unaufhörliche Rückfälle geht der Weg zur Wahrheit."

Er drückte ihre Hand mit auffallender Heftigkeit, verneigte sich vor dem Schatten in der dunkeln Sophaecke und entfernte sich.

Den ganzen Abend blieben Mutter und Tochter zusammen sitzen, ohne ein Wort zu wechseln.

Frau Arvidson grübelte darüber, daß ihre Töchter sie so vernachläßigten. Die Eine war auf einem Balle, und die Andere nahm so wenig Notiz von ihr, daß sie stundenlang in demselben Zimmer sitzen konnte, ohne mit ihr zu sprechen. Diese Gedanken verschafften ihr eine Art Genuß. Der Pastor hatte erwähnt, daß man seinem eignen Willen entsagen solle — ja, gab es Jemanden, der das verstand, so war sie es.

Ellinor's Gedanken flogen hin und her. Vergeblich suchte sie dieselben auf den Gegenstand zu richten, der heute Abend den Inhalt ihres Gesprächs ausgemacht. Eine Art unbestimmter Träumerei, die ihr sonst fremd war, bekam Gewalt über sie und erfüllte ihr Gemüth mit einem vagen Gefühl des Glücks. Nach und nach sammelten sich die flatternden Gedanken um ein einzelnes bestimmtes Bild. Es war Thorwaldsen's Petrus in der Frauenkirche in Kopenhagen, das mit seltsamer Deutlichkeit wieder vor ihre Erinnerung trat. Sie hatte diesen Petrus mit den edlen Zügen, dem strengen Ernst und dem glühenden Eifer immer als ein hohes Kunstwerk betrachtet.

Ein Wunder war heute geschehen. Der Marmor gewann Leben, Petrus stieg von seinem Piedestal und seine Gestalt hob sich lebhaft ab von der dunkelrothen Tapete in dem Salon ihrer Mutter.

Als Adrian das elegante Haus in der Tradgardsstraße verließ, ging er gleich in einige der elendesten Quartiere in Hoitabergen. Hier in den Wohnungen des Elends fand sein Gemüth Ruhe. Hier trat ihm nicht die Versuchung nah, durch seine Beredtsamkeit oder durch seinen psychologischen Scharfsinn zu glänzen. Die Naturen, mit denen er hier zu schaffen hatte, waren nicht so complicirt. Die Sünde hatte in den meisten Fällen sie so in ihrer Gewalt, daß es nur galt, ihnen die einfachsten Gebote der Sittlichkeit zu predigen, und zwar so nüchtern, als nur möglich.

Aber zum ersten Male im Leben konnte er nicht seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Missionsarbeit richten, die er sich zur wichtigsten Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Er war zerstreut und seine Phantasie täuschte ihn mit verlockenden weltlichen Bildern. Einen Augenblick sah er in dem schmutzigen

kellerartigen Raum, in dem er sich befand, eine schön geformte Gestalt in einem weißen Seidenkleide stehen und sich über das bleiche Kind in der schmutzigen Wiege lehnen. Die Haare lockten sich über der Stirn und eine Blume war auf das Kleid hernieder gefallen. Dann verwandelte sich der ganze Raum in einen prachtvollen Salon, durch einen eigenthümlich zauberhaften Schein erleuchtet, der dem Reflex des Sonnenunterganges glich.

Adrian strich sich über die Stirn und suchte mit einer kräftigen Anstrengung sich von dieser Traumwelt loszumachen, die solche Gewalt über ihn bekommen; aber als er sich erhob und die dargebotene Hand der armen Frau ergriff, fuhr er zusammen, denn er spürte ganz deutlich den Druck einer feinen weichen Hand, die niemals durch harte Arbeit geschädigt, und er sah ein Paar strahlende, seelenvolle Augen, die mit unverkennbarer Bewunderung zu ihm aufsahen.

Er ging nach Hause, las noch bis spät in die Nacht hinein, aber die Bilder seiner Phantasie wollten nicht weichen.

Es war die erste Berührung mit der Verfeinerung und Schönheit des Lebens, die ihren Samen in sein Gemüth gelegt.

Den folgenden Sonntag saß Ellinor wieder auf ihrem gewöhnlichen Platze in der kleinen Capelle, und des Predigers Augen hafteten oft gegen seinen Willen an dem emporgewandten Gesicht mit dem eifrig suchenden Blick und der eigenthümlich bleichen Farbe. Die gewöhnliche Versuchung ergriff ihn diesmal stärker, als je. Die reichsten Quellen seines Herzens und seiner Phantasie öffneten sich, es hämmerte in seinen Schläfen, es wogte in seinem Herzen, und es war ihm, als ob alle Schleusen gesprengt würden.

Aber er beherrschte sich mit gewaltsamer Anstrengung, und seine Rede klang gedämpft und einförmig. Es war heute kein Feuer in seinem Blick, nicht das Steigen und Sinken der sonst so wohlklingenden Stimme, die jedes Herz zum Zittern zu bringen verstand. Er beschränkte sich auf eine trockene Auslegung des vorgeschriebenen Textes. Als die Leute die Kirche verließen, sagte man allgemein, daß Pastor Adrian sich noch nie so unvortheilhaft gezeigt habe. Ellinor empfand ein Gefühl der Freude, daß sie die Einzige war, welche den Grund seiner ungewöhnlich kalten Darstellungsweise faßte; sie wußte, daß, während die Gemeinde sich über die schlechte Stimmung des Redners beklagte, er selbst dem Herrn dankte für den Sieg, den er über sich gewonnen.

Ellinor war heute allein zur Kirche gegangen und zu Fuß. Es war ein ungewöhnlich heller Wintertag mit klarem Sonnenschein und starken Schatten auf dem frischgefallenen Schnee. Sie zögerte etwas auf dem Bergabhang außen vor der Kirche mit der schönen Aussicht über die schneebedeckten Berge und den dunkeln Tannenkranz. Als sie dann die Treppe hinunter ging auf die niedere Terrasse, hörte sie, daß Jemand hinter ihr seinen Schritt beschleunigte, und als sie sich wandte, kam zu ihrer großen Verwunderung Adrian gerade auf sie zu.

„Sind Sie heute allein hier?“ fragte er.

„Ja, meine Mutter fühlte sich so schwach, daß sie mich nicht zu begleiten wagte.“

„Haben Sie Eile nach Hause zu kommen?“

Sie sah ihn fragend an.

„Hätten Sie vielleicht Lust, mich auf einem Besuch bei einer armen Familie hier in der Nachbarschaft zu begleiten?"

Sie antwortete bereitwillig „ja". Er führte sie den steilen Berg hinunter, dessen Abhang so schroff war, daß er ihr die Hand reichen mußte, um ihr behilflich zu sein. Als sie vorsichtig und suchend den Fuß vorstreckte, mußte er unwillkürlich bemerken, daß derselbe eine ungewöhnlich hübsche Form mit hohem Span hatte. Im Augenblick brach er das Schweigen, welches er bisher beobachtet, mit der Frage: „ob sie jemals wirkliche Noth in der Nähe gesehen habe?" „Nein, eigentlich nicht. Sie pflege ab und zu einige Arme zu besuchen, aber das wären meistens verschämte Arme, die Unterstützung von ihrer Mutter bekämen."

Schweigend setzten sie ihre Wanderung fort und erreichten bald ein verfallenes hölzernes Haus, das auf einem Abhang lag, so daß sie, um dahin zu gelangen, eine Treppe ansteigen mußten, die mehr einer Leiter glich. Aber obgleich die Stufen durch den Schnee sehr uneben und glatt waren, so mußte Ellinor diese doch ohne Beistand erklimmen. Adrian lief voraus, und ohne sich nach ihr umzusehen, ging er in eine kleine niedrige Thür hinein, die schief in ihren Angeln hing. Ellinor folgte ihm.

Sie kamen in einen niedrigen Raum, der eigentlich nur eine Holzscheuer war und in dem jetzt ein Bett und eine Truhe das Ihrige thaten, demselben das Ansehen eines Zimmers zu verleihen. Im Bette lag eine Frau so bleich und abgezehrt, daß die großen dunkeln Augen, die Zeugniß geschwundener Schönheit ablegten, einen beinahe unheimlichen Eindruck machten, als das einzig Lebende in diesem bereits dem Tode verfallenen Antlitze. Ein zwölfjähriges Mädchen in zerlumptem Kleide stand faullenzend mitten im Zimmer. Zwei kleinere Kinder waren auf einen alten Kasten gekrochen, um dort einen heftigen Kampf auszukämpfen. Mit den kleinen Händen fuhren sie einander in die ungekämmten Haare, und Thränen, welche Bosheit und physischer Schmerz hervorriefen, entströmten ihren Augen. Das eine Kind, ein kleines Ding von sechs Jahren, stieß gerade einen derben Fluch mit seiner dünnen Kinderstimme aus, als die Fremden eintraten.

Der Kampf hörte augenblicklich auf, und während die Thränen noch von den Wangen liefen, starrten die Kleinen neugierig die Eintretenden an.

Ellinor gab Jedem der Kinder eine kleine Silbermünze, um sich Eßwaaren zu kaufen. Sie krabbelten von ihrem Kasten herunter und zur Thür hinaus, sich ins Ohr flüsternd, was sie für das viele Geld Alles kaufen könnten.

Aber Adrian sandte ihr einen mißbilligenden Blick zu und sagte: „Ich habe Sie nicht hierher geführt, damit Sie Almosen geben sollten. Ich wünschte, daß Sie heute Etwas lernten, was Sie nicht so leicht vergessen werden."

Er ging ans Bett, und auf seinen Wink folgte sie ihm.

„Wie geht es Ihnen heute?" fragte er die Kranke.

„Ach, er ist eben hier gewesen," sagte sie, und ein gehässiger Ausdruck trat in die sterbenden Züge. „Er nahm die Uhr dort von der Wand — es war das Letzte, was ich hatte — die wollte er nun verpfänden, um sich von dem

Gelde zu berauschen. Dann schlug er die Dirne dort — sehen Sie nur, welch' einen Striemen sie über dem Auge hat."

„War es Ihr Mann?" fragte Ellinor aufgebracht.

„Mein Mann? — ach nein, es war der Andere," antwortete das Frauenzimmer mit jenem dem Laster eignen Cynismus, der sich nicht bedenkt, seine eigne Erniedrigung dem ersten Besten zu offenbaren. „Er konnte das Mädchen niemals leiden, sage ich Ihnen — er hat nie etwas Anderes gethan, als sie geschlagen, bald hier und bald da."

„Ist Ihr Mann todt?" fragte Ellinor.

„Todt? Nein, er lebt im besten Wohlsein. Er war in den letzten Tagen hier und schalt — er wollte natürlich sehen, ob er Etwas erwischen könnte. Der Einzige, der gut gegen mich gewesen, das war der Vater des Mädchens, obgleich es nun schon lange her ist, daß ich Etwas mit ihm zu thun hatte."

Ellinor wandte sich mit einem Gefühl des Widerwillens ab. Sie ging zu dem Mädchen und versuchte mit ihr zu sprechen, fand sie aber so dumm und schlaff, daß sie sie kaum dazu bewegen konnte, die einfachsten Fragen zu beantworten.

„Dem Mädchen gönne ich übrigens jeden Schlag, den sie bekommt," hörte sie nun die Mutter sagen. „Hat sie nicht die halbe Nacht umher flankirt, und mir gelingt es nicht, sie zum Geständniß zu bringen, wo sie gewesen ist?"

Das Mädchen versuchte eine Einwendung, aber die Mutter gebot ihr Schweigen. „Lüge jetzt nicht auch dem Prediger etwas vor. Bist Du je etwas Anderes als eine wilde Dirne gewesen?"

„Stille," unterbrach Adrian sie. „Denken Sie lieber an die Dinge, die Sie sich selbst vorzuwerfen haben. Sind Sie ihr je mit gutem Beispiel vorangegangen? Wie haben Sie Ihre Mutterpflichten gegen sie erfüllt, Sie, die Sie Ihrem rechtmäßigen Manne entlaufen sind und ein elendes sündhaftes Leben führten?" —

„Meinem Mann entlaufen?" wandte sie ein. „Nein, das habe ich nicht gethan. Als ich krank und elend darnieder lag, lief er davon. Und der Andere, der Vater des Mädchens, war, wie ich sagte, immer gut gegen mich, bezahlte die Miethe, als mein Mann mich verließ. Er hat die ganze Zeit bei uns gewohnt, und wenn Fahlgren mich schlug, sagte er ihm, daß es eine Schande sei. Ja, das sagte er. Sollte ich nun nicht zur Vergeltung gut gegen ihn sein?"

Ellinor fühlte sich durch die beklommene Luft im Zimmer und den Widerwillen, den diese Scene ihr erregte, einer Ohnmacht nahe, öffnete eilig die Thür und ging auf die Treppe hinaus. Sie hörte Adrian drinnen Abschied nehmen mit dem Versprechen, bald wieder zu kehren, und der Weisung an das Mädchen, in einer Stunde zu ihm zu kommen.

„Ich bin sehr zu Kopfschmerzen geneigt," entschuldigte sie sich, als er heraus kam; „ich kann durchaus keine schlechte Luft vertragen."

„Wie groß mag wohl der Theil der Menschheit sein, der reine und frische Luft in seinen Wohnungen hat?" fragte er plötzlich. „Haben Sie je darüber nachgedacht, daß Sie und Ihres Gleichen einen verschwindend kleinen Bruchtheil der Menschheit ausmachen?"

Es war Ellinor nicht fremd, über diesen Gegenstand nachzudenken. Gleich allen vorgeschritteneren Geistern des neunzehnten Jahrhunderts hatte auch sie über die sociale Frage gegrübelt.

„Ja, darüber habe ich oft nachgedacht," sagte sie. „Nichts spricht in meinen Augen mehr gegen den Glauben an einen allgütigen Gott, als gerade dies, daß die meisten Menschen nur zu Leiden jeglicher Art geboren werden, während die kleinere Minderzahl die Früchte ihrer Arbeit und Entbehrungen genießt. Ist es Ihnen so gewiß, daß Gott es also geordnet hat? Sie meinen, daß die Menschen oft in ihren Lastern und Sünden die Ursache ihres Elends zu suchen haben? Aber wie kann ein Mensch für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden, wenn er, wie z. B. diese Frau drinnen, so unklare Begriffe von Recht und Unrecht hat? Sie versteht es ja nicht einmal, daß sie sündigt, und die Verhältnisse zwingen sie mit fast unwiderstehlicher Macht."

„Es ist wahr," fiel er ihr lebhaft ins Wort, indem er mitten auf der Straße stehen blieb, „und deshalb weiß ich, wer die größere Verantwortung trägt, als diese armen, der Sünde anheim gefallenen Wesen. Es sind die, welche ein selbstsüchtiges Genußleben führen und die alle Thüren und Fenster verschließen, damit auch nicht ein Hauch der unreinen Atmosphäre des Elends zu ihnen dringe. Und fragen Sie mich, wer in meinen Augen die größere Verantwortung vor Gott hat, Sie oder die Frau da drinnen?" —

Ellinor unterbrach ihn. „Ich weiß, was Sie sagen wollen," erwiderte sie und begann weiter zu gehen. „Ich fühle auch, daß wir wenigen Privilegirten größere Verantwortung den Andern gegenüber haben."

„Aber die Aufgabe ist so groß und umfassend — und fordert so große Opfer, daß man zurückweicht," fuhr er fort. „Ja, die Selbstsucht ist es, welche die Wurzel und der Ursprung des sogenannten socialen Uebels ist. Wenn die Menschen nur einmal dahin kommen könnten, ihr irdisches Eigenthum als Darlehn zu betrachten, das ihnen zur Verwaltung für das allgemeine Beste anvertraut ist . . . ."

„Aber das ist ja der reine Socialismus!" wandte sie ein.

„Ja, das ist der Socialismus, den Christus selbst gelehrt hat. Und da liegt die Lösung der socialen Frage so klar und einfach, daß ein Kind sie verstehen kann, obgleich so viele Gelehrte vergebens darüber gegrübelt haben. Das Eigenthum soll zum Besten Aller dienen und soll von Einigen zum Nutzen und Frommen Aller verwaltet werden. Diejenigen, welche es nur zu ihrem eignen Vortheil verwenden, sind Diebe, welche die ganze Menschheit bestehlen."

„Ich weiß nicht, was die National-Oekonomen zu solch' einer Theorie sagen würden," bemerkte Ellinor in ihrer alten schelmischen Weise. „Die Erfahrung lehrt uns, daß es zuletzt doch der Erwerbstrieb, der die Triebfeder zu fast aller Entwicklung, allem Fortschritt ist."

„War der Erwerbstrieb auch die Triebfeder zu den Predigten der ersten Christen und ihrem Märtyrerthum?" fragte er mit leuchtenden Augen.

„Nein, das kann man natürlich nicht behaupten, aber" —

„Lassen Sie uns ja nicht Christenthum und Wissenschaft vermischen," fuhr er fort. „Es ist ein unheilvolles Mißverständniß, das nur zu oft in unserer Zeit stattfindet. Die Wissenschaft hält sich nur an Erfahrung und Vernunft. Die Größe

des Christenthums liegt gerade darin, so erhaben über alle menschliche Vernunft zu sein, daß es sich vor unsern natürlichen Augen wie die reinste Vernunft ausnimmt. Und wie unvernünftig es auch scheinen mag, so steht doch fest, daß die Welt niemals besser werden wird, bevor wir nicht Alle gelernt haben, daß wir nichts um unserer selbst willen besitzen, sondern daß wir es nur bekommen, um zu entsagen, nur gewinnen, um zu verlieren."

„Glauben Sie denn, daß jeder Genuß, jede Freude im Leben unerlaubt sei?"

„Genuß — ja, gewiß — aber Freude, das ist etwas ganz Anderes. Die wahre Freude wird nur durch Leiden gewonnen — und diese Leiden sind unser gemeinsames Erbtheil, dem Keiner sich ungestraft entziehen kann. Es ist eine große Verirrung zu glauben, wie Sie vorhin bemerkten, daß Einige zum Genuß des Lebens, Andere nur zum Leiden geboren sind. Keiner ist geboren, um zu genießen, Alle aber zum Leiden, so lange es Sünde in der Welt gibt."

„Es gibt aber doch auch Genüsse, welche veredelnd einwirken, Kunst, Poesie, Musik, alles Schöne! Hat Gott nicht das Schöne geschaffen, damit wir es genießen sollen?"

„Ja, das ist die gewöhnliche Einwendung, welche man immer zu hören bekommt. Ich will nicht die Bedeutung der Kunst und des Schönen im Leben in Abrede stellen; sind Einem aber erst einmal die Augen geöffnet über den Krebsschaden, an dem die Menschheit verblutet, so ist man bald nicht mehr im Stande, die Schönheit vor all dem Grauenhaften zu sehen, welches deren Erscheinen verdunkelt. Wenn ein Mensch dem Ertrinken nahe ist, so ist man zunächst auf seine Rettung bedacht, will nicht den schönen Anblick der schäumenden Wasserwogen genießen — und so lange der größte Theil der Menschheit in Laster und Elend vergeht, so lange hat die kleine Minorität der glücklicher Gestellten an etwas Anderes zu denken, als sich durch den Genuß des Schönen zu veredeln. Erst, wenn alle Menschen auf Erden im Stande sind, Gottes Wort zu verstehen, und ihr Leben danach zu gestalten — erst dann darf man daran denken, die Mittel zur höheren intellectuellen Entwicklung zu gebrauchen, die Gott uns gegeben hat."

„O, Sie fordern ja eine grenzenlose Selbstverleugnung!" rief sie aus. „Wenn das ein Christ sein heißt, dann habe ich nicht den Muth es zu werden; denn so unerhörte Anforderungen würden mich zermalmen."

„Dann würden Sie nicht die Erste sein!" antwortete er mit rauhem Tone. „Aber lieber mögen hunderttausend Menschen zu Grunde gehen, als daß das Geringste von den ideellen und absoluten Forderungen des Christenthums abgelassen werde."

Ellinor hatte jetzt angefangen zu grübeln, und ihre Freunde waren sehr unruhig über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen. Ihre literarischen und künstlerischen Interessen traten stark in den Hintergrund, und sie beschäftigte sich fast ausschließlich mit religiösen Fragen. Sie hatte sich eine ganze Literatur der Religions-Philosophie angeschafft und studirte Tag und Nacht. Da sie eine consequente Natur war, so konnte sie nichts halb thun, ihre Lebensanschauung nicht verändern ohne harten Kampf und ernstliche Selbstprüfung.

Adrian kam um diese Zeit ziemlich häufig zu Arvidson's, und Tea scherzte viel über seinen Einfluß auf Ellinor.

„Wer hätte gedacht, daß ein solcher Romanheld, wie sie in den englischen Miß-Romanen vorzukommen pflegen, so viel Einfluß auf Ellinor gewinnen würde? Ich weiß am besten, wie oft wir zusammen über diese langweiligen Tugendbilder gelacht haben, die immer so streng und so erhaben über alle menschlichen Gefühle sind. Eine Scene aus diesen moralischen Romanen ist mir noch im Gedächtniß geblieben. Der Held führt seine Braut am Hochzeitsabend in die neue Heimath. Die Braut will froh und vergnügt hineinlaufen, um sich Alles drin anzusehen; da hält er sie mit ernster Miene zurück und sagt: ‚Bevor wir die Schwelle dieses Hauses überschreiten, müssen wir Gott bitten, unseren Einzug zu segnen', damit legte er die Hand auf ihren Kopf und zwang sie, nieder zu knieen." Tea gab diese Scene mit Tonfall und Mienenspiel wieder, und alle jungen Mädchen lachten.

„So wird Herr Adrian es auch wohl mit Ella machen, wenn er sie wirklich dahin bringt, ihn heirathen zu wollen," fuhr Tea fort.

„Wenn er dann doch wenigstens auf dem Lande wohnte!" bemerkte eine der Freundinnen trocken. „Denn auf der Straße auf die Kniee zu fallen —"

„Und weiter heißt es noch in dieser Erzählung," fuhr Tea fort, „daß später am Abend, als seine junge Frau auf einem Schemel zu seinen Füßen saß — das ist die einzige Stellung, müßt Ihr wissen, die sich so erhabenen Herren gegenüber ziemt — und ihn mit liebevollem Blick ansah — er sie mit dem Bibelwort zurechtwies: Liebe Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern." Tea ahmte den salbungsvollen Ton, den sie für diese Worte passend fand, ausgezeichnet nach.

In demselben Augenblick bemerkte sie, daß Ellinor in der Thür gestanden, die ins andere Zimmer führte, und Alles gehört hatte. Sie sprang auf, schlang den Arm um der Schwester Hals und rief aus: „Ja, liebe Ella, so wird Dein Loos, wenn Du ihn nimmst!"

Ellinor schob sie leise zurück und trat ins Zimmer.

„Wenn Du ihn nimmst!" wiederholte sie. „Ich weiß nicht, wie Du auf den Einfall kommst. So viel ich weiß, ist von dergleichen nie die Rede gewesen. Aber Du thust Unrecht, Dich über ihn lustig zu machen, denn es ist etwas Großartiges in seiner Lebensanschauung und in einem Leben wie das seinige."

„Ja, meinetwegen gern!" rief Tea aus. „Ich respectire seine Größe — in der Ferne — aber Gott bewahre mich davor im täglichen Leben!"

„Und ich würde nichts lieber wünschen, als im täglichen Leben unter dem Einflusse des Geistes zu stehen, der ihn beseelt."

„Du bist nicht wieder zu erkennen," sagte Tea und legte ihre Hand zärtlich in die ihrer Schwester. „Du bist so überspannt und romantisch geworden in Deinen alten Tagen. Du, die Du sonst so vernünftig warst und so kritisch!"

„Es ist ein ganz natürlicher Entwicklungsgang. Wenn Du älter wirst, theure Tea, wirst Du auch die Erfahrung machen, daß es schwieriger ist, das wirklich Große zu verstehen, als es zu kritisiren."

„Das wirklich Große! Welch' hochromantische Worte in Deinem Munde!

Du machst mir Angst, liebste Ella. Jetzt glaube ich in vollem Ernst, daß Du daran denkst, Dich diesem Bußprediger zu vermählen. Ich sehe Dich schon im Geiste am Herde stehen, Armensuppen kochen mit Graupen darin. Aha! Ich kenne nichts Schrecklicheres als solche Graupensuppen! Dann gehst Du natürlich auch mit einem groben schwarzen Kleide ohne Garnirungen — wer weiß, vielleicht sogar mit einer weißen Nachtmütze wie die Diakonissen, — so —"

Tea glättete ihr Haar mit den Händen, band ein Taschentuch um den Kopf und schlug die Augen ehrbar nieder.

„Ich bin ganz überzeugt, daß dieser große Mann eine Menge höchst unangenehmer Alltagssünden hat," fuhr sie fort. „Daß er geizig, ist über allen Zweifel erhaben. Ich glaube kaum, daß er sich satt ißt, und Du kannst ganz überzeugt sein, daß Du nicht über einen einzigen Pfennig Deines eigenen Geldes disponiren darfst. Despotisch ist er auch — erschreckend despotisch. Hast Du ihn nicht beobachtet, wenn er die Stirn runzelt und die Lippen zusammen preßt? Wenn Du nur den leisesten Versuch machst, Deine Freiheit bei der größten Kleinigkeit zu verfechten, so kannst Du sicher darauf rechnen, daß er Deinen Widerstand gleich mit dem Bibelwort zum Schweigen bringt: die Weiber seien unterthan ihren Männern als den Herren."

Die Freundinnen brachen in lautes Gelächter aus. Ellinor wollte sie unterbrechen, aber Tea legte ihr scherzend die Hand auf den Mund und fuhr fort:

„Ich glaube auch, daß er sehr verdrießlich ist und daß diese sublime Strenge, die sich in der Ferne so gut ausnimmt, sich im täglichen Zusammenleben als die allerungemüthlichste Bärbeißigkeit herausstellt. Wenn Ihr Kinder bekommt — ja entschuldige, liebe Ella, aber man muß eben an Alles denken — und das Kleine würde in der Wiege weinen, so wird er verlangen, daß Du ihm die Ruthe gebest, damit die sündige Natur ausgepeitscht wird; denn Du darfst ja nicht vergessen, daß das kleine neugeborene Kind, das noch nicht einmal getauft ist, die vollständigste Incarnation aller Sünden und Verbrechen ist, die hier auf Erden begangen, seitdem Eva in den Apfel biß."

Diese muthwillige Satire traf Ellinor tief.

„Wenn man Alles recht bedenkt, so hast Du vielleicht Recht," sagte sie, indem sie sich an die Lampe setzte und in einigen Büchern zu blättern begann. „Die christliche Lebensanschauung hat ihre Größe, aber auch ihre dunklen Seiten, die nicht leicht für Diejenigen zu fassen sind, die sich nicht von Kindheit auf dahineingelebt haben. Die ängstliche Scheu vor dem Genusse der Schönheit des Lebens — die Lehre von der tiefen Verderbniß der menschlichen Natur, von der ewigen Strafe und vor Allem die Forderung der absoluten Unterwerfung und des Gehorsams als der höchsten menschlichen Tugenden — das spricht mich in Wahrheit nicht an, die ich Selbständigkeit und Freiheit über Alles liebe... Was dünkt Euch, meine Freunde," fuhr sie plötzlich in einem anderen Tone fort, „wollen wir nicht ein wenig in Holger Drachmann's Gedichten lesen? Es ist so viel Wahrheit und Naturfrische in dem Genuß des Schönen im Leben, wie er es besingt! Es wird mir, glaube ich, gut thun, es zu lesen."

Im Frühjahr ward Frau Arvidson schwächer als gewöhnlich, und Ellinor litt an Schlaflosigkeit, weshalb der Arzt eine Luftveränderung anrieth. Es ward beschlossen, im Mai in die Schweiz zu reisen und den Winter in Algier zuzubringen. Es war lange der Wunsch der Töchter gewesen, ins Ausland zu gehen, um die Naturschönheiten und die Kunstschätze des Südens kennen zu lernen, aber der Mangel alles Unternehmungsgeistes der Mutter hatte jedes Vornehmen der Art gehindert. Jetzt hatte Ellinor ihre ganze Energie für diese Reise eingesetzt, und wie immer beugte sich Alles vor ihrem Willen. Die Reise hatte für sie eine ganz andere Bedeutung, als eine bloße Zerstreuung; sie wollte sich von einem Seelenkampfe befreien, der ihr zu schwer geworden. Der persönliche Einfluß, den Adrian auf sie ausübte, wuchs mit jedem Tage; aber je mehr sie sich zu einem unwiderruflichen Entschluß getrieben fühlte, desto stärker wurden ihre Zweifel und ihre Einwände gegen eine Lebensanschauung, die ihre ganze Persönlichkeit zum Opfer forderte.

Sie hoffte zu größerer Klarheit mit sich selbst zu gelangen, wenn sie auf einige Zeit von ihm getrennt würde, und sie ward noch mehr dazu angetrieben durch eine halb unbewußte Sehnsucht, noch einmal in vollen Zügen des Lebens Schönheit und Freude zu genießen, bevor sie den Weg der Selbstverleugnung betrat, den sie in dunkeln Umrissen als ihre künftige Lebensbahn erkannte.

Die Reise war sehr rasch beschlossen, und Adrian hatte noch nicht davon sprechen hören, als Ellinor am Nachmittage des zweiten Pfingsttages in die Diaconissenanstalt ging, um seine Abschiedsrede an die Confirmanden zu hören, welche Tags zuvor zum Tisch des Herrn gegangen waren.

Es war Ende Mai, aber der Winter hatte lange angehalten und das Frühjahr war spät gekommen. Die Bäume standen noch blätterlos da, was einen unnatürlichen Eindruck machte, weil sich plötzlich große Wärme eingestellt. Ellinor war ganz ermüdet, noch ehe sie in der glühenden Nachmittagssonne all' die kleinen Hügel erstiegen. Als sie schließlich am obersten Plateau angelangt war, auf dem die kleine Capelle stand, stellte sie sich in den Schatten der Mauer, um sich abzukühlen. Adrian wollte eben in die Kirche gehen, und da es noch zeitig war, stand er still, um mit ihr zu sprechen.

„Sind Sie den weiten Weg bei der Hitze gegangen?" fragte er.

„Ja, ich fahre fast nie mehr," sagte sie. „Ich habe angefangen mich vor allzu großer Bequemlichkeit zu hüten — es gewährt mir eine Art Befriedigung, mich anzustrengen."

Sie sah wirklich so ermattet aus, als sie da so halb gegen die Mauer gelehnt stand, daß ihm die große Veränderung in ihren Zügen seit ihrer Bekanntschaft zum ersten Mal auffiel. Er sah, daß ihr Teint seine frische reine Weiße verloren hatte, gelblich geworden war, ähnlich dem Strich um ihren Hals. Er sah, daß diese Veränderung ihrem Aeußeren nicht vortheilhaft war, denn das helle Haar und die hellen Augen stellten große Anforderungen an den Teint; aber in dem Augenblick, wo er bemerkte, daß die Schönheit, welche sein Blut früher erregt hatte, geschwunden war, fühlte er sein Herz von wärmeren Gefühlen für sie erfüllt, als je zuvor.

„Ich glaube, Sie sind krank!“ rief er aus mit einem Ausdruck der Angst in seiner Stimme, der ihr Herz klopfen machte.

„Ja, ich bin in der letzten Zeit nicht recht wohl gewesen,“ sagte sie und schlug die Augen nieder. „Es ist vermuthlich nur die Frühlingsluft, die mir zu stark ist — ich schlafe so schlecht.“

„Aber Sie müssen etwas für Ihre Gesundheit thun! Haben Sie nicht mit einem Arzte gesprochen?“

„Ja, er hat mir gerathen zu reisen. Und daher haben meine Mutter und wir Schwestern beschlossen, nach dem Süden zu gehen und dort ein Jahr zu bleiben.“

Sie sah mit einem etwas unruhigen Blick zu ihm auf. Sie hatte fast das Gefühl, damit ein Unrecht gegen ihn zu begehen, was ihn verwunden könne.

Er ließ auch sogleich ihre Hand los, die er einen Augenblick vorher ergriffen hatte, und die stark gezeichneten Augenbrauen zogen sich schmerzlich zusammen.

„Ja so!“ sagte er halb für sich. „Ja, das ist vielleicht auch das Beste. — Darin haben Sie Recht,“ sagte er laut mit Bitterkeit. „Darin haben Sie vollkommen Recht. Es ist Ihnen Bedürfniß, die Eindrücke zu verwischen, die Sie im Winter bekommen. Sie bedürfen der Zerstreuung, des Amüsements. Es paßt sich nicht, allzu sehr in den Ernst des Lebens sich zu vertiefen — dann bekommt man blasse Wangen und matte Augen. Es ist besser, die mahnenden Gedanken durch Vergnügungen und Zerstreuungen zu verjagen; dann kehren der gesunde Schlaf und die Lebensluft wieder.“

„Das ist es eben, was ich mir selbst gesagt habe,“ antwortete sie. „Ich habe mir selbst gesagt, daß es feige sei, zu fliehen, gerade wenn man den Kampf aufgenommen hat. Aber wenn man deutlich fühlt, daß der Kampf die Kräfte übersteigt — daß man früher oder später in demselben untergehen muß —“

„Es ist besser, in dem Kampfe unterzugehen, als sich wie ein Ueberläufer zu retten!“ rief er aus, und es blitzte in seinen Augen von unterdrücktem Leiden. „Aber ich hätte mir sagen müssen, daß es so kommen würde. Keiner hat Muth auszuharren, wo der Streit am heftigsten ist. Alle, alle werden zuletzt abtrünnig!“

Ohne sie weiter anzusehen, ging er an ihr vorüber in die Kirche hinein.

Ellinor fühlte, wie ihre Kräfte anfingen, sie zu verlassen. Die Mattigkeit nahm überhand, sie sank auf einen Stein an der Kirchenmauer und blieb dort sitzen, mit den Händen vor ihrem Antlitz. Sie hatte nicht die Kraft, in die Kirche zu gehen, nicht den Muth, noch weiter von dieser fürchterlichen Lehre zu hören, die so viel mehr forderte, als der menschliche Wille zu geben vermochte. Ein Fenster über ihrem Kopfe stand offen, so daß man deutlich den Gesang in der Kirche hören konnte. Die Musik wirkte beruhigend auf ihr erregtes Gemüth, und nach und nach versank sie in eine Art Halbschlummer, und leichte Traumbilder umschwebten ihre Sinne. Ihr träumte, daß sie nur schlafe. Sie war auf ihrer langen Reise nach dem Süden — die See lag spiegelklar vor ihr, und an den Ufern standen Bäume, die in der warmen Frühjahrssonne Knospen trieben. Die Luft war erfüllt von Musik gleich Orgeltönen. Und sie lag auf dem Verdeck eines Schiffes, auf einem Sopha mitten in der Sonne und schlief — schlief! O, wie wohl das that nach den vielen durchwachten Nächten!

Aber eine klare, glockenreine Stimme ward über Land und Meer gehört. Die Musik schwieg, und regungslos lauschte die ganze Natur diesen Worten: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, und wer es verliert um meinetwillen, der wird es erhalten."

Langsam öffnete sie ihre Augenlider und sah sich um. Da, tief unter ihren Füßen, erzitterte das Wasser in der Gluth der Abendsonne. Das Meer war mit Fahrzeugen bedeckt, und dem Festtag zu Ehren hatten alle Böte geflaggt. Kleine Dampfschiffe, mit Lustreisenden überfüllt, kreuzten sich überall, und in der Abendstille drangen Töne einer munteren Tanzmusik von dem Hasselberg her quer über die Fähre und brachen sich dann an der Kirchenmauer. Da kam ein großes Dampfboot mit Flaggen, bunten Wimpeln und knospenden Zweigen geschmückt. Es hatte Musik an Bord, und gerade, als es unter ihren Füßen vorbeiglitt, ward mit Hüten und Taschentüchern geweht und ein fröhliches Hurrah! angestimmt. Es war Freude über das ersehnte Kommen des Frühlings, die all' diese Menschen in Bewegung setzte. Der tiefe Ernst des Lebens, der Fluch, der auf der Natur liegt, der Menschheit Sünden und Leiden existirten nicht für sie an diesem strahlenden Frühlingstage. — Genießen und Vergessen, das war des Tages Losung.

Ellinor sah sich um. Die Confirmanden traten gerade aus der Kirche. Fast alle hatten geweint, und einige thaten es noch. Sie hatten strenge ermahnende Worte gehört über die Leichtfertigkeit und die Selbstsucht, die in ihren Herzen wohnten, über die Versuchungen, die ihnen bevorständen, über die Vielen, die da berufen, und die Wenigen, die da auserwählt sind. In diesem Augenblick war vielleicht Keiner unter ihnen, dessen Herz nicht von den ernstesten Vorsätzen bewegt war und mit Zittern an die böse Welt dachte, in die sie nun eintreten sollten. In diesem Augenblick hatte die Natur keine Schönheit, die Sonne keinen Glanz, der Lenz keine Knospen für sie. Wenig sind der Auserwählten! Sollte wohl Einer von ihnen zu diesen Wenigen gehören? Sie blieben in der Kirchenthür stehen, um noch einen Abschiedsblick ihres Lehrers zu erhalten, zu dem sie alle mit der Bewunderung und Liebe aufsahen, die so natürlich für junge Mädchen in diesem Entwicklungs-Stadium ist.

Ellinor stand hinter der doppelten Reihe von ihnen, als Adrian mit einem freundlichen Gruß an ihnen vorbeiging. Er sah sie nicht gleich, aber indem er die Treppe zur untersten Terrasse herunter ging und sich zum letzten Abschiedsgruß umwandte, begegneten sich ihre Blicke, und gegen seinen Willen blieb er auf der Stufe stehen und sah sie mit einem Ausdruck an, den sie nicht recht verstand. Er zog den Hut ab und ging weiter. Als sie einige Minuten später in den Hof der Diaconissen-Anstalt trat zwischen alle jungen Mädchen, sah sie ihn im Schatten der Mauer stehen mit dem Hut in der Hand. Er war blaß und trocknete sich die Stirn mit seinem Taschentuch. Sie wollte an ihm vorübergehen, er hielt sie aber auf und reichte ihr die Hand.

„Ich werde Sie nicht sehen, bevor Sie reisen," sagte er; „wollen Sie mir nicht Lebewohl sagen?"

„Ich reise nicht," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und etwas zitternder Stimme.

Er setzte rasch den Hut wieder auf und steckte das Tuch in die Tasche.

„Ja so!“ sagte er und athmete tief auf, dann fügte er rasch und mit gedämpfter Stimme hinzu: „Begleiten Sie mich bis auf die unterste Terrasse hinunter. Lassen Sie mich einige Worte mit Ihnen reden!“

Sie gingen über den hübsch bepflanzten Hofplatz, der jetzt in tiefem Schatten lag. Das helle Grün der Rasen stach gegen die hohen alten Lindenbäume ab, die noch den dunkelbraunen Farbenton hatten. Einige Reconvalescenten des Krankenhauses gingen langsam in den Gängen auf und ab, einige Kinder des Asyls liefen dort spielend umher, und ein paar Diaconissen mit dem sanften rührenden Ausdruck, den man gewöhnlich unter der weißen Mütze findet, gingen vorüber, sich ehrerbietig vor dem Prediger verneigend. „Dienet dem Herrn mit Freuden!“ stand in großen Buchstaben über dem Hause, in welchem sie ihre Schlaf- und Lehrzimmer hatten.

Adrian führte Ellinor auf einen kleinen Absatz hinunter, der fast frei in der Luft über dem Garten zu hängen schien, und tief unten lag die Meeresbucht. In diesem untersten Garten lag das Magdalenenstift. Sie sahen einige dieser armen gefallenen Wesen, ganz junge Mädchen, auf einer Bank sitzen und halblaut lesen. Sonst war Alles weit umher stille. Auch sie standen einige Zeit still und betrachteten die Baumkronen tief unter ihnen, deren Knospen schwollen, so daß man sie wachsen zu sehen wähnte.

„Wenn ich Diaconissin würde!“ rief Ellinor aus, von der Stimmung ergriffen, welche an diesem schönen Pfingstabend über der hübschen Anstalt ruhte.

„Diaconissin — Sie! Dazu passen Sie sicher nicht. Sie sollten in grober Kleidung gehen — Sie sollten schwere Arbeiten verrichten — mit diesen feinen Händen?“ fügte er fast zögernd hinzu und warf einen halb verlegenen Blick auf ihre Hand, die unbedeckt auf der Mauer lag.

Sie zog sie rasch und fast erschreckt zurück, beugte sich über die Mauer und sagte: „Glauben Sie denn wirklich, daß schöne Kleider solche Wichtigkeit für mich haben — daß ich besorgt um meine feinen Hände bin — daß ich —“

Mit leidenschaftlichem Ausdruck unterbrach er sie: „Aber für mich bedeuten sie unendlich viel. Ich bin so besorgt für Ihre Hände, daß ich es nicht ertragen könnte, sie verunstaltet zu sehen — ich würde diesen feinen Wuchs nicht durch plumpe Kleidung entstellt sehen mögen, dies helle Haar von einer einfachen Mütze bedeckt —“

Die Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung hinderte ihn fortzufahren. Im nächsten Augenblick ward sie kräftig von seinen Armen umfangen, und sein warmer Athem umwehte ihr Kinn.

Dieser Ausbruch war so plötzlich, so unvorbereitet gekommen, daß Ellinor wie betäubt war. Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter und brach in Thränen aus.

„Fürchte nichts!“ flüsterte er und zog sie näher an sich. „Kein Opfer soll von Dir gefordert, keine Last Dir auferlegt werden. Ich werde Alles für uns Beide tragen.“

Sie befreite sich aus seiner Umarmung und sah mit ihrem klaren Blick zu ihm auf. „Nein, so kann ich meine Aufgabe nicht auffassen,“ sagte sie. „Hast

Du mir nicht oft gesagt, daß der eine Mensch dem anderen nicht helfen könne, sondern daß Jeder seinen Kampf selbst ausfechten müsse?"

„Aber Du siehst so bleich und matt aus," sagte er sanft und streichelte ihr das Kinn. „Du kannst nicht so viel ertragen — weshalb solltest Du Deinen Fuß an den Steinen auf Deinen Wegen stoßen, wenn ich die Kraft habe, Dich zu tragen?"

„Ich bin nicht so schwach, wie Du glaubst," sagte sie und legte ihren Arm in den seinen, indem sie weiter gingen. Sie gingen stumm über den großen Hof, der jetzt leer war, und kamen in die Osterstraße, in der kein Mensch zu sehen war. Mit unsicheren Schritten gingen sie weiter; er verfiel in Gedanken, die Hand sank herunter und er begann so rasch zu gehen, daß sie ihm kaum zu folgen vermochte.

„Ich habe Dich belogen," sagte er plötzlich, ließ ihren Arm fallen und blieb ihr gegenüber stehen. „Ich habe gelobt, Dich gegen Leiden und Kampf zu schützen und Dir alle Bürde abzunehmen. Ich werde mein Wort nicht halten können."

„Ich verlange es ja auch nicht," sagte sie, „ich bin ja bereit, selbst zu kämpfen."

„Aber Du weißt nicht, wie hart der Kampf werden kann. Du weißt nicht, daß ich, weit davon entfernt, Dir den Kampf zu erleichtern, Dir denselben nur noch schwerer machen werde. Du weißt nicht, wie viel ich von Dir fordern werde — wie viel ich fordern muß. Es ist besser, Du trittst zurück, so lange es noch Zeit ist."

„Aber es ist nicht mehr Zeit," sagte sie mit schwachem Lächeln. „Es ist schon zu spät."

„Ist es denn abgemacht, daß Du und ich Mann und Weib werden sollen? Ist es so? Ist das die Folge von dem, was heute zwischen uns vorgefallen ist? Mann und Weib? Wir Beide! Ich, geboren und erzogen zur Entsagung, zum Leiden, zur Sorge und zum Kampf — Du zum Glück, zum Genuß, zum Sonnenschein und zur Schönheit? Und gerade das, was ich an Dir liebe — denn ich liebe Deine Weltlichkeit, ich liebe Dich gerade so, wie Du da stehst in dieser eleganten Kleidung, mit all' dem Liebreiz der Verfeinerung, die über Deinem ganzen Wesen ruht — und gerade dies muß ich unterdrücken, ich muß Dich zwingen, das Feierkleid des Weltlebens abzulegen — ich muß Dich Deines Lebensmuths, Deiner Gemüthsruhe, Deiner freien selbständigen Persönlichkeit berauben — eine solche Gewaltthat muß ich begehen gegen mein eigenes Weib und gegen das, was ich am meisten an ihr liebe. — Nein, reise, wie Du Dir anfänglich vorgenommen hattest; es ist weit besser, und laß mir die Erinnerung an Dich, so wie ich Dich jetzt sehe, laß mich diese Erinnerung lieben — dazu habe ich Erlaubniß, aber Dich so in meiner Nähe behalten — das darf ich nicht."

„So bekehre mich, wenn Du kannst," sagte sie. „Glaub' mir, ich verlange nichts Besseres. Der Würfel ist gefallen, und ich kann nie wieder zu meinem vorigen Leben zurückkehren."

„So verzeihe mir, wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, nicht glücklich machen werde!" sagte er und legte ihren Arm wieder in den seinen.

Frau Arvidson's Reise ward aufgeschoben, weil Ellinor's Hochzeit zuvor gefeiert werden sollte. Es waren nicht viele Vorbereitungen nothwendig, denn die Verlobten interessirten sich wenig dafür, ihr Haus gemüthlich und hübsch einzurichten. Sie machten keine Visiten und fast keine Einkäufe. Adrian's Wohnung war auf das Einfachste eingerichtet, aber nach Beider Ansicht enthielt sie Alles, was sie bedurften. Die Wände waren fast alle mit Büchern bedeckt; es war der einzige Luxus, den Adrian sich erlaubt hatte, und Ellinor erklärte, daß ihr diese sowohl Gemälde wie Teppiche ersetzten. Sie wollte nicht einmal die Möbel ihres eigenen Boudoirs mit in ihre neue Heimath nehmen. Diese waren für ihre neuen Verhältnisse zu elegant, und von dem Augenblick an, in dem sie am ersten Frühlingstage des Jahres ihre Hand in die seinige gelegt, hatte sie beschlossen, gänzlich mit den alten Gewohnheiten zu brechen. Mit fieberhafter Unruhe stieß sie jeden Zweifel von sich; sie hatte nicht länger den Muth zu grübeln, kaum zu denken, denn sie fühlte, daß ihm angehören und zweifeln schlimmer als der Tod wäre. Sie versuchte den Himmel gleichsam mit Sturm zu nehmen; sie *wollte* glauben, sie *mußte* glauben, und deshalb glaubte sie.

Auch Adrian lebte in diesen Wochen in einem Gefühlsrausch, aber ganz anderer Art. Kampf und Selbstverleugnung waren Vorstellungen, die ihm von seiner Kindheit an vertraut; aber an seinem dunkeln Himmel war jetzt die Sonne plötzlich hervorgebrochen, und er sah strahlende Farben von Gold und Purpur in den zartesten Nüancen sich verschmelzen zwischen durchrissenem Gewölk.

Die Trauung ward in der kleinen Capelle der Diaconissen-Anstalt vollzogen. Auf den Zügen des Bräutigams lag ein Ausdruck fast zitternden Glückes während der heiligen Handlung. Er fühlte eine gewisse Scheu bei dem Gedanken, daß der höchste Grad irdischen Glücks ihm zu Theil werden solle, und es war ihm, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde. Aber gleichzeitig fühlte er, daß ein ganzes Leben voll Entsagung und selbstauferlegter Pein nun mit all' seinen innersten Forderungen hervortreten, daß der natürliche Anspruch an Glück, der sich bei jedem Menschen findet, nun um so gewaltsamer und gebieterischer sich geltend machen werde, weil er so lange unterdrückt worden.

Als er seine Braut vom Altar führte, fühlte sie, daß seine Hand zitterte; sie sah mit ihrem offenen fragenden Blick zu ihm auf und begegnete einem so leidenden und bewegten Ausdruck, daß ihr angst ward und sie seine Hand fahren ließ. Sie begriff, daß in der Tiefe seiner Natur eine Welt von Gefühlen gähre, deren Gewaltsamkeit in einem fast erschreckenden Gegensatz zu seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung stand.

„Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe."

Diese Worte sangen und jubelten in ihm, als er sein Weib in seine einfache Wohnung führte. „Wer ist derselbe König der Ehren?" fährt der Psalmist fort. Und in seinem Herzen lautete die Antwort: „Es ist die Liebe! Es ist das Glück! Es ist des Lebens Schönheit und Freude."

Aber sein Gewissen war zu wach, zu gequält und überangestrengt, um ihm das längere Verbleiben in dieser Stimmung zu gestatten. Der Kampf ward von

Neuem aufgenommen und ward jetzt härter und erbitterter denn je zuvor. Er konnte sich niemals ganz seinem Glücke hingeben. Er mußte ja immer auf seiner Hut sein, daß nicht Fleisch und Welt ihn in ihre Netze zogen, und jede Stunde des Glückes ward durch bittre Gewissensbisse und schwere Kämpfe erkauft. Sein Weib verstand ihn je länger je weniger. Die Heftigkeit in seinen Gefühlen war ihr eben so fremd und unbegreiflich, wie die unnatürliche Kälte und Strenge, die diese ablösten. Das tief innere Glück, das sie von ihrer Verbindung mit einem Mann erhofft, der so viel Großartiges in seinem Charakter und solch ideale Hoheit in seinen Lebensanschauungen hatte, sah sie jetzt nur noch als einen Traum an, und ihre Ehe vermochte nicht, ihr eine einzige Stunde ruhiger Freude zu gewähren.

Der Sommer war ungewöhnlich trocken und warm gewesen, und alle Bäume und Grasflächen in der Nähe der Stadt waren dürr und staubig. Das Wasser in der Wasserleitung war lauwarm und die Lebensmittel auf dem Markt halb verdorben. Ungesunde Dünste erfüllten die Straßen, und heftige Fieber wütheten in der Stadt.

Ellinor hatte noch nie einen Sommer in der Stadt verlebt. Gleich allen wohlhabenden Stockholmern hatte sie den Sommer für eine ausschließlich dem Genuß bestimmte Zeit gehalten, und gleich allen Andern hatte auch sie manches Mal die Bemerkung gemacht, daß man in unserem Klima mit dem langen Winter wohl der knapp zugemessenen Sommermonate bedürfe, um in den Schönheiten der Natur zu schwelgen.

Frau Arvidson und ihre Töchter pflegten den Sommer in irgend einem Bade an der Küste zuzubringen, und Ellinor's größtes Vergnügen hatte dann darin bestanden, ihre Tage in einem Segelboot oder in einer Bergkluft am Strande zu verträumen. Noch nie war ihr der Genuß der Großartigkeit des Meeres, der reinen, belebenden Luft, der hübschen Farbentöne über den Klippen verkümmert worden durch den Gedanken an die Vielen, welche ihren Sommer in den schmutzigen engen Gassen einer Stadt zubringen mußten. Für sie war der Aufenthalt in der Stadt im Sommer ein leerer Begriff, geradezu eine Unmöglichkeit, an die sie nie gedacht hatte. Jetzt war es Anfang September, und sie hatte sich im Laufe des ganzen Sommers auch nicht einen einzigen Tag der Erholung und Ruhe gegönnt.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, als sie langsam mit müden Füßen heimging. Sie kam aus einer weit entfernten Armenschule, wo sie einige der verwahrlosesten Kinder der Gemeinde in Religion unterrichtete, solche Kinder, die man nicht gern in den bessern Freischulen aufnahm. Es war keine erquickliche Aufgabe, die sie da übernommen. Die Kinder waren schmutzig und zerlumpt und erfüllten die Schulstube mit einer erstickenden Atmosphäre von Unreinlichkeit. Oft waren sie durch Krankheit oder Mißhandlung entstellt, so daß es Ellinor förmlich Ueberwindung kostete, sie anzusehen oder ihnen die Hand zu reichen. Besonders abstoßend erschien ihr ein armer Knabe, der einen widerlichen scrophulösen Ausschlag hatte; sie konnte ihn kaum anblicken ohne Uebelkeit zu empfinden, und wenn sie eine Frage an ihn richtete, so sah sie aus dem Fenster oder in ihr

Buch, und nie konnte sie sich entschließen, ihn zu streicheln oder ihm ein freundliches Wort zu sagen, obgleich er aufgeweckter war als die übrigen Kinder. Sie machte sich bittere Gewissensbisse darüber, daß sie nie mit Freudigkeit an ihre Arbeit ging, sondern im Gegentheil mit innerem Unwillen.

Hätte sie nur zu glauben vermocht, daß ihre Arbeit irgend welchen Nutzen stiften würde; daß sie ein einziges dieser Kinder retten und es zu einem gesitteten, nützlichen und glücklichen Mitglied der Menschheit machen könne! Aber es war gerade ihre schwerste Prüfung, daß sie kein Vertrauen in ihre Arbeit setzte. Sie glaubte nicht, daß die Macht der Religion die natürliche Anlage, schlechte Beispiele und die Versuchungen der Armuth überwinden könne. Je tiefern Einblick sie in die Noth und das Elend der Menschheit gewann, desto stärker ward sie von einer pessimistischen Lebensanschauung ergriffen, die alle Hoffnung auf Verbesserung des Unglücks der Gesammtheit ausschloß. Der Uebergang von ihrem früheren glücklichen, sorgenfreien Zustand zu dem neuen Leben mit seiner schweren Verantwortung, den großen Ansprüchen und den schonungslosen Enthüllungen war zu stark für sie gewesen. Sie war nahe daran, zu unterliegen.

Sie ging an diesem Sonntag-Nachmittage langsam, ganz in Gedanken vertieft. Sie hatte in den letzten Monaten so viel gegrübelt, daß sie sich jetzt entkräftet fühlte. Sie konnte ihre Gedanken nicht länger um einen bestimmten Gegenstand sammeln, sondern ließ sie nach Belieben umher wandern. Sie verwunderte sich selbst, wohin sie geriethen, wenn sie so nach freier Wahl umherschweifen durften. Wenn sie die Schule verließ, so fühlte sie immer das Bedürfniß, an etwas Hübsches zu denken. Sie dachte jetzt an ihre Schwester Tea und die neuen Sommertoiletten, die sie in ihrem letzten Briefe beschrieben. Welch' eigenthümliche Farbenzusammenstellung in dem neuen Foulardkleide, das sie sich gekauft! Aber es stand ihr gewiß gut. Tea hatte jetzt angefangen, das Haar aufgelöst zu tragen. Sollte das Haar nicht fast zu lang bei ihrem Wuchs sein?

Der Künstler, von dem sie so viel schrieb — ja, der interessirte sich augenscheinlich für sie. Wenn die Beiden ein Paar würden! —

Wie das Leben in Paris interessant sein mußte! Wer doch dahin könnte! Erst an Bord eines der großen Dampfschiffe, da unten, an der Schiffbrücke. Das Fahrzeug lichtet die Anker, eine frische Brise weht. O welcher Genuß schon diese Luft einzuathmen! Es erhebt sich ein Sturm, ein prächtiger Sturm! Das Schiff hebt und senkt sich. Die Brust hebt und senkt sich mit tiefem Athemzuge, man spürt Salz auf der Zunge, frisches Seewasser überspritzt das Gesicht. Dann kommt man nach Lübeck. Welch' interessante, stimmungsvolle alte Stadt! Die Eisenbahntour ist vielleicht etwas ermüdend — es geht ja aber so rasch mit dem Nachtzuge!

Als Ellinor die Thür ihres Hauses öffnete, war sie bereits in Paris angekommen und Tea empfing sie auf dem Perron. Sie ging rasch in ihr Zimmer, rollte die Gardinen herunter, der Nachmittagssonne halber, die gerade herein schien, nahm ihr schweres Kleid ab, zog ihren weißen Pudermantel an und begann ihre Haare aufzulösen. Wie, wenn sie es auch so aufgelöst trüge wie Tea! —

Da fiel ihr Blick auf einen Brief, der auf ihrem Toilettetisch lag. Er war von Tea's Hand, aber der Poststempel war schwedisch. Sie würde sie also in kurzer Zeit wieder sehen!

Eine große Neuigkeit! Tea hatte sich mit dem jungen Maler verlobt. Diese Verlobung ward die Veranlassung, daß sie den Winter nicht im Süden zubrachten. Sie waren jetzt auf der Heimreise begriffen; da sie aber gehört, daß so viele Krankheiten in Stockholm herrschten, wollten sie gern einige Wochen an der Westküste zubringen. Ellinor möchte ihnen doch die Freude machen, zu ihnen zu kommen; sie bedürfe gewiß der Erfrischung. Ihre Briefe zeigten gedrückte Stimmung, und Tea hatte von einem Bekannten gehört, der gerade von Stockholm gekommen war, daß sie sehr elend und angegriffen aussähe.

Tea schloß mit einer herrlichen Schilderung des Aufenthalts am Meer in dieser Jahreszeit. Es sei gerade ein wohlthuender Regen gefallen, der die ganze Natur gleichsam wiedergeboren habe. Und dann die wundervollen Nächte mit Septembermondschein und dem Leuchten des Meeres! Und die frischen Segelfahrten auf dem Meere! —

Adrian hatte den Abendgottesdienst in der Capelle gehalten und dann im Gefängniß eine Stunde bei einem Verbrecher zugebracht, den er vergebens zum Geständniß zu bewegen sich bemühte. Er war niedergeschlagen und traurig, als er nach Hause kam und ging, ohne seine Frau aufzusuchen, gleich in sein Zimmer. Er suchte am liebsten die Einsamkeit, wenn er in dieser Stimmung war.

Aber Ellinor hatte ihn kommen hören. Er saß an seinem Schreibtisch, den Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in seine Hände gestützt, als die Thür rasch aufging und sie sich in derselben zeigte.

Adrian sprang mit dem Ausruf auf: „Was soll dies bedeuten?"

Sie stand dort so, wie er sie am ersten Abend in ihrem Hause gesehen. Das seegrüne Atlaskleid fiel weich nieder über die schlanke Gestalt. War es die eigenthümlich schillernde Farbe des Zeuges oder der Schein der untergehenden Sonne? Ihre Augen hatten denselben Glanz wie früher, ihr Teint dieselbe durchsichtige Klarheit.

Er betrachtete sie stumm. Die ganze Poesie, welche ihre erste Liebe umgeben, erwachte wieder in ihm. Er vergaß die schweren Stürme, das Mißtrauen, welches sich eingeschlichen, wenn der Eine den Andern nicht mehr verstand, wenn der Eine zu streng und fordernd, der Andere zu schwach und zu zweifelnd war — er dachte nicht mehr daran sie zu fragen, weshalb sie in dieser Kleidung da vor ihm stände, die so wenig zu ihrer einfachen Häuslichkeit paßte. Er ging zu ihr und nahm ihre Hand fast mit derselben Blödigkeit, wie er sie an dem Abend empfand, als er ihr das Armband befestigen sollte — er küßte ihr Arm und Hand und liebkoste mit seinen beiden Händen das volle, helle, glanzlose Haar, das ihr frei über die Schultern fiel.

Ellinor nahm diese Liebkosungen ganz passiv mit abwesender Miene hin. Es war zum ersten Male, daß er sie so gleichgültig bei seinen Liebkosungen sah, und zuletzt ward es ihm klar, daß etwas Fremdes zwischen sie getreten.

„Was bedeutet dies Alles?" rief er aus und ließ ihre Hand fahren. „Weshalb hast Du Dich wie zu einem Fest angekleidet? Und weshalb —"

„Es bedeutet, daß ich mich sehne," rief sie mit schmerzlicher Heftigkeit aus, „daß ich mich fort von hier sehne — daß ich der Selbstverleugnung und des Kampfes überdrüssig bin — daß ich das Leben genießen, wieder jung, hübsch, frei und glücklich sein will!"

Sie reichte ihm Tea's Brief, den er durchlief.

„Ich muß reisen," rief sie. „Ich sehne mich so, daß ich fast den Verstand verliere, wenn ich nicht hinaus komme und frische Luft einathme. Ich fühle, daß ich alle Bande zerreißen könnte, Alles über Bord werfen, das Glück des ganzen Lebens verspielen, dazu meiner Seele Seligkeit nur für einen einzigen Tag in einem Segelboote an Tea's Seite, angeweht von dem frischen Hauch des Meeres und um mich herum die große stille Natur."

Ihre Heftigkeit erschreckte ihn. Er sah, daß es gefährlich werden könnte, sich ihrem Wunsche zu widersetzen. Wie gern würde er nachgegeben haben, aber er wagte es nicht. Er hatte schon lange eingesehen, daß er ihr gegenüber den unglücklichen Mißgriff begangen, den er sonst zu vermeiden sich bestrebte — nämlich durch seinen persönlichen Einfluß einen Menschen zum Glauben zu bringen, ohne daß der Glaube auf des Herzens freier Wahl und dem eignen Entschluß beruhe. Aber da es nun einmal so weit gekommen war, konnte er ihr nicht die Freiheit einräumen, noch einmal zu wählen. Sie durfte nicht zurückfallen, sie mußte festgehalten und im Glauben gefördert werden, koste es, was es wolle. Und deshalb durfte er ihr den Weg nicht erleichtern, denn nur durch Opfer geht der Weg zur Wahrheit. Auch dann nicht, wenn diese Grübeleien ihre Gesundheit angreifen, ja selbst ihr das Leben oder den Verstand kosten sollten; er durfte nicht auf leichtsinnige Weise sie durch andere Eindrücke zu zerstreuen suchen, im Gegentheil, es mußte durchlebt und vollendet werden in seinen äußersten Consequenzen, damit schließlich die Aneignung des wahren persönlichen Glaubens ermöglicht werden könne. Selbstverleugnung und Forschung, das war ja der Weg, der zuletzt zum Ziele führen mußte, wenn man ihn getreulich wandelt. Wenn nur keine schwache Empfindsamkeit ihr in falscher Liebe die Bürde abnähme, so würde und müßte das Gewicht derselben sie zuletzt hin zu den Füßen des Kreuzes treiben. Er sah sie an mit dem ihm eigenthümlichen schmerzlichen Zusammenziehen der Augenbrauen, welches den sonst so strengen Zügen einen Ausdruck von Schwachheit verlieh.

„In Deiner augenblicklichen Stimmung kann ich Dich unmöglich reisen lassen," sagte er. „Ich kann nicht zugeben, daß die Zerstreuungen einiger Wochen Alles wieder zerstören, was Du diesen Sommer so mühsam gewonnen."

„Was habe ich denn gewonnen?" rief sie aus. „Es ist nicht allein meine Gesundheit und meine Seelenruhe, die Du aufs Spiel setzest, wenn Du mir zu reisen verwehrst — es ist auch das, was Du fördern willst: meinen Glauben, meine Liebe — Alles."

„Glaubst Du denn, daß gerade dies weniger aufs Spiel gesetzt wird, wenn Du zum Weltleben zurückkehrst?" sagte er strenger.

„Du verbietest mir also, zu reisen?" rief sie in einem Ton, der fast herausfordernd klang. „Du machst Deine Herrschaft als Ehemann geltend? Du sagst rein heraus: Ich verbiete Dir zu reisen? Ist es so?"

„Ich hoffe, Du wirst mich nie dazu zwingen, eine solche Sprache zu gebrauchen," antwortete er, schmerzlich berührt durch den Ton ihrer Worte. „Du wirst es selbst einsehen, wenn Du erst ruhiger geworden bist —"

„Du hoffst, daß ich Dich nicht zwingen werde, eine solche Sprache zu gebrauchen," sagte sie ihm nachäffend. „Du hältst Dich also in jedem Falle für berechtigt mir zu sagen: Ich verbiete, ich befehle? Und Du rechnest darauf, mich gehorsam zu finden nach der Forderung der Schrift? Aber darin irrst Du Dich. Ich glaube nicht länger an die Schrift —, wonach ich mich sehne, ist Aufruhr zu machen — gegen Dich, gegen Gottes Wort, gegen all' die Bande und Fesseln, die mich drücken."

Sie stürzte hinaus und in ihr Schlafzimmer, wo sie heftig weinend aufs Sopha sank.

Sie saß lange in der Nacht auf und erwartete, daß ihr Mann kommen und ein Wort an sie richten werde; jedoch er kam nicht. Er brachte die ganze Nacht an seinem Schreibtisch zu. Es war Etwas, was nicht so ganz selten geschah.

Ellinor entschlummerte zuletzt auf dem Sopha, aber mit Tagesanbruch erwachte sie, sprang auf und öffnete ein Fenster. Es war eine erdrückende Stille in der Luft; die ganze Natur schien zu endlosem Warten verurtheilt und sehnte sich nach dem Säuseln eines einzigen frischen Windhauchs, nach einem einzigen Tropfen Regen.

Ihr Entschluß war jetzt gefaßt. Sie packte ihre Kleider in den Koffer und holte längst vergessene Schätze, als Schmuck, Spitzen und Handschuhe, aus den Schiebläden.

Als es gegen sechs Uhr war, schickte sie das Mädchen fort, eine Droschke zu holen.

Da ihres Mannes Zimmer am andern Ende des Flurs lagen, so hatte er nichts von ihrem Vorhaben bemerkt; aber gerade als sie in ihrem Reiseanzug mit niedergelassenem Schleier aus ihrem Zimmer ging, traf sie mit ihm zusammen.

Er stutzte und fragte, wohin sie zu reisen gedenke?

„Ich sagte es Dir ja gestern," antwortete sie mit abgewandtem Gesicht.

Er runzelte die Stirn und erblaßte. Heftige Worte traten ihm auf die Lippen, aber er beherrschte sich, kehrte sich rasch ab und wollte zurück in sein Zimmer gehen.

Da ging sie ihm nach, legte bittend ihre Hand auf seine Schulter und sah ihn hinter dem Schleier mit ernsten Augen an.

„Vergib mir, wenn ich Unrecht thue," sagte sie. „Aber ich fühle die Nothwendigkeit, fort zu gehen. Deine Hand ruht zu schwer auf mir. Du leitest mich so, daß ich meine Wege nicht klar vor mir sehe. Ich glaube, ich werde Dich und was Du verlangst besser verstehen, wenn ich eine Zeit lang nicht unter Deinem unmittelbaren Einflusse stehe."

Er schlang plötzlich seinen Arm um sie und zog sie heftig an sich.

„Verstehst Du denn nicht, daß ich befürchte Dich zu verlieren?" rief er aus. „Glaubst Du nicht, daß ich es sehe, wie Du sachte, aber sicher mir entgleitest? Glaubst Du nicht, daß ich das Schreckliche davon fühle, Dich lieber vom Glauben abfallen als für mich verloren zu sehen?"

„Ich würde nicht ohne Dich leben können," sagte sie herzlich, „aber das Leben mit Dir stellt größere Anforderungen an meine Kräfte, als ich zu erfüllen vermag. Wenn ich zurückkomme, so bin ich vielleicht stärker geworden." Sie riß sich aus seinen Armen und eilte in die Droschke, die draußen wartete. —

Mit klopfendem Herzen stieg sie ins Eisenbahn-Coupé. Bald nachdem der Zug in Gang gekommen war, fingen die Gardinen am offenen Fenster an zu flattern. Sie beugte sich vor, um die Gardine zu erfassen, und fühlte etwas Nasses auf ihrer Hand. Gleich darauf fing es an zu säuseln und zu rieseln und dann — dann brach es los. Welch' herrlich erquickender Regenschauer! Sie blickte hinaus, die letzte Spur der Stadt war verschwunden, rund herum sah man nur Wald und See, Wiesen und Bäume, deren Grün gleichsam vor ihren Augen wieder geboren wurde. Sie war im Damen-Coupé allein; sie erhob sich und athmete tief auf. Gottlob, der schreckliche Druck war von ihrem Herzen genommen, sie fühlte sich wieder frei und jung und flog mit der Eile des Schnellzugs zum Leben und zum Glücke zurück.

Wie hübsch Tea aussah, als sie dort an der Schiffsbrücke stand und der Schwester zuwinkte! Die Sonne hatte ihren hellen Teint etwas gebräunt, aber zum Ersatz demselben eine Frische gegeben, die zu betrachten Ellinor eine besondere Freude war, wenn sie denselben mit ihrer eigenen gelblich blassen Farbe verglich.

Das aufgelöste Haar stand ihr wirklich ausgezeichnet; ob sie es nun kürzer geschnitten oder selbst größer geworden war — gleichviel, jetzt paßte es gerade sehr gut zu ihrer Taille. Ja, sie war wirklich gewachsen, und ihre Gestalt hatte sich zur vollen weiblichen Reife entwickelt.

Das Dampfschiff machte einige langsame und plumpe Manöver, um zu landen, und Ellinor stand inzwischen mit ihrem Fernglas vor den Augen und studirte jede Einzelheit in der Schwester Erscheinung.

Wie ihre Augen tief und strahlend geworden!

Und dann ihre Kleidung! Welche eigenthümliche Zusammenstellung von sich widersprechenden und doch einander ergänzenden Farben! Wie sie da so stand, mit ihrem Sonnenschirm und Taschentuch winkend, lächelnd, erröthend und hie und da einen verstohlenen Kuß ihrer Schwester sendend, erschien sie Ellinor als die Verkörperung aller Schönheit und Fülle des Lebens. Es lag mehr als schwesterliche Zärtlichkeit in der Umarmung, mit der sie sie begrüßte, als sie endlich ans Land gekommen war.

Im eifrigen Gespräch, Hand in Hand, legten sie den anmuthigen Weg nach der Villa zurück, die Frau Arvidson gemiethet hatte. Sie lag sehr hoch mit der Aussicht aufs Meer. Im Schatten einer tiefen Veranda fanden sie die Mutter, und Ellinor umschlang sie mit einer solchen Zärtlichkeit, wie sie ihr sonst nie bewiesen. Dann setzte sie sich auf einen Schemel zu ihren Füßen, legte ihren Kopf in ihren Schoß und umschloß Tea's Hände mit den ihrigen. Sie war in wunderbar weicher Stimmung und fühlte sich unbeschreiblich glücklich.

Tea und die Mutter wechselten bedeutungsvolle bedauernde Blicke, als sie sahen, wie schwach und entkräftet sie war.

Aber da sie die Ursache davon in ihrer unglücklichen Ehe suchten, so schwiegen sie. Tea hatte von Anfang an nichts Anderes erwartet; sie hatte mit Bestimmtheit vorausgesetzt, daß Adrian ein schlechter Ehemann sein würde.

Natürlich that man alles Erdenkliche, um die Kranke zu pflegen und zu erheitern. Tea holte einen Fächer, ihr die heiße Stirn zu kühlen; Frau Arvidson brachte Früchte, eiskalten Champagner und Sodawasser. Sie hatten die Rollen getauscht. Früher war Ellinor die Beschützerin und Pflegerin sowohl ihrer Schwester als auch ihrer Mutter gewesen; aber jetzt fühlte sie sich so ermattet und empfand ein nie gekanntes Bedürfniß, sich verziehen und pflegen zu lassen.

Gegen Abend kam Tea's Verlobter, ein wohlgewachsener junger Mann, in weißem Anzug von Leinewand, einem weichen Filzhut und langem etwas lockigem, hellen Haar und Bart. Er begrüßte Ellinor mit einem gewissen herablassenden Wohlwollen, das sie Anfangs verwunderte, aber dessen Ursache sie bald verstand. Tea schlug am nächsten Tage eine Segeltour vor, und da Ellinor nicht aufgelegt schien, daran Theil zu nehmen, sagte Bernhard mit scherzhaftem Ernst: „Liebe Tea, morgen ist ja Sonntag; Du mußt einsehen, daß Deine Schwester nicht mitgehen kann — was würde ihr Mann dazu sagen? Gottes schöne Natur an einem Sonntage zu genießen, würde eine Todsünde sein. An solchem Tage muß man eingeschlossen in der Kirche sitzen und selbst, wenn man nicht umhin kann in der beklommenen Luft einzuschlafen, so ist es doch in jedem Falle nothwendig." —

„Bernhard!" unterbrach Tea ihn vorwurfsvoll und fügte flüsternd hinzu: „Hast Du Dein Versprechen vergessen, sie in Ruhe lassen zu wollen?"

Ellinor verstand sofort die Sachlage: der Mutter und Schwester mitleidige Theilnahme und die schlecht verhohlene Geringschätzung des jungen Künstlers. Sie wußte aus eigner Erfahrung, wie man draußen in der Welt einen Menschen ansieht, der Pietist geworden — fast wie einen Geisteskranken; mit einem solchen spricht man nicht über die Gegenstände, welche mit seiner fixen Idee in Verbindung stehen. Einmal war eine ihrer Freundinnen plötzlich bekehrt worden. Sie war eine eifrige Freidenkerin gewesen und ward nun fanatisch religiös. Wie sehr beklagten sie Alle! Ja Ellinor selbst hatte sie fast gering geschätzt um ihrer Inconsequenz und Oberflächlichkeit willen, die ihr nicht gestatteten, sich selbst treu zu bleiben. Und jetzt hatte sie sich eben so inconsequent erwiesen; sie war ihren alten Idealen untreu geworden und hatte eine Lebensanschauung angenommen, welche ihrer Natur fremd war.

In der letzten Zeit fühlte Ellinor sich so angegriffen von der starken Seeluft, daß sie fast den ganzen Tag in der Veranda zubrachte. Aber nach Verlauf einer Woche glückte es Tea, sie zur Theilnahme an einer Segeltour zu bereden, welche alle noch anwesenden Badegäste gemeinschaftlich unternahmen. Man wollte am Morgen aussegeln, an einer hübschen bewaldeten Insel landen, um dort zu Mittag zu essen und am Abend zurückkehren.

Die kleine Flottille bot einen festlichen Anblick dar unten am Hafen in der Morgenbeleuchtung. Flaggen und Wimpel wehten von allen Masten, eine frische Brise schwellte die Segel, die gerade aufgespannt wurden, und am Landungsplatze wimmelte es von leichten, bunten Sommertoiletten. Ellinor hatte sich von Tea

bereden lassen ein Kleid anzuziehen, welches sie ihr aus Paris mitgebracht hatte und das dort in fast übertriebenem Grade modern war. Als sie auf der Brücke stand, machte sie den Eindruck einer Weltdame. Die jungen Herren ließen sich vorstellen, scherzten mit ihr und fanden sie piquant. Sie war an dem Tage wirklich ausgelassen und vergnügt. Sie nahm Theil an allen Spielen und war bei der Anordnung der Mahlzeiten eine der Thätigsten.

Wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, blieb man länger aus, als anfänglich bestimmt war. Als Alle zur Rückkehr wieder an Bord waren, hatte der Wind sich gelegt, die Segel hingen schlaff und es schien keine Aussicht vorhanden, vor Sonnenaufgang nach Hause zu kommen. Die meisten Böte waren zwar klein und konnten gerudert werden; aber es waren nicht Leute genug vorhanden und die Herren schienen nicht aufgelegt, sich anzustrengen.

Es war ein Boot mit einem Verdeck dazwischen. In diesem nahmen die Aelteren und Schwächlichen Platz. Die Jugend vertheilte sich in die kleinen Böte, alle sehr munter gestimmt bei der Aussicht, eine Nacht auf der See zuzubringen.

Tea zog Ellinor mit sich in ein Boot hinein, in welchem der jüngste und munterste Theil der Schar versammelt war. Man besprach das Programm der Nacht. Ein Jeder sollte das Seinige dazu beitragen, die Gesellschaft zu unterhalten. Einer sollte singen, ein Anderer die Flöte blasen, ein Dritter ein Gedicht declamiren, ein Vierter ein Märchen erzählen, ein Fünfter eine improvisirte Vorlesung halten. Tea sollte Caricaturen zeichnen nach Sujets, welche die Andern aufgeben würden.

Da Letzteres geschehen mußte, so lange es hell war, erhielt Tea die erste Nummer auf dem Programm und bald cirkulirten unter stürmischer Munterkeit eine Menge kleiner Papierstückchen mit den carikirten Bildnissen aller möglichen bekannten Personen, wobei die Gesellschaft in den andern Böten nicht übergangen wurde.

Ellinor hatte keine bestimmte Aufgabe übernehmen wollen; sie wollte es auf die augenblickliche Eingebung ankommen lassen.

Es war eine vollständig klare Nacht. Sie sahen die Sterne glänzen und verschwinden, den Mond auf- und untergehen, sie sahen die Morgenröthe und den Sonnenaufgang, all' diese Phänomene der Nacht und des Tages, welche die Mehrzahl der Gesellschaft vielleicht niemals im Zusammenhange beobachtet hatte.

Als die Nacht weiter vorschritt, ward die Gesellschaft stiller; eine gewisse poetische Stimmung trat an die Stelle der früheren Munterkeit. Gesang, Vorträge und Märchen erhielten ein ernsteres Gepräge.

Ellinor's etwas erkünstelte Munterkeit war ganz geschwunden. War es Ermüdung oder verfiel sie wieder in ihre Gedanken? Sie saß stumm in sich selbst versunken da und starrte ins Wasser.

Es war die dunkelste Zeit der Nacht, kurz vor Sonnenaufgang. Die Luft, welche die ganze Zeit ungewöhnlich milde gewesen, ward plötzlich kühl; es fror die Damen in ihren dünnen Kleidern und sie rückten dicht aneinander, sich mit den Armen umfassend. Der Himmel war bezogen, Mond und Sterne unsichtbar; rings umher sah man nur dunkle Wasser. Die weniger Romantischen der

Gesellschaft sehnten sich in aller Stille nach ihrem warmen Bett. Jetzt war es Bernhard's Aufgabe, für die Unterhaltung zu sorgen und die Stimmung zu beleben. Er erhob sich, um seinen Vortrag zu halten.

„Sonne, Mond und Sterne," begann er mit komischem Pathos, „entziehen uns in diesem Augenblick all' ihr Licht. Eine natürliche Verstimmung hat uns darob ergriffen. Und hier stehe ich in der verwegenen Absicht, durch mein Wort das Dunkel zu verscheuchen, welches uns in diesem Augenblick umgibt. Meine Damen und Herren! Wenn man Jemanden vermißt oder sich nach ihm sehnt, was kann man da Besseres thun, als von dem Ersehnten sprechen und daher lassen Sie uns ein wenig über Sonne, Mond und Sterne sprechen und lassen Sie uns auch den Wind in unsere Gedächtnißrede einflechten, der uns seine Hilfe bei unserer Fahrt versagt hat. Glauben Sie ja nicht, daß ich jetzt eine astronomische Vorlesung halten will! Wenn ich sage, daß wir über Sonne, Mond und Sterne sprechen wollen, so sind das nur symbolische Ausdrücke — ich meine eigentlich, lassen Sie uns über das Schöne sprechen! Ueber Genuß, Freude, Glück und — hm — über Liebe! Es ist ein weitgreifender Gegenstand und ich beabsichtige auch nicht eine Abhandlung darüber zu liefern. Lassen Sie uns nur über einen Punkt uns einigen" — dabei fiel sein Blick auf Ellinor — „daß es eine Thorheit sein würde, wenn wir nicht jede Gelegenheit zu unschuldigem Genuß benützen wollten — ich sage unschuldigem, meine Damen — der sich im Leben darbietet. Die Weisen haben viel über die Kunst des Goldmachens gegrübelt. Weshalb? Weil sie einsahen, daß den Meisten die Genüsse des Lebens allzuschwer zugänglich seien, daß man der Menschheit daher keine größere Wohlthat erweisen könne, als dem Genuß eine allgemeinere Verbreitung zu geben. Diese Begriffe von Pflicht, Entsagung und dergleichen sind eigentlich nur dazu da, damit die Menschen sich mit irgend etwas trösten können, da das Glück leider nicht für Alle ausreicht. Aber das Glück ist jedenfalls das eigentliche Ziel des Lebens, dem Alle zustreben, ein Jeder auf seine Art. Das Glück, welches ich für meine Person über Alles schätze, ist der Schönheit und der Liebe Glück. Es leben Sonne, Mond und Sterne und Wind! Es leben Aufklärung, Liebe, Schönheit und Fortschritt! Hurrah!" —

Er schwenkte seinen Hut in der Luft und die andern Herren stimmten mit in seinen Hurrahruf ein. Die Damen machten ein etwas bedenkliches Gesicht und Tea sah mit unruhigem Blick zu Ellinor hinüber.

Jetzt hatten Alle ihren Antheil zur Erheiterung der Gesellschaft beigetragen; nur Ellinor fehlte noch. Man drang von allen Seiten in sie, ihren Beitrag zu liefern.

Mit Anstrengung schien sie sich aus ihren Träumen zu reißen.

„Ich bin wirklich in Verlegenheit," sagte sie. „Ich fühle es als meine Schuldigkeit, mich nicht meinen Pflichten gegen die Gesellschaft zu entziehen — und doch — mir fällt in diesem Augenblicke auch nicht ein Stückchen Poesie oder ein Märchen ein, womit ich die Gesellschaft unterhalten könnte. Ich habe freilich wohl ein Citat im Kopf, welches mich die ganze Nacht beschäftigt hat, aber ich glaube, daß es außer mir keinen der Anwesenden interessiren wird."

„Ist es vielleicht ein Bibelspruch?" bemerkte Bernhard in einem Tone, den

er sich vergeblich bemühte, ernsthaft erscheinen zu lassen; die Schelmerei lugte hervor.

„Nein, kein Bibelspruch," antwortete sie ruhig. „Aber es ist doch eins dieser geflügelten Worte, die man niemals ganz vergessen kann. Ich dachte an Ibsen's „Brand". Erinnern Sie sich der Scene, wo Agnes sich entschließt, das Weltleben zu verlassen und ihm zu folgen? Brand sagt zu ihr:

„Denke, daß ich strenge bin,
Alles oder Nichts verlange,
Sicher gibt mein harter Sinn
Niemals nach des Mitleids Drange.
Heißt's bei mir doch: auch das Leben
Wird als Opfer hingegeben,
Kommt man anders nicht ans Ziel."

Sie sagte die Verse mit leiser, etwas zitternder Stimme und niedergeschlagenen Augen her. Aber, als sie geendet hatte, sah sie plötzlich mit leuchtenden Augen in die Höhe, lehnte ihren Kopf zurück gegen das Segel und sagte aufwärts blickend und fast wie für sich gesprochen: „Das erscheint mir groß! Das Genießen kann seine Schönheit haben — das Opfer ist noch schöner!" —

Es ward stille im Boot. Bernhard bezeigte Lust, sich in einen Streit einzulassen, ward aber von Tea zurückgehalten. Die Andern sahen Ellinor erstaunt an. Einen Augenblick vorher war sie ganz wie Eine von ihnen gewesen, und nun mit einem Male war sie ihnen so fremd!

Eine gewisse Verstimmtheit und Müdigkeit bemächtigte sich Aller. Etliche Damen entschlummerten, den Kopf gegen die Schulter der Nachbarin gelehnt, die Herren zogen sich nach vorn und zündeten sich eine Cigarre an, um sich etwas zu ermuntern.

Aber plötzlich erwachten Alle und Leben und Bewegung kam in die Gesellschaft. Die Morgenröthe begann sich zu zeigen und dem Sonnenaufgang folgte eine frische Brise, die auf einmal das Boot auf die eine Seite warf. Kurz darauf eilte die ganze kleine Flottille mit schwellenden Segeln nach Hause, die Musik erklang von Neuem, man begrüßte sich aus den verschiedenen Böten und rief Hurrah und bald waren Schelmerei und Munterkeit wieder geweckt.

„Wie schön, daß Du gestern mit uns warst," sagte Tea ihrer Schwester, als sie in ihrem Schlafzimmer angelangt waren, um zu versuchen, einige Stunden zu schlafen. „Du siehst so heiter aus! Ich bin überzeugt, daß Du Dich amüsirt hast?"

Ellinor antwortete nicht. Sie flocht gerade das lange Haar der Schwester, welches durch den Wind ganz verwirrt worden. Sie blieb mit dem Ende der einen Flechte in der Hand gedankenvoll sitzen. Plötzlich beugte sie sich über die vor ihr knieende Schwester, lehnte den Kopf an den ihren und rief aus: „Gott lasse Dich glücklich werden, geliebte Schwester! Ich glaube und hoffe, daß man auf vielen Wegen zu ihm kommen kann. Der Eine geht durch Sonnenschein und Glück — der Andere durch Dunkel und Kampf und nur die Wahl ist uns nicht gestattet. Gott wählt für uns und gegen seinen Beschluß vermögen wir nichts."

„Und Du, Ella," sagte Tea, indem sie sich zu ihr wandte, den Arm auf der Schwester Kniee legte und ihr ins Gesicht sah. „Hast Du denn aller Hoffnung auf Glück entsagt?"

„Ja, Tea; den Weg, den ich betreten habe, verläßt man nicht ungestraft. Ich glaubte einen Augenblick, daß mir die Wahl noch frei stände — aber heute habe ich eingesehen, welch' unübersteigliche Kluft mich von meinem früheren Ich trennt. Ich versuchte es, mich der Lust und der Freude hinzugeben, aber ich vermochte es nicht. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie alt und fremd ich mich zwischen Euch fühlte! Laß Andere das Leben genießen und in ihrer Sorglosigkeit glücklich sein! Für Den, der einmal in die grundlose Tiefe der Forschung und des Wahrheitsdurstes geblickt — für Den, Tea, gibt es kein Zurücktreten. Leichtsinn oder Verzweiflung — das sind die einzige Alternative, welche das Leben bietet. — Aber ich will Dich lieber leichtsinnig als verzweifelt sehen, liebste Tea," setzte sie sanft hinzu und küßte sie auf die Stirn. „Für mich, die ich einmal angefangen habe, aus dem Becher der Verzweiflung zu trinken" — sie stieß Tea von sich, erhob sich und machte wenige Schritte mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen — „für mich gibt es keine andere Möglichkeit, als ihn bis zum letzten zu leeren." Sie blieb eine Weile in derselben Stellung stehen und das lange helle Haar fiel über die Stirn bis auf den Leib.

„Ella," sagte Tea betrübt.

Rasch erhob sie den Kopf, strich das Haar zurück und reichte Tea die Hand. „Betrübe Dich nicht meinetwegen," sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Vielleicht finde ich auf dem Grunde des Bechers drei echte Perlen: Glaube, Hoffnung und Liebe."

Dem warmen Sommer folgte eine Regenzeit, die nicht enden zu wollen schien. Die Schleusen des Himmels waren geöffnet und der Regen strömte bei Tag und bei Nacht.

Arvidsons waren nach Stockholm zurückgekehrt und das Brautpaar lebte unaufhörlich in Gesellschaften oder machte Visiten. Tea hatte ihren Schwager niemals gemocht, aber jetzt noch weniger als sonst, weil ihr Bräutigam eine lebhafte Abneigung gegen denselben empfand und seine Nähe so viel als möglich vermied. Er behauptete, daß schon sein Eintreten einen Druck auf die Gesellschaft ausübe und die Atmosphäre zu schwer fast fürs Athemholen mache. Es entstand dadurch ein etwas kühleres Verhältniß zwischen den Schwestern und nach ihrer Rückkehr trafen sie in den ersten Wochen nur wenig zusammen.

Es schien nicht, daß der Aufenthalt an der Küste günstig auf Ellinor's Gesundheit gewirkt habe; sie fühlte sich gedrückter denn je, und man konnte sich kaum noch verhehlen, daß sie an einer schleichenden Krankheit dahin siechte. Eines Tages, als Adrian vom Gottesdienst heimkehrte, den sie aus Kraftlosigkeit nicht besuchen zu können erklärt hatte, fand er sie in ihrem Bette.

Es war eine kleine Gesellschaft bei Arvidsons von einigen von Tea's Freunden und etlichen jungen Malern, Kameraden ihres Bräutigams. Sie waren gerade beschäftigt einige Tableaux zu stellen, die bald in einer Privatvorstellung auf dem großen Theater zum Besten eines wohlthätigen Zwecks aufgeführt

werden sollten. In vollem Kostüm und in pittoresken Stellungen standen sie mitten im Zimmer, als Adrian ganz unerwartet eintrat.

Bernhard murmelte Etwas zwischen den Zähnen über diese unwillkommene Unterbrechung. Tea senkte ihr Scepter, welches sie in der Hand hielt und ging ihm entgegen.

„Lieber Adrian, es kam mir nicht in den Sinn, daß Du an einem Sonntage zu uns kommen würdest, sonst hätten wir dies nicht arrangirt. Aber Du brauchst Dich ja nicht umzusehen — willst Du ins Cabinet gehen, so will ich es der Mutter sagen lassen, daß Du hier bist."

„Ich muß sofort mit ihr sprechen," unterbrach er sie in heftigem Tone.

„Darf ich Dich nicht erst den Damen vorstellen," sagte Bernhard. „Du mußt nämlich wissen, daß Du Dich in sehr vornehmer Gesellschaft befindest. Hier hast Du die Königin der Elfen, die schöne Titania selbst und hier — aber vielleicht gedenkst Du der Vorstellung beizuwohnen und überrascht zu werden."

Adrian konnte seine Gemüthsbewegung nicht beherrschen.

„Ich muß augenblicklich mit meiner Schwiegermutter sprechen!" rief er aus. „Wo ist sie?"

Er öffnete ohne Weiteres die Thür des Schlafzimmers von Frau Arvidson und trat hinein.

„Er ist der uncivilisirteste Mensch, den ich je gesehen habe," rief Bernhard aufgebracht aus. „Wenn Sie nun am nächsten Sonntag in die Kirche gehen, meine Damen, so können Sie darauf zählen, durch eine donnernde Strafpredigt über Entheiligung des Sonntags erbaut zu werden."

Es währte ziemlich lange, bis Tea zurückkehrte. Sie war mit Mantel und Hut bekleidet.

„Meine Mutter und ich müssen gleich fort," sagte sie, nur mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend. „Ella ist gefährlich erkrankt."

Sie hatte einen heftigen Fieberanfall, als sie kamen. Der Arzt, den Adrian auf dem Wege zu ihnen geholt hatte, war vor ihnen angekommen.

„Es ist wohl eine sehr starke Erkältung," fragte Frau Arvidson, welche die fixe Idee hatte, daß alle Krankheiten von Erkältung herrühren.

„Ach, Sie mit Ihren Erkältungen!" rief der nicht gerade übertrieben höfliche Arzt aus. „Sie ist entkräftet, das ist die Sache. Bleichsucht im höchsten Stadium; sie hat kaum einen Tropfen Blut im ganzen Körper, ja, entkräftet ist sie."

„Entkräftet," wiederholte Frau Arvidson, die sehr ängstlich war, dem Doctor zu widersprechen, aber doch gern eine Erklärung dieses so harten Wortes haben wollte. „Ich kann das nicht verstehen."

„Wie, das können Sie nicht verstehen?" Er wandte sich zu ihr um. „Haben Sie denn vergessen, wie es schon im Frühjahr mit ihr stand? — kein Schlaf, keine Eßlust — sagte ich nicht schon damals, daß sie überangestrengt und wie nothwendig es sei, daß sie fortkomme und sich etwas zerstreue? Aber was thaten sie statt dessen? Sie ließen sie heirathen, und noch dazu einen solchen Mann! Und dann blieb sie den ganzen Sommer in diesem ungesunden

Stockholm — und ging umher bei den Armen und saß jeden Sonntag in der Kirche und dann wundern Sie sich, wenn ich sage, daß sie entkräftet sei?"

„Aber jetzt hat sie doch einige Wochen an der Westküste zugebracht," erdreistete sich Frau Arvidson einzuwenden. „Und das hätte ihr doch gut thun müssen, dächte ich. Sie war zu dünn gekleidet, als sie am Donnerstag bei uns war und deshalb befürchte ich, sie könnte sich erkäl—"

Sie hielt mitten im Worte inne, veranlaßt durch eine ungeduldige Geste des Arztes. „Wäre sie nicht an der Westküste gewesen, so hätte sie sich vielleicht länger aufrecht gehalten," wandte er ein. „Können Sie nicht verstehen, daß gerade dieser plötzliche Luftwechsel die Entkräftung veranlaßt? Hätte sie ein ganzes Jahr abwesend sein können — und am liebsten ganz vom Manne geschieden, so würde sie sich vielleicht erholt haben."

„Vielleicht sich erholt haben" — wiederholte Frau Arvidson erbleichend. „Halten Sie den Zustand für so ernst?"

„Ja, er ist so ernst, wie er nur irgend sein kann; sie hat ja keine Spur von Kraft, auf die man sich verlassen kann."

Mit diesen wenig tröstlichen Worten ging der schroffe, aber als Arzt unermüdliche Mann.

Er kam mehrere Male am Tage wieder. In den ersten Tagen litt die Kranke viel. Sie hatte fortwährend Erbrechen und Fieberanfälle, die mehrere Stunden anhielten. Außerdem hatte sie Nervenschmerzen in allen Gliedern und das Einzige, was ihr Linderung verschaffte, war ein leises, ununterbrochenes Reiben. Adrian konnte bisweilen eine ganze Stunde auf den Knieen vor ihrem Bett liegen und ihr Hände und Arme reiben, auch zwischen den Schultern sie streichen, wo die Schmerzen sich am stärksten festgesetzt hatten. Sie hatte eine Menge Einfälle und Launen und es hielt schwer, ihr etwas recht zu machen. Bald klagte sie, daß seine Hände zu kalt wären, bald rieb er zu rasch und konnte die schmerzhafte Stelle nicht finden. Niemand als die Mutter durfte ihr die Medicin reichen; wollte die Wartefrau es thun, so behauptete sie, daß sie die verkehrte Flasche genommen. Tea sollte den ganzen Tag am Fußende des Bettes sitzen in hellen und hübschen Toiletten, die sie immer zu wechseln bat. „Morgen will ich Dich in Blau sehen, Blau steht Dir am Besten — dann mußt Du auch einmal das neue gestickte Kleid anziehen."

Als die Mutter einmal schwarz gekleidet war, weinte sie und sagte, sie wolle nicht, daß sie nach ihrem Tode Trauer tragen sollten — sie könne die schwarze Kleidung nicht leiden. Bisweilen sprach sie auch von ihrem Grabe — sie sollten viele Blumen darauf legen und Bäume herum pflanzen — keine Tannen oder Cypressen, die wären so dunkel, sondern Espen; „die haben so hübsche Farben im Herbst und dann liebe ich so sehr das allmälige Entfärben der Blätter — es gleicht einem Herzen, das klopft und klopft und niemals Ruhe findet."

Adrian versuchte verschiedene Male, ihre Gedanken auf ernstere Gegenstände zu lenken, aber sie schrak davor zurück und wollte ungern mit ihm allein sein. Ihre Sprache und ihre Gedanken wurden immer unklarer. Das Fieber trat mehrere Male am Tage ein; alsdann sprach sie die ganze Zeit, aber ihre Um-

gebung konnte es nicht verstehen. Inzwischen hatte sie Anfälle von Todeskälte, die durch kein Mittel zu bewältigen waren. Dann klagte und jammerte sie die ganze Zeit mit dem Taschentuch zwischen den Zähnen. Bisweilen kamen ganz plötzlich Augenblicke von Klarheit und Ordnung in ihrem Gedankengang. Einmal, als sie lange gelegen und vor sich hingestarrt hatte, rief sie plötzlich ganz laut: „Auch das Leben, das Leben wird — —!"

Die Gedanken schienen sich wieder zu verwirren, sie sah ihren Mann ängstlich fragend an.

„Wie war es doch? — Was folgt darauf?"

Mit halb vor Gemüthsbewegung erstickter Stimme sagte sie dann:

„Auch das Leben
Wird als Opfer hingegeben,
Kommt man anders nicht ans Ziel."

Der Doctor trat gerade ein, als sie diese Worte sprach. Als er die Kranke verließ, verlangte er in heftigem Tone Adrian zu sprechen.

„Darf ich fragen, Herr Pastor, ist es Ihre bestimmte Absicht, ihren Tod herbeizuführen? Dann sprechen Sie es lieber aus — alsdann wasche ich meine Hände in Unschuld und setze meinen Fuß nicht mehr in dieses Haus."

„Was meinen Sie, Herr Doctor?" —

„Was für erbauliche Sachen sind es, mit denen Sie sie zu zerstreuen suchen? Was für ein Grabgesang war es, den sie recitirte, als ich herein kam?"

„Ihre Seele beschäftigte sich mit großen und wichtigen Fragen. Das kann und will ich nicht hindern."

„Ihre Seele! — Nun, man kann es ja nennen, wie man will. Das Gehirn ist durch das Fieber überhitzt, es ist von großer Wichtigkeit, daß die Gedanken nicht so unaufhörlich arbeiten. Sie müssen scherzend über solche Dinge hinweg gehen. Sprechen Sie über alles mögliche Leichte und Gleichgültige; genug, sorgen Sie dafür, daß sie nicht nachdenkt. Vor allen Dingen lassen Sie sie nicht ahnen, wie gefährlich ihr Zustand ist — wir müssen suchen, sie so lange als möglich guten Muthes zu erhalten."

„Zu einer solchen Lüge gebe ich niemals meine Zustimmung," antwortete Adrian.

„Aber ich als Arzt gebe niemals meine Zustimmung zu Ihren Tollheiten," rief der Doctor aus. „Ich verbiete auf das Bestimmteste jedes aufregende Gespräch."

„Kein Gebot der Welt wird mich hindern, ihr gegenüber meine höchste Pflicht zu erfüllen," antwortete Adrian todtenbleich und stirnrunzelnd.

Der Arzt wandte sich an Tea, die dem Wortwechsel der beiden Männer zugehört und sehr versucht war, sich hinein zu mischen, um den Doctor zu unterstützen.

„Ich zähle auf unser kleines Fräulein in dieser Sache," sagte er, sie vertraulich am Kinn fassend. Er vergaß immer, daß sie nicht mehr das kleine Mädchen war, das er auf seinen Knieen hatte reiten lassen.

„Wir werden nicht zugeben, daß unsere Schwester beunruhigt wird, nicht wahr?"

„Ich werde es verhindern, so viel ich irgend kann," rief sie mit Nachdruck aus und warf ihrem Schwager einen herausfordernden Blick zu.

Dieser würdigte sie keiner Antwort, sondern wandte ihr den Rücken und ging hinaus.

„Ich habe diese Art Heiligen schon früher an Todtenbetten gesehen," sagte der Doctor aufgebracht. „Sie sind ganz unzugänglich, wie alle Menschen, die an einer fixen Idee leiden. Eine Seele — eine unsterbliche Seele! das ist ihre Monomanie."

„Aber, Herr Doctor, an eine unsterbliche Seele müssen wir doch Alle glauben? Sonst wäre der Tod ja etwas Entsetzliches."

„Ja, wer bestreitet denn, daß der Tod etwas Erschreckendes ist?" sagte der Doctor rasch. „Aber eben deshalb sollen wir ihn nicht noch entsetzlicher machen, als er ohnehin schon ist, und nicht dem armen Geschöpf die Stille und Ruhe der letzten Tage stören."

Es war in der Morgenstunde bei Tagesanbruch. Die Kranke hatte eine ungewöhnlich ruhige Nacht gehabt. Das Fieber, das wie gewöhnlich am Abend sehr heftig gewesen, war jetzt in der Nacht gesunken und Ella hatte einige Stunden ruhig geschlafen. Tea hatte von Mitternacht an gewacht und Adrian forderte sie jetzt auf, einige Stunden zu schlafen. Sie wagte aber nicht fortzugehen. Sie erwartete, daß ihre Schwester mit vollem Bewußtsein erwachen werde und wollte sie alsdann nicht mit ihrem Manne allein lassen. Sie blieb deshalb sitzen, obgleich die Augen ihr zufielen und der Kopf auf die Brust sank.

Adrian hatte sich auf das Sopha gelegt und war eingeschlafen, als eine scharfe Stimme vom Bette her rief: „Etwas Wasser!"

Tea sprang sogleich auf und reichte es ihr.

„Wo ist Mutter?"

„Sie legte sich nieder, als sie sah, daß Du so gut schliefst."

„Das freut mich. Arme Mutter! Sie verträgt nicht viel. Habe ich Fieber?"

„Ich glaube es nicht. Du bist so kalt anzufühlen."

„Ja, mich friert; Du hättest mir kein Wasser geben sollen. Wo ist Mutter?"

„Sie liegt im Zimmer nebenan. Soll ich sie rufen?"

„Nein, nein, wo ist Adrian?"

In demselben Augenblicke fühlte Tea eine Hand auf ihrer Schulter; als sie aufsah, stand Adrian neben ihr, verborgen durch einen großen Schirm, der ans Kopfende gesetzt war.

„Erzeig' mir den Gefallen, hinauszugehen," flüsterte er. „Ich will allein mit ihr sein." Tea erhob sich aus ihrer knieenden Stellung am Bette, um zu antworten; aber er ergriff sie bei der Hand und zog sie aus dem Zimmer.

„Nein, Adrian," rief sie aus, als sie draußen waren, „Du darfst sie jetzt nicht aufregen. Du mußt ja einsehen, wie gefährlich es werden könnte."

„Ich kann, ich darf es nicht hinausschieben, sage ich Dir. Es kommt vielleicht keine Gelegenheit wieder. Wie kann ich sie unvorbereitet ins ewige Gericht gehen lassen?"

„Ist ihr Leben denn nicht eine hinreichende Vorbereitung gewesen? Wenn

sie nicht vorbereitet ist, die so viel Entsagung geübt, so viel gekämpft hat, so weiß ich nicht —"

„Komme doch nicht mit dieser wohlfeilen Moral in einer Stunde wie diese, und glaube doch nicht, daß man Gott mit solchen Dingen versöhnt! Meinst Du denn, daß irgend ein Menschenleben, wie rein es auch in unseren Augen erscheine, vor dem Heiligen bestehen könne? — Was er fordert, ist Glauben, Glauben und Liebe — und das ist es gerade, was ihr fehlt."

„Und Du bildest Dir wirklich ein, es ihr schenken zu können?" sagte Tea, vor Angst und Aerger weinend. Sie hielt den Thürdrücker fest, um sein Eintreten zu verhindern.

„Ueberlaß das meinem eigenen Gewissen!" sagte er und legte seine Hand auf die ihre. Er war blaß und die Thränen traten ihm in die Augen. „Bist Du denn nicht überzeugt, daß ich sie schonen möchte," stammelte er mit bebenden Lippen.

Tea hatte nie so tiefes Gefühl an ihm wahrgenommen, sie ließ den Thürdrücker fahren und trat zur Seite. Er ging hinein und schloß die Thür hinter sich zu.

Ellinor bemerkte seine Gemüthsbewegung sofort. Sie sah ihn mit klarem, weit geöffnetem Blicke an und sagte: „Werde ich jetzt sterben?"

Er setzte sich auf die Kante des Bettes. Sie hatte gerade einen Anfall von Kälte. Er lehnte sich zurück in die Kissen, umschloß sie mit seinen Armen und legte ihren Kopf an seine Schulter — es war ihm auf diese Weise bisweilen geglückt, den Anfall zu mildern.

Sie wiederholte ihre Frage, aber diesmal mit leiserer Stimme. „Werde ich jetzt sterben?"

„Wenn es Gottes Wille ist — fürchtest Du den Tod?"

„Nein," sagte sie und legte den Kopf schwerer auf seine Schulter, indem sie die Augen schloß; „ich bin so müde!" —

Er zog sie näher an sich heran und berührte ihre Stirn mit seinen Lippen. „Du hast also keine Zweifel mehr?"

„Nein," sagte sie, und schlug die Augen auf, mit dem früheren Glanz im Blicke. „Jetzt werden bald alle Räthsel gelöst."

„Aber Du glaubst doch, daß Christi Blut Dich von allen Sünden gereinigt hat?"

„Ich bedarf jetzt keines Glaubens mehr — das Wissen wird ja bald mein Theil."

„Nein, nein, so darfst Du nicht sprechen. Gott will, daß wir hier glauben sollen, um dort zu schauen. Hier müssen wir unsere Wahl treffen."

Sie schloß ihre Augen wieder und ein schmerzlicher Ausdruck flog über ihr Gesicht, der ihm einen Stich ins Herz gab.

„Ich kann nicht mehr," sagte sie in klagendem Tone; „ich bin so müde, — so müde!" —

Es klang wie ein Appell an sein Erbarmen und er fühlte sich auch nicht im Stande, weiter zu gehen. Ein heftiges Zittern fuhr durch ihren Körper und

die Zähne schlugen zusammen. Sie nahm die Decke dicht an sich heran und reckte die Hand aus, um zu klingeln, zog sie aber wieder zurück.

„Ich will keine Wärmflasche haben," sagte sie. „Das Fieber kommt gleich — es wird diesmal kein schlimmer Anfall von Kälte sein, ich bin schon warm, obgleich mich friert — fühle nur."

Sie legte ihre Stirn an sein Kinn und er fühlte, wie heiß dieselbe brannte, obgleich sie noch vor Kälte zitterte. — Nach einigen Augenblicken würde das Bewußtsein vielleicht wieder geschwunden sein, sagte er sich; er mußte noch einen Versuch machen, ihr zuzureden.

„Willst Du nicht versuchen, den einen Gedanken festzuhalten," sagte er mit großer Zartheit und Liebe in der Stimme, wie wenn er suchte, die strengen Worte zu mildern, die er auszusprechen gezwungen war; „es gibt keine Erlösung ohne Glauben."

Das Blut stieg ihr wieder zum Gehirn.

„Weshalb gibt Gott mir denn diesen Glauben nicht," sagte sie; „ich kann ihn ja nicht selbst ergreifen — und wie habe ich ihn darum gebeten, wie habe ich gelitten, mich selbst verleugnet, mich gequält, ihn zu finden! Dein Gott ist ein blutdürstiger, rachgieriger, herzloser Gott, und ich liebe ihn nicht."

Sie richtete sich im Bette auf und das Fieber brannte in ihren Augen. Ihre Worte wurden undeutlich und ihre Augen irrten ängstlich und suchend im Zimmer umher. „Wo ist er — wo ist er — ich sehe ihn nicht — bitt' ihn, herein zu kommen — weshalb kommt er nicht — er kommt nie, wenn ich ihn rufe. — Mutter! Mutter!" schrie sie plötzlich auf in großer Angst. „Weshalb kommt Mutter nicht, wenn ich sie rufe? Tea — Adrian! Weshalb verlaßt Ihr mich alle?"

Tea stürzte bei ihrem Rufe herbei. Die Schwester saß aufrecht im Bett und zupfte an der Decke, unaufhörlich, ganz mechanisch, aber immer undeutlicher die letzten Worte wiederholend, die ihr im Bewußtsein geblieben: „Er kommt niemals, wenn ich ihn rufe — er kommt nie — ich rufe — kommt — ich rufe nie — er kommt . . ." Zuletzt sank sie ermattet in die Kissen und lag still mit geschlossenen Augen.

Tea lag weinend auf den Knieen an ihrem Bette.

„Hast Du ihr nun den Glauben und die Liebe gegeben, die ihr fehlten?" konnte sie sich nicht enthalten zu sagen.

Adrian sank bei diesen Worten zusammen.

„Mach' mir keine Vorwürfe," sagte er mit gesenktem Kopfe. „Ich bin hart genug für meinen blinden Hochmuth gestraft. Glauben und Liebe — das ist gerade, was mir selbst fehlt — und ich wollte es Andern geben!" Er fiel auf die Kniee und rang die Hände. „O Gott, ich habe ja nicht einmal so viel Glauben gehabt, um anzunehmen, daß Du Dein Werk ohne mich vollbringen könntest! Ich forderte Opfer von Andern und habe mein eigenes Ich nicht opfern können. Ich wollte Alles thun und Dir nichts überlassen. Ich bin so umstrickt von geistlichem Hochmuth gewesen, daß ich mich fast für einen Propheten des Herrn hielt, der unter Tausenden auserlesen, Gottes Werke auf Erden zu verrichten. Ja, ich habe mich zum Herrn über Gott gemacht; denn war er

nicht in seiner Menschengestalt die Milde und Liebe selbst, der ohne ein strafendes Wort der reuigen Sünderin vergab? Und ich — anstatt sie in ihres Gottes Hand zu lassen, wollte in eigenmächtiger Selbstgerechtigkeit ihr den Kelch der Erlösung reichen. Und so habe ich sie in die größte Sünde getrieben — in die einzige Sünde, die nicht vergeben werden kann — in den Haß gegen Gott! . . "

Als der Arzt kam, fand er den Zustand bedeutend verschlechtert und das Ende nahe, was er der Schwester mittheilte.

Adrian hatte sich eingeschlossen und betete mit schmerzlicher Inbrunst, daß ihm die Möglichkeit gegeben werde, seine Sünde wieder gut zu machen, daß sein Weib das Bewußtsein wieder erhalte, nur so lange, bis er ihr zugeflüstert: „nicht Gott ist hart und lieblos; nur ich war es. Nimm Deine bösen Worte zurück und flieg' in die Arme Deines barmherzigen Erlösers!"

Die ganze folgende Nacht saßen sie alle Drei in stummer Sorge an Ella's Bette und warteten auf das Dunkle, Geheimnißvolle, Unabweisbare, das sich jetzt nahete. Sie strengten sich bis zum Aeußersten an, um die Worte im Zusammenhang aufzufassen, die sie hin und wieder sprach; aber es waren abgebrochene Worte ohne Zusammenhang.

Plötzlich kam ein Augenblick des Bewußtseins in ihre Züge. Sie sah alle Drei an und nannte sie beim Namen: Mutter — Adrian — Tea, und dann noch einmal: Adrian. Sie heftete jetzt ihren Blick fest und bestimmt auf ihn; es war, als ob ihr ganzes früheres Ich wieder zurückgekehrt sei in diesem Moment; es war ganz ihr alter Blick, dieser klare, seelenvolle, weitgeöffnete Blick, der gleichsam die unendliche Ferne durchdringen zu wollen schien.

„Richtet mich auf!" sagte sie. Er stützte sie und sie saß einen Augenblick aufrecht. Das lange helle Haar wallte über die Kissen, die Fieberröthe auf den Wangen verbarg, wie eingefallen sie waren.

Sie sah täuschend jung und lebensvoll aus in diesem Augenblick, und ein leises Lächeln umspielte ihren Mund.

„Er kommt vielleicht doch," hörten sie sie jetzt sagen mit einer bekräftigenden Bewegung des Kopfes.

Das war Alles. Was sie später noch sagte, konnten sie nicht mehr verstehen. Ein Nebel umflorte ihre Augen und sie fiel schwer in die Kissen zurück.

Es war wie eine Offenbarung gewesen, dieser seelenvolle Ausdruck in den Augen, die klar und deutlich ausgesprochenen Worte. — Ach, hätte er nur glauben dürfen, daß diese Worte bezeichneten, was zu hören er sich so herzlich gesehnt! Aber es hatte fast ausgesehen, als ob sie diese Worte nur ausgesprochen hätte, getrieben durch das unklare Bewußtsein, eine Aeußerung gethan zu haben, die sie wieder gut machen müsse.

Gegen Morgen begann der Todeskampf. Als der Arzt kam, fand er sie alle auf den Knieen am Bette liegen. Die Mutter weinte still, Adrian hatte die Hände fest auf die Augen gepreßt und Tea sprach das Vater Unser unter strömenden Thränen.

Sie erhoben sich, als der Arzt kam, und dieser ging ans Bett, beugte sich über sie und horchte.

„Es ist vorbei!" sagte er.

Die Mutter stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Adrian lief aus dem Zimmer mit den Händen vor der Stirn. Sie war die Einzige, welche er jemals auf Erden geliebt. Er hatte sie im Leben nicht glücklich gemacht und ihr im Tode Trost und Hoffnung genommen.

Nach einer kleinen Weile kam er wieder herein und da war Alles still da drinnen. Die Mutter hatte sich wieder gefaßt, hatte der Tochter die Augen zugedrückt und die Hände gefaltet, und Tea, welche ihren Schwager jetzt besser, als früher verstand und Erbarmen mit ihm fühlte, führte ihn näher ans Bett und sagte: „Sieh, wie ruhig und glücklich sie aussieht! Wie eine Verklärte liegt sie da!"

Es war ihnen allen, als ob eine überirdische Schönheit ihren Schein über Ellinor's Antlitz gebreitet. Ein Funken von Hoffnung flog über Adrian's Züge; er wandte sich an den Arzt, der noch da war. „Haben Sie oft Todte mit so verklärtem Ausdruck gesehen?" fragte er. „Sicher muß Gottes Finger sie noch in der letzten Stunde berührt haben."

Aber der Arzt hatte seinen Unmuth gegen den Mann noch nicht überwunden, der nach seiner Ansicht das Ende durch seinen Fanatismus beschleunigt. Seine Antwort lautete deshalb hart und schonungslos. „So sehen die Meisten im Tode aus. Sogar bei den Selbstmördern kann man die Züge so ruhig und milde sehen. Der Tod macht keinen Unterschied — er schenkt Allen Ruhe!"

Adrian sank wieder auf einen Stuhl und zum ersten Male hörte man ihn schluchzen. „O Gott, nimm diesen Kelch von mir! Ich kann diese Ungewißheit nicht ertragen."

Als Tea nach Hause zurückkehrte und ihren Verlobten wieder sah, fühlte sie, daß sich eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen geöffnet hatte. Es ward ihr klar, daß sie unmöglich ihr Leben an einen Mann fesseln könne, dem der Ernst fehlte. Sie löste das Bündniß, schloß sich in ihr Zimmer ein und nahm keinen Besuch entgegen. Die große Frage, welche der Tod unbeantwortet gelassen, brannte in ihrer Seele, und die zwei verschiedenen Lebensanschauungen, die sie am Todtenbett vernommen hatte, bekämpften sich in ihrem Innern.

„Ohne Glauben und Liebe keine Erlösung," hieß es auf der einen Seite; und auf der andern: „der Tod macht keinen Unterschied — er schenkt Allen Ruhe."

Der Tod der Prinzeß Charlotte von England.

Die „Deutsche Rundschau" brachte in ihrem Maiheft die Fortsetzung eines Romans „Unter uns" von Ossip Schubin. Darin wird S. 166 erzählt, daß ein Herr sich nicht zu entschließen vermag, einem Bekannten in einer Lage, die für diesen compromittirend werden kann, den Staar zu stechen, weil er fürchtet, eine Indiscretion zu begehen. Darüber heißt es:

„Wenn der General sich nicht entschließen konnte, dem blinden Sterzl die Binde von den Augen zu nehmen, so war es, weil er an einer echt Stockmarischen Abneigung litt, sich in Sachen zu mischen, die ihn nichts angingen. Ganz wie der berühmte Baron Stockmar würde er sich nie erlaubt haben, einem Freund, für den er allenfalls sein Herzblut vergossen hätte, das Leben zu retten durch eine Indiscretion. Die Angst Indiscretionen zu begehen, ist bekanntlich die einzige Form der Feigheit, welche in der großen Welt für verdienstlich gilt."

Warum gerade der Baron Stockmar hier herbeigezogen ist, wird jeder Leser sich fragen, die meisten wohl um so mehr, als sie aus dem Gesagten gar nicht verstehen können, wo denn Stockmar solche Beweise krankhafter, sich als Feigheit charakterisirender Discretion gegeben haben soll, die hier als gewissermaßen sprüchwörtliche, typische Stockmar'sche Eigenthümlichkeit behandelt wird. Verstehen wird den Ausfall nur der, welcher die Artikel gelesen hat, die der verstorbene St. René Taillandier in den Jahren 1876—1879 in der „Revue des deux Mondes", erst unter dem Titel: „Le médecin de la Reine Victoria", dann unter dem Titel: „Le conseiller de la Reine Victoria", veröffentlicht hat. Es waren Artikel, in denen er meine „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn von Stockmar", mit der Tendenz, meinen Vater möglichst zu verunglimpfen, unbefangen und rücksichtslos ausplünderte. Aus diesen Artikeln hat St. René Taillandier dann ein zweibändiges Buch unter dem Titel: „Le roi Léopold et la Reine Victoria. 1878." zusammengestellt, ein merkwürdiges Gemisch von Kenntniß und Urtheil mit der ärgsten Unkritik und Flüchtigkeit in Behandlung der Thatsachen und Verschrobenheit in deren Auffassung.

Der erste jener Artikel der „Revue" (1. Januar 1876) war betitelt: „La Princesse Charlotte". In demselben war, hauptsächlich unter Benutzung der „Denkwürdigkeiten", erzählt, wie sich Stockmar, damals Arzt des Prinzen Leopold von Coburg, des Gemahls der Prinzeß Charlotte, während deren Schwangerschaft und ihres mit dem Tode endenden Wochenbetts, verhielt. Das Resultat aber, das St. René Taillandier aus dem in den „Denkwürdigkeiten" Mitgetheilten zieht, ist: Stockmar habe die Behandlung der Prinzeß durch die englischen Aerzte für falsch gehalten; er habe jedoch, um jeder unangenehmen Friction auszuweichen und aus Furcht vor aller Verantwortlichkeit, jede Bethätigung seiner Ansicht vermieden; er habe mithin, gibt St. René Taillandier zu verstehen, aus cynischem und feigem Egoismus es abgelehnt, das Seinige zu thun, um die Gemahlin seines Herrn vom Tode zu retten.

Offenbar hatte O. Schubin jenen Artikel von St. René Taillandier gelesen, und die Anklage gegen meinen Vater in dem Roman „Unter uns" wird als eine Remi-

niscenz aus jenem Artikel wenigstens verständlich, wobei es sich sonderbar fügt, daß gleichzeitig eine Dame, Luisa Saredo, in einem Artikel über „La Principessa Carlotta d'Inghilterra" der „Nuova Antologia" vom 15. Mai sie gleichfalls wieder vorbringt.

Die Dinge, um die es sich handelt, gehören zur Geschichte der Prinzeß Charlotte, einer historischen Persönlichkeit, und so mag es erlaubt sein, hier die Thatsachen und das Urtheil darüber gegen die von dem französischen Schriftsteller herrührenden Verdrehungen richtig zu stellen.

Prinzeß Charlotte, die Tochter des Regenten, nachmals Königs Georg IV. von England, und der unglücklichen Caroline von Braunschweig, vermählte sich am 2. Mai 1816 mit dem Prinzen Leopold von Coburg, dem späteren ersten König der Belgier. Sie starb am 6. November 1817 nach der Geburt eines todten Knaben.

Stockmar, bis dahin ein bescheidener Coburgischer Militärarzt, war kurz vor der Vermählung des Prinzen dessen Leibarzt geworden. Als solcher hatte er mit der ärztlichen Behandlung der Prinzeß nichts zu thun. Während er aber Anfangs in Fällen, wo deren Leibarzt nicht sogleich gerufen werden konnte, der Prinzeß hier und da verschrieben hatte, machte er es sich zum strengen Gesetz, von dem Augenblicke der Schwangerschaft an, allen und jeden Antheil an der Behandlung der hohen Dame zu vermeiden. Der Leibarzt der Prinzessin war der berühmte Dr. Baillie; als Accoucheur ward der Erste seines Fachs, Sir Richard Croft, zugezogen. Stockmar glaubte in der Behandlung der Prinzeß durch die englischen Aerzte nach Verlauf des ersten Drittels der Schwangerschaftperiode Fehler zu entdecken. Sie kamen alle darauf hinaus, daß man damals in England die Methode hatte, den Organismus der Schwangeren durch Blutentziehung, abführende Mittel und eine nicht kräftige Diät herabzustimmen. Stockmar war nun zwar weit entfernt — er sagt es ausdrücklich „Denkwürdigkeiten" S. 102 — einen tödtlichen Erfolg dieser seines Erachtens fehlerhaften Methode vorher zu sehen; allein als Diener des Prinzen Leopold hatte er offenbar die Pflicht, seine abweichende Ansicht, soweit es möglich war, zum Heile der Prinzessin geltend zu machen. Er gesteht in seinen Briefen offen, daß er sich für die Sache keinen Erfolg davon versprach, wenn er *direct* gegen die englischen Aerzte aufgetreten wäre. Wie konnte, bei der Geringschätzung alles Continentalen, die vor siebenzig Jahren in England noch stärker war als heute, die Meinung eines obscuren deutschen Arztes gegen englische ärztliche Autoritäten und herrschende Ansichten ins Gewicht fallen?

Stockmar hat also diesen Weg, seine Pflicht gegen seinen Herrn und dessen Gemahlin zu thun, als für die Sache aussichtslos, gar nicht versucht. Und dies ist nun der cynische, feige Egoismus, den ihm St. René Taillandier vorwirft. Dabei wird nur die wesentliche Thatsache übersehen, daß Stockmar, um seine abweichende medicinische Ansicht zur Geltung zu bringen, einen *andern* Weg einschlug, den man, wie die Dinge lagen, für den *zweckmäßigen* halten muß. Wem war am meisten an der Erhaltung der Prinzessin gelegen? Offenbar dem Prinzen. Wer war am ersten in der Lage, auf die englischen Aerzte einzuwirken? Offenbar der Prinz. Es war also das Zweckdienlichste, wenn Stockmar seine Bedenken dem *Prinzen* vortrug, und *das hat er gethan*. „Als ich," schreibt er „Denkwürdigkeiten" S. 102, „als täglicher Beobachter Fehler in der Behandlung zu bemerken glaubte, hielt ich dem Prinzen eine lange Vorlesung und ersuchte ihn, meine Bemerkungen den Leibärzten der Prinzessin bekannt zu machen." —

Ueber das Resultat fehlt uns jede Nachricht. Jedenfalls hat Stockmar's Schritt auf die thatsächliche Behandlung der Prinzeß keine praktische Wirkung geübt. Drei Dinge sind möglich. Entweder der Prinz theilte Stockmar's Auffassung nicht, oder er hat es aus andern Gründen nicht zweckmäßig gefunden, mit den englischen Aerzten darüber zu verhandeln, oder er hat dies gethan, aber ohne Erfolg. Wie dem auch sei; Stockmar hat seine Pflicht gethan: er hat seine Ansicht an *der* Stelle ausgesprochen, wo der meiste Erfolg zu hoffen war. Was bleibt hiernach von dem feigen Egoismus übrig, der aus Furcht sich irgendwie zu compromittiren, wo es gilt ein Leben zu retten, sich lieber völlig passiv verhält?

Daß Stockmar seine Pflicht gethan, war damals offenbar die Ansicht des Mannes, dem die Erhaltung der Prinzeß am meisten am Herzen lag, und der alle einschlagenden Verhältnisse genau, gewiß genauer als St. René Taillandier kannte — nämlich des Prinzen Leopold. Der unwiderlegliche Beweis dafür liegt darin, daß, wie in den „Denkwürdigkeiten" und danach auch bei St. René Taillandier selbst ausführlich zu lesen, Stockmar's Verhältniß zu seinem Herrn gerade von dem Tode von dessen Gemahlin an ein besonders inniges und vertrautes wurde. „Am Todtenbett selbst," erzählt Stockmar in seinem Tagebuch („Denkwürd." 105) „drückte er mich an sich und sagte: ich bin nun ganz verlassen; versprechen Sie mir immer bei mir zu bleiben."

Wie stellt sich schließlich das Urtheil über die Ursachen des Todes der Prinzessin?

Der Sectionsbericht hat mir vorgelegen; ich habe ihn einem erfahrenen deutschen Arzte mitgetheilt. Er urtheilte, es sei daraus über die Ursache des Todes nichts zu entnehmen. Das sonst vorhandene Material über die Frage ergibt auch keinen sicheren Schluß.

Nicht unwahrscheinlich klingt die Annahme, daß in Folge der der Entbindung vorausgegangenen herabstimmenden Behandlung die Kräfte dem fünfzigstündigen Kampf von den ersten Wochen bis zur Geburt des todten Kindes nicht gewachsen waren. Künstliche Hilfe aber lehnten die englischen Aerzte ab, weil sie das Princip hatten, damit unter allen Umständen zurückzuhalten, so lange die Natur die Entbindung bewirken könne. Es ist mir zufällig bekannt, daß die Mutter des Prinzen Leopold, Herzogin Auguste von Coburg, den vorerwähnten beiden Umständen zusammen (Behandlung vor der Geburt, Unterlassung künstlicher Hilfe) den Tod ihrer Schwiegertochter zuschrieb. Im Allgemeinen aber gelangte man schon damals zu keinem unbestrittenen Resultat über die Ursache des Todesfalls.

Wer will nun gar jetzt, nach fast siebenzig Jahren, mit Zuversicht über den Fall urtheilen? Wer kann übersehen, daß die Wissenschaft der Gynäkologie und Geburtshilfe seit 1817 bedeutende Fortschritte gemacht hat? Gibt es doch Erscheinungen des Wochenbetts, die in ihrer tödtlichen Bedeutung überhaupt erst später gewürdigt worden sind. Es ist also keineswegs ausgeschlossen, daß die eigentliche Todesursache eine damals noch gar nicht verstandene und bekannte war, die mit den erwähnten Umständen nichts zu thun hatte.

Der Geburtshelfer Sir R. Croft verfiel, wie in den „Denkwürdigkeiten" S. 108 zu lesen, seit dem Tode der Prinzeß in einen Zustand der tiefsten, an Geisteszerrüttung grenzenden Beängstigung und Aufregung und brachte sich am 14. Februar darauf ums Leben. Ein Menschenkenner wird daraus nicht die Gewißheit folgern, daß Croft sich bestimmter, von ihm begangener Versehen zweifellos bewußt war. Er wird nicht mehr sagen, als was Stockmar's Tagebuch in einem Croft gewidmeten Nachruf ausspricht: „Armer Croft! Als das Unglück geschehen war, erwachten gewiß Zweifel in Dir, ob Du es nicht habest anders machen sollen, und diese Zweifel, mit der Unmöglichkeit, das Publicum, selbst wenn Du unschuldig warst, von Deiner Unschuld zu überzeugen, sie wurden Deine Hölle!"

Berlin. Ernst v. Stockmar.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Der äußere Verlauf des Sommers 1884 ist von demjenigen früherer Jahre wenig verschieden gewesen. In allen wesentlichen Punkten finden wir das uns gewohnt gewordene, von Woche zu Woche den Rahmen wechselnde Bild wieder. Auf die politische Winter- und Frühlingsarbeit ist die Zeit der Abspannung und Ermüdung gefolgt, welche die Parteipresse mit den herkömmlichen Plänkeleien und mit Hinweisen auf die Nothwendigkeit rechtzeitiger Einrichtung auf die Wahlen auszufüllen sucht. Die Justiz und die öffentlichen Unterrichtsanstalten sind den Parlamenten in die Ferien gefolgt, die niemals rastende Verwaltungsmaschine hat mit der Ausführung der beschlossenen und der Vorbereitung von neuen Gesetzgebungsarbeiten vollauf zu thun, die große Mehrheit der Bevölkerung aber sucht sich mit den öffentlichen Angelegenheiten so rasch wie immer möglich abzufinden. Der politische Horizont ist anscheinend unbewölkt geblieben, das zur Grundlage des Weltfriedens gewordene freundschaftliche Einverständniß zwischen dem deutschen Reiche und dem österreichisch-ungarischen Kaiserstaate durch eine Begegnung unseres Kaisers mit dem Kaiser Franz Joseph und durch die vielbesprochne Varziner Reise des Grafen Kalnoky neu besiegelt worden; die in den beiden Hauptstädten des Westens versammelten Parlamente vermögen trotz des Geräusches, das ihre Berathungen begleitet, den auf ihnen lastenden Ueberdruß an der unaufhörlichen Wiederholung der nämlichen Formeln nicht zu verleugnen und die Besorgnisse vor dem Umsichgreifen der in Südfrankreich erschienenen Seuche haben sich, nachdem sie die Schwankungen der Krankheitsziffer eine Weile mitgemacht, trotz der Ausbreitung des Uebels über den Norden des ängstlich gehüteten Italien, wieder beruhigt. Der an den Grenzen der Kulturwelt drohenden kriegerischen Gefahren sind wir nachgerade so gewohnt geworden, daß sie die Friedenszuversicht kaum mehr zu stören vermögen, und daß die Frage nach den Einwirkungen chinesisch-französischer und britisch-ägyptischer Verwicklungen auf das europäische Concert außerhalb der zunächstbetheiligten Kreise nur noch aus Rücksicht auf das Herkommen wiederholt wird. Seit den großen Umwälzungen der siebziger Jahre in die Wirbel der großen Politik gezogen, sind wir derselben nachgerade ebenso gewohnt geworden, wie unsere Nachbarn.

Damit hängt zusammen, daß die große Haupt- und Staatsaction des letzten Monats, die Auflösung der in London abgehaltenen ägyptischen Conferenz, nirgend in Europa einen tiefer gehenden Eindruck gemacht hat. Trotz oder wegen der Unsicherheit der ägyptischen und sudanesischen Zustände thun Engländer und Franzosen, als ob mit den Versuchen zu einer Verständigung über die finanzielle Zukunft des Nillandes lediglich eine politische Anstandspflicht erfüllt worden sei. Diesseit wie jenseit des Canals prävalirt die Empfindung der Befriedigung darüber, daß man die Hände frei behalten hat und daß die Frage nach dem künftig für die vicekönigliche Regierung zu bestellenden Vormunde offen geblieben ist über allen entgegenstehenden Erwägungen

und den naheliegenden Besorgnissen vor einem schließlichen gewaltsamen Zusammenstoß. Auf französischer Seite sieht man es als Erfolg an, daß die von Mr. Gladstone vorgeschlagene Herabsetzung des Zinsfußes des nicht privilegirten Theils der ägyptischen Staatsschuld an der Parteinahme der festländischen Mächte für die Auffassung des Pariser Cabinets gescheitert ist, und daß Frankreich und Europa sich alle Rechte vorbehalten haben; während die Londoner Presse das entscheidende Gewicht auf die wiedererlangte Freiheit der britischen Action, auf die Beseitigung des im Mai dieses Jahres getroffenen englisch-französischen Abkommens und auf die Ablehnung des Vorschlages legt, im Falle fortgesetzter Verlegenheiten der ägyptischen Staatscasse eine gesammteuropäische Controle Platz greifen zu lassen. Beide Theile thun, als habe die Conferenz ihre intimsten Wünsche und Gedanken errathen, indem sie die aufgeworfene Frage unbeantwortet ließ. — Nach britischer Auffassung versteht die Antwort auf dieselbe sich von selbst. Reichen die Mittel zur vollen Verzinsung der ägyptischen Schuld nicht aus, so werden (wie die „Pall Mall Gazette" bereits vor drei Wochen ausführte) die Betheiligten nehmen, was sie bekommen und sich der thatsächlichen Zinsreduction im eigenen Interesse fügen: ohne daß es politischer Zugeständnisse von Seiten Mr. Gladstone's bedurft habe, werde auf solche Weise tacite und mühelos erreicht sein, was mit der Einberufung der Conferenz mühsam und geräuschvoll erreicht werden sollte. Frankreichs Berufungen darauf, daß der Gang der bisherigen Verhandlungen dem eigenmächtigen Vorgehen Englands einen Riegel vorgeschoben und fernere Beschlußfassungen über die Geschicke von Mehemed Ali's Erbe den europäischen Großmächten anheim gestellt habe, setzt man jenseit des Canals ein höhnisches Achselzucken entgegen: man verläßt sich darauf, daß Niemand Neigung und Fähigkeit verspüren werde, einem energischen britischen Vorgehen in den Arm zu fallen! Deutschland pflege sich an Dingen, die seine Interessen nicht berührten, überhaupt nicht zu betheiligen, — Oesterreichs Orientpolitik habe in Saloniki ihre natürliche Grenze und Rußland sei in Asien viel zu eifrig beschäftigt, um sich durch Vorgänge in Afrika das Concept verrücken zu lassen. An der Isolirung der französischen Republik aber sei dadurch, daß die übrigen Mächte den englischen Vorschlägen nicht zustimmten, kein Haar breit geändert worden. In China, Anam und Madagaskar engagirt, sei Frankreich nicht in der Lage, auf den Gang der ägyptischen Dinge irgend welchen Einfluß üben zu können, — greife England nur zu, so werde das übrige, lediglich an der Freiheit des Suezcanals interessirte Europa, den vollendeten Thatsachen gegenüber dieselbe Politik des Gehenlassens befolgen, welche im Sommer 1882 beobachtet worden. Die Folgen der Auflösung des vieljährigen westmächtlichen Einverständnisses würden auf Frankreich, nicht auf England zurückfallen, das die Wahrheit des Wortes zu beweisen wissen werde, nach welchem „der Starke am mächtigsten allein ist."

Zu der unsichern und lahmen Haltung, welche die Regierung Gladstone's den ägyptischen und sudanesischen Schwierigkeiten gegenüber bisher bewiesen hat, will diese entschiedene Sprache so wenig stimmen, daß dieselbe vorerst keinen rechten Eindruck zu üben vermag. Es wird darauf ankommen, ob den stolzen Worten die entsprechenden Thaten folgen. Die Entsendung eines Ober-Commissars, der neue Informationen über die bereits ein halbes Dutzend Male untersuchte und bis zum Ueberdruß erörterte Lage in Kairo und Alexandrien einziehen soll und die Bewilligung einer zur Befreiung Gordons bestimmten Geldsumme können für solche Thaten nicht gelten, weil sie sich lediglich als Versuche zur Wiedergutmachung schmählicher Versäumnisse darstellen, — weitere Entschließungen dürften aber erst gefaßt werden können, wenn die allgemeine Lage sich deutlicher übersehen läßt, als das gegenwärtig der Fall ist. Die Zukunft der englisch-ägyptischen Politik wird einerseits von der Entscheidung des chinesisch-französischen Streites, andererseits von dem Ausgang der in England selbst entbrannten Parteikämpfe bedingt sein. — Allzu günstige Zeichen sind es bisher nicht gewesen, welche die auf das Geheiß des Ministeriums Gladstone begonnene radicale Agitation gegen den Oberhaus-Beschluß in Sachen der Wahlreform-Bill begleitet haben. Von einer Anzahl kleiner, wenig beachteter Veranstaltungen abgesehen, ist es bei dem einen Entrüstungs-

Meeting geblieben, das am Montage nach der entscheidenden Abstimmung der Pairs zu London in Scene gesetzt wurde und das in der herkömmlichen Weise verlief, ohne die Ruhe der Lords irgend gestört zu haben. Während der folgenden Wochen bildete die ägyptische Angelegenheit den fast ausschließlichen Gegenstand der öffentlichen Erörterung und trat die Beschäftigung mit der Wahlreform vollständig in den Hintergrund. Kein Zweifel, daß dieselbe nach Beginn der parlamentarischen Ferien mit verdoppelter Stärke wieder aufgenommen und daß von den Bright, Chamberlain und Genossen ein neuer Ansturm gegen die einzige von dem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse unberührt gebliebene Institution Alt-Englands versucht werden wird. Für ebenso ausgemacht darf man ansehen, daß die verlangte Reform des Oberhauses fortan auf der britischen Tagesordnung bleiben und trotz der Fragwürdigkeit ihrer Nützlichkeit schließlich in der einen oder der anderen Form durchgesetzt werden wird. Höchst zweifelhaft erscheint dagegen, ob Mr. Gladstone und dessen Collegen diesen Triumph der demokratischen Idee über die einzige überhaupt noch vorhandene Aristokratie erleben und von demselben Vortheil ziehen werden. Zunächst liegt die Sache so, daß die Tories sich rühmen dürfen, consequentere Vorkämpfer der Wahlreform zu sein, als ihre liberalen Gegner und daß es schwer halten wird, der Forderung einer mit der Erweiterung des Wahlrechtes verbundenen Neuvertheilung der Wahlsitze einen reactionären Charakter anzuheften. Das an und für sich durchaus unenglische Begehren des Radicalismus, der beschleunigten Durchsetzung einer einzelnen Maßregel zu Liebe mit Verfassungs-Umgestaltungen vorzugehen, ließe sich allenfalls rechtfertigen, wenn die Lords die Wahlreform-Bill als solche verworfen hätten. Da das nicht zutrifft, die Annahme dieses Gesetzes vielmehr von einer Vorbedingung abhängig gemacht worden ist, deren Berechtigung die Regierung selbst anerkannt hat, handelt es sich lediglich um eine Frage des Datums, genauer gesagt, um eine Frage der Reihenfolge.

Ueber die Verhandlungen der zur Verfassungsrevision einberufenen französischen Nationalversammlung hat die Pariser Presse sich so deutlich ausgesprochen, daß Beurtheilern des Auslandes das Wort vorweg genommen worden ist. Die Maßlosigkeiten, in denen die Ultras von Links und Rechts sich in einer Angelegenheit überboten, deren schließliches Resultat von vorn herein feststand, werden dem Ministerium Ferry zu einer Befestigung seiner Position verhelfen, die demselben gegönnt werden kann. Daß die Verfassungs-Revision nach der durch den Senat vorgenommenen Streichung des Artikel 8 der Vorlage zu einem Messer ohne Klinge und Stiel geworden, vermögen freilich auch die eigenen Anhänger nicht zu bestreiten. Unter den gegebenen Verhältnissen kommt es darauf aber schlechterdings nicht an. Wo die Beweise für die Nothwendigkeit einer abermaligen Abänderung des vor noch nicht zehn Jahren erlassenen Staatsgrundgesetzes so vollständig fehlen wie in dem modernen Frankreich, erscheint es im Gegentheil völlig gerechtfertigt, wenn man die künstlich aufgeregte öffentliche Meinung mit einer möglichst geringen Abschlagszahlung zu beruhigen, das eingebildete Bedürfniß durch ein bloßes Schaugericht zu stillen versucht. Nachdem die Mehrheit der im Herbste 1881 erwählten Deputirten die Thorheit begangen hatte, sich auf eine Verfassungs-Veränderung zu verpflichten, muß ihr geradezu als Verdienst angerechnet werden, wenn sie das zu übler Stunde abgegebene Versprechen so wohlfeil wie immer möglich einzulösen sucht. Ob die Masse der urtheilslosen Wähler ihrer Urtheilslosigkeit durch Gehorsam gegen die Einflüsterungen der Opposition oder durch den Glauben daran, daß ihr der Wille wirklich gethan werde, ein zweites Zeugniß ausstellen wird, dürfte aber auch in diesem Falle von Umständen abhängen, die mit der Sache selbst nichts zu schaffen haben. Die Zukunft des Ministeriums Ferry ist bedingt durch den ferneren Gang der Entwicklungen in Aegypten und Hinterasien und durch die Gestalt, welche die allgemeine europäische Politik annehmen wird. — Erst wenn die Erregung über das unwürdige Gaukelspiel der Congreßverhandlung vorüber ist, wird man in den weiteren Kreisen der französischen Gesellschaft eine Einsicht in die Bedeutung des zweiten August 1884 gewinnen und verstehen lernen, daß der Bruch mit England einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Republik eingeleitet hat. Bisher sind die publicistischen Erörterungen darüber, ob man Angesichts der Feindseligkeit des Ver-

bündeten von 1853 nicht am besten thun würde, ein verbessertes Verhältniß zu dem verhaßten Gegner von 1870 zu suchen, bloße Spielereien, publicistische Effectstücke gewesen, mit denen man die Pariser unterhalten und die Londoner ärgern wollte. Hinter die ernste Seite der Sache wird man indessen bald genug kommen. Will das Geschick, daß der abermalige Thronwechsel in Anam und die immer bedrohlicher werdende Verwicklung mit China kriegerische Conflicte herbeiführen und daß England sich diese direct zu Nutzen macht, so *muß* die französische Republik sich wohl oder übel zu einer veränderten politischen Frontstellung entschließen. Mit den großen Continentalmächten auf den richtigen Fuß kommen und sich mit Deutschland verständigen sind heut' zu Tage gleichbedeutende Begriffe. Auf die bekannten Auslassungen des „Figaro" Gewicht zu legen oder dem Wahne zu huldigen, als werde die an die Franzosen gerichtete Aufforderung „sich über Elsaß-Lothringen zu beruhigen und sodann die Weltherrschaft mit uns zu theilen", irgend welche Wirkungen üben, — muß selbstverständlich der Gutgläubigkeit des publicistischen Dilettantismus überlassen bleiben. Weder ist daran zu denken, daß der seit vierzehn oder — wenn man will seit achtzehn — Jahren in Frankreich aufgesammelte Groll mit *einem* Windstoß weggeblasen werden könnte, noch hat es irgend welchen Sinn von einer zwischen Frankreich und Deutschland getheilten „Weltherrschaft" zu reden. Uns, die wir die Erhaltung des Friedens auf die Fahne der mit Oesterreich abgeschlossenen Alliance geschrieben haben, hat nach der „Weltherrschaft" niemals gelüstet und am wenigsten nach einer solchen, die mit Frankreich getheilt werden müßte. — Darum bleibt aber nicht minder wahr, daß der Bruch des Nothankers einer Alliance mit England, Frankreich nicht nur von der Möglichkeit eines Losbruchs nach Osten ausgeschlossen, sondern in die Lage gebracht hat, um jeden Preis einen Ausweg aus seiner bisherigen Isolirung suchen zu müssen. So lange französische und englische Interessen einander an drei verschiedenen Punkten, in Aegypten, in Hinterasien und auf Madagaskar feindlich gegenüber stehen, kann kein französischer Staatsmann an die Wiederaufnahme einer festländischen Action denken, — keiner sich daran genügen lassen, daß man zu den übrigen europäischen Mächten äußerlich auf dem Friedens-Fuße steht. Die Republik wird sich mit ihren festländischen Nachbarn wenigstens halbwege verständigen müssen, wenn sie in dem entbrannten Streite mit England nicht von Hause aus den Kürzeren ziehen will. Bei dem engen Zusammenhang der ägyptischen Frage mit dem großen orientalischen Problem spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Angelegenheit für Jahre hinaus auf der Tagesordnung bleiben und daß der einmal vorhandene Riß sich in demselben Maße vertiefen und verbreitern werde, in welchem Frankreichs coloniale Bedrängnisse sich vermehren. Dafür aber liegen die verschiedensten Anzeichen vor. Die gewaltsame Beseitigung des zweiten zur Annahme des Vertrages von Huë gepreßten Anamitischen Herrschers hat den Werth dieses Abkommens auch in der Schätzung der Pariser Politiker erheblich herabgedrückt und die Befürchtung nahe gelegt, daß der Bruch mit China zu einer abermaligen Erhebung in Tonking das Signal geben werde. Heute, wo das französisch-englische Tafeltuch in aller Form zerschnitten ist, stellen die mit einem chinesischen Kriege verbundenen Gefahren sich aber dreifach größer dar, als vor Jahresfrist, wo Marquis Tseng seine ersten Einwendungen gegen die Verwandlung Anams in einen Vasallenstaat der Republik erhob. — In der neueren Geschichte Frankreichs hat das Einverständniß mit England eine zu große Rolle gespielt, als daß der Verzicht auf dasselbe den aus der Schule Gambetta's hervorgegangenen Pariser Staatsmännern nicht außerordentlich hart angekommen sein sollte; seit der verhängnißvolle Entschluß einmal gefaßt worden, ist die alte nationale Antipathie dafür mit einer Schärfe erwacht, die die Betheiligten selbst nicht erwartet hatten. Man ist bereits gegenwärtig im Begriff, sich in eine Leidenschaftlichkeit hineinzureden, die nicht stärker sein könnte, wenn Mr. Gladstone für das himmlische Reich direct Partei ergriffen und auf die Zerreißung des Vertrages von Tientsin unmittelbar hingewirkt hätte. Was bleibt da übrig, als die *letzten* Gedanken der um die elsässisch-lothringischen Brüder trauernden Nation nur symbolisch zum Ausdruck zu bringen, die Verwirklichung des Hannibal-Schwurs ad meliores fortunas zu vertagen und sich's gefallen zu lassen, daß die

Loyalität des Feindes, dem dieser Schwur gegolten, einen Rückhalt bildet gegen das Uebelwollen der bisherigen Freunde? Es läßt sich einmal nicht ändern, daß dieselbe Macht, gegen welche vor zehn Jahren die Mißgunst aller europäischen Völker gerichtet war, gegenwärtig von allen Seiten umworben wird und daß es für das A und O aller modernen Staatskunst gilt, sich mit dem Lenker der deutschen Geschicke auf einen leidlichen Fuß zu stellen. Diese Nothwendigkeit hat Denen, die an der Spitze Frankreichs stehen, längst eingeleuchtet, noch aber hat sich Niemand gefunden, der den Muth und die Fähigkeit besäße, derselben gerade ins Gesicht zu sehen.

Zu eingehenderer Beschäftigung mit der durch das Scheitern der Londoner Verhandlungen geschaffenen neuen Frage, hat man in dem vollauf mit inneren Kämpfen beschäftigten Lande bis jetzt allerdings kaum die Zeit gehabt. Keine einzige Partei ist fähig gewesen, sich auch nur einen Augenblick über das gemeine Fractionsinteresse zu erheben. Während die Masse der Bevölkerung vollauf durch wirthschaftliche Sorgen in Anspruch genommen ist, die Fractionen der Mehrheit an Nichts als die Utilisirung der Verfassungsrevision für ihre Sonderzwecke denken, die Orleanisten sich darauf gefaßt machen, ihre vom Kriegsdienste bereits ausgeschlossenen Oberhäupter auch noch der Befähigung zur Uebernahme von bürgerlichen Staatsämtern entkleidet zu sehen, hat der Legitimismus sich in den Augen der Nation vollends den Rest gegeben. Alles was unter den Auspicien Chambord's an legitimistischer Thorheit geleistet worden, haben die um den Grafen d'Audigné gescharten „spanischen Weißen" durch ihre Kundgebungen zu Gunsten des „Hauses Anjou" weit überboten. Das an und für sich bedeutungslose Possenspiel, das am letzten Julisonntage in dem Saale der Pariser geographischen Gesellschaft aufgeführt wurde, verdient als Beitrag zur zeitgeschichtlichen Psychologie immerhin einige Bemerkung. Binnen weniger Jahre ist die Partei, die im Sommer und Herbst 1873 größere Aussichten auf die Leitung der Staatsgeschicke besaß, als irgend eine ihrer Nebenbuhlerinnen, so vollständig um allen politischen Menschenverstand und alle Zurechnungsfähigkeit gekommen, daß sie den wahren Vertreter des legitimen Erbrechts und der nationalen Tradition nicht mehr in Frankreich selbst, sondern unter der Nachkommenschaft des verkommensten aller heimathlosen Prätendenten der Neuzeit, des spanischen Infanten Don Juan suchen zu müssen glaubt! — War der Legitimismus bisher „ein geschäftiges Spiel mit wesenlosen Vorstellungen", ein Vorwand für die Enthaltung des konservativen französischen Adels von aller ernsthaften Thätigkeit gewesen, so wird er jetzt, wo dieser Vorwand in Wegfall gekommen ist, nur noch unter den directen Hemmnissen für die Consolidation des Landes zählen, nur eine anspruchsvolle aufgeputzte Form des Anarchismus darstellen. — In das Geschick des Legitimismus scheint auch dasjenige der übrigen monarchischen Parteien verflochten zu werden. Die Orleans haben seit Jahr und Tag kaum mehr den Versuch angestellt, sich der Nation in die Erinnerung zu rufen und die dazu genommenen Anläufe der Napoleoniden sind völlig unbeachtet geblieben. Bezeichnend genug ist es, daß die gefährlichste aller Feindinnen, welche die Republik überhaupt hat, daß die clericale Partei sich seit geraumer Zeit auf legitimistische und monarchische Velleitäten nicht mehr einläßt, sondern mit der herrschenden Staatsform Frieden zu schließen sucht. Die richtige Witterung für das, was der eigene Nutzen erheischt, hat man auf dieser Seite zu allen Zeiten besessen.

Die Zeittafeln der osteuropäischen Länder haben während der letzten Wochen Vorgänge von bleibender Bedeutung nicht zu verzeichnen gehabt. Der Versuch der ottomanischen Pforte, sich zur alleinigen Inhaberin des Postregals innerhalb der türkischen Reichsgrenze zu machen, ist ebenso rasch vergessen worden, wie die Kunde von einer in Warschau entdeckten nihilistischen Verschwörung. Das Schweigen der St. Petersburger und Moskauer Presse über diese Angelegenheit kann als indirecter Beweis dafür angesehen werden, daß es sich (wie im vorigen Jahre bei Gelegenheit der gegen das russische Fräuleinstift zu Warschau eingeleiteten Untersuchung und wie früher in Finnland und in Livland) um revolutionäre Umtriebe innerhalb der russischen Colonie handelt, die mit nationalen Bestrebungen der einheimischen Bevölkerung nichts gemein haben. — Ob den in St. Petersburg neuerdings erlassenen, an und für sich höchst

anerkennenswerthen Vorschriften über Beschränkung der Weiber- und Kinderarbeit, Einführung von Fabrikschulen und strengere Beaufsichtigung des Fabrikwesens, bleibender Ersatz und Einfluß auf die Stimmungen und Verhältnisse der arbeitenden Classen beschieden ist, wird von der Art der Ausführung dieses Gesetzes abhängen, das ziemlich gleichzeitig mit einer Verordnung über die Errichtung kirchlicher Gemeindeschulen erlassen worden ist. Von den durch die ungeheuren Entfernungen bedingten Schwierigkeiten abgesehen, erscheint die gegenwärtige Lage einer in das innere Leben der russischen Industrie eingreifenden Reform wenig günstig zu sein. Die über die thatsächlichen Verhältnisse immer gut unterrichtete „Moskauer Zeitung" Katkow's hat vor etwa 14 Tagen eine Schilderung russischer Gewerbe- und Handelszustände entworfen, die nicht bloß Grau in Grau, sondern Schwarz in Schwarz gemalt ist, nichts desto weniger aber von den Berichten bestätigt werden, welche deutsche und englische Zeitungen über die Aussichten der Nischni-Nowgoroder Messe veröffentlichten. „Fast täglich," so heißt es a. a. O. „kann man hören, daß diese oder jene Firma ihre Zahlungen eingestellt hat, und mit einem so traurigen Ende schließen jetzt solide Firmen ihre Thätigkeit ab, Firmen, an deren Zahlungsfähigkeit bis zur letzten Minute Niemand zweifelte, denen noch Viele am Vorabende des Krachs Waaren für Hunderttausende von Rubeln anvertraut hätten. Jeder Tag bringt schlechte Nachrichten, und es ist keine Hoffnung vorhanden auf baldige Erlösung aus dieser traurigen Lage, in der sich jetzt unsere ganze Landwirthschafts- und unsere übrige Production befindet. Unsere Märkte sind mit Waaren überschüttet, die Händler machen nicht nur keine neuen Einkäufe, sondern können sogar ihre früheren Einkäufe nicht losschlagen; trotz der Ermäßigung der Preise finden sich keine Käufer, und inzwischen nahen die Zahlungstermine für die von den Fabrikanten bezogenen Waaren heran, und es steht wieder eine Reihe von Bankerotten in Aussicht. Die Lager der Fabrikanten sind trotz der allgemeinen Einschränkung der Production überfüllt mit Waaren und doch steht die Möglichkeit, diese Lager leeren und die angehäuften Waarenvorräthe verkaufen zu können, noch nicht bald zu erwarten, da die niedrigen Getreidepreise, die die Kosten der Production kaum decken, wenig Hoffnung dafür lassen, daß der Hauptconsument unserer Waaren, das Landvolk, genügende Mittel besitzen wird, um die Producte der Gewerbethätigkeit in größeren Massen einzukaufen." — Diese trostlose Schilderung datirt von der Mitte des Julimonats alten Stils, die eigentliche Katastrophe soll aber noch bevorstehen. Am 5./17. d. M. nimmt die große Nischni-Nowgoroder Messe ihren Anfang und von dieser fürchtet man, sie werde den noch übriggebliebenen Hoffnungen auf Befestigung des Credits den Todesstoß geben und die Bankerottliste auf das Doppelte ihres bisherigen Umfanges bringen. Daß die eigentliche Wurzel des Uebels in dem Rückgange der russischen Landwirthschaft zu suchen ist, hat die „Moskauer Zeitung" durchaus zutreffend hervorgehoben. Von Versuchen, dieser wirksam zu Hilfe zu kommen, ist aber nirgend mehr die Rede. An die allmonatliche Veröffentlichung umfangreicher Verzeichnisse zum Zwangsverkauf gestellter Landgüter hat man sich vielmehr ebenso gewöhnt, wie an die Entdeckung immer neuer Unterschleife und Veruntreuungen. Augenblicklich ist die öffentliche Meinung mit der Entscheidung der Anklagen gegen die große russische Eisenbahncompagnie beschäftigt, die zur Herausgabe von 26 Millionen genöthigt werden soll, welche der Staatscasse angeblich vorenthalten worden sind. Der Tod des vieljährigen Leiters der Eisenbahn-Enquête-Commission und Verfassers des Entwurfs eines neuen Eisenbahngesetzes, Graf Baranow, gewinnt unter solchen Umständen besondere Bedeutung. Alles wird darauf ankommen, wer Baranow's Nachfolge in der Leitung des Wirthschafts-Departements des Reichsraths und der Enquête-Commission übernimmt, und ob der Wechsel der Personen auch in diesem Falle einen Wechsel in den Verwaltungsgrundsätzen bedingt. Da der bestimmende Einfluß bei einer kleinen Zahl ausschließlich nach politischen Rücksichten handelnder Würdenträger liegt und der Finanzminister Bunge unter diese nicht zählt, macht man sich darauf gefaßt, daß mit den neuen Personen auch dieses Mal ein neues System aufgebracht und die Arbeit von Jahren in Frage gestellt werden wird.

Mit der Rolle, welche die wirthschaftlichen Fragen zur Zeit in St. Petersburg spielen, hängt es zusammen, daß die russische auswärtige Politik bei ihrer bisherigen Zurückhaltung verharrt und daß man sich daran gewöhnt hat, die sonst im Vordergrunde der Interessen stehenden orientalischen Dinge eine Weile sich selbst zu überlassen. Von den zu Anfang des Frühjahrs vielbesprochenen neuen Erwerbungen in Mittelasien ist seit längerer Zeit nichts mehr zu hören gewesen und auf der Londoner Conferenz hat der russische Botschafter sich begnügt, mit den Vertretern der beiden mitteleuropäischen Regierungen gemeinschaftliche Sache zu machen. Für die auswärtige Politik gilt dasselbe „quieta non movere", das den innern russischen Fragen gegenüber beobachtet wird. Man begnügt sich damit, in den gewohnten Geleisen weiter zu fahren und Alles zu vermeiden, was die allmälig eingetretene Beruhigung der Gemüther stören oder die Thatenlust der von der allgemeinen Ermüdung ergriffenen Nationalpartei wecken könnte. Selbst der Ministerwechsel in Bulgarien, der der serbischen Hauptstadt gemachte Besuch des Carlowitzer Patriarchen Anjelicz und die neueren Vorgänge in Oesterreich-Ungarn haben in Petersburg und Moskau weniger Eindruck gemacht, als in den übrigen europäischen Hauptstädten. Nachgerade scheint man sich von der Richtigkeit des Satzes überzeugt zu haben, den der russische Literar-Historiker Pypin in seiner „Geschichte der slawischen Literaturen"[1]) aufgestellt hat: daß die den slawischen Stämmen Oesterreichs gemachten Zugeständnisse für den politischen, auf staatliche Einheitsbestrebungen gerichteten Panslawismus eher Verlust als Gewinn bedeuten, und daß die Anziehungskraft, welche Rußland bis zum Jahre 1879 auf Czechen, Slowenen und Slowaken übte, in demselben Maßstabe abnimmt, in welchem diese Racen sich häuslich einzurichten und föderalistische Provinzialpolitik zu treiben beginnen. Uns, die wir die österreichischen Entwicklungen unter anderem Gesichtspunkte zu beurtheilen gewohnt sind, wird das freilich nur einen halben Trost gewähren können. Wenn das Westslawenthum mit dem österreichischen Staatsgedanken Frieden schließt, so erscheint zwiefach bedenklich, daß das Deutsch-Oesterreicherthum sich demselben mehr und mehr entfremdet. Wird die Abstinenz-Politik, zu welcher die Deutschen Böhmens ihre Zuflucht nehmen, in größerem Stile fortgesetzt und in den übrigen Kronländern von gemischter Bevölkerung nachgeahmt, so kann die Folge davon nur sein, daß die Partei der österreichischen Reichseinheit zu einer Nationalpartei herabsinkt, die von andern particularen Fractionen nicht mehr verschieden ist und mit der Zeit dem Loose derselben verfallen muß. Der Rückhalt, den das Verhalten der Deutsch-Oesterreicher an der Zustimmung eines Theils der Presse und Bevölkerung des deutschen Reichs hat, ist in Wirklichkeit werthlos, weil auf Fictionen gegründet, die früher oder später zusammenbrechen müssen. Jede Betrachtung der Geschichte der letzten Jahre lehrt, daß die deutsche Reichspolitik in der Erhaltung der Habsburgischen Monarchie *als solcher* ihr Interesse sieht und sehen muß, und daß dieses Interesse von der inneren Einrichtung des Kaiserstaats völlig unabhängig ist. Früher oder später wird sich auch das deutsche Volk davon überzeugen, daß dieser Standpunkt der einzige mögliche ist, und daß unsere Sympathien für die Sache der Stammesgenossen jenseit der böhmischen Grenze ihre ganz bestimmte Grenze haben. Halten die Deutsch-Oesterreicher ihre Führerschaft für unentbehrlich, so müssen sie das durch Leistungen, nicht durch Ansprüche bewähren. Die hinter dem „passiven Widerstande" verschanzte Politik des „Nichts oder Alles" stellt sich als das wohlfeilste, aber zugleich gefährlichste aller überhaupt vorhandenen Auskunftsmittel dar, weil sie erfahrungsmäßig zum Einrosten der Leistungsfähigkeit und zum Wachsthum der Ansprüche führt. In letzter Instanz wird auch für uns nur diejenige österreichische Partei Recht *behalten*, die die Fähigkeit beweist, dem deutschen Reiche seinen werthvollsten Verbündeten zu *erhalten*.

[1]) Geschichte der slawischen Literaturen von Pypin und Spassowitsch. Deutsch von T. Pech, Leipzig 1884. 3 Bände (Der die großrussische Literatur behandelnde Band fehlt noch, weil die russische Ausgabe auf Schwierigkeiten gestoßen ist).

Kunst und Kunstgeschichte.

Anleitung in 60 Minuten Kunstkenner zu werden. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, J. Guttentag. 1884.

In allen Kreisen geistiger Production, die das Urtheil des Publicums in ausgedehnter Weise herausfordern, werden Leute sich erheben, denen es gelingt, auf dieses Urtheil bestimmenden Einfluß zu haben. Diese Leute unterscheiden sich in solche, die etwas von der Sache verstehen, und solche, die nichts von der Sache verstehen. Die letzteren werden alle Mühe anwenden, vielmehr zu den ersteren gerechnet zu werden, und eins der zunächst liegenden Mittel hierfür ist, daß sie die Sprache dieser ersteren erlernen und gebrauchen. Oft ist dieses Verfahren von Erfolg begleitet und fordert den Spott derer heraus, die die Oberflächlichkeit eines mit leeren Worten operirenden Kritikers durchschauen.

Solche inhaltslose Wortsäer (wie die Apostelgeschichte sagt) jedoch zu bessern oder abzuschrecken, gibt es kein Mittel, da sie es oft sind, die sich am lautesten beklagen. Es hätte auch keinen praktischen Nutzen, sie zu beseitigen, da das allgemeine Bedürfniß die leergewordenen Stellen bald mit wahrscheinlich gleichen Persönlichkeiten besetzen würde. Erfahrene Weltbürger wissen, daß zahlreiche Unvollkommenheiten der menschlichen Gesellschaft sich weder mit Predigen noch mit Gewalt beseitigen lassen.

Nichtsdestoweniger versucht hier und da Jemand, der den Unfug nicht länger mit anzusehen zu dürfen glaubt, seine Stimme zu erheben. Will er dies durchaus nicht unterlassen, so wird die wirksamste Form der Strafpredigt immer die der harmlosen Satire sein. Jedermann wird Lichtenberg's Schriften auch heute noch mit Vergnügen lesen, weil die bitteren Dinge von ihm in gutmüthiger Form gesagt worden sind. Lichtenberg war ein Schüler der Engländer, die die Kunst, das Publicum durch Spott auf seine Schwächen aufmerksam zu machen und dabei Gutmüthigkeit, wenn sie fehlt, wenigstens zu heucheln, wohl am besten verstanden haben und noch verstehen. Auf dem Gebiete der deutschen Kunstkritik war der beste Satiriker oder Humorist der nun fast schon dreißig Jahre verstorbene J. H. Detmold, dessen 1833 zuerst erschienene „Anleitung zur Kunstkennerschaft" den liebenswürdigsten Spott enthält, mit dem dilettantischer Enthusiasmus lächerlich gemacht werden könnte. Der Verfasser unserer kleinen Schrift scheint ein Schüler Detmold's zu sein. Seine Absicht ist, Niemand zu ärgern. Er hat ein kleines Lexikon von Redensarten zusammengestellt, wie sie innerhalb der Kunstkritik in Curs sind, und erklärt sie in seiner Weise. Schaden kann es nie, darauf hinzuweisen, daß Worte heute im Gebrauch stehen, welche im Munde vieler Leute inhaltslos sind und daß nicht nur vom Publicum oft oberflächlich geurtheilt, sondern auch von den Künstlern oft oberflächlich gearbeitet werde. Auch dies nämlich scheint der uns unbekannte anonyme Verfasser andeuten zu wollen.

Er würde sein Werk vielleicht noch etwas reichhaltiger haben gestalten können. Unter dem Artikel „Beiwort" geißelt er die heute beliebte Methode, mit gewissen Adjektiven den Grad des Lobes auszudrücken, das man spendet, und zugleich die persönlichen Erwartungen zu verrathen, die man mit dem Erfolge der Kritik verbindet. Der Verfasser sagt, Seite 24:

„Nur Anfänger, Unbekannte und persönliche Feinde werden als „Herr" bezeichnet. Sonst ist die Stufenleiter folgende:

„Mitleidige Schonung: der fleißige....
Lächelnde Anerkennung: der begabte....
Laue Verehrung: der bekannte....
Warmes Lob: der stimmungsvolle....
Compliment auf unsichere Gegenleistung: das geistsprühende....
Compliment auf sichere Gegenleistung: der geniale....
Fieberhitze des Enthusiasmus: Unser...."

Dieser Artikel könnte mehr enthalten. Wie z. B. erklärte der Verfasser „geschätzt"? Wie denkt er über „rühmlichst bekannt"? Ueber „berühmt"? Ueber „feinsinnig"? Wie über „Meister"? Wie über Verwendung des bloßen Namens ohne Beiwort? (Er selbst erwähnt S. 43 einige Namen von Künstlern, die er ohne alles Beiwort drucken läßt, als seien es wohlbekannte Persönlichkeiten, obgleich Schreiber dieses sie hier zum ersten Mal findet.) Die Erklärung von „Herr" scheint nicht ganz ausreichend. Die Kritik gebraucht das Wort zuweilen ohne Nebensinn da, wo sie um ein anderes Beiwort verlegen ist und doch einen gewissen Respect bezeugen will. Auch die Erklärung von „genial" ist nicht zutreffend. Man wird es bei gewissenhaftem Gebrauche meist auf Leistungen, seltener jedoch auf Persönlichkeiten bezogen finden („geniales Werk" kommt häufig vor, „genialer Meister" nur in Ausnahmefällen), während es bei durchschnittlichem Gebrauche eher dem Handwerker als dem Künstler zu Theil wird. Geniale Tapezierer, Decorationsmaler, Tanzcomponisten ꝛc. finden sich in Menge, man bezeichnet damit bestechende Erfindungsgabe bei Verzicht auf Prüfung der Leistungen in Betreff ihrer Durcharbeitung und Dauerhaftigkeit. Maler, die schlichthin als „genial" bezeichnet werden, pflegen etwas nach der decorativen Seite zu neigen. Auch „unser" ist nicht leicht zu erklären. „Unser X" ist jedenfalls ein Künstler, der bei Festessen und dergl. zu finden sein wird, wo er sich sein Adjektivum durch persönliche Liebenswürdigkeit verdient. Die Qualität der Leistungen kann unter Umständen dabei Nebensache sei.

Wenn wir bedenken, wie rasch die Sprache in den intimern Bedeutungen der Worte wechselt, so hat die „Anleitung in 60 Minuten u. s. w.", ohne daß es vielleicht von ihrem Verfasser beabsichtigt war, auch sprachlich wissenschaftlichen Werth. Wie dankbar würden wir ähnliche, wenn auch nur scherzhaft gemeinte Wörtererklärungen wiederentdecken, die über vergangene Zeiten Auskunft gäben. Man vergleiche die in Schiller's und Goethe's Briefwechsel gebrauchten ästhetischen Redegebräuche mit den heute im Schwang gehenden: wie wenig davon übrig blieb und wie manches, als Stichwort der Zeit betrachtet, heute schon undeutlich zu werden beginnt.

In dem Artikel „Doppelurtheil" bespricht der anonyme Autor unserer Schrift die verschiedene Methoden, Lob und Tadel zugleich auszusprechen. Wie oft man in die Lage komme, so urtheilen zu müssen, weiß Jedermann. Die vom Verfasser vorgeschlagenen Wendungen, sich hier herauszuziehen, erscheinen auch in diesem Artikel, dessen Wichtigkeit nicht zu leugnen ist, nicht reichlich genug. Bekannt und oft wiederholt z. B. ist Goethe's für solche Fälle berechnete Wendung: „Das (Bild, Buch, Gedicht, Musikstück u. s. w.) macht seinen Effect". Hiermit ist auch heute noch Jeder zufrieden, selbst diejenigen sind es, denen man den Sinn der Wendung zuvor erklärt hat. Wir glauben auch der Verfasser der „Anleitung in 60 Minuten Kunstkenner zu werden", wird nichts dagegen haben, wenn wir mit der Bemerkung abschließen, daß seine Schrift ihren Effect mache.

Leonardo, Michelangelo, Andrea Palladio. Studii artistici di Camillo Boito. Seconda Edizione. Milano, U. Hoepli. 1883.

Gite di un artista di Camillo Boito. Milano, U. Hoepli. 1884.

Der Verfasser gibt im ersten Buche, das, wie die zweite Auflage beweist, Anklang gefunden hat, die Eindrücke wieder, die ihm aus der Betrachtung der Werke der beiden großen zuletzt genannten Künstler, sowie aus der Lectüre ihrer schriftlich hinterlassenen Gedanken zugeflossen sind. Das über Palladio Gesagte, geht, streng genommen, nur Vicentiner an. Boito will kein Historiker und Forscher, sondern nur ein Künstler sein, der sich über Kunst und Künstler auch seinerseits auszusprechen erlaubt. Offenbar schreibt er speciell für das mailändische Publicum, dem die mit scharfen Accenten ausgestatteten Sätze ohne Zweifel eine angenehme Lectüre sind.

Des Verfassers zweites Buch enthält Reisebriefe, großentheils aus Deutschland ge-

schrieben. München in seiner classischen Periode unter König Ludwig wird beurtheilt, auch Berlin nicht übergangen, von wo aus Boito die Mosaik-Gemälde A. v. Werner's im untern Tempel der Siegessäule eingehend beschreibt, auch mit wohlwollenden Bemerkungen, die dem deutschen Kaiserthume gelten, nicht zurückhält. Der Ton der Widmung des Buches an eine unbekannte Dame, die den Verfasser aufgefordert hat, diesen Band in die Welt zu senden, läßt uns in Boito einen Schriftsteller erkennen, der sich seiner Stellung bewußt und seines Erfolges, wo er die Stimme erheben will, sicher ist. Bei dem gesunden Urtheil, das aus beiden Büchern spricht, können wir Mailand nur Glück wünschen, einen so soliden Kunstgelehrten zum Mitdirector der öffentlichen Meinung erhoben zu haben.

La Mente di Michelangelo di David Levi. Milano, Brigola-Ditta. 1883.

Während Boito Michelangelo unter zwei Generalgesichtspunkten: einmal als Dichter und sodann als Künstler betrachtet, — wobei es ihm weder auf Vollständigkeit, noch auf Chronologie ankommt (eine Behandlungsweise, die unsern vollen Beifall hat) — geht Levi systematischer zu Werke. Er sucht Michelangelo's gesammte Thätigkeit als Ausfluß einer eigenthümlichen Individualität zu umfassen. Sein elegant gedrucktes Buch ist in sechs Theile und einen Epilog geschieden.

Der erste Theil ist der Sistinischen Capella gewidmet. Der zweite trägt den Titel: Michelangelo als Mensch (oder Mann, uomo), als Sohn und als Bürger; der dritte ist überschrieben: Vittoria Colonna; der vierte behandelt Michelangelo als Künstler; die Ueberschrift des fünften Theiles lautet: die Werke (und beginnt mit einer Betrachtung darüber, daß Michelangelo gleich Goethe sein Zeitalter beherrscht habe); der sechste ist benannt: il pensatore e l' Eresiarcha dell' Arte: der Denker und große Kunstketzer; der Epilog zieht noch einmal Michelangelo's gesammte Entwicklung in Betracht. Das Buch ist gut geschrieben, aber unseres Bedünkens etwas zu stark mit Citaten beschwert.

Boito's und Levi's Beurtheilungen Michelangelo's bieten das Erfreuliche, daß sie mit Sorgfalt verfaßt sind und nichts von sogenanntem Kunstgeschwätz enthalten. Die Autoren haben das ästhetische Bedürfniß eines gebildeten Publicums im Auge. Mailand, die Heimath des liebenswürdigen Salvatore Farina, der sich mit so viel Glück die eigene Welt geschaffen hat, in der er so behaglich zu Hause ist und in der er uns so behaglich mit einwohnen läßt, scheint unter den heutigen italienischen Städten am besten die Bedürfnisse der Gegenwart zu erkennen und zu befriedigen. Selbst der Fremde, der die Stadt nur ein paar Wochen besucht, empfindet das. Man hat in Mailand nicht die schweren classischen Vergangenheiten hinter sich, die die Florentiner Autoren wie kostbare unbequeme Schleppen sich nachziehen. Weiter als auf Alessandro Manzoni geht die mailändische Literatur nicht zurück. Es kommt den lombardischen Autoren auch bei der Sprache mehr auf inneres Leben als auf classische Eleganz und Richtigkeit an. Es fehlt ihnen auch trotz der noch so wohl erinnerlichen österreichischen Zeiten der unglückselige Neid auf deutsche Gelehrsamkeit, der das, was von Florenz aus über Michelangelo gedruckt in die Welt geht, zuweilen zu einer so unerfreulichen Lectüre macht. Wäre die neue Florentiner Vasariausgabe von Mailänder Gelehrten unternommen worden, so würde sie wahrscheinlich weniger beschämend für das Vaterland Michelangelo's ausgefallen sein.

Wir entnehmen Levi's ernstem und gedankenreichem Buche schließlich ein Urtheil über Camillo Boito's umstehend besprochenes, erstes Buch, das Seite 189 von ihm citirt wird: er nennt es „un volumetto gravido di pensieri e ispirato da un sentimento sereno e forte dell' arte".

B. K. F.

Literarische Rundschau.

Die Brüder Grimm.

Die Brüder Grimm. Von Albert Duncker. Mit einem Holzschnitte. Kassel, Ernst Hühn. 1884.

Willkommen, wie es zu jeder Zeit wäre, ist es das Duncker'sche Büchlein vornehmlich jetzt, wo sich, anknüpfend an den nahenden hundertjährigen Geburtstag dieser Beiden, in weiten Kreisen des Vaterlandes und darüber hinaus, wo immer Deutsche leben, eine Bewegung geltend macht, um in ihrer hessischen Vaterstadt Hanau den Brüdern Grimm ein Denkmal zu setzen. Hervorgegangen ist die kleine anspruchslose, aber dennoch ungemein anziehende und inhaltreiche Schrift aus einer Reihe von Vorträgen, welche der Verfasser, erster Bibliothekar der ständischen Landesbibliothek zu Cassel, daselbst gehalten hat und deren Ertrag zur Aufstellung der Marmorbüsten der Brüder an dieser Stätte ihrer frühesten und unvergessenen Thätigkeit bestimmt war. Nachdem dieser nächste Zweck in glücklicher Weise erreicht worden, werden die Vorträge, welche zuerst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" erschienen sind, in der gegenwärtigen Gestalt, als ein abgerundetes und in allen seinen Theilen harmonisch zusammenstimmendes Ganzes, auch dem entfernter Stehenden eine Anschauung der Beiden geben, von denen der Aufruf zu ihrem Denkmal so schön sagt, daß „ihr gewissenhafter Ernst, ihr prunkloses Wesen, ihre geistige Tiefe und ihr reiches Gemüth die edelsten Züge der deutschen Art zu einem ewig denkwürdigen Bilde brüderlicher Eintracht und volksthümlicher Wissenschaft" vereinige.

Wer möchte sich unterfangen, ein Lebenswerk vollständig und erschöpfend darzustellen, welches grundlegend auf dem Gebiete deutscher Alterthumskunde, und von unermeßlichem Einfluß auf allen anderen Gebieten deutscher Geistes- und Gemüthsbildung war? Wer möchte zu schildern unternehmen, was die Beiden für die Zukunft unseres Volkes thaten, indem sie den Sinn der Kinder für das deutsche Märchen aufschlossen und den Lehrern derselben neue Wege wiesen in ihrer Auffassung der deutschen Sprache, nicht als eines Gegenstandes bloß philologischer Forschung, sondern als der lebendigen Urkunde deutscher Geschichte und Poesie? Wer uns dieses einzige, wundersame Beispiel untrennbarer Gemeinschaft, die doch aus zwei mannigfach unterschiedenen Individualitäten besteht, deutlich machen will, der müßte zeigen, wie jede höchste Leistung zuletzt auf einer ähnlichen, wenn auch nicht immer äußerlich so sinnfälligen Vereinigung eindringender Verstandesschärfe und schöpferischer Kraft beruht und wie der Charakter des Schöpfers seinem Werke die eigentliche Dauer gibt. Die Lösung dieser Aufgabe erwartet ihre Zeit und ihren Mann, die beide kommen werden. Aber auch, wer das Leben der Brüder erzählt, schlicht und einfach, wie es sich zugetragen, hat Etwas vollbracht, was nicht ohne Wirkung und Eindruck bleiben kann. Denn dieser Lebenslauf Zweier, der fast wie einer erscheint, wenn wir ihn von Anfang bis Ende überblicken, erfüllt mit Ehrfurcht, erfreut, erhebt, tröstet und eifert zu all' jenen Tugenden an, deren Inbegriff die Treue ist — Pflichttreue, treue Liebe, treue Freundschaft, treue Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden; Treue, zu jedem Opfer bereit, wo es die Heiligkeit der Ueberzeugung, und zu jeder höchsten Geistesthat, wo es die Verherrlichung und Ehre des deutschen Namens gilt — Treue, die sich niemals überhebt, selbstlos

ihre Arbeit thut und in Demuth Unsterbliches schafft — zwei Männer, von stolzem Unabhängigkeitssinn und mit den Herzen von Kindern . . .

So standen sie: aus einem Schoß geboren
Und an derselben Muse Brust geneigt,
Zu einem Ziel in Wort und That verschworen,
Von einem Lorbeer freundlich überzweigt,
Von uns vereint besessen und verloren,
Zweimal begehrt und niemals fest erreicht,
Aus einem Guß zwei blanke Erzfiguren
Auf Thongestell, — die Hessen-Dioskuren.

Dies sang, 1840, als die Brüder zum zweiten Mal ihre Heimath verließen, um dauernd nicht wiederzukehren, Franz Dingelstedt, nicht zwei Jahre später er selber ein Ausgewanderter, dessen Herz, obwohl man auch ihm wehe genug gethan, nicht minder an Hessen hing bis zu seinem letzten Schlage. Nennt doch auch Herman Grimm unser Hessen das Land, „das vielleicht am reinsten in Deutschland von seinen Bewohnern geliebt wird" (Fünfzehn Essay's III, 299).

Es gereicht uns daher zur größten Befriedigung, daß die vorliegende Schrift, der erste Versuch, soviel wir wissen, einer eingehenderen Grimm-Biographie, gleichfalls von einem Hessen verfaßt ist, und noch dazu einem, der jetzt selbst an der Stelle steht, von welcher aus die Brüder einst ihren glorreichen Weg machten. Voll Pietät für ihr Andenken und zugleich ausgerüstet mit allen Vorkenntnissen und Hilfsmitteln, die für seinen Gegenstand nothwendig waren, hat Duncker mit äußerster Gewissenhaftigkeit die bereits ziemlich umfangreiche Grimm-Literatur, Briefwechsel u. s. w. benutzt und Manches hinzugefügt, was bisher noch nicht veröffentlicht war. Aber er hat sich nicht darauf beschränkt. Als Hesse, geborener Hanauer und seit Jahren heimisch in Cassel, fand er sich, wie kaum ein Anderer, in der Lage, jenen heimathlichen Zug in der Physiognomie der Brüder zu accentuiren, welcher für ihre Entwicklung so wichtig war, wie er es für ihr volles Verständniß immer bleiben wird. Seine liebevolle Schilderung versetzt uns in das alte Hanau, wie es war, als vor fast einem Jahrhundert die Brüder dort geboren wurden und in das alte Cassel, als sie dort die Kinder- und Hausmärchen schrieben, in einem Hause, welches noch heute „Das Märchenhaus" heißt und dessen Bild uns der dem Büchlein beigegebene hübsche Holzschnitt zeigt. So schauen uns aus dem Duncker'schen Buche diese Beiden mit den alten, lieben Gesichtern an, die wir so wohl kennen, aber mit jenem besondern Ausdruck von Herzlichkeit, welche sie bis zuletzt für ihr hessisches Heimathland bewahrten und Allem entgegenbrachten, was sie daran erinnerte. Ihren historisch angelegten Naturen war nichts so sehr entgegengesetzt, als was Jacob einmal das „bodenlose Meer der Allgemeinheit" genannt hat; und wie dieser in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" meint, es werde Niemanden, der ihn kenne, wundern, daß er von den Hessen ausführlicher darin handle, als dieses Buches ganzer Anlage gemäß erscheint, so sagt er auch in seiner Vertheidigungsschrift nach der Göttinger Entlassung: „Ich fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner hessischen Heimath zugewandt, selbst von ihren Mängeln und Gebrechen berührt." Aber stark und unauslöschlich wie das Stammesgefühl in ihnen war, hoch darüber stand Beiden doch jene „heißersehnte, uns allein Macht verleihende Einheit", deren endliche Verwirklichung sie von Preußen erhofften. Kamen sie sich anfänglich fremd vor in Berlin, so gewöhnten sie sich allmälig und gewannen die Stadt lieb, wohin ein hochherziger Monarch sie berufen, nachdem Hessen und Hannover sie von sich gestoßen, und wo noch immer der Geist Friedrich's weht, „der vor hundert Jahren Preußen erhoben". Hier starben sie, Wilhelm sieben und Jacob drei Jahre vor der Vereinigung des Kurfürstenthums mit der Monarchie Preußen, und hier sind sie begraben. Der Staub dieser beiden treuen Hessensöhne hat sich mit preußischer, mit Berlinischer Erde gemischt und uns andern Hessen dadurch die neue Heimath doppelt theuer gemacht, ohne daß wir darum der alten jemals vergäßen. J. R.

Roßbach und Jena.

Roßbach und Jena. Studien über die Zustände und das geistige Leben in der Preußischen Armee während der Uebergangszeit vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert, von C. Frhr. v. d. Goltz, Major im Generalstabe. Berlin, Mittler u. Sohn. 1883.

Während seit der Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten Hardenberg's die Historiker mit neuem Eifer den politischen Gründen nachforschen, die den Zusammensturz des preußischen Staates im Jahre 1806 veranlaßten, untersucht C. v. d. Goltz, den Lesern der „Rundschau" als einer unserer trefflichsten Militär-Schriftsteller wohl bekannt, in dem obigen Werke die militärischen Ursachen, welche das preußische Heer von dem Siege bei Roßbach zu der Niederlage von Jena und Auerstädt führten. Dabei hat sich Goltz nicht begnügt, nur die gedruckte Literatur, besonders Broschüren und Zeitschriften in seltener Vollständigkeit für seine Arbeit zu verwerthen; mit großem Fleiße, wenn auch natürlich den überaus reichen Stoff nicht erschöpfend, hat er das umfangreiche Actenmaterial des Geh. Staatsarchivs und des Kriegsarchivs im Generalstabe durchgearbeitet und daraus namentlich für die Geschichte der militärischen Reformbestrebungen unter König Friedrich Wilhelm II. und König Friedrich Wilhelm III. neue und werthvolle Ergebnisse gewonnen.

Nach einer Darstellung der Schlachten von Roßbach und Jena — die von Auerstädt ist seltsamer Weise ganz übergangen — schildert Goltz die Führer des preußischen Heeres von 1806 mit Ausschluß des Königs selbst und bekämpft die Ansichten über deren „Untüchtigkeit und zu hohes Alter", ohne doch, scheint es uns, die populären Anschauungen hierüber völlig widerlegen zu können. Vollkommen überzeugend ist dagegen im nächsten Abschnitt der Nachweis, daß die im Jahre 1806 geschlagene Armee nicht nur nicht schlechter, sondern in vielen Punkten selbst besser gewesen ist, als das Heer, mit welchem Friedrich bei Roßbach siegte; eine Ansicht, die übrigens von einsichtigen und vorurtheilslosen Männern, wie Lombard, schon 1807 geäußert wurde, die aber in dem allgemeinen Geschrei über den angeblichen Verfall und die verrotteten Zustände des preußischen Heeres unbeachtet verhallte. Was bei der Armee von 1806 an Mängeln und Fehlern hervortrat, — und wer kennt nicht die Klagen über den junkerhaften Hochmuth und die dünkelhafte Unwissenheit der Officiere, die Rohheit der Soldaten, das Prügelregiment u. s. w. — das Alles war bei der Armee Friedrich's ebenso oder noch schlimmer und kann eben darum nicht entscheidend gewesen sein[1]). Woher nun gleichwohl der glänzende Sieg bei Roßbach, bei Jena die schmähliche Niederlage? Die Ursache war, daß die preußische Armee von 1806, so trefflich exercirt, so vorzüglich disciplinirt, wie nur je unter dem großen Friedrich, seit einem halben Jahrhundert im Wesentlichen unverändert dieselbe geblieben war, während das französische Heer und die französische Kampfweise durch die Revolution und Napoleon eine Umwälzung erfahren hatten, wie sie vollständiger nicht gedacht werden kann. Dort Lineartaktik und Echelonangriff, Magazinverpflegung und Feldbäckereien, Kantonsystem und Ausländerwerbung: hier Tirailleurgefecht, Requisitionen, Conscription und Aushebung. Dazu kam bei der preußischen Armee in den Ansichten über Truppenführung das Ueberwiegen jener eigenthümlichen „geographisch-terrestrischen" Anschauung, vermöge deren keineswegs die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, sondern kunstvolles Manövriren zur Eroberung gewisser Punkte, als die Hauptsache im Kriege erschien. Mit vollem Recht bemerkt Goltz, daß dieser Aberglaube an die Bedeutung einzelner geographischer Punkte auch durch die Erfahrungen

[1]) Ganz übereinstimmend mit dieser Ansicht von Goltz schreibt Blücher in einem eigenhändigen Briefe an Kleist, 23. Juli 1806: „Unsere Armee ist gut, es herrscht die schönste Stimmung darin, und wenngleich auch manche Mängel bei uns sind, so waren diese bei Friedrich II. auch; das hinderte uns aber nicht, dem Feinde ins Gesicht zu treten und zu schlagen." (Ungedruckt, Kriegsarchiv.)

von 1806 und 1807 mit nichten beseitigt wurde; hat man doch noch bei dem Feldzugsplan von 1814 in dem verbündeten Heere nicht die Zertrümmerung des napoleonischen Heeres, sondern die Einnahme des Plateaus von Langres als Ziel ins Auge gefaßt. Diese Verirrung in den Ansichten über die Aufgaben der Strategie rührte wesentlich daher, daß man weniger die großangelegten Offensivfeldzüge Friedrich's in den ersten schlesischen Kriegen und in den Anfangsjahren des siebenjährigen Krieges, als die gekünstelte Defensivkriegführung des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zum Vorbild nahm. In dem König sah man einen Feldherrn, bei dem geniale Inspirationen die Erwägungen des Verstandes ersetzten: bei Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand erschien jede Bewegung fein ersonnen und wohl durchdacht und darum zur Nachahmung geeignet. So sank die große und freie Kunst des Krieges herab zur Militärmathematik und die Taktik vollends wurde als „ein Theil der angewandten Mathematik" behandelt. „Ein echter Stratege jener Periode," sagte Goltz sehr drastisch, „glaubte ohne Logarithmentabelle nicht mehr drei Mann über die Gosse führen zu können."

Das Merkwürdige ist nun — und dieser Abschnitt ist wohl der lehrreichste in dem gehaltvollen Werke unseres Verfassers — daß es unter den leitenden Persönlichkeiten des preußischen Heeres vor 1806 keineswegs an Männern gemangelt hat, welche die Nachtheile des preußischen Heerwesens im Vergleich zu dem französischen erkannt und die Nothwendigkeit einer Reform verkündet hätten. Schon unter Friedrich Wilhelm II. hat es an Versuchen und Bestrebungen in dieser Hinsicht nicht gefehlt: die Organisation wurde verbessert, die Lehranstalten erweitert, das wissenschaftliche Leben in der Armee gefördert, die geringe Zahl der leichten Truppen bedeutend vergrößert. Mit dem immer stärker hervortretenden Uebergewicht der französischen Militärmacht, so wenig sie in allen ihren Grundlagen und in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt wurde, wuchs dann in Preußen das Gefühl von der Unerläßlichkeit reformatorischer Maßregeln. Es gab in dem preußischen Heerwesen kaum einen wichtigeren Punkt, der nicht im ersten Jahrzehnt Friedrich Wilhelm's III. gründlichst erörtert und als reformbedürftig bezeichnet wäre. Die Verminderung der Ausländer und die Einrichtung von Landwehren oder Landmilizen, wie man damals sagte, die Hebung der materiellen Lage des Gemeinen und die Abschaffung der Prügelstrafe, die Aufhebung der adligen Vorrechte und die Zulassung der Bürgerlichen zu den Officiersstellen — alle diese und ähnliche Reformen, die erst nach 1807 ihre Verwirklichung finden sollten, sind schon damals von Einzelnen angeregt, von außerordentlichen Commissionen geprüft, verworfen, wieder aufgenommen und theilweise selbst zur Durchführung vorbereitet worden. Wie sehr irrt man überhaupt, wenn man die preußische Armee von 1806 in genußsüchtige Trägheit versunken und in dem selbstzufriedenen Wahne der eigenen Unübertrefflichkeit und Unbesiegbarkeit befangen darstellt! Aber freilich, so allgemein das Bedürfniß nach einer umfassenden Reform empfunden und so vielfache Versuche zu Besserungen im Einzelnen unternommen wurden: zu durchgreifenden Maßregeln konnte es bei dem Widerstreit der Meinungen und der Anhänglichkeit an die alten Ueberlieferungen um so weniger kommen, als einer ernstlichen Militärreform das ganze Gefüge des altpreußischen Staates hindernd im Wege stand. Wie konnte z. B., um nur Eines zu nennen, der Staat, dessen Unterthanen zu einem guten Drittel aus Polen bestanden, die allgemeine Wehrpflicht einführen? Erst der Alles vernichtende Zusammenbruch von 1806 und 1807 konnte den Raum für eine Reform schaffen, die dann das Ganze des Staatswesens ebenso wie jeden einzelnen Theil der militärischen Einrichtungen umfassen mußte.

In dem Ausbleiben dieser Reform, wie in der falschen Pietät gegen die nicht einmal immer richtig verstandenen Ansichten Friedrich's des Großen und in dem lähmenden Einwirken eines schwächlichen, von dem Anspannen aller Kräfte und dem Anwenden aller Hilfsmittel zurückhaltenden Zeitgeistes, erblickt Goltz die hauptsächlichsten Ursachen für den unglücklichen Ausgang des Krieges von 1806 und 1807.

Paul Bailleu.

Vatke's Leben und Schriften.

Wilhelm Vatke in seinem Leben und seinen Schriften von Heinrich Benecke. Bonn, Emil Strauß. 1883.

Das vorliegende Buch führt uns einen der Patriarchen der Berliner Universität vor Augen, der aus der philosophischen Glanzzeit des Jahrhunderts stammt, als der Berliner Sand durch die großen Philosophen und Theologen geweiht war „wie die Platanengänge Athens oder die Oelgärten Jerusalems". Viele werden sich in diese Interna des damaligen Facultätslebens gern einführen lassen; Manche werden finden, daß es für solche Veröffentlichungen noch „zu früh" sei. Leute wie Vatke's Gegner haben es gut; so lange sie ihre Schelmenstücke begehen, erfordert „die Collegialität" sie zu schonen; sind sie endlich unschädlich geworden, so muß man „Respect haben vor ihren grauen Haaren", und sind sie todt, so fallen die Nekrologe in die Zeit des „frisch aufgeworfenen Grabhügels", oder es heißt „de mortuis nil nisi bene", und vor Allem darf man „die Gefühle der Hinterbliebenen" nicht verletzen.

Der Verfasser hat wohl gethan, sich um diese Lehren der Weisheit und Tugend nicht allzuviel zu kümmern. Wir erfahren aus seinem Buche genau, welchen schwächlichen Rücksichten es zuzuschreiben ist, daß ein Mann von Vatke's wissenschaftlicher Bedeutung nie zu einer ordentlichen Professur und kaum zu dem theologischen Doctorgrade gelangen konnte; Neander schlug vor, Vatke in die philosophische Facultät abzuschieben, Hengstenberg rechnete ihn unter die „Vorzeichen des Endgerichts" und verschmähte auch das recht irdische Mittel nicht, Marheineke zu hinterbringen, wie Vatke über seine Bücher urtheile. So theilte Vatke das Schicksal seines Freundes David Friedrich Strauß, dessen zahlreiche Briefe einen sehr werthvollen Bestandtheil des Benecke'schen Buches bilden. Dennoch war Vatke eine durchaus maßhaltende, conservative Natur, und wie er politisch zu den Altliberalen gehörte, so war er auch theologisch allem Radicalismus abhold. Sein Unglück war nur, daß er dem Meister Hegel treu blieb, auch nachdem die verhätschelte Schule über Nacht zur verpönten geworden war.

Aber nicht nur seinem akademischen Fortkommen stand sein Hegelthum im Wege, sondern auch seine wissenschaftlichen Resultate sind nur langsam durchgedrungen, weil er hegelisch zu construiren schien, was doch thatsächlich Ergebniß genauer Untersuchung des vorliegenden Textes war. Indem Vatke die Resultate seiner Forschung einer großartigen Darstellung der Selbstentfaltung der Idee des Hebraismus einverleibte, hat er das, was an seiner „biblischen Theologie" neu und vor Allem werthvoll war, dem Auge versteckt. Er war einer der Ersten, die erkannten, daß die Thora jünger ist, als die Propheten; daß der Naturdienst der Ausgangspunkt auch der israelitischen Gottesverehrung war; daß die Tradition über Moses der Hauptsache nach ein sehr spätes Idealbild ist, und daß es ein Irrthum war, der hebräischen Literatur ein höheres Alter zuzuschreiben als der griechischen. So ist er der Urheber einer neuen Schule auf dem Gebiete alttestamentlicher Forschung geworden, deren Arbeiten heute die Würze und den Reiz der theologischen Studien bilden, ja innerhalb deren der wissenschaftliche Proceß zur Zeit fast allein verläuft.

o. β. **Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern.** Von Jacob Minor. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt (Rütten und Loening). 1883.

Selten ist unter den poetischen Modegattungen eine so üppig aufgeschossen und so plötzlich wieder abgeblüht, wie jene der Schicksalstragödie, welche in dem Jahrzehnt von 1815—1825 die deutsche Bühne beherrschte. Ihr Werden und ihr rasches Vergehen zu beobachten, wie es selbst in der ziemlich eigenwilligen und subjectiven Darstellung Minor's sich abzeichnet, ist lehrreich genug, und es kann anleiten, auch unsere Modegattungen von heute gering zu achten als Eintagswaare, die noch schneller vom literarischen Markte verschwinden wird, als die Erzeugnisse Ehren-Müllner's. Wie glaubten die Zeitgenossen an diese Schicksalstragöden, und wie spurlos ist er und seine ganze Gattung dahingegangen. Auch von seinem begabteren Vorgänger Zacharias Werner, dem Sohne Königsbergs, der als Rationalist und Freimaurer begann, um als Wiener Prediger im Stile des Abraham a Sancta Clara zu endigen, hat sich nichts lebendig erhalten, und das „Gewirre, Gepappel und Gerappel" dieser Stücke, mit Goethe zu reden, liegt uns heute klar vor Augen. Nur jene plötzlichen „Liebes-Blitze", welche in seinen Dramen Held und Heldin zu treffen pflegen, jenes sprachlos-selige Schwelgen im Anblicke des Geliebten ist, mit anderen Requisiten der romantischen Dramatik, auf der Bühne der Gegenwart conservirt worden, und wir haben den Vorzug, ihm, in den Schöpfungen Richard Wagner's, bei den Sentas und Elsas und Sieglinden wieder und wieder zu begegnen.

ρ. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Band VI. u. VII. Leipzig, Berlin u. Wien. F. A. Brockhaus. 1883, 1884.

Die beiden neuen Bände, welche seit unserer letzten Anzeige diesem großen Werke hinzugekommen sind, führen dasselbe in würdiger Weise fort und zeigen auf jeder Seite das ernste Bestreben der Herausgeber und Verleger, inhaltlich und technisch das Beste zu bieten, was auf dem encyklopädischen Gebiete geleistet werden kann. Der sechste Band enthält den wichtigen Artikel Elektricität mit seinen zahlreichen Unterabtheilungen, erläutert durch 3 Tafeln und 14 Abbildungen im Texte; ferner Europa mit physikalischer, ethnographischer, historischer, Bevölkerungs- u. politischer Uebersichtskarte, Fische mit 6 Tafeln (incl. künstliche Fischzucht), fleischfressende Pflanzen mit 1 Tafel ꝛc. Im siebenten Bande bemerken wir besonders Frankreich mit 2 Karten, Galvanismus, Galvanoplastik u. Galvanoskop mit 1 Tafel und 2 Textabbildungen, Gas und Gasapparate mit 2 Tafeln und 1 Textabbildung, Gehirn und Gehörorgane des Menschen, Gemüse, Geschütze, gleichfalls sehr copiös illustrirt. Mit dem achten Bande, dessen erste Lieferungen bereits vorliegen, wird das auf sechzehn Bände berechnete Unternehmen die Hälfte seines weiten Weges zurückgelegt haben und in etwa zwei Jahren dürfen wir hoffen, Brockhaus' Conversationslexikon in dieser neuen Auflage vollständig und zu unserm Gebrauch fertig vor uns zu sehen.

ρ. **Deutsche National-Litteratur.** Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch ꝛc. herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Dieses verdienstvolle Werk schreitet, unter der umsichtigen Leitung des Prof. Joseph Kürschner, rüstig vorwärts. Den früher erschienenen Heften, die wir an dieser Stelle mit Anerkennung besprochen haben, reiht sich eine stattliche Anzahl neuer an, welche wir hier in chronologischer Folge registriren: Erste schlesische Schule von Dr. H. Oesterley (4 Hefte), Gryphius' Werke von Prof. Dr. H. Palm (3 Hefte), Moscherosch's Gedichte Philander's von Sittenwaldt von Dr. F. Bobertag (4 Hefte), Zweite schlesische Schule von demselben (5 Hefte), Abraham a Santa Clara von demselben (4 Hefte), die Gegner der zweiten schlesischen Schule von L. Fulda (3 Hefte), Gottsched, Bodmer, u. Breitinger von Dr. Crüger (4 Hefte), Lessing's Werke von Dr. Robert Boxberger (11 Hefte), Lessing's Jugendfreunde von Dr. Jacob Minor (4 Hefte), Goethe's Gedichte von Prof. Dr. Heinr. Düntzer (7 Hefte), Goethe's Dramen von Prof. Dr. K. J. Schröer (5 Hefte), Schiller's Werke von Dr. Rob. Boxberger (5 Hefte), Bürger's Gedichte von A. Sauer (6 Hefte), Jean Paul's Werke von Dr. P. Nerrlich (3 Hefte), Hebel's Werke von Prof. Dr. O. Behaghel. Auch in den vorliegenden Lieferungen sind die Titelblätter, Widmungen, Porträts und Bilder der ersten Drucke vielfach reproducirt, wodurch der Reiz und Werth dieser Kürschner'schen Ausgaben für das große Publicum wesentlich erhöht wird.

ρ. **Haupt-Verzeichniß** von Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolai'schen Buchhandlung. (Borstell & Reimarus). Werke wissenschaftlicher Richtung. Abtheilung I. Berlin, 1884.

Wiederholt haben wir auf dieses bedeutende Institut aufmerksam gemacht, welches dem lesenden Publicum ein Lager von 600,000 Bänden zur Verfügung stellt. Der vorliegende Katalog umfaßt nur die Werke wissenschaftlicher Richtung, und zwar ausschließlich diejenigen, welche den Gebieten der Geschichte (mit ihren Nebenzweigen), der Biographie, Denkwürdigkeiten, Briefwechsel, Länder- und Völkerkunde angehören. Er enthält auf 116 Seiten 3248 Haupttitel von Werken, welche in je einem Exemplar zusammen die Summe von 30,586 Mark repräsentiren, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß die meisten der Werke in mehreren Exemplaren vorhanden sind. Der Katalog empfiehlt sich, ganz abgesehen von seinem nächsten Zweck, für Bücherfreunde, welche einen raschen Ueberblick über die neuere Literatur der bezeichneten Gebiete haben, oder Anschaffungen aus denselben zu herabgesetzten Preisen machen wollen; und die Benutzung wird wesentlich erleichtert durch ein Sachverzeichniß (XXV S.), welches dem eigentlichen Katalog vorangeht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bayreuther Festblätter in Wort und Bild. Gesammelte Beiträge deutscher, französischer, belgischer, spanischer etc. etc. Schriftsteller und Künstler mit Facsimiles aus den Original-Partituren Richard Wagner's. Zum Besten der Bayreuther Festspiele herausgegeben. München, Verlag der Autotype-Company.

Beisler. — Erna. Lyrisch-epischer Gedicht von Karl Rudolf Beisler. Essen und Leipzig, Alfred Silbermann.

Berlepsch's Reisebücher. — Der Gotthard-Führer. Ein Reisehandbuch für den Vierwaldstätter-See etc. etc. Dritte verbesserte Auflage besorgt von H. E. von Berlepsch. München, Expedition von Berlepsch's Reisebüchern.

Bradley. — Die Staatslehre des Aristoteles. Ein Essay von A. C. Bradley. Autorisirte Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin, R. Gaertner. 1884.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten. 116/120. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Büchner. — Der Fortschritt in Natur und Geschichte im Lichte der Darwin'schen Theorie. Ein Vortrag von Prof. Ludwig Büchner. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1884.

Cantoni. — Emanuele Kant per Carlo Cantoni. Volume terzo. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Davidsohn. — Vom Nordcap bis Tunis. Reisebriefe aus Norwegen, Italien und Nord-Afrika von Robert Davidsohn. Berlin, Freund & Jeckel 1884.

Ernstlieb. — Faust. Zweiter Theil. Dramatische Dichtung von Joseph Ernstlieb. Mannheim, J. Bensheimer.

Flach. — Glykerion. Eine pergamenische Novelle von Johannes Flach. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung. 1884.

Friedmann. — Das Haus Anjou. Drama in fünf Aufzügen von Adolph Friedmann. Wien, Wilhelm Frick. 1884.

Fulda. — Satura. Grillen und Schwänke von Ludwig Fulda. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Goebel. — Ueber tragische Schuld und Sühne. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des Dramas von Dr. Julius Goebel. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1884.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des deutschen Volkes bearbeitet von Dr. E. Götzinger. Zweite Auflage. Lfg. 2/6. Leipzig, Woldemar Urban. 1884.

Grad. — Ueber unsere Lage im Reichslande. Rede im Colmarer Dialekt von Charles Grad. Colmar, J. B. Jung & Comp. 1884.

Griselli. — Der blutige Oskar. Eine lehrreiche Geschichte in Versen von Carlo Griselli. Görlitz, Carl Oskar Geisler. 1884.

Hoffmeister. — Das patriotische Vermächtniß der vier großen deutschen Seher Jahn, Arndt, Fichte, Stein an die deutsche Nation. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hermann Hoffmeister. I. Band: Friedrich Ludwig Jahn. Berlin, E. Le Coutre. 1884.

Hugo. — Die Worte der Wala aus der Edda. Eine Erzählung von Heinrich Hugo. Erste Abtheilung. Leipzig, Gustav Fock. 1884.

Jaubert. — Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens (1835—1855). Von Madame C. Jaubert. Autorisirte Uebersetzung von Louise Welter. Paris und Leipzig, H. Le Soudier, 1884.

Kaiser und Reich. — Goldene Blätter aus den Thaten und Worten des Kaisers Wilhelm I. und seines Reichskanzlers des Fürsten Bismarck. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Kippenberg. — Esaias Tegnér. Von A. Kippenberg. Leipzig, B. G. Teubner. 1884.

Kolde. — Martin Luther. Eine Biographie von Theodor Kolde. 2. Lfg. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte. Heft 4: Die Thätigkeit der Belagerungs-Artillerie vor Paris im Kriege 1870/71 von Deines. Mit einem Plan von Paris mit Umgebung. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1884.

Kuntze. — Bilder aus dem Preußischen Littauen. Erinnerungsblätter an ein Volk, das einst groß und mächtig war, dessen Existenz aber jetzt nur noch eine Frage der Zeit ist. Von Aug. Kuntze. Rostock, Wilh. Werther. 1884.

Legrelle. — Louis XIV. et Strasbourg. Essai sur la politique de la France en Alsace d'après des documents officiels et inédits par A. Legrelle. Quatrième édition. Paris, L. Hachette & Comp. 1884.

Ludwig. — Reinhold Lenz, Lyrisches aus dem Nachlaß aufgefunden von Karl Ludwig. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung (Georg Rauck). 1884.

Nahlowsky. — Das Gefühlsleben. In seinen wesentlichen Erscheinungen und Bezügen dargestellt von Joseph W. Nahlowsky. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Otto. — Wunderglaube und Wirklichkeit. In Rücksicht auf seltsame Erscheinungen der Thierwelt sowie unerklärte Vorgänge im Menschenleben. Fabelhafte Gestalten des Wahns in Volksglauben, Sage und Dichtung. In Bildern und Schilderungen aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Franz Otto. Mit über 130 Abbildungen 2c. Leipzig und Berlin, Otto Spamer. 1884.

Pentzhorn. — Thomas Abbt. Ein Beitrag zu seiner Biographie. Inaugural-Dissertation von Edmund Pentzhorn. Berlin, Alex. Rose. 1884.

Pfleiderer. — Zum Wesen der Universität und ihrer Aufgabe als Hochschule. Von Prof. Dr. E. Pfleiderer. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1884.

Rethwisch. — Der Irrthum der Schwerkrafthypothese. Kritik und Reformthesen von Dr. Ernst Rethwisch. Zweite, vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Kiepert & von Bolschwing. 1884.

Ritter. — Aus der Gymnasialzeit. Humoresken von Alfred Ritter. Mit Illustrationen von E. Horstig. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Rubinstein. — Psychologisch-ästhetische Essays. Von Dr. Susanna Rubinstein. Zweite Folge. Mit dem Bildniß der Verfasserin. Heidelberg, Carl Winter. 1884.

Sammlung von Vorträgen. — Herausgegeben von W. Frommel und Friedrich Pfaff. XII. Heft 4/5: Wie das Siebengebirge entstand. Von A. von Lasaulx. Heft 6: Das Differenzgeschäft. Von Dr. D. Lahusen. Heft 7/9: Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Von C. G. Büttner. Heidelberg, Carl Winter. 1884.

Schulte. — Karl Friedrich Eichhorn. Sein Leben und Wirken nach seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mittheilungen von Angehörigen, Schriften, beschrieben von Dr. Joh. Friedrich von Schulte. Mit vielen ungedruckten Briefen von Eichhorn und an Eichhorn. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1884.

Schwalb. — Kritik der revidirten Lutherbibel von Moritz Schwalb, Dr. theol. Berlin, Walter & Apolant. 1884.

Thilo. — Die öffentlichen Lagerhäuser mit Warrant-Ausgabe und die Elevatoren in ihrer Bedeutung für Russland und namentlich Riga. Von Ernst Thilo. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow. 1884.

Ulpius. — Der Stammtisch. Humoreske von Ulpius. Mit Illustrationen von E. Horstig. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Viktor. — Sommer und Winter. Ein Roman in zwei Bänden von Max Viktor. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weilen. — Shakespeare's Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte von Alexander von Weilen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1884.

Wildberg. — Die Maid von Mirogh. — Sita. Zwei Dichtungen von Bodo Wildberg. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1884.

Wolff. — Heilung des Schreibkrampfes von Julius Wolff. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1884.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jhrg. 1884. 5. Heft. München, R. Oldenbourg. 1884.

Zeller. — Vorträge und Abhandlungen. Von Eduard Zeller. Dritte Sammlung. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1884.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XLI.

(October — November — December 1884.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchh. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchh. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Einundvierzigsten Bande (October — December 1884).

		Seite
I.	An unsere Leser	I
II.	Mutter und Tochter. Eine littauische Geschichte von **Ernst Wichert**	1
III.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt** I—III.	41
IV.	Charlotte Diede. Mit und nach ungedruckten Briefen. Von **Otto Hartwig**	68
V.	Delos. Von Professor **G. Hirschfeld**	107
VI.	Deutsche Colonialpolitik. Von **F. H. Geffcken**	120
VII.	Die Rathsmädel. Von **Helene Böhlau**	132
VIII.	Ein deutscher Freund Thomas Carlyle's. Joseph Neuberg	145
IX.	Politische Rundschau	153
X.	Dilthey's Einleitung in die Geisteswissenschaften	160
XI.	Pauli's Aufsätze zur englischen Geschichte	161
XII.	Herr von Stockmar und Ossip Schubin	162
XIII.	Literarische Notizen	163
XIV.	Bibliographie	164
XV.	Das Kind aus Asien. Novelle von **Wilhelm Berger** I—IV.	165
XVI.	Richard Lepsius. Eine biographische Skizze von **Georg Ebers**	184
XVII.	Grundlagen für die diätetische Erziehung. Von Dr. **Siegfried Wolffberg,** Docenten der Hygiene in Bonn	202
XVIII.	Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten. Von **Herman Grimm.** I/II.	216
XIX.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt.** IV—VI.	241
XX.	Von Eduard Mörike. Mitgetheilt von **Dr. Jakob Baechtold** in Zürich	269

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXI.	Fortuna. Roman von **Alexander Kielland.** I—V. . . .	285
XXII.	Politische Rundschau	315
XXIII.	Eine neue Biographie Heinrich's von Kleist	321
XXIV.	Literarische Notizen	323
XXV.	Bibliographie	324
XXVI.	Das Kind aus Asien. Novelle von **Wilhelm Berger.** V—VIII. (Schluß.)	325
XXVII.	Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten. Von **Herman Grimm.** III. (Schluß.)	342
XXVIII.	Erdbeben von Scio im Jahre 1881. Von **Otto Benndorf**	371
XXIX.	Die Stätten des Elends in London. Von Professor **G. M. Asher.** I—VI.	379
XXX.	Wilhelm von Humboldt. Von **K. Bruchmann**	400
XXXI.	Damals und Jetzt. Von **F. Max Müller**	414
XXXII.	Fortuna. Roman von **Alexander Kielland.** VI—VII. . .	424
XXXIII.	Karl Hillebrand. Von **Ludw. Bamberger**	443
XXXIV.	Friedrich Kapp	456
XXXV.	Politische Rundschau	460
XXXVI.	Scherer's Literaturgeschichte	466
XXXVII.	Neuere musikalische Literatur. Von **F. Gustav Jansen**	468
XXXVIII.	Weihnachtliche Rundschau	472
XXXIX.	Literarische Notizen	478
XL.	Bibliographie	482

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt der **elfte Jahrgang** der „Deutschen Rundschau".

Vor zehn Jahren, als wir unsern ersten Prospect veröffentlichten, versprachen wir, dem deutschen Publicum eine Zeitschrift zu geben, wie sie bis dahin in Deutschland nicht existirt hatte: eine Revue großen Stils, welche sich den ähnlichen Unternehmungen des Auslandes ebenbürtig an die Seite stellen könne. Wir erörterten damals die Gründe, aus welchen, nach unserer Ansicht, den früheren Versuchen dieser Art in Deutschland der gewünschte Erfolg nicht zu Theil geworden; und knüpften unsre Hoffnung auf ein besseres Gelingen vornehmlich an den großen und erhebenden Moment unsrer nationalen Wiedergeburt. Wir glaubten, daß in der politisch geeinten und ihrer dominirenden Weltstellung sich bewußten deutschen Nation sowohl das Bedürfniß, wie die Mittel und Kräfte vorhanden seien, um ein literarisches Organ von repräsentativer Bedeutung möglich zu machen — eine Zeitschrift, welche, dem hohen Stande der deutschen Bildung entsprechend, diese mehr als bisher auch literarisch zum Ausdruck bringe durch thunlichst gleichmäßige Berücksichtigung **aller** nationalen Interessen und die Mitarbeiterschaft ausgezeichneter, in ihren besondren Fächern maßgebender Persönlichkeiten. Uns schwebte das Beispiel Englands und Frankreichs vor, wo die Größen des öffentlichen Lebens und der Wissenschaft nicht verschmähen, neben den berühmten Dichtern und Erzählern zu den Gebildeten ihrer Nation zu sprechen und dadurch nicht nur der schönen Literatur als solcher die Gleichberechtigung unter den intellectuellen Factoren des Staates zugestehen, sondern auch den Ton der Unterhaltung selbst höher stimmen und ihr einen weiteren Umfang, einen reicheren Inhalt geben. Indem wir unserer Zeitschrift durchaus den literarischen Charakter zu verleihen beabsichtigten, erklärten wir doch in einem der obersten Sätze unsres Programms: daß wir die Zahl der **ausschließlich** literarischen Zeitschriften keineswegs zu vermehren gedächten, sondern unsre Aufgabe nur als erfüllt ansehen würden, wenn in der „Deutschen Rundschau",

mit strengem Ausschluß des Dilettantischen, neben der Dichtung, dem Roman und der Novelle, die Wissenschaft in allen ihren Zweigen gleichwerthig vertreten sei.

Viel verdankt, ohne Zweifel, die „Deutsche Rundschau" dem glücklich gewählten Zeitpunkt ihrer Begründung; nicht weniger aber auch, eben so sicher, dem Umstande, daß in ihr zum ersten Male die Elite der deutschen schönen Literatur mit der Elite der deutschen Wissenschaft zu gemeinsamer Arbeit sich verband, und heute, nach dem Verlauf von zehn Jahren, dürfen wir ohne jede Ueberhebung sagen,

daß die „Deutsche Rundschau" die Probe bestanden hat; daß sie fest steht in der öffentlichen Meinung unsres Volkes und zu einer anerkannten Institution des geistigen Lebens in Deutschland geworden ist.

Den Grundsätzen, welche sich in dem ersten Decennium unsres Bestehens also bewährt haben, werden wir auch im zweiten treu bleiben. Wir haben unsre Leser nie daran gewöhnt, große Versprechungen von uns zu hören; wir haben es immer vorgezogen, auf die thatsächliche Leistung hinzuweisen, und beschränken uns auch diesmal darauf, unter den, für die nächste Zeit in Aussicht genommenen Publicationen die folgenden hervorzuheben.

Im **elften Jahrgang** der „Deutschen Rundschau" werden erscheinen:

Ein neuer Roman von **Gottfried Keller.**
Ein neuer Roman von **Conrad Ferdinand Meyer.**
Ein neuer Roman von **Ossip Schubin.**
Ein neuer Roman von **Alexander L. Kielland.**
Eine neue Novelle von **Salvatore Farina.**

Ferner neue Novellen von **Wilhelm Berger, Hans Hoffmann** u. A.

Die Reiseliteratur wird vertreten sein durch

Persische Briefe von Dr. **Heinrich Brugsch;**
Paul Güßfeldt's „Reisen in den Andes von Chile und Argentinien" u. v. A.

Von Aufsätzen memoirenhaften Inhalts publiciren wir:

Prinz Louis Ferdinand. Nach bisher unbenutztem archivalischen Material. Von Dr. **Paul Bailleu.**

Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold. Mit zahlreichen bisher ungedruckten Briefen Heine's a. d. J. 1827—1854. Von Prof. Dr. **H. Hüffer.**

Von größeren historisch-politischen Arbeiten:

Die englische Politik unter dem Ministerium Gladstone. Von Prof. **J. H. Gerfken.**

Französische Reformgedanken im 18. Jahrhundert. Von Lady **Blennerhassett.**

Diesen Beiträgen schließen sich an:

Essays aus allen Gebieten der Wissenschaft, namentlich:
der Militärwissenschaft von Oberstlieutenant z. D. **C.** Freiherrn **von der Goltz;**
der Geographie, Länder- und Völkerkunde von Dr. **G. Nachtigal,** Dr. **Gerhard Rohlfs** und Prof. **Ratzel;**

der Finanzwissenschaft von Prof. **Richard von Kaufmann**;
der Naturwissenschaft von Prof. **Ernst Haeckel**, Prof. **Goltz**, Prof. **Victor Meyer**, Prof. **Kronecker**, Prof. **Ferdinand Cohn** u. A.;
der Philosophie von Prof. **Wundt**, Prof. **v. Gyzicki** u. A.;
der Sprachforschung von Prof. **Georg Ebers**, Prof. **H. Weber** u. A.;
der Archäologie von Prof. **G. Hirschfeld**, Prof. **F. X. Kraus** u. A.;
der Literaturgeschichte von Prof. **W. Scherer**, Dr. **Julian Schmidt**, Prof. **Erich Schmidt**, Dr. **O. Brahm**;
der Kunst und Kunstgeschichte von Prof. **Herman Grimm**;
der Musik und Musikgeschichte von Prof. **Ed. Hanslick** und Prof. **Philipp Spitta.**

Dem Theater widmet **Karl Frenzel** regelmäßige Berichte; die literarische Rundschau bespricht in kurzen kritischen Anzeigen alle wichtigeren neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur und die politische Rundschau gibt einen orientirenden Ueberblick über die Ereignisse des Monats, frei von jeder Parteirücksicht, lediglich vom nationalen Standpunkt.

Unser letztes Wort an dieser Stelle gelte den alten Freunden, die mit uns die Schwelle dieses zweiten Jahrzehnts überschreiten, und den neuen, die wir jenseits derselben zu finden hoffen!

Berlin, Ende September 1884.

Herausgeber und Verleger
der
„Deutschen Rundschau".

Gefälligst abzuschneiden und der nächstgelegenen Buchhandlung oder Postanstalt zu übersenden.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit:

1 **Deutsche Rundschau.** Herausgegeben von Julius Rodenberg. Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. XI. Jahrgang. Octoberheft und folgende.

(Preis pro Quartal 6 Mark.)

Ort und Wohnung: Name und Stand:

Mutter und Tochter.

Eine littauische Geschichte

von

Ernst Wichert.

In einem der ersten Kämpfe um den Besitz Böhmens im Sommer 1866 war mit vielen andern auch der Landwehrmann Jakubs Endratis gefallen.

Er war ein angesehener Wirth in dem littauischen Dorfe Aszpurtellen gewesen und hatte eine Wittwe und ein Töchterlein hinterlassen, das damals erst drei Jahre zählte.

Die Wirthschaft befand sich in ziemlich gutem Zustande. Endratis hatte, nicht lange nachdem er seiner Militärpflicht genügt, das elterliche Grundstück übernommen, seinen Geschwistern eine Abfindung, den beiden Alten aber ein reichliches Ausgedinge sicher gestellt. Diese Lasten drückten anfangs nicht gerade schwer, weil man sich gut vertrug, die Altsitzer am Tisch der Kinder aßen und die Geschwister „für die Zinsen" und andererseits gegen die üblichen Dienstleistungen im Hause unterhalten wurden. Die Schwiegertochter hatte etwas eingebracht und noch mehr zu erwarten, deshalb war sie wohlangesehen in der Familie. Bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit mochte sie auch wenig gerathen finden, ihrer Machtbefugnisse wegen Streit zu beginnen, zumal Jakubs zu seiner Länge von mehr als sechs Fuß auch das Kraftgefühl eines mit soldatischer Derbheit befehlenden Menschen besaß. Selbst von der Schwiegermutter erhielt Urte das Lob, daß sie sich in die Hausordnung immer zu fügen wisse.

Daß Urte freilich nicht ganz das sanfte Täubchen war, für das man sie so lange halten durfte, zeigte sich, als sie — fast drei Jahre nach der Hochzeit erst — Mutter geworden war. Sie schien auf dieses Ereigniß nur gewartet zu haben, um ganz unvermuthet mit großer Entschiedenheit als die Wirthin aufzutreten. Sie hatte die Schlüssel nicht ohne heftigen, eine Zeitlang selbst erbitterten Kampf behauptet. Auch war die Folge gewesen, daß die Altsitzer nur die vertragsmäßigen Leistungen beanspruchten, und zwei von den Geschwistern des Mannes abzogen.

„Nun bist Du erst der Wirth," hatte Urte zu ihrem Manne gesagt. Darin konnte sie Recht haben, aber er hatte auch eine Frau neben sich, die überall gefragt und gehört sein wollte.

Vielleicht wäre ihr's mit allen Mitteln, die einem jungen, hübschen und klugen Weibe zu Gebote stehen, doch nicht gelungen, seinen störrischen Sinn zu bändigen, wenn das Kind nicht geholfen hätte. Es blieb bei diesem einen. Jakubs war in seine kleine Madle völlig vernarrt und kannte gar kein größeres Vergnügen, als mit ihr wie mit einer Puppe zu spielen. Urte brauchte sie nur auf den Arm zu nehmen, um bei dem heftigsten Streit mindestens vor einem Zornausbruch sicher zu sein. Als das Kind gehen gelernt hatte, nahm sie es immer an die Hand, wenn sie irgend etwas Verdrießliches verhandeln mußte, und es schien, als ob ihr dann Niemand böse begegnen konnte. Es ließ sich aber auch wirklich nichts Niedlicheres sehen, als die kleine Madle mit dem flachsblonden Haar und den himmelblauen Augen, und als sie gar zu plaudern anfing und so komisch die Worte verdrehte, sah man in ihrer Nähe stets nur heitere Gesichter. Schickte die Mutter sie in die Altsitzerstube, um etwas zu bitten, so kam sie nie mit einer abschlägigen Antwort zurück. Als Jakubs in den Krieg mußte, wurde ihm der Abschied von Keinem so schwer, wie von Madle. Nicht Frau Urte, sondern Madle erhielt den letzten Kuß.

Die Todesnachricht erschütterte Urte keineswegs so tief, als der Herr Landrath vorausgesetzt haben mochte, da er eigens seinen Kreissecretär mit dem Brief zu ihr schickte, damit er ihr tröstend vorstelle, wie Endratis als tapferer Soldat für seinen König gestorben sei. Sie lamentirte zwar ein wenig, wie es einer jungen Wittwe in solchem Fall geziemte, aber sie weinte nicht. Erst als Madle die kleinen Arme um ihren Hals legte und nach dem Vater fragte, wurde sie weich. „Einen Vater hast Du nicht mehr, Du armes Kind," sagte sie, „aber Gott wird mich hoffentlich nicht verlassen, daß ich Dir helfe. Du bist nun mein Eins und Alles auf der Welt. Wenn Du mir bleibst, will ich nicht verzagen!"

Sie hatte sich ohne Jakubs sehr gut beholfen, und sie vermißte ihn auch jetzt wenig. Vielleicht am schmerzlichsten war ihr's, daß sie ihn nicht konnte feierlich begraben lassen. Nun sorgte sie wenigstens, daß in der Kirche an drei Sonntagen für ihn gebetet wurde, und sie saß selbst dabei dicht unter der Kanzel in ein schwarzes Kopftuch gehüllt und Madle auf dem Schoße haltend. Jedesmal steckte sie in die Armencasse an der Kirchenthür ein Geldstück, das schwer auf den Boden fiel. Erdmons Endratis erhielt die Sonntagskleider seines verstorbenen Sohnes, der Knecht und Hütejunge durften die schlechteren theilen; nur den Pelz, den sie selbst auf den Achseln und unten an den Aermeln mit rother Seide benäht hatte, und ein Paar hohe Stiefeln behielt sie zurück, zum Andenken oder um selbst davon Gebrauch zu machen. Sie war ja nun der Wirth.

So sollte es auch bleiben. Zwar stellte ihr Erdmons eindringlich vor, daß sie doch als eine so junge Frau nicht werde wirthschaften können und daher am klügsten ihm oder seinem zweiten Sohn das Grundstück abtrete. Aber Urte wollte davon nichts wissen. Sie zweifelte nicht, daß sie bald nicht besser als eine Magd im Hause angesehen sein würde, wenn sie das Regiment abgebe, und daß den Versprechungen Derer nicht um die Ecke zu trauen sei, die von ihrem Unglück meinten Nutzen ziehen zu können. Das Grundstück solle für Madle bleiben, sagte sie, die doch einmal heirathen werde. So sei am besten für das

Kind gesorgt. Bis dahin aber wollte sie's so gut verwalten, daß ihr künftiger Schwiegersohn zufrieden sein könne.

Dagegen war nun mit Gewalt nichts auszurichten. Wenn nur inzwischen Urte nicht ihren Sinn änderte! Eine so junge und hübsche Frau! Die heirathe wieder, das sei so der Lauf der Welt, und wer ihn anders erwarte, der schüttele Birnen vom Apfelbaum. Erdmons drang darauf, daß sie wenigstens gleich bei Gericht dem Kinde Haus und Hof verschreiben lasse, damit hinterher kein Irrthum sei; aber auch das lehnte sie mit aller Entschiedenheit ab. Sie wolle nicht bei ihrer unmündigen Tochter zu Gast sein. Jeden Abend dankte sie Gott, daß er sie nicht habe Wittwe werden lassen, ohne ihr ein Kind zu schenken. Madle war ihr Schutz und Schirm gegen alle Anfechtung ihres guten Rechts. So liebte sie das kleine Ding nur noch zärtlicher und hütete es ängstlich vor jedem Unfall. Hing doch an seinem Dasein ihr ganzes Lebensglück.

Das Trauerjahr war auch wirklich noch lange nicht um, als sich schon Bewerber meldeten. Es fehlte nicht im Dorf und in der Nachbarschaft an jüngeren Söhnen, die gern Wirthe geworden wären und nebenbei auch mit einer Wittwe vorlieb genommen hätten. Als gar erst der Krieg beendet war und die von den Fahnen entlassenen Soldaten heimkehrten, hätte Frau Urte die Auswahl unter den stattlichsten gehabt. Sogar der Josias Jackstalis, der wegen seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zum Unterofficier avancirt war, bewarb sich um ihre Hand. Sie schien aber nicht im Mindesten den Wunsch nach einer Veränderung zu haben, lehnte alle Anträge ab, ohne sich auch nur eine Stunde Bedenkzeit zu nehmen, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß sie überhaupt nicht daran denke, sich wieder zu verheirathen. Sie brauche keinen Mann in der Wirthschaft und wolle keinen Herrn über sich haben, da sie doch selbst befehlen könne. Madle solle auch keinen Stiefvater bekommen.

Ganz dieser Gesinnung gemäß lebte sie denn auch eingezogen, nur mit ihrem Hauswesen und ihrem Töchterchen beschäftigt. Nicht daß sie sich von dem Mannsvolk ängstlich fern gehalten hätte! Wie man sie aber auch beobachtete, Niemand konnte ihr nachsagen, daß sie jemals mit Blicken oder Worten ein freieres Benehmen herausgefordert hätte. Die Männer schienen ihr ganz gleichgültig zu sein. Man mußte wohl endlich daran glauben, daß sie ganz anders geartet sei, wie die Weibsleute sonst. Die habe kaltes Blut, hieß es nun, und ihre einzige Leidenschaft sei, Geld zusammenzusparen, damit Madle einmal eine reiche Frau werde. Nach einigen Jahren galt das für so sicher, daß man's aufgab, ihr gefallen zu wollen, und sie mit Anträgen nicht mehr belästigte.

Da sie nun so lange der Mann in Haus und Hof gewesen war, nahm auch ihr Wesen etwas Männliches an, ohne daß sie selbst die Veränderung bemerkte. Sie griff bei jeder Arbeit mit an, scheute kein Wetter. War sie als Mädchen zierlich, auch als Frau noch zart und schmächtig gewesen, so rundete sich ihre Gestalt jetzt sichtlich in den Schultern und Hüften aus, das Gesicht bräunte sich im Sommer und behielt auch im Winter ein derbgesundes Ansehen, die Kraft ihrer Arme setzte manchmal die Feldarbeiter in Erstaunen. Sie sprach wenig, selten mehr als das Nothwendige, immer in ernstem Ton und oft mit herrischem Ausdruck. Wer mit ihr zu thun hatte, wußte gleich, daß sich ihr

nichts abschmeicheln ließe. Guten Rath wies sie nicht von der Hand; wollte sich aber Einer in ihre Angelegenheiten einmischen, so fertigte sie ihn kurz und schneidig ab. Hatte sie eine Anordnung getroffen, so hielt sie mit Strenge darauf, daß sie auch ausgeführt wurde. Sie verstand so gut um einen Ochsen oder ein Pferd, als um ein Huhn zu handeln, das Geld ebenso festzuhalten, als zur rechten Zeit auszugeben. Sie sagte dem Ortsschulzen, wenn es sein mußte, grob die Wahrheit, und ließ von ihrem vermeinten Rechte nicht nach, auch wenn deshalb ein Proceß unvermeidlich wurde. Spaß verstand sie am wenigsten von Denen, die ihr am nächsten zu stehen meinten. Die Altsitzer fürchteten sie; was sie zu fordern hatten, erhielten sie pünktlich und nach genauem Maß, jede Ueberschreitung ihrer Befugnisse aber rügte sie rücksichtslos. Ihre Stimme nahm einen rauhen Klang an. Wenn sie im Herbst und Winter in ihres Mannes Schafspelz, die littauische Kappe über Kopf und Hals gezogen, auf dem Hof commandirte, konnte ein Fremder sie unbedenklich für den Wirth selbst halten.

So männlich sie aber auch auftrat, so wenig vernachlässigte sie sich doch als Frau. Im Hause ging sie stets aufs Sauberste gekleidet, die blaue Tuchjacke über der vollen Brust prall bis zum Halse zugehakt, das Kopftuch über dem glatten Haar zierlich im Nacken zusammengeknotet. Sie trug immer festes Schuhwerk und gab etwas auf ein hübsches buntgewebtes Schürzenband oder auf feine Stickerei des Hemdes. Sah man sie Sonntags in Kirchentoilette, so stach sie alle ihre Nachbarinnen aus. Nur eine Falte auf der Stirn, über den Augenbrauen aufsteigend, und der kalte Blick scheuchten auch dann zurück.

Madle erzog sie mit aller Sorgfalt. Gegen das Kind war sie am wenigsten streng, nur eine zärtliche Mutter erschien sie ihm jetzt nicht mehr. Von Liebkosungen hielt sie nichts. Freilich durfte Madle, die lang und dünn aufgeschossen war und viel kränkelte, nur über Kopfweh klagen oder einen schlechten Appetit verrathen, um sogleich zu Bett geschickt zu werden. Sie schalt selten, aber sie sah auch nicht durch die Finger. Eifersüchtig achtete sie darauf, daß sich nicht ein Anderer in des Kindes Herz schleiche, ihr selbst aber schien es doch nicht gegeben, sich durch herzliches Entgegenkommen Vertrauen zu erringen. Madle mochte das Gefühl haben, daß die Mutter immer mit ihr unzufrieden sei und ging ihr gern aus dem Wege.

Die Wahrheit zu sagen, sie war kein liebenswürdiges Kind. Sie hatte viel von dem störrischen Charakter ihres Vaters, dem sie auch äußerlich sehr ähnlich sah, bestand oft mit Eigensinn auf ihrem Stück und konnte Tage lang schmollen, wenn ihr etwas versagt wurde. Zudem hatte sie etwas Grüblerisches in ihrer Art, ließ sich schwer an eine Arbeit fesseln und saß am liebsten träumend unter den Birken im Garten, oder im Winter in dem Winkel hinter dem Ofen. In der Präcentorschule lernte sie fleißig, aber viel leichter faßte ihr Gedächtniß die Lieder, die sie von den Mägden singen hörte und die oft gar nicht für ihr Ohr taugten, oder die Märchen, mit denen die Großmutter sie zu sich lockte. Sie konnte wild sein, wie eine Katze, wenn sie sich gekränkt glaubte, und verschenkte ein ander Mal die Kleider vom Leibe, wenn ihr Mitleid erregt wurde. Den zottigen Hofhund, den Niemand wegen seiner Häßlichkeit leiden mochte, küßte sie zärtlich; den niedlichen Spitz aber, den ihre Mutter in der Stube hielt, weil er

reinlich und wachsam war, ärgerte sie auf jede Weise. Ihr Frühstücksbrot vertheilte sie unter die unverschämten Sperlinge, den Tauben ihr Futter zu streuen vergaß sie fast täglich. Mit den Kindern benachbarter Wirthe wußte sie nicht zu spielen, ein ortsarmes Mädchen aber, das reihum mit den Ueberbleibseln vom Mittagstisch beköstigt wurde, hatte sie in ihr Herz geschlossen. Sie war in frühester Jugend verwöhnt worden. Alles drehte sich um sie, wie es ihr scheinen mußte, und später hörte sie von allerhand Leuten oft genug, daß sie die Erbtochter sei und einmal werde thun und lassen können, was sie wolle, besonders in der Altsitzerstube. „Wenn Du einmal die Wirthin sein wirst, dann werden wir gute Tage haben — Du wirst nicht vergessen, wer Dein Vater war und woher das Grundstück stammt." Madle hatte ihre Mutter wohl lieb, konnte aber nicht recht an sie heran. Ihre kühle Art, ihre strenge Tüchtigkeit, ihr nüchternes Urtheil hielten sie in scheuer Entfernung. Mehr und mehr, je weiter sie heranwuchs. Sie war nun schon dreizehn Jahre alt geworden.

Frau Urte dachte nicht einmal darüber nach, was da etwa geschehen könne, das Verhältniß zu bessern. Es fiel ihr auch nie ein zu wünschen, daß ihr Mann noch leben möchte, oder daß sie einen andern Mann hätte, und doch konnte sie sich mitunter recht einsam fühlen. Das machte sie verdrießlich. Ihr mürrisches Wesen mußte Jeden abstoßen, der mit ihr zu thun hatte. Den übrigen Wirthsfrauen galt sie für stolz und übermüthig; sie wollte freilich deren Klagen über häuslichen Zwist und Quark der Kinder nicht geduldig und mitleidig anhören. Man nannte sie „die Böse". Darüber lachte sie freilich. Aber Freude, recht aus dem Herzen, hatte sie nicht einmal an ihrem Kinde. —

Nun geschah's, daß ein weitläufiger Verwandter von Mutterseite nach Aszpurtellen kam und sich bei ihr einführte. Jons Kalwis war ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren, benahm sich aber gesetzt wie ein Vierziger und hatte die zarte Gesichtsfarbe eines bleichsüchtigen Mädchens. Er trug den Kopf ein wenig gebückt und in die Schultern eingezogen; seine Bewegungen waren langsam, seine Sprache bedächtig, das Haar fiel ihm auf die Stirn. Wenn er aber die Augen unter der starkschattenden Knochenwölbung aufschlug, überraschte ein funkelndes Aufblitzen wie aus der Tiefe eines stillen Weihers. Er trug eine Jacke von feinstem blauen Tuch mit vielen kleinen Knöpfen besetzt, ein gelbseidenes Tuch lose um den Hals geschlängt und tief über der Brust geknotet, Beinkleider von schwarzem Sammet und einen Hut mit schmaler Krämpe weit aus der Stirn zurückgeschoben, wie die Stutzer unter den jungen wohlhabenderen Littauern; aber auf den ersten Blick mußte doch Jeder sehen, daß seine Gedanken von diesen äußerlichen Dingen weit abgewandt waren. Daß er ein sehr hübscher Mensch sei, schien er selbst gar nicht zu wissen, mindestens nicht zu beachten.

Er erzählte, daß er über einige Tausend Thaler zu verfügen habe und zusehen wolle, ob sich „etwas für ihn finde". Es eile ihm aber damit nicht; er sei eigentlich ein Landwirth und am liebsten ungebunden und mit seinen Büchern beschäftigt. Kaufe er sich an, so müßte es mitten unter den Littauern geschehen. Er meine, seinen Landsleuten wohl noch in seiner Weise nützlich sein zu können.

Es war Sommerzeit, als er kam. Die Klete neben dem Hause stand zu dieser Zeit leer, da die Vorräthe verbraucht waren. Schritt man von außen unter dem Laubendache einige Stufen hinauf, so kam man in ein ganz freundliches Stübchen mit weißen Holzwänden, das auch hell war, wenn die Thür offen stand. Urte stellte für Joas Kalwis dort ein Bett, einen kleinen Tisch und einen Stuhl hinein und forderte ihn auf, so lange zu bleiben, als es ihm gefiele. Das glaubte sie ihrer Verwandtschaft schuldig zu sein.

Die nächsten Tage sprach er wohl davon, daß er sich bald weiter in der Gegend umschauen wolle, dann aber nicht mehr. In seinem Stübchen war's kühl; schon früh gegen Mittag lag der Schatten des Vordaches über der Thür, dann konnte er auf der Treppe sitzen und dem Hühnervolk zusehen, das gegenüber am Hause entlang spazierte, den Boden aufkratzte oder sich unter dem Hollunder ein schattiges Plätzchen gegen den Sonnenbrand suchte. Die weißen und blauen Tauben gurrten über ihm auf der Stange, die aus einer Luke des flachen Daches hinausgesteckt war. Wenige Schritte nur hatte er bis zum Gärtchen, in das die Klete mit drei Seiten hineingebaut war. Dicht neben der Lattenthür stand ein Lindenbaum, dessen Blüthen jetzt würzig dufteten. Weiter am Zaun entlang strebten weißstämmige Birken auf und ließen von oben her ihr zierliches Geäste mit den feinen beweglichen Blättchen wie Vorhänge niederfallen. Hinter der Klete rankte an unregelmäßig gestellten Stangen Hopfen und faßte schon das Dach. Weiterhin standen einige Obstbäume, auf einem Beet neben dem Gange waren die Tulpen abgeblüht, aber Lilien, Mohn und Sonnenglanz knospten üppig. Ein Hinterpförtchen führte zum Bleichgarten, der sich sanft zum Bach absenkte. Mitten in denselben war eine Tonne gestellt und darüber von Ufer zu Ufer ein Brett gelegt. Auf der andern Seite setzte sich der Fußsteig nicht fort, aber es war über die freie Wiese nicht weit bis zum Kornfeld. Auf dem Rain blühten weiße Sternblumen und blaue Kornblumen, auch violette Glöckchen, und ein dichter Busch von Heckenrosen überragte sie alle. Jons Kalwis schien es ganz nach seinem Sinn zu finden, auf dem Bänkchen unter der Linde sitzend die Bienen zu beobachten, deren zwei Stöcke von Strohgeflecht nicht weit davon auf einem Gestell standen; oder dem Maulwurf aufzupassen, der quer über den Gang hin die Erde aufwühlte, oder Abends auf der Bleiche neben der angepflockten Leinwand zu liegen, vielleicht auch einmal eine Gießkanne mit Wasser aus dem Bach zu füllen. In der Brusttasche seiner blauen Jacke hatte er ein Büchelchen stecken, in das schrieb er mitunter etwas mit Bleistift. Sonst that er wenig, außer daß er einmal im Dorf herumspazierte, mit Kindern und alten Leuten sprach und die Weiden um den Brunnen oder die Storchnester auf den Dächern zählte. Das sagten ihm wenigstens die muthwilligen Mädchen nach, wenn er oft eine lange Weile auf demselben Fleck stand und ins Weite starrte. Sie rächten sich, weil er sie nicht beachtete.

Es zeigte sich bald, daß er zu den Frommen gehörte, die „Maldeningker" genannt werden. Am Sonntag ging er schon früh nach der eine halbe Stunde entfernten Kirche, ohne etwas gegessen zu haben. Während des Gottesdienstes kniete er fast ununterbrochen, sang die Lieder mit lauter Stimme und sah den Geistlichen bei der Predigt öfters mit lächelndem Gesicht an, wohl auch sanft

den Kopf wiegend, als ob ihm etwas bedenklich erschiene. Bei einem alten Manne erkundigte er sich, ob man mit dem Pfarrer zufrieden sei und ob die Maldeningker Zusammenkünfte hätten. Der Alte antwortete, sie seien früher zahlreicher gewesen, als der Schmied Walendszud noch lebte, der zu den Erweckten gehörte. Es waren da wohl noch zwei Frauen, die mitunter vom Geist ergriffen würden; die eine davon trinke aber viel Branntwein und die andere sei wiederholt wegen Beleidigung des Gendarms bestraft, sodaß der Herr Pfarrer schon von der Kanzel vor ihnen gewarnt habe. Dieser sei ein recht guter Mann, lege aber das Wort Gottes manchmal sonderbar aus, rauche auch Tabak und spiele Karten, woran Einige in der Gemeinde Aergerniß nähmen.

Jons Kalwis fastete auch Mittags. Erst gegen Abend holte er das Versäumte nach. Urte schüttelte den Kopf dazu und meinte, es könne doch keine Sünde sein, sich Sonntags zu rechter Zeit satt zu essen. Seine Mutter hätte ihn so gewöhnt, entgegnete er; sie sei eine sehr kluge und fromme Frau gewesen und habe gesagt, wenn man Gottes Gast sei, müsse man sich leiblicher Speise enthalten. Bis Sonnenuntergang warte er aber nicht. Denn die Tage seien kurz und lang, und Gott könne unmöglich mehr Enthaltsamkeit im Sommer als im Winter verlangen, sei seine Meinung. Das begründete er mit großem Ernst, als ob es sich um eine sehr wichtige Sache handle.

Nach Ablauf einer Woche sagte er zu Urte, die sich Abends zu ihm auf die Treppe vor der Klete gesetzt hatte und von grüner und rother Wolle einen Handschuh strickte: „Ich liege Dir nun schon lange genug zur Last und möchte nicht warten, bis Du mir mit spitzen Worten zu verstehen gibst, daß ich mich trotten könne. Es gefällt mir aber sehr gut hier, und wenn es auf meinen Wunsch ankäme, ginge ich so bald nicht fort, und vielleicht auch nie mehr. Deshalb will ich Dir einen Vorschlag machen. Gib mir auch ferner Wohnung, Bett und Kost und bestimme dafür ein Wochengeld, das ich Dir dann pünktlich zahlen will. Raum hast Du ja, und Deine Töpfe sind groß genug, daß daraus noch einer mitessen kann."

Er sah sie dabei bittend an, und Urte, die das Strickzeug in den Schoß gelegt hatte, nahm es rasch wieder auf und setzte die Nadeln in Bewegung.

„Willst Du in der Wirthschaft mitarbeiten?" fragte sie.

„Nicht als Knecht," antwortete er, „sondern wenn es sich so fügt, daß ich an einer Stelle helfen kann und die Arbeit mir nicht zu schwer ist. Dann magst Du mir dafür geben, was Du Anderen gibst, oder nach Deinem Gutdünken auch gar nichts. Ich will meine Zeit frei haben."

„Ich sehe nicht, daß Du sie zu etwas gebrauchst," sagte Urte lächelnd.

„Ich denke über vielerlei nach," erwiderte er, den Kopf ein wenig aufrichtend, „und dazu muß ich ungestört sein. Wenn ich als ein Deutscher geboren wäre, hätte ich vielleicht ein Studirter werden können. Ich habe aber ein Littauer bleiben wollen. Die Littauer sind gewohnt, immer die Deutschen für sich denken zu lassen; darum kommen sie mehr und mehr zurück. Es ist gut, wenn auch einmal einer von ihnen nachdenkt und sie belehrt. Wir haben nicht viele Bücher wie die Deutschen, aber die Bibel ist auch für uns Littauer, und aus der kann man viel lernen. Die Geistlichen legen sie in Vielem falsch aus, und das Meiste,

was darin steht, sagen sie uns gar nicht. Wer selbst lesen kann, der soll auch selbst denken, und wer selbst denkt, der soll's auch sagen, was ihm eingegeben ist. Derer sind freilich wenige; die aber sollen nicht fehlen."

Madle stand an den Pfosten des Vordaches gelehnt und hörte ihm mit halbgeöffnetem Munde zu. Das Garn, das sie wickeln sollte, hing ihr vom Arm herab und der Knäuel lag auf dem Boden. Seine sanft hingehauchten Worte und der schwärmerische Ausdruck seines Gesichts fesselten sie sichtlich. Sie war ihm schon in den vorigen Tagen viel nachgegangen, immer heimlich und hinter den Hecken und Büschen. Er war nicht wie die Andern. Er scherzte nicht mit ihr, neckte sie nicht, er beachtete sie nicht einmal sonderlich; wenn er sie aber einmal ansprach, war es ihr, als ob sie sich stramm aufrecht stellen und die Augen stillhalten müßte, daß sie nicht blinzelten. Was er ihr sagte, das erinnerte sie sich nicht, schon von einem Andern gehört zu haben, so einfach es klang. Es ging ihr meist stundenlang im Kopf herum, und ihre Gedanken konnten doch damit nicht fertig werden. Einmal, als sie in der Verlegenheit Blätter abriß und zu Boden warf, hatte er ihre Hand fortgezogen und gesagt: „Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen, aber Du sollst auch nicht die Werke Deines Gottes unnützlich verderben." Das fiel ihr seitdem stets ein, wenn sie eine Blume abpflücken wollte. Wozu sind aber die Blumen, wenn man sie nicht pflückt?

Nun war sie gespannt, wie ihre Mutter sich entscheiden würde. Und sie dachte im Stillen: „Die thut's nicht! Einen, der nicht arbeitet, kann sie nicht leiden. Bekomme ich selbst es nicht oft genug zu hören, daß ich träume?" Trotzig hob sich die Lippe. Aber Madle täuschte sich diesmal. „Wenn Du ein Kostgeld zahlst," sagte die Endratene, „so magst Du bleiben. Warum soll ich's einen von den Nachbarn verdienen lassen? Aber in meinem Hause darfst Du keine Versammlungen halten. Die Leute bringen mir zu viel Schmutz in die Stube, und ich will auch vom Herrn Pfarrer keine Verdrießlichkeit haben, denn in diesem Herbst geht die Madle bei ihm zum Unterricht. Wir wollen nicht auf ferne Zeit abmachen, sondern so lange es Dir gefällt, bleibst Du, und sobald ich andern Sinnes werde, sage ich Dir auf. Bist Du's zufrieden?"

Er reichte ihr die Hand. „Ich muß lachen," sagte Urte, „was Du für eine weiche Haut hast. Selbst Madle hat nicht so weiche Hände, und die thut doch wenig genug."

Das Mädchen steckte eiligst die Hände unter die Schürze und wurde blutroth im Gesicht.

Abends vor dem Schlafengehen küßte Madle ihre Mutter, was sonst nicht geschah. „Was willst Du?" fragte Urte.

„Ich will nichts," antwortete Madle und stieg ins Bett.

Nach einer Weile richtete sie sich wieder auf. „Wo wird aber Jons Kalwis im Winter schlafen?" fragte sie.

„Das laß Deine Sorge nicht sein," meinte Urte. „Wer weiß, ob er dann noch hier ist."

„Ja — wer weiß?"

„Du kannst bei ihm lernen, damit Du beim Herrn Pfarrer besser bestehst. Ich will's ihm sagen."

Madle warf sich auf die andre Seite. „Ich bin ganz dumm," sagte sie, „für so Einen ganz dumm. Sag's ihm lieber nicht." —

Am nächsten Tage schrieb Kalwis einen Brief. Madle holte für ihn Papier und Tinte aus dem Kramladen. Tinte war noch nie im Hause gewesen; nun ließ er sich gleich einen Vorrath kommen. Wie kann ein Mensch die ganze Flasche ausschreiben? dachte sie. Aber sie freute sich darüber, denn nun müsse er doch recht lange bleiben. Nach kurzer Zeit kam eine Holzkiste für ihn an. Sie war neugierig, was darin sein möchte, und blieb halb hinter der Treppe versteckt stehen, bis er sie öffnete. Unter Kleidern und Wäsche lagen Bücher, die Deckel sorgsam in Papier eingeschlagen. Er rief sie herein, öffnete eine littauische Bibel und ließ sie einige Verse lesen. Sie stotterte Anfangs vor Verlegenheit. „Was ist das für ein kleines Buch?" fragte sie und wies darauf.

„Darin sind viele von unsern Dainos gedruckt," belehrte er sie. „Links stehen sie littauisch und rechts deutsch. Der Pfarrer Rhesa hat sie gesammelt. Der ist nun schon sehr lange todt, und wenn er die Lieder nicht aufgeschrieben hätte, wären viele vielleicht schon vergessen."

Er schlug das Büchelchen auf und zeigte ihr's. „Das da ist lustig," sagte er. „Zwirblytes" war die Seite links überschrieben, und rechts stand: „Der Sperling". Der Vater geht mit dem Gewehr auf die Jagd, lauernd auf Wild. Er schießt — einen Sperling. Den fahren die Brüder auf einem Schlitten heim, die Schwestern pflücken ihn ab und tragen ihn auf, nachdem ihn die Mutter gebraten.

Es setzten sich die Gäste, sie setzten sich fest,
Verzehrten den Sperling, verschmausten ihn.

Indem sie den Sperling so schmausend verzehrten,
Ausleerten sie fröhlich zwei Fässer mit Clus.

„Das ist ein dummes Lied," rief Madle. „Wie kann der kleine Sperling für so viele Gäste ausreichen?"

„Man soll auch nicht denken, daß es wirklich einmal so geschehen ist," entgegnete er, „oder daß es so geschehen kann. Aber bei uns Littauern geschieht's noch so und das ist unser Verderb: den kleinsten Vorwand ergreifen wir, um unmäßig zu trinken. So klingen die Worte wohl spaßhaft, aber sie sind ganz ernst gemeint."

Sie hörte ihm aufmerksam zu, die Augen groß geöffnet und die kleinen scharfen Zähne auf die Unterlippe gesetzt. Als er geendet hatte, blickte sie noch einmal rasch und ängstlich über die Seite hin und sagte: „Es ist doch kein dummes Lied."

Er hatte noch mehr Bücher. Sie wurden alle auf ein Brett über dem Bett gestellt. Madle wischte an jedem Morgen, wenn sie das Stübchen ausfegte, sorgfältig den Staub von denselben. Oft, wenn sie an der halboffenen Thür vorbei nach dem Garten oder der Bleiche ging, sah sie Kalwis hinter dem Tisch sitzen und in der Bibel lesen. Gewöhnlich hatte er dann auch die Feder in der Hand und schrieb von Zeit zu Zeit etwas auf ein Blatt oder in sein Taschenbuch. Glaubte sie

sich unbemerkt, so versteckte sie sich hinter der großen Wassertonne und sah ihm unverwandt zu. Es war ihr offenbar eine ganz wunderbare Erscheinung, daß Einer nur immer las und schrieb und nachdachte. Sie wußte es so einzurichten, daß sie ihm begegnen mußte, wenn er im Garten auf- und abging. Oefters rief er sie dann freundlich an, faßte sie bei der Hand und nahm sie mit sich. Immer brachte er das Gespräch gleich auf einen ernsten Gegenstand, fragte, was sie in der Schule gelernt hätte, und gab dazu seine eigene Erklärung, die freilich meist nicht leicht zu verstehen war. Als Madle zum Pfarrer in die Lehre ging, paßte er noch mehr auf. Es schien ihm, daß der Pfarrer auf die Wunder nicht genügendes Gewicht legte. Mitunter zerbrach er sich den Kopf über gar seltsame Dinge, zum Beispiel: was für eine Art Flügel die Engel hätten, und ob nur die Geister der verstorbenen Kinder beflügelt wären, oder auch die der Erwachsenen, und ob im Paradiese nicht nur Blumen blühten, sondern auch Früchte reiften, obschon die seligen Geister keiner leiblichen Nahrung bedürften. Er meinte, in der Bibel müßte man auf alle Fragen Antwort finden.

Madle hörte ihm immer staunend zu. Alles, was aus seinem Munde kam, klang ihr wie eine Offenbarung. Sie mußte laut aus seinen Büchern vorlesen. „Du machst mir das Kind gar zu gelehrt," schalt Urte. „Sieh nur, wie Madle den Kopf hängt, als ob er ihr viel zu schwer sei, und immer mit wachen Augen träumt. Kein Pfund Fleisch hat sie auf dem Leibe. Die Nachbarn müssen glauben, ich lasse sie hungern, aber man kann's ihr doch mit Schlägen nicht eintreiben. Rede ihr zu, daß sie tüchtig ißt und trinkt, sonst wird sie von allen Einsegnungskindern am schlechtesten aussehen."

Freilich war Madle spindeldürr und hielt sich nicht einmal gerade. An den langen Armen standen die Ellenbogen weit vor, und die knochigen Schultern zogen sich nach der engen Brust hin zusammen. Ihr Gesicht war mager und bleich, die Nase zu spitz, der Mund zu groß. Neben ihrer Mutter durfte sie sich gar nicht sehen lassen. An der war alles fest und rund und voll Wohlgestalt. Madle ging auch nicht gern neben ihr über die Dorfstraße.

Uebrigens war Frau Urte mit ihrem Kostgänger sehr zufrieden. Jons hatte in Allem Wort gehalten. Er ging nicht ins Wirthshaus, trank auch zu Hause keinen Branntwein, lief den Mägden nicht nach und benahm sich immer gegen die Wirthin ehrerbietig. Urte machte sich aus seinen Grübeleien und nachdenklichen Betrachtungen wenig, sagte wohl auch einmal gerade heraus, daß sie es für Thorheit hielte, die Gedanken auf so etwas zu richten. Aber es war ihr doch allemal lieb, ihn von Anderen loben zu hören, daß er ein ganz besonderer Mensch sei. Ganz unmerklich gewöhnte sie sich so an ihn, daß ihr schon etwas fehlte, wenn er einmal über Mittag ausblieb oder Abends aus einer Versammlung erst spät nach Hause kam. Recht mütterlich nahm sie sich seiner an, wo er weiblicher Hilfe bedurfte. Seine Wäsche fand er immer aufs Sauberste besorgt, und ehe er selbst noch bemerkte, daß an seinen Kleidern eine Naht aufgetrennt oder ein Loch eingerissen war, hatte sie den Schaden schon beseitigt. Wenn er in seinen Büchern studirte, durfte in der Nähe der Klete kein lautes Wort gesprochen werden; griff er bei der Feldarbeit mit an, so suchte sie ihm das leichteste Geschäft aus. Jons Kalwis war der einzige Mensch, mit dem sie

sich auf die Dauer gut vertragen konnte. Wenn sonst einer seine Hände so geschont und sich in allem Praktischen so unselbständig bewiesen hätte, würde sie ihn über die Achseln angesehen haben; Kalwis aber war ein „Gelehrter". So einer durfte in Allem eine Ausnahme machen, und man mußte Respect vor ihm haben.

Als im Herbst die Tage kurz und kühl wurden, hielt Kalwis sich viel in der Stube auf, die der große Kachelofen angenehm durchwärmte. In der Klete stand wohl noch sein Bett und sein kleiner Tisch, aber der Raum rundum wurde immer mehr verengt durch die sich anhäufenden Wintervorräthe. Die Endratene hatte schon auf den Boden gebracht, was sich irgend dort unterbringen ließ; gegen einen Andern hätte sie sicher nicht so viel Rücksicht genommen. Zu unbequem aber durfte sie sich die Wirthschaft nicht machen.

Es wurde ihr offenbar nicht leicht, an eine Aenderung dieses freundlichen Verhältnisses zu denken. Aber wie ließ es sich auf die Dauer erhalten?

Eines Tages gegen Ende October, als der erste Schnee fiel und sie am Webstuhl arbeitete, während Jons Kalwis nicht weit von ihr auf der Bank am Fenster saß und in einem littauischen Blatte las, hielt sie das Weberschiffchen an, obschon die Fäden sich nicht verknotet hatten, wandte das Gesicht gegen das Fenster und sagte: „Wir bekommen in diesem Jahr einen frühen Winter."

„Es fällt manchmal schon im September Schnee," antwortete er, „aber er schmilzt bald."

„Weil dann noch nicht seine Zeit ist," meinte sie. „Die Krähen kommen auch schon in Scharen aus den Wäldern, und die Gänse, die ich zum Räuchern geschlachtet habe, hatten weiße Brustknochen."

Gegen diese Zeichen war nichts zu erinnern. Er schwieg deshalb und sah zum Fenster hinaus, wie die großen Flocken sich langsam vorübersenkten und auf der Dornhecke liegen blieben.

Auch Urte schwieg eine Weile, setzte aber ihre Arbeit nicht fort, sondern drehte die Spule im Weberschiffchen mit spielender Hand. „Du wirst in der Klete nicht mehr lange schlafen können, Jons," sagte sie dann. Es klang, als ob sie etwas ganz Selbstverständliches sagte.

Er wendete sich schnell zurück und sah sie einen Augenblick wie überrascht an. „Es friert ja noch nicht so stark," meinte er.

„Ich kann auch die Klete nicht länger entbehren," fuhr sie fort. „Hier im Hause aber habe ich keine Stelle für Dich. Die Kammer für den Knecht reicht nicht für zwei aus, und es könnte Dir da auch nicht gefallen, wie Du bist. Suche Dir also eine andere Wohnung."

„Du kündigst mir?"

„Es kann nicht anders sein."

Kalwis legte das Blatt fort und stand auf. „Ich habe gar nicht mehr daran gedacht," sagte er, stellte sich wieder mit dem Gesicht gegen das Fenster und sah dem Spiel der Schneeflocken zu, die jetzt vom Winde umgewirbelt wurden. Hinter sich hörte er nun wieder das Knarren und Klappern des Webstuhls. Urte schien das Versäumte einbringen zu wollen.

Vielleicht eine Viertelstunde ging so hin. Endlich trat er hinter die Frau und legte die Hand auf ihre Schulter. Sie zuckte ein wenig, setzte aber die Arbeit fort. „Willst Du hören, was ich Dir zu sagen habe?“ fragte er.

„Warum nicht?“ antwortete sie. „Hören soll man Alles.“ Sie legte das Schiffchen aufs Garn.

„Ich habe mir's überlegt,“ sagte er mit großer Ruhe, „es ist für mich am Besten, wenn ich heirathe.“

Er konnte nicht bemerken, daß Urte die Augenbrauen aufzog und die Lippen zusammenkniff.

„Ich brauche eine Frau,“ fuhr er fort, „die für mich sorgt und es in Allem gut mit mir meint. Wenn ich hier hätte bleiben können, wär's so eilig gerade nicht gewesen. Aber was soll ich unter Fremden anfangen? Und für so Einen, der nicht die bestimmte Arbeit übernimmt, ist auch nirgends Platz.“

„Du bist auch in den Jahren,“ sagte Urte und beugte sich über den Baum, als ob sie das Gewebe näher in Augenschein nehmen müßte. „Aber was meinst Du für eine Frau zu bekommen, wenn Du Losmann bist? Deine Zinsen reichen nicht so weit, daß Du davon mit Weib und Kind leben kannst.“

„Das ist richtig.“

„Willst Du also ein Grundstück kaufen?“

„Das thät' ich nicht gern. Ich verstehe nicht zu wirthschaften.“

„Deine Frau könnt's aber verstehen. Es gibt Wirthstöchter genug, die Dich nicht abweisen möchten.“

„Ob sie aber für mich passen . . .“

„Für solche Leute, wie Du bist, ist's immer ein Wagniß.“

„Sonst wohl,“ sagte er verlegen lächelnd; „aber wenn die Frau . . .“ Und nach kurzem Zögern: „ich weiß eine Frau, die ganz für mich paßt, aber ich weiß nicht, ob sie mich nehmen möchte.“

Urte sah sich überrascht um. „So weit bist Du schon?“ fragte sie. „Hast wohl gar schon einen Freiersmann geworben?“

„Ich bin mein eigener Freiersmann,“ antwortete er, um die Bank, auf der sie saß, herumtretend und sich an den Pfosten des Webstuhls lehnend. „Wenn ich kein Glück habe, so soll's auch kein Anderer wissen, als ich und die Frau, die mich nicht mag. Du bist die Frau, Urte, die ich im Sinn habe.“

Sie schlug eine helle Lache auf. „Ich bin's? Um mich willst Du freien? Das ist närrisch!“

Jons blieb ganz ruhig. Kaum rückte die Schulter ein wenig am Pfosten. „Weshalb nennst Du das närrisch?“ fragte er.

„Ich bin zehn Jahre älter als Du,“ sagte sie, noch immer lachend.

„Aber Du bist nicht zu alt.“

„So bist Du zu jung.“

„Auf die Jahre kommt's wenig an, Urte.“

„Warte noch drei oder vier Jahre, so kannst Du meine Tochter heirathen.“

„Deine Tochter wär' keine Frau für mich, Urte.“

„Warum nicht? Sie wird einmal das Grundstück haben.“

„Das laß ich ihr gern.“

„Du brauchst Dir auch nicht eine Wittwe auszusuchen, Jons."

„Du bist mir aber gerade recht," versicherte er. „Ich kenne mich gut genug, und so unerfahren bin ich nicht, daß ich nicht weiß, was eine junge Frau von ihrem Mann fordert und was sie ihm leistet. Ich brauche eine gesetzte und verständige Frau, die selbständig ist und in der Wirthschaft Alles für mich bedenkt und nicht viel fragt, sondern schafft. Für Andere mag etwas Anderes besser sein. Ich aber muß eine Frau haben, die ihren eigenen starken Willen hat, das Haus in Ordnung hält und mit den Leuten zu verkehren weiß, wie es auch zu meinem Vortheil ist. Nun hab' ich aber die ganze Zeit gesehen, daß Du eine solche Frau bist. Und hast mich auch immer gut und freundlich behandelt und wohl gelitten. Als Losmann kann ich nicht bleiben. Aber wenn Du mich heiratheſt, so ist da kein Hinderniß mehr. Was ich Dir einbringe, weißt Du. Es mag auch verschrieben werden, daß Madle das Grundstück erhält. Ich habe das Kind lieb und will ihm wahrlich kein Unrecht thun. Darum weiß ich nicht, was Du dagegen haben kannst, wenn ich Dir sonst nicht zuwider bin."

Urte musterte die schlanke Gestalt und das feine Gesicht mit wohlgefälligen Blicken. Sie lachte schon lange nicht mehr. „Du bist mir nicht zuwider," entgegnete sie, „aber, ich will nicht heirathen — es taugt nicht für mich. Hätt' ich's wollen, ich hätt' auf Dich nicht zu warten brauchen."

„Das weiß ich wohl," sagte er, „aber bedenke auch, daß sich in einigen Jahren viel geändert haben kann. Jetzt ist Madle noch ein Kind; aber wie lange dauert's, dann wird sie geheirathet haben, und Du bist dann ganz einsam auf der Welt. Thust Du mir Gutes, so hast Du auch wieder Gutes von mir zu erwarten. Weise mich also nicht ab."

Urte schaute nachdenklich in ihren Schoß hinab. Ihre Brust hob und senkte sich beweglicher. Das Blut stieg ihr in die Wangen, und der Fuß setzte sich unwillkürlich auf den Trittbalken, so daß sich die Geschirre am Webstuhl knarrend verschoben. Nicht ganz leicht schien es ihr einen Entschluß zu fassen, und es klang nicht durchaus entschlossen, als sie ihm dann zurief: „Schlag Dir's aus dem Sinn, Jons, es ist Thorheit. Ich will nicht heirathen."

Sie streckte dabei die Hand aus und schob ihn fort. Aber er gab nicht willig nach, sondern ergriff ihren Arm am Gelenk und hielt ihn fest. Das wollte sie nun wieder nicht leiden, und so entstand ein leichtes Ringen, das beide mit Lachen begleiteten. Urte brauchte wohl nicht ihre volle Kraft, sonst hätte sie schnell obgesiegt. Plötzlich ließ er sie aber los. Denn gerade jetzt öffnete sich die Thür vom Flur her und Madle trat ein. Sie kam vom Pfarrer und war ganz weiß eingeschneit. Erschreckt blieb sie stehen und starrte auf die Beiden, wie auf eine ganz wundersame Erscheinung hin. War das ihre Mutter — war das Jons Kalwis? Ihr schmales Gesicht wurde so weiß, wie der Schnee auf ihrem Kopftuch. Aber die Augen flammten fast zornig. Jons war schon lange ans Fenster getreten, um das Blatt wieder aufzunehmen, als sie noch immer unbeweglich stand.

Urte sah nach ihr um. Sie merkte wohl, daß Madle überrascht war und sich den Vorgang nicht reimen konnte. Es widerstand aber ihrer stolzen Art, mit irgend einem Scherzwort darüber hinzugehen, das wie eine Entschuldigung

hätte klingen können. Was brauchte sie sich bei dem Kinde zu entschuldigen? Sie sagte daher nur mit rauher Stimme: „Was bringst Du all den Schnee in die Stube, Madle? Du hättest Dich wohl auch draußen abklopfen können.“ Dann griff sie nach dem Webeschiffchen, schlug den Faden fest an und war gleich wieder eifrig bei der Arbeit. Als sie nach einer Weile aufstand, um nach dem Mittagessen zu sehen, hätte Niemand an ihr das geringste Auffällige bemerken können. Sie war, wie sie immer war.

Madle aber hielt sich den ganzen Nachmittag über scheu in der Ecke. Ihrer Mutter antwortete sie unfreundlich und Kalwis kehrte sie den Rücken zu, wenn er sie ansprach. Eigensinnig weigerte sie sich, mit ihm in der Bibel zu lesen, oder ihm zu berichten, was der Pfarrer heut vorgebracht hatte. Als er sie, wie er sonst öfters im scherzhaften Verkehr that, bei den Schultern faßte, wehrte sie ihn unartig ab. „Was fehlt Dir denn heute, Kind?“ fragte er, wirklich verwundert. „Nichts — gar nichts,“ sagte sie trotzig. „Es soll mich keiner behandeln wie ein Kind.“ Er lachte sie gutmüthig aus.

Am folgenden Tage und am nächsten beobachtete Madle mit lauerndem Blick ihre Mutter und Kalwis. Wußte sie die Beiden allein, so klinkte sie ganz plötzlich und mit Geräusch die Thür auf, sah in die Stube und zog sich gleich wieder zurück. Ein andermal, wenn die Thür offen stand, schlich sie auf den Zehen herein und hinter den Ofen oder das große Himmelbett mit dem blaugestrichenen Aufsatz und den rothbunten Vorhängen. Es war eine merkwürdige Unruhe in ihr. Allerhand Arbeit nahm sie auf, um sie gleich wieder bei Seite zu werfen. Dem Hund kniff sie die Ohren und trat sie die Pfoten, daß er heulend ein Versteck suchte. „Warum quälst Du das Thier?“ fragte Kalwis mit sanftem Vorwurf. „Weil ich's nicht leiden kann,“ antwortete sie bitter. „Ich kann auch manchen Andern nicht leiden.“

Jons fand doch noch Gelegenheit, mit Urte wiederholt unter vier Augen zu sprechen, und immer brachte er das Gespräch gleich wieder auf seinen Antrag. Ihr Widerspruch wurde immer kleinlauter; sie ließ sich schon darauf ein, das Einzelne zu erwägen, das sich würde verändern müssen, scherzte über ihre Stirnrunzeln und wurde roth, wenn er sie eine hübsche Frau nannte. Am nächsten Sonntag fuhren sie zusammen nach der Kirche; dabei mochte denn wohl das letzte Wort gesprochen sein. Beim Mittagessen verhielten sie sich schweigend, und gegen Abend wurde eine Tonne Bier aufgelegt, Knecht und Magd ausgeschickt, um die Nachbarn zu einem Schmause einzuladen. Das war etwas ganz Seltsames, und keiner blieb aus. Die Endratene stellte Jons Kalwis als ihren künftigen Mann vor. Darüber war wohl nicht viel Verwunderns. Natürlich konnte Kalwis keine bessere Frau bekommen und Urte keinen besseren Mann. Das Bier schmeckte sehr gut, und man ruhte nicht eher, bis zu Ehren des Brautpaars auch der letzte Krug ausgezapft war.

In diesem Trubel und Jubel wurde kaum bemerkt, daß Madle fehlte. Wer sich um sie kümmerte, meinte, daß sie in eine Kammer schlafen gegangen sei. Sie war aber nicht schlafen gegangen, sondern trieb sich, trotz des eisigen Herbstwetters, auf der Landstraße umher. Urte hatte, ehe noch die Gäste kamen, ihr die große Neuigkeit einzuschmeicheln gesucht. Madle war gleich aus der

Stube hinausgestürmt. Sie lief wie eine wilde Katze durch den Garten, über die Bleiche, über den Steg, über das Stoppelfeld in den Wald hinein. Dort erst merkte sie, daß ihr der Hofhund gefolgt war. Sie trieb ihn mit Scheltworten zurück, aber er war diesmal ungehorsam und zeigte ihr immer wieder in kurzer Entfernung seine leuchtenden Augen. Nun rief sie ihn an, legte den Arm um seinen Hals, küßte ihn zärtlich und weinte schluchzend, indem sie ihr heißes Gesicht in sein feuchtkaltes Zottelhaar drückte. Er schien nicht daraus klug zu werden, lief wie toll im Kreise umher und wühlte bellend das gelbe Laub auf, daß es hinter ihm gegen die Baumäste spritzte, auf denen der Schnee liegen geblieben war und nun gespenstisch flimmerte. Madle hielt's nicht lange im Walde aus. Ihre Phantasie fing zu arbeiten an. Eine Steineiche stand noch mit grünem Blätterschmuck da. Ihr kam eine Daina nicht aus dem Sinn, in der ein verwaister Knabe den Eichbaum umfaßt und ihn flehentlich bittet, sich in seinen Vater zu verwandeln.

Werden diese grünen Aeste
Nicht zu weißen Händen werden?
Diese grünen Blätter
Nicht zu Worten der Liebe?

Ach, ich Armer ging von hinnen,
Weinte bittre Thränen.
Nicht verwandelte der Eichbaum
Sich in meinen Vater,

Nicht die grünen Aeste
Sich in weiße Hände,
Nicht die grünen Blätter
Sich in Worte der Liebe.

Wie sie die schwermüthige Melodie hinsummte, fiel ihr Auge auf etwas Dunkles am Boden und einen rothen Schimmer mitten darauf. Steine lagen da, bedeckt mit Herbstlaub. Ihr fiel aber ein, daß ihr Vater so auf dem Schlachtfeld gelegen haben mochte, blutend aus der Brustwunde. Der Hund sprang darüber hin, und sie schrie auf. Das Echo antwortete. Sie eilte fort wie gehetzt, bis sie wieder auf freiem Felde war. In der Ferne sah sie Licht hinter den Fenstern des Vaterhauses. Sie lief in entgegengesetzter Richtung weiter, auf der Landstraße bis zum Kirchdorf. Dicht an der Kirchhofsmauer stand ein gekreuzigter Christus. Da kniete sie nieder und betete und weinte wieder. Sie wußte nicht, was ihr fehlte, aber es lag ihr wie ein Stein auf der Brust und stach wie mit Nadeln in ihr Herz. Hätte sie nur sterben können! Sie sprach heidnische Beschwörungsformeln, da das Gebet nicht half. Als sie aber aufsah gegen das Kreuz, das sich schwarz in den grauen Nachthimmel einzeichnete, nickte der Christuskopf ihr zu, und es war Jons Kalwis, der ihr zunickte. Entsetzt raffte sie sich auf und stürzte fort. Um Mitternacht kam sie nach Hause zurück. In der großen Stube hörte sie lachen und singen. Sie schlich in das Stübchen der Altsitzer und warf sich auf der Großmutter Bett, wühlte sich in die Kissen ein und steckte die Finger in die Ohren. Ganz erschöpft schlief sie endlich ein.

Am andern Tage war sie krank, ernstlich krank. Sie wollte sich nicht in

die Stube der Mutter bringen lassen; die Großeltern mußten sie bei sich behalten. Sie hatten gestern lustig mitgetrunken, heut aber schimpften sie auf die Urte, weil sie wieder heirathe. „Du armes Kind," hieß es, „Du arme Waise, sollst nun einen Stiefvater haben. Deine Mutter wird Dich vergessen über ihrem jungen Mann und Dein Erbe behüten die Füchse." Madle sagte: „Mag sie ihn heirathen, mein Vater wird er doch nicht. Mein Vater ist todt, ich will keinen andern Vater. Nie werd' ich ihn anerkennen als meinen Vater." Die Großmutter streichelte sie. „So ist's recht, mein Täubchen, widersetze Dich, erhebe ein großes Geschrei gegen die Rabenmutter, vielleicht steht sie noch ab von der Heirath. Wer hätte das vor einem Jahre gedacht!" Wenn Urte kam, drehte Madle den Kopf nach der Wand. Sie versuchte ihr vernünftig zuzureden, aber Madle schrie wie besessen und hielt sich die Ohren zu. Als Jons an ihrem Bett erschien, fiel sie in ein krampfhaftes Zittern. Und dann fing sie an zu phantasiren, Sprüche aufzusagen und Dainos zu singen. So ging es die ganze Nacht und den folgenden Tag und auch den dritten.

Der Arzt wurde geholt. Es dauerte ein paar Wochen, bis er sie außer Lebensgefahr erklären konnte. Und dann erholte sie sich langsam, ganz langsam. Sie war abgemagert wie ein Skelett und hielt sich nur mit Mühe auf den Füßen. Sich von den Großeltern zu trennen, konnte sie auch jetzt nicht vermocht werden. Mit ihrer Mutter sprach sie kein Wort.

Urte gehörte nicht zu den Geduldigen, die immer wieder mit Sanftmuth und Güte eine Verständigung suchen. „Gut denn!" sagte sie. „Mag sie doch wissen, daß ich sie nicht zu fragen oder gar um Erlaubniß zu bitten habe. Ein rechtes dummes Kind ist sie, eine Thörin, der man Ernst zeigen muß, damit sie wieder zu Verstand kommt. Ich bin der Närrin genug nachgelaufen, jetzt will ich abwarten, bis sie sich zu mir findet."

Sie handelte auch danach. Jons rieth, die Hochzeit aufzuschieben, bis Madle ganz gesund geworden sei, aber Urte wollte davon nichts wissen. „Wenn sie sieht, daß ihr Eigensinn mich nicht zwingt, wird sie gesund werden," meinte sie. Seit sie sich entschlossen hatte, Jons das Jawort zu geben, war sie ganz verwandelt. Ihre Augen konnten sich nicht satt an ihm sehen, und wenn er sie an die Brust drückte und küßte, fühlte sie ihr Blut aufwallen. Sie putzte sich für ihn, sie steckte Ringe an ihre braunen Finger, sie strich vor dem kleinen Wandspiegel die Falten aus ihrer Stirn, sie zeigte ihm immer das freundlichste Gesicht. Nicht eilig genug schien sie nun ein Ziel erreichen zu können, dem sie bis dahin geflissentlich aus dem Wege gegangen war. So bestellte sie denn das Aufgebot, sobald für Madle die äußerste Gefahr beseitigt war. Die Hochzeit mochte still gefeiert werden.

Sie wußte, daß sie mit ihrer Tochter gerichtlich Theilung zu halten hätte, wenn sie sich wieder verheirathete. Der Großvater wurde Vormund. In erster Linie stand dabei das Grundstück. Es war nie von etwas Anderem die Rede gewesen, als daß Madle es haben solle. Sie hätte es ihr jetzt verschreiben lassen können, aber sie fand, daß die Umstände sich geändert hätten. Besser sei es jetzt, sie nehme selbst das Grundstück zu einer mäßigen Taxe auf ihre Hälfte an und finde die Erbin ab. Das erlaubte ihr das Gesetz. Der alte Endratis war er-

zürnt über diese Wahl, nannte sie eine Wortbrüchige, hetzte das Kind gegen sie auf. „So wirst Du um Deines Vaters Erbe gebracht! Und dem Scheinheiligen zu Liebe geschieht's, weil er jung und hübsch ist. Der soll Alles haben!" Es gab auf dem Gericht und im Hause Zank. Kalwis rieth zur Nachgiebigkeit: Gott wisse, daß er sich um weltlich Gut wenig kümmere. Aber Urte wollte sich nun nichts abzwingen, von ihrem Recht nicht einen Zoll abdrängen lassen. Madle sei und bleibe ihr Kind und solle das schon noch erfahren.

Das Grundstück blieb in ihrer Hand. Kurz vor Weihnachten fand die Trauung statt. In der Kirche und an der Hochzeitstafel fehlten die Altsitzer, die der jungen Frau nun spinnefeind waren, und auch Madle ließ sich nicht blicken.

Sie hielt sich auch ferner zu den Großeltern. Urte war's Anfangs gar nicht unlieb. In einigen Monaten, sagte sie, werde von selbst wieder Alles ins Gleiche kommen. Aber darin irrte sie. Nun drang sie auch mit Gewalt nicht durch, Madle blieb verstockt und antwortete auf alle harten Worte nur gerade so viel sie mußte. Das ärgerte Urte mehr, als sie's wahr haben wollte. „Das tückische Ding!" klagte sie Jons. „Ein Wunder ist's freilich nicht, wenn sie solchen Rückhalt hat." Er sprach in seiner milden Weise immer zum Guten. „Ich hätte nicht gedacht," meinte er, „daß ich ihr so zuwider sei."

Bald nach Pfingsten wurde Madle eingesegnet. Groß genug war sie für ihr Alter, aber sie wußte nicht recht, was sie mit ihren Gliedmaßen anfangen sollte. Sie sah immer schläfrig aus und war ebenso träge zur Arbeit, als zum Vergnügen. Auf sie paßte nicht, was die Daina von einem flinken und fleißigen Mädchen rühmt:

Als sie ging zum Tanz,
Richtete sie den Webstuhl;
Als sie kam vom Tanz,
Wob sie die Linnen.

Wenn Niemand zu Hause war, schlich sie wohl in die große Stube, nahm eins von Kalwis' Büchern vom Brett, versteckte sich im Garten und las heimlich darin. Einmal ertappte sie Urte dabei. „Hast Du den Vater gefragt, ob Du sein Buch nehmen kannst?" erkundigte sie sich.

„Ich habe keinen Vater," antwortete Madle, „und von Deinem Mann erbitt' ich mir nichts." Sie ging auch sofort und stellte das Buch zurück.

Urte sah's so den Sommer über mit an. Einige Wochen vor Martini aber ging sie in die Altsitzerstube, wo die Großmutter krank lag, und sagte zu Madle, die an ihrem Bette saß: „So kann's und soll's nicht weiter! Ich leid's nicht länger, daß die Tochter nicht bei der Mutter ist, wohin sie gehört, und will auch nicht täglich mit der Trotzigen Aerger haben. So gibt es also nur zweierlei: entweder Du kommst zu uns und thust gegen Vater und Mutter Deine Schuldigkeit, oder — Du gehst aus dem Hause. Ueberleg's nun und sage mir nach drei Tagen Bescheid, woran ich bin."

„Da brauch' ich keine Zeit zum Ueberlegen," antwortete Madle flammendroth. „Darf ich hier nicht bleiben, so geh' ich aus dem Hause, lieber heut' als morgen. Ich hätte Dir's schon angeboten, aber ich dachte, Du wärst zu stolz, mich in fremden Dienst gehn zu lassen."

„Sage dann aber nicht, daß ich Dich vertrieben habe," eiferte die Frau, „und klage auch nicht, wenn Dir's draußen nicht gefällt. Mit einem so schwächlichen Ding wird Keiner zufrieden sein."

„Auf dem Lande will ich's auch nicht versuchen," erklärte Madle. „Ich will nach der Stadt gehen und mich bei einer deutschen Herrschaft für die Stube vermiethen. Dazu reicht meine Kraft aus."

Urte fragte gleichwohl nach drei Tagen nochmals an. Der Großvater hatte abgeredet. „Wenn Du aus dem Hause gehst," hatte er gesagt, „so mußt Du Deine Zinsen haben; Du brauchst nicht wie eine Magd zu arbeiten, während Deine Mutter sich's hier auf Deinem väterlichen Grundstück wohl sein läßt und noch einen faulen Mann füttert." Aber sie war fest geblieben. So brachte er denn eines Tages seine Enkelin nach der Stadt. Der Abschied schien ihr nicht schwer zu werden.

Kalwis war gar nicht damit einverstanden gewesen, daß seine Frau so kurzen Proceß machte; er hoffte noch immer, Madle werde vernünftig werden. Aber seine Stimme galt in häuslichen Angelegenheiten nicht viel. Wollte er einmal widersprechen, so sagte sie: „Lies Du nur in Deinen Büchern, da wirst Du gut Bescheid wissen; von den irdischen Dingen verstehst Du doch wenig." Nur wenn sie einmal in ihrer Meinung bestärkt sein wollte, fragte sie bei ihm an und legte ihm halb und halb in den Mund, wie er antworten sollte.

Es war überhaupt in Allem das umgekehrte Verhältniß zwischen Mann und Frau. Urte blieb der Herr im Hause, aber auch in Scheune und Stall. Sie wirthschaftete, sie schloß Geschäfte ab, sie commandirte die Dienstleute, sie bestimmte sogar ohne Widerspruch, welche Aushilfe etwa Jons zu leisten hätte. Er machte nicht einmal den Versuch, ihr Regiment einzuschränken. Wie er sich ihr geschildert hatte, so war er wirklich. Deshalb durfte er aber nicht fürchten, von seiner Frau übersehen zu werden. Sie behandelte ihn fast wie ein höheres Wesen, das die zärtlichste Verehrung beanspruchen darf. Von allen ihren rauhen Seiten kehrte sie keine gegen ihn vor. Mehr und mehr empfand sie eine leidenschaftliche Neigung für ihn. Die Kalwene ist ganz närrisch verliebt in ihren jungen Mann, hieß es im Dorf.

Jons war für die körperlichen Reize seiner Frau nicht blind. Stand sie doch immer erst in der Mitte der Dreißig und nahm's an Stattlichkeit der Erscheinung und Frische der Farben mit mancher viel jüngeren auf. Aber es war nun einmal so seine Art, lieber in die Wolken zu gucken, als sich auf der Erde umzusehen, und so kümmerte er sich auch um seine hübsche Frau nicht gerade mehr, als er sich wahrscheinlich um eine weniger hübsche bekümmert hätte. Er war ihr dankbar für alle die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, die er sich nicht umsonst von seiner Verheirathung mit ihr erhofft hatte, aber mehr schien er auch nicht zu brauchen, um sich als Ehemann ganz glücklich zu fühlen. Daß er ihr gut sei, verstand sich ganz von selbst. Sie war ja seine Frau!

Eifriger als je studirte er in seinen Büchern. So beschäftigt war er oft mit seinen Gedanken, daß er nicht sah und hörte, was um ihn vorging. Er wurde nun Surinkimonaiker, das heißt Stundenhalter, und seine fromme Zuhörerschaft

wuchs von Tage zu Tage. Es zeigte sich da wieder, wie vielen Littauern, namentlich Frauen, der sonntägliche Gottesdienst in seinen üblichen Formen keine ausreichende Befriedigung gewährte. Die Predigt des Pfarrers erschien ihnen zu nüchtern, seine Belehrung, wenn sie ihn in der Wohnung aufsuchten, zu hochmüthig. Auf das Geheimniß in der Religion legte er zu wenig Gewicht, das Wunder erklärte er immer nicht wunderbar genug. Er sprach zwar littauisch, aber er war doch ein Deutscher. Da war nun Jons Kalwis gerade der ersehnte Helfer. Er hatte so etwas eigen Schwärmerisches im Blick und in der Rede; er kannte die halbe Bibel auswendig; er verstand es, eine halbe Stunde lang ohne Stocken ein Gebet zu sprechen, in dem er mit Gott und seinen Engeln wie mit Anwesenden verkehrte. Wenn er in den Versammlungen sprach, wurde bald ein Seufzen und Stöhnen vernehmbar, das sich immer verstärkte und zuletzt den ganzen Kreis ergriff. Es setzte sich fort, auch wenn er geendet hatte, bis dann plötzlich Jemand auf die Kniee fiel, die Augen verdrehte und mit hocherhobenen Händen laut zu beten anfing. Einige Frauen brachten es zu Zuckungen, Krampfanfällen und Ohnmachten. Auf die Andern wirkte dies gerade wie ein spannendes Schauspiel. Von weit her kam man zu den „Stunden", die Kalwis ansagte. Er selbst glaubte an sich.

Urte bekümmerte sich längere Zeit auch als Frau noch wenig um diese Dinge, die ihrer praktischen Natur fern lagen. Sie meinte Jedem zu geben, was sie ihm schuldig sei, und von Niemandem mehr zu fordern, als seine Pflicht war — weshalb sollte sie sich da so besonders um ihr oder Anderer Seelenheil bemühen? Als sie aber die Bemerkung machte, daß Jons besonders unter den Frauen und Mädchen einen großen Anhang gewann und daß einige davon sich mit ihrer Person auffällig an ihn drängten, regte sich die Eifersucht. Sie ließ ihn nun selten allein in die Versammlungen gehen und that selbst den Vorschlag, sie möchten lieber in ihrem Hause stattfinden. Es kam ihr nun nicht darauf an, die Dielen öfter scheuern lassen zu müssen. Uebrigens merkte Jons nicht einmal den Grund. Er schien allein in seiner Gedankenwelt zu leben und zu den Menschen um ihn her nur so weit Beziehung zu haben, als sie ihn dort aufsuchten.

Drittehalb Jahre waren so verstrichen, seit Madle in Dienst gegangen, als die alte Großmutter schwer erkrankte. Sie quälte sich ein paar Wochen und starb dann, zu großer Bekümmerniß ihres Mannes, der selbst altersschwach war und Beistand brauchte. Beim Begräbniß durfte die Enkelin nicht fehlen.

Urte brachte ihr die Nachricht und holte sie aus der Stadt ab. Von Zeit zu Zeit hatte sie ihr auch früher dort einen flüchtigen Besuch abgestattet, wenn Geschäfte sie hinführten. Im Hause war davon nie viel die Rede gewesen. Sie sei gesund, hieß es, und gefalle sich gut in ihrem Dienst. Nun kehrte Madle zum ersten Male wieder hier ein.

Wie sehr hatte sie sich in dieser Zeit verändert! Aus dem ungelenken und unmanierlichen Kinde war ein hübsches, schlank ausgewachsenes und zugleich kräftig entwickeltes Mädchen geworden. Jons stand auf der Steinlage vor der Hausthür, um Madle zu begrüßen, als das Fuhrwerk ankam. So überrascht war er, wie er sie absteigen sah, daß er nicht einmal zusprang, um Urte herab-

zuhelfen. Madle stand eine kleine Weile neben den Pferden, faltete die Hände und sah zur Erde. Die Thränen liefen ihr über die vollen, aber jetzt bleichen Wangen — vielleicht in Gedanken an die todte Großmutter. Dann schien sie sich gewaltsam zu fassen, trocknete mit einem Zipfel der weißen Schürze das Gesicht, schritt auf Kalwis zu, reichte ihm die Hand und sogar den Mund zum Kuß, wie einem lieben Verwandten. Ihm zitterte das Herz. „Madle" — sagte er erfreut und doch so eigen beklommen, „ich erkenne Dich kaum wieder." Sie kehrte sich sogleich ab und ging, ohne ein Wort zu sprechen, ins Haus und zum Großvater ins Altsitzerstübchen. Der alte Mann empfing sie mit Klagen, wie schlecht es ihm nun gehen werde. „Ich habe immer gehofft, ich würde zuerst sterben, weil ich doch älter bin; nun hat sie mir das recht zum Aerger gethan."

Die Leiche war nach der Scheunentenne gebracht und dort eingesargt worden. Ein paar alte Weiber hockten am Boden und sangen mit großer Ausdauer geistliche Lieder. Die Familie fand sich am Sarge zusammen; Jons sprach ein Gebet. Madle stand ihm gegenüber und blickte scheu auf das gelbfahle Gesicht der Todten, manchmal auch, wie ängstlich prüfend, darüber hinweg zu dem Sprechenden. Einmal stockte Jons plötzlich mitten in einem Bibelspruch. Er hatte einen solchen Blick aufgefangen. Seine Rede verwirrte sich. Er kniete nieder und schloß rasch mit dem Vaterunser.

Nach dieser Feier trat Madle an ihn heran und sagte: „Ich danke Dir, daß Du so gut für die Großmutter gesprochen hast. Ich wollte, daß es Dir aus dem Herzen gekommen wäre."

Nun blitzte es aus ihren Augen wie von aufflackerndem Feuer. Sie schien Streit zu suchen.

„Weshalb zweifelst Du daran?" fragte er.

Sie lächelte spöttisch. „Du bist ein gelehrter Mann," entgegnete sie, „und kannst das Alles auswendig. Die alte Frau hat von Dir im Leben nicht viel Freundliches erfahren."

Tiefe Röthe überzog sein Gesicht. „Auch nicht Unfreundliches," sagte er. „Meinetwegen hätte Urte ihr das Getreide und den Flachs reichlicher zumessen können."

Madle hob das Kinn. „Die —!" warf sie geringschätzig hin. „Aus christlicher Liebe thut sie nichts, und Du redest auch nur von ihr. Da lebt nun noch mein Großvater, und er ist ein alter, gebrechlicher Mann. Sorge, daß es ihm in seinen letzten Jahren an nichts fehlt, damit Du an seinem Sarge mit ganz freiem Herzen beten kannst —, das wollte ich Dir nur sagen."

Sie wartete seine Erwiderung nicht ab, sondern trat zu dem Alten, der noch weinend am Sarge stand, und führte ihn hinaus. Er verlangte, daß der Pfarrer beim Begräbniß zugezogen werden solle, und beklagte sich, daß der Sarg von schlechtem Holz sei. In der Verschreibung war's ausgemacht, daß der Besitzer des Grundstücks die Altsitzer zu beerdigen hätte, deshalb kam's auf Urte an, was sie unter einem „anständigen" Begräbniß verstehen wollte. Sie meinte, der Pfarrer gehöre nicht nothwendig dazu, man könne ja auch ohne ihn singen. Jons bat sie, es auf die Kleinigkeit nicht ankommen zu lassen. Aber sie meinte: „Du kannst besser beten als der Pfarrer, und es kostet nichts. Man muß den

Eigensinn nicht bestärken. Geb' ich diesmal nach, so wird auch künftig über meine Pflicht hinaus gefordert."

Sie blieb hartnäckig. Zum ersten Male empfand Jons so etwas wie Beschämung, daß sein Wort im Hause nichts galt. Madle aber sagte, sie habe von ihrem Lohn so viel erspart, daß sie dem Großvater den Wunsch erfüllen könne, ging zum Pfarrer und bestellte ihn auf den Kirchhof.

Nach der Beerdigung blieb Madle noch einen Tag; Urte hatte ihr so lange von ihrer Herrschaft Urlaub erbeten. Das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter war auch jetzt kühl; aber Madle zeigte sich ruhiger und sicherer in ihrem Benehmen. Der längere Aufenthalt unter Deutschen von vornehmem Stande hatte ihr ein gewisses Geschick gegeben. Sie achtete auf sich und nahm sich zusammen. In ihrem Gesicht mußte ein Zug von Unbeweglichkeit auffallen, der angewöhnt sein mochte; die blauen Augen konnten aber sehr lebendig sprechen, und wenn der Mund mit den vollen Lippen und blendend weißen Zähnen nur ein wenig lächelte, theilte sich der Liebreiz ihrer ganzen Erscheinung mit. Sie trug das Haar in Zöpfen kranzartig aufgesteckt und die Jacke nach littauischem Schnitt, aber die Röcke städtisch verlängert und um den Hals ein Krägelchen, wie man's in der Stadt kaufen konnte. Diese Mischung der nationalen und städtischen Tracht ließ ihr sehr gut und hob sie aus ihrer Umgebung heraus. Jons konnte sich im Stillen gar nicht von seinem Erstaunen erholen, was aus dem widerhaarigen Geschöpf geworden war.

Madle ging viel allein im Garten herum, besah jeden Baum und Strauch und schien sich der alten Bekannten zu erfreuen, die jetzt im Frühling lustig zu grünen anfingen. Am Nachmittag fand sich Jons dort zu ihr. Sie zog ihn mächtig an, mochte er sich's auch noch so harmlos auslegen. „Ich möchte Dir noch einmal gute Freundschaft anbieten, Madle," sagte er. „Ich weiß nicht, was Dich damals so gegen mich aufgebracht hat. Aber wir sind nun ein paar Jahre älter geworden und können mit einander verständig sprechen. Hast Du gegen mich einen Groll gehabt, den vergiß nun und glaube mir, daß ich Dir immer gut gesinnt gewesen bin. Du bist ja Deiner Mutter einziges Kind; da ist es doch zu traurig, daß Du thust, als gehörtest Du nicht hierher, und gibst den Leuten Anlaß, über Euch Beide zu reden. Zum Vater mag ich Dir zu jung sein — jetzt mehr, als vor drei Jahren. Aber ich meine, wir können doch mit einander verkehren, auch wenn ich Deiner Mutter Mann bin, woran ja nichts mehr zu ändern ist. Ich kann meines Lebens nicht froh werden, wenn Du Dich nicht mit uns aussöhnst."

Er hielt ihr die Hand hin und sah sie recht treuherzig bittend an. Madle hatte ihn geduldig angehört und nur manchmal mit den Wimpern gezuckt oder die Lippen fester aufeinander gedrückt. Er mochte wohl auf sein Entgegenkommen eine freundliche Antwort erwarten. Sie aber blieb stumm und zupfte die Blüthen aus einem kleinen Fliederstrauß, den sie abgepflückt hatte. Nach einer Weile blickte sie zu ihm auf, schien aber zu erschrecken und senkte gleich wieder die Augen. Seine Wangen hatten sich blitzschnell geröthet. „Hast Du mir nichts zu sagen?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nichts, Madle?“

Sie zerriß den Fliederstrauß. „Ich will nicht!“ rief sie und wendete sich ab. „Ich weiß selbst nicht, was mir damals geschehen ist — aber ich kann's doch nicht los werden. Meine Mutter . . . Aber ich sage nichts — sie ist Deine Frau. Laß mich! Es wird nur noch schlimmer. Morgen gehe ich nach der Stadt zurück und dann . . .“ Ihre Stimme wurde schluchzend. Sie entfernte sich schnell einige Schritte nach der Klete zu. Dort blieb sie noch einmal stehen. „Glaube übrigens nicht,“ sagte sie, „daß ich Dir feindlich bin. Nur so, wie Du's haben willst . . . nein, nein! Lieber in Feindschaft!“ Sie eilte fort und schlug die Gartenthür hinter sich zu.

Gegen Abend lärmte der alte Endratis, weil Madle am nächsten Tage wieder abreisen solle. Er hatte sich fest eingebildet, sie werde nun bei ihm bleiben, obgleich Niemand davon sprach. Er war schon ganz schwachköpfig und jammerte, daß er in seiner Verlassenheit elend verkommen müsse. Eine Magd könne er nicht halten und die Wirthin wünsche ihn lieber heute als morgen ins Grab. Er wolle aber doch sehen, wer das Mädchen zwingen könnte, ihn zu verlassen! Es nützte gar nichts, daß Madle selbst widersprach. Er hörte kaum mit halbem Ohr darauf und rief nur, indem er die Faust aufhob: „Sind das Menschen! Um das Grundstück haben sie Dich gebracht, und Deine Zinsen verschlucken sie, und dienen lassen sie Dich bei fremden Leuten, und wenn Dein Großvater alt und krank ist, sollst Du ihm nicht einmal helfen! Und da beten und singen sie und streuen dem lieben Gott Sand in die Augen. Es ist eine Schande!“

Urte stemmte die Hände auf die Hüften und sagte: „Was willst Du denn? Hab' ich Dir die Madle schon verweigert? Wenn ich damals nicht gewollt hab', daß sie sich als ein störrisches Kind hinter die Großeltern steckte und ihrer leiblichen Mutter trotzte, so ist das jetzt anders geworden. Sie ist erwachsen und wird draußen gelernt haben, daß man sich fügen muß. Und Du bist jetzt allein und viel krank und kannst sie brauchen. Mir aber wird sie nebenher im Hause auch nützlich sein. Deshalb ist's ganz in der Ordnung, wenn sie zurückkommt und ihre Pflicht thut gegen die Nächsten. Will sie das nicht, so ist's unsere Schuld nicht.“

Madle war sichtlich in großer Angst. „Ich kann nicht,“ sagte sie, „weiß Gott, ich kann nicht.“

„Da hörst Du's nun,“ rief die Frau.

„Weil sie fürchtet, daß Ihr sie schlecht behandelt,“ meinte der Alte; „weil sie nicht wie ein Kind —“

„Nein, nein!“ fiel Madle ein. „Das wahrlich nicht.“

„Was denn aber —?“ fragte der alte Mann ganz verwirrt, „ich bin doch Dein Großvater.“

„Sie hat mit Dir nicht mehr Mitleid, als mit meinem Spitz,“ spottete Urte.

„Mutter —!“ schrie Madle auf. Sie faßte sich gleich wieder. „Es ist für Dich so wenig gut, als für mich, wenn wir beide . . .“

„Was, was?“ rief Urte sehr aufgeregt. „Sprich's doch aus, daß Du keine Mutter haben willst und keinen Stiefvater.“

Madle hielt die Hände vors Gesicht und weinte. „O Gott, o Gott!“ klagte sie. „Jons, ich bitte Dich, laß es nicht zu, daß man mich zwingt zu bleiben. Es ist unser Aller Unglück.“

„Mir ist's lieb, Du bleibst hier,“ sagte Kalwis, der in der Thüre stand und sich bisher in den Streit gar nicht gemischt hatte. „Ich hab' Dir heute schon gute Freundschaft angeboten.“

„Und nun gerade soll's geschehn,“ bestimmte Urte. „Soll ich mir nachsagen lassen, daß ich dem alten Mann das Leben nicht gönne? Er schreit's ja selbst auf die Gasse hinaus. Jetzt will ich's: Du kommst zurück!“

„Wenn Du's willst,“ sagte Madle sich aufrichtend, „dann freilich ... Den Großvater pfleg' ich schon gern. Aber vergiß nicht, daß Du's selbst gewollt hast.“

„Was das für Reden sind,“ schalt Urte. „Verstehst Du ein Wort davon, Jons?“

Er schüttelte den Kopf, wagte aber dabei Madle nicht anzusehen. Es beunruhigte ihn, daß sie etwas im Rückhalt zu haben schien, das vielleicht auf ihn Bezug hätte. Ihm war so eigen beklommen zu Muth, so lange sie wieder im Hause war, und doch wünschte er, daß sie bleibe. Weshalb sollte er sie auch meiden? —

Es war nun abgemacht, daß Madle zum Großvater sollte. Sie widersprach nicht mehr. Nur, meinte sie, würde sie doch den Dienst nicht auf der Stelle aufgeben können. Das leuchtete ein. Ein paar Wochen müßte man allerdings, trotz des Todesfalls in der Familie, der Herrschaft zugeben. „Ich kann nicht mitfahren,“ sagte Urte, „da jetzt gerade in der Wirthschaft gar zu viel zu thun ist, und Endratis redet bei den Leuten doch nur unvernünftiges Zeug, wenn er sich nicht gar unterwegs betrinkt. Aber Jons hat Zeit und er weiß auch die Worte gut zu setzen. Du kannst Madle morgen nach der Stadt bringen, Jons.“

„Ich habe Zeit,“ antwortete er etwas zögernd und sah dabei schüchtern zu Madle hinüber, als wenn er sie fragen wollte, ob ihr's auch recht wäre. Sie lächelte nur vor sich hin und biß die Lippe. —

Es geschah natürlich, wie Urte es bestimmt hatte. Der kleine Wagen hatte nur einen Sitz für Beide. Jons kutschirte selbst, machte es aber Madle nicht zu Dank, da er die Pferde gehen ließ, wie sie wollten. Sie nahm ihm bald die Leine aus der Hand. „Zurück kannst Du mit den Braunen um die Wette träumen,“ sagte sie; „jetzt erzähle mir etwas.“

„Was soll ich Dir erzählen?“ fragte er.

„Hast Du in den Jahren nichts erlebt?“

„Nein. Es ist immer ein Tag ungefähr wie der andere gewesen.“

„Das ist recht langweilig.“

„Doch nicht. Wenn man viel liest und denkt . . .“

„Hast Du noch mehr Dainos für Deinen Professor in Tilsit aufgefunden?“

„Ein paar.“

Er mußte sie ihr hersagen. „Wie kommt's nur, daß die Leute in den Liedern immer so traurig sind?“ fragte sie.

„Es geht ihnen ja auch meist schlecht,“ meinte er lächelnd.

„Doch nicht mehr, als im Leben gewöhnlich ist. Aber das ist's: sie nehmen es anders.“

Er sah sie überrascht an. „Wie verstehst Du das?"

„Es geht ihnen zu Herzen," antwortete sie, „und sie sprechen auch, wie es ihnen aufrichtig ums Herz ist."

Nach einer Weile fragte sie: „Meinst Du nicht, daß es mehr Leid als Freude in der Welt gibt?"

Er spielte die Antwort gleich auf religiöses Gebiet hinüber. Die Menschen bereiteten sich selbst viel Leid durch ihre Sündhaftigkeit, und von der rechten Freude in Gott wollten die Wenigsten etwas wissen.

Das genügte ihr nicht. Das schwerste Leid, meinte sie, wäre doch das, wofür man gar nichts könne. Es komme, man wisse nicht wie, und es sitze fest, und alle augenblickliche Freude könne es nicht austreiben.

Man dürfe aber auch nicht unvernünftig dem lieben Gott vorschreiben wollen, entgegnete er, wie er die Welt regieren solle.

„Meinst Du, daß er Alles bestimmt," fragte sie, „was Jedem geschehen soll?"

Das Gute freilich, erwiderte er; das Böse aber stamme daher, weil die Menschen sich seinem Willen nicht fügten.

Sie sann eine Weile nach, dann sagte sie: „Ich glaube, es ist Alles bestimmt. Wir sind einmal so oder so geschaffen. Wenn wir auch abstreben, es nützt uns wenig. Ehe wir es uns versehen, sind wir wieder dahingestellt, wo kein Ausweichen möglich ist. Wie es dann geht, so geht es."

Jons glaubte zu errathen, worauf sie hinziele. „Zürnst Du denn Deiner Mutter noch immer, daß sie zum zweiten Mal geheirathet hat?" sagte er.

Madle zuckte die Achseln. „Deshalb hab' ich ihr nie gezürnt."

„Weshalb denn aber?"

Sie warf ihm seitwärts einen Blick zu, der wie ein Blitz einschlug.

„Weil sie Dich geheirathet hat," sagte sie schnell.

„Aber was that ich Dir, daß ich Dir so verhaßt war?"

Um den hübschen Mund zuckte es. „Du warst mir nicht verhaßt."

„Dann begreife ich doch nicht, warum Deine Mutter gerade mich nicht heirathen sollte."

Nun zog sie die Stirn in Falten. „Das begreifst Du nicht, Jons?"

Er schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

Madle lachte auf. „Freilich — so ein häßliches, garstiges Kind! Aber jetzt magst Du's doch wissen — weil ich Dir zu gut war."

Das Blut drängte sich ihr nach dem Gesicht. Sie athmete kurz und zwischen den verbissenen Zähnen durch, während die Lippen geöffnet blieben. Die Leine in ihren Händen riß sie plötzlich an sich, daß die Pferde aufschreckten und im wilden Lauf fortstürmten. Nach einigen Minuten erst versuchte sie's wieder, sie in ruhigeren Gang zu bringen. Da er beharrlich schwieg, sagte sie: „Warum lachst Du nicht darüber? Ein Kind hat manchmal seine närrische Art — nach Jahren kann man darüber lachen. Und nach Jahren kann man auch die Wahrheit sagen. Das ist man einander schuldig, wenn man doch durchaus zusammen leben soll. Meine Mutter will's ja. Will sie's nicht?"

Jons saß da, wie in sich hineingesunken. Hätte er nur lachen können! Es war ihm, als ob ihm etwas ganz Unglaubliches gesagt wäre, das er doch glauben müßte, wie ein Wunder. Wie vor einem verschlossenen Thore hatte er gestanden, und plötzlich war's weit aufgethan. Und wie er nun recht hineinschaute, meinte er, daß es gar nicht verschlossen gewesen sein könne. Er sah seitwärts auf das Rad, dessen blanker Reif sich unaufhörlich drehte; ein Gefühl des Schwindels erfaßte ihn. Madle ergriff ihn am Arm. „Was fehlt Dir denn?" rief sie. „Bist Du krank geworden? Du fällst noch vom Wagen."

„Es muß wohl so sein," antwortete er, sich aufraffend. „In meinem armen Kopf . . ."

„Weshalb quälst Du auch immer Deinen Kopf?" schalt sie. „Du bist mit Deinen Gedanken immer wo anders. Ich kann sprechen, was ich will, Du achtest kaum darauf. Da — nimm nur wieder die Leine in die Hand, damit Du doch etwas zu thun hast. Ich werde in die Wolken gucken, das unterhält recht gut."

Sie that auch so, und Jons störte sie nicht. Er fuhr aber jetzt rasch zu und ließ von Zeit zu Zeit die Peitsche knallen. Es war noch weit bis zur Stadt.

Dort brachte er das Fuhrwerk im Kruge unter. „Geh nur voran," sagte er, „ich komme gleich nach."

Madle blieb am Wagen stehen. „Du hast Zeit, Dich zu bedenken," bemerkte sie. „Wenn Dir's nicht lieb ist, daß ich nach Hause komme —"

„Wie sprichst Du doch," unterbrach er sie mit dem Abstränge beschäftigt.

„Es könnte doch sein. Wenn meine Mutter . . . Du magst sagen, ich wär' am Ende wieder eigensinnig gewesen."

„Nein, nein, es bleibt dabei," entschied er mit Festigkeit.

Sie ging. Erst nach einer guten halben Stunde folgte er ihr. Madle hatte mit ihrer Herrschaft schon gesprochen. Das war gut, denn Kalwis benahm sich recht ungeschickt. Endlich einigte man sich dahin, daß das Mädchen noch sechs Wochen im Dienst bleiben sollte. „Du hast einen sehr jungen Stiefvater," meinte die Frau.

„Ein älterer wär' mir auch lieber," versicherte Madle, „aber meiner Mutter hat er so gefallen."

Auf der ganzen Rückfahrt hatte Jons Kalwis nichts Anderes im Sinn, als jenes sonderbare: „weil ich Dir zu gut war!" Er betete zehn Vaterunser hinter einander, aber es half ihm nichts. Madle stand ihm immer vor Augen, und er legte die Hand auf den Platz, den sie neben ihm inne gehabt hatte. Jedes Wort, das sie in den letzten Tagen gesprochen, brachte er wieder in sein Gedächtniß, und es bedeutete nun etwas. „Weil ich Dir zu gut war!" Und er ahnte nicht einmal . . . Madle hatte sich grausam gerächt.

Ein Anderer kehrte er zurück, als er gegangen war.

Und Alles um ihn her sah plötzlich anders aus, als es so lange ausgesehen hatte.

War das noch dieselbe Frau? Sie schien wirklich zehn Jahre älter geworden als er — an diesem einen Tage. Er wollte seine Augen zwingen, die

Runzeln auf ihrer Stirn nicht zu bemerken, aber seine Augen zwangen ihn. Immer stand Madle's blühende Gestalt neben ihrer ausgereiften.

Wenn Urte jetzt in ihrer männlichen Art Befehle gab, mit den Dienstleuten zankte, mit den Nachbarn und mit Fremden verhandelte, wie rauh klang ihm das! Und daß immer ihre Gedanken nur auf die Wirthschaft, auf die Vermehrung ihrer Habe gerichtet waren, daß sie Jedem möglichst knapp seinen Theil zumaß und bei Kauf und Verkauf kleine Vortheile erlistete — unbegreiflich, daß er daran bisher keinen Anstoß genommen! Er hielt an sich, so lange er's vermochte. Dann fiel eine Bemerkung, die sie übel deutete; ein Wort gab das andere, zum ersten Male kam es zu lautem Zank zwischen den Eheleuten. Und es blieb nicht bei diesem ersten Male.

Die sechs Wochen gingen rasch vorbei. Von Tage zu Tage war Kalwis unruhiger und unsteter geworden. Mehrmals unternahm er Reisen in die Niederung, um dort Versammlungen abzuhalten. Urte verlangte, daß er Madle aus der Stadt abholen solle, aber er weigerte sich entschieden; er habe zugesagt, in den Fischerdörfern am Haff zu sprechen, und müsse Wort halten, es könne sein, daß er eine Woche ausbleibe. Darüber äußerte sich nun Urte unzufrieden. „Du treibst es immer toller," schalt sie, „und wirst nächstens mehr auf der Landstraße als zu Hause sein. Freilich, wenn Dir die Frauenzimmer schon von einem Dorf ins andere nachlaufen! Die Ilsze Wasbutis und die Erdme Kubittus haben es sicher nicht zu weit bis ans Haff. Man muß sich in ihr Herz hinein schämen." Er ließ sich indessen nicht zurückhalten. Es ängstigte ihn, mit Madle wieder allein zu sein; sie sollte wissen, daß er sie nicht aufsuche; sie sollte ihn gar nicht einmal zu Hause finden, wenn sie kam.

Aber wie er auch seine Rückkehr verzögerte, endlich mußte er doch heim. Und die Erste, die ihm entgegenkam, war Madle. Sie saß auf dem Bänkchen an der Hausthür und las in einem von seinen Büchern, stand eilig auf und reichte ihm die Hand zum Willkomm. „Ich glaubte schon, Du wolltest gar nicht mehr zurückkehren," sagte sie, „da ich nun zu Hause bin."

„Das ist doch kein Grund," meinte er stotternd.

„Ich habe Dein Buch genommen," bemerkte sie; „darüber darfst Du nicht böse sein."

„Ich freue mich vielmehr," versicherte er, „daß Du lesen magst."

„Es ist so langweilig hier im Dorfe," sagte sie, „und die grobe Handarbeit gefällt mir noch nicht."

„Das glaub' ich wohl," bestätigte Jons. Er hielt noch immer ihre Hand fest und fühlte, wie weich sie war unter seinen Fingern.

„In der Stadt hab' ich auch die deutschen Bücher der Kinder gelesen," fuhr sie fort. „Da sind schöne Geschichten drin, und ich will sie Dir erzählen. Du kannst sie littauisch aufschreiben.

So plauderte sie eine Weile fort, und Jons vergaß das Hineingehen. Wie hübsch Madle war, und wie zierlich sie sprach, und wie reizend sie lachte! Sie hatte etwas in den Augen, das ließ sich gar nicht ergründen; und doch schien sie nun ganz offen und ohne Rückhalt. Diese Augen! Er konnte nicht los von ihnen.

Im Hause entstand Lärm. Urte zankte derb die ungeschickte Magd aus. Es klang Jons schrill in die Ohren. Bald darauf trat sie auf die Schwelle und sah die Beiden im Gespräch. Sie setzte die Hände auf die Hüften und sagte scherzhaft, aber doch geärgert: „Da hilft ein Fauler dem andern.“ Nun begrüßte Jons sie, kaum anders, als ob er nur einen Morgen fortgegangen wäre. Sie umarmte ihn doch und gab ihm einen Kuß. „Es ist nur gut, daß Du wieder da bist,“ bemerkte sie und klopfte ihm auf die Schulter. „Die Zeit ist mir recht lang geworden. Das Volk wird immer nichtsnutziger, und mit Madle hat man auch täglich seine Noth. Du wirst nächstens einmal ein scharfes Wort sprechen müssen, damit sie merkt, daß ein Herr im Hause ist. Ich bin doch nur die Mutter.“

Das Mädchen war gleich fortgelaufen.

Madle schlief in der Altsitzerstube und hielt sich dort auch einen großen Theil des Tages auf. Die Thür zur großen Stube war vernagelt gewesen, so lange die Großmutter lebte; nun bog sie die verrosteten Nägel ab, damit sie sich wieder öffnen ließe. Wenn sie wußte, daß Urte auf dem Hof oder dem Felde beschäftigt war, kam sie herein, stellte sich plaudernd hinter Jons' Stuhl, oder setzte sich zu ihm an den Tisch, stützte die Ellenbogen auf und sah ihn unverwandt mit ihren wunderlichen Augen an, wenn er etwas vorlas und erklärte. Er nahm immer gleich ein Buch, wenn sie kam, und hielt es mit beiden Händen fest, als wollte er sich fesseln. Manchmal wollte sie selbst eine Stelle lesen und rückte dann ganz nahe zu ihm heran. Er fühlte den warmen Hauch ihres Mundes auf seiner Hand und ihre Schulter an der seinigen. Das Blut pochte ihm in den Adern.

Es kam vor, daß Urte unerwartet eintrat und das trauliche Beisammensein störte. Daß Madle nun mit ihrem Mann ganz freundschaftlich verkehrte, sah sie gar nicht ungern. Ihr Verdruß war nur, daß so viel schöne Zeit bei den Büchern verschwendet wurde. „Du bist nun einmal so,“ sagte sie zu Jons, „und wirst nicht anders werden. Aber für ein Mädchen schickt sich die Gelehrsamkeit schlecht. Du solltest ihr lieber ernstlich rathen, sich in der Wirthschaft umzusehen, damit sie einmal ihrem Manne Gutes thun kann.“ Urte war sonst so eifersüchtig, aber hier hatte sie kein Arg.

Wenn Madle im Garten war, hielt es Jons nicht lange in der Stube. Im Garten fühlte er sich viel freier. Jedermann könne über den niedrigen Zaun sehen, meinte er, und sich überzeugen, daß nichts Unrechtes vorgehe. Er wollte vergessen, daß es auch da dichte Hecken von Flieder und Hollunder gab und daß der Hopfen die Stangen hinter der Klete schon weit hinauf erklettert, unten aber eine schattige Laube gebildet hatte, in der Madle ganz besonders gern saß. Sie schalt wohl: „Bist Du schon wieder da? Hast Du nichts Besseres zu thun, als mir aufzupassen?“ Aber sie zürnte ihm nicht, wenn er blieb, rückte nicht fort, wenn er sich zu ihr setzte, und nahm ihre Augen wenig in Acht, wenn er zu ihr sprach. „Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist,“ versicherte er; „ich muß mich jetzt immer zu den Büchern zwingen. Die Thorheit ist mir lieber als die Weisheit.“ Manchmal jagten sie einander wie die Kinder durch den Garten, bis er sie gefangen hatte, oder sie faßten sich bei den Händen und rangen

unter hellem Lachen, um zu proben, wer der Stärkere sei. Als die Bierkirschen reiften, kletterte er auf die Bäume und pflückte ihr die schönsten und dunkelsten von der Sonnenseite. Das Leben schien ihm ganz lustig zu werden; er hatte es so noch niemals genossen.

Urte rief vergeblich nach dem Mädchen, wenn sie etwas besorgt haben wollte. Ging sie dann in den Garten und fand die Beiden in vertraulichem Gespräch oder mit erhitzten Gesichtern, so gefiel es ihr nicht. „Was gibt's denn da?" fragte sie, oder: „Was habt Ihr fortwährend mit einander?" Jons schickte sie hinein und Madle auf die Bleiche oder zu den Feldarbeitern. Zu Jons sagte sie: „Du bist ganz verwandelt und treibst rechte Kindereien," und Madle schalt sie: „Wie schickt sich das?" Aber andern Tages begann wieder dasselbe Spiel.

Jons war nicht immer in so heiterer Stimmung. Manchmal überkam ihn eine tiefe Traurigkeit, und er ging dann mit Seufzen umher und saß Stunden lang in einer halbdunkeln Ecke der Stube mit geschlossenen Augen und lief, von Unruhe getrieben, in den Wald, warf sich auf die Erde und riß das Moos aus, das seine Hände greifen konnten. Dann verschwand er schon früh des Morgens und besuchte irgend ein entferntes Dorf, um dort zum Abend eine Versammlung anzusagen. Seine Anhänger behaupteten, daß der Geist noch nie vorher so mächtig in ihm gewesen sei. Er sprach besonders gern von der Erbsünde und von der Demüthigung des Menschen vor Gott und von dem jüngsten Tage und von der ewigen Verdammniß derer, die nicht wiedergeboren würden im Lichte der Erkenntniß. Er klagte sich selbst großer Sündhaftigkeit an, schlug sich die Brust und betete mit feurigen Worten um Gottes Beistand, daß es ihm gelinge, das Fleisch zu tödten. Bis spät in die Nacht setzten sich diese Gebetstunden fort; meist endeten sie damit, daß einige Weiber in Verzückung geriethen und in unsinnigen Reden den Untergang der Welt verkündeten. Jons wanderte in der Nacht weiter und trieb am andern Tage sein Wesen in einem andern Dorf, bis er völlig erschöpft war. Es war schon vorgekommen, daß man ihn in seinem geschwächten Zustande auf den Wagen setzen und nach Hause fahren mußte. Einmal hatte er drei Tage lang keine Nahrung zu sich genommen.

Alles Losringen schien umsonst zu sein. Madle's Augen übten auf ihn einen Zauber, dem sich nicht widerstehen ließ. Hörte er sie draußen singen, so hielt er es nicht aus in seiner Einsamkeit. Und sie sang gern Lieder wie dies:

In der Nacht ohne Schlummer,
Sprach ich ein liebes Wörtlein:
Ewiglich,
Nun und nie
Von ihm mich zu trennen.
Viel wünschte ich lieber,
Daß Leib und Seele sich trennen,
Als daß ich hier
Geschieden wäre
Von dem zarten Jüngling.

Er selbst murmelte immer den Schlußvers eines anderen Liedes vor sich hin, das ihm nicht aus dem Sinn wollte:

Bis an die Kniee
Hinein in Sümpfe,
Bis an die Achseln
Hinein ins Wasser . . .
Armselig meine Tage!

Aber Madle schien nichts davon merken zu dürfen, daß seine Tage armselig. Nur wenige Minuten brauchte er bei ihr zu sein, so rötheten sich wieder seine Wangen, blitzten seine Augen feurig, lachten seine Lippen. Die Dainos, die er für sie dichtete, klangen wohl traurig, sprachen aber auch ein Leid aus, das ihr selbst nahe ans Herz ging, wennschon die Beziehungen poetisch verschleiert waren. Da sang der junge Knecht, der die Wirthin zur Frau begehrt in seinem Unverstand und das schöne Töchterchen nicht bemerkt —:

Eine Rosenknospe
Bei der vollen Rose.
Die volle Rose entblättert sich bald und das Knöspchen blüht auf,
Morgenroth die Blättchen,
Sonnenschein die Fädchen,
Und im tiefsten Grunde,
Ach! ein Thränentröpfchen.

Dazu machte Madle sich eine recht schwermüthige Melodie, und wenn ihre Mutter sie fragte: „Wo hast Du das Lied her?" so lachte sie und rief: „Von dem jungen Knecht selbst, dem's gereut. Das Knöspchen weint aber nur, weil er's nicht bricht. Wozu ist es sonst auf der Welt?"

Bei der Ernte mußten beide helfen. Eines Abends blieben sie noch auf dem Felde, als die andern Arbeiter schon zurückkehrten. Deren spöttische Reden verdrossen die Wirthin. Sie ging hinaus und fand sie weitab am Bach unter einem Weidengebüsch sitzen. Madle hatte die Arme um seinen Hals und den Kopf an seine Brust gelegt. Urte war's, als ob ein kaltes Eisen ihr durchs Herz fahre. Aus ihren dunkeln Augen blitzte es wie nächtliches Unwetter, ihre Hände krallten sich, mit einem Satze sprang sie herzu und riß die Beiden von einander. „So also steht's," keuchte sie. „Mein Mann und meine Tochter . . . Und ich Blinde sah nichts! Wofür achtet ihr mich? Fort! und daß ich euch so nicht wieder treffe." Sie stieß Madle vor sich hin. „Lieber hätt' ich einen Unhold geboren, als Dich."

„Schlage mich nur," rief Madle. „Ich kann's doch nicht ändern, daß ich ihm gut bin. Eher wirst Du Deine Hand verlieren, als ich mein Herz." Und als sie über den Steg nach der Bleiche ging, sang sie wieder:

Viel wünschte ich lieber,
Daß Leib und Seele sich trennen,
Als daß ich hier
Geschieden wäre
Von dem zarten Jüngling.

Jons verantwortete sich mit keiner Silbe. Er ließ einen Hagelschauer von Scheltreden über sich niederfallen und sah nur finster zur Erde. Endlich ließ Urte ab von ihm und entfernte sich weinend. Es war das erste Mal, daß er sie weinen sah. Sie weinte im Zorn, aber sie weinte.

Drei Tage lang sprach sie kein Wort mit ihm. Die Thür zwischen den

Beiden vernagelte sie wieder, aufs Feld durfte Jons nicht hinaus. Er las eifrig in seiner Bibel, aber die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang däuchte ihm endlos. Madle sang Abends in des Großvaters Stube; das konnte Urte ihr doch nicht verwehren. Und sie konnte es auch nicht hindern, daß Jons sie hörte. Sie polterte noch mehr als sonst im Hause. Niemand konnte ihr's recht machen. Die Magd jagte sie fort, weil sie mit einer alten Frau, die im Dorf als Neuigkeitskrämerin galt, hinter dem Zaun gezischelt hatte, und dem Knecht kündigte sie zu Martini, weil er für die Magd zu dreist sprach. Wenn man sie so hörte, mußte man glauben, sie fühle sich als die stolze Herrin, der sich Alles fügen müsse. Aber ihr war sehr weh' zu Muth, sehr gedrückt ums Herz. Sie lärmte nur, um sich's wegzuschaffen. Und es gelang doch nicht. Sie wußte, daß sie etwas verloren hatte, und das war ihr ganzes Leben gewesen.

Endlich brach sie selbst das Schweigen. Kurz vor dem Schlafengehen war's. Madle sang nebenan, als ob sie den Großvater in Schlaf lullen müsse. Urte klopfte ärgerlich an die Thür, aber ohne Erfolg. „Sie muß wieder fort," stöhnte sie, „es kann so nicht bleiben."

Er seufzte schwer. „Du bist in Deinem guten Recht," sagte er, „und es schmerzt mich tief; daß Alles so gekommen ist. Wenn ich vor drei Jahren geahnt hätte . . ."

„Was? Daß die Madle in so kurzer Zeit erwachsen sein würde? Das hast Du Dir an den Fingern abzählen können. Und ich hab Dir's auch gesagt: Du bist zu jung für mich, warte ab, bis die Madle erwachsen ist. Hab' ich Dir das gesagt?"

„Du hast es gesagt."

„Damals hätt' es mir wenig ausgemacht, wenn Du fortgegangen wärest und hättest an die Heirath nicht weiter gedacht. Und wenn auch — es wär' bald überwunden gewesen. Hinterher aber . . ." Sie biß knirschend die Zähne zusammen. „Bist Du ihr denn wirklich gut?" fragte sie nach einer Weile, und die finstern Augen standen ihr dabei voll Wasser.

„Damals hab' ich nicht geglaubt, daß es je möglich sein könnte," antwortete er; „aber es ist über mich gekommen, ich weiß nicht, wie und ich kann's auch nicht beschreiben, wie es ist. Nur das verstehe ich, daß Gott mir nicht hat helfen wollen, von diesem Zwang mich zu befreien, und so bin ich ein armseliger Mensch, der sich nicht retten kann von seines Herzens Noth."

„Das darf doch nicht gelten," sagte sie. „Wenn einer seinen schlechten Gedanken willig nachgibt, wie soll Gott dem helfen?"

Er seufzte wieder aus recht beklommener Brust. „Ja, ich bin schlecht, ich bin grundschlecht," rief er. „Aber was kann ich dagegen —? Sie hat mir's angethan."

„Ja, sie hat Dir's angethan —" bestätigte Urte traurig. „Wie könntest Du sonst so gotteslästerlich reden? Ich sehe wohl, daß sie mich haßt, weil ich Dich geheirathet habe. Deshalb sinnt sie darauf, wie sie mich am tiefsten kränken kann. Das Einzige will sie mir nehmen, was meinem Herzen lieb ist. Ganz verderben will sie Dich, damit ich Dich unter meinen Fuß trete. Dann wird sie hohnlachen über mich und über Dich!"

Jons schüttelte schwermüthig den Kopf.

„Wär's eine Andere," fuhr Urte fort, „da ließe sich's noch begreifen, was sie wollte. Was die mir aber nimmt, das kann sie selbst nicht einmal haben. Vor der eigenen Sünde erschrickt sie nicht, wenn sie Dich nur verderben kann. Und Du widerstehst nicht, weil der Böse durch sie über Dich Gewalt hat."

„Daß der Böse über mich Gewalt hat," sagte er traurig, „das glaube ich wohl. Aber Madle ist nicht Schuld daran. Es kann sein, daß mein Hochmuth gestraft werden soll, weil ich mich zu sehr meiner Schwachheit und Unwissenheit überhoben hatte. Zu rathen weiß ich mir aber nicht anders, als daß ich Haus und Hof verlasse und in die weite Welt gehe. Dazu bin ich bereit."

„Das glaube doch nicht," fiel sie mit Heftigkeit ein, „daß ich Dich fortlasse, Jons. Zu mir gehörst Du, und bei mir sollst Du bleiben. Die Madle muß fort — so oder so. Ich leide nicht, daß sie mir im Wege steht zu Dir." Sie fing an zu schluchzen und umarmte ihn stürmisch und drückte ihn an die hochwogende Brust. Ihre Stimme wurde ganz weich. „Es ist ja nicht möglich, Jons, daß Du weggehen kannst. Hab' ich Dir nicht alles Gute gethan? Andere mögen über mich zu klagen gehabt haben, Du nicht. Und Du sollst auch jetzt sehen, daß ich Dir gut bin, wie kein Mensch sonst. Ich will Dir's verzeihen, daß Du Dich verirrt hast, und auch künftig mit keinem Wort daran denken. Aber verlassen darfst Du mich nicht."

Ihm war so bange zu Muth, daß er hätte laut aufschreien mögen. Wenn sie ihn nicht fortließ, was sollte aus ihm werden? Es rührte ihn, daß die Frau, die sonst so schroff und streng ihren Willen durchzusetzen gewohnt war, ihm ihre ganze Schwäche offenbarte; aber er wagte ihr nicht zu sagen: es soll wieder Alles zwischen uns sein, wie es gewesen ist! Wie konnte das je geschehen? Madle hatte doch sein Herz. —

Gleich am nächsten Morgen ging Urte in die Altsitzerstube und verlangte, daß das Mädchen wieder nach der Stadt gehen solle: für den alten Mann würde sie auf andere Art sorgen. Madle schlug es ihr rundweg ab. „Du hast es selbst so gewollt, daß ich zurückkomme," sagte sie, „und keiner Warnung geachtet. Nun will ich mich nicht wieder von Dir fortjagen lassen. Dies ist meines Vaters Haus, und das kann mir meine Mutter nicht verbieten."

„Das kann sie Dir verbieten," rief Urte, „wenn Du ihm solche Schande machst. Siehst Du denn nicht, wohin Dich der böse Geist treibt?"

Aber Madle war hartnäckig und blieb.

Die beängstigte Frau sann auf ein anderes Mittel. Das Mädchen müsse heirathen, überlegte sie. Da war ein Wirthssohn, ein sehr hübscher Mensch, der hatte schon wiederholt Madle's wegen anfragen lassen. Sein Vater wollte ihm das Grundstück abtreten, wenn es zur Hochzeit käme. Urte sprach mit seiner Mutter und brachte im Voraus Alles in Ordnung, wie es in solchem Fall Sitte war. Als nun aber der Freiwerber mit dem Blumenstrauß am Hut auf dem Schimmel angeritten kam, versteckte Madle sich nicht, sondern ging ihm vors Haus entgegen und sagte: „Tritt nur lieber gar nicht ein und behalte Dein Sprüchlein für Dich. Denn hier wirst Du kein Glück haben. Ich denke nicht daran zu heirathen — nicht jetzt und nicht übers Jahr."

Urte schalt, bat und drohte vergebens, Madle blieb unbeweglich. „Es kann mich Keiner zum Heirathen zwingen," trotzte sie, „und für eine Hexe schickt sich's ohnedies besser, wenn sie ledig bleibt. Wem ich gut bin, den kann ich nicht haben, und einen Andern mag ich in Ewigkeit nicht."

Eine entsetzliche Unruhe trieb Urte seitdem um; keine Minute hielt sie sich für sicher, daß nicht ihr Recht gekränkt würde. Mit argwöhnischen Augen bewachte sie Jons. Wußte sie ihn im Garten, so schlich sie gebückt am Zaun entlang, oder lauerte an der Ecke der Klete. In die hintere Wand derselben hatte sie ein Loch gebohrt, um von innen her hinter die Hopfenwand blicken zu können. Sie lauschte auf jedes Wort und jeden Blick. Alle Farbe verlor sie, und die Augen lagen tief in den Höhlen.

Sie erreichte nur, daß die beiden Menschen, die sie fern halten wollte, um so heimlicher verkehrten. Madle schien wie ein Kobold durch eine Thür- oder Fensterritze schlüpfen und durch die Luft verschwinden zu können. Für sie gab es keine Gewissensbedenken. „Kümmere Dich um nichts," flüsterte sie Jons zu, „ich bin Dir gut und thu' Dir Alles zu Liebe." Sie zwang ihn mit einem Blick, mit einem Lächeln, mit einem Wink der Hand. Tausendmal rief er sich zu: nicht weiter! und wenn er sie sah, war's vergessen.

„Was soll daraus werden, Madle?" fragte er.

„Warum willst Du das wissen?" entgegnete sie. „Sei glücklich und laß mich glücklich sein. Dauert's kurz oder lang, was kommt's darauf an?"

„Aber es muß Dein Verderben werden, Madle."

Sie schmiegte sich an ihn. „Mag's doch! Ich will Dir sagen, wenn's Zeit ist, Jons. Dann lädst Du die Doppelflinte, die noch von meinem Vater her in der Kammer hängt, und der eine Schuß ist für mich und der andre für Dich."

Seine Stirn glühte. Wenn ihr's Ernst damit war . . . Er sah ihr tief in die Augen. Sie hielt seinen Blick aus, ohne zu zucken. Es war ihr Ernst damit. „Gut," sagte er, „so soll's sein."

Dieses Factum beruhigte ihn. Vielleicht blieb nur noch eine kurze Spanne Zeit zum Leben — — mochte denn in ihr dem Herzen sein volles Recht werden!

Er besuchte keine Versammlung mehr; er las nicht mehr in seinen Büchern. Aber er dichtete Dainos, wie sie noch kein Littauer gedichtet hatte, schrieb sie auf kleine Blättchen und schob dieselben Madle in die Hand. Eine Stunde darauf hörte er sie singen.

Sie sang auch Nachts, wenn Alles längst zur Ruhe gegangen war, ganz leise draußen vor dem Fenster. Geweckt zu werden brauchte er nicht.

Urte pflegte nach des Tages Ermüdung immer sehr schnell einzuschlafen und die ersten Stunden der Nacht in tiefem Schlaf zu liegen. Sie merkte nichts davon, daß Jons aufstand, sich ankleidete und hinausschlich.

Einmal aber, von einem bösen Traum geängstigt, wachte sie auf und griff nach seiner Hand. Der Platz war leer. Sie setzte sich aufrecht, rieb die Augen, schob die Vorhänge des großen Himmelbetts zurück, blickte mit gespannter Aufmerksamkeit in die Stube, horchte. Es war Alles still, nur die Wanduhr pickte und der alte Endratis nebenan athmete vernehmlich. In der Dunkelheit ließ

sich kein Gegenstand deutlich erkennen, nur zeichneten sich die Blumentöpfe auf dem Fensterbrett gegen den helleren Nachthimmel ab. Jons war sicher nicht in der Stube. Sie sprang auf, warf ihre Röcke über, klinkte leise die Thür auf und ging hinaus. Die Hausthür fand sie nur angelehnt. Nun wußte sie, was geschah. Im Garten vielleicht . . . Ja, im Garten. — — —

Als sie nach einer Viertelstunde zurückkehrte, warf sie sich auf das Bett und schluchzte laut. Als sie aber Jons kommen hörte, biß sie die Zähne in die Lippen und hielt sich ganz still. Ihr Entschluß war gefaßt: Nie wieder!

Am andern Morgen sah sie noch fahler aus, als gewöhnlich; die Augen hatten einen gläsernen Ausdruck, die Lippen zuckten unaufhörlich. Aber sie sagte nichts, was Verdacht erregen konnte.

Es gab auf dem Felde zu thun. Der Weizen war schnittreif. Sie schickte die Arbeiter hinaus, mit ihnen auch Madle.

Um zehn Uhr brachte sie ihnen das Frühstück, Milch in Flaschen und Brot, jedem seinen Theil schon zu Hause zugemessen. Es geschah allemal so. Madle war durstig und trank hastig. „Wohl bekomm es Dir," sagte Urte, indem sie ihr die Flasche wieder abnahm.

„Die Milch ist nicht gut," meinte Madle, „aber sie löscht den Durst."

„Sie hält sich in der Hitze schlecht," antwortete Urte, „das ist im Sommer nicht anders."

„Ich bin heute so müde," klagte das Mädchen und reckte die Arme auf — „ah!"

„Ich habe diese Nacht auch schlecht geschlafen," sagte Urte. „Ich hatte einen häßlichen Traum — von einem Begräbniß, glaube ich . . . Man holt es wieder ein."

Zum Mittag kam Madle nicht nach Hause. Sie hätte sich unter dem Rosenstrauch schlafen gelegt, berichteten die Arbeiter. Gegen Abend fühlte sie sich sehr unwohl. Sie klagte über Kopfschmerzen und spürte eine heftige Neigung zum Erbrechen. Urte bereitete ihr einen Thee und schickte sie früh zu Bett. Jons äußerte sich sehr besorgt. „Was wird's denn sein," meinte Urte. „Sie hat sich erkältet. Wie andere Menschen richtet sie sich doch nicht ein. Ich wette, sie ist öfters in der Nacht aufgestanden und im Garten spazieren gegangen, wenn's ihr in der Altsitzerstube zu heiß war. Heute früh hab' ich ihr Tuch auf dem Bänkchen unter der Linde gefunden. Wie man's treibt, so geht's." Jons schwieg darauf.

Am andern Tage ging Madle wieder zur Arbeit. Vormittags trank sie ihre Milch, gab aber das Brot zurück: es schmeckte ihr nicht. Auch bei der Hauptmahlzeit aß sie wenig. Das Kopfweh stellte sich wieder ein und quälte sie bis zum Abend. Die Nacht schlief sie schlecht. Noch einige Tage weiter schleppte sie sich auf das Feld hinaus; sie schien sich gegen die Krankheit wehren zu wollen, aber die Harke wurde ihr schon zu schwer. Dann blieb sie in der Stube beim Großvater, dem es lieb war, wenn er ihren Beistand nicht tagüber entbehren mußte. Sie hatte aber Mühe, vom Stuhl aufzustehen und ihm etwas zu reichen. Urte brachte ihr die Suppe und holte die Schale wieder ab. Meist

war sie kaum zur Hälfte geleert. Den Rest goß die sonst so sparsame Frau draußen in die Dunggrube.

Madle wollte sich mit Handarbeit beschäftigen. Sie suchte den Kasten vor, den die Herrschaft in der Stadt ihr einmal von einer Reise mitgebracht hatte. Unter dem Deckel befand sich ein kleiner Spiegel. Sie blickte halb zufällig hinein und erschrak über ihr Aussehen. Ihr Gesicht war grau, die Haut welk, die Wange eingefallen, das Auge glanzlos. Kein Tropfen Blut schien in ihren Adern zu sein. Dabei fühlte sie sich nicht eigentlich krank, nur entsetzlich matt und trübe gestimmt. Sie blieb in der Stube. Vor Jons wollte sie sich gar nicht sehen lassen. Von Zeit zu Zeit aber kam er außen ans Fenster, klopfte an und erkundigte sich, wie es ihr gehe. Es müsse doch bald besser werden, meinte sie. Aber ihr Zustand verschlechterte sich zusehends. Urte erkundigte sich bei allen alten Weibern im Dorf, was wohl helfen könnte, und bereitete ihr allerhand Tränkchen, zu denen dieselben riethen. Sie schienen eher das Unwohlsein zu befördern. Madle verfiel rasch in erschreckender Weise, sie schlich gebückt an der Wand hin, wälzte sich Nachts schlaflos auf ihrem Lager, saß viele Stunden am Tage anscheinend ganz theilnahmlos da. Wenn sie des Morgens ihr Haar kämmte, blieben ganze Büschel am Kamm hängen.

Die Schwäche nahm immer zu. Bald klagte sie dem Alten, daß sie die Füße nur mit Mühe heben könne. Die Gelenke wurden unbeweglich. Sie mußte im Bett bleiben. Nun verlangte sie nach Jons. Er sollte ihr vorlesen. „Geh' nur," sagte Urte, „ich habe nichts dawider."

Jons war entsetzt über ihren Anblick; kaum konnte er einen Schrei zurückhalten. Ihre Hand war kalt. Er beugte sich über ihr Gesicht, das traurig lächelte, und küßte ihren Mund. Auch die Lippen waren kühl. Es durchschauerte ihn. „Es ist bald aus gewesen mit aller Lust und Freude," sagte sie leise. „Das letzte Mal im Garten . . ."

„Sprich nicht davon," bat er, sich dicht zu ihr neigend.

„Warum nicht," fragte sie. „Es war eine so schöne Nacht . . . ich muß immer an sie denken."

Er las ihr aus dem Gesangbuch vor, aber sie schien wenig aufzumerken. Nach einer Weile sagte sie: „Wenn uns nur nicht Jemand belauscht hat! Mir war so, als hörte ich einen Zweig hinter uns knicken — und bald darauf huschte es fort." Und wieder nach einer Weile fragte sie: „Bist Du ganz sicher, daß meine Mutter die Nacht geschlafen hat wie sonst?"

„Wie kann ich das?" antwortete er. „Später wachte sie gewiß. Es ist möglich, daß ich sie aufgeweckt habe."

„Es ist möglich," wiederholte Madle, „aber möglich ist's auch . . . Man mußte ja darauf gefaßt sein. Und verargen kann ihr's Niemand . . ."

„Was denkst Du, Madle? Sie . . .?"

„Ich denke nichts, gar nichts — —" Murmelnd setzte sie hinzu: „Ich weiß Alles." Auf seine Fragen gab sie weiter nicht Antwort.

Ihre Suppe rührte sie Mittags nicht an, auch Abends nicht.

Als Jons sie am andern Tage noch matter fand, sagte er: „Das darf ich so nicht länger mit ansehen; wir müssen den Arzt holen."

Ihre Hand zuckte in der seinigen. „Das soll nicht geschehen," sagte sie mit ängstlichem Ausdruck, „auf keinen Fall soll das geschehen."

„Aber eine so tückische Krankheit —"

„Ich will den Arzt nicht," fiel sie mit Heftigkeit ein; „— er kann mir nicht helfen."

„Aber er hat Anderen schon oft geholfen."

„Glaube mir, er kann mir nicht helfen. Es ist mir so verhängt und ich beklage mich nicht darüber. Kein Arzt soll mich sehen — wenn meine Mutter selbst nicht darauf besteht. Aber sie wird's nicht, und Du sollst sie auch nicht fragen." Als er ging, bat sie ihn, ihr heimlich etwas von seinem Brot und seiner Milch zu bringen. „Die Suppe, die mir die Mutter kocht, esse ich nicht mehr," setzte sie hinzu. „Aber laß sie's nicht merken."

Er starrte sie an. Es war ihm, als ob der Tag sich verfinsterte und etwas Furchtbares aus der nächtlichen Tiefe aufstieg, seine Brust mit schreckhafter Ahnung zu beängstigen. „Madle," rief er, „Du fürchtest —"

„Still, still," unterbrach sie, „kein Wort! Ich habe nichts gesagt. Vergiß nicht, wer ... und daß wir ... Still! Die Wände haben Ohren."

Seitdem schwankte er umher wie Einer, dem die Füße das schwere Haupt kaum tragen. Bei Madle stellten sich Krampfzufälle ein, dann lag sie Stunden lang ohne Besinnung. Aber das Bewußtsein stellte sich wieder ein. Jons saß Tag und Nacht an ihrem Bett. Einmal nahm sie seine Hand und zog ihn an sich. „Ich habe Dir sagen wollen, wann es Zeit sein würde," flüsterte sie ihm ins Ohr. Nun ist's Zeit — aber nur für mich — und anders als ich dachte. Wir müssen Abschied nehmen. Gräme Dich nicht darüber ... Wie hat's denn enden können, als mit schwerem Leid? Ich habe mein Theil getragen, trage Du nun auch Dein Theil. Und bete mit mir: Gott, vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

Er sprach die Worte mit bebenden Lippen nach. Sie küßte sie ihm vom Munde und sank zurück. Ein langer Seufzer noch, und Madle hatte ausgelitten. —

Urte trieb ihn von der Leiche fort. „Komm," sagte sie, „die Todten wollen begraben sein. Jetzt gehörst Du doch zu mir!"

Sie zog Madle die besten Kleider an; sie pflückte so viel Blumen im Garten, als im Spätsommer blühen, und legte um sie einen Kranz; sie gab ihr ein Gesangbuch in die kalten Hände und ließ am Sarge Wachskerzen brennen, die in einer katholischen Kirche jenseits der Grenze geweiht waren. Die Fenster wurden nicht geschlossen, und Jeder, der wollte, konnte herantreten und das arme Ding da liegen sehen, das so jung hatte sterben müssen.

Urte richtete ein großes Begräbniß aus, wie es sich für eine reiche Wirthstochter schickte. Ueberall war sie selbst thätig, auch den Herrn Pfarrer bestellte sie, und er sollte zu Hause am Sarge und auch auf dem Kirchhofe sprechen. Sie bezahlte ihn im Voraus dafür sehr reichlich. Bei der Rede vergoß sie viel Thränen, die ihr sicherlich aus dem Herzen kamen, und am Grabe, in das sie drei Hände voll Erde geworfen, stand sie lange in stillem Gebet. Die Nachbarn

traten heran und drückten ihr Bedauern aus. „Sie war ja mein Kind," sagte sie mit aufrichtigem Schmerz, „— mein einziges Kind!"

Endratis wimmerte bestätigend: „Ja, das einzige Kind, und das Grundstück kommt nun an Fremde."

Jons kniete hinter einem Grabhügel, bis die ganze Feierlichkeit beendet war.

Urte hatte gleich vollauf Beschäftigung, das ganze Haus zu lüften und zu reinigen. Was irgend an Madle erinnern konnte, schaffte sie bei Seite. Jons saß indessen im Garten auf dem Bänkchen unter dem Lindenbaum und stierte vor sich hin auf die Erde. Spät Abends kam sie, ihn herein zu holen. „Es ist nun Alles in Ordnung," sagte sie freundlich, „und wir können wieder das alte Leben anfangen, wie es vordem war, ehe Madle ins Haus zurückkehrte. Willst Du, Jons?" Er rührte sich nicht.

„Es ist sehr traurig," fuhr sie fort, „daß sie so jung hat sterben müssen, aber für uns ist's doch am besten so. Sie war unser Unglück."

Er stieß einen ächzenden Ton aus und wandte sich ab.

Urte setzte sich zu ihm. „Ich will Alles vergessen," sagte sie, „und ich weiß doch mehr, als Du denkst. Aber sei wieder gut gegen mich. Ich bin Deine Frau, und so soll's bleiben."

Sie legte den Arm um seinen Nacken und den Kopf auf seine Schulter. Er stieß sie zurück. „Mörderin —" zischelte er und schlug die Hände vors Gesicht.

„Jons —!" schrie sie auf, „wer wagt . . ."

Er stand vor ihr, faßte sie bei den Schultern und schüttelte sie wie ein Wahnsinniger. Sein Gesicht war verzerrt. „Du hast sie vergiftet," stöhnte er.

Sie zitterte unter seinen Händen. „Wer darf sagen —?"

„Lüge nicht! Du hast sie vergiftet — Dein Kind vergiftet."

„Schrei' es doch ins Dorf hinaus —!"

„Nein! Niemand soll's wissen — Niemand darf's wissen, Unselige. Du bist — mein Weib . . . Ich verrathe Dich nicht, mein Mund soll stumm sein wie ihr Mund. Aber vergeben kann ich Dir nicht, wie sie Dir vergeben hat. Ich habe Dich schwer gekränkt, und Du hast Dich gerächt. Weher hättest Du mir nicht thun können. Aber Dir auch nicht. Wir sind geschieden."

„Wenn es geschehen ist," murmelte sie, „kannst Du's ausmessen, was ich auf mein Gewissen geladen habe? Eine Mutter! Aber wenn die's thut . . ."

„Wir sind geschieden," ächzte er.

Sie umfaßte ihn. „Geschieden waren wir durch sie, jetzt aber steht Keiner mehr zwischen uns. Was hast Du mir vorzuwerfen? Madle war Deine — Tochter. Galt Dir ihre Schande weniger als ihr Tod? Danken solltest Du mir . . ."

Jons riß sich los, schleuderte sie zurück und eilte fort durch die hintere Gartenpforte. Urte sah ihn, die Hände ringend, über den Steg und die Wiese dem Walde zulaufen. Sie eilte ihm einige Schritte nach, kehrte dann aber um und ging langsam dem Hause zu. Die Hände hatte sie zusammengekrampft und die Zähne auf einander gebissen. „Er muß sich austoben," dachte sie — „er kommt wieder, und dann wird Alles gut sein."

Aber Jons kam nicht wieder.

Ungefähr in der Mitte der Westküste des Samlandes liegt ein Ort Namens Palmnicken. Es befindet sich dort eine großartig betriebene Bernsteingräberei und Taucherei. Hoch auf dem Seeuferberge liegt die prächtige Villa des Unternehmers, etwas tiefer das Grubenhaus mit seinem Zubehör. Bergwerksmäßig wird tief ins Land hinein die noch unter dem Meeresspiegel liegende „Neue Schicht" ausgehoben, in welcher sich das samländische Gold birgt. Am Seestrande aber liegt eine Reihe großer und fester Böte, zur Taucherei bestimmt, die eine Strecke seewärts, wo sich der Bernstein unter den mächtigen Steinlagern fängt, tagaus tagein betrieben wird, wenn nicht Stürme und hoher Seegang die Arbeit untersagen.

Ein solches Boot ist mit mindestens vier Leuten bemannt, mit der Luftpumpe und dem Taucherapparat ausgestattet. Die Taucher sind meist kräftige Littauer; sie zeigen sich am besten den Strapazen dieses auch im Winter nicht ruhenden Dienstes gewachsen. Auf der richtigen Stelle angelangt, wird ein Anker geworfen. Der Taucher bekleidet sich mit dem wasserdichten Gummianzuge, schnallt die schweren Bleischuhe unter die Sohlen, hängt den Tornister um, durch welchen die verbrauchte Luft abfließen soll, und steigt auf die außen am Boote angebrachte Treppe. Nun nimmt er die Platte des Luftschlauchs, der in die Pumpe mündet, zwischen Lippe und Zähne; um einen kupfernen Ring, mit dem der Gummianzug über dem Gesicht abschließt, wird ein Helm geschraubt, in welchem sich zwei große Glasaugen befinden. In demselben Augenblick setzen die beiden Arbeiter an der Luftpumpe den Druckapparat in Bewegung. Der Taucher wirft sich rücklings ins Wasser und sinkt langsam unter. Wo er am Grunde thätig ist, brodeln von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche Luftbläschen auf. Er hat eine Eisenstange in der Hand, mit der er die Steine aufhebt, und einen Beutel umgehängt, in den er den aufgefundenen Bernstein wirft. Wohl zwei, auch drei Stunden lang vermag er's in der Tiefe auszuhalten. Dann zieht er die Glockenschnur und wird an der Leine bis zur Treppe hinausgehoben. Ein anderer Mann löst ihn ab. So wechseln sie bis zur Heimfahrt.

Es ist ein mühseliges und gesundheitsgefährliches Gewerbe. Auch die kräftigsten Männer bleiben von einem Lungenleiden nicht lange verschont, und alt werden die wenigsten.

Hierher hatte Jons Kalwis nach längerem Umherirren seinen Weg gefunden. Man wollte ihn nicht annehmen, da er schwächlich und kränklich aussah, aber er bestand darauf, in die Reihe der Taucher eingestellt und wenigstens zu einem Probedienst zugelassen zu werden. Er sei gesund und jetzt nur ein wenig heruntergekommen. Man versuchte es mit ihm und fand ihn tauglich.

Sein Körper freilich kräftigte sich nicht. Es kostete ihm offenbar die größte Anstrengung, sich in dem schweren Anzug aufrecht zu halten, und oft kam er ganz erschöpft aus der Tiefe herauf und lag dann längere Zeit bleich und schwerathmend im Boot. Aber er blieb so lange unten, als andere Taucher, und brachte meist seinen Beutel mit schönen und großen Stücken gefüllt herauf. Es nützte auch nicht, daß man ihm rieth, sich zu schonen: er gab kaum darauf eine Antwort. Ueberhaupt galt er für den schweigsamsten Menschen, den man je kennen gelernt hatte. Wäre es nicht bekannt gewesen, daß er sehr wohl sprechen könne,

man würde ihn nach tagelanger Bekanntschaft für stumm gehalten haben. Er erhielt auch wirklich den Beinamen „Nebielies", das heißt: „der Stumme", und wurde bald nur noch mit ihm bezeichnet. Er suchte keinen Freund, hielt sich meist allein, ging nie ins Wirthshaus, trank auch auf dem Boot selbst bei kaltem Herbst- und Winterwetter nur den Schluck, der zur Erfrischung der Lebensgeister nach der Taucherarbeit durchaus erforderlich war. Nahm ihn nicht die Arbeit in Anspruch, so schlief er oder saß auf der Düne und schaute aufs Meer und in die Wolken hinaus. Von seinem Verdienst gebrauchte er nur den kleinsten Theil für sich; das Uebrige gab er den Armen. Als einer von den älteren Tauchern nach schwerem Brustleiden verstarb und neben der Wittwe eine Tochter hinterließ, die Madle hieß, nahm er sich der Familie wie ein Vater an.

Niemand wußte, wo Nebielies zu Hause und daß er verheirathet war. Er hatte seine Schlafstelle in der Herberge und außer seinen Kleidern gar kein Besitzthum. Madle Bannuszies und ihre Mutter hätten ihm allzu gern seine Wohlthaten durch ihre Dienste vergolten, aber sie mußten schon froh sein, wenn er einmal durch sie ein Kleidungsstück ausbessern oder sich von ihnen das Essen aus dem Speisehause bringen ließ. Ihren Dank lehnte er ab. „Ich habe ein Mädchen gekannt, das Madle hieß, wie Du, und auch ungefähr in Deinem Alter war," hatte er einmal gesagt, „deshalb thu' ich's. Das Mädchen ist todt." Weitere Fragen beantwortete er nicht. Bald fragte auch Niemand mehr.

Zu Madle fand sich ein junger Littauer, der an den Luftpumpen arbeitete. Aber sie konnten nicht heirathen, da sie zu arm waren. Dazu vermochte nun auch der Stumme nicht zu helfen.

So lebte Kalwis nun schon ins vierte Jahr; sein Leib war abgemagert, seine Gesichtsfarbe gelb, sein Athmen keuchend, aber er versäumte keinen Tag den Dienst. In den großen Augen loderte noch Etwas von dem früheren schwärmerischen Glanz, aber er senkte sie meist zur Erde, wenn man ihn anredete. Er las nie mehr in einem Buch, er ging keinen Sonntag zur Kirche. Wohl schien ihm nur zu sein, wenn der Kupferhelm sich vor seinem Gesicht geschlossen hatte und er durch dessen Glasaugen um sich herum das Seewasser grünlich schimmern sah. Da auf dem Meeresgrunde zwischen den Steinen hin und her schreitend, die viele Jahrtausende lang kein Lufthauch berührt hatte, konnte er sich einbilden ganz allein auf der Welt zu sein. Da grübelte er über den Zusammenhang der Dinge nach, wie früher, und kam nie zu einem befriedigenden Schluß; da erneuerte er die alten glückseligen und schmerzlichen Erinnerungen, da sagte er in Gedanken die schwermüthigen Lieder her, die er einst gelernt oder selbst gedichtet hatte, da bat er Gott um Verzeihung für alles Unrecht, das er gethan, betete inbrünstig zu seinem Sohn, daß er Madle in Gnaden ansehen wolle, wie einst eine andere Magdalena. Immer zu kurz wurde ihm die Zeit tief unten in solchen Betrachtungen.

Eines Tages kam eine littauische Frau nach Palmnicken und erkundigte sich nach Jons Kalwis. Sie habe kürzlich von einem Manne ihrer Bekanntschaft, der hier Arbeit gesucht, aber auf die Dauer nicht gefunden habe, erfahren, daß er hier bei der Taucherei beschäftigt sei. Sie wäre seine Frau. Ihr unheimliches Wesen hatte bewirkt, daß man sie überall kurz abfertigte; die Meisten

wußten nicht einmal, daß ein Jons Kalwis bei den Tauchern sei. Endlich hatte ihr ein Aufseher gerathen, sie solle nur nach Nebielies fragen. So gelangte sie in die Nähe des Schlafhauses, eben als der Gesuchte herausgetreten war, um nach dem Boot zu gehen.

Er stutzte, starrte sie eine Weile sprachlos an, trat wie taumelnd einen Schritt zurück. „Was willst Du?" fragte er endlich mit lallender Zunge.

„Jons," bat Urte, „komm' mit mir nach Hause. Es war, seit Du fortgingst, eine schrecklich lange Nacht. Laß mich nicht länger allein."

Er schüttelte den Kopf und streckte die Hand zitternd vor sich hin. „Warum suchst Du mich?" entgegnete er. „Du wußtest, daß ich nicht gefunden sein wollte. Ich bin für Dich nicht mehr unter den Lebenden, und für mich auch nicht. Gönne mir Frieden."

„Ich kann nicht," sagte sie. „Ich habe selbst keinen Frieden, und Deinetwegen war's doch, daß ich ihn verlor. Das Haus ist so einsam — der alte Mann ist nicht mehr nebenan. Mir graut in der Nacht. Ich will's nicht länger allein tragen. Komm' mit! Sind wir zu Zweien, so thut's uns nichts."

„Ich bleibe," rief er. „Nie wieder setz' ich den Fuß über Deine Schwelle."

„So bleibe auch ich," trotzte sie. „Ich bin Dein Weib und gehöre zu Dir. Schüttle mich ab, wenn Du kannst."

„Es darf nicht sein," antwortete er sie abwehrend. „Dort oder hier — ich bin Dir nichts mehr. Geh — geh! Wir hätten einander nie mehr wiedersehen sollen."

„Ich gehe nicht," versicherte sie mit großer Festigkeit. „Hab' ich Dir nicht Alles verziehen, was eine Frau und Mutter verzeihen kann? Und Du willst mich so unchristlich verwerfen?"

„Sorge, daß Gott Dich nicht verwirft," sagte er, die Hand erhebend. „Ich bin ein sündhafter Mensch und kann Deine Seele nicht retten. — Und nun laß mich an die Arbeit gehn, sie warten schon auf mich."

Er schritt rasch dem Abberge zu und die Holztreppe nach dem Strand hinunter. Urte folgte ihm. Das Boot lag in der Schälung. Er sprang hinein, indem er ihm zugleich einen Stoß ins tiefere Wasser gab. „Nehmt mich mit," flehte die Frau. „Er muß mich hören — er ist mein Mann!"

Sie ruderten schon über die Brandung hinweg.

Aber die Besatzung eines zweiten Boots, das eine halbe Stunde später ausfuhr, gelang es ihr mit Geld zu bestechen. Man nahm sie mit und ließ sie in das erste Boot übersteigen.

Jons war bereits in der Tiefe. Man zeigte auf die Richtung der Leine und des Luftschlauchs. Aengstlich starrte Urte über Bord in das graugrüne Wasser, als hätte sie auf dem Grund Etwas erspähen können. Einen Augenblick war es ihr wirklich so, als ob sie eine ungeheuerliche Gestalt mit dickem Kopf und großen Augen nicht weit unter der Oberfläche gesehen hätte; sie war gleich wieder versunken. Die Littauer im Boot plauderten untereinander, erzählten von dem „Stummen", was sie wußten, erkundigten sich nach seinen häuslichen Verhältnissen. Es war allgemeine Verwunderung, als sie hörten, daß

er ein reicher Wirth sei. Sie hätten ihn lange für nicht ganz gesund im Kopf gehalten, sagten sie.

Jons war schon drei Stunden unter Wasser. Seit längerer Zeit hatte er die Stelle auf dem Grunde nicht verändert. Der mußte da ein gutes Bernsteinnest gefunden haben, meinten die Leute. Dann aber fiel es ihnen auf, daß die verbrauchte Luft nicht abgurgelte. Da das Wasser bewegt war, hatte sich dieser Umstand vielleicht schon längere Zeit ihrer Beobachtung entzogen. Als sie noch darüber sprachen und sich verwunderten, daß er nicht das Zeichen gebe, tauchte plötzlich in der Richtung der Leine ein dunkler Gegenstand über die Oberfläche, wie in die Höhe geschnellt. Man zog ihn eiligst heran.

Er gab keine Hilfe mit den Händen; er stellte sich an der Treppe nicht aufrecht. Ein Mann mußte hinaustreten und ihn mit dem Oberkörper aufrichten. Da er nicht auf die Stufen trat, mußte man ihn über Bord ins Boot ziehen, was nur mit großer Mühe gelang. Das Vorderstück des Helms wurde abgeschroben. Zischend entwich die Luft. Als man endlich in die nun offene Hülle hineinzusehen im Stande war, starrte daraus ein bleiches, bewegloses Gesicht hervor. Die Augen waren halb geschlossen, der Mund, der den Schlauch losgelassen hatte, fest verbissen. Jons Kalwis war für ewig stumm.

Das Weib stieß einen markerschütternden Schrei aus und warf sich über den Todten. „Jons, Jons," klagte sie, „warum hast Du mir das gethan?"

Das Boot wurde sogleich ans Land gerudert, der Todte auf den Sand gelegt. Eine große Menschenmenge strömte zu. Ein solcher Unglücksfall hatte sich noch nie vorher ereignet. Man erging sich in allerhand Vermuthungen, sonst ohne nähere Betheiligung. Nur die Wittwe Bannuszies und Madle knieten neben dem Todten und weinten ihm aufrichtige Thränen nach.

Drei Tage darauf ließ Urte ihn begraben. Als er in die Erde gesenkt wurde, fiel sie in unbändigem Schmerz nieder, raufte sich das Haar und schrie unaufhörlich: „Mein Kind, mein Kind!" Man hielt sie für geisteskrank. Die beiden Frauen nahmen sich ihrer an.

Dann reiste sie in die Heimath zurück, verkaufte ihr Grundstück und kam mit einem reichen Vorrath von Geld wieder nach Palmnicken. Auch die Bücher brachte sie mit, die Jons lieb gewesen waren, sonst nichts von ihrer früheren Habe. Sie erwarb ein Häuschen nicht weit vom Kirchhof und betete täglich am Grabe ihres Mannes.

Für Madle Bannuszies schien sie eine tiefe Neigung gefaßt zu haben. Sie behandelte sie wie eine Tochter und sagte tausendmal: „Du und Deine Mutter, Ihr seid ihm lieb gewesen; ich will Euch Gutes thun, wie er Euch Gutes gethan hat." Sie stattete Madle reichlich aus und richtete für sie die Hochzeit mit ihrem Annuszus her.

Man glaubt allgemein, daß sie ihre Erbin sein wird. Aber sie weiß nicht einmal, daß Urte eine Tochter hatte, die Madle hieß, wie sie. —

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

Die folgenden Aufzeichnungen enthalten ein Stück Selbstbiographie, das sich auf dem fremden Boden der Cordillera de los Andes abspielt. Von den verschiedenen Formen, welche einer Reisebeschreibung gegeben werden können, wählte ich diese, weil sie den sehr verschiedenen Anforderungen eines großen Leserkreises am gleichmäßigsten entspricht. Es gibt nur wenige Biographien, deren Träger ein Held ist und seiner selbst wegen unsern Antheil hat; aber auch bei diesen, wieviel mehr bei allen übrigen, wird unser Interesse vornehmlich dadurch geweckt, daß uns irgend eine Epoche mit ihren äußeren Begebenheiten und inneren Vorgängen als reflectirtes Bild erscheint, und daß der Spiegel für dieses Bild ein Mensch ist, wie wir selbst. Wir verstehen dann die Epoche besser, weil wir uns unbewußt an die Stelle des Helden setzen und uns häufig fragen, wie wir in seinem Falle gehandelt hätten.

Was für geschichtliche Darstellungen gilt, das kann auch noch für Naturschilderungen gelten, besonders wenn sie nur um einen hohen Preis zu erlangen waren. Dann werden die Erlebnisse des Reisenden, sein Denken und Trachten zu dem Spiegel, in dessen Grunde dem Leser ein fremdes, unbekanntes Stück des Erdkreises erscheint. Allerdings erfordert das ein starkes Herauskehren der Individualität; aber wenn Niemand dadurch verletzt wird, wenn sich der Reisende dadurch seine Natürlichkeit wahrt, — weshalb nach einem Mäntelchen greifen und gerade das verdecken, was den Anlaß zur Reise gab und ihre Ausführung sicherte? Was meiner Reise wissenschaftlich zu leisten vergönnt war, das ist bereits dem hierfür berufensten Forum unterbreitet worden[1]); jetzt will ich mich einer ganz andern Aufgabe unterziehen und dem Leser das Bild eines fremden Landes entwerfen, indem ich es so vor ihm entstehen lasse, wie es vor mir selbst entstanden ist.

---

[1]) Bericht über meine Reise in den centralen chileno-argentinischen Andes an die Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften; vorgelegt in der Sitzung des 10. Juli 1884 und durch die K. Akademie publizirt.

Es mußte ein Jahr über meiner Rückkehr verfließen, ehe ich den Muth fand, diesen Versuch zu machen. Während der Reise erschien er mir so verlockend, daß ich mich auf die Arbeit in der Heimath freute; als aber das Netz der alten Verhältnisse wieder hinter mir zugezogen war, sah ich, daß es leichter ist, eine Forschungsreise auszuführen, als sie zu schildern. So lange wir draußen stehen, auf dem fremden Boden unserer Wahl — namentlich im Hochgebirge, wo keine Menschen sind — empfinden wir wohl die Fesseln unserer menschlichen Unzulänglichkeit, aber wir fühlen uns doch Eins mit der umgebenden Natur, sind durch ununterbrochenes Anschauen mit ihr in Einklang gesetzt, führen unsre Leiden und Freuden auf sie zurück. Unter solchen Bedingungen erscheint die Aufgabe: für die Naturerkenntniß neue Thatsachen zu gewinnen, unsere Vorstellungen von der Gestalt der Erdoberfläche und der an sie geknüpften Phänomene zu erweitern, als eine so selbstverständliche, daß wir uns ihr gewachsen glauben; und dieser Glaube hilft über alle Beschwerden hinweg. Nun kehren wir zurück, noch ganz unter dem Eindruck einer Schöpfung, deren donnernde Sprache überwältigend, oft auch drohend unser Ohr erreichte; ganz erfüllt von dem Wunsche, den theilnehmenden Freunden in der Heimath zu erzählen, was wir gesehen und gethan haben. Dann erst werden wir uns der Entfremdung bewußt, in welche wir eben so sehr durch die heimgebrachten Anschauungen wie durch die veränderten Lebensbedingungen hineingedrängt worden sind, und gewahren, daß eine Kluft den Reisenden von dem Leser seiner Berichte trennt. An die Stelle jener donnernden Sprache der Natur treten die abgeschwächten Laute einer ohnmächtigen Erzählung; und es ist dem Heimgekehrten zu Muth, als hätte er soeben eine große Beethoven'sche Symphonie angehört, wäre noch ganz von ihr ergriffen, und sollte nun auf klimperndem Instrument nach einem dürftigen Clavierauszug die große Schöpfung für fremde Ohren reproduciren. Daß einige der erhaltenen Resultate, z. B. alle Messungsresultate und alle kartographischen Darstellungen unabhängig von der Anschauung an Ort und Stelle werden, das mindert das Gefühl der Ohnmacht bei dem erzählenden Reisenden sehr wenig; denn schließlich ist das nicht viel mehr, als wenn der Aesthetiker zur Venus von Milo pilgert und ihre nach anthropologischem Schema genommenen Körpermaße zurückbringt. Die Maße sind da, aber wo ist die Schönheit?

Die glücklich heimgebrachten Sammlungen werden ausgepackt; ehe sie bearbeitet sind, erscheinen sie als todte, abgerissene Glieder einer gewaltigen, einheitlichen Schöpfung, die nun wieder in weite Ferne gerückt ist. Die bestgetrocknete Pflanze bleibt doch immer ein Cadaver; kann selbst ein liebevolles Auge sich aus den todten Exemplaren den lebensfrischen Pflanzenteppich construiren, auf welchem das Herbarium gepflückt wurde? Können ausgestopfte Thiere und aufgespießte Schmetterlinge des fernen Landes uns das Wesen ihrer ehemaligen Existenz enthüllen? Können Schilderungen, Zahlenangaben, selbst Bilder den Eindruck wachrufen, welchen die angeschauten Formen der Andes erzeugten? Können sie diesen ihre zarten Farbentöne, ihre Gletscher und merkwürdigen Schneegefilde wiedergeben? Auf alle diese Fragen antwortet dasselbe geschäftige „Nein".

Und nun der zweite Punkt. Der Explorationsreisende, den seine Thätigkeit in unbewohnte Gegenden führt, der während langer Zeit keine anderen Menschen sieht, als seine in Dienst genommenen Begleiter, wird durch die äußeren Lebensbedingungen, welche kein Compromiß zulassen, sondern den Stempel des Absoluten tragen, stark beeinflußt; ihm selbst unbewußt wird er in eine Art von Opposition zur Heimath und zu den Wohnstätten der Gebildeten hineingedrängt. Wenn seine Tagesarbeit vollendet ist, wenn die Ueberspannung der Kräfte in einer leisen Trauer ausklingt, und das Auge in die lodernden Flammen des Lagerfeuers starrt, so erinnert er sich, daß er noch jüngst einer ganz anderen Welt angehörte; und in dem Maße, wie die umgebende Wirklichkeit in Nacht versinkt, tritt die Heimath in ihrer Größe, aber auch in ihrer krausen Buntscheckigkeit aus der Tiefe der Erinnerung hervor. Sociale Rücksichten trüben nicht länger den Blick; die Werthschätzung der Ziele, nach denen man ringen sieht, ändert sich; das Beneidete erscheint nicht mehr beneidenswerth; gering geachtetes, inneres Glück — dieses wahre Aschenbrödel unseres strebenden Jahrhunderts — wird allein zum würdigen Kampfpreis. Man bewundert die Energie, den Kraftaufwand, die Klugheit der Streitenden, und beklagt gleichzeitig ihren Irrthum; denn das, wofür sie kämpfen, wiegt selten das auf, was sie beim Kampfe zusetzen. Welche Stellung ist so hoch, welche Reichthümer sind so groß, daß sie für eine gebrochene Gesundheit, für erlittene Erniedrigung, für die verlorene Fähigkeit, ideal und kraftvoll zu empfinden, entschädigen könnten? Man versteht die heimathliche Welt nicht mehr, weil das Ringen nach ihren höchsterfehnten Zielen wie eine große Täuschung erscheint, die mit dem Glück des Einzelnen auch das der Nation bedroht; und mit dem ganzen Absolutismus, welchen Einsamkeit, Mangel an Widerspruch, Gefahr und Entbehrung zeitigen, aber auch mit der ganzen Wärme eines Patrioten, der sein Land liebt, möchte man nach der Rückkehr ein Apostel seiner Meinung werden. Das Biwakfeuer ist längst niedergebrannt, die Leute ruhen im Schlaf, nur die Bergriesen der Andes und die Sterne des Himmels sind Zeugen, wenn der Traum in die Nacht zurückweicht. Bei dem Wiederbetreten der Heimath wird man gewahr, daß man dieselbe um einen Sonderling bereichert hat, daß man sich nur mühsam unter Dingen und Personen zurechtfindet, daß Ueberanstrengung die Nerven zerrüttet hat, daß für die Verarbeitung des heimgebrachten Materials die erschöpften Kräfte wohl nicht ausreichen.

Erst allmälig kehren Zutrauen und Lust zurück, die Tagebücher werden gesichtet, die Beobachtungen berechnet, das Fundament der gewonnenen wissenschaftlichen Resultate entsteht in erfreulicher Breite; und nun erscheint es sogar verlockend, trotz aller Skrupel, eine zusammenhängende Darstellung der Reise zu versuchen, und den Leser — an der Hand der Sprache — über jene gefürchtete Kluft hinweg an dieselbe Stelle zu führen, die der Reisende einnahm.

Ich habe diese Geschichte hier erzählt, weil sie mehr oder weniger die Geschichte aller Explorationsreisenden ist.

I.

Betrachtet man eine Karte des südamerikanischen Continents, so sieht man darauf eine Gebirgskette verzeichnet, welche der Küstenlinie des Stillen Oceans

folgt, bald breiter, bald schmaler erscheint, und in einem einzigen Zuge von der Landenge von Panamá — den Aequator durchschneidend — bis zur Magalhães-straße verläuft. So lehrt die Karte — und eben das ist ihr Verdienst — als ein großes, zusammengehöriges Ganze auffassen, was sich an Ort und Stelle zu einer Vielheit von Alpenländern auflöst. In einer Zone von nahezu tausend deutschen Meilen Länge (der Mittelpunkt der Erde liegt in runder Zahl 860 Meilen von uns entfernt) ist hier ein Damm aufgeworfen, eben so wunderbar durch die Einheit des Baues, welche sich in dem Kartenbild widerspiegelt, wie durch die Mannigfaltigkeit der einzelnen Theile, welche sich dem Auge des Reisenden enthüllt. Ein einziger Name umfaßt diese vielgliederigen, hochaufgethürmten Massen: sie heißen las Cordilleras de los Andes; der altperuanische Name lautete antis.

Daß die Andes in ihren einzelnen Abschnitten ein so verschiedenes Gepräge haben, darf nicht überraschen. Alle unsere Gebirge sind von dem Moment ihrer Entstehung an einem Proceß unterworfen, der sie stetig verändert; derselbe wird vornehmlich eingeleitet und unterhalten durch Sonne, Ausstrahlung, Temperaturwechsel, atmosphärische Niederschläge und Winde; während die Intensität seines Verlaufes von der Masse, der horizontalen und der verticalen Gliederung, d. h. von der individuellen Beschaffenheit des Gebirges abhängt. An der ursprünglich monotonen Einheit arbeitet also ein steter Differentiirungsproceß, in welchem klimatische Factoren die Hauptrolle spielen. Diese sind in erster Linie an die geographische Breite gebunden und ändern ihre Werthe mit letzterer. Nun gibt es kein zweites Gebirge der Welt, welches auch nur annähernd so viele Breitegrade überspannt, wie die südamerikanischen Andes. Denn zu ihrer gewaltigen Erstreckung tritt noch der Umstand, daß sie im Wesentlichen von Norden nach Süden laufen; sie heben bei 10° nördlicher Breite an und enden in dem Gewirr von Felsinseln, welche die Südspitze Amerika's bilden; ihr äußerster Punkt, das Cap Hoorn, liegt sehr nahe an 56° S. Br. Daher zeigt die Basis der Anden fast alle bekannten Klimate, das tropische, das subtropische, das gemäßigte und das antarktische; und noch dazu in sehr verschiedener Entwickelung, weil die Ostseite des Gebirges ganz andere Feuchtigkeitsverhältnisse hat, als die Westseite. Beispielsweise treffen wir an den tropischen Gestaden der Südsee Wüsten, denen auf dem atlantischen Gehänge der Cordillere Urwälder entsprechen.

Kein Wunder also, daß das wechselnde Spiel der klimatischen Einflüsse und die Mannigfaltigkeit der vorhandenen geologischen Formationen für die einzelnen Theile des Gebirges große physiognomische Contraste zur Folge hatte. Es darf nur an die Abhängigkeit der Berglinien von dem zusammensetzenden Gesteinsmaterial erinnert werden.

Nun aber schafft die Erhebung, d. h. die verticale Gliederung des Gebirges, eine zweite Art von Mannigfaltigkeit, welche — so paradox es klingt — die so eben besprochenen Verschiedenheiten verringert, statt sie zu mehren. Wir mögen unter jedem beliebigen Breitegrad aufsteigen, die Sonne mag Mittags im Zenit oder stark gegen den Horizont geneigt stehen, so werden wir doch, vom Fuße des Hochgebirges allmälig höher steigend, in Regionen gelangen, wo die Unterschiede der Tiefe auslöschen wie Farbenunterschiede vor der zunehmenden Dämmerung.

Es verschwinden die Bäume, das Strauchwerk verkrüppelt, die Thiere werden selten, und endlich gelangen wir an eine Grenze, wo alles Leben erstirbt, wo der fallende Schnee nicht mehr thaut, wo nackte Felsmassen, zerrissene Eisgefilde dem Wanderer entgegenstarren. An dieser Grenze, welche allen Hochgebirgen eigen ist, wo nur noch der Sonnenstand, die Fülle der niedergeschlagenen Schneemassen, die Tektonik der Felsengebilde und das Wehen des Windes die Unterschiede bedingen, hat sich der menschliche Geist lange Zeit bannen lassen, obwohl Hannibal's Zug über die Alpen schon vor zweitausend Jahren bewiesen hatte, was menschliche Kühnheit der feindlichen Natur abzutrotzen vermag.

So ist nun auch für alle Abschnitte der Andes-Cordillere die Erhebung das ausgleichende Moment; für jeden einzelnen Abschnitt aber wird sie die Ursache gesteigerter Mannigfaltigkeit. Denn zwischen die Tropenfülle der Tiefe und die eisigen Höhen, wo nichts keimt, schiebt die Natur mannigfache Uebergänge des Klimas, der Vegetation und der Thierwelt ein. Entfernen wir uns von den Tropen, so wird die Mannigfaltigkeit eine geringere, weil die klimatischen Gegensätze zwischen der Höhe und der Tiefe geringere werden, bis endlich in der fjordenreichen Südspitze Amerika's die Gletscher direct ins Meer fallen.

Für einen Reisenden, der nicht durch Specialforschungen an ein beschränktes Gebiet gebunden ist, der nichts zu besitzen braucht, als einen künstlerischen Blick für das Charakteristische in einer Landschaft, und die Fähigkeit, es in Worten auszudrücken, für einen solchen wäre es eine dankbare Aufgabe, die Andes in Abständen von 10 zu 10 Breitegraden zu überqueren und die zurückgelegten Wege vergleichend zu beschreiben. Das würde meinen Andeutungen über die vielgestaltige Physiognomie der Cordillere einen concreten Inhalt geben. Der Leser würde, je nachdem das Gebirge aus einer, zwei oder drei Hauptketten gebildet ist, ganz verschiedene Querprofile kennen lernen; würde bald in Palmendickichten, bald über wüste Hochsteppen, über 4—5000 m hohe Pässe, in China-Waldungen, durch die Schluchten der Amazonas-Quellflüsse wandern; würde in den mattenreichen Abhängen des weißen Ylimani an die Alpen, in der Atacamawüste und dem peruanischen Küstenlande an nordafrikanische Gebirgswüsten erinnert werden; würde allmälig in die gemäßigten Zonen Chile's niedersteigen; im Anblick des höchsten Berges der Andes die weiten Steppen der argentinischen Pampas erreichen; und endlich, auf dem südlichsten Wege, unter dem trüben Himmel Patagoniens durch feuchte, immergrüne Wälder ziehen und die Wasserscheiden der beiden Weltmeere auf einem niedrigen Wall überschreiten.

Die südamerikanische Cordillere ruft nicht nur in Deutschland, sondern bei allen civilisirten Nationen Erinnerungen an den ehrwürdigen Namen Alexander's von Humboldt wach. Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre her, daß dieser Mann aus dem Leben schied, und es hat nicht an Solchen gefehlt, die mit dem Manne am liebsten auch seinen Ruhm begraben hätten. Mit der Geflissenheit eines gehässigen Kammerdieners hat man nach den Schwächen gesucht, die jedes großen Menschen Erbtheil, so gut wie des kleinen sind; hat eine Gegenströmung erzeugt, welche das Urtheil verschieben sollte. Aber was kümmert es uns, ob das Gestein des Piedestals hier und da fleckig ist, wenn nur das Standbild, das sich darauf erhebt, rein und kühn in die Lüfte ragt? Ich meine, daß unsere

verehrende Bewunderung für Alexander von Humboldt nur um so tiefer begründet wird, je größere Theile der Erdoberfläche wir aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, je älter wir werden, je mehr unser Geist seine philosophischen Schwingen hebt, um uns dem Endziel aller menschlichen Erkenntniß näher zu bringen. Seiner scharfen Beobachtungsgabe wußte er die richtigen Stätten anzuweisen, in das selbst geschaffene Material warf sein Geist die belebenden Keime, befruchtete sie mit seiner Liebe zur Natur und entwickelte daraus das Gemälde eines geordneten Weltganzen. So verschmolzen sich in ihm die inneren Kräfte des Naturforschers, des Reisenden, des Philosophen, ja des Dichters, mit dem er das Ahnungsvolle und die Herrschaft über die Sprache gemeinsam hatte; und gerade diese Combination ganz verschiedener Kräfte machte ihn groß. Seine Gegner aber zerschnitten die schöne, einheitliche Schöpfung.

Humboldt war der erste, welcher uns wissenschaftliche Kunde von einem Theil der Cordilleren brachte. Auf seiner großen Reise in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts besuchte er Bogotá und das Hochland von Quito, und combinirte das an Ort und Stelle bereits vorhandene Material mit seinen eigenen Untersuchungen. Der Ersteigungsversuch, welchen er am Chimborazo (6310 m) unternahm, mißglückte zwar in noch höherem Maße, als Humboldt selbst anzunehmen geneigt schien; trug dem Berg aber die Ehre ein, bis auf den heutigen Tag der einzige Andesgipfel zu sein, dessen Namen Jung und Alt bei uns kennt. Daß der Versuch nicht gelang, ist jedem Kenner des Hochgebirges verständlich; hierfür hätte es besonderer Vorbereitungen und Maßnahmen bedurft, und zu Humboldt's Zeit kannte man weder die Art des Hochgebirges, noch die Mittel, es zu bezwingen; ohne diese aber wird der Reisende ein Spielball des Zufalls und scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten. Erst vor wenigen Jahren erreichte der Engländer Whymper, begleitet von zwei piemontesischen Führern aus dem Val Tournanche, den Gipfel des Chimborazo zum ersten Male, und kurz darauf ein zweites Mal.

Bei der großen Anregung, welche Humboldt's amerikanische Reise in Europa zur Folge hatte, darf es nicht Wunder nehmen, daß gerade die Doppelkette der Andes von Ecuador, mit ihren glänzenden Gipfeln und dem eingeschalteten Hochthal von Quito, die Mehrzahl der wenigen Reisenden anzog, welche sich dem Studium der Andes widmeten. Den Ehrenantheil der Arbeit nahmen Deutsche auf sich, und noch gegenwärtig ist der frühere Pater Wolf, trotz aller Hindernisse, welche die verrotteten politischen und socialen Zustände — mit all' ihrem Schlamm und ihrer hohlen Declamation — bieten, damit beschäftigt, Theile des Landes auf astronomischer Grundlage zu vermessen und kartographisch darzustellen. Zwei unserer Landsleute, die DDr. Reiß und Stübel, gaben das beste Jahrzehnt ihres Lebens der wissenschaftlichen Erforschung der tropischen Andes hin, dehnten allein in Ecuador ihre geologischen und topographischen Untersuchungen über einen Zeitraum von fünf Jahren aus. Ihre Expedition steht für Amerika einzig da — wenigstens in der Neuzeit — und kann als Vorbild dienen für jede streng wissenschaftliche Andes-Exploration; sie tritt mit ihrer ruhigen, ernsten Arbeit in einen wohlthuenden Gegensatz zu dem sensationellen Geklapper, mit dem sich die moderne Afrikaforschung umgeben hat, und leidet höchstens unter dem Vor-

wurf, daß sie zu viel that, daß die Bearbeitung des Materials von den Reisenden allein nicht mehr bewältigt werden kann. Im Uebrigen aber zeigt die Reiß-Stübel'sche Expedition den einzigen sichern Weg an, auf welchem wir allmälig zu einer befriedigenden Kenntniß des Andes-Systems gelangen werden — früher oder später, je nachdem sich die aufopfernden, auf äußeren Erfolg verzichtenden Männer finden; und dieser Weg besteht in der localen Beschränkung auf einen gut umschriebenen Abschnitt der Cordilleren, in einem mehrjährigen Aufenthalt daselbst und steter Arbeit mit all' den Hilfsmitteln, welche ein vorangegangenes gründliches Studium in der Heimath allein geben kann.

Bisher ist keinem andern Theil der Andes, weder in Bolivien, noch in Peru, weder in Chile noch in Argentinien eine annähernd gründliche Erforschung zu Theil geworden, wie den Bergen von Ecuador, und für weite Abschnitte der Cordilleren bleiben noch heute die einfachsten Fragen unbeantwortet. Die Indolenz der südamerikanischen Bevölkerung spanischer Abkunft gegen alle rein wissenschaftlichen Untersuchungen wälzte bisher die ganze Last der Arbeit — verschwindende Ausnahmen abgerechnet — auf europäische Schultern; in die Namen der hervorragenden Reisenden wie Charles Darwin, Pentland, Boussingault, Pöppig, Meyen, Molina, Claude Gay, Tschudi, Philippi, Pissis, der bereits oben Genannten und Anderer, die ich zum Theil absichtlich nicht anführe, theilen sich England, Frankreich, Italien und die Schweiz mit Deutschland. In dem außertropischen Südamerika, besonders in Chile und Argentinien ist zwar der gute Wille erwacht, mit den alten Traditionen zu brechen, auch für das zu arbeiten, was nicht so ohne weiteres als eßbare Frucht zu Boden fällt, aber der Erfolg steht doch noch aus. Immerhin muß es hoch angeschlagen werden, daß sowohl in Chile wie in Argentinien von Staats wegen große Mittel angewandt worden sind, um diesen Ländern bei ihrer geographischen Durchforschung die Mithilfe geeigneter Europäer zu sichern.

Was hätte auch die Bewohner in jene andinen Regionen treiben sollen, wo die Lockungen des Handels oder des Bergbaues aufhören, wo das Vieh keine Weide mehr findet, wo das Terrain oft nicht einmal Verbindungswege zwischen zwei auseinanderliegenden bewohnten Gegenden gestattet? Der Wunsch, etwas kennen zu lernen, nur weil es unbekannt ist, nicht weil man sich Schätze von diesem unbekannten Etwas verspricht, kann nur da entstehen, wo die menschliche Entwicklung bereits eine hohe Stufe erreicht hat; aber die Verwirklichung unterbleibt sehr leicht, wenn sie mit so großen äußeren Schwierigkeiten verknüpft ist, wie eine Andes-Reise. Denn hier hat der Forscher den Gegensatz zu ertragen zwischen einem idealen Wunsche, den nur eine verfeinerte Civilisation zeitigen konnte, und zwischen einer Lebensweise, die ihn äußerlich auf das Niveau der Naturvölker zurückwirft. Wenn nicht angeborener Thatendrang ein freudiges Moment in diesen Gegensatz brächte, wer weiß, ob Energie allein genügte, seiner Herr zu werden.

Man erwäge auch die Schwierigkeiten, welche das Bergterrain durch seine steilen Halden, seine Felsgebilde und seine Eisbedeckung dem Reisenden in den Weg legt. Aber eben das ist der Punkt, durch den wir wieder auf vertrauten Boden gelangen. Denn gegenwärtig ist keine Bildung der Erdoberfläche in

fremden, noch so fernen Welttheilen unserem Verständniß so nahe gerückt, wie gerade das Hochgebirge. Haben wir doch im Herzen Europa's die Alpen, deren hohe Gipfel, deren weite Schneegefilde, deren eisige Gletscher dieselbe Sprache zu uns reden, wie ihre, nur mächtigeren, Geschwister in Amerika und Asien. Hier übt sich unser Sinn, hier lernen wir die Eigenthümlichkeiten des Hochgebirges kennen, und damit auch die Kunst, uns mit denselben abzufinden; hier können wir unsern Thatendrang auf harte Proben stellen, können prüfen, was moderne Civilisation uns an physischer Energie, an ruhiger Ueberlegung in der Gefahr, an zuverlässiger Beobachtung in der Ermattung übrig gelassen hat. Wenn wir über Fels und Eis, durch Klüfte und an Abgründen her, einen jener erhabenen Alpengipfel erreicht haben, wenn die eben überstandene Gefahr verklärend in uns nachzittert, wenn unsere Muskeln noch die Spannung des Kraftaufwandes fühlen, schale Grübelei den Blick nicht länger trübt und der unternehmende Geist alle Fesseln abgestreift hat, so springt der Wunsch auf, diese wunderbare Hochgebirgsschöpfung ganz zu begreifen, nicht nur da, wo man sie Alpen nennt, sondern auch jenseits der großen Meere, in fremden Himmelsstrichen.

Eine ruhige Ueberlegung führt uns dann schnell von der thatendurstigen Neugier hinüber zu den wissenschaftlichen Fragen, welche zu lösen sind; und das geographische Problem nimmt feste Gestalt an. Es läßt sich charakterisiren als ein Aufsuchen von Analogien weit auseinander liegender Erdräume, denen die Erhebung, das Hineinragen in dünner und dünner werdende Luftschichten gemeinsam ist.

So entschied ich mich zu einer Forschungsreise in die Andes, und zwar in die centralen chileno-argentinischen Andes, welche zwischen dem 32. und 35. Grad südlicher Breite liegen. Höher noch als der Chimborazo in Ecuador, als der Yllampu, der Ylimani und der Sajama in Bolivien, steigen hier einzelne Gipfel auf, und in dem erloschenen Vulcan Aconcagua culminiren daselbst die Andes in 6970 Meter über dem Meeresspiegel.

Das Gute an diesem Plan war die Natürlichkeit, mit der er entstanden war, und der Umstand, daß das Reisegebiet fast einer terra incognita glich, wenn auch die Zugänge, wenigstens auf der chilenischen Seite, die Hilfsmittel civilisirter Länder boten. Ich besuchte die Andes nicht, weil sie in Südamerika liegen, sondern ich ging nach Südamerika, weil dort die Andes liegen, und dementsprechend traf ich meine Vorbereitungen für den so charakterisirten eng umschriebenen Plan; ich traf sie so, daß ich auch heute, im Besitz meiner andinen Erfahrungen, nichts daran anders zu sehen wünschte.

II.

Ein alter Reisender hat vor dem jüngeren wesentlich das voraus, daß er keine überflüssigen Sachen mitnimmt, auf gewisse andere Dinge aber, die der enthusiastische Jüngling als Verweichlichung oder Luxus verwirft, z. B. ein Feldbett und ein Kautschukbad mit liebevoller Sorgfalt denkt; auch legt er einer guten Verpackung eben so viel Gewicht bei, wie dem Instrument, welchem sie dienen soll. Diesem Umstande verdankte ich es, daß mein ganzes Gepäck, einschließlich der feinen Meß-Apparate, einer photographischen Camera und

Trockenplatten, nebst sämmtlichen Biwaksutensilien auf sechs Maulthieren weggeschafft werden konnte, daß nie etwas in Unordnung kam, und alle wissenschaftlichen Instrumente die Heimath in völlig gebrauchsfähigem Zustande wieder erreichten. Da ein Reisender, der sich in Deutschland ausrüstet, einige Dinge gut, viele Dinge sehr schlecht kauft, und außerdem noch für hohes Geld die Dummdreistigkeit mancher Lieferanten in Kauf nehmen muß, Zeit mit Explicationen verliert und schließlich doch nicht erhält, was er gebraucht, so besorgte ich Alles, was der Mechaniker Karl Bamberg in Berlin mir nicht liefern konnte, in London — im Besondern die Quecksilberbarometer; dort erlernte ich auch das Photographiren und konnte noch vor der Abreise, in den Schweizer Bergen, constatiren, daß meine Aufnahmen die nothwendigen Bedingungen einer brauchbaren Photographie erfüllten. Theoretisch lassen sich die Manipulationen der Aufnahme in einer halben Stunde erlernen; in der Praxis aber hat man eine Reihe scheinbar unbedeutender Unterlassungssünden zu fürchten, deren jede für sich einen Mißerfolg in sich schließt. Wer durch seine übrigen Beschäftigungen in dem Gebrauch von Präcisionsinstrumenten Uebung besitzt, ist dieser Gefahr viel weniger ausgesetzt, und die Kürze seiner Lehrzeit hat gar nichts Ueberraschendes.

Für die auszuführenden wissenschaftlichen Arbeiten, bei denen Höhenmessungen und astronomische Ortsbestimmungen naturgemäß eine Hauptrolle spielten, stand mir eine mehrjährige Reiseerfahrung zu Gebote. Ein Theil der Instrumente, welche ich mitnahm, waren sowohl auf den Köpfen von Negern, wie auf dem Rücken von Kameelen transportirt worden. Mit ihnen hatte ich beispielsweise schon in den Jahren 1873 und 1874 den Lauf des Kuilu bis oberhalb seines ersten Durchbruchs festgelegt[1]), — desselben Kuilu, den erst die allerneueste Afrikaforschung glaubt entdeckt zu haben; auch die Lage der ältesten Klöster der Christenheit[2]) (in der arabischen Wüste) war genau damit ermittelt worden; wenn nun noch die höchsten Andesgipfel in das Gesichtsfeld dieser stummen Gefährten traten, so konnten sie in der That als treu und erprobt gelten.

Eine Vorbereitung von besonderer Tragweite war die Erfahrung, welche aus der Summe meiner Alpenwanderungen floß. Dieselben greifen bis zum Jahr 1859 zurück und bildeten für meine Reise das natürliche Fundament; denn sie lehrten mich die technischen Hilfsmittel kennen und anwenden, welche der wissenschaftlichen Durchforschung eines Hochgebirges die Wege ebnen und hemmende Schranken niederreißen; sie hatten auch den Blick für Das geschärft, was gerade dem Hochgebirge eigenthümlich ist. Das geistige Auge hatte alle empfangenen Eindrücke zu einem idealen Bilde verschmolzen, das ich nun mit

---

[1]) S. „Deutsche Rundschau", 1878, Bd. XIV, S. 119: „Die Loangoküste". Wir machen auf diesen ausgezeichneten Bericht über die erste, im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft" unternommene und von unserem geschätzten Mitarbeiter Dr. Paul Güßfeldt geführte Expedition nach jenem süd-westafrikanischen, dem Congo benachbarten Küstenstrich aufmerksam, da er durch die jüngsten Ereignisse wieder ein ganz actuelles Interesse gewonnen hat.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

[2]) S. „Deutsche Rundschau", 1878, Bd. XVII, S. 95: „Die Arabische Wüste und ihre Klöster."

mir zu den Andes hinüber nehmen konnte, um es dort mit dem andern Bilde zu vergleichen, welches die Cordillerenreise liefern sollte.

Wenn daher diese Aufsätze darnach streben, etwas in sich Geschlossenes darzustellen, und wenn ihnen die Eingangs angedeutete Art der Behandlung gewahrt bleiben soll, so muß ich den Leser, ehe er das Andesgebiet wirklich betritt, noch einmal in die Alpen führen.

Schon der Name des Hochgebirges deutet an, was dasselbe von andern Gebirgen unterscheidet: die Erhebung; denn auf diese gründen sich seine specifischen Eigenthümlichkeiten. Das Hineinragen des Gebirges in die dünneren Schichten der Atmosphäre hat eine Abnahme der Temperatur zur Folge, obwohl gerade dort die Sonnenstrahlen eine größere Intensität besitzen, als in der Tiefe; aber wie ein großes Wasserbecken auch bei geringerem Zufluß mehr Wasser ansammelt, als ein kleines bei noch so reichlichem Zufluß, so ist es auch mit der Wärmeaufspeicherung der dichten Tiefenluft und der dünnen Höhenluft. Die Sonnenstrahlen üben, auf ihrem Wege zur Erdoberfläche, eine sehr geringe erwärmende Wirkung auf die Luft aus; erst der erwärmte Erdboden wird die eigentliche Wärmequelle für unsern Luftocean; für diese Quelle spielen die dichteren Luftschichten die Rolle des großen Wasserbeckens, weil sie die Fähigkeit haben, mehr Wärme aufzuspeichern, zu absorbiren, als die dünneren; und dies ist der Grund, weshalb wir beim Aufsteigen allmälig in kältere und kältere Regionen gelangen.

Die am meisten ins Auge springende Folge dieser Thatsache ist, daß die atmosphärische Feuchtigkeit als Schnee, nicht als Regen niedergeschlagen wird. Die Massen häufen sich mehr und mehr an, drängen gegen einander, werden zu Eis, ergießen sich in langsamem, unwiderstehlichem Fluß in die Tiefe, werfen Spalten und Klüfte auf, wenn sie Spannungen erleiden, und verschweißen sich dann wieder unter ihrem eigenen Druck; so gelangen sie zur Tiefe und erfüllen als Gletscher noch Thalgründe mit Eis, deren Hänge mit kräftigem Baumwuchs bestanden sind. Auch die wilden Wasser, die Tag und Nacht aus dem Gletscher, wie aus einem Thor, hervorbrechen, beweisen, daß die klimatischen Bedingungen des ewigen Eises längst nicht mehr erfüllt sind, wo das Gletschereis noch reichlich fließt.

Kehren wir nun wieder zur Höhe zurück, und zwar zu solchen Stellen, wo der nackte Fels, ungeschützt durch Schnee und Eis, aufragt, so sehen wir auch hier Erscheinungsformen, welche von denen eines Mittelgebirges abweichen. Sie beruhen zum nicht geringen Theil auf den stärkeren Temperaturwechseln, denen das Gestein täglich ausgesetzt wird; denn während die Sonne am Tage das Gestein erwärmt, bewirkt die Ausstrahlung der Nacht eine starke Abkühlung; die einzelnen Schichten des Steines erwärmen oder kühlen sich in ungleicher Weise ab; die dadurch bedingten Verschiedenheiten in der Aenderung des Volumens der Schichten erzeugen Spannungen; diese haben ihrerseits Sprengungen zur Folge. Auch Schmelzwasser, von kleinen Resten Schnee herrührend, an Ort und Stelle erzeugt oder von höher gelegenen Theilen niedertropfend, dringt in die Haarspalten und feinen Risse des Gesteins ein und gefriert in der Nacht; da nun eine Wassermasse bei der Verwandlung in Eis ihr Volumen vergrößert, d. h. aufschwillt, so wird das Gefrieren für das wasser-

durchzogene Gestein zu einem Sprengungsproceß, der um so wirksamer sein muß, je mehr die Oberflächenschicht durch vorangegangene chemische Processe von ihrer ursprünglichen Cohäsion eingebüßt hat. Diese chemischen Processe werden durch die Berührung des Gesteins mit Wasser, Schnee und Luft eingeleitet. Den Gesammteffect nennt man die Verwitterung.

Die Erscheinungsformen der Verwitterung sind sehr mannigfaltige, weil die Gesteine ihrer Beschaffenheit nach so verschieden sind, bald nur aus einer einzigen, bald aus mehreren Mineralspecies bestehen, und weil die Art der Zusammenfügung und die Verwitterbarkeit der gesteinsbildenden Mineral-Individuen reiche Abwechslung zeigt. Daher sehen wir die Felsenflächen bald als glatte feste Platten, bald zu schaligen Absonderungen aufgetrennt, bald mit Trümmern beladen, bald mit unzuverlässigen Vorsprüngen oder einer ablösbaren Schicht faulen Gesteins bedeckt, bald zu scharfen Ecken und Kanten ausgearbeitet. Wie immer sie beschaffen sein mögen, sie sind dem Untergang geweiht; heut' geht ein Stück, morgen ein anderes Stück zur Tiefe nieder; und so stirbt das Gebirge allmälig ab, um aus seinen Trümmern, an andern Theilen der Erde, in kommenden Epochen ein neues Gebirge aufbauen zu helfen.

Aber gerade der in Ruinen zerfallende Bau ist es, der uns anzieht. Läge das Gebirge in seiner ursprünglichen Form vor uns, als massiger unförmiger Wall, so würde das Auge gleichgültig auf ihm ruhen, der ästhetische Sinn fände keine Befriedigung, der kühne Muth würde nicht gereizt, der forschende Geist durch die Tiefe der Probleme nicht angezogen werden.

Statt dessen sehen wir ein Terrain vor uns, dessen gewaltige Falten uns bald als hohe Rücken, bald als scharfe Felsengrate, als riesige Kuppen, als Pyramiden und Zähne entgegentreten; ein Terrain, das sich aufbaut aus dem verschiedenartigsten Gestein, von der Verwitterung in allen Formen zernagt; ein Terrain, in dessen weiten Reservoiren und engen Felsenschluchten Schnee, Firn und Eis sich aufhäufen, wo unabsehbar hingezogene, sanfte Schneefelder mit den eisigen Phantasiegebilden der Gletscherbrüche wechseln oder mit den Schrundrevieren aufgebrochener Firnmassen; ein Terrain, dessen Gehänge und Mauern, dessen Thalböden und Kammlinien alle Neigungen zwischen der Horizontalen und Senkrechten darbieten, selbst Ueberkippungen zeigen; ein Terrain, das den Menschen entweder erschreckt oder erhebt, ihn aber nie gleichgültig läßt.

Das ist das Hochgebirge, wie es sich jenseits der grünen Matten aufbaut. In ihm mit Sicherheit zu wandern und die richtigen Pfade zu erspähen, wird bis in alle Zeiten hinaus eine schwierige und gefahrvolle Aufgabe bleiben; eine Aufgabe so complicirter Art, daß ich ihre Lösung eine Kunst nenne. Daß diese Kunst oft in Routine übergeht, daß Mancher sich für einen großen Künstler hält, nur weil er gut zu copiren versteht, wer möchte es leugnen? Aber was geht das uns an? Wir sprechen hier von jener Kunst des Bergsteigens, die in sich selbst ihre Befriedigung trägt und der wissenschaftlichen Forschung eine ihrer vornehmsten Dienerinnen stellt. Nur gewarnt muß werden vor den einseitigen Urtheilen Derer, welche auf Grund einiger weniger Gletscherpartien oder Bergbesteigungen, ausgeführt unter günstigen Verhältnissen und stetig helfender Ueberwachung, allgemein hinsagen, daß Hochgebirgsunternehmungen doch im Grunde

unschwierig und gefahrlos seien; die Ahnungslosigkeit dieser Anfänger hat schon zuweilen in einem tiefen Abgrund geendet. Noch stärker wird das Urtheil getrübt durch Solche, die, weil sie geschickt, ausdauernd, couragirt sind und stets vom Glück begünstigt waren, die hohen Berge, Gletscher und Felsgrate wie ein zahmes Spielzeug behandeln; sie lassen durch ihre Thaten keinen Zweifel über ihre hervorragenden Eigenschaften; aber entweder sind sie ruhmredig und nennen leicht und ungefährlich, was schwer und gefahrvoll ist, oder es mangelt ihnen die tiefere Erkenntniß. Das Letztere ist der Fall bei der kraftvollen sympathischen Jugend, der man immer gern die Hand drückt, wenn sie auszieht oder glücklich heimkehrt; aber auch mit der Ruhmredigkeit wird man sich allenfalls abfinden, weil sie nur ein Auswuchs wohlverdienter Erfolge ist. Anders dagegen müssen die alpinen Tartüffe's beurtheilt werden, die mit Geringschätzung von schwierigen Touren sprechen, wahrheitsliebende Reisende der Uebertreibung zeihen, aus eigner Kraft nichts vermögen, hochbezahlte vorzügliche Führer haben und mit diesen respecteinflößende Unternehmungen ausführen — nicht etwa aus innerer Freude am Hochgebirge, sondern weil sie die Aufmerksamkeit Derer auf sich ziehen möchten, von welchen sie nicht beurtheilt werden können.

Fünfundzwanzig Jahre sind gerade verflossen, seitdem ich den ersten höheren Alpengipfel erstieg, und ich darf nur in meinen Tagebüchern blättern und die an Ort und Stelle, oft mit ungelenker Hand niedergeschriebenen Notizen wiederlesen, um Front zu machen gegen alle Entstellung der Wahrheit durch Ruhmredigkeit oder Ignoranz. Ich betone hier in erster Linie die Gefahr, nicht weil ich sie fürchte, sondern weil ich mir ihrer bewußt bin, weil ich sie sehe, weil ich möchte, daß auch der Leser sie sähe.

Die Gefährdung, welche dem Wanderer im Hochgebirge droht, ist mannigfacher Art: Er kann stürzen und während des Falles sterben; oder er kann mit zerbrochenen Gliedern an eine Stelle geschleudert werden, wo er liegen bleibt, verhungert und erfriert; er kann auch ohne Schaden zu nehmen in eine Gletscherspalte stürzen, aber nicht im Stande sein, dieses Eisgrab zu verlassen: dann erfriert er, noch ehe er verhungert ist; er kann auf Schnee, welcher brückenartig über eine Eiszerreißung gespannt ist, durchbrechen und zwischen den zusammenschlagenden Flügeln der eingesunkenen Brücke ersticken; er kann von Nebel überfallen werden, seine Kräfte mit Umherirren erschöpfen und muß sich dann zum Sterben niederlegen; er kann in einem Gletscher, welcher in Folge einer stärkeren Neigung seines Felsbodens stark zerklüftet ist, dessen Oberfläche nur noch ein Gewirr von Schründen und bizarren Eisfiguren darbietet, durch einen niederbrechenden Eisblock erschlagen werden; er kann in schwindelnder Höhe auf scharfem Schneegrat zu stehen vermeinen, während sich in Wirklichkeit nur eine ausladende, zum Einsturz bereite Schneecorniche zwischen ihn und den Abgrund schiebt; er kann in eine Lawine gerathen; Steine, welche wie Geschosse zur Tiefe fahren, können ihn zum Tode treffen oder ihn aus seinem Standort herausschlagen, daß er stürzt.

Die jüngsten Jahrzehnte liefern für jedes dieser Vorkommnisse eines oder mehrere Beispiele. Der Montblanc, die italienische Seite des Monte Rosa, das Matterhorn, der Lyskamm, die Dent blanche, das Wetterhorn, der Gornergletscher,

der Oberaargletscher, die Firnfelder am Piz Bernina und am Monte Cevedale erschöpfen noch lange nicht die Reihe der Oertlichkeiten, denen Hochgebirgswandrer in der angedeuteten Weise zum Opfer fielen. Allein von den Führern, welche mir gedient, sind fünf innerhalb eines Jahrzehntes in den Bergen umgekommen. Die Todten können freilich nicht von den Gefahren reden, in welchen sie zu Grunde gingen, und die Lebendigen werden nur dann ganz davon durchdrungen, wenn sie mitten darin gestanden haben und durch eine barmherzige Fügung des Schicksals daraus errettet wurden. Keine Ueberzeugung bildet sich so kräftig aus, als die, welche in der Grenze zwischen Leben und Tod wurzelt. Auf dieser Grenze habe ich im Hochgebirge mehr als einmal gestanden und entnehme daraus das Recht, eben so ungeschminkt zu dem Leser zu sprechen, wie das Verderben, dem ich entrann, zu mir sprach.

Aus diesem Recht erwächst aber gleichzeitig die Pflicht, mit allem Nachdruck zu betonen, daß nicht Unglücksfälle, sondern glücklich durchgeführte Expeditionen die Regel constituiren. Wir stehen hier vor einem ähnlichen Verhältniß, wie es zwischen Schiffbruch und glücklicher Fahrt besteht. Daß aber auch die großen Bergfahrten meist glücklich enden, beruht zum nicht geringen Theil auf menschlichem Verdienst. Das Wesen der Kunst, welche wir in den Bergen ausüben, besteht darin, daß wir eine ganze Reihe der drohenden Gefahren ihres Charakters entkleiden, sie durch unser eigenes Können und Wollen wesenlos machen und daß wir allen übrigen Gefahren, welche stärker als wir selbst sind, aus dem Weg zu gehen suchen. Wenn Letzteres nur um den Preis der Umkehr möglich ist, und wir dennoch vorwärts gehen, im vollen Bewußtsein unseres Thuns, so müssen wir uns auch der Situation gewachsen zeigen, d. h. inmitten harter Bedrohung noch handeln und denken können. Schützt uns das Glück, bleiben wir unversehrt, so sind wir um eines jener Ereignisse reicher, welche das Leben, wenigstens in der Erinnerung, werth machen.

Das Hochgebirge repräsentirt ein ungeheures Quantum aufgespeicherter Schwerkraft, sogenannter potentieller Energie, deren Auslösung in Form herabstürzender Massen die meisten Gefahren erzeugt. Auch der Mensch, den seine Muskelthätigkeit in höher und höher gelegene Niveaus trägt, speichert einen Theil der ausgegebenen Kraft wieder in sich auf und erzeugt dadurch selbst die Fundamentalgefahr, der er auch selbst wieder entgegentreten muß: den Sturz. Denken wir uns den Bergsteiger und die Gebirgsoberfläche der Schwerkraft entkleidet, so würden fast alle Bedrohungen verschwinden, und es blieben nur noch die Verirrung, das Verhungern und Erfrieren zu fürchten.

Gerade die Fundamentalgefahr: der Sturz, läßt sich am sichersten vermeiden, und unsere eigene Geschicklichkeit, verbunden mit Selbstvertrauen, ist hier unser bester Schutz. Die starke oder geringe Neigung des Bodens, die glatte oder rauhe Beschaffenheit der Oberfläche machen es schwierig oder leicht, den Schwerpunkt des Körpers in der richtigen Lage zu erhalten; ebenso bedingt es einen Unterschied, ob der Fuß den Boden in seiner ganzen Fläche berührt, oder nur theilweise, etwa mit einem Rande oder dem Ballen allein. Wenn unser Schwerpunkt sich um irgend eine Achse dreht, die in der Unterstützungsfläche unserer Füße liegt, so nennt man die ausgeführte Bewegung: Fallen. Auf einer Ebene kann

man nur fallen. Im Gebirge aber kann der Schwerpunkt noch auf eine andere Art gegen unsern Willen in eine tiefere Lage kommen, nämlich durch Gleiten; der Schwerpunkt kann sich immer in derselben gesicherten Lage zur Unterstützungsfläche der Sohle erhalten, und doch tiefer und tiefer sinken, indem der ganze Körper eine Schiebung nach unten erleidet. Ein Sturz setzt sich im Anfang aus Gleiten und Fallen zusammen; haben die Füße sich erst einmal vom Boden getrennt, so ist das Unglück eingetreten, das durch Geschicklichkeit vermieden werden soll. In einem Vortrag[1]), welchen ich vor einigen Jahren vor Alpinisten hielt, habe ich an der Hand dieser Betrachtung zusammengestellt, was Praxis und Reflexion mich über Sicherung des Schwerpunkts und Vermeiden des Gleitens gelehrt hatten; auch der Hilfsmittel, welche die Hände, das Gletscherbeil und die Nägel in den Sohlen liefern, wurde gedacht und auf die Verschiedenheit des Verhaltens hingewiesen, welche durch die Verschiedenheit des Terrains — ob Eis, Schnee, anstehender Fels oder Geröll — bedingt wird. Aber es wurde sogleich hinzugefügt, daß diese Kunst des Kletterns trotz aller Regeln sich nicht lehren lasse; daß das Beste, was wir thun, instinctiv geschehe; daß alle Regeln immer nur typische Fälle im Auge haben und keine Rücksicht auf die unzähligen Nüancirungen nehmen können, denen wir sie anpassen müssen. Vor Allem ist es das Maß der aufzuwendenden Vorsicht, bei denen uns die Regeln im Stich lassen. Die Regeln predigen Vorsicht, und als Gesammtresultat soll eine kühne That herauskommen; die Regeln klingen nüchtern und pedantisch; ihre Befolgung aber verlangt frischen Muth, Kraft und Gewandtheit.

Der Sturz ist nicht die einzige Gefahr, deren wir durch eigenes Zuthun Meister werden können. Auch den Einflüssen der Kälte, des Sturmes und des Hungers werden wir trotzen können, freilich mit sehr verschiedenem Erfolge und wo den Einen die Kraft verläßt, wird der Andere den Kopf noch oben behalten und den Ausweg suchen. Die übrigen Gefahren indeß fallen in eine andere Domäne. Zu ihrer Vermeidung bedarf es keiner körperlichen Geschicklichkeit oder Ausdauer, sondern lediglich einer allgemeinen Gebirgskenntniß; aber letztere kann nur erworben werden durch große ausgedehnte Wanderungen und stetes Beobachten des Terrains und der Phänomene. Die Pfade, welche dem menschlichen Fuß unbetretbar sind, bedecken ein größeres Areal als die, welche es nicht sind, — um welches Hochgebirge es sich auch immer handeln möge. Deshalb muß das prüfende Auge im Stande sein, schon von ferne aus den Formen des Berges und der Art seiner Eisbedeckung zu erkennen, auf welchem Wege die Spitze muthmaßlich am besten erreicht werden kann. Dazu gehört, daß man gründlich mit der Art des Aufbaus der Hochgebirgselemente vertraut ist, sowie mit der Aenderung der Oberflächenbeschaffenheit von Schnee, Eis und Fels, bei veränderter Steilheit und wachsender Höhe; daß man die Vorkommnisse berücksichtigt, wo Firn und Fels aneinanderstoßen und klaffende Bergschründe aufweisen; daß man den Verlauf schneebedeckter Gletscherspalten erkennt; daß man aus der Anordnung von Schnee und Eis ersieht, wo Lawinen drohen, aus den Felsbildungen und eingerissenen

[1]) Das Wandern im Hochgebirge, Zeitschrift des D. und Oesterr. Alpen-Vereins 1881.

Schluchten, wo Steinschläge möglich sind; daß man nicht ängstlich jeder Gefahr ausweicht, sondern die Tageszeit in Rechnung zieht, zu welcher ihr Eintritt unwahrscheinlich ist. Man muß einen Blick für das Menschenmögliche und das entsprechend Unmögliche haben. Mit diesem richtigen Blick, diesem tieferen Verständniß für das Hochgebirge, verbunden mit Ausdauer und Klettertechnik, ist es dem Menschen gelungen, bis zu scheinbar unerreichbaren Punkten vorzudringen. Waren sie nur einmal erreicht, die Möglichkeit des Vorwärtskommens erwiesen, so fiel damit ein großer Theil der ursprünglich vorhandenen Schwierigkeiten; die Bresche war offen, und exacte Schilderungen machten sie oft so weit, daß selbst die breite Mittelmäßigkeit noch passiren konnte.

Selbstverständlich blieb für alle, dem Weg nach bekannten Expeditionen alles das stets wieder neu zu überwinden, was oben geschildert ist; das wechselnde Wetter und die wechselnden Schneeverhältnisse machen außerdem, daß keine Besteigung genau der andern gleicht.

Mit den vorstehenden Bemerkungen wende ich mich nur an diejenigen, denen das innere Hochgebirge aus eigener Anschauung nicht bekannt ist; die dasselbe wohl in seinen äußeren Formen kennen, etwa in dem Sinne, wie man ein menschliches Wesen aus seiner Statue kennen lernt, nicht in dem Sinne des Anatomen und Physiologen, der den innern Bau und den Lebensproceß studirt hat. Denn von den Millionen, welche jährlich die tiefer gelegenen Theile der Alpen besuchen, über fahrbare Joche aus einem Thal ins andere gelangen oder auf sicheren Pfaden schöne Aussichtspunkte erreichen, hat sich doch nur ein kleiner Procentsatz von Leuten abgelöst, welche auch die höchsten Theile des Gebirges wirklich betreten und daran ihre Freude finden. Von dieser stillen Gemeinde erfährt das große Publicum wenig, trotz einer Alpenliteratur, für deren Entwicklung die Lawine zum Vorbild gedient hat. Nur wenn einmal der Eine oder der Andere nicht mehr zurückkehrt oder als Leiche auf einem Schlitten sein Hôtel wieder erreicht, so geht ein Geschrei der Entrüstung durch die Zeitungen, und alle frommen Seelen bekreuzigen sich, weil „schon wieder" ein leichtsinnig aufs Spiel gesetztes Menschenleben verloren gegangen sei! Was wird denn beklagt? Etwa das Menschenleben, weil es verloren gegangen ist in einer Zeit, wo die Uebervölkerung Alles aus den Fugen zu treiben droht? Zu beklagen sind doch nur die Wenigen, deren Liebe dem Verschiedenen sicher war. Oder ist etwa die allgemeine Menschenliebe im neunzehnten Jahrhundert so groß, daß der Verlust Eines Menschen ein Verlust für Alle wird? Wozu also das sentimentale Gehabe bei einem Anlaß, der höchstens daran erinnern kann, daß die Ketten der allgemeinen Verweichlichung doch noch zuweilen zerbrochen werden. Es hat ja noch Niemand den Beweis erbringen können, daß die Welt vollkommen sei; warum also sich wundern oder salbungsvoll werden, wenn ein kleines Uebel im Gefolge eines großen Guten ist? Als ein großes Gutes aber muß es bezeichnet werden, daß der alte germanische Sinn für Gefahr und physische Kraftbethätigung wieder erweckt wird, weil das Heil der geistigen Fortentwicklung der Nation ganz darauf beruht. Die unnatürliche Strömung, in die wir hineingerathen sind, hat auf die Verstandesentwicklung einen Nachdruck gelegt, daß alle Harmonie zerrissen ist, und wir weit ab von den wahren Zielen des Lebens treiben. Wir züchten nur noch

auf Gehirn, wie man Gänse auf ihre Lebern züchtet, und was im Uebrigen aus dem Individuum wird, kümmert uns verhältnißmäßig wenig. Unsere hygienischen Bestrebungen, die vielleicht den Keim einer Rückkehr zu natürlicheren Verhältnissen enthalten, können vorläufig nur Linderungsmittel für die Krankheit liefern, nicht die Krankheit selbst aus der Welt schaffen; die Wohlthaten der allgemeinen Dienstpflicht kommen nur dem kleineren Theil der Gebildeten zu Gute, weil der größere Theil militärisch unbrauchbar ist; und so leben wir noch immer in der Gefahr, daß der Babelsthurm, den unser Intellect erbaut, uns einst unter seinen Trümmern begraben wird. Wir speichern Kenntnisse auf Kenntnisse, wie der Geizige das Geld, auf dem er verhungert. Mehr Bildung und weniger Kenntnisse! das sollte unsere Parole sein; mehr Bildung des Herzens, größere Fähigkeit, ein erworbenes geringes Maß von Kenntnissen zu verwerthen; Bethätigung, nicht bloßes Hinsagen des goldenen Spruches: sana mens in sano corpore. Das könnte uns die Nation schaffen, welche kommenden Stürmen gewachsen ist, ohne daß die Wissenschaft die geringste Einbuße erlitte. Denn die Zahl der Auserlesenen ist heute nicht größer, als zu andern Zeiten, und das Genie, welches uns zu den tiefsten Tiefen der Erkenntniß führt oder zu den lichten Höhen idealer Welten, hat immer seinen eigenen Weg gefunden: es erwächst auf jedem Boden; mit ihm haben wir hier nichts zu schaffen. Wir haben den Durchschnittsmenschen im Auge, wie wir selbst einer sind, wie es Millionen andere sind, und wenn von diesen einmal Einer auf einem Berge verunglückt, so sollte uns das vielmehr an das Verdienst derjenigen erinnern, welche glücklich von einem Berge heimgekehrt sind; denn sie bringen — um in der Sprache unserer hygienereichen Zeit zu reden — gerade das mit herunter, was die schädlichen Mikroben unserer geistigen und körperlichen Existenz tödtet.

In der Kunst, das Hochgebirge nach allen Richtungen zu durchwandern, steht aus leicht begreiflichen Gründen eine kleine Schaar von Alpenbewohnern obenan, welche aus ihrer Bergkenntniß, ihrer Geschicklichkeit und Sicherheit des Trittes ein Metier machen; sie geleiten Reisende auf die Schneegipfel und über Gletscherpässe und sichern sie auf allen Stellen, wo ein Sturz eintreten könnte. Man pflegt sie als Führer ersten Ranges zu bezeichnen und mit Lob zu überschütten. Ihren Charakter hat noch Niemand ergründet. Für jeden Unglücksfall unter ihrer Leitung, gleichviel ob sie schuldig sind oder nicht, werden sie zur Verantwortung gezogen und deshalb beanspruchen sie mit Recht das absolute Commando während einer Expedition. Wenn sie sich dessen begeben und mit dem Reisenden in Berathung über die nächsten Maßregeln und über die Fortsetzung des Weges treten, so geschieht es entweder zum Schein — ein Act vollendeter Schmeichelei — oder es geschieht aus Noth. Denn es kommen Situationen vor, wo die Rolle der Superiorität von dem Führer auf den Reisenden übergeht; wo Bergkenntniß und Technik in die zweite Stelle treten, der moralische Muth in die erste; und dieser kann in dem welterfahrenen, kletternden Philosophen zu höherer Ausbildung gelangt sein, als in dem Führer, der außerdem fast immer Frau und Kinder hat.

Der einzelne Reisende — und wäre er noch so vertraut mit den Bergen — bleibt jederzeit auf die Mitnahme von Führern angewiesen; denn nur ein Zusammenwirken mehrerer Personen ermöglicht die Ausführung der großen Expe-

ditionen. Die gegenseitige Hilfeleistung vermindert für den Einzelnen die Arbeit, erhöht die Sicherung gegen gewisse Gefahren, macht manche Terrainschwierigkeiten allein überwindbar. Nichts Leichteres für den Eingeweihten, als eine steile Eiswand zu erklettern, wenn Stufen geschlagen sind; nichts Anstrengenderes, als diese Stufen mit der Axt in dem harten Material zu schlagen; diese Arbeit theilt sich also nach Maßgabe der arbeitsfähigen Gefährten. Wenn Schneebrücken über Gletscherspalten und Bergschründen brechen, und die Constellation nicht gar zu ungünstig ist, so kann der Durchbrechende mit dem Seil, welches die Wanderer verbindet, vor dem Fall geschützt und an eine sichere Stelle gezogen werden. Das ist freilich eine schwierigere Arbeit, als in der Regel angenommen wird; denn es handelt sich dabei nicht bloß um die Hebung einer Menschenlast; es muß auch der Widerstand überwunden werden, den das einschneidende Seil und der vielleicht eingepreßte Mann von dem Schnee erfährt. Aus diesem Grunde ist eine Expedition zu Zweit (statt zu Dritt) gefährlich, und wird die Wirkung des Seiles häufiger die sein, daß der Stehengebliebene hinabgezogen, als daß der Durchgebrochene aufgezogen wird. Auch im Felsenterrain und in zerklüfteten Eislabyrinthen sind selbst die geschicktesten Kletterer zuweilen auf einander und das sie verbindende Seil angewiesen; wo z. B. mauerartige Bildungen auftreten, hat schon der erste Mann die Schultern des zweiten als Stufe benutzt und letzteren mit dem Seil nachgezogen. Wo ein unbekannter Abstieg gemacht wird, etwa bei dem Ueberschreiten von Jochen oder dem Traversiren von Bergspitzen, kommen Stellen vor, wo man keinen Ausweg mehr sieht; dann muß sich ein Mann am Seil hinunterlassen, um an passenderer Stelle auszuspähen, ob das Weiterkommen nicht doch möglich sei.

Ferner werden gleichberechtigte Gefährten, wo immer Zweifel entstehen, sich berathen, also durch ihre Erfahrung gegenseitig unterstützen können; und endlich muß berücksichtigt werden, daß das bloße Bewußtsein, nicht allein zu sein, an sich etwas Beruhigendes hat. Ich weiß, was es heißt, allein in der Bergwildniß zu wandern, habe so auf einer Höhe von 5400 Metern gestanden und die aufreibende Spannung gefühlt, die den Einsamen da ergreift, wo die Schöpfung nichts Lebendiges mehr duldet.

Es verstand sich daher ganz von selbst und griff am tiefsten in die Vorbereitungen zu der Andes-Reise ein, daß ich mich nach einem passenden Gefährten umsah, nach einem jener Leute, die ich oben als Führer ersten Ranges bezeichnete. Es schien kaum möglich, eine bessere Wahl zu treffen, als ich es that; wenigstens hätte sich keine andere besser motiviren lassen. Denn der Alpinist, welcher sich die Sporen am Berliner Kreuzberg, auf dem sandigen Abfall des Exercierplatzes erworben hat, hält es für selbstverständlich, daß die Truppe im Kriege ihre Sache ebenso gut macht, wie im Manöver. Und ein solches Manöver, noch dazu mit etwas kriegerischem Beigeschmack, hatten der Führer und ich gemeinsam bestanden. Denn wir waren in ein Alpengebiet gezogen, das uns Beiden unbekannt war; hatten uns dort unsere eigenen Wege gesucht und gerade so gelebt, wie wir vermuthlich bei den großen Andesbesteigungen würden leben müssen. Ich mußte diesem Schweizer zum Mindesten einiges Vertrauen eingeflößt haben; sonst hätte er doch nicht aus freien Stücken den Wunsch

ausgesprochen, mich auf der amerikanischen Reise zu begleiten. Seine Fachkenntnisse und seine Geschicklichkeit sind von Allen gepriesen worden, denen er Dienste leistete; am lautesten vielleicht von mir selber.

Des Mannes einmal sicher, konnte ich mit ruhiger Zuversicht auf das Gelingen meiner Pläne blicken und ihre äußere Durchführung nach dem Vorbilde der angedeuteten Alpenreise gestalten. Mochten die südamerikanischen Begleiter beschaffen sein, wie sie wollten, nicht weiter gehen als ihre Pferde und Maulthiere: wir wußten, was wir ohne andere Begleitung gemeinsam auszuführen im Stande waren. Wir rechneten darauf, die höchsten Gipfel allein zu erreichen und das letzte Biwak in der Höhe in einem gemeinsamen Schlafsack zu überstehen. Hatten wir doch andere Biwaks mitten im Eis ohne allen Schutz überstanden! Die Rechnung war, wie ich heut zu sagen berechtigt bin, durchaus richtig; nur in Einem Punkte war sie falsch. Der Führer, welcher sich nicht ungern den stärksten Mann im Wallis nennen hörte, wurde mit wachsender Entfernung von der Heimat kränker und kränker; und bei dem Betreten des chilenischen Bodens glaubte er sich so krank, daß er auf seiner ungesäumten Heimkehr bestand. Die höchste Höhe, welche er in Chile erreichte, war das deutsche Hospital der Hafenstadt Valparaiso.

III.

Es gibt drei Wege, auf denen man in etwa sechs Wochen von Europa nach Chile gelangen kann. Der eine geht über Panamá, verlangt also, behufs Uebergangs aus dem atlantischen in den pacifischen Ocean eine Unterbrechung der Seefahrt. In früheren Jahren wurde der interoceanische Verkehr auf diesem Landwege ausschließlich durch Maulthiere vermittelt; später trat eine Eisenbahn an die Stelle und gewährt ihren Passagieren durch die exorbitanten Beförderungspreise noch heut ein nie versiegendes Gesprächsthema. Die Zeit ist nicht fern, wo der Weltverkehr in der mächtigeren Ader des Canals von Panamá pulsiren wird.

Schon jetzt kann man die Durchschnittslinie an vielen Stellen verfolgen. Im Jahre 1883 waren die Arbeiten bereits weit vorgeschritten; der sumpfverpestete, mosquitoreiche Tropenwald, dessen saftiges lebhaftes Grün dem Auge kaum noch wohl thut, wird jetzt von Menschenhand bemeistert, ausgerodet und nivellirt; etagenweise erheben sich schuppenartige Bauten oder auch sauber hergestellte Wohnhäuser aus Planken, je nach der Stellung der zur Mitarbeit Berufenen; kleine Arbeitslocomotiven auf interimistischen Geleisen erinnern durch ihre Namen Somme, Sâone und ähnliche daran, daß der geniale Lesseps der Unternehmung vorläufig noch einen französischen Stempel bewahrt.

Als ich den Blick auf dieses Wirrsal von Erddämmen, durchschnittenen Wäldern, Negerhütten, weißen und schwarzen Arbeitern, europäischen Maschinen aller Art — das Ganze verknüpft durch einen tropischen Regen — fallen ließ, drängte sich mir die Erinnerung an die Gotthardtbahn auf, wo das Streben, der unwilligen Natur einen Verkehrsweg aufzuzwingen, sich nicht minder kühn offenbarte; hier der Schienenweg, durchbohrtes Gestein, aufgedämmte Felsenhänge, überbrückte Abgründe, die rauschenden Wasser von Reuß und Tessin; dort eine

träge, miasmengeschwängerte Masse, überwuchert von verrätherischem Grün, bedeckt mit menschenfeindlichem Sumpfland — heut noch das Trennungsglied zweier Meere, über ein Kleines ihre Verbindungsstraße. Wer weiß, ob man dem 19. Jahrhundert diese Arbeiten und die am Suez-Canal durchgeführten, nicht einmal eben so hoch anrechnen wird, wie wir den alten Aegyptern ihre Bauten.

Der zweite Weg von Liverpool nach Valparaiso beschränkt die Seefahrt auf den atlantischen Ocean und bietet die meiste Abwechslung. Denn auf die Meerespassage, die in Montevideo (Uruguay) oder in Buenos Ayres (Argentinien) endet, folgt eine kurze Flußfahrt bis Rosario; hier setzt man sich auf die Eisenbahn und fährt quer durch Argentinien bis Mendoza, wo Maulthiere bestiegen werden und die Cordillere in fünf Tagen auf relativ guten Pfaden überschritten wird. In dem chilenischen Santa Rosa de los Andes erreicht man die Eisenbahn von Neuem und fährt in wenigen Stunden nach Valparaiso. Wegen der Cordillerenüberschreitung, — die übrigens nicht höher als 3750 Meter, im schlimmsten Fall 3900 Meter hoch führt — muß diese Reise in die gute Jahreszeit (October bis April) verlegt werden.

Am bequemsten ist der dritte Weg — und diesen wählte ich für die Ausreise; er ist der längste, biegt am weitesten nach Süden aus und führt durch die Magalhäesstraße. Der Reisende legt dabei ca. 10,000 Seemeilen auf demselben Fahrzeug zurück, und während dieser langen Fahrt hat er sich jeder Willensäußerung, jedes Handelns zu begeben. Er wird die vollendete Passivität; sein geistiges Leben dreht sich um die fixe Idee der Ankunft, aber am Ende der Fahrt ist dasselbe bereits in einen solchen Marasmus gerathen, daß die Ankunft wegen des damit verbundenen Einpackens als eine unbequeme Störung betrachtet wird. Man zähle langsam von 1—41, d. h. jedesmal mit Einschaltung von 24 Stunden, starre dabei unter stetem Schaukeln auf eine öde Wasserfläche und halte sich vor, daß man dieselbe Procedur später noch einmal zu wiederholen habe, so gewinnt man eine Vorstellung davon, um welchen Preis eine Andesreise erkauft wird. Das Bewußtsein, sechs lange Wochen aus der Existenz streichen zu müssen, wird in den Jahren des energischsten Schaffens allerdings wohl am härtesten empfunden; aber ich kann mir keine Phase des Lebens denken, in welcher der geistig und körperlich rüstige Landbewohner mehr bei einer Seefahrt gewönne, als er opferte. Die acute Seekrankheit, die den Einen befällt, den Andern verschont, ist gar nicht der größte Feind, sondern jenes chronische Leiden, welches erzeugt wird durch das Continuirliche der Schiffsschwankungen, durch das Vibriren der Schraube, durch die öde Monotonie eines leeren, unfähigen Daseins in einem unabsehbar scheinenden Zeitintervall. Es hat mir stets eine kleine Abwechslung bereitet, das Leben derjenigen zu beobachten, welche sich von jeder Seekrankheit frei priesen; weder ihre Beschäftigungen noch ihre Unterhaltung verriethen, daß sie höher als ihre leidenden Brüder standen; sie waren eben auch krank, und gönnten sich nicht einmal die unschuldigen Freuden der Selbstironie.

Man muß nur gewissenhaft ein Journal am Bord führen, die kleinen täglichen Vorkommnisse und die eigenen, kaum minder bedeutungslosen Gedanken darin eintragen, um sich später, wenn die einschmeichelnde, zur Täuschung stets bereite Erinnerung ihr Spiel treibt, gegenwärtig zu halten, wie die Wirklichkeit beschaffen war.

Man spricht von der Schönheit, von der Großartigkeit des Meeres, an dem man sich nicht satt sehen könne! Am Strande und im sichern Port ist das wohl zu verstehen, nicht aber wenn man gefangen sitzt zwischen den hölzernen oder eisernen Planken; dann wandelt sich die Größe in Monotonie, und selten vermag man den Blick mit wärmerer Theilnahme über das gleichmäßige nasse Rund schweifen zu lassen, zu dessen ewigem Mittelpunkt man verdammt zu sein scheint. Nur die Extreme in der Gestaltung der Meeresoberfläche gewähren noch Reiz: eine spiegelglatte See oder die aufgethürmten Wogenmassen eines windgepeitschten Meeres.

Auf unserer Fahrt durch den atlantischen Ocean durchmaßen wir mehr als 100 Breitegrade in südlicher Richtung und mußten dann im Stillen Ocean wieder nach Norden gehen, um den in der Nähe von Montevideo bereits überschrittenen Parallel von Valparaiso wieder zu gewinnen. Daher führt die Fahrt durch sehr verschiedene Klimate, die sich trotz der ausgleichenden Wirkung des Wassers auch auf hoher See durch sehr verschiedene Tagestemperaturen zu erkennen geben. Wir segelten am 6. September 1882 mit der „Araucania", der Pacific-Steam-Navigation-Company gehörig, von Liverpool und passirten sechzehn Tage später den Aequator, fast genau zur Zeit des Herbsttäquinoctiums; wurden also während dieses kurzen Intervalls aus dem beginnenden nordischen Herbst in den heißesten Aequatorialsommer versetzt. Fast gleichzeitig mit der Sonne traten wir nunmehr in die südliche Hemisphäre ein, für welche der Durchgang durch den Herbstpunkt den Beginn des Frühlings bedeutet, und nicht wie bei uns: des Herbstes. Wir entfernten uns mehr und mehr vom Aequator, und nach wiederum sechzehn Tagen stand die Frühlingssonne der Magalhäesstraße so hoch, wie die Herbstsonne in Liverpool gestanden hatte; nur daß jetzt das Tagesgestirn im Norden culminirte. Aber hier im hohen Süden war es viel kälter, denn der Winter war eben erst zu Ende gegangen; nach dem Passiren der Tropen hatten wir uns über die Temperaturabnahme gefreut, aber der Sprung von 28° auf 7° C. war doch zu groß, als daß wir nicht gern wieder nord- d. h. äquatorwärts gesteuert wären. Von dem südlichsten Punkt der Magalhäesstraße aus durchmaßen wir noch 20 Breitegrade und erreichten Valparaiso am 15. October 1882 unter dem Wehen herrlicher Frühlingslüfte. Dabei hatten wir uns westlich so weit verschoben, daß meine Uhren, welche noch immer Berliner Zeit angaben, nunmehr um 5 Stunden 36 Minuten vorauseilten; der Ausdehnung nach ist die durchsegelte Strecke etwa um den zehnten Theil kleiner als der halbe Erdumfang.

Daß so weite Fahrt nichts Anderes als eine bloße Ortsverschiebung in meiner Erinnerung vorstellte, wäre allerdings eine ungerechte Behauptung. Die großen Postdampfer laufen diesen und jenen Ort an, und den Passagieren ist Gelegenheit gegeben, aus der Berührung mit dem Erdboden neue Kraft zu schöpfen, die Gedanken aus ihrer Lethargie aufzurütteln und die fremdgewordene Welt des festen Landes anzustaunen. Einen solchen Dienst leistete mir Rio de Janeiro, wo ich den südamerikanischen Continent zum ersten Mal betrat, wo ich zum ersten Mal *ungestraft* unter Palmen wandelte, wo ich lernte, die Tropen reuelos zu bewundern, ohne Zorn und ohne Leiden.

Wir hatten gerade den lästigsten Theil der Fahrt überstanden, hatten den Tropengürtel durchschnitten, seinen südlichsten Saum an der amerikanischen Ostküste erreicht und liefen am Mittag des 28. September in die berühmte Bai von Rio ein. Der Dampfer passirt einige kleine, palmenbestandene Felseilande und läßt zur Rechten ein Fort, zur Linken den oft genannten pão d'azucar, den Zuckerhut liegen. Der Einblick in die Bucht vertieft sich; links liegt Botafogo, dahinter Rio; auf der gegenüberliegenden Seite Nicterhoy, durch flachgehende Etagendampfer mit der Hauptstadt verbunden; im Fond ankern viele Schiffe, dahinter liegen Inseln. Die Landschaft wird abgeschlossen durch Bergketten, unter denen das „Orgelgebirge" durch seine orgelpfeifenartigen Spitzen und Felsnadeln zwar nicht am meisten hervortritt, aber doch am auffälligsten ist. Das Gemälde ist glänzend und entzückend, war es namentlich am folgenden Tage, wo das Wetter sehr klar wurde, und violette Farbentöne die ferneren Gebirge umkleideten. Ueppiges Grün, hellleuchtende Häuser, schroffe, nackte Felsen, waldüberwucherte Gebirge und die weite, inseldurchbrochene, schiffetragende Wasserfläche setzen ein überraschend wirkungsvolles Bild zusammen. Betrachtet man die Landschaft aus der Mitte der Bucht, wo die Entfernung die fremdartigen Vegetationsformen verwischt hat und nur noch die Ueppigkeit des Wachsthums erkennen läßt, so mag wohl die Erinnerung an den Lago maggiore lebendig werden; denn das Urgestein des Beckens, der große Wasserspiegel und die anmuthende Unterbrechung der Vegetation durch leuchtende Ortschaften ist beiden Lagen gemeinsam.

Sobald in einem großen Seehafen die Anker geworfen werden, pflegen die Passagiere, als die Vertreter des zur Hilflosigkeit prädestinirten Theiles der Menschheit, von den Bootsleuten in zudringlicher Weise angeschrien und belästigt zu werden; in Rio war es anders, hier ging Alles ruhig her. Auch am Lande machte mir die Bevölkerung den Eindruck auffallender Höflichkeit und Sanftmuth; sogar die alten Neger, deren man noch viele sieht, hatten etwas Gutmüthiges; und nach dem Leben an Bord war diese allgemeine Milde, welche so gut zu dem weichen Klima und der weichen portugiesischen Sprache paßt, wohlthuend. Die apathische Haltung und das matte, gelbliche Aussehen der Bewohner ließ im Uebrigen deutlich erkennen, daß die Tropen auch in ihren Grenzgebieten nachtheilig auf den Europäer ungemischten Blutes einwirken; doch um so befremdender erschienen diese Leute in ihren oft eng anschließenden dunklen Röcken und schwarzen Cylinderhüten.

Dafür, daß Brasilien mehr als die halbe Welt mit Kaffee versorgt, wird der Besucher Rio's durch das vortrefflich bereitete und wohlschmeckende Getränk erfreut. Im Uebrigen aber ist es dem Neuling schwer, in den Schaufenstern der wenig eleganten Läden irgend etwas zu entdecken, was nicht europäischen Ursprungs wäre; einige Zuckerwaaren und künstliche, sehr kunstvoll und graziös hergestellte Federblumen und Federblätter erscheinen als dürftiger Beitrag zu dem großen Industrie-Weltmarkt. Ein charakteristischer Zug für Rio ist die starke Entwickelung des Tramwaynetzes; die Wagen sind ausschließlich mit Maulthieren bespannt, und ich benutzte einen derselben, um aufs Land zu fahren, bis an den Fuß eines Höhenzuges, der dreieckförmig ins Meer vorspringt; die Basis des Dreiecks steigt von Rio aus nach Tijuca auf und geht auf der anderen Seite wieder zur See nieder.

Diese kleine Expedition zu dem einige Tausend Fuß hoch gelegenen Tijuca hat gerade im September besonderen Reiz. Kann man sich etwas Besseres wünschen, als mit einem Viererzug kräftiger Maulthiere auf einer breiten, aus Granatgneiß hergestellten Kunststraße, unbelästigt von Mosquitos und Fiberempfindungen, mitten durch Urwald und freigelegte Culturstätten zu fahren, alle Formen tropischer Vegetation, alle Abstufungen tropischer Fülle an seinem Blick vorüberziehen zu lassen, freundliche Wohnstätten in der Höhe zu erreichen und — wenn allmälig das Bild der maſtenreichen Bucht Rio's in der Tiefe verschwindet —, in einem wohlgepflegten Garten unter sprudelndem Felsenquell ein erfrischendes Bad zu finden? So war dieser Ausflug nach Tijuca beschaffen; so denkt sich der jugendliche Europäer das Reisen in den Tropen als Regel, und so selten gestaltet es sich zu dieser anmuthigen Form, daß die schöne Ausnahme dankbarer Erwähnung werth scheint.

Beim Verlassen der Stadt Rio müssen die ungünstigen Eindrücke noch einmal ertragen werden, welche die ersten Schritte nach der Landung begleiten. Zwischen dem Quai und der inneren Stadt schiebt sich nämlich der Markt für Lebensmittel ein; er ist die unversiegbare Quelle des widerwärtigen, anekelnden Schmutzes, womit der Boden bedeckt ist: Aas und saftige zertretene Früchte, Fisch- und Fleischreste verpesten die Luft und beleidigen das Auge; und es ist unerfindlich, weshalb man in einer Stadt, welche ihres gelben Fiebers wegen fast sprichwörtlich ist, einen Zustand duldet, der offenbar so leicht abgestellt werden kann. Die tägliche Gewohnheit hat die Menschen stumpf gemacht; nur dem Reisenden, der frisch ankommt und schnell wieder fortgeht, kann sich ihre Wirkung noch mittheilen; er sieht die Dinge, wie sie sind; das Charakteristische im Guten, wie im Schlimmen fällt ihm noch auf; und eben darin liegt für ihn eine Pflicht, gerade die ersten Eindrücke, deren er sich später gar nicht mehr bewußt wird, durch Niederschreiben festzuhalten.

Der milde Glanz Rio's verklärt noch heut die Erinnerung an denjenigen Theil meiner Reise, welcher mit der explorirenden Thätigkeit nichts zu thun hat; in einen schroffen Gegensatz dazu stellt sich unser Austritt aus der Magalhães-Straße in die Südsee.

Am 7. October hatte die „Araucania" zum letzten Mal die atlantischen Wogen durchschnitten; am Mittag dieses Tages befanden wir uns nur noch 156 Seemeilen vom Cap Virgin, dem östlichen Wahrzeichen der berühmten Straße, welche Magalhães zum ersten Mal im Jahre 1520 durchfahren hat. Obwohl die Temperatur sich stets nahe bei 8° C. hielt, so ließ die Windstille und das sanfte, kaum merkliche Wogen des Meeres den Tag doch wie das unverhoffte Geschenk eines freundlich einziehenden Frühlings erscheinen. Auffallender Weise zeigte die Atmosphäre gerade in horizontaler Richtung die größte Durchsichtigkeit und eine Farbenzartheit, deren ich hier, ihrer Seltenheit wegen, Erwähnung thun muß; man sah lichte Stratuswolken von violett-grauen Tönen sich gegen den grünlich-blauen Hintergrund des überraschend klaren Himmels abheben, während nach oben zu eine einförmige Bewölkung alle Unterschiede verwischte. Die Erscheinung soll jenen Meeren eigenthümlich sein; mir fiel sie sehr auf. Als der folgende Morgen graute, befanden wir uns bereits in der Straße; das Thermometer zeigte

7° C., und der Wind blies uns frisch aus West entgegen. Wir dampften durch den „first narrow", die erste Enge, wo die Straße 1—2 Seemeilen breit ist; rechts und links sind die Ufer von 40—50 Fuß hohen Steilabfällen gebildet, oben ist Heide. Es folgte eine zweite Enge, von der ersten durch ein weites Becken getrennt. Das Wasser zeigte ein graues Lauchgrün, ähnlich der Farbe des unteren Rheins; zuweilen erschienen braune Stellen, wie von Untiefen herrührend; in Wirklichkeit rührten sie von einer unvollständigen Mischung der Fluthgewässer her. Vielfach ragten große bräunliche Grasklumpen, meist mit einer ausgesprochenen Längendimension, aus der Tiefe zur Oberfläche auf: das Kelpgras, dessen schon Charles Darwin in seinem berühmten Buche, „Reise eines Naturforschers um die Erde", erwähnt. Wir hielten uns der Nordseite, d. h. dem Continent näher, als der Südseite, dem Feuerlande. Der Blick gegen Norden, über den grünlichen Strom, auf den kahlen, 2—300 Fuß geschätzten Küstenabhang erinnerte an eine winterliche Flußfahrt längs des Rheingaues.

Obwohl der Westwind mit gleichmäßiger Stärke wehte und auf der ganzen Wasserfläche weiße Schaumkämme aufwarf, so blieb die Bewegung des Schiffes von diesem rein oberflächlichen Wogenschwall ganz unbeeinflußt. Wir fuhren, wie man auf einem Fluß fährt, und zwar thalabwärts; denn die Fluth des Atlantic half uns mit 6—8 Knoten in der Stunde. Noch im Laufe des Vormittags passirten wir die zweite Enge, dann die Felsinsel Elisabeth, und steuerten nun südlich. Rechts und links, weit hinter den flachen Ufersäumen erschienen Bergrücken, oben mit Schnee bedeckt: die ersten Schneeberge, welche mir in Amerika zu Gesicht kamen. Der heitere Tag zeigte den Himmel in schönem Blau, stellenweis mit milchigen Windwolken, die stets eine Neigung zur Federwolken- oder Kometenschweifbildung verriethen; am Horizont lagerten Haufenwolken mit schöner Nüancirung und Zeichnung, wie sie meist nur in den Tropen, zur Zeit der großen Regen zu beobachten sind; gegen Südsüdwest zeigte sich eine Wolkenschicht mit den breiten Farbenbändern eines verlöschenden Regenbogens. Einige weiße Möven folgten dem Schiff: die einzigen Vögel, welche wir bis dahin in der Straße gesehen hatten. Die Steilabfälle des Ufers ließen hier und da grüne Vegetationsschimmer erkennen; Bäume konnten nicht constatirt werden; der Gesammteindruck war der der Sterilität. Wenige Monate später, in der Hochsommerzeit, mochte der unfruchtbare Charakter verschwunden sein.

Bisher hatten wir nichts von der oft gerühmten pittoresken Scenerie der Magalhães-Straße wahrgenommen. Als wir uns der chilenischen Niederlassung Punta Arenas näherten, vollzog sich allmälig eine Aenderung, und Schneeberge, zu 3000—4000 Fuß Höhe geschätzt, kamen in Sicht.

Punta Arenas (Sandspitze) ist die südlichst gelegene Ortschaft Chile's, und hier betrat ich zum ersten Mal chilenischen Boden. Die Landung vollzog sich sehr leicht, während stürmische Winde zuweilen das Löschen und Laden unmöglich machen. Der Ort liegt am Fuß eines entwaldeten, langgestreckten Hügelrückens, hinter welchem sich höhere Berge — ein Waldgebirge, wie der Odenwald — erheben. Gegenüber, nach Süden, über die Wasserfläche fort, in 20—30 Seemeilen Entfernung, hebt sich ein Schneegebirge von schönen Formen aus den Fluthen, wie eine im Meere schwimmende Alpenkette.

Mit seinen niedrigen Bretterhäusern, den grundlosen Straßen und den vielen Branntweinläden gleicht der Ort einer vorgeschobenen Ansiedelung von Goldgräbern. Ich verließ ihn mit einer unbestimmten Erinnerung an langbeinige Hunde, Schweine, Hühner, Enten, Ochsen, araucanische Mischlinge, Pferde und Reiter. Und dieser unwirthliche Ort sollte schon in der allernächsten Zeit die classische Stätte für die Beobachtung eines Phänomens werden, das den Scharfsinn der Astronomen, die Ruhe der Beobachter, die Geschicklichkeit der Optiker und Mechaniker in gleicher Weise herausforderte; hier sollte am 6. December der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe beobachtet werden, und zwar von einer deutschen Gelehrten-Expedition. Wegen der Wichtigkeit, welche Punta Arenas durch seine weit vorgeschobene südliche Lage für die Lösung des Endproblems hatte, begab sich der Vorsitzende der deutschen wissenschaftlichen Commission, welche mit der Vorbereitung und Ausführung aller auf das Phänomen bezüglichen Arbeiten betraut war, persönlich in diese Oede; das Opfer war um so größer, als die ungünstigen Witterungsverhältnisse leicht das ganze Unternehmen hinfällig machen konnten. Zum Glück erwies sich der 6. December 1882 für Punta Arenas gnädig, und von der etwa sechsstündigen Dauer des Vorübergangs ging der Beobachtung kaum eine Stunde verloren. So wurde Herrn Auwers, in dessen Person sich Deutschlands Antheil an der astronomischen Verwerthung der beiden letzten Venusdurchgänge verkörpert, eine ähnliche Genugthuung zu Theil, wie dem Feldherrn, der einen fein ersonnenen Schlachtplan in die gewonnene Schlacht umgesetzt hat; und wie einst Pariser Akademiker eine Gradmessung in Ecuador ausführten, um die Dimensionen der Erde ermitteln zu helfen, so führte nun ein Berliner Akademiker an der Südspitze Araucaniens eine Messung aus, welche für die Entfernung der Erde von der Sonne das Analoge leistete.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Punta Arenas segelten wir noch vor Anbruch der Nacht weiter und erreichten nach etwa fünfstündiger Fahrt unsern südlichsten Punkt, das Cap Froward unter 54° S. Br. Ich blieb die halbe Nacht auf Deck, um eine Vorstellung von der Landschaft zu erhalten, die sich nun völlig änderte. Die Straße wird enger, Felsenberge bilden die Ufer. Aber erst der folgende Morgen — wir näherten uns bereits dem Stillen Ocean — zeigte das eigenthümliche Bild mit hinreichender Klarheit. Nicht umsonst hatte man mir das Cap Froward als eine Wetterscheide bezeichnet. Dieser neunte October ließ sich viel unwirscher an, als der Tag zuvor. Es lag etwas in Luft und Beleuchtung, in dem bewegter werdenden Wasser, in den schroffen Felsenriffen, was ernste Spannung erzeugte. Der Wind wehte unheimlich; durch die zerrissenen, regensprühenden Wolken warf die Sonne ab und zu ein blasses Licht; das Gestein stürzte, ohne sanftes Vorland, zur salzigen Fluth ab; schon wälzte sich die pacifische Dünung heran und umbrandete mit hochaufspritzendem weißen Gischt das pfeilerartige Cap Pilar, den westlichen Markstein der Magalhães-Straße; ringsum weiße Wogenkämme, oft in Regenbogenfarben sich auflösend. In diesem wilden Getöse, in dieser zornigen grauen See, im Anblick dieser drohenden Felsenklippen erschien der grüne Schimmer des Pflanzenkleides auf dem Pfeiler des Caps wie ein letzter Gruß aus einer friedlicheren Welt.

Unser gutes Schiff tanzte auf den Wogen, erschien ganz winzig, wenn es sich gerade aufbäumte oder im Begriff stand hinunterzuschießen. Die Maschine arbeitete heftig, und wenn die Schraube mit sammt dem Schiffshintertheil aus dem Wasser geschleudert wurde, so drehte sie sich in der widerstandslosen Luft mit verdreifachter Geschwindigkeit; in wirbelnder Rotation traf sie dann beim Wiedereintauchen auf den Widerstand des Wassers, das diese ungebrochene Bewegung zu brechen suchte. Hierin eben lag die Gefahr: die Schraube oder der Schraubenschaft mochten der gewaltigen Reaction des Wassers nicht gewachsen sein, zumal wenn der Widerstand noch durch gegenläufige Eigenbewegung der Wassertheilchen gesteigert war; irgend eine, während der Fahrt schadhaft gewordene Stelle konnte zum Verräther werden; Flügel oder Schaft konnten einen Sprung erhalten, brechen, den Dienst versagen. Wenn das in der Nähe des Cap Pilar geschah, so zerschellte das Schiff rettungslos an den Felsen. Diese Gefahr des Scheiterns, sobald die Schraube, auch nur für kurze Zeit, unbrauchbar wird, lauert hier fast beständig; denn die See ist fast immer hoch, der Wind fast immer so heftig und so ungünstig, daß für ein Segelmanöver keine Zeit bleibt. Die Schiffe der Pacific Steam Navigation Company, der einzigen, welche auf diesem Wege regelmäßige Fahrten unterhält, sind die seetüchtigsten Fahrzeuge der Welt, und nur daraus erklärt sich's, daß kaum je ein Unglück eintritt und daß die Passage der Straße leichten Herzens unternommen wird. Aber ich werde nie die ernste Miene eines Herrn vergessen, der neben mir auf Deck stand und sein Auge auf Cap Pilar heftete; Jahre hindurch hatte er als früherer Capitän der eben genannten Linie diese Fahrt geleitet; er wußte also, was sie bedeutete und sah so ernst aus, weil er Frau und Kinder mit an Bord hatte.

Meine Lebenserinnerungen durften bereits einen Schiffbruch verzeichnen, noch dazu einen, der in fünf Secunden aus einem neu erbauten Steamer ein vollständiges Wrack machte („Nigretia", 14. Juni 1873, an der westafrikanischen Küste); trotz des neunjährigen Zeitintervalls erstanden sie hier nun wieder mit unheimlicher Frische. Wo eigenes Handeln ausgeschlossen ist, heißt es: Stillhalten, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen; aber ich ließ auch für mich gelten, was der größte Staatsmann einem jungen Fürsten vor Antritt einer gefährlichen Thronbesteigung gesagt haben soll: „Es wird 'mal eine hübsche Erinnerung" sein; und das ist sie in der That geworden. Es vermischt sich mit ihr noch die Bewunderung für die kühnen Seefahrer gleich Magalhães, welche zuerst die unbekannten Meere durchfuhren, ohne Seekarten, ohne Kenntniß der Winde, Strömungen, Untiefen und Klippen.

Allmälig tauchten neue Riffe auf, während der Dampfer seinen Cours änderte. Drei Stunden nach dem Eintritt in den pacifischen Ocean erschienen rechter Hand die Felsen, welche man die vier Evangelisten nennt; sie sind von einer stets brandenden See umfluthet, und wenn man sie im Rücken hat, so gilt das Schlimmste für überstanden. Das äußere Ungemach überdauerte allerdings die Gefahr. Noch zwei Tage lang wurden wir auf der grauen See unter grauem Himmel hin und her geworfen; man konnte nicht liegen, nicht sitzen, nicht gehen; alle Sachen schwankten, viele stürzten, rollten dann auf dem Boden; aus Ecken und Winkeln knarrten ächzende Geräusche hervor: eine wahre Walpurgisnacht

zur See; man aß mit Unlust, schlief gar nicht, die menschliche Existenz war jeder Freudigkeit und jeder Würde beraubt. Es gab nur eine Unterhaltung, und diese war: dem tapferen Spiel der Möven, Captauben und mächtigen Albatrosse zuzusehen, welche schwebend die Wellenkämme streiften, gegen den Wind flogen, das Schiff umkreisten und deren willkommenstes Spielzeug die tobende See war. Das konnte allerdings dem reflectirenden Zuschauer die Mannigfaltigkeit der belebten Schöpfung zu Gemüthe führen.

Nachdem wir die Höhe des 45° S. Br. erreicht hatten, gelangten wir in eine ruhigere See; nun hörten auch die sehr starken Barometerschwankungen auf, welche andeuteten, daß wir uns vom 54° S. Br. an durch Gebiete sehr verschiedenen Luftdrucks bewegt hatten. Ich beobachtete mit einem zuverlässigen, verglichenen Aneroid. Während man 760—762 mm als mittleren Luftdruck auf dem Meeresspiegel annimmt, fand ich am 8. October Abends bei Cap Froward in der Magalhães-Straße nur 751 mm; am folgenden Morgen, kurz ehe wir die Straße verließen, bei 8° C., nur 749 mm. Nun aber begann eine rapide Steigung, so daß sieben Stunden später, um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags des 9. October 762 mm abgelesen wurden, bis sich dann am 10. um $9^1/_2$ Uhr Vormittags das Maximum mit 769 mm einstellte; nach sieben Stunden fiel das Barometer auf 766 mm und am 11. October war der normale Stand von 762 mm wieder erreicht.

Die Magalhães-Straße ist nicht der einzige Weg, auf dem man in jenen hohen Breiten vom Atlantischen zum Stillen Ocean gelangen kann; die Südspitze Amerika's ist in viele Inseln zerklüftet, denen schiffbare Canäle entsprechen; schiffbar wenigstens für kleinere Fahrzeuge. Wegen seiner Schönheit und seiner ins Meer fallenden Gletscher berühmt ist der Smyth-Channel; aber die Straße ist an einer Stelle so eng und gewunden, daß sie für die großen Dampfer der „Pacific Steam Navigation Company" gefährlich erachtet und von den Versicherungsgesellschaften nicht länger gestattet wird. Dagegen laufen die kleinen Dampfer der Hamburger Kosmoslinie, die ihrer Solidität wegen sehr geschätzt ist, durch den Smyth-Channel; er zweigt sich von dem westlichen Ende der Magalhães-Straße ab, und tritt weit nördlich von dieser ins Meer.

Der Schweizer Führer, der mich in der Cordillere unterstützen sollte, gab mir während der Seereise am meisten zu denken. Ich hatte den Mann persönlich aus seiner Heimath abholen müssen, um all' den schädlichen Einflüssen zu begegnen, denen sein Entschluß vor der Ausreise ausgesetzt war. Daß die Walliser Bauern keine sehr richtigen Vorstellungen von der See und überseeischen Ländern haben und dementsprechend eine Reise dorthin mit einer Reise in das Land identificiren, von dem kein Wanderer wiederkehrt, — das ist nicht weiter zu verwundern; daß aber gebildete Leute, denen die Alpen nie etwas anderes waren, als der Schauplatz ihrer fragwürdigen Erfolge, aus Neid und Scheelsucht unlautere Einflüsse geltend machten, um mir den in's Schwanken gerathenen Führer abspenstig zu machen, — das muß allerdings Verwunderung erregen. Es wäre nichts einfacher gewesen, als daß der Mann in Pauillac, das wir anliefen, zu mir gestoßen wäre; aber weil ich ein solches Rifico nicht laufen konnte, so mußte ich ihn den weiten Weg von Zermatt bis London schleppen. Hier, wo ich während zehn Tagen durch Besorgungen stark beansprucht war, konnte ich schon

die ersten Wirkungen des Heimwehs constatiren. Endlich nach kurzem Aufenthalt in Liverpool schifften wir uns ein, und nun schien Alles gut. Ich hatte mich aber arg getäuscht; denn nun wurde Alles erst recht schlecht, und zu dem andern Ungemach der Seereise trat die Sorge um den Zustand meines Führers, der Verdruß über seine wenig männliche Haltung. Derselbe Mann, der unmittelbar vor der großen Reise und wenige Monate nach der Rückkehr, sobald nur die gute Jahreszeit es zuließ, die größten und anstrengendsten Besteigungen ausführte, glaubte sich in Folge einer Magen- oder Nieren-Verstimmung von einer unheilbaren Krankheit befallen; derselbe Mann, der mit mir in 11 000 Fuß Höhe ohne Decken biwakirt hatte, wollte bei 9° C. nicht auf Deck gehen, weil es ihm zu kalt war; derselbe Mann auch, der sicher längs tiefer Abgründe kletterte, konnte sich nicht an den Rand eines Hafenquai's stellen, nicht in ein Boot steigen, ohne daß man ihm half. Das also kann die Furcht vor dem Unbekannten und die Sehnsucht nach der verlassenen Heimath aus einem Manne machen, dessen kühne Entschlossenheit und muthiges Handeln, ja dessen klares Denken ich oftmals bewundert hatte, dem ich stets Zutrauen und Güte bewiesen hatte, der in mir seinen treuesten Freund erblicken durfte. Natürlich klammerte ich mich an die Hoffnung, daß, wenn Valparaiso nur erst erreicht sei, alle Plage schwinden würde; aber nur zu oft überfiel mich der Zweifel, und der bloße Gedanke an die Möglichkeit, daß all' meine Bemühung vergeblich, daß ich umsonst der Diener meines Dieners gewesen sei, daß die für unfehlbar gehaltenen Berechnungen zu Schanden gehen würden, warf einen so düsteren Schatten, vergällte so sehr jeden Frohsinn, daß ich mehr litt, als dieser Mann das Recht hatte, mich leiden zu lassen.

Am 15. October lief die „Araucania" in den Hafen von Valparaiso ein, von dem aus bei klarem Wetter der höchste Andesgipfel, der Aconcagua, sichtbar ist. Die angenehmsten Eindrücke wurden mir bei der Ankunft zu Theil, und noch ehe ich den festen Boden betrat, hatte ich aufgehört, mich als Fremdling zu fühlen. Von Seiten der chilenischen Regierung waren bereits Anordnungen getroffen, daß mein ganzes Gepäck zollfrei und uneröffnet passiren konnte; der Verweser des deutschen General-Consulats, Herr Schmidt-Ern, holte mich von Bord und der deutsche Minister-Resident, Frhr. Schenck zu Schweinsberg, sandte mir eine Begrüßungsdepesche aus der Hauptstadt Santiago. Das verdankte ich den officiellen Empfehlungen unseres Auswärtigen Amtes, den privaten Empfehlungen sehr hoch stehender Freunde, dem vermittelnden Einfluß des chilenischen Gesandten in Berlin, dem Wohlwollen der chilenischen Regierung für meine wissenschaftlichen Reisezwecke und der persönlichen Liebenswürdigkeit derer, welche zur Vertretung des deutschen Reiches in Chile berufen waren.

So günstige Chancen werden selten einem Reisenden geboten; an mir lag es, sie auszunutzen. Wie ich das that, werden die folgenden Aufsätze zeigen.

Charlotte Diede.

Mit und nach ungedruckten Briefen.

Von

Otto Hartwig.

Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz. Goethe.

Zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution lebten in und bei Cassel zwei Frauen gleichen Namens, beide schön, geistreich und liebenswürdig. Beiden war ihr Leben heiter und sonnigstrahlend aufgegangen, beide haben dann, kaum herangereift, den Wechsel des Glücks erfahren und, wenn auch nicht in gleicher Schärfe, die Bitterkeiten des Daseins vollauf gekostet. Die eine von ihnen hat den Lebensweg des Ministers Freiherrn Karl von Stein gestreift, die andere ist als die „Freundin" Wilhelm's von Humboldt bekannt.

Als der Freiherr von Stein 1792 an die Frau von Berg schrieb: „Der Wunsch, Jemanden um mich zu haben, der ein Gegenstand von Liebe und Wohlwollen für mich ist, wird täglich stärker in mir," nennt er neben seiner späteren Frau, der Gräfin Wilhelmine von Walmoden, auch Charlotte Diede. „Meine Schwester," die Frau von Werther, so sagt er seiner Vertrauten, „macht eine hübsche vortheilhafte Schilderung von Charlotte Diede, daß meine Neugierde und mein Wunsch sie kennen zu lernen, aufs Aeußerste gespannt ist, daß ich Bedenken trage, irgend einen Entschluß weiter zu nehmen, ehe ich mit meiner Schwester diesen Herbst in Ziegenberg[1]) war." Die kriegerischen Zeitläufe gestatteten es dem damals gerade sehr in Anspruch genommenen Patrioten nicht, seinen Plan auszuführen und dort „ganz unerhörte Dinge zu sehen". Er verlobte sich mit der Enkelin Georg's II. von England, statt mit Charlotte Diede, welche gleich dem edlen Freiherrn der letzte Sproß einer sehr alten Familie, der Diede zum Fürstenstein, war[2]). Die Frau von Werther hatte vollkommen Recht,

---

[1]) Ein adliger Landsitz bei Witzenhausen, wenige Stunden von Cassel entfernt.

[2]) Als der Vater von Charlotte 1808 starb, zog der König von Westphalen die Güter des letzten Diede als heimgefallene Lehen ein und begabte damit drei seiner Hofleute, von denen er zwei zu Grafen und einen zum Baron machte.

als sie ihren Bruder Karl auf diese Charlotte hinwies. Sie war eine vortreffliche Frau. J. G. Rist, der sie als die junge Gattin des Grafen Christian Detlev Rantzau-Ascheberg kennen gelernt und ihr Jahrzehnte lang nahe gestanden hat, nennt sie „eine geistreiche und reizende Frau von seltener Liebenswürdigkeit und Trefflichkeit, die in ihrem Wesen alle Eigenthümlichkeiten deutscher Bildung aus dem Reich, mit jeder Schattirung Feinheit und Lebendigkeit verband, und zugleich eine musterhafte Tochter und Gattin war[1])". Auch ihr Gemahl war von Haus aus ein vortrefflicher, vielleicht nur zu ehrgeiziger Mann. „Trübe Verhängnisse störten daher früh das Lebensglück der Beiden." Rantzau starb 1812, „schon in der Jugend des Lebens satt".

Von hoher Schönheit, einem lebhaften enthusiastischen Wesen, geistig hoch begabt und künstlerisch veranlagt, voll tiefer, leidenschaftlicher Empfindung, war auch die andere Charlotte Diede, welche diesen Namen allerdings nur nach dem Namen des später von ihr geschiedenen Gatten führte. Ihr Mann gehörte wahrscheinlich derselben Familie an, welcher der Vater der anderen Charlotte entsprungen ist. Er besaß ein Lehngut zu Hohne, ganz in der Nähe des Fürstensteins an der Werra. Auch mit ihm starb ein Zweig der Familie aus, welche wahrscheinlich dem uralten Salzsiederverbande zu Sooden-Allendorf angehört hatte und von ihm ausgegangen war.

Doch nicht hiervon, sondern von Frau Charlotte Diede allein soll ferner die Rede sein!

Den Geschicken dieser Frau sorgfältiger, als dieses bisher geschehen ist, nachzugehen, erschien mir schon seit Jahren als eine lockende Aufgabe. Das Halbdunkel, das noch über so vielen Partieen ihres langen Lebens lag, reizte vor Allem. Offenbare Gehässigkeiten und Unwahrheiten, mit denen sie K. Gutzkow verfolgt hat, forderten dringend zur Klarstellung des Thatbestandes auf. Und war nicht die Frau, der ein Wilhelm von Humboldt viele Jahre lang, bis zu seiner Todesstunde, die aufrichtigste, rührendste Freundschaft und Theilnahme bewahrt hat, es an sich werth, daß man nicht nur ihren Lebensweg aufhellte, sondern es versuchte, ihr Bild womöglich aus directer Aufnahme sich zu vergegenwärtigen? Diese Frau mußte von einer über das gewöhnliche Maß weit hinausgehenden geistigen Kraft und Bedeutung gewesen sein. Das sah man aus den Briefen Humboldt's an sie. Ihre Schätzung, Dankbarkeit und vertrauende Hingabe gehörte für den Freund Schiller's und Goethe's, für den welterfahrenen Staatsmann „in Wahrheit zu demjenigen, was sein eigenes Lebensglück sehr erhöhte," er redete zu ihr, „wie zu sich selbst". Und kann man hoch genug von den geistigen Anlagen einer Frau denken, der dieser feinfühligste Aesthetiker und größte Sprachkenner schrieb: „Leben und Wärme und Feuer ist in ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich, und nie gesucht oder schwülstig ist. Ich habe Ihnen schon oft Aehnliches gesagt, ohne mich einer Schmeichelei schuldig zu machen. Die Thatsache liegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Hefte Ihrer Biographie."? Und neben dieser hohen Begabung, wen sollte nicht das tiefe

[1]) Ihr Vater war in dänische Dienste getreten und dänischer Gesandter beim Reichstage in Regensburg. Daher nennt sie Rist eine Regensburgerin.

Leid, das über diesem Leben ausgebreitet liegt und die Unruhe dieser Seele, welche durch natürliche Anlage und ein tief tragisches Geschick, aufopferungsfähigste Liebe und einen streng religiösen Sinn hervorgerufen und stets wach gehalten, ihr ganzes Wesen fortdauernd durchzittert und es schon früh aufzulösen drohte, immer von Neuem wieder anregen, theilnahmsvoll auf den Grund dieses an sich reinen, aber perlend aufschäumenden, und darum doch nicht durchsichtigen Lebens zu blicken? Dieses Dasein näher zu ergründen erschien mir auch umsomehr als eine Pflicht, als in der That noch wenig genug dazu geschehen ist, wenn man das vergleicht, was zur Aufhellung des Lebens so mancher meines Erachtens untergeordneteren Größen, welche mit unserer classischen Literaturepoche in irgend einer Verbindung stehen, geleistet ist und wird.

Leider hat aber das Mißgeschick, das Charlotte in ihrem Leben verfolgte, sich nach ihrem Tode auch an ihren Nachlaß geheftet. Und zwar theilweise nicht ohne ihre Schuld. Nachdem sie sich einmal entschlossen hatte, die an sie gerichteten Briefe Humboldt's an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, „damit nicht so viel Wahres, Großes und Gutes mit ihr untergehe", hätte Charlotte nicht so Vieles vernichten und vernichten lassen dürfen, was sich auf sie bezog. Denn daß die Welt doch nun ein Recht hatte zu erfahren, an wen diese Briefe gerichtet gewesen seien, daß diese, wenn sie kein Recht dazu hatte, sich dieses nehmen würde, das hätte sich Charlotte selbst sagen müssen. Sie hat aus aufrichtiger Bescheidenheit, daß nichts an ihrer Person liegen könne, doch nicht recht gethan, als sie verordnete, daß alle ihre Briefe und ihre Lebensaufzeichnungen von Humboldt vernichtet werden sollten, als sie ihre Concepte und Entwürfe dazu selbst verbrannte. Nach dem, was Humboldt über ihre Briefe gesagt hat, ist unsere Literatur dadurch eines wirklichen Schatzes beraubt worden. Dieser Verlust ist einmal nicht wieder gut zu machen, und von dem Wenigen, das sich Charlotte aufbewahrt hatte, „um Ereignisse im Gedächtniß festzuhalten, die mir selbst nicht entschwinden sollten", ist nur durch Zufall Einiges gerettet worden, da eine treue Freundin auf den Wunsch der Erblasserin hin auch diese Reste verbrannt hat.

Fast noch schlimmere Schicksale hat ein Briefwechsel gehabt, so scheint es wenigstens, den Charlotte gleichfalls viele Jahre lang mit einer innig geliebten jüngeren, vielseitig gebildeten und talentvollen Freundin, Therese von Bacheracht, geb. von Struve, geführt hat. Die Lebensschicksale haben diese ihre Correspondentin schließlich nach entfernten Erdtheilen geführt, wo sie 1851 gestorben ist. Ihre Briefe sind auf ihren Wunsch verbrannt worden, die Antworten Charlottens wohl gleichfalls zu Grunde gegangen. Nur von zwei ihrer Schreiben haben sich Abschriften vorgefunden. Nicht besser sind Briefe erhalten, welche Charlotte an andere Freunde gerichtet hat und die hier aufzuzählen nicht der Mühe verlohnt. All' mein Suchen nach ihnen ist resultatlos geblieben. Konnte man also kaum noch hoffen, eine größere Anzahl von Briefen Charlottens erhalten zu sehen, so mußte Jeder, der sich einmal um den Verbleib dieser Correspondenz bekümmert hatte, ganz erstaunt sein, als ihm am Schlusse des Jahres 1882 ein allerdings dünnes Bändchen zugeschickt wurde, das den Titel trug: „Briefe von Charlotte Diede". In der That waren es Briefe von ihr, aber leider nur solche, welche,

im höheren Alter geschrieben, die eigenartigen Geisteszüge, die ihre früheren Schreiben an sich getragen haben mögen, nicht mehr im rechten Ebenmaße, sondern nur in einseitiger Zeichnung und in allzu greller Beleuchtung verriethen. Es waren Briefe, welche Charlotte an Karl Schulz, einen Bruder des Privatsecretärs von W. von Humboldt, gerichtet hat, und die ihre Entstehung nur dem Zufalle verdankten, daß der Privatsecretär Humboldt's erkrankt war, als dieser selbst seine letzte Stunde herannahen fühlte und nun Jenen im tiefsten Geheimniß beauftragte, seiner Freundin die gewiß nur vorübergehende Erkrankung so schonend als möglich mitzutheilen. Charlotte, „des Freundes ihrer Seele, den sie anbetend verehrte," beraubt und vollkommen unfähig, den Beschäftigungen nachzugehen, welche sie jahrelang mit künstlerischem Sinne geübt hatte, knüpfte nun sofort, nachdem die Nachricht von dem Tode Humboldt's sie erreicht hatte, einen Briefwechsel mit Schulz an, welchen sie fast bis zu ihrem Tode, zehn Jahre lang, fortgesetzt hat. Es sind also Briefe einer Greisin, welche wir vor uns haben, von ihr im sechsundsechzigsten bis sechsundsiebenzigsten Lebensjahre geschrieben. Hier und da blitzt noch ein Funken des alten Geistes auf, manche Ausdrücke in Wendungen sind so trefflich und natürlich gewählt, daß wir durch sie an die Lobsprüche erinnert werden, die Humboldt der Diction der Freundin gezollt hat. Der tiefste Schmerz über den Tod des geliebten Mannes klingt in reinen und vollen Accorden, alles Andere weit übertönend, durch sie hin. Sie glaubt sich nicht genug thun zu können in ihrem Todtenopfer. Nachdem der Freund ihr durch den Tod entrissen ist, sucht sie mit allen Künsten einschmeichelnder Rede noch einige dürftige Krumen von der Tafel zu erhaschen, von der sie so lange reich gespeist worden war. Angaben über den Tod des Geliebten, einige Notizen über die nächsten Angehörigen desselben, welche sich ihr gegenüber schweigend, d. h. hier kalt abwehrend, verhalten hatten, sucht sie sich immer wieder von Neuem zu verschaffen. Selbst der Diener desselben ist ihr ein Gegenstand zärtlicher Theilnahme. Sie muß Jemanden haben, der dem „himmlischen Freunde" nahe gestanden hatte, um sich mit ihm über ihn unterhalten zu können. Da die Familie sich ihr nicht näherte, war sie zu fein empfindend, um sich ihr aufzudrängen.

Es ist wahr, die Ueberschwänglichkeit mancher Ausdrücke kann uns Heutige wohl etwas abschrecken. Sie erscheinen uns, auch die Zeit, in welcher Charlotte aufwuchs, und das Außerordentliche des Verhältnisses, in dem ein Mann wie W. von Humboldt sich so zu seiner Freundin hernieder neigte, wohl erwogen, doch hier und da über das Maß des ethisch und ästhetisch Erlaubten hinauszugehen. Nichtsdestoweniger ist der Tadel, den Einige über diese Briefe ausgesprochen haben, welchen das Verständniß für ein Gemüth, wie das Charlottens einmal war, ganz abzugehen scheint, und die keine Ahnung davon hatten, aus welcher Lage Humboldt seine Freundin herausgerettet hatte, nur ganz individuell begründet, und die Veröffentlichung derselben schon darum erwünscht, weil wir aus ihnen allein eine Anzahl neuer Daten über das Leben Charlottens und ihren Briefwechsel erfahren. Sie konnten auch für den, der hier weiter zu forschen geneigt war, Fingerzeige abgeben. Ich bin denselben nachgegangen, freilich in den meisten Fällen ohne Erfolg. An einer Stelle, an der, wenn auch nicht gerade bedeutende, immerhin

aber doch einige „Reliquien" Charlottens vorhanden waren, knüpfte man die Ausnutzung derselben an Bedingungen, welche ich nicht erfüllen durfte. Nur bei den nächsten Angehörigen Charlottens, im Nachlasse der zwei Schwestern und einer Cousine derselben, haben sich wohlgeordnet alle die Briefe aufgefunden, welche diese an ihre Geschwister fast durch ein halbes Jahrhundert hindurch gerichtet hat. Fast alle Briefe, die sie an ihre Angehörigen seit 1798 geschrieben hat, scheinen erhalten zu sein. Ich habe wenigstens nur ganz vereinzelt Beziehungen auf verloren gegangene in den erhaltenen gefunden, vielmehr Erklärungen über die Ursachen des Verstummens der Correspondenz durch ganze Jahre hin. Habe ich aus diesen Briefen, welche, mit einer Einleitung versehen, die die Erinnerungen der Familie aufbewahrt hat und von reichen erklärenden Bemerkungen durchsetzt, mir durch das ehrenvolle Vertrauen der Frau Stiftsoberin A. Piderit in Lippstadt zugänglich wurden, nicht allzuviel neue wichtige Daten für das äußere Leben Charlottens erfahren, so sind sie doch für die folgende Darstellung von gar nicht hoch genug zu schätzender Wichtigkeit geworden. Sie allein haben dem kleinen Lebensbilde Charlottens doch, wie ich hoffe, Leben und Wärme gegeben, indem sie viele abgerissene einzelne Züge, die mir bekannt waren, erst in die rechte Verbindung brachten und die ganze Tragik des herben Geschickes der merkwürdigen Frau in lebendigen Farben hervortreten ließen.

I.

Ernestine Charlotte Marie Hildebrand ist im Mai 1769 zu Lüdenhausen im Fürstenthum Lippe-Detmold geboren und am 22. dess. Monats getauft worden. Ihr Vater, Friedrich Ernst Hildebrand, war Pfarrer des Dorfes und Superintendent seiner Classe. Schon sein Vater und Großvater hatten dieselben Würden bekleidet, wie alle Vorfahren, deren man sich in der Familie erinnerte, bis zur Reformation hinauf dem geistlichen Stande angehört hatten. Der Urgroßvater Charlottens war von Bremen als Erzieher des jungen Erbgrafen des Landes nach Detmold berufen worden und hatte nach Vollendung der Ausbildung seines Zöglings die einträgliche Pfarrerstelle erhalten, welche er bis zu seinem Tode (1703) versah. Von seinen beiden Söhnen wurde der eine sein Nachfolger, der andere Professor der Theologie zu Herborn. Als die beiden verheiratheten Brüder sich trennten, wurde zwischen ihnen verabredet, daß, wenn dem einen von ihnen ein Sohn, und dem anderen eine Tochter geschenkt werden sollte, beide Kinder später ein Paar werden müßten. Und so geschah es. Vetter und Base heiratheten einander und wurden ein glückliches Ehepaar. Die Professorstochter aus Herborn zog in das Lippe'sche Pfarrershaus, in dem sie hochbetagt starb, nachdem sie Kinder und Kindeskinder gesehen hatte. Sie war eine in feinen Handarbeiten vorzüglich geschickte Frau, und noch haben sich bei ihren Nachkommen spitzenartige Weißstickereien erhalten, welche als Kunstwerke bewundert werden. Die Geschicklichkeit der Enkelin in allen Handarbeiten, der diese später ihren Unterhalt allein viele Jahre lang verdanken sollte, war ein Erbstück von der Großmutter.

Es ist der Unruhe unserer Tage gegenüber ein Zeichen von der Stetigkeit, in welcher im vorigen Jahrhundert alle Lebensverhältnisse noch ruhig beharrten,

daß drei aufeinander folgende Geschlechter der Familie H., welche als recht wohlhabend gelten durfte, in dem Pfarrhause des einsamen, keineswegs schön gelegenen Dorfes Lüdenhausen verblieben und sich dort wohl fühlten. Erst für Charlotte wurde das Leben zwischen den strohgedeckten Häusern der Bauern und armen Leineweber des sich weit ausdehnenden Dorfes unerträglich. Und doch machte das Pfarrhaus, in dem sie heranwuchs, einen gar freundlichen, wohlthuenden Eindruck. Die mit Schiefer bekleideten Wände waren von hellen Fenstern durchbrochen, welche, eine Seltenheit für die Zeit, mit fein gefältelten weißen Vorhängen besteckt waren. Neben dem Hause lag ein großer Garten, von rechtwinkligen, sich schneidenden Wegen durchkreuzt, auf dessen Rabatten Rosen und Lilien, Reseda und Nelken dufteten. Die geräumigen Wirthschaftsgebäude, ein Hof für Federvieh u. s. w., konnten dem seltenen Wanderer, der das Dorf durchschritt, die ganze Anlage als den Sitz eines wohlstehenden Gutsbesitzers erscheinen lassen. In der That bestand der bei Weitem größte Theil der Einnahme des Pastors von Lüdenhausen in dem Ertrage, den die Früchte der Aecker und Wiesen des Pfarrgutes mittelbar oder unmittelbar abwarfen. Diesen für die Führung des Haushaltes nutzbar zu machen und zu verwerthen, war hier besonders die Aufgabe der Frau Pfarrer. Denn Charlottens Vater (geb. 1725) war vorzugsweise ein gelehrter Herr, der in classischen Studien lebte und der Bildung seiner Zeit sich offen erhielt, während seine Gattin, die Tochter eines Oberförsters Falckmann in Siekholz, eine mehr auf das Praktische gerichtete, energische und lebendige Frau, dem Hauswesen vorstand, die Mamsell, Knechte und Mägde überwachte.

So verschieden ihrer ganzen geistigen Disposition nach Charlottens Vater und Mutter waren, so führten beide doch, seit 1765 miteinander verheirathet, eine recht glückliche Ehe. Der Tod seiner Frau (2. December 1787) schlug dem untröstlichen Gatten eine so tiefe Wunde, daß er sich nie wieder von ihr erholt hat. W. von Humboldt bemerkt zwar mit Recht, der Pfarrer habe wohl nie Gelegenheit gefunden, sein Inneres irgend Jemanden ganz und rückhaltslos zu erschließen; denn zu seiner Frau habe er bei der Verschiedenheit ihrer Naturen nicht in einem solchen Verhältnisse stehen können. Aber gerade dieser innere Gegensatz zwischen Mann und Frau war doch kein solcher, daß er sich nicht hätte ausgleichen und die beiden einander ergänzenden Gatten nicht zu einem glücklichen Paare hätte vereinigen können. Derartige Gegensätze treten in jener Zeit auch deshalb nicht so scharf und unausgleichbar einander entgegen, weil sie von der noch ungebrochenen Macht religiöser Sitte und Gewöhnung abgedämpft wurden. Wissen wir auch nichts von der inneren Stellung, welche der Pfarrer H. zu den theologischen Kämpfen seiner Zeit einnahm, so viel steht fest, daß das ganze Leben der Pfarrersfamilie zu Lüdenhausen noch von den Elementen echter evangelischer Frömmigkeit getränkt war, welche in so viele alte Pfarrhäuser eingebaut zu sein scheint. Jeden Morgen kam die Familie zur Andacht zusammen, die durch Vorlesen eines Abschnittes aus der heiligen Schrift und eines Gebetes gefeiert wurde. Dann unterrichtete der Pfarrer seine beiden Söhne im Latein und anderen gelehrten Gegenständen. An diesen Lectionen nahm auch Charlotte, wenn auch nicht ganz regelmäßig, Theil. Die Kinder blieben im Ganzen doch viel sich selbst überlassen. Zum Mittagessen fand sich die ganze Familie wieder

zusammen. Von den Eltern wurde auf gute Sitten hierbei gesehen. Jedes Kind mußte wohl gekleidet erscheinen; jede Nachlässigkeit im Anzuge, Pantoffeln u. s. w. waren dabei streng verpönt. Es verräth einen so seltenen Grad von Wohlhabenheit für eine Pfarrersfamilie der damaligen Zeit, wenn uns berichtet wird, daß man in Lüdenhausen nur mit silbernen Löffeln gegessen habe und doppelte Teller für jedes Couvert aufgesetzt worden seien. Dieser äußeren Opulenz entsprechend wurde bei den Kindern überhaupt von früher Jugend an auf feines Benehmen geachtet, so daß gefällige Formen und vornehmer Anstand den Erwachsenen zur anderen Natur geworden waren.

Damit Charlotte und ihre beiden jüngeren Schwestern, Christine und Dorothea, von denen sich namentlich die jüngste durch geistige Befähigung auszeichnete, sich der französischen Sprache ganz bemächtigten, wurde beschlossen, eine französische Schweizerin als Gouvernante in das Haus zu nehmen. Die Wahl, die man traf, war eine glückliche. Fräulein Hoffmeier war eine, wenn auch nicht gerade fein angelegte, doch sehr zuverlässige und dabei muntere, aufgeweckte Person, welche bald ganz zur Familie gerechnet und von den Töchtern mehr als ältere Freundin, denn als strenge Gebieterin angesehen wurde. Die „chère" ist denn auch ihren Schülerinnen bis in ihr hohes Alter eine treue und hilfreiche Beratherin geblieben, nachdem sie nach mehrjährigem Aufenthalte das Pfarrhaus verlassen und Erzieherin der Töchter des Landgrafen und ersten Kurfürsten von Hessen-Cassel geworden war. Sie theilte das Exil mit der Fürstenfamilie und starb hochbetagt als angesehene Dame 1831 in Cassel. Um das Verhältniß, in dem Charlotte in allen Wechselfällen ihres Lebens zu dieser Frau gestanden hat, deutlich zu machen, genügen neben der Erinnerung in den Briefen Wilhelm von Humboldt's[1]) folgende Zeilen aus einem Briefe an ihre Schwester Christine vom 17. November 1831: „Mit recht wehmüthigem Gefühle nehme ich heute die Feder. Eben ist meine liebe, gute Hoffmeiern ins Grab gesenkt. Ich glaube die Bewegung ihres Leichenzugs gesehen zu haben, da ich aus meinem Hause die Todtenhöfe übersehen kann, und habe mit thränendem Herzen die Stunde gefeiert. O, ich hätte sie noch so gern, so gern behalten! Ich fühle erst jetzt, wie herzlich lieb ich sie gehabt habe. Sie war ohne Ausnahme meine älteste Bekannte. Unsere Verbindung war so alt, sie kannte Vieles, was ich erlebt hatte, sie kannte Euch und nahm auch noch Theil an Euch; ich konnte mit ihr von Euch reden, was ich nun mit Niemand mehr kann, da Niemand Euch kennt. Sie hatte auch sehr viele gute Eigenschaften, eine seltene Zuverlässigkeit, einzige Verschwiegenheit, herzliche Theilnahme und stets heitere Zufriedenheit..... Es ist hier die Sitte, daß Unverehelichte Kränze auf den Sarg bekommen, und es wird wie eine Kränkung im Tode betrachtet, wenn es nicht geschieht. Die Hausfreundin der chère ließ mir sagen, sie habe bestimmt den Wunsch ausgesprochen, daß ich einen Kranz auf ihren Sarg sende. Ich flocht mit Thränen drei: einen von meinem selbstgezogenen vierjährigen Myrthenbäumchen, das sie oft betrachtete, das ich ganz dazu nahm; einen von Immortellen, einen von Reseda und Monatsrosen — ach, es war mir so wehmüthig!...

[1]) II, 29.

Ich mußte ihr einmal versprechen, daß ich ihr Grab besuchen wollte, und ich setzte hinzu, wenn ich sie gegen meinen Willen überleben solle, wolle ich ihr Grab, so lange ich im Garten wohne, stets mit Blumen bepflanzen und einen Baum dabei. Das werde ich gewiß halten." Wenn die Bemerkung Humboldt's richtig ist, daß die Dankbarkeit der Maßstab für den Grad der Liebe sei, den der, an den sie anknüpft, in das Geschäft der Erziehung gelegt habe, so wird man diese Erzieherin wohl zu den Besten rechnen dürfen. Die Treue, die sie ihrer ältesten Schülerin bewahrt hat, spricht für diese wie für sie selbst.

Nachdem Charlotte von ihrem Vater mit den ihr gleichalterigen Kindern des Dorfes in den Lehren des Christenthums unterrichtet worden war, wurde sie am Palmsonntag 1784 in dem kleinen Kirchlein zu Lüdenhausen confirmirt. Der feierliche Augenblick, in welchem der Vater seine Hand auf den Scheitel seines Kindes legte, um den Segen des Himmels auf es herabzuflehen, soll die Mutter, gleich als hätte sie die trüben und schweren Geschicke, die über dieses in blühender Unschuld und holder Schönheit heranreifende Kind hereinbrechen sollten, vorausgeahnt, ganz besonders aufgeregt und leidenschaftlich bewegt haben. Die junge Christin empfand davon nichts, freute sich bei aller auch schon damals hervortretenden Innerlichkeit und Getragenheit ihres Wesens vielmehr der größeren Freiheit und Selbständigkeit, in die sie durch die Confirmation eingetreten war. Von Schularbeiten befreit, stürzte sie sich in die Lectüre von gefühlsseligen Romanen, die damals im höchsten Ansehen standen. Richardson's „Clarisse", die sie aber, wie Humboldt sicher richtig hervorhebt[1]), nicht verstand, die Erzählungen der Frau von Laroche und ähnliche wurden von ihr mit glühender Seele gelesen, und ihre Heldinnen schwebten der aus der Kindheit erwachenden jungfräulichen Phantasie als die Ideale der Freundschaft und Liebe vor. Der schwermüthige Zug ihrer Seele, den sie von ihrem Vater ererbt hatte, wurde dadurch nur genährt und gesteigert. Litt dieser, wie wir aus Charlottens Anmerkungen zu den Briefen Humboldt's wissen, an einer nervösen Ueberreizung, welche sich zuweilen zu einem magnetischen Hellsehen steigerte und in der er von einem fremden Geiste in seiner unmittelbaren Existenz beherrscht zu werden schien, so war Charlotte allerdings nicht wie ihr älterer Bruder, der hierin seinem Vater ganz ähnlich war, von einer gleich hochgradigen, krankhaften Nervosität heimgesucht. Aber eine gewisse Ueberschwänglichkeit ihres Empfindens, die über die damals herrschende Sentimentalität und den Cultus der Freundschaft noch hinausgeht, läßt sich wohl am einfachsten auf eine von ihrem Vater ererbte Anlage zurückführen. Es kam noch Manches außer der Lectüre dazu, diese Mitgift zu vergrößern.

Charlotte, dem Unterricht entwachsen, durfte jetzt selbständig kleine Reisen zu Freunden und Verwandten machen. Sie trugen ihr einzelne interessante Bekanntschaften ein. So lernte sie in Lemgo den angesehenen preußischen Staatsmann und Historiker von Dohm kennen. In Detmold trat ihr schon damals der Mann entgegen, der nach Humboldt wohl die tiefsten Spuren in ihrem intellectuellen und moralischen Dasein hinterlassen hat.

---

[1]) I, 52.

Allen Goethefreunden ist aus „Wahrheit und Dichtung" der Pfarrer Johann Ludwig Ewald bekannt[1]). Er gehörte dem Offenbacher Freundeskreise an, und Goethe charakterisirt ihn „als geistreich heiter in Gesellschaft, der die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ruhmvoll bekannt gemacht hat." Dieser Mann, der sich schon 1778 von dem herrschenden Rationalismus losgesagt hatte, und nun einer milden, positiven Richtung sein Lebenlang treu blieb, war 1781 zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lippe-Detmold berufen worden. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1796, wo er wegen einiger Schriften, welche sich mit den Ursachen der französischen Revolution beschäftigten, angefeindet, eine Vocation nach Bremen annahm. Doch auch hier war seines Bleibens nicht, er ging als Professor nach Heidelberg und starb 1822 als Kirchen- und Ministerialrath zu Karlsruhe. Diesen frommen und würdigen Mann lernte Charlotte in Detmold kennen. Die ernste, sinnige Weise des jungen Mädchens scheint den viel älteren Mann schon damals lebhaft angezogen zu haben. Er ist ihr bis zum Tode ein vertrauter Freund, Berather und Seelenarzt geblieben. In den schwersten Krisen ist er ihr auch mit der That hilfreich zur Seite getreten und hat sie 1818 nochmals freudig zu Besuch bei sich aufgenommen. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen Beiden bestand seit 1803, der leider auch gänzlich verloren gegangen zu sein scheint. Aus einem Briefe an eine Freundin ersehe ich nur, daß Charlotte ausdrücklich ihre Abwendung von der rationalistischen Auffassung des Christenthums zu einer positiveren, wenn auch nicht in kirchlichen Formen sich bewegenden Frömmigkeit, namentlich ihren Glauben an die Göttlichkeit des Erlösers, auf die Einwirkungen Ewald's zurückführt.

War der Eindruck, den damals dieser treffliche Mann auf das junge Mädchen machte, kein flüchtiger — denn wie würde sie sich sonst seiner so viel später erinnert haben? — so waren, doch ihrer Jugend entsprechend, andere Begegnungen von actuellerem Reize. Wenn man von den Großeltern absieht, die Charlotte bei längerem Aufenthalte in Siekholz nur zu sehr verzogen, so weilte diese nirgends lieber als bei ihrem Onkel, dem Oberförster Falckmann auf Schloß Baum im Bückeburgischen. Man kennt den großen militärischen Ruhm, den sich der Graf Wilhelm von Lippe 1763—64 durch seine Vertheidigung Portugals gegen die Spanier erworben hat. Dieser ausgezeichnete Fürst hatte, in seine Heimath zurückgekehrt, das Jagdschloß Baum erbaut und mit Kunstschätzen geschmückt. Denn er weilte hier vor Allem gern mit seiner angebeteten Frau, welche ihn noch in höheren Jahren das reine Glück einer schönen Ehe hatte finden lassen. Hier, unter den schattigen Laubhallen, welche majestätische Buchen um das Schlößchen bildeten, hatte Charlotte als Kind den edlen Grafen gesehen, wie er seiner Frau liebreich nahe war. Jetzt, da sie als erwachsene Jungfrau und dieses Mal auf Monate als Gast beim Onkel Falckmann einzog, schritt nicht mehr die hohe Gestalt des Grafen über die weichen Rasenbeete. Er hatte sich zu Frau und Kind in die Gruft senken lassen, die er selbst für sie und sich

[1]) Löper in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe. XXIII, 161.

im Waldesdunkel erbaut. Denn der Tod des dreijährigen Lieblings der Eltern hatte zuerst die Gräfin nach sich gerufen, der dann der Graf bald folgte. Das war im Jahre 1777 geschehen.

Von da stand das Schloß vereinsamt. Aber aus den Gräbern der hier früh Vereinten wuchs unter der Pflege treuer Diener der schönste Blumenflor empor und die Erinnerung an die edlen Menschen, die hier gelebt, umschwebte wie mit leisem Geisterhauche das in tiefem Waldesschatten schweigend liegende Schloß. Das war ein rechter Aufenthaltsort für das romantische Gemüth Charlottens. Sie hat ihn auch genossen und hier geschwärmt für das hohe edle Paar, für dessen Leben und für dessen Ende. Als sie Baum verließ, legte sie in der dämmerigen Gruft einen großen Kranz von dunklen Blumen auf das dreifache Grab nieder. Es war ein Abschied für das Leben gewesen, den sie damals genommen hat.

Der Vater Charlottens erkrankte im Jahre 1786 sehr heftig. Nur durch eine glückliche Operation, welche der Regimentsarzt Dr. Meyer aus Rinteln vollzog, wurde er gerettet. Der erste Ausflug, den der nach monatelanger Krankheit wieder Genesende unternahm, galt seinem Arzte. Auf die Bitte desselben begleitete ihn die gesammte Familie. Die große Kutsche wurde aus der Remise hervorgezogen und vier Pferde derselben vorgespannt. Zwei Knechte mußten neben ihr hergehen, um auf den grundlosen Wegen die Wagen vor dem Umfallen zu sichern. Glücklich kam die ganze Gesellschaft in dem zwei Stunden entfernten Rinteln an. Rasch befreundeten sich die gleichaltrigen Kinder der beiden Familien, vor Allen Charlotte mit Henriette, der nur um wenige Jahre älteren erstgeborenen Tochter Meyer's. Als der Pfarrer sich anschickte, die gefährliche Heimreise wieder anzutreten, baten die neuen Freundinnen ihn aufs Inständigste, seiner Tochter zu gestatten, noch einige Zeit in Rinteln zu Besuch verweilen zu dürfen. Charlotte blieb und sie gefiel sich im Besitze der schwärmerisch geliebten neuen und interessanten Freundin nur zu wohl. Das Leben in Rinteln, der damaligen kleinen Universitätsstadt und hessischen Festung mit zahlreicher Garnison, war auch für ein junges Mädchen amüsanter als das auf dem einsamen Walddorfe. Doch am stärksten fesselte die unerfahrene Pfarrerstochter Henriette selbst, ein auffallend schönes, gewandtes und coquettes Mädchen, und deren romantisches Verhältniß mit einem Officiere. Ein tüchtiger junger Officier, Bernhard Wilhelm Wiederhold, der schon in Amerika mitgefochten und dort sogar das Herz einer schönen und reichen Amerikanerin erobert, sich aber nicht hatte entschließen können, den Soldatenstand aufzugeben, wie ihm angesonnen worden, war jetzt der heimlich Verlobte Henriettens. Da der Lieutenant aber so wenig Vermögen besaß, wie seine Braut, so waren deren Eltern entschieden gegen diese Verlobung. Henriette jedoch schwur, sie werde ihrem Geliebten, und nur diesem, ihre Hand reichen. Das hatte Henriette auch ihrer neuen Freundin sofort erzählt und diese zur Vertrauten und Gehilfin ihrer Liebe gemacht. Das schwärmerische Gemüth Charlottens entbrannte in Hingabe und Theilnahme für das Geschick der unglücklichen Freundin, die gar bald auf noch schwerere Proben gestellt werden sollte. Wiederhold, der sich als Militärschriftsteller bekannt gemacht hatte, wurde nach Cassel versetzt. Die Eltern Henriettens

glaubten nun, die aussichtslose Verbindung ihrer Tochter rasch zusammenbrechen zu sehen. Aber hierin hatten sie sich geirrt. Die Briefe zwischen Cassel und Rinteln gingen über Lüdenhausen, wo Charlotte sie adressirte. Die Liebenden hatten einander allerdings Wichtiges zu schreiben. Denn kaum hatte Wiederhold Rinteln verlassen, so meldete sich bei den Eltern Henriettens ein wohlhabender Herr, der Regierungssecretär J. J. Lotheisen, der schon längere Zeit ein Freund der Familie gewesen war, als Bewerber um die Hand Henriettens. Sie durfte sie nicht ausschlagen. Denn Dr. Meyer war ein kränklicher Mann, dem um die Zukunft seiner zahlreichen Familie bangte, und Wiederhold war aus dem Gesichtskreise verschwunden. Aber Henriette erklärte, sie habe ihr Herz einmal Wiederhold versprochen, sie werde nimmer von ihm lassen; den Namen Lotheisen wolle sie wohl annehmen, sei dieser damit zufrieden, so werde sie ihm folgen. In der That ging der Mann diesen Handel ein und Henriette Meyer wurde vor der Welt Frau Lotheisen, während ihre Briefe an Wiederhold nur um so eifriger diesem ihre ewige Treue versicherten. Sie haben einander Wort gehalten. Als Lotheisen am 27. Juni 1792, sechsundvierzig Jahre alt, an einem Schlaganfall gestorben war, heirathete Henriette Wiederhold, der inzwischen eine glänzende militärische Carrière gemacht hatte, und folgte ihrem Mann nach Portugal, als dieser 1797 wegen einer ihm vom Landgrafen auferlegten Arreststrafe die hessischen Dienste ohne Abschied verlassen hatte. Wiederhold starb als portugiesischer General 1810 in Lissabon und seine Frau erzog nun hier ihre fünf Kinder, von denen der älteste erst vor zehn Jahren als Chef des portugiesischen Generalstabes gestorben ist, während ihre übrigen Nachkommen sich über die ganze Erde, von Taganrog bis nach Indien, zerstreut haben.

Der Conflict, in welchen Henriette Meyer zwischen dem bestimmten Gebote ihrer Eltern und der Neigung ihres Herzens gerathen war, mag ihre Scheinehe mit Lotheisen entschuldigen. Als eine energische, nichts weniger als schwärmerische Natur hat sie sich bei einer glücklichen äußeren Lösung des Mißverhältnisses, in das sie gerathen war, ohne allzu schwere Einbuße an moralischen Gütern, so scheint es wenigstens[1]), durch die Stürme des Lebens hindurch gerettet. Aber für Charlotte Hildebrand war eine solche Schule des Lebens wahrlich nicht die glücklichste. Die geistige Abhängigkeit, in die das für reine Freundschaft schwärmende, unerfahrene, ganz anders als Henriette physisch und moralisch organisirte Mädchen gerathen war, mußte für ihre Zukunft um so bedeutungsvoller werden, als sie sich in dem Stadium ihrer Entwicklung befand, in der die wahre weibliche Liebe zum ersten Male nach einem Gegenstande sucht. Noch war sie unempfindlich geblieben gegen die Huldigungen, welche ihr Männer aufrichtigen Herzens darbrachten. Ja, sie hatte schon den Antrag eines Freiers abzuweisen sich genöthigt gesehen, der ihr aus der nächsten Nähe kam

In Lüdenhausen wohnte eine Gutsbesitzerfamilie Krüger, die mit dem Pfarrhause auf dem besten Fuße lebte. Es waren wohlhabende Leute durch Grundbesitz und einen schwunghaft betriebenen Leinenhandel. Die Kinder der beiden Familien hatten von Jugend auf mit einander gespielt und waren mit einander

[1]) Von der Familie ist in Portugal, um das nur anzuführen, kein Angehöriger zur katholischen Kirche übergetreten.

groß geworden. Einen Sonntag Nachmittag zogen die Hildebrands mit Kind und Kegel zu Krügers zum Kaffee, den anderen kamen diese zu jenen. Als Charlotte zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, erweckte sie in dem ältesten Sohne Krüger's eine heftige Leidenschaft. Charlotte that, als merke sie die Veränderung in dem Verhalten ihres Jugendfreundes nicht und blieb kalt gegen alle seine Bewerbungen. Da hielt er um die Hand Charlottens bei ihren Eltern an, welche wohl schon längst diese, die Zukunft ihrer Tochter sicherstellende Verbindung herbeigesehnt hatten. Aber, obwohl Charlotte sich nicht gegen die Vortheile einer solchen Ehe verschließen konnte und den tüchtigen jungen Landwirth hoch schätzte und achtete, schlug sie doch ihren Eltern gegenüber ein für alle Mal es ab, auf diesen Plan einzugehen. Die drohende Aussicht, ihr Leben lang im einsamen Lüdenhausen ihre Tage als geschäftige Wirthschafterin, ohne geistige Anregung und gemüthliche Befriedigung verbringen zu müssen, mag sie mit bestimmt haben, den Antrag Krüger's abzulehnen. Ob ihre Freundin in Rinteln sie hierbei bestärkt hat, wissen wir nicht. Dagegen liegen nur zu deutliche Spuren über die Mitwirkung Henriettens an dem Zustandekommen der Verbindung vor, welche Charlotte in „unendliche Leiden" verstricken sollte.

An einem Nachmittage des Sommers 1787 war Lüdenhausen in einige Aufregung gerathen. Die Dörfler waren vor ihre dunklen Häuser getreten und sahen einem stattlichen Reiter nach, der, gefolgt von einem Reitknecht in Livree, durch ihr Dorf sprengte und sich auf dem Pfarrhofe aus dem Sattel schwang. Die ungewohnte Erscheinung erregte bei den Bauern aber nicht größeres Aufsehen, als bei der Pfarrersfamilie selbst. Der ihr ganz fremde Ankömmling stellte sich als ein Bekannter des ältesten Sohnes des Hauses, der in Göttingen studirte, vor, überreichte einen Brief desselben und nannte sich cand. juris R. W. Diede, aus Cassel gebürtig und gegenwärtig in Rinteln sich aufhaltend, wo er das juristische Doctorexamen abzulegen gewillt sei. Der Pfarrherr, der seinen Gast etwas verlegen empfangen hatte, wurde nach Eröffnung des Briefes seines Sohnes freundlicher und forderte Diede nach den Grundsätzen der Gastfreundschaft, welche in evangelischen Pfarrhäusern auf dem Lande, wenigstens in älteren Zeiten, geübt wurde, auf, den Rest des Tages bei ihm zuzubringen. Die Einladung wurde um so lieber angenommen, als mittlerweile auch die Frau Pfarrerin mit ihren beiden ältesten Töchtern herzugekommen war. Hatte doch Diede um dieser willen seinen Ritt aufs Land unternommen.

Nach fast neunjährigem Aufenthalte auf den Universitäten zu Marburg und Göttingen hatte sich der Studiosus der Jurisprudenz Diede, der einer begüterten Familie Cassels angehörte, doch endlich veranlaßt gesehen, irgend einen äußeren Abschluß seines Universitätslebens herbeizuführen. Er war demgemäß nach Rinteln gegangen, um hier zu promoviren. Ehe er Göttingen verließ, hatte er dem Studiosus der Theologie Hildebrand, von dem er gehört hatte, daß er in der Nähe Rintelns zu Hause sei, sich erboten, Besorgungen an dessen Eltern zu machen. Nur mit innerem Widerstreben und um nicht unhöflich zu sein, gab der junge Hildebrand ihm einen Brief an seine Eltern mit. Diede, in Rinteln angekommen, erkundigte sich, wie man wohl das Schreiben am besten nach Lüdenhausen besorgen könne. Da wurde ihm gesagt, er solle sich ja nicht die Gelegen-

heit entgehen lassen, die wunderschönen Töchter des reichen Pfarrers kennen zu lernen und den Brief selbst abgeben. Diesem Rathe folgte der junge Lebemann und so kam er nach Lüdenhausen.

Diede fand sich hier nicht enttäuscht, vielmehr auf das Höchste überrascht. Neben der kleineren, graziös lieblichen Schwester Christina trat ihm hier eine glänzende Schönheit entgegen, die nichts weniger als ländlich ungeschickt, sich mit voller Gewandtheit zu bewegen verstand. Schlank gewachsen, über das Maß der mittleren Größe hinaus, war Charlotte doch von vollen Formen. Ihr frisches Gesicht war von reichen, blonden Locken umrahmt. Zwei große blaue Augen voll Glanzes und seelischen Ausdrucks verliehen ihr den größten Reiz. Noch an der mehr als siebzigjährigen Greisin fielen Karl Gutzkow diese Augen auf, und er spricht „von einem gewissen genialischen und dämonischen Hauche", der über dieser Gestalt gelegen habe. Das haben mir mündlich Damen bestätigt, welche sie in ihrer bescheidenen Häuslichkeit haben walten, den Theetisch serviren oder sonst ein Arrangement haben treffen sehen. Als sie aber noch jung war, wirkte auf Alle, die ihr nahten, ihre Erscheinung geradezu blendend und bezaubernd. „Selbst auf meinen zehnjährigen Jungen," so pflegte ein genauer Bekannter von ihr zu erzählen, „machte sie Eindruck. Denn als sie uns einst besucht hatte und wieder fortgegangen war, fragte er ganz erstaunt: „Vater! war das eine Fürstin?""

Nicht viel anders scheint der Eindruck gewesen zu sein, den Charlotte auf Diede machte. Sie zu heirathen, war sofort bei ihm beschlossene Sache, und ehe er abreiste, hielt der unabhängige, seiner Erfolge bei Damen allzu sichere Mann um die Hand Charlottens bei den erstaunten und bestürzten Eltern an. Denn Diede hatte keineswegs einen vortheilhaften Eindruck auf sie gemacht. Ein sehr selbstbewußtes, wenig gebildetes Auftreten hatten sie beobachtet, Züge von grober Sinnlichkeit und Spuren eines wüsten Vorlebens glaubten sie empfunden zu haben. Sie gaben ihre Einwilligung so wenig als Charlotte. Doch meinte man die Bewerbung nicht unbedingt abweisen zu sollen und suchte Zeit zu gewinnen. Es wurde nach Göttingen an den Sohn geschrieben, welcher dringend abrieth. Der Vater war gegen die Partie. Da schrieb man nach Cassel. Wer hätte von dort bessere Nachrichten einziehen können, als Henriette Meyer-Lotheisen, die sich an Wiederhold wendete. Dieser bestürmte seine Freundin sofort, alles Mögliche aufzubieten, um Charlotte nach Cassel zu bringen; Beide sahen in dem Aufenthalte ihrer Vertrauten in Cassel eine Bürgschaft des Gelingens ihrer endlichen Vereinigung. Henriette setzte nun ihrer Freundin mit Schmeichelworten aufs Lebhafteste zu und schilderte ihr den Aufenthalt in der glänzenden Residenz an der Seite eines reichen Mannes mit den verlockendsten Farben. Das Beispiel der Freundin, die an der Seite eines verhaßten Mannes lebte und mit einem Geliebten vertraute Briefe wechselte, mag die Seele des unerfahrenen, in phantastischen Freundschaftsvorstellungen lebenden Mädchens auch mit sittlich vergiftenden Ideen schon damals erfüllt haben. Sie war für die Verbindung mit Diede gewonnen, ohne daß sie ihn liebte[1]). Die Mutter konnte dem Andringen

[1]) Briefe, I, 55. 62.

der Tochter nicht lange mehr Widerstand entgegensetzen und schließlich fügte sich auch der Vater ins Unvermeidliche. Am 24. November 1787 schrieb Charlotte ihr Jawort an Diede. Von einer rasch nachfolgenden Verheirathung war aber nicht die Rede. Sie hätte sich auch durch Geschicke, welche über die Familie hereinbrachen, von selbst verboten.

In dem Augenblicke, als Charlotte ihre zusagende Antwort auf Diede's Antrag niederschrieb, glaubte sie deutlich die ängstlich rufende Stimme ihrer Mutter, welche sich in einem entfernten Zimmer befand, zu hören. Es war das nur ein Symptom der Spannung, in dem sich das ganze Haus befand. Genau acht Tage später, nachdem Charlotte die Stimme ihrer Mutter gehört zu haben glaubte, erlag diese einer heftig auftretenden Lungenentzündung. Mit ihr schien der gute Geist aus der Familie gewichen, der Vater ganz trost- und hilflos, sah sich der Leitung des großen Haushaltes gegenübergestellt, dem bisher die wirthschaftliche Frau allein vorgestanden hatte. Er war ihr nicht gewachsen und zog sich nun kränkelnd, still und tiefleidend immer mehr auf seine Studirstube zurück. Es war ein trauriger Winter, den die Schwestern in dem sonst so heiteren Familienzimmer verlebten. Die Arbeiten ruhten ihnen auf dem Schoße, das Clavier wagte man kaum dann und wann zu öffnen. Das Frühjahr kam heran und der Arzt bestand darauf, daß etwas Ordentliches zur Wiederherstellung der Gesundheit des Pfarrherrn geschehen müsse. Doch erst im Juli, nachdem die Felder bestellt waren, kam die Badereise zur Ausführung. Charlotte begleitete ihren Vater nach dem nahen, damals so berühmten Pyrmont. Der Aufenthalt bekam dem Kranken so wohl, daß er schon nach wenigen Wochen sich neu belebt fühlte.

Etwa die Hälfte der für ihren Aufenthalt bestimmten Zeit war verflossen, als Vater und Tochter eine ihnen hoch willkommene Bekanntschaft machten. In dem Hause, in welchem sie wohnten, war ein Studiosus aus Göttingen abgestiegen, den das Verlangen, das berühmteste Modebad der Zeit und dessen Leben mit eigenen Augen zu schauen, von seinem Studirtisch hinweggelockt hatte. Dem in einer idealen Gedankenwelt lebenden, aber für Frauenschönheit nichts weniger als unempfindlichen Wilhelm von Humboldt konnte die seltene Erscheinung Charlottens um so weniger entgehen, als der Zufall sie zu Tischnachbarn gemacht hatte und er sich bald überzeugte, daß er hier auch eine geistig fein und hoch organisirte Natur vor sich habe. Unter den Augen des Vaters verlebten die beiden jungen Leute „drei glückliche Tage". Als Humboldt schied, verehrte er nach der Sitte der Zeit seiner Freundin das Stammbuchblatt, welches, wie es einst zur äußeren Wiederanknüpfung der Verbindung dienen sollte, das Thema dieses seltenen, man möchte fast sagen, einzig dastehenden Freundschaftsbundes sofort rein und voll anschlug: daß das Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne doch ohne eine mitempfindende Seele nichts sei.

Humboldt hatte sich in der „ungewissen Hoffnung des Wiedersehens" von Charlotte getrennt. Er hatte zwar unter dem duftenden Lindenbaume der weltberühmten Allee Charlotte versprochen, nach Lüdenhausen zu kommen, und nur eine „jugendliche Pedanterie" hatte ihn abgehalten, sein Wort einzulösen. Aber er kam doch nicht, als Charlotte sehnsüchtig die Zeit herankommen sah, für die

er seinen Besuch zugesagt hatte. Nicht als ob sie in leidenschaftlicher Liebe für Humboldt entbrannt wäre. Sie selbst schildert, sechsundzwanzig Jahre später, ihren damaligen Seelenzustand an Humboldt als „den der ersten, ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edleren Jugend immer sind", und erklärt, ihr für Freundschaft so empfängliches Herz sei damals zur Begeisterung angefacht worden. Ihre Geschwister bezeugen es, sie sei als eine andere, ernstere, reichere von Pyrmont zurückgekehrt. Die Situation, in welcher sie sich befand, hätte wohl auch eine weniger tiefe Natur als die ihrige ernst und nachdenklich stimmen müssen. Sie, die Verlobte eines ihr im Grunde der Seele ganz gleichgültigen Menschen, dem sie nur, von einer schwärmerisch geliebten Freundin bestimmt, ihr Jawort gegeben hatte, war jetzt mit einem jungen Mann befreundet worden, wie sie bisher keinen kennen gelernt, wie keiner kaum ihrer Seele als Ideal je dämmernd vorgeschwebt hatte. Wie ein Meteor war er an ihrem Horizonte aufgegangen und ebenso rasch wieder hinabgesunken, zwar einen hellen, unvergänglichen Lichtschein in ihrer Seele zurücklassend, aber für den Moment doch vorübergezogen, das Auge nur in um so tiefere Nacht hüllend. In dieser Seelenstimmung hätte es für sie vielleicht nur eines kleinen Anstoßes bedurft und die Fesseln, die sie an Diede ketteten, wären schmerzlos zerrissen gewesen. Dafür, daß dieses nicht geschah, sorgte aber die Freundin Henriette, die nicht aufhörte, sie für ihre Leidenschaft zu erwärmen. Als Humboldt in Lüdenhausen, und wie ich glaube, wenigstens nach einer Seite hin zum Glücke Charlottens, nicht erschienen war, machte sich die abstumpfende Macht der Gewohnheit, des trübseligen Einerleis der Tage in dem verwaisten stillen Pfarrhause an der jugendlichen Seele wieder geltend. Die Verlobung mit Diede blieb bestehen und am 22. April 1789 fand die Trauung mit ihm in der kleinen Dorfkirche statt. Das junge Paar reiste nach Cassel und wurde von den Angehörigen und Freunden Diede's zuvorkommend und herzlich aufgenommen. Aber nur zu bald sollte sich der Abgrund zeigen, dem Charlotte arglos und unüberlegt entgegengetaumelt war. Nicht als ob Diede seine junge und schöne Frau nicht in seiner Weise lieb gehabt hätte! Es liegen Beweise vom Gegentheil vor. Als seine Frau einmal eine Reise antrat, zerfloß er in Thränen; über ihre Trennung von ihr hat er sich stets klagend geäußert. Aber er war doch ein untergeordneter, unbedeutender Mensch. Sein langes Leben auf den Universitäten hatte sein Benehmen roh gemacht, wenn er überhaupt ein höheres Leben je gekannt hat. Im Hause seiner Schwiegereltern hatte er sich einigen Zwang auferlegt, seiner Frau glaubte er keine Rücksichten mehr schuldig zu sein. Wenige Tage nach ihrer Ankunft in Cassel sah sie, die bis dahin noch keinen betrunkenen Menschen gesehen hatte, ihren Mann taumeln. An dem Schlusse fast jeder dem Paare gegebenen Gesellschaft hatte Diede zuviel getrunken und erlaubte sich rohe Zudringlichkeiten gegen seine Frau, die vor Scham in die Erde sinken wollte. Die Ehe war von den ersten Wochen an eine unglückliche. Sie wurde nicht besser, als sich Charlotte Mutter fühlte. Das unselige Weib sah ihren Zustand als eine Art Schmach an bei diesem Manne und genas eines todtgeborenen Kindes. Um die Tochter zu trösten, kam der alte Pfarrer mit ihren Schwestern nach Cassel. Charlotte, welche nun wieder einen Gegenstand der Liebe um sich

hatte, erholte sich und auch ihr Verhältniß zu ihrem Manne schien sich zu bessern. Aber dasselbe war schon zu tief gestört und auch zu sehr jedes festen Grundes entbehrend, als daß es wieder dauernd hätte hergestellt werden können. Differenzen anderer Art scheinen dasselbe noch weiter zerrüttet zu haben. Diede wird als ein haushälterischer, karger Mann geschildert; Charlotte war, wie sie selbst einmal sagt, hierin ganz ihres Vaters Kind, in allen Geldfragen unpraktisch und sorglos. Nicht als ob sie für ihre Person viel bedurft hätte! Obwohl sie Werth auf ein geschmackvolles, anständiges Aeußere legte, wußte sie doch mit Wenigem viel zu leisten. Aber sie war generös, gegen Kranke voll thätigen Erbarmens.

Die sittliche Atmosphäre, welche gegen das Ende des 18. Jahrhunderts über Cassel lagerte, war keine reine. Das Land war arm. Die Nachwehen des siebenjährigen Krieges waren noch überall fühlbar. Der Lebenszuschnitt selbst der Besserstehenden in Stadt und Land ein armseliger und knapper. Dagegen war der Fürst reich. Landgraf Friedrich II., der zur katholischen Kirche übergetreten war, hatte sich eine glänzende, nach französischem Muster zugeschnittene Hofhaltung eingerichtet. Sie konnte auch des Schimmers der Wissenschaften nicht entbehren und man hatte Männer mit gutem Namen nach Cassel berufen. Aber sie waren doch nur zur Decoration des Hofes herbeigezogen, dessen Wesen vielmehr in prunkvollen Lustbarkeiten mit schönen Damen, französischem Theater, Jagden mit Reiherbeizen und militärischen Schaustellungen aufging. Wenn man die Gallerie von Schönheiten mustert, die zopfig, aber doch kühn von den Wänden des reizenden Jagdschlosses Wilhelmsthal herabblicken, dann reflectirt sich in uns der Geist jener Periode am Lebendigsten. Auf Landgraf Friedrich II. war 1785 der in strengen Grundsätzen in Hanau auferzogene, und seinem Vater sonst sehr unähnliche Wilhelm IX. gefolgt. Nur in zwei Punkten glich er dem Vater, überbot ihn vielmehr. War jener bei aller Prunksucht ein guter Financier gewesen, so wurde dieser ein Geizhals; hatte jener auch wohl schönen Frauen gehuldigt, so war dieser ein Mann von der rohesten Sinnlichkeit. Im Jahre 1790 nahm er die dritte officielle Maitresse an, nachdem die erste an der Schwindsucht gestorben und die zweite ihm untreu und gefährlich geworden war. Das Zureden der ersten Geistlichen des Landes und die Vorstellungen ihrer eigenen Angehörigen hatten ein vater- und vermögensloses Landedelfräulein, eine geborene von Schlotheim, gegen ihren Willen in die Arme des Landesvaters getrieben. Die Gräfin von Hessenstein gebar dem Landgrafen Wilhelm IX. achtzehn Kinder, von denen aber nur fünf groß wurden. Das Vorbild des Hofes, so unterthänig man auch vielfach noch die Maitressenwirthschaft für eine legitime Prärogative der hohen Herrschaften halten mochte, wirkte jedoch auf die sittlichen Zustände der Residenz unwillkürlich zurück. Der Geist der französischen Revolution fand auch hier nur schon längst unterspülte Dämme umzuwerfen.

Der Obergerichtsprocurator Dr. Diede gehörte schon durch seine Geburt, — die Famlie zählte zu den unadligen Vasallenfamilien — und durch sein Vermögen den höheren Ständen Cassels an. Sein Haus wurde durch die schöne, liebenswürdige und geistreiche Frau eines der gesuchtesten. Bei der Jugend derselben und dem gänzlich unbefriedigten, ja feindseligen Verhältnisse, in dem sie zu ihrem Gatten lebte,

wird man es begreiflich finden, daß sie sich zu zerstreuen suchte. Huldigungen aller Art wurden ihr dargebracht, die der eitle Gemahl anfänglich gerne sah. Er fühlte sich geschmeichelt als Gatte der gefeierten Frau. Charlotte, aufgewachsen in den Traditionen einer sittenfesten Familie, schlürfte das süße Gift der Schmeichelei zuerst wohl ganz bewußtlos, dann mit dem Gefühl eines Kranken ein, der sich, um seine Schmerzen momentan zu ersticken, des Morphiums bedient. Doch war ihr Herz nichts weniger als freigeistig und leichtfertig gestimmt. Der Ton der Wahrheit spricht aus einem Briefe, wenn sie an eine Freundin schreibt: „Die freigeisterische Periode tritt meist nach vollendeter Jugend, mit dem Beginn des reiferen Alters ein, dauert länger oder kürzer, je nachdem Schicksale, Verhältnisse und äußere Umstände einwirken. Meist gefallen sich dann die jungen Leute in ihrer vermeinten Aufklärung, dünken sich klüger und einsichtsvoller als Andersdenkende; werden, wenn sie sich zugleich mit Gewandtheit und Leichtigkeit auszudrücken wissen, wegen ihrer Sophismen geschmeichelt und bewundert. . . . Da mir früh die Worte zufielen, so hätte auch ich in diese Gefahr kommen können, da ich als junge Frau mit dem Eintritt in zwanzig Jahre in einem Cirkel lebte, wo man eine höhere Meinung von meinem Verstande und meiner Bildung hatte als ich verdiente. Allein ich fand das Lautwerdenlassen einer Meinung, die Vielen ärgerlich werden konnte, unweiblich; zugleich erkannte ich, daß Andere, deren Einsicht und Verstand ich den meinigen willig unterordnete und vor deren moralischer Vortrefflichkeit ich Ehrfurcht hatte, beseligt in ihrem Glauben waren, so daß ich wünschte meines Zweifels frei zu werden, und fürchtend, ich sei in Irrthum und Dunkelheit befangen, schwieg ich, ja ich betete recht inbrünstig um Licht, das mir mangelte; ich dünkte mich nicht klüger zu sein als viele Andere in meinem Unglauben, allein mir blieb die Erkenntniß verschlossen. So vermied ich alles lange Zeit, was sich auf die Versöhnungslehre bezog, um mich keiner Heuchelei schuldig zu machen."

Waren es also auch höhere, geistige Interessen, die den Cirkel belebten, in dem sich damals Charlotte bewegte, und sie keineswegs mit leichtsinnigen Ideen erfüllt, so drängten sich doch auch Elemente an sie heran, die um ganz anderer Dinge willen ihren Umgang suchten. Natürlich war der Freund Wiederhold, der inzwischen Quartiermeisterlieutenant und fürstlicher Adjutant geworden war, und sich 1792 bei dem Sturme auf Frankfurt so auszeichnete, daß er den preußischen Orden pour le mérite erhielt, in dem Hause Diede's ein oft und gern gesehener Gast. Er führte andere Officiere in demselben ein. Zu diesen gehörte ein Capitän des Gardegrenadierregiments W. K. L. von Hanstein. Er war ein herkulisch gebauter Mann von gefälligen Formen. Obwohl sein Gesicht von Blatternarben zerrissen war, war er bei den Frauen unwiderstehlich. Er galt als ein Liebling der Gräfin Hessenstein. Keineswegs geistig begabt, auch ohne alles Vermögen, mag es doch Diede geschmeichelt haben, daß der brillante Officier, der die Parade vor seinem Hause vorbeiführte, seinen Umgang aufsuchte und sich als Hausfreund etablirte. Eine Verbindung mit Hanstein schien in Aussicht zu stehen. Machte er doch scheinbar der graziösen Schwester Charlottens, Christine, die in Cassel längere Zeit zu Besuch war, den Hof. Aber bald sollten sich andere Beziehungen herausstellen. Hanstein renommirte bei seinen Kameraden mit seinem Verhältnisse zur schönen Frau Diede. Ihr Mann entbrannte

nun in wüthender Eifersucht; seine Gattin, die nicht in Abrede stellte, daß sie Hanstein als einen Schutz gegen seine Rohheiten ansehe und verehre, bat ihn nun, wie schon wiederholt, in eine Auflösung der unglücklichen Ehe zu willigen. Davon wollte aber Diede nichts wissen. Es kam zu den leidenschaftlichsten Auftritten. Diede's Herz erfüllte sich mit bittrem Hasse gegen seine Frau, die in ihrem Hause eine Hölle fand, aus der sie ihr Mann nicht entlassen wollte. In dieser furchtbaren Spannung der Ehegatten ist es geschehen, daß Charlotte aus ihrem Hause entwich und sich in die Wohnung Hanstein's, der mit einer Schwester zusammenlebte, flüchtete. Diede selbst glaubte nun auf Ehescheidung gegen seine Frau klagen zu müssen. Am 1. Februar 1794 reichte er bei dem Consistorium zu Cassel seinen Antrag auf Scheidung ein, am 21. Februar sprach das geistliche Gericht dieselbe aus, nachdem Charlotte selbst sich schuldig bekannt hatte. Als dieses geschehen war, verließ sie die Wohnung Hanstein's in dem seligen Gefühle der Freiheit von Diede und mit dem Bewußtsein an Hanstein nur in Ehren gebunden zu sein.

Die Ausfertigung des motivirten Ehescheidungserkenntnisses, welche Diede zugegangen war, hat dieser vor seinem Tode vernichten lassen; nur der kurze Tenor des Schlußsatzes, durch den Diede das Recht der Wiederverheirathung zugesprochen, während es seiner Frau aberkannt wurde, ist erhalten. Auch die Acten des Consistoriums zu Cassel sind vernichtet worden. Es wird sich also kein entscheidendes Urtheil über die Schuldfrage mehr fällen lassen. Und das um so weniger, als Charlotte selbst ihren Angehörigen gegenüber sich stets mit Stolz als unschuldig des factischen Ehebruches hingestellt hat. Auch ihren Freundinnen hat sie immer versichert, sie habe die Ehe nie gebrochen; sie sollten lieber Alles in der Ehe ertragen, pflegte sie zu sagen, als es auf einen Ehescheidungsproceß ankommen zu lassen.

Mag man über diese Frage denken, wie man will, Charlotte hat sich in der unglücklichen Verflechtung ihrer Lebensgeschicke nicht von Schuld und Fehle rein zu halten gewußt. Das liegt klar vor, auch wenn man von dem unüberlegten, jedenfalls nur im Affecte höchster Leidenschaften gefaßten Plane der Flucht in die Wohnung Hanstein's absieht. Sie selbst schreibt einmal an Schulz, ihre Ehe sei bei ihrer Jugend nicht richtig geleitet gewesen; und spricht ihrer Schwester von ihrer Jugendverirrung, zu einer Zeit, als ihr Verhältniß zu Hanstein noch nicht gelöst war. Aber ebenso bestimmt versichert sie auch Humboldt, sie sei gereift durch großen und mannigfaltigen Schmerz, nie entadelt noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht. Wer über die Frau richten mag, der sehe zu, daß er nicht falle.

Von Diede schweigen wir. Er starb wieder verheirathet, aber kinderlos 1840.

Wie es in der Welt zu gehen pflegt, so schlugen jetzt, nachdem Charlotte in die Wohnung Hanstein's geflohen und dann geschieden war, die trüben Wogen übler Nachrede über sie zusammen. Hatte man früher die liebenswürdige Frau bedauert und gegen ihren Mann in Schutz genommen, so konnte man ihr jetzt nicht verzeihen. Nur wenige treue Freunde, den respectabelsten Familien Cassels angehörig, in Ehren und strengen Sitten ohne Makel, hielten bei ihr

aus. Daß Henriette Meyer-Lotheisen-Wiederhold nicht zu ihnen gehörte, mag man mit Charlotte bedauern, wird es aber gerade nicht befremdlich finden.

Tiefer und empfindlicher mußte es Charlotte ans Herz gehen, daß sich ihr Vater, ihr Onkel Falckmann, kurzum der ganze männliche Theil ihrer Familie, gegen sie erklärte und nichts mehr von ihr wissen wollte. Der Vater, der zur Einwilligung in die Ehe nur mühsam bestimmt worden war, erklärte jetzt ganz kategorisch: „Daß Du geschieden wirst, dagegen habe ich am Ende bei so viel Unglück nichts einzuwenden; daß Du es aber auf so ehrlose, schimpfliche Weise betreibst, das will ich nicht, dadurch scheidest Du Dich auf immer von mir.“ Er hat nur zu sehr Wort gehalten. Charlotte hat ihren Vater nicht wiedersehen dürfen. Fast vier Jahre später (1797) schrieb sie an die Schwestern, sie möchten doch im Verein mit dem Bruder den Vater bestimmen, sie wieder aufzunehmen; die Antwort lautete abschläglich. Im Frühjahr 1798 ging sie auf eigene Verantwortung nach Lüdenhausen. Drei Tage hielten die Schwestern sie versteckt, um den starren Sinn ihres Vaters zu brechen. Der alte Mann hat sein Kind wieder aus dem Hause gehen lassen, ohne ihr zu verzeihen, ohne sie zu sehen.

Dem Onkel Falckmann, der sich durch seine Nichte in seinem Familienstolze verletzt fühlte, glaubte sie nicht so entgegen kommen zu sollen. Sie hat es später tief beklagt. Sie meinte selbst, dieser würde ihr verziehen haben.

„Sein Hochmuth,“ schreibt sie der Schwester, „war durch meine Jugendverirrungen verletzt und der meinige — ich nannte das Stolz, in meiner Verblendung sogar edlen Stolz — wollte sich nicht demüthigen, weil ich der nahen Rechtfertigung, ich fürchte: dem Triumph kühn entgegensah. Es blieb durch meine Schuld mir seine Liebe entzogen. O, es thut mir leid, sehr leid! Auch später konnte ich mich nicht biegen.“

So trieb Charlotte, von ihrem verhaßten Gatten geschieden, aber auch des Zusammenhangs mit ihren nächsten Angehörigen verlustig, nur von der Liebe eines nicht gerade zuverlässigen, eitlen Mannes getragen, ihr Lebensschifflein in die Fluth einer hier unsicher gährenden, dort schon stürmisch aufwogenden Zeit. Die vierundzwanzigjährige geschiedene Frau mußte ihr Leben gleichsam von Neuem beginnen.

II.

Nachdem Charlotte von ihrem Manne getrennt war, konnte sie nicht wohl länger in Cassel verbleiben. Voll gläubiger Zuversicht auf die Treue Hanstein's und von seinen heißen Liebesschwüren begleitet, wendete sie sich nach ihrer Heimath zurück, wo sie zunächst bei einer Tante, der verwittweten Frau Pfarrer Schönfeld, in Reelkirchen gastliche Aufnahme fand. Hier blieb sie einige Monate. Obwohl die Tante sie nicht drängte, vielmehr voll Liebe gegen sie war, und auch die Besitzerin des adligen Hofes in Reelkirchen, eine Frau von Mengerssen, sich überaus gütig gegen die arme Frau erwies, empfand diese ihre Lage doch als eine sehr drückende. Der gesellige Verkehr, dem sie sich auf dem Dorfe nicht gut entziehen konnte, der Mangel einer bestimmten Thätigkeit ließen sie an eine Veränderung denken. Aber wohin sollte sie? Die Städtchen ihres Heimathlandes waren bei dem Zerwürfnisse mit ihrer Familie ihr verschlossen. Sie lagen auch zu weit von Cassel ab, von wo sie das erlösende Wort aus ihrer

Vereinsamung erwartete. Da der Vater sich nicht abgeneigt zeigte, ihr eine jährliche Unterstützung zu zahlen, so beschloß Charlotte unter der Zustimmung Hanstein's, sich vorläufig in Holzminden, einem lebhaften und freundlichen Städtchen an der Weser, das zum Herzogthum Braunschweig gehört, niederzulassen. Der Ort lag nicht allzuweit von ihrer Heimath, man hatte von dort aus leichte Verbindung mit Karlshafen und Cassel. Ein Herr Merle in Cassel (später in Karlshafen), welcher ihr befreundet war und ihr noch lange Jahre die treuesten Dienste erwiesen hat, hatte ihr Holzminden in Vorschlag gebracht und auch eine angesehene gute Familie ermittelt, in deren Hause sie Aufnahme finden werde. In der That wurde sie von Dr. Gerhard freundlich aufgenommen, so daß sie sich bald hier sehr wohl fühlte und beschloß, hier vorläufig bis zur definitiven Entscheidung ihrer Geschicke zu bleiben. Die Frau des Hauses war ihr sehr zugethan, die Kinder, welche sie in allerlei Künsten unterrichtete, ihre jungen Freunde. Die Absicht, durch Stundengeben sich zu dem väterlichen Zuschusse noch etwas zu verdienen, mußte Charlotte aufgeben, da Hanstein sich dadurch compromittirt glaubte. Kleine, gelegentliche Unterstützungen von ihr bei seinen Besuchen anzunehmen, fand er dagegen nicht unter seiner Würde.

Die Schwierigkeiten, welche sich einer ehrenhaften Regelung ihres Verhältnisses zu Hanstein entgegenstellten, scheint Charlotte nicht klar erkannt zu haben. Ihr Verhalten macht auf mich den Eindruck, als ob sie niemals Kunde von dem Inhalte des Erkenntnisses des Casseler Consistoriums bekommen habe. Daß das Recht der Wiederverheirathung ihr abgesprochen werde, wenn sie sich für den schuldigen Theil bekannt, scheint ihr nicht in den Sinn gekommen zu sein. Gewiß wäre in der damaligen Zeit leicht ein landesherrlicher Dispens von dem Verbote zu erlangen gewesen. Aber war es möglich, daß Hanstein sie heirathete, da weder er Vermögen hatte, noch für sie eine bestimmte Unterstützung durch ihren Vater für diesen Fall in Aussicht stand? Und dachte Hanstein ernstlich daran, seine Geliebte wirklich heimzuführen und ihre Ehre zu rehabilitiren? Die nächsten Jahre verschob er jeden definitiven Entschluß, indem er sich hinter die Unmöglichkeit verschanzte, Charlotten in Cassel einen standesgemäßen Haushalt zu verschaffen. Der Mann scheint in der That Jahre lang zwischen seiner Liebe zu Charlotte, die hier noch von dem Gebote der Ehre gestützt wurde, und den äußeren, bei seinem Stande wohl in Betracht zu ziehenden Rücksichten auf die Möglichkeit der Führung eines Hausstandes geschwankt zu haben. Ein geistig bedeutender Mensch, der energisch das Ziel verfolgt hätte, das ihm Herz und Gewissen vorschreiben mußte, war Hanstein nicht. Alte Kameraden haben mir vor Jahren erzählt, er habe Charlotte „an der Nase herumgeführt". Nicht so dachte Charlotte über ihn. Noch in ihrem Greisenalter, nachdem er längst die Untreue an ihr durch die Verheirathung mit einer anderen Frau besiegelt hatte, welche nur in dem Rufe stand, wohlhabend zu sein, und er schon viele Jahre (1818) todt war, nennt sie ihn (1835) einen edlen Mann, „mit dem sie verlobt — mehr als das, in mir heiliger Verbindung war", und schreibt von ihm als einem ihr „noch immer theuren Manne". Wäre das nicht ihre aufrichtige Meinung gewesen, was hätte sie veranlassen können, sich gegen K. Schulz so zu äußern?

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde das Verhältniß Charlottens zu Hanstein eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn nicht nach dem, im Jahre 1800 erfolgten Tode ihres Vaters sich das von diesem hinterlassene Vermögen als weit geringer herausgestellt hätte, als man allgemein erwartet hatte. Hanstein verschob erst recht jeden bestimmten Termin zur Heimführung Charlottens. War es dieser anfänglich vor Allem darauf angekommen, ihren guten Namen wieder zu Ehren gebracht zu sehen, so konnte sie jetzt nicht umhin, sich ganz anderen Erwägungen zu erschließen. Was sollte aus ihr werden, wenn Hanstein nicht Wort hielt und sie den Rest ihres nicht großen Vermögens aufgebraucht hatte? Und wie sollte sie das Leben ohne den Geliebten ertragen? Ihre Leidenschaft für Hanstein, die nur ganz langsam, wie sie selbst erzählt, Wurzel in ihrem Herzen geschlagen, hatte sich mit der Zeit nur noch gesteigert, wenn sie sich auch keineswegs verhehlen konnte, daß er doch vielleicht ein grausames Spiel mit ihr treibe.

Nach dem Tode des Vaters hatte Charlotte im Frühsommer des Jahres 1801 mehrere Monate bei ihren Geschwistern in Lage, wo Christine an den Pfarrer Melm verheirathet war, zugebracht. Von da hatte sie sich nach Cassel aufgemacht, um Hanstein's Bedenken zu zerstreuen. Ihre alten Freunde empfingen sie mit offenen Armen. Doch Hanstein zögerte, das entscheidende Wort zu sprechen. Er scheint es als zweifelhaft hingestellt zu haben, daß der Landgraf ihm den Consens zur Verehelichung mit Charlotte geben werde. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, entschloß sich Charlotte im August 1801 an die Gräfin Hessenstein einen französisch abgefaßten Brief zu richten und sich die eventuelle Fürsprache der ebenso einflußreichen als gutmüthigen Dame zu sichern. Sie that es nicht ohne schwere Bedenken, um nur ja nichts zu thun und zu sagen, „was, wie Gott verhüten wolle, meinem lieben Hanstein schaden, oder seine und meine Ehre compromittire, wie es denn überhaupt entsetzlich genug ist, sich an die Maitresse des Fürsten wenden zu müssen.“ Die Gräfin erwiderte „feiner und artiger“, als es Charlotte erwartet hatte. Aber der Brief enthielt nur insofern eine Antwort auf ihre Bitte, „als sie darin auf eine feine Weise sagt, daß die Sache an Hanstein liege, was ich nun freilich schon wußte.“ An diesen hatte Charlotte erst von ihrem Vorhaben geschrieben, als der Brief schon abgegangen war. Hanstein mißbilligte den Schritt in einem Briefe aufs Höchlichste, weil er gegen seine und ihre Ehre verstoße; als aber Charlotte nun zwei Posttage ohne Erwiderung verstreichen ließ, da traf Hanstein in Holzminden ein. Er war „so voll Liebe und ohne Vorwurf und alles, alles Bittere wischte seine Nähe und Zärtlichkeit weg. Er gestand mir dann, daß es nur an ihm sei zuzustimmen, daß aber doch noch etwas dazwischen wäre, was er mir durchaus nicht sagen könne, bis wir vereinigt wären, wo ich ihm gewiß dafür danken würde. Er drang mir dann noch das Versprechen ab, daß ich bis Johanni (1802) nichts für mich unternehmen und so lange noch Geduld haben wolle. . . . Warum nun abermals dreiviertel Jahre die Entscheidung hinausgesetzt? Und wenn es dann wirklich wäre, ich wollte kein Wort dawider sagen. Wie kann ich aber einen solchen Glauben haben, nach Allem was ich erlebt habe? Ist es mir zu verdenken, daß ich diese demüthige Unterwerfung unter den Willen eines

Menschen nicht mehr so leicht nehmen kann? Daß es mich schmerzlich erbittert, wenn ich mir vorkomme, wie ein Spiel, und durch die gewaltsam hervorgerufene Verstimmung wie ein Instrument erscheine, dem unter diesen Umständen keine reine Harmonie zu entlocken ist? O Gott, nach dem meine Seele schmachtet, meine Vernunft und meine Seele arbeiten widerstreitend in mir; bei der ersteren steht Hanstein's Sache schlecht, bei dieser findet er so lange ich lebe, Fürsprache und unendliche Liebe — ich kann die seinige nicht bezweifeln, unmöglich! mein Herz empfindet sie — aber meine Vernunft wird sein Feind — und ich bin das Land, das unter diesem Könige zu Grunde geht. Hätte ich doch von Beiden weniger, so lebte ich ruhiger und vielleicht wie andere Menschen. Meine Vernunft sagt mir, daß ich im Grunde außer mir selbst keine feste Stütze habe, daß ich mich genau genommen an mich selbst halten muß, daß ich Schritte zu meinem Fortkommen in der Welt, zu meinem Unterhalt thun muß, daß ich, um dieses thun zu können, die Verhältnisse der Liebe aufgeben muß — mein Herz kann es nicht! O Gott, meine Tine, wo soll ich mit diesem Gefühle hin, wenn ich dies einzige Wesen nicht mehr dafür habe — ich muß sterben. Ihr Alle könnt meine Liebe nicht begreifen. — Denn das Gefühl des Ueberflüssigseins ist nicht für mich! Sieh', dieser gewaltsame Kampf reibt mich auf, meine Nerven werden reizbar — nicht durch meine Schuld — ich arbeite meinen Empfindungen immer entgegen — sondern durch die Umstände . . . Wie ich dahin gekommen bin! Es scheint so egoistisch und ists doch nicht. Mich dünkt, ich könnte noch ein Buch darüber voll schreiben und hätte Dir doch nichts gesagt. Vergieb, Du Liebe, meine unerträgliche Weitläufigkeit! Du hättest mich nichts fragen sollen."

Ich kann hier — soll ich sagen: leider? — die Weiterentwicklung dieses traurigen Liebeshandels nicht in seinen einzelnen Wendungen bis zur Peripetie ausführlich darlegen. Es sind der retardirenden Momente zu viel in ihm. Aber interessant, spannend und ergreifend ist er doch in allen Einzelheiten. Durch die Briefe Charlottens, in der die Zweifel an der Ehrlichkeit der Schwüre Hanstein's immer stärker und unwiderstehlicher sich aufdrängen mußten, rauscht noch immer der volle Strom reinster, aufopferungsfähigster Hingebung und Liebe. Vereinzelt klingen gellende Töne scherzhaften Humors aus dem Gewirre der einander bekämpfenden Empfindungen hervor, welche an Ausbrüche Shakespeare'scher Gestalten von selbst erinnern. Wir lauschen hier den lautesten wie leisesten Regungen eines Herzens, das uns wirklich etwas zu verrathen hat und das, was es uns kündet, momentan in die reinste, durchsichtigste und edelste Form zu gießen vermag. Wir irren gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß ein großer Theil des Reizes, welchen der Briefwechsel mit Charlotte für W. v. Humboldt hatte, in diesen Selbstbekenntnissen Charlottens lag, in denen sie, wie die Blume im Dufte, ihr innerstes Leben aushauchte.

Und fast macht Hanstein, von dem mir auch ein Brief im Original vorliegt, den Eindruck des unpersönlichen, bewußtlosen Fatums. Man sieht durchaus nicht, was den Mann, der inzwischen zum Oberstlieutenant vorgerückt war, jetzt abhalten konnte, seinen Schwüren die That folgen zu lassen, oder Charlotte, wie sie ihm seit 1803 wiederholt anbot, freizugeben. Schnöde Berechnung kann

nicht den Ausschlag gegeben haben. Ich habe einmal daran gedacht, ob Hanstein's Schwester vielleicht gegen die Ehe gewesen sei. Diese scheint in seinem Hasse gegen Charlotte auch nicht geruht zu haben. Diese selbst spricht von „räthselhaften, geheimen, erst spät enthüllten Intriguen und Feindschaften, durch die ihr ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten geblieben sei". Ganz Sicheres kann ich nicht ersehen. Jedenfalls stand Hanstein tief unter Charlotte und es hat sich hier die alte Erfahrung bestätigt, daß so oft geistig bedeutende Frauen ihre Herzen an Männer wegwerfen, die ihnen durch irgend eine Aeußerlichkeit imponiren, ihrer sonst aber nicht werth sind. Doch wer will Gesetze ergründen, nach denen Eros die Herzen des schwachen, und doch so starken Geschlechts verwundet? Hier hatte er ein starkes Herz tief getroffen.

Nachdem Charlotte im Frühjahre 1803 sich des längeren Besuchs einer treuen Freundin aus Cassel erfreut und mehrere Sommerwochen in Lage zugebracht hatte, wo sie für ihre verreisten Geschwister den Haushalt besorgte, erwiesen sich die Versprechungen Hanstein's wieder als reine Täuschungen. Die Schwester Christine schrieb bei passender Gelegenheit nun auf Betreiben Charlottens an Hanstein, der ihr antwortete, „daß er in Ewigkeit sein Versprechen nicht brechen werde". Endlich mußte ein Entschluß gefaßt werden. Das kleine Vermögen Charlottens schrumpfte immer mehr zusammen, da sie mit den Zinsen nicht auskam. Noch schlimmer war es, daß ihr Gesundheitszustand immer bedenklicher wurde; „das Hangen und Bangen in schwebender Pein" durch so viele Jahre lang hatte ihr Nervensystem zerrüttet. Obwohl der Aufenthalt in Holzminden ihr seiner Ruhe und der vielen guten Leute wegen, die sie dort gefunden, sehr zusagte und wohl that, so rieb doch ihre Leidenschaft für Hanstein und die Ungewißheit ihrer ganzen Lage ihre sonst kräftige Natur auf. Sie erzitterte bei der geringsten Gemüthsbewegung, konnte nichts mehr festhalten. Muth und Lust, einen Lebensplan zu machen, brachen immer mehr zusammen. Sie konnte sich nicht aufraffen und eine ihr angetragene gute Stelle als Erzieherin annehmen. Da beschloß sie, abermals von Hanstein getäuscht, im Anfang August 1804 nach Braunschweig überzusiedeln und dort Verdienst durch Handarbeiten zu suchen. Der Gedanke, daß sie dann ihrem Berather Ewald in Bremen näher sei, hatte bei diesem Entschlusse mit gewirkt. Es war keine glückliche Idee von Charlotte, nach dieser Stadt zu gehen. Obwohl sie dort einige bekannte Familien hatte, und der Ertrag für ihre Arbeiten sich immer mehr steigerte, so daß sie glauben durfte, ein anständiges Auskommen zu finden, so fühlte sie sich doch tief unglücklich in Braunschweig. Die Frauen, mit denen sie in Berührung kam, fand sie ungebildet und herzlos. Nur bei einzelnen Männern stieß sie auf theilnahmsvolles Verstehen ihrer Lage. Hier und da, wo man ihr anfänglich freundlich entgegengekommen war, zog man sich wieder zurück, sobald man Erkundigungen über ihre Vergangenheit eingezogen hatte. Das beleidigte und kränkte Charlotte tief, die sich außer ihrer Liebe zu Hanstein nichts Schlechtes bewußt war. Aber dieser erkaltete immer sichtbarer, nachdem er anfänglich noch nach Braunschweig hin sie seiner unverbrüchlichen Treue und heißen Liebe versichert hatte. Da kam das Gefühl der ganzen Halt- und Zwecklosigkeit ihres Daseins über sie. Die Frage: Warum das? kam über sie in schlaf-

losen, nur von Thränen belebten Nächten. Der feste Glaube ihrer Jugend, das sichere Vertrauen auf eine göttliche Leitung ihrer Geschicke schwand immer mehr zusammen. Als sie in einer ruhelosen Nacht die Frage: „Warum Alles das?“ wieder in ihrem geängsteten Gemüth wälzte, griff sie zur Bibel und der erste Blick, den sie hinein warf, fiel auf die Worte Maleachi 2, V. 4: „Warum das?“ Es kam wie eine Gottesoffenbarung über sie, und sie schlug das heilige Buch nochmals auf und ihre Augen ruhten auf den Worten: „Denn der dich gemacht hat, ist dein Mann.“ Und sie las das ganze 54. Kapitel des Jesaia mit seinen trostvollen Verheißungen an „das verlassene und von Herzen betrübte junge Weib, das wie verstoßen ist“, unsägliche Male sich vor.

Aber der Trost, der ihr hiermit doch mehr äußerlich wurde, als daß er aus den Tiefen ihres Herzens aufgegangen wäre, vermochte sie nicht dauernd auf diesen lichten Höhen der Zuversicht zu erhalten. Sie befand sich wiederholt jetzt noch dazu in Geldverlegenheiten. Die Unruhe der Zeit erschütterte überall den Erwerb und sonst gesicherte Einnahmen; die unglückliche Liebe zu Hanstein konnte nicht ersterben, der Körper wurde immer hinfälliger. Sie schreibt: „Ach meine theuern Geschwister, wie habe ich für diesen Mann gelebt! Jedes Atom meines Verstandes war eine Rücksicht auf ihn, jedes kleine Talent, das ich übte, war für ihn und nach so vielen schmerzvollen verlorenen Jahren sehe ich mich aller Bestimmung des Lebens entrückt; die schmerzvolle Vergangenheit reiht die geängstigte Fantasie an die freudenlose, peinliche Gegenwart und diese wieder an die öde, todte, liebeleere Zukunft, die mein gefühlvolles, weiches, liebebedürftiges Herz schreckt wie ein offenes Grab .... Rathet nur, was soll ich thun! ... Die Angst meines Herzens läßt mir keine Ruhe und Rast und meine verweinten, oft übernachteten Augen lassen auch keine Arbeit zu, und dann ist es mir, als riefe mir Jemand zu: Wozu? und ich werfe mich auf das Kanapee und kann nicht wieder aufhören zu weinen.“ Einem ihr befreundeten Mann klagt sie ihre Noth, ihre Unschlüssigkeit. Er antwortet ihr, nachdem er Hanstein's letzten Brief gelesen, mit einem gemischten Ausdruck von Theilnahme, Kälte und Ruhe: „Ich glaube mit dem Abbrechen, das ist nichts; Ihr Herz bricht eher als Sie sich von dem Manne losreißen.“ Und nun beschließt Charlotte nicht völlig mit Hanstein zu brechen, sondern in einer „freundschaftlichen Verbindung mit ihm zu bleiben“. Auf die Aufforderung einer ihr nahe stehenden Familie hin reist sie 1805 im Spätherbste nach Cassel. Die Reise wirkte wohlthätig; sie faßte wieder Hoffnung. Ihr ganzes Dasein schien sich zufriedenstellender zu gestalten. Das hielt sich bis zum Sommer des folgenden Jahres. Aber neue Enttäuschungen, neue Qualen harrten ihrer. Da beschloß sie ihrem Leben ein Ende zu machen.

„Ich fürchtete nichts mehr,“ schreibt sie am 18. December 1806 und 15. Januar 1807 ihren Geschwistern, „auch den Schmerz des Todes nicht .... Aber wunderbar hat Gottes erbarmende Vatergüte mich wieder gestärkt und meine Hand von meinem Leben abgezogen.“ Sie konnte die Ursache „eines unaussprechlichen Jammers nicht sagen — es ist zu viel, ich mag es dem Papier nicht anvertrauen.“ Wir erfahren nicht, was die Ursache dieses Kummers war. Wir müssen dieselbe doch wohl in ihrem Verhältnisse zu Hanstein suchen, da dieses ihr ganzes Sein beherrschte und ihr Herzeleid noch im December 1807

fortbestand, nachdem wenigstens ihre äußere Stellung sich durch einen merkwürdigen Glücksfall vorübergehend gebessert hatte. Im Sommer 1807 hat sie ihren Geschwistern zu schreiben, sie habe sich wieder so ohnmächtig und niedergeschlagen gefühlt, daß sie geglaubt habe, vergehen zu müssen. Sie habe Trost in der Bibel gesucht und dort gefunden; auf skeptische Aeußerungen eines Bekannten hin sei sie durch eine Gellert'sche Ode in ihrem Vertrauen auf das Wort Gottes und dessen Verheißungen gestärkt worden. Als sie in Sinnen und Nachdenken hierüber gelegen habe, sei ihr die Gewißheit geworden, Gott werde ihr auch ein äußeres Zeichen geben, daß er sie nicht verlassen wolle. Ungesucht und plötzlich sei da der Gedanke in ihr aufgetaucht, ein Loos in der Lotterie zu nehmen. Sie thut das, obwohl man sie freundlich aufmerksam macht, daß schon fünf Classen gezogen seien und das ganze Loos dreißig Thaler koste. Nichtsdestoweniger läßt sie sich nicht abbringen und — gewinnt zweitausend Thaler. Die frohe Zuversicht, von Gott ein Zeichen der Erhörung erhalten zu haben, belebte Charlotte jetzt stärker und nachhaltiger als die hierdurch gewonnene Aussicht auf eine relativ gesichertere äußere Zukunft. Da man damals die Braunschweigischen Landesobligationen für ein ganz sicheres Papier ansah, das sechs Procent Zinsen abwarf, legte sie nicht nur ihren Gewinn sofort in diesen Papieren an, sondern machte auch noch 1600 Thaler in ihrer Heimath flüssig, um für dieselben gleichfalls Braunschweigische Papiere zu kaufen. —

Aus dem Sommer und Herbste 1807 sind uns keine weiteren Briefe Charlottens erhalten. Sie war auf dringende Einladungen ihrer Freunde in Cassel und Holzminden gewesen, hatte aber auch hier keine dauernde Stärkung ihres zerrütteten Nervensystems gefunden. Denn im December hören wir wieder, daß nur durch ein, wie sie meinte, unmittelbares göttliches Eingreifen in ihre Lebensgeschicke sie vor dem Selbstmorde bewahrt worden sei. Auch jetzt war es wieder eine Bibelstelle, Jesaia 41, V. 10: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott; ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit," durch welche, wie sie schreibt, „die Hand von meinem Leben im eigentlichsten Sinne abgezogen ward". Charlotte war damals sicher, daß sie, indem sie ihrem Leben auf gewaltsame Weise ein Ende mache, kein sündhaftes Werk thue. Sie sagt ausdrücklich: „Der Tod war in meiner Seele beschlossen, vor Gottes Augen beschlossen, und mein Inneres sagte mir nicht auf die fernste Art, daß das Unrecht sei. Unter Gebet und Todesschmerzen im Herzen fühlte ich, daß ich jetzt sterben durfte; mehr als die menschliche Natur, wenigstens die meinige zu tragen vermag, war mir auferlegt, und mein himmlischer Freund sah, daß unter kindlicher Unterwerfung, fern von allem Murren, dies unglückselige Herz brechen mußte." Charlotte wollte nur noch einige nöthigen Vorbereitungen beendigen und hoffte ein Mittel gefunden zu haben, das vielleicht den gewaltsamen Tod nicht verrathe und ihr nicht allzugroße Schmerzen bereite; da fiel ihr Auge auf jene Stelle, eine ohnmachtähnliche Schwäche überfiel sie und sie war von den Selbstmordsgedanken auch für dieses Mal gerettet. Ihr körperliches Befinden besserte sich hierauf sichtlich und im Januar fühlte sie sich wieder so gesund, wie seit vielen Jahren nicht.

Sie konnte schreiben: „Ohne alle Wünsche, das kann ich in Wahrheit sagen,

erfüllt himmlische Ruhe mein Herz. Diese Ruhe soll, hoffe ich, nichts wieder zerstören; wenn auch die trübe Zukunft, welche für den größten Theil Europa's in Bezug auf Verwandte, Freunde, Bekannte in ängstlichem Scheine dämmert, ein theilnehmendes und gefühlvolles Herz oft sehr wehmüthig machen muß." Aber als ob es für dieses schon so gequälte Herz hinnieden keine Ruhe geben solle, wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug in den mühsam errungenen Frieden die Nachricht von der Verheirathung Hanstein's hinein. Es ist charakteristisch für Charlotte, wie sie das Ereigniß, das sie trotz allen vorausgegangenen doch in den Wurzeln ihres Daseins treffen mußte, ihrer Schwester mittheilt. Vor mir liegt der acht Quartseiten lange Brief vom 10. März 1808.

Sie beginnt anscheinend ganz launig mit Danksagungen dafür, daß ihre Schwester Christine, „wie ihr gerathen war", sie zu Gevatterin für ihr erstes Töchterchen gebeten hatte, und ersucht sei, die damit verbundenen Auslagen ja nicht „knauserig" an die betreffenden Personen zu vertheilen. Dann spricht sie über sich, ihre Schwester Dorothea, mit der sie etwas gespannt war, und fährt dann fort: „Die Stelle Deines Briefs, wo Du Deine Lebensliebe äußerst, hat mich unaussprechlich gerührt — ach könnte ich Dir doch meine Jahre zulegen, meine sehr geliebte Schwester! ich kann mir keine Vorstellung davon machen, wie dem zu Muthe ist, der mit so süßen Banden an das Leben gefesselt ist. Fiele doch ein Funken dieser Lebenskraft in meine Seele! Du kannst nicht glauben, wie es die Kräfte verzehrt, wenn man so krank an Lebenssattheit ist. Daß ich Dir noch etwas Wichtiges, etwas Herzzerreißendes zu sagen habe, das ahnest Du schon, siehst mich um den Brei gehen, weil ich mich fürchte vor den schrecklichen Berührungen — o Du wirst es nicht fassen. — H. hat sich mit einer andren verheirathen können."

Erst fünf Tage später kann sie weiter schreiben: „Ich hoffe heute etwas ruhiger und stärker zu sein. Doch will ich, da Du in der Einen Zeile genug erfahren hast, nichts weiter erzählen. Ihr werdet mit Erbarmen fühlen, wie meine Ruhe aufs Neue erschüttert ist; ich war auf dieſen Schlag nicht gefaßt; nie hätte ich das einen Augenblick für möglich gedacht; mein Leben hätte ich darauf gesetzt, daß das nie geschehen könnte — nie habe ich etwas Aehnliches gefühlt als bei dieser Nachricht, ich glaubte wirklich, es sei die letzte Stunde meines Lebens, mein Gefühl, mein Zustand war entsetzlich."

Ein Strom von heißen Klagen entquillt dem tödtlich getroffenen Herzen. Und doch ist die herbste Klage die: „Ach, ich fühle es zu tief und zu stark, daß ich ein halbes Menschenalter mit seinen Ansprüchen und Freuden geopfert habe, um es nun zu betrauern, daß ein edler Mann (Du weißt, er war es!) sich selbst überlebt hat! das ist mein Schmerz! nicht, daß ich ihn verloren habe — obgleich ich jetzt glaube, daß ich tief im Herzen die Hoffnung, mir selbst unbewußt, genährt habe, er werde einst als mein Freund mit erhöhter Achtung zurückkehren."

Es ist gewiß ein merkwürdiger Zug im Leben Charlottens, daß es sie, man möchte fast sagen, mit magischer Gewalt nach Cassel zurückzog. Eine gewöhnliche Frau würde den Ort, wo ihr geschiedener Mann lebte, wo ihr treuloser Verlobter sich so eben verheirathet hatte, wenn er auch wohl bald darauf ins

Feld zog, wie eine Unglücksstätte gemieden haben. Anders Charlotte! Obwohl sich ihr verschiedene Gelegenheiten darboten, in annehmbare Stellung zu kommen — eine ihr in Hamburg angetragene, sehr vortheilhafte lehnte sie nur ab, weil der Herr des Hauses in einem schlechten Verhältnisse zu seiner Frau lebte und sie dadurch möglicher Weise in eine zweideutige Stellung kommen könne —, beschloß sie auf das Andringen ihrer Cassseler Freunde, dorthin überzusiedeln. Braunschweig, welches der Mann, der ihr dort am Nächsten gestanden hatte, ein Rath Linker, eben verlassen, hatte sie nie geliebt; jetzt war es für sie ein unerträglicher Aufenthaltsort geworden. So entschied sie sich für Cassel, um womöglich an einer Schule mitzuwirken, welche eine ihrer Freundinnen, eine Frau Vollmer, dort errichtet hatte. Das geschah nun freilich nicht. Sie fühlte keinen Beruf zum Lehren in sich. Den Lebensunterhalt sich zu erwerben, konnte aber im damaligen Cassel einer Frau nicht schwer erscheinen, welche ein so ausgezeichnetes Geschick für das Anfertigen von Blumen und Ballgarnituren besaß wie die kunstgeübte Charlotte. Drängte doch damals in der Hauptstadt des Königs Jerôme Napoleon ein Ballfest das andere. Außerdem hatte Charlotte ein Logis genommen und ausmöblirt, welches über ihre Bedürfnisse hinaus ging; und sie fand leicht Gelegenheit, den überflüssigen Raum an jüngere Leute, namentlich Officiere, zu vermiethen, welche ihre Freunde ihr zuwiesen und zu denen sie in ein fast mütterliches Verhältniß trat. Ich könnte eine Reihe wohlbekannter Namen aus guten hessischen Familien nennen, deren Träger damals bei Charlotte wohnten. Mit dieser Nachhilfe würde sie ihr gutes Auskommen gefunden haben, wenn sie noch die Zinsen von ihren in Braunschweig'schen Papieren angelegten Capitalien bezogen hätte. Aber diese waren verloren gegangen. Napoleon hatte die Staatsschuld Braunschweigs nicht anerkannt und Charlotte damit ihre festen Einnahmen verloren. Anfänglich scheint dieser Verlust ihr nicht allzunahe gegangen zu sein, da sich ihr Leben in Cassel viel befriedigender für sie gestaltete, als der traurige Aufenthalt in Braunschweig. Zu den alten Freunden erwarb sie bald neue, welche zum Theil die ihrige weit überragende Lebensstellungen einnahmen. Mit ihrem Vetter, dem Grafen Reinhard[1]), den Kaiser Napoleon zur Ueberwachung seines Bruders nach Cassel geschickt hatte, scheint sie freilich keine Verbindung angeknüpft zu haben. Dagegen traten Mitglieder des diplomatischen Corps, höhere Militärs und deren Frauen in intimen freundschaftlichen Verkehr mit der in so unscheinbaren Verhältnissen lebenden Frau. Ihr Geist, ihr Geschmack, ihre ungewöhnlichen Lebensgeschicke, mit einem Worte: ihre ganze Persönlichkeit hatte etwas Anziehendes für alle gebildeten Menschen, die mit ihr in Berührung kamen.

Unter den Charlotte zunächst stehenden Familien ragte die des Legationsrathes bei der russischen Gesandtschaft in Cassel, H. Ch. G. Struve, hervor. Dieser deutsch-russische Diplomat, in Regensburg 1772 geboren, in Holzminden erzogen und besonders in Erlangen gebildet, war seit 1796 an verschiedenen deutschen Höfen als Legationssecretär thätig gewesen und hatte sich 1801 in Braunschweig mit Elisabeth Wilhelmine Sidonie, einer Tochter des Reichsgrafen

[1]) Graf Reinhard war von mütterlicher Seite ein Enkel des Herborner Professors Hildebrand.

Oexle von Friedenberg, verheirathet. Wie Charlotte mit Herrn und Frau von Struve bekannt geworden ist, läßt sich nicht nachweisen. Berührungspunkte gab es nach dem Gesagten genug für Beide und es ließen sich allerlei Vermuthungen wagen, die aber vielleicht alle fehl gehen. Wir treffen sie, nachdem Struve 1809 nach Cassel als Legationsrath versetzt war, Beide in den engsten Beziehungen zu einander, Beziehungen, welche sich bis zum Tode der Frau von Struve (1837), ja über den Tod derselben hinaus durch die Freundschaft Charlottens mit der Tochter der Freundin, der unter dem Schriftstellernamen „Therese" bekannten Frau Generalconsul Therese von Bacheracht, forterhalten haben. Eine andere befreundete Familie, mit der Charlotte damals verkehrte, war die des hannoverschen Obersten von Greven. Mit dessen Frau, einer geborenen von Stockhausen, und Tochter hat Charlotte in einem auf Grund vielfacher geistiger Berührungspunkte beruhenden Freundschaftsverhältnisse bis in ihre höchsten Jahre gestanden. Eine Zeitlang verkehrte Charlotte auch viel mit einer Frau von Heinemann, der Gemahlin des Kommandeurs der westphälischen Artillerie. Doch war dieser Umgang mehr ein äußerlicher, während die innigsten Beziehungen zwischen ihr und Marie der Tochter ihrer Freundin Vollmer bestanden. In den Briefen an die Schwestern findet man die treffendsten Porträts von allen diesen Freunden und Freundinnen von der sicheren Hand Charlottens gezeichnet.

Könnte das Leben Charlottens in Cassel auf den ersten Blick, namentlich im Verhältnisse zu den in Braunschweig durchlebten furchtbaren Tagen und Nächten, als ein ruhiges oder gar glückliches erscheinen, so müssen wir dem doch auf das Bestimmteste widersprechen. Sie hat in Cassel noch Schlimmeres erleben müssen, als in Braunschweig, ehe ihr unruhiges Herz zu dem über den Gegensätzen der Welt ruhenden Frieden gelangt ist. Man begreift vollkommen ihre Klagen, daß ihr Alles, was sonst den Menschen Freude zu bereiten geeignet sei, zum Bösen sich verkehre; daß sie bestimmt erscheine, alle Leiden und Schmerzen dieses Lebens bis zur Neige zu kosten und daß sie sich mit Hiob vergleicht. —

Bei der immerhin precären Stellung, in der Charlotte lebte, und der fascinirenden Anziehungskraft, die sie, obwohl körperlich verblüht und durch Krankheiten fast aufgerieben, wie sie wenigstens selbst sagt, doch immer noch auf Männer ausübte, konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch unsaubere Elemente an sie herandrängten. Nicht als ob sie ihnen gegenüber einen Augenblick geschwankt hätte. Aber die Versuchung nahte sich ihr in einem uns durch sie selbst vollkommen bekannten Falle einerseits in so verlockender und andrerseits so unsicherer, nebelhafter Gestalt, daß sie längere Zeit mit ihr zu kämpfen hatte.

Mit einem Herrn, der als sehr reich, wenn nicht als der wohlhabendste Mann des Königreiches galt, war Charlotte auf Empfehlung von Freunden zur Abwicklung ihrer unglücklichen Braunschweigischen Geldverhältnisse in Beziehung gekommen. Derselbe hatte sich ihr gegenüber sehr coulant und aufrichtig theilnehmend benommen. Er bot ihr zur Stärkung ihrer Gesundheit einen Aufenthalt auf einem seiner Güter an, was sie ablehnte. Später wollte er sie seinem Hauswesen in Cassel vorstellen, das bisher von einer Hofräthin X. X. geleitet worden war, da der Herr nicht ständig in Cassel wohnte. Er bat Charlotte

auf die zarteste Weise, ihm dieses Ansuchen nicht abzuschlagen, und versprach sie dagegen für alle Zukunft sicher zu stellen. Ihre Cassseler Freunde fanden die Bedenklichkeiten übertrieben, welche Charlotte diesem Antrag entgegenstellte. Aber als Frau von Struve ihr gesagt hatte: „Thun Sie es nicht, es führt das Lagen und Verhältnisse herbei, die ein Gemüth, wie das Ihrige, nicht trägt", da war die „unsagbare Angst", die sie bis dahin erfüllt hatte, von ihr genommen, und sie sagte nun entschlossen: Nein. Wie richtig die welterfahrene Frau gerathen hatte, entwickelt Charlotte nach einem Auftritte, den sie darauf mit dem Herrn hatte, selbst meisterlich.

Tiefer als diese Verbindung, die sich doch durch mehr als ein Jahr hingezogen hat, regte Charlotte das Verhältniß zu einem viel edleren Manne auf, der sie aufrichtig und innig geliebt, dann aber doch auch verlassen hat, freilich nicht, ohne daß hier Charlotten ein großer Theil der Schuld trifft.

Im December 1809 traf ein hochgewachsener, blasser, kranker, höherer Officier mit einem Empfehlungsbriefe eines ihrer Hausgenossen, der nach Marburg commandirt war, bei Charlotte ein. Herr von M., der mit der Tochter einer Freundin Charlottens verlobt war, bat seine mütterliche Freundin, den Reconvalescenten, Ferdinand Pleßmann, mit dem er in holländischen Diensten gestanden hatte, und der jetzt aus Spanien, wo er eine tiefe Brustwunde erhalten habe, heimkehre, in seine leere Stube einziehen zu lassen. Mitleidig, wie Charlotte war, nahm sie den Fremden auf und pflegte ihn acht Tage lang bei Tag und Nacht, als sein Leben zu Ende zu gehen drohte. Pleßmann, der ursprünglich sich nur wenige Tage in Cassel hatte erholen und dann nach Magdeburg weiter reisen wollen, blieb nun in Cassel und befand sich bald unter der sorgfältigen Pflege Charlottens viel wohler. Sein Freund von M. kam nun auch von Marburg zurück und wohnte mit ihm zusammen. Pleßmann fühlte sich im Mai 1810 wieder gesund, trat von Neuem in den Dienst und verließ das Haus Charlottens. Doch blieb er in enger Verbindung mit ihr. Bald brachen die Wunden, welche er in siebenzehn Feldzügen davon getragen hatte, wieder auf. Er wurde nochmals gerettet, 1811 Commandant der Gardecavallerie und später Oberst des ersten Westphälischen Linien-Infanterieregiments. Als solcher hat er die Belagerung Danzigs 1813, freilich fast immer krank[1]), mitdurchgemacht, war dann 1814 in preußische Dienste getreten; und organisirte im Frühjahr 1814 ein Regiment in Berlin.

Weiter vermag ich das Leben des Mannes nicht zu verfolgen, der das Herz Charlottens abermals für Jahre in leidenschaftliche Aufregung versetzt hat.

Ich will die Entwicklung des unglücklichen Romans, der sich zwischen Charlotte und Pleßmann abspielte, hier mit den Worten wieder geben, die Charlotte im März 1814 an ihre Schwester Dorothee gerichtet hat, obgleich mir sehr viel detaillirtere Berichte vorliegen. Charlotte schreibt:

„Auf dem gewundenen Pfade, der mich durch das Leben führt, begegnete ich vor einigen Jahren einem Manne, der mich als ganz junges Mädchen einmal in Meinberg (einem lippischen Badeorte) gesehen hatte; ich mochte damals viel-

[1]) Friccius, Belagerung Danzigs, S. 156.

leicht sechzehn, er achtzehn Jahre alt gewesen sein. Er hat lange das Bild des jungen Mädchens liebend in seinem Herzen getragen, später in Holland mit einem ähnlichen festere Bande geknüpft, die aber bald wieder zerrissen wurden. Wunderbar genug trafen wir nach langen Jahren wieder zusammen, nachdem jedes auf ein ernst bewegtes Leben zurückblicken konnte. Die Jugenderinnerung erwachte bei ihm; er erkannte mich wieder, die ehemalige Neigung erwuchs zu glühender Leidenschaft, die sich allein in dem rührenden Verlangen aussprach, mir meine abgemarterte Ruhe zu ersetzen.

„Ich kränkelte damals immerfort; es war gegen meinen Charakter, das Schicksal eines Mannes an mein welkendes Leben zu binden, dem ich außer meinem verständigen, veredelten Herzen nichts bieten konnte: keine Jugend, keine Schönheit, kein Vermögen, ja leider auch keine Gesundheit. Letzteres fühlte er selbst schmerzlich, für das Andere hatte der gütige Mann keinen Sinn, er, der so hohe Ansprüche machen, unter allen Classen wählen konnte. Ich kenne geistreichere, gebildetere Männer genug, ich kenne aber kein Herz, in dem mehr Menschenliebe, mehr Güte, mehr Großmuth wohnte. Ich habe nie einen Menschen gefunden, der auf mich und ich wieder auf ihn so wohlthätig gewirkt hatte. Seine Gefühle theilten sich mir unmerklich mit, aber ich erkannte sie nicht und fand es unedel, den Mann zu binden. Ach, unselige Mißverständnisse trennten uns und warfen sich zwischen uns.

„Begreifst Du, Liebe, wenn ich Dir sage, daß alle meine Lebenskräfte in diesen gewaltsam aufgerissenen Wunden meines Herzens verbluten, daß unwiderbringlich meine Jugend verloren ist bei dem brennenden Seelenschmerz, weggewiesen zu haben, was mir die Vorsehung wunderbar und gütig zum Ersatz für so große und viele Leiden zugeführt hatte? Meine vertrauten Freunde hoffen noch immer; doch mein Verstand ist klar genug, um mir mit unerbittlicher Strenge zu sagen, daß man für Hoffnungen jung sein muß. Aber daran hängt meine Seele, jenes unselige Mißverständniß aufgeklärt zu sehen und nichts Anderes kann mir die ersehnte Ruhe zurückgeben."

Als Charlotte dieses schrieb, war sie schon längst nicht mehr in Cassel, sondern wieder in Holzminden. Nur auf großen Umwegen war sie dorthin gelangt.

Im Jahre 1811, als Pleßmann sich von Charlotte abgewendet hatte, fiel sie in eine furchtbare Krankheit. Es ist aus ihrer Beschreibung nicht zu ersehen, wie man dieselbe benennen soll. Sie war jedenfalls nervöser Art und mit Momenten von Bewußtlosigkeit durchsetzt. Ihr Nervensystem schien ganz zerrüttet zu sein; sie hatte sich auch in ihrem Gesichte ganz verändert. Ihren Freunden konnte die Schwermuth, welche nach der Krankheit folgte, nicht entgehen; sie fürchteten, daß sie sich ein Leids anthun werde. In der That hat sie Derartiges wieder geplant. Doch wollte sie nichts Gewaltsames vornehmen, sondern nur „ihrer Schwäche etwas nachhelfen". Das sollte aber erst geschehen, wenn ein schweres Geschäft erledigt sei: „meine Papiere durchzusehen, zu ordnen und die noch fehlenden Jahre meiner Vergangenheit an die schon aufgezeichneten zu reihen und dann das Ganze zu meiner Rechtfertigung nach meinem Tode zu

deponiren. Das habe ich noch vor mir[1])." Ihre Freunde drangen nun in Charlotte, sich solchen verzweifelten Gedanken nicht hinzugeben; sie nahmen ihr das Versprechen ab, für ihr Leben zu sorgen. Gerührt von so viel Liebe, ergab sie sich in ihr Geschick, weiter zu leben. Ein großer Verlust für sie war es, daß damals die Familie von Struve Cassel verlassen mußte[2]). Doch auch die übrigen Vertrauten ließen es nicht an Theilnahme fehlen. Da Charlotte jetzt wieder ganz auf ihrer Händearbeit angewiesen war, denn alle ihre Hausgenossen waren in den Krieg gezogen, mußte sie suchen zu schaffen. Aber nichts gelang ihr recht; sie plante Allerlei, aber all ihr Mühen war fruchtlos. Ein ganzes Jahr „hat sie mit vergeblichem Suchen verloren". Im Frühjahr 1813 kamen ihr daher wieder Selbstmordsgedanken. Sie hatte Alles jetzt vorbereitet, möglichst unbemerkt aus diesem Leben zu scheiden. Da wurde sie durch einen Zufall, den Besuch einer Freundin, abgehalten zur That zu schreiten. Sie raffte sich nochmals auf und beschloß nach Braunschweig zu gehen, um womöglich einen Theil ihres dort angelegten Vermögens zu retten. Obwohl ihr angesehene Leute dort hilfreich zur Seite standen — war doch Frau von Struve eine Braunschweigerin und hatte dort noch sehr angesehene Verwandte und Freunde — so war doch keine Aussicht dazu vorhanden. Da brach Charlotte in schwerer Krankheit zusammen. Kaum von ihr etwas genesen, wendete sie sich in ihrer Noth an ihren Freund Merle nach Karlshafen und schilderte ihm ihre Lage. Sofort reiste der treue Mann nach Braunschweig, bezahlte die Schulden, welche Charlottens Krankheit verursacht hatte (150 Thaler) und nahm die noch immer elende Frau in Decken verpackt mit nach Karlshafen. Hier, unter der vorsorglichen Pflege von Merle und dessen Frau, erholte sich Charlotte und blieb bis Ende des Jahres 1813 bei diesen Freunden. Dann verließ sie Karlshafen und reiste zu einer Freundin, einer Frau Schottelius, nach Holzminden. In diesem kleinen Städtchen, in dem sie vor nun zwanzig Jahren so oft und so lange sehnsüchtig auf einen Brief Hanstein's gewartet hatte, der das erste Unterpfand zur Wiederherstellung ihrer Ehre vor der Welt enthalten sollte, hier, wo sie jetzt im Stillen noch auf eine Rückkehr Pleßmann's zu ihr hoffte, kam sie auf die Idee, sich an einen anderen Jugendfreund zu wenden und diesen um seine Vermittlung in ihrer Geldangelegenheit zu bitten. Von Holzminden aus schrieb sie am 18. October 1814 an den damals auf dem Wiener Congresse das Königreich Preußen vertretenden Wilhelm von Humboldt den Brief, der ihren Briefwechsel mit dem „unvergessenen und unvergeßlichen" Jugendfreunde eröffnet. Hatte sich Pleßmann des sechzehnjährigen Mädchens, das er nur ein Mal gesehen hatte, lange Zeit liebend erinnert, so durfte Charlotte hoffen, daß sie auch Humboldt, dem sie das durch alle Stürme des Lebens wie einen Talisman hindurchgerettete Stammbuchblatt vorlegen konnte, das ihn an drei glückliche

[1]) Von diesen Papieren ist nach ihrem Tode nichts gefunden worden. Wahrscheinlich liegen aber diese älteren Aufzeichnungen der an Humboldt geschickten Selbstbiographie zu Grunde. Ich glaube annehmen zu sollen, daß dieselbe viel weiter geführt worden ist, als aus den jetzt vorliegenden Briefen Humboldt's hervorgeht.

[2]) Struve wurde nach Petersburg berufen und ging dann als Privatmann nach Altona, von wo er 1813 die Erhebung Norddeutschlands gegen Napoleon aufs Wirksamste vorbereiten half.

Jugendtage erinnern mußte, nicht ganz aus dem Gedächtniß entschwunden sein werde. Und sie hatte sich wahrlich nicht getäuscht! Als sie in der Mitte November den Brief erhielt, der ihr Humboldt's Versicherung brachte, „daß der Mensch dem Menschen nie genug traut," und nun Rath und Hilfe für sie kam, wer will ihr Entzücken und ihre Seligkeit ausmalen? Erst wenn man das Leben Charlottens kennt, wie es hier zum ersten Male erzählt ist, wird man den Inhalt der Worte und das Gewicht derselben vollkommen zu würdigen im Stande sein, die sie in der Einleitung zu den Briefen Humboldt's an sie niedergeschrieben hat, daß ihr ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten geblieben sei, die sie aber doch gesegnet habe, „da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollsten Theilnahme des edelsten Freundes theilhaftig werden."

Man möge mir hier noch eine Bemerkung darüber gestatten, in welcher Weise diese Erzählung des Lebens Charlottens zwei sehr augenfällige Eigenthümlichkeiten im Verfahren Humboldt's gegen seine Freundin aufhellt. Nicht nur mir, sondern fast Allen, welche die Briefe Humboldt's mit Aufmerksamkeit gelesen haben, ist der imperative Ton, mit dem er das Leben Charlottens zu regeln unternimmt, aufgefallen. Es wird von ihr Gehorsam, fast willenlose Unterwerfung auf der einen Seite verlangt, während auf der anderen Humboldt nicht müde wird, seiner Freundin seine unverbrüchliche Liebe und Theilnahme zu versichern und alle Besorgnisse Charlottens in dieser Beziehung zu zerstreuen. Das Eine wie das Andere erscheint jetzt nur zu natürlich. Denn wenn Humboldt, der seit 1814 das Leben Charlottens mindestens so genau kannte, wie wir es jetzt übersehen können, auch nicht wohl zu fürchten hatte, daß seine Schutzbefohlene von Neuem so unvorsichtig handeln werde, wie sie dieses in der Vergangenheit wiederholt gethan hatte, er, der welterfahrene Mann, durfte sich doch nicht verhehlen, daß Charlotte in Folge des phantastischen Zuges ihres Wesens sich, und vielleicht auch ihn, doch noch in unangenehme Verhältnisse werde verwickeln können. Humboldt wollte der Frau, die sich und ihr Schicksal ihm erschlossen hatte, etwas von dem nüchternen, Hohes wie Niedriges mit klarer Verstandesschärfe behandelnden Geiste eingeben, den er, „der Alles konnte, was er wollte", besaß. Darum befahl er Charlotte dieses oder jenes, und gab erst nach und nach die Erlaubniß, daß Charlotte ihren nächsten Angehörigen von dem Briefwechsel mit ihm spreche. Hatte aus der Erzählung ihres Lebens sich ihm die Nothwendigkeit so zu verfahren ergeben, so war er aber auch durch sie darüber aufgeklärt worden, wie eine Frau, die so Furchtbares erfahren hatte und so oft und so schmerzlich getäuscht und hintergangen worden war, zu immer neuen bangen Zweifeln an dem Fortbestehen seiner Freundschaft geführt werden mußte. Diesen entgegenzutreten, das stets unsicher auf- und abwogende Herz Charlottens zu beruhigen, ihm den normalen Pulsschlag wiederzugeben, es durch Arbeit vom Brüten abzuziehen und durch Stärkung des Vertrauens gesunden zu machen, alle diese Heilmittel, die Humboldt sorgsam anwendete, um ein zermartertes Dasein wieder herzustellen, können wir erst jetzt begreifen, wo wir wissen, auf ein wie tief zerrüttetes Leben sie angewendet und, sagen wir es gleich, mit dem besten Erfolge angewendet worden sind.

Humboldt befahl bekanntlich seiner Freundin nach Göttingen von Holzminden überzusiedeln. Er wollte sie in neue Verhältnisse bringen und der Pflege tüchtiger Aerzte, an die er sie empfahl, unterwerfen. Charlotte gehorchte und ließ sich durch Bekannte eine Wohnung in einem Garten vor dem Weender Thore besorgen. Mit neuem Lebensmuthe bezog sie dieselbe im Mai 1815. Jetzt gesundete sie rasch, da die Aerzte sich ihrer sorglich annahmen. Das Beste wird freilich ihre ausgezeichnete Natur und die allgemeine Besserung ihrer Verhältnisse vollbracht haben. Denn nicht nur Humboldt nahm sich ihrer an, der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig überwies ihr einstweilen eine größere Geldsumme und schrieb ihr mehrere eigenhändige Briefe, in denen er versprach, für ihre Zukunft zu sorgen, sobald er aus dem Felde zurückgekehrt sei. Der Ton dieser Briefe, von denen mir einer vorliegt, läßt keinen Zweifel an dem Ernst der Versprechung aufkommen. Charlotte durfte also das Beste für die Zukunft hoffen und freute sich wieder ihres Lebens. Sie nannte das erste in Göttingen verbrachte Jahr das schönste ihres Lebens. Nicht nur, daß sie sich wieder gesund fühlte, ihr Geist nahm jetzt einen höheren Flug. Sie lebte zwar einsam in ihrer Gartenwohnung, aber doch in der besten Gesellschaft. Sie suchte durch gute Lectüre Lücken ihrer Bildung auszufüllen. Sie studirte Herder's „Idee zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", las eifrig Goethe und andere deutsche Classiker. Ihr reger Geist fand an ihnen nicht Genüge. Sie ging auf die classischen Schriftsteller des Alterthums zurück, die sie in guten Uebersetzungen las. Vor Allem scheint sie sich mit Plutarch und Plato beschäftigt zu haben.

So verfloß ihr das erste Göttinger Jahr rasch und angenehm. Welche Anziehung die damals schon fünfundvierzig Jahre alte Frau aber immer noch selbst auf verwöhnte, junge Männer ausübte, dafür läßt sich ein sehr merkwürdiger Beleg aus der Göttinger Zeit anführen.

In das Haus, welches Charlotte vor dem Thore bewohnte, war ein junger, vornehmer Engländer gezogen, der sich auf diese Weise dem Verkehr mit rohen Landsleuten besser entziehen zu können hoffte. Er gehörte der Familie Stapleton an und war der Mündel des englischen Premiers Lord Castlereagh und mit George Canning, dessen Secretär und Biograph ein Stapleton war, verwandt. Der gutmüthige, leichtsinnige Mensch hatte sich wiederholt von seinen Landsleuten zum Spiel und anderen Thorheiten verleiten lassen. Doch hatte er auch bessere Gelegenheiten gefunden, um sein Geld los zu werden. Auf einer Auction kaufte er einmal eine Menge Bücher, die er dann einem armen Studenten schenkte, dessen Lebensglück er dadurch begründete. Ein anderes Mal kam er zu einer Zwangsversteigerung einer dürftigen Familie und kaufte nicht nur deren kleines Haus, sondern auch alles Hausgeräth und schenkte es den alten Besitzern wieder. Dieser junge Mensch begegnete eines Tages Charlotten in der Nähe ihrer Wohnung und strich so nahe an ihr vorüber, daß sie ausweichen und in die Gosse treten mußte und dabei ihr weißes Kleid beschmutzte. Dessen schämte sich doch der wohlerzogene Engländer und ließ sich am folgenden Tage bei ihr melden, um sich zu entschuldigen. Charlotte nahm ihn an und bald war sie die Vertraute seines Herzens. Er beichtete ihr nach und nach, wie er ein ver-

kehrtes Leben in Göttingen führe und von dort fort müsse, wenn es besser werden solle. Charlotte durchschaute die Lage des jungen Menschen ganz klar, faßte sich ein Herz und schrieb an den Vormund desselben, den Lord Castlereagh. Dieser sah die Richtigkeit ihrer Auseinandersetzungen und Gründe ein, antwortete sofort wiederholt verbindlichst, und der junge Mann wurde nach Heidelberg geschickt. Was aus ihm geworden, ist nicht sicher zu ermitteln gewesen.

So angenehm und geistig fördernd das Leben in Göttingen war, es konnte doch nicht von allzu langer Dauer sein. Denn nachdem einmal der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatrebras gefallen war und sein Nachfolger keine Miene machte, die Versprechungen des Vaters einzulösen[1]), mußte Charlotte wieder daran denken, sich ihren Lebensunterhalt wenigstens theilweise durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben. Humboldt konnte sie doch nicht ganz zur Last fallen wollen. Ihr Entschluß, wohin sie sich zu wenden und was sie zu ergreifen habe, wurde wieder durch ihre Casseler Freunde bestimmt. Diese hatten sie wiederholt dringend eingeladen, sie von Göttingen aus zu besuchen. So entschloß sie sich, im Frühjahr 1817 nach Cassel zu vorübergehendem Aufenthalte zu reisen. Aber zu einer Woche, welche sie bei ihrer alten Freundin, der Frau D., zubrachte, kam eine nach der andern, auf Zureden nahm sie dann ein Logis auf Monate und endlich beschloß sie, sich wieder ganz in Cassel niederzulassen. Sie schreibt über diese Wahl: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich mich hier wieder gewöhnen würde; ich fürchtete, Erinnerungen würden mich vielfach ergreifen und zerstören. Aber es geht. Ist es, daß die Zeit eine allmächtige Gewalt übt, oder lernt der Mensch tragen, oder stumpft sich unser Gefühl ab? Wie dem sei, es geht. Und dann hat Cassel für mich Vorzüge, die kein anderer Ort bietet. Ich kenne hier Alles genau; man kann nirgends wohlfeiler leben als hier, zurückgezogen ohne isolirt, beschränkt ohne deshalb gering geschätzt zu sein. Dann die schöne Natur und der Stamm alter, treuer, bewährter Freunde, Lebenserleichterungen, die mir nicht leicht ein anderer Ort so gleichzeitig vereint darbietet. So suche ich meine Neigungen und meine Lage so gut in Harmonie zu bringen, wie es geht. Da habt Ihr mein äußeres Leben! Das innere, wo überhaupt inneres Leben ist, bewegt so Vieles, daß sich davon sehr Vieles oder auch Nichts sagen läßt. Diese vier letzten Jahre waren abermals so gehaltvoll, wie das ganze Leben der meisten Menschen oft nicht ist. Mein Schicksal bleibt nie im gewöhnlichen Geleise, und was an Anderen als eine unbedeutende Erscheinung vorüberzieht, wird für mich zur tief eingreifenden Begebenheit. Die bedeutendsten Verhältnisse entstanden, schöne Hoffnungsstrahlen fielen beleuchtend auf meinen dunkelen Lebenspfad und verschwanden wieder in Nebel und Nacht."

Im weiteren Verlaufe dieses Briefes gedenkt dann Charlotte, ohne einen Namen zu nennen, eines „einzig einzigen Freundes", der ihr den Druck des Lebens erleichtert habe und erwähnt verschiedene Lebenspläne, um dann zu schließen: „So geht über die Täuschung des Lebens das Leben selbst dahin

[1]) Später schickte Charlotte auf den Rath Humboldt's die Briefe Friedrich Wilhelm's an dessen Sohn Karl, der sie verbrannte und auf das Gesuch Charlottens keine Antwort gab.

und das einzig Sichere, das Grab, kommt heran. Daß ich bei aller liebevollen Fürsorge meiner Freunde der Sorge nicht entronnen bin, darf ich wohl hinzusetzen; ich wünschte, daß es nicht so wäre. Das Arbeiten für ein Leben, das wie eine schwere schicksalsvolle Kette stets auf mir lag, hat so wenig Reiz für mich, meiner inneren Natur widerstrebt dieser Zwang. Allein ich muß noch sehen und erwarten, was Gott will."

Charlotte hat noch lange Jahre, fast dreißig Jahre lang, ihres Lebens Bürde getragen. Denn erst am 16. Juli 1846 hat ihr Herz zu schlagen aufgehört.

Ich werde meinen Lebensbericht über diese Zeit kurz fassen dürfen. Denn für einen Theil derselben, bis zum Tode Wilhelms von Humboldt (14. April 1835), liegt in Humboldt's Briefen das Leben Charlottens mittelbar vor. Dasselbe war jetzt auch ein verhältnißmäßig ruhiges und einförmiges geworden. Wäre das Köstlichste des menschlichen Daseins Mühe und Arbeit, dann würden wir Charlottens Leben von jetzt an nur zu preisen haben. Denn sie hat noch viel arbeiten müssen. Aber es lohnte sich jetzt doch auch besser. Sie erwarb sich nach und nach eine große Geschicklichkeit im Blumenmachen, so daß ihre nach natürlichen Vorlagen, Geranien, Rosen u. s. w., gearbeiteten Ballguirlanden selbst auf den Hoffesten in St. Petersburg Aufsehen erregten und den Pariser Blumen vollkommen gleich gestellt wurden. Schon im Winter 1817 konnte sie sich ein Mädchen, später mehrere, zur Hilfe nehmen und daran denken, ihre Producte, die bisher unter der Hand verkauft worden waren, nun an Kaufleute abzusetzen und ein ordentliches Geschäft zu gründen. Leider war aber wenig Geschäftsgeist in ihr. Sie dachte zu nobel den Verkäufern ihrer Waare gegenüber, ängstigte sich darüber, ob diese nicht durch sie geschädigt würden und forderte daher zu wenig für ihre Arbeiten. Aber trotz alledem hat sie, nach einer gelegentlichen Angabe, doch allmälig an 8000 Thaler aus verkauften Blumen eingenommen. Freilich genügte das nicht, ihr Leben zu erhalten und die Schulden, ungefähr 600 Thaler, die sie zu verschiedenen Zeiten hatte machen müssen, vollständig abzutragen. Das Höchste, das sie aus dieser Erwerbsquelle, der Humboldt noch bis zu seinem Tode jährlich hundert Thaler und ausnahmsweise auch noch extraordinäre Zuschüsse in der zartesten Weise hinzufügte, für sich verwendete, war die Ausgabe für eine ihren Neigungen und Wünschen ganz entsprechende Wohnung. Sie hat Jahre lang im sog. Keil'schen Garten, vor dem Holländischen Thore ein Gartenhaus bewohnt; später, als dieser Garten bebaut wurde, in einem andern vor dem Wilhelmshöher Thore, an der heutigen Ulmenstraße. Hier zog sie Blumen und feine Gemüse, welche sie verschenkte. Sie fand dabei die nöthige körperliche Bewegung neben ihrer Arbeit, die sie zum Sitzen nöthigte, und erfreute sich der ländlichen Ruhe und Einsamkeit, der ihr Gemüth zur Einkehr in sich immer mehr bedurfte. Da sie an dem Umgang mit ihren alten Freunden genug für ihr liebebedürftiges Herz hatte, suchte sie ihren Verkehr nicht zu erweitern, wußte sich vielmehr gegen neue Bekanntschaften abzuschließen. Zu ihren vertrauten Freunden gehörte damals der bei den Casselern noch heute unvergessene edle Oberbürgermeister Schomburg († 1840), um nur Einen zu nennen. Wiederholt klagt die Frau, die ihren Besuchern nichts als ihre Unterhaltung zu bieten im Stande war, in ihren Briefen

darüber, daß sie sich kaum ihrer Gäste und der durch sie herbeigeführten Störungen in ihrem Arbeiten erwehren könne. Es ist die Summe ihres Lebens, das sie in Cassel bis zu ihrem Tode führte, was sie schon 1818 in folgenden Zeilen an ihre Schwester zusammenfaßt: „Ich genieße überall, wo ich lebe, das Glück geliebt zu sein, und habe die Erfahrung gemacht, daß äußeres Glück oder Unglück, Reichthum oder Armuth es nicht ist, was uns geliebt oder geehrt macht, sondern wir selbst es sind. Aus den vielen Ressourcen in mir, woraus, wie Du meinst, Sorgenlosigkeit und Unabhängigkeit zu schöpfen sei, schöpfe ich leider keine Sorgenlosigkeit, sondern nur sorgenvolles Brot, auf welches größtentheils die Thränen fallen, wennschon ich gewöhnlich bis Mitternacht arbeite. Meine Freunde beurtheilen mich darin richtiger; ich klage ihnen übrigens so wenig wie Dir vor, und jede Erleichterung des Lebens, die mir wird, ist freie Handlung ihres Charakters, ihres zum Theil himmlischen Gemüthes. Ohne Freunde wäre ich schon lange zu Grunde gegangen. Denn es ist ganz unmöglich, das sagt Jeder, der es versucht hat, daß ein feines nicht zum Handwerk und unter Handwerkern erzogenes Frauenzimmer sich alle Lebensbedürfnisse erwirbt."

Einige besondere Lichtpunkte hat das einsame Leben Charlottens in dieser Zeit jedoch auch gehabt. Noch im Jahre 1818 konnte sie daran denken, eine Reise nach Süddeutschland zu machen. Hierbei suchte sie in Hanau alte Freunde aus Cassel, eine Familie R., auf und sah in Frankfurt ihren wiedergewonnenen Freund W. von Humboldt. In Karlsruhe besuchte sie ihren alten Gönner und Beschützer Ewald und traf in Stuttgart mit Frau von Struve zusammen. Leider besitzen wir über diese Begegnungen keine brieflichen Nachrichten Charlottens, die für die ersten Jahre ihres Casseler Aufenthalts überhaupt verstummen. Daß ihr Wiedersehen mit Humboldt aber ein beiderseitig nur erfreuliches war, dürfen wir aus der Thatsache mit Sicherheit erschließen, daß Humboldt, sobald er sich aus allen Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, den regelmäßigen Briefwechsel mit seiner Freundin begann, der ihren Namen zuerst in weitere Kreise getragen und ihr ein unvergängliches Andenken erworben hat.

Zweihundert und zwei Briefe, von denen aber nur 153, und ein Theil von diesen nur sehr gekürzt, zum Abdruck gekommen sind, hat Humboldt bis zur vollkommenen Erschöpfung seiner Kräfte an seine Freundin geschrieben. Man kann sich keine größere, rührendere Treue denken, als Humboldt hierbei entwickelte. Damit Charlotte die Briefe lesen könne, gewöhnte er sich das Schreiben mit lateinischen Lettern an, damit er die Feder sicherer führe, klammerte er seine Beine an die Füße seines Schreibtisches, um dem zitternden Körper einen festeren Halt zu geben.

Merkwürdig ist dabei, wie er die Existenz dieses Briefwechsels und dessen Inhalt nicht nur vor seinen Angehörigen, sondern selbst vor seinem Privatsecretär vollkommen geheim hielt! Der Secretär durfte dabei nicht einmal die Adressen der Briefe schreiben. Humboldt hatte sich, wahrscheinlich von einem Lehrer aus der Nähe Tegels, Couverte mit der Adresse Charlottens beschreiben lassen und in diesen Couverten, welche er immer vorräthig hatte und auf seinen großen Reisen mit sich führte, verschickte er seine Schreiben an seine Freundin. Es muß für Humboldt ein großer Reiz in dem Geheimhalten dieser Correspon-

denz gelegen haben; ein Reiz, der so groß für ihn war, daß er das Geheimniß über seinen Tod hinaus ausgedehnt sehen wollte. Denn nur daraus vermag ich zu erklären, daß er, als er seinen Tod herannahen fühlte, nicht durch ein Legat an die Sicherstellung seiner Freundin gedacht hat. Er sowohl als Charlotte hatten geglaubt, daß sie vor ihm sterben werde, und Humboldt mochte wohl die Angst und Sorge seiner Freundin nicht noch vergrößern, indem er ihr Anordnungen für seinen Tod mittheilte. Aber Humboldt hätte doch auch ohne eine derartige Mittheilung für seine Schutzbefohlene in seinem letzten Willen sorgen können. Vielleicht hat er das nicht gethan, um den Seinigen Charlotte nicht in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen. Die Art, wie er vor seinem Tode seine nächsten Angehörigen das Sterbezimmer verlassen ließ, um an Karl Schulz die Anzeige von seiner Erkrankung für Charlotte zu dictiren, macht es mir wahrscheinlich, daß er ihr nur, um sein Verhältniß ganz im Dunkeln zu halten, nichts vermacht hat.

Wer will deshalb mit dem großen Manne rechten? Aber für Charlotte hat er auf diese Weise nicht wohl gesorgt. Hätte sie durch ihrer Hände Arbeit sich etwas zu ersparen vermocht, so würde sie wohl ihrem Greisenalter ruhiger haben entgegen sehen können; das war aber nicht möglich. Schwere Krankheitsanfälle hatten ihr ein gleichmäßiges, ununterbrochenes Arbeiten unmöglich gemacht. Sie sah sich deshalb nach dem Tode ihres Freundes drückenden Sorgen ausgesetzt. Um diese zu mildern und bei Charlotten den Schein zu erwecken, als habe Humboldt noch über seinen Tod hinaus für sie gesorgt, traten einige ihrer nächsten Freundinnen, an deren Spitze die schon genannte Frau Generalconsul Therese von Bacheracht, geborene von Struve, stand, zusammen und ließen ihr anonym eine regelmäßige Unterstützung zukommen. Aber alle diese Freundinnen waren nicht wohlhabend, und Charlotte bemerkte gar bald die fromme Täuschung. Sie vermochte sich nicht dabei zu beruhigen, und das um so weniger, als sie doch bei vollkommener Arbeitsunfähigkeit nicht ganz davon leben konnte. Auch ihre Schwestern, welche sie gelegentlich unterstützt hatten, so weit das ihre beschränkten Mittel erlaubten, konnten nicht durchgreifend helfen. Und alles, was mit Geld zusammenhing, schlug bei dieser Frau fehl. Sie hatte sich auf dem Casseler Friedhof für dreißig Thaler eine Stätte erworben, an der sie ruhen wollte, und sich mit hundert Thalern in eine Begräbnißkasse eingekauft, welche die Kosten ihres Leichenbegängnisses bestreiten sollte. Siehe da, es wurde der Todtenhof geschlossen, auf dem sie bestattet sein wollte, und die Sterbecasse machte Bankerott, so daß Charlotte auch diese mühsam ersparten Summen verlor.

Da faßte die Frau den Entschluß, die Briefe Wilhelms von Humboldt, welche ihr so viel Labsal gebracht hatten und jetzt fast ihren einzigen werthvollen Besitz bildeten, an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu senden und diesen ihr als hochherzigen Menschenfreund geschilderten Monarchen um eine Pension zu bitten. Dies geschah am 28. November 1843. Längere Zeit erhielt sie keine Antwort auf ihr Gesuch. Sie wendete sich deshalb am 27. März 1844 an die Königin Elisabeth und erhielt nun unter dem 6. April eine gnädige Antwort der Königin, in der diese die Verzögerung der Antwort mit ihrer

Krankheit erklärte und Charlotten mittheilte, daß der König ihr die erbetene Summe von 300 Thaler in Gold anbei übersende.

Jetzt erst fühlte sich Charlotte ganz geborgen und konnte ihrem Ende beruhigt entgegen sehen. — Die Zahl ihrer Casseler Freunde hatte sich unterdessen auch gelichtet. Aber Kinder und Kindeskinder von ihnen umgaben und unterstützten jetzt die Greisin, deren tiefste Herzensangelegenheit fortan die Ordnung ihrer Papiere, vor Allem die Herausgabe der Briefe W. von Humboldt's bildete. Sie hatte diesen ihren Schatz ursprünglich ihrer Freundin Therese von Bacheracht, mit der sie Jahre lang in ununterbrochenem Briefwechsel gestanden, bestimmt. Aber die Richtung, welche Therese als Schriftstellerin, und seit 1841 als Verehrerin und Freundin Karl Gutzkow's[1]) genommen hatte, sagte ihr nicht zu, und so entstand in den letzten Lebensjahren eine Spannung zwischen beiden Frauen, welche auf die verschiedenen Aeußerungen Gutzkow's über Charlotte nicht ohne Einfluß geblieben ist. Charlotte wendete sich deshalb kurz vor ihrem Tode direct an A. von Humboldt und bat ihn, sich der Veröffentlichung der Briefe seines Bruders, so wie sie dieselben redigirt hatte, zu unterziehen, die aus dem Verkaufe des Manuscriptes gelöste Summe aber an Therese von Bacheracht zu geben. Nach einigem Schwanken erklärte sich der große Gelehrte zu diesem Dienste bereit. Aber sein zweiter Brief traf schon Charlotte nicht mehr am Leben, so daß erst ihre Casseler Freundinnen D., denen Charlotte das Wenige, das noch zu verschenken war, als Andenken hinterlassen hatte, diesen letzten Willen Charlottens ausführen konnten[2]).

An einem Julitage des Jahres 1846 war Charlotte unglücklich in ihrem Zimmer gefallen. Sie war auf den Saum ihres Kleides getreten. An den Folgen dieses Sturzes ist sie in der Nacht vom 16. Juli gestorben. Ihre Freunde haben sie ehrenvoll begraben. Sie ruht auf dem neuen Friedhofe zu Cassel in dem Erbbegräbnisse ihrer Freundinnen.

Um ein altes, verwittertes Kirchlein eines niederhessischen Walddorfs lag noch vor einem Menschenalter der Friedhof der kleinen Gemeinde. Einfache Holzkreuze, mit entblätterten Buchsbaumkränzen behangen, und einige wenige sich schon senkende Leichensteine trugen die Namen der hier ruhenden, sonst namenlos Geschiedenen. Aber auch Rosen, Schwertlilien, Nachtviolen, Goldlack, Agleien und was sonst für Blumen die kleinen Gärten der Bauern hergeben, standen auf den flachen Grabhügeln und kämpften mit Nesseln und anderem üppig wuchernden Unkraut um ihr Dasein.

Da kam die neue Zeit; ein neuer Friedhof vor dem Dorfe wurde angelegt, der alte eingeebnet, mit Gras besäet und dem Schulmeister des Ortes zur Benutzung überwiesen. Einige Jahre waren seitdem vergangen, als ich an einem

---

[1]) Siehe hierüber vor Allem Karl Frenzel in Westermann's illustrirten Monatsheften Bd. 46, S. 21.

[2]) Vergleiche den Brief A. von Humboldt's an Varnhagen von Ense, dessen Ton wenig zu dem an Charlotte gerichteten stimmt, in der bekannten Sammlung Nr. 133, und K. Gutzkow, Rückblick auf mein Leben, S. 265, und Deutsche Revue, I, S. 127.

Abend des Frühsommers den Lehrer des Dorfes mit einem Bündel Stäbe unter dem Arm mitten durch das hohe Gras schreiten sah. Nachdem er, an einem bestimmten Punkte angekommen, die reifen Grashalme auseinandergebogen hatte, steckte er seine Stäbe in einem kleinen Kreise in die Erde. „Was soll das?“ fragte ich ihn. — „Wissen Sie nicht mehr,“ entgegnete er, „daß hier das Grab der schönen Tochter des alten Pfarrers mit dem großen Rosenbusche darauf lag? Als sie den Friedhof einebneten, rissen sie auch diesen aus, und mehrere Jahre schien er eingegangen zu sein. Da sah ich dieses Frühjahr, daß ein neuer Schoß aus der Erde sich hob. Morgen soll hier das Gras gemäht werden; da will ich diesen Schoß vor den Sensen schützen.“

Abermals waren einige Jahre vergangen, als mein Auge von Neuem über den Friedhof schweifte. Es war wieder Sommer, und siehe! ein großer dunkelgrüner Rosenstrauch, aus dem ungezählte weiße Rosen hervorleuchteten, bedeckte einsam die Grabstelle.

Manches Mal habe ich, während ich diese Zeilen niederschrieb, jenes braven Schulmeisters gedacht und gewünscht, daß ein ähnlicher Erfolg in den Herzen meiner Leser aus dem hier erneuerten Andenken an die schöne und hochbegabte, schwergeprüfte und reich gesegnete Pfarrerstochter aus Lüdenhausen erblühen möge.

Delos.

Von

Professor **G. Hirschfeld.**

Je näher wir dem griechischen Alterthum besonders durch locale Untersuchungen treten, je mehr unmittelbare Zeugnisse für sein tägliches Treiben, seine allmälige Entwickelung der freigebig gewordene Boden uns schenkt, je mehr Detailfragen beantwortet werden, desto bestimmter werden unsere Begriffe, desto höher steigt unsere Bewunderung und Verehrung, weil wir den langen mühevollen Weg nun besser sehen, der auch dort erst zur Vollendung geführt hat.

Die Stelle, welche ich heute ins Auge fasse, ist in mehrfacher Beziehung auch für uns bedeutungsvoll: ist doch die Untersuchung derselben, wie so zahlreicher anderer zunächst wohl angeregt worden durch die erste große derartige Friedensunternehmung des Deutschen Reiches, die Ausgrabungen zu Olympia. Nie zuvor war eine solche Unternehmung so bedeutenden Maßstabes und zugleich so ganz uneigennützigen Charakters durchgeführt worden.

Ein guter Wetteifer war es, welcher nun eine Reihe der civilisirten Nationen auf dasselbe Feld trieb, Engländer, Griechen, Amerikaner, besonders aber Franzosen, die in geräuschloser Arbeit seit sechs bis sieben Jahren von mehreren classischen Punkten der griechischen Welt der Wissenschaft ein Material von ganz außerordentlichem Inhalt und Umfang zugeführt haben. Das ist eine Rivalität, deren wir uns freuen dürfen, auf einem Gebiete, auf dem auch der Wettstreit ein versöhnliches Band zu bilden berufen ist. —

Wie ein Festsaal der Menschheit erscheint uns im verklärenden Glanz der Vergangenheit das ganze leuchtende, inselbelebte ägäische Meer; vor Allem im Süden drängen sich die Erinnerungsstätten eng zusammen; wo das griechische und das kleinasiatische Gestade am meisten sich nähern, da durchschwärmen gleichsam die Fluth ganze Scharen von Inseln, nirgends verliert da der Schiffer den Ausgangspunkt aus dem Auge und nirgends den Zielpunkt; immer aufs Neue hebt aus blauen Wogen sich ein Eiland um das andere empor, kahl, mit weißen und gelblichen Felsen, eigenwillig, aber klar und bestimmt im Umriß, oft wie von Künstlerhand absichtsvoll geformt, bald gedehnt, bald rundlich, bald auch zerrissen, wie vom Sturme verweht, sie alle Träger von Namen, die uns von

Jugend an befreundeter fast als die heimischen sind; und wir sollen das gutheißen: denn hier zuerst hat die Menschheit in heißem Kampf um ihre Ideale gerungen und in ihrem Siege allen späteren Geschlechtern ein unerschöpfliches Erbgut gelassen; sie müssen es nur auch nützen wollen.

Inmitten dieser Welt von Inseln, beinahe inmitten zugleich zwischen Griechenland, Kleinasien und Kreta liegt fast die kleinste Aller, die überhaupt noch einen eigenen Namen führt, und zwar einen der berühmtesten, das ist Delos, die Insel Apollo's. Dahin will ich jetzt den Leser führen; — aber nicht das leblose, verödete, ruinenbedeckte Eiland will ich zeigen, sondern, soweit es die treue Forschung der französischen Gelehrten in der jüngsten Zeit gestattet, im Glanz seines alten Lebens, und nicht zum Wenigsten will ich die Ursachen seiner die Zeit überdauernden Glorie dadurch anzudeuten suchen, daß ich auf die Einzelheiten, die unermüdliche Sorgfalt und die Solidität seiner Verwaltung eingehe, kurz auf jene Treue im Kleinsten, welche überall die sicherste Gewähr dauernden Erfolges ist.

Wie wir so oft auf griechischem Boden erfahren, so steht auch bei Delos die wirkliche Ausdehnung in keinem Verhältniß zum Eindruck des Namens und zur Größe des Ruhmes; ich vergleiche allgemeiner Bekanntes: die Entfernung vom Oranienburger Thor zu Berlin bis zum Kreuzberg gibt die Länge — 4500 Meter —, die Straße „Unter den Linden" etwa die größeste Breite — 1250 Meter — der Felsenrippe, welche den Namen Delos führt. Eine schmale Erhebung ist es, deren höchste Spitze von etwa 110 Metern sich an die Mitte des Ostrandes drängt, der Kynthosberg, auf dem Zeus und Athene verehrt wurden; — vor diesem in kleiner Ebene an Meer und Hafen dehnte sich Stadt und Feststätte aus; beide, Berg und Ebene, trennt ein schmal eingerissenes, nordwärts gerichtetes, oft trockenes Rinnsal, der sagenberühmte Inopos. Von der Höhe des Berges schweift der Blick über einen schmalen Meeresarm hinüber zur zerrissenen Insel Rheneia, der profanen Heimath der Delier, — denn nur hier durften ihre Frauen gebären, ihre Todten bestattet werden —, weiter hinaus gegen Westen steigt Insel an Insel empor, Syra und Gyaros, das zerklüftete Tenos im Norden, im Osten der Granitblock von Mykonos, südöstlich das breit hingelagerte Naxos, ein Sitz uralter Kunstübung, neben ihm Paros, die Marmorinsel, in weiterer Ferne taucht Jos auf, Seriphos und Siphnos. So stellt sich Delos gleich dem Blicke als wirklicher, nicht bloß idealer Mittelpunkt dieser Inselwelt dar.

Kaum eine Stätte hat so lediglich im Alterthum gelebt und ist mit ihm zu Grunde gegangen wie Delos: im unheimlich umschlossenen Felsenkessel von Delphi wohnt ein neues Geschlecht; auf der Ebene des olympischen Zeus ist dem Haupttempel ganz nahe eine byzantinische Kirche gerückt. Auf Delos ist nichts dergleichen zu finden; öde und todt liegt die Stätte seit den Tagen Julian's; aber im Alterthum war es ein lebendiges Glied, dem jede Schwingung hellenischer Geschichte und Cultur sich unmittelbar mittheilte, ein verkleinertes Spiegelbild der alten griechischen Welt.

Freilich benimmt uns eine immer genauere Kenntniß allmälig den Irrthum, als sei das, was wir die Blüthe Griechenlands nennen, ein der Zeit und dem Inhalt nach einheitlicher Zustand; das war keineswegs der Fall; Eines

löste gleichsam das Andere ab: der atheniſchen Blüthe haben reiche vorhergehende zum Opfer fallen müſſen, wie ſie ſelber ſpäteren; Olympia hat ſeine ſchönſten und beſten Tage im fünften und vierten Jahrhundert und dann wieder im Beginn der Kaiſerzeit geſehen; Dodona's beſcheidener Glanz erblich ſchon im dritten Jahrhundert; ſo hat auch Delos' Blüthe geſchwankt, iſt gewachſen, geſunken und wieder emporgewachſen. Das erſte geglaubte Factum, mit welchem die Inſel in das Licht der Geſchichte tritt und das ihr den bleibenden Stempel aufgedrückt, iſt die Geburt Apollo's und ſeiner Schweſter; der Ausdruck dieſes Glaubens iſt die Verehrung des Gottes gerade hier, und die Feier von Spielen, welche die Jonier Kleinaſiens, die zeitlichen und räumlichen Vorpoſten griechiſcher Geſittung und Bildung, verſammelte. Aber der helleniſche Gott und ſeine Schweſter ſtießen hier auf noch ältere Gottheiten, wie der griechiſche Schiffer, der dieſe Meere durchfuhr, hier ſo vielfach auf Spuren früherer orientaliſcher Culturen ſtieß. Ein Paar orientaliſcher Gottheiten, eine männliche und weibliche iſt anſcheinend auch auf Delos durch das griechiſche Geſchwiſterpaar abgelöſt worden, aber doch nicht ſo, daß nicht auch die ſpätere Zeit den gleichſam interreligiöſen Charakter des Eilands anerkannt hätte; ſo hält noch des Darius Feldherr Datis den deliſchen Gott auch ſeinerſeits für einen verehrungswürdigen, den er ſcheut und durch Geſchenke ehrt; ſo ward das Orakel vielleicht auch noch ſpäter hier verkündet im Namen eines anderen Gottes, des Herakles, des Melkarth von Tyros; und noch im Beginn unſerer Zeitrechnung findet ein ſyriſches Götterpaar hier wieder gaſtliche Aufnahme und neue Verehrung.

Eine einfache Grotte nahe der Höhe des Kynthos, auf welche menſchliche Kunſt nur ein rohes Dach gethürmt, ſcheint die Behauſung auch des älteſten griechiſchen Gottes geweſen zu ſein. An einem Aprilmorgen, ſo ſagt man, fällt ein Strahl der eben aufgehenden Sonne in die öſtliche Oeffnung und erfüllt ſie auf einen Schlag ganz mit Licht, — im Frühling kam — ſo ward erzählt, Apollo von Oſten, aus Lykien zurück, und ſo ſtehen wir hier vielleicht einmal noch vor dem uralten engen Naturzuſammenhange des völlig perſönlich gewordenen griechiſchen Gottes.

Das Feſt zu Ehren Apollo's beſchreibt beredt ein alter Hymnus, der unter dem Namen Homer's geht:

„Aber an Delos, o Phoebos, erfreut ſich dein Herz doch am meiſten,
wo die Joniſchen Männer in langem Gewand ſich verſammeln,
mit ihren Kindern zugleich und mit den züchtigen Frauen
wetteifernd dir zur Freude in Fauſtkampf, Tanz und Geſange.
Ja unſterblich und ewig jugendlich mag ſie vermeinen,
wer dort ankehrt, wenn ſich die Jonier zum Feſte verſammeln,
denn voll Anmuth fänd' er ſie Alle und labte die Sinne,
wenn er die Männer beſchaut und die ſchön gegürteten Frauen
und die ſchnellen Schiffe mit reicher Habe beladen."

So iſt auch hier ſchon die ſo häufige und natürliche Verbindung eines Feſtes mit einer Meſſe angedeutet, wozu Delos durch ſeine centrale Lage vor Allen geeignet war, eine Lage, welche für die Weltſtellung ſo wichtig war, wie die Kleinheit, welche eiferſüchtigen Regungen Anderer ſo wenig Anhalt bot. Nur

was unbegehrt war, oder gescheut ward wie Delphi, oder durch künstliche Mittel unschädlich gemacht wie Elis und mit ihm Olympia, konnte auch im Alterthum auf friedlichem Wege zu dauerndem Ansehn, zu bleibendem Glanze gelangen.

In jener alten Zeit brachte die Bildkunst der Griechen dem großen delischen Gotte fromm und ernst ihre ersten kindlichen Versuche dar, gleichsam die Erstlinge eines Erntesegens, der unermeßlich werden sollte. Nicht wenige, besonders weibliche Statuen höchst alterthümlicher Art in sorgsamer Bekleidung und steifer Haltung, die aber schon eine allmälige Entwicklung erkennen lassen, haben die Forschung der französischen Gelehrten besonders belohnt. Später sind diese uns so werthvollen Gestalten den Griechen offenbar zu kindlich erschienen, sie wurden zum Theil wie auf einen Kehrichthaufen zusammengeworfen, wo sie als Unterlage für jüngere Bauten gedient haben. Inschriften weisen dieselben theilweise in das siebente Jahrhundert v. Chr.; sie bestätigen auch für jene älteste Zeit eine nahe Verbindung der Insel mit den umliegenden Inseln und mit dem griechischen Osten. Eine dieser Statuen bietet aber zugleich eine unerhörte, ja nie geahnte Bereicherung unserer Kenntniß der ältesten Kunst. Wohl erzählte uns die Tradition von uralten Künstlern von Chios, welche die Marmorbildnerei erst begonnen, auch für Delos Werke gearbeitet, und zuerst von Allen die Siegesgöttin geflügelt gebildet hätten; aber daß gerade dies Werk mit den Namen jener Bildner bezeichnet uns jemals wiedergeschenkt werden würde, war nicht zu hoffen, gehört zu jenen großartigen Funden, welche auf diesem Gebiete unsere Zeit in glückliche Rivalität zu den schönsten der Renaissance setzen. Die mit Flügeln an Rücken, Schultern und Füßen reich ausgestattete Figur in alterthümlicher Gestalt, Kopf und Oberkörper en face gebildet, den Untertheil im Profil, kniet anscheinend auf der Basis, ein ungeschickter Ausdruck sehr heftiger eilender Bewegung, wie ihn die älteste Kunst z. B. auch auf den Münzen des persischen Großherrn gebraucht hat, der so mit Pfeil und Bogen durch sein weites Reich eilend dargestellt wird. Die Formengebung im Nackten und Gewandeten ist hart, das selbst gegebene Gesetz der Symmetrie, durch welches die griechische Kunst sich selber so lange vor Entartung bewahrt hat, wirkt noch rein äußerlich, und wird wie ein Zwang empfunden; noch verunstaltet das Antlitz jenes insipide alterthümliche Lächeln, wie es die emporgezogenen Mundwinkel mit sich bringen; ein Motiv, das doch nur als Andeutung der Lebensfähigkeit gemeint ist. Dennoch treten wir vor dies Werk mit der pietätvollen Verehrung, mit welcher wir die Regungen des siegreichen Genius bis in seine Kindheit zu verfolgen lieben.

Alle diese Statuen und ihr Fundort lassen schon eine Verehrung des Gottes unterhalb des Berges, in der kleinen Ebene am Meere voraussetzen; aber die weitere Gestaltung blieb auch hier zunächst den Athenern vorbehalten, den Joniern des Westens, welche die Insel ergriffen, als die Jonier des Ostens, von langer Blüthe ermattet, den Persern verfielen und dem Mutterlande entfremdet wurden. Vom dritten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts an bis zum Anfang der Diadochenzeit, etwa anderthalb Jahrhunderte hindurch, haben die Athener mit kurzer Unterbrechung das Eiland besessen und durch ihre Beamten verwalten lassen. Nun ward Delos für eine Zeit der religiöse Mittelpunkt eines neuen

Staatenbundes, dessen politisches Centrum Athen war, und der darnach der delisch-attische genannt ist. Auch nach Verlegung des Bundesschatzes nach Athen — um die Mitte des fünften Jahrhunderts — blieb Delos in attischem Besitz. Schon früher einmal hatte der athenische Tyrann Pisistratos, der ebenfalls die Hand auf Delos gelegt, durch Entfernung der Gräber die Insel ganz des profanen Charakters entkleiden wollen — Phöbus durfte niemals einen Todten sehen. Jetzt gingen die Athener, vielleicht in einer eifersüchtigen Regung, noch weiter, weder geboren noch bestattet werden sollten Delier auf ihrem Eiland, sondern nur auf dem benachbarten Rheneia; ja, die Bewohner wurden für eine kurze Zeit ganz aus ihrer Heimath vertrieben. Den Festspielen aber, welche zu Ehren des Gottes alle vier Jahre, jedesmal im dritten olympischen Jahre stattfanden, widmeten die Athener einen besonderen Eifer: noch spät erinnerte man sich des beispiellos glänzenden Aufzuges und der königlichen Geschenke des Atheners Nikias, des gottesfürchtigen Mannes, dessen Berühmtheit dann durch den sicilischen Feldzug zu einer so traurigen werden sollte.

Damals gegen Ende des fünften oder am Beginn des vierten Jahrhunderts ward wohl — etwa hundert Meilen östlich vom Hafenrande ein neuer Tempel des Gottes errichtet, ein stattlicher dorischer Bau in Marmor, mit sechs Säulen an den Fronten, dreizehn an den langen Seiten, an Umfang (29,49 : 13,55) und Erscheinung etwa dem schönen Tempel zu Athen gleich, welcher den Namen des Theseion führt. Noch jetzt lehren die Reste, daß dieser Tempel nie ganz vollendet wurde; noch tragen die Säulenschäfte den Mantel, ihre Canneluren sind nur oben und unten angelegt; sind auch sie, so fragen wir, ein handgreifliches Zeugniß dafür, daß Athen's Stern im vierten Jahrhundert ins Sinken kam, ohne je wieder sich erheben zu können? Auch sind die Metopen nur glatt und die Giebel entbehrten des Schmuckes; im Sinne des Alterthums lag es im Ganzen nicht, an solchen Dingen zu rühren, wenn einmal der Zusammenhang unterbrochen war. Der spätere Aufschwung des Eilands ist der äußeren Ausstattung dieses Tempels nicht zu Gute gekommen. Glücklicher war ein unmittelbar daran stoßender Bau, ein Tempel, man weiß nicht welcher der Gottheiten, die auf dem gastlichen Grunde Apollos noch eine Heimstätte gefunden hatten. Hoch oben auf den Giebelspitzen dieses Baues, nicht im Giebelfelde, standen reich bewegte Gruppen schöner Kunst, welche großentheils erhalten sind; der luftigen Stelle entspricht die Darstellung: geflügelte Gestalten haben andere entrafft, um mit ihnen zu enteilen, ängstlich flüchten nach beiden Seiten deren Genossen: einmal ist es Eos mit dem todten Sohne Kephalos im Arm, das andere Mal Boreas, der die Oreithyia raubt, eine Sage, die deutlich auf Athen hinweist, wo sie heimisch war. Aber die künstlerische Gestaltung ist da anscheinend noch nicht durch die specifisch attische Kunst — Phidias und die Seinen, die bald alle Strömungen in sich aufnehmen sollte — beeinflußt worden, sondern durch die großen Maler des fünften Jahrhunderts.

Eine so hohe Meinung von Athen's Thätigkeit auf dem Boden von Delos wir durch diese Reste gewinnen, so scheint doch die systematische, abschließende Gestaltung zu einem großen Festplatze erst der folgenden, der sogen. makedonischen Periode vorbehalten gewesen zu sein. Auch diese Periode umfaßte

wieder etwa anderthalb Jahrhunderte — bis zur Annectirung Griechenlands durch die Römer —. Delos war unter eigener Verwaltung und frei, nur daß es von selber eine Anlehnung an die Mächtigen dieser Epoche suchte; aber auch diese kamen dem wichtigen Eiland, das zum Mittelpunkte eines Inselbundes wurde, entgegen: keine unter ihnen eifriger als die ägyptischen Ptolemäer, die als Protectoren der Insel gelten können, so lange sie seemächtig waren. Damals fügte man den altfeierlichen Spielen zu Delos Ptolemäische Spiele hinzu. Mit den Aegyptern wetteiferten dann die Seleukiden und die makedonischen Herrscher in der Huldigung und werkthätigen Verehrung des delischen Gottes; — alle die in griechischen Ländern mächtig waren oder gern mächtig werden wollten, erinnern hier an sich durch Weihgeschenke, — leise und allmälig mischen auch die vordringenden Römer sich unter die Darbringenden. —

In einer Zeit, in welcher die Burg von Athen in ihrem Denkmälerbestande im Ganzen abgeschlossen, in welcher der eigentlich heilige Bezirk zu Olympia so gut wie fertig war, ist erst die delische heilige Stätte im Großen und Kleinen gestaltet worden: aus den Inschriften taucht eine Fülle einzelner Anlagen auf: außer dem Tempel Apollos, andere seiner Mutter und Schwester, ein Letoon und ein Artemision; der Tempel, „wo die sieben" (d. i. Bildwerke), wie ein vierter genannt wird, ein Heiligthum der Eileithyia, der Aphrodite; Häuser der Delier, Naxier, Andrier werden erwähnt, die wohl mit den Schatzhäusern einzelner Städte zu Olympia und Delphi zu vergleichen sind. Dieses Bild beleben erst die gefundenen Reste; völlig umdrängt war der Tempel von andern Bauten, Tempeln und Hallen; Propyläen führten, wie es scheint vom Hafen her in den für das Alterthum ungeheuren Complex, der bei etwa 500 Metern Länge 150—200 breit war. Zwischen den Bauten leiteten Straßen von dichten Statuenreihen gesäumt zum Tempel des Gottes. Im Norden stieß ein Markt daran — denn die Messe blieb ja hier immer ein wichtiges Element, — und an diesen der „heilige See", ein künstliches Becken aus Canälen gespeist, der in seiner ganzen Anlage an viel ältere Zeit und Cultur erinnerte. Im Osten und Westen begrenzten den Bezirk Hallen. Nur von der großen Doppelhalle im Westen, über dem Hafen wissen wir mit Bestimmtheit — was auch für andere Anlagen vorausgesetzt werden muß, daß sie der Munificenz eines Herrschers und zwar des letzten makedonischen Philipp (220—179) verdankt wird. Raum und Bauten füllten sich mit Weihgeschenken von unerhörter Zahl und Pracht; die ausführlichen Inventare, auf große Marmorplatten geschrieben, gestatten uns noch heute unter ihnen zu wandeln, wie im Alterthum. Auch da die Römer um die Mitte des zweiten Jahrhunderts ihre Hand auf Griechenland gelegt und die Insel wieder für eine Zeit den Athenern überließen, war es mit der Blüthe nicht zu Ende. Delos ward vielmehr für die Römer in erhöhtem Maße das, was heute in jenem Meere Malta für die Engländer ist, eine Flottenstation, die immer gestattet, mit allem nothwendigen Apparat kritischen Schauplätzen nahe zu sein. Gegen das mißliebig gewordene Rhodos spielten die Römer nun Delos als Freihafen aus. Die gefundenen Inschriften geben auch dieser Zeit wieder eine Reihe lebendiger Züge: immer mehr wird der internationale Hafen auch interreligiös: eine Reihe fremder, orientalischer Culte wird eingeführt und siedelt sich wieder, bezeichnend

genug, nahe der uralten Verehrungsstätte auf einer Terrasse am Kynthosberge an, wo jetzt ihre Anlagen in übersichtlichem Grundriß zu Tage liegen. Serapis und Isis, Anubis und Harpokrates ziehen von Süden, von Aegypten her heran; die vorlängst den griechischen Gottheiten assimilirten orientalischen kommen um Christi Geburt als fremde Gäste aufs Neue zurück, die syrische Aphrodite, und die syrischen Adad und Atargatis, welche man als Sonnengott und Erdgöttin paart. Ein buntes Cultleben entwickelte sich auf der Insel; die Anhänger jeder Gottheit schließen sich zu Genossenschaften zusammen, und verehren je ihren Patron mit besonderen Bräuchen; — zur Absorbirung oder Assimilirung jener fremden Gestalten war die griechische Götterwelt längst zu kraftlos geworden; höchstens wird ein fremder Gott rein äußerlich mit einem griechischen Namen behängt. Die Kaufleute Römer, Italiker, Griechen vereinigen sich zu Gilden und errichten bis zur Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts immer noch Ehrenstatuen auf dem heiligen Boden.

Auch noch lange nach der furchtbaren Katastrophe im mithridatischen Kriege — 87 v. Chr. — heißt Delos immer noch vom Glanz seines Marmors die „weiße Insel". Die Errichtung einzelner Statuen läßt sich bis zum Beginn unserer Zeitrechnung constatiren.

Noch feierte man das delische Fest: ein kleineres alljährlich, das große in jedem fünften Jahre, zu verfolgen ist das sicher bis zur Zeit Hadrians, wenn auch in dieser Zeit ebenso sicher schon eine Verödung der Insel eingetreten war. Das delische Orakel befragte noch Julian, der beim Zusammensturz der antiken Welt unter den Fürsten als Letzter das Heil bei den heidnischen Göttern suchte, ohne es zu finden.

Dann wird es dunkel auf dem Schauplatz der alten Welt in Hellas: Gothen, Saracenen, Slawen ziehen vorüber und lassen Trümmer auf ihrem Wege; aber nicht das Wenigste, — man kann das nicht genug betonen, — haben dort überall die eigenen, erst entfremdeten, dann verroheten Bewohner zur Zerstörung des Alterthums gethan.

Als in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die ersten Europäischen Reisenden die Insel betraten, war die Feststätte ein Trümmerhaufen, aber ein ungeheurer, tausend Statuen nennt der alte liber insularum des Florentinischen Archipresbyters Bondelmonte. Kalköfen haben unter dem Marmor bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts aufgeräumt. In Erfüllung gegangen war die Prophezeiung des Sibyllinischen Verses, die mit unübersetzbarem Wortspiel lautet:

ἔσται καὶ Σάμος ἄμμος, ἐσεῖται Δῆλος ἄδηλος.

einst wird Samos nur Sand und Delos adelos werden, — ungekannt, unberühmt.

Dieser Prophezeiung haben nun die französischen Gelehrten seit 6—7 Jahren ununterbrochen entgegengearbeitet: ist es ihnen gelungen, den Grundriß der alten Gesammtanlage fast ganz wieder herzustellen, so geben doch das weitaus lebendigste Bild des antiken Zustandes die Inventare des Tempelguts. Die gefundenen sehr bedeutenden Ueberbleibsel derselben, große weiße, eng beschriebene Marmorplatten, begreifen einen Zeitraum von mehr als 300 Jahren, vom Jahre

434 an. Keine sind ausführlicher als die aus der blühenden Zeit unter den Nachfolgern und Erben des Reiches Alexanders d. Gr. Bei diesen will ich verweilen: die überwältigende Fülle von Einzelheiten, die Selbstverständlichkeit, mit welcher da von den Dingen, Einrichtungen und Personen jener Zeit die Rede ist, geben denselben den Charakter einer solchen Frische und Unmittelbarkeit, daß wir uns nur schwer an den Gedanken gewöhnen, es sei wirklich Alles, was uns da so handgreiflich vorgetragen wird, unwiederbringlich dahin.

Es sind Rechenschaftsberichte der Beamten des Gottes, die uns da vorliegen; sein ungeheures Eigenthum und Einkommen verwalteten vier Männer ἱεροποιοί, die auf ein Jahr gewählt wurden. Die jedesmalige Uebergabe war eine feierliche Handlung, welche die Gegenwart aller Hauptbeamten erforderte.

Die regelmäßigen Einkünfte des Gottes waren äußerst mannigfaltiger Natur; sie wurden, wie sein ganzer Baarbesitz überhaupt, in Krügen aufbewahrt, deren Aufschriften fast immer die Einnahmequelle, Datirung nach Jahr, Monat und Beamten und jedenfalls die Höhe der enthaltenen Summe angaben. Diese Krüge waren durch Schlüssel oder Petschaft verschlossen, die — zu strengerer Controlle — in anderen Händen als in denen der geldverwaltenden Beamten sich befanden. Diese hatten außer Verwaltung der heiligen Casse, der Casse des Gottes, auch die öffentliche, die Staatscasse wenigstens zu überwachen. In beiden Cassen pflegten die Beamten nach den uns vorliegenden Urkunden bedeutende Bestände zu finden, deren Herkunft jedesmal genau bezeichnet ist, diesen fügten sie die regelmäßigen Eingänge hinzu. Zu den letzteren gehörten — für die heilige Casse in erster Linie Miethen und Pachtzins: der Gott war Besitzer von Häusern, die ihm durch Ankauf, besonders aber wohl durch Schenkung und Vermächtnisse, oder auch durch Confiscationen aus der Habe religiöser Frevler oder säumiger Schuldner zufielen; er besaß liegende Gründe, Aecker, Weingärten, Feigenpflanzungen, die seine Verwalter auf je zehn Jahre und unter Stellung von Bürgschaft zu verpachten pflegten. Gegen böse Schuldner scheint der Gott in seinen Dienern wenigstens unerbittlich gewesen zu sein: der Geldstrafe folgte nach und nach Confiscirung des Ertrages, der Thiere und Sklaven, dann wurden die etwaigen andern Güter des Schuldners eingezogen und die seiner Bürgen, und schließlich ward sein Name der Liste ewiger Schuldner einverleibt, was nach unserm Begriffe etwa einem sog. gemeinen Bankerotte gleich zu achten sein mag. Aber auf der andern Seite steht es der Gerechtigkeit des Gottes wohl an, daß auch Amtsuntreue der Verwalter gegen ihn selber wie gegen seine Pächter vorgesehen ist.

Bevor ich etwas in das Einzelne eingehe, will ich zu besserem Verständniß der Summen bemerken, daß der Geldwerth auch damals noch ein bedeutend höherer war, als der unserer Zeit. Einen gewissen Maßstab geben dafür einige Preisangaben für Gebrauchsartikel: 1/2 Centner Holz kam auf etwas über eine Mark, 1 Liter Oel auf etwa 30 Pfennige, ein Schwein kostete 3—4 M., ein Scheffel Getreide 2—2 1/2 M. Einen bestimmten Maßstab aus solchen Angaben abzuleiten, ist ja aus mehr als einem Grunde mißlich. Vielleicht erhält man aber einen noch präciseren Eindruck aus den Gehaltsangaben für einzelne Tempeldiener, die sich freilich nur auf ihren Unterhalt zu beziehen scheinen; so

erhalten mehrere, welche für die Reinigung der Tempel zu sorgen hatten, je 96 M. jährlich; einige sogar nur 48; der Inoposwächter, auch Quellwächter genannt, erhielt 72 M. Der Staatsbaumeister freilich 570, die aber kaum bloß für seinen Lebensunterhalt bestimmt waren. Einer Flötenspielerin waren außer den 96 M. noch 13—16 M. jährlich für ihre Kleidung ausgesetzt. Diese Angaben werden von einer Unterschätzung der Hauptsummen abhalten.

Etwa um das Jahr 180 v. Chr., eine Zeit, aus der uns eine besonders umfangreiche Inschrift übrig geblieben ist, betrug die Einnahme des Gottes aus Miethen $1711^{5}/_{6}$ Dr. jährlich; für den richtigen Eindruck dieser Summe mag man die Drachme hier etwa dem Franc gleichsetzen, obgleich er an relativem Werth etwas unter demselben, an Edelmetall aber über demselben steht. Uebrigens gehen die Summen, wie bei der Oberrechenkammer bis auf den Pfennig, nämlich auf $^{1}/_{72}$ der Drachme zurück; eine Genauigkeit, welche ich hier aufgebe. Der Pachtzins hatte eine Höhe von $6980^{1}/_{6}$ Dr. erreicht, wovon nur $24^{2}/_{3}$ nicht eingegangen waren; also in Summa $8716^{2}/_{3}$ Dr. Es ist culturhistorisch und nationalökonomisch interessant zu beobachten, daß in den 100 Jahren vor 180 ein Steigen der Miethen um 100 % und mehr, und ein dem entsprechendes Fallen des Pachtzinses stattgefunden hat. Mannigfache Abgaben vermehrten die regelmäßigen Einkünfte des Gottes: da wurde für Purpurschneckenfang, für Weidebenutzung und Fischerei gezahlt, ein Hafenzoll erlegt, Löschen und Anziehen der Schiffe ans Land besteuert, das Fährgeld nach Rheneia verpachtet, wichtig auch durch das Verbot, auf Delos nicht zu gebären noch zu bestatten; $8^{1}/_{3}$ % wie es scheint bei gewissen Handelsabschlüssen erhoben, was wir einer Stempelsteuer vergleichen könnten. Diese kleinen Abgaben selbst zu erheben vermied die Verwaltung, die Abneigung vor einem zu umständlichen Apparat und die Befürchtung eines gewissen Odium, welchem auch die gerechtesten derartigen Auflagen nicht zu entgehen pflegen, mag da mitgewirkt haben. Diese Abgaben wurden nach dem z. B. heute noch in der Türkei allgemein üblichen System an den Meistbietenden verpachtet; in dem erwähnten Jahre brachte das eine Einnahme von 443 Dr., von denen freilich 81 geschuldet blieben. Man merkt wohl, man hat es hierbei mit kleinen und armen Leuten zu thun. Miethe von Marktständen, Beihilfen der Stadt Delos für gewisse Feste, Beiträge benachbarter Inseln können ebenso zu den regelmäßigen Einkünften des heiligen Schatzes gerechnet werden.

Eine für die Einnahmen sehr vortheilhafte Capitalsanlage waren bei dem hohen Zinsfuß des Alterthums auch für den Delischen Tempelschatz Vorschüsse an Privatleute und an Staaten. Die ersten Banquiers, ja wohl auch Münzpräger auf griechischem Boden waren überhaupt die klugen Priester großer Tempel gewesen. Und die Geldgeber gingen auch in Delos sicher vor: neben den zwei Contracten, welche in den Händen der betheiligten Parteien blieben, ward ein anderer noch bei einem Dritten niedergelegt. Die regelmäßige Verzinsung betrug 10 %; nach fünf Jahren mußte das Capital zurückgezahlt werden; außer durch Bürgen sicherte der Darleiher sich durch Hypotheken und durch das Recht, eventuell alles Gut seiner Gläubiger wie derer, die für sie gut gesagt, zu confisciren. Dieselben Vorsichtsmaßregeln hypothekarischer Verpfändung der Ein-

künfte fanden bei staatlichen Anleihen statt, wo man sich denn eventuell an bestimmte Repräsentanten hielt.

Doch auch geringeren Handels schämten sich die geschäftlichen Vertreter des Gottes nicht: sie verkauften Gänse, ägyptische Tauben, Taubenmist, die Haut von Opferthieren. Es war ein sparsames und solides Regiment, das auch im Kleinsten sorgsam und vorsichtig verfuhr: fünf Sammelbüchsen, die sich an verschiedenen Orten aufgestellt fanden, waren so verschlossen, daß sie nur einmal jährlich und dann mit Gewalt geöffnet wurden, um den allmälig angewachsenen Inhalt zu entleeren. Sie müssen stark verschlossen gewesen sein, denn ihre Eröffnung kostete nicht weniger als 4 Dr., eine relativ hohe Summe, auch wenn, wie wahrscheinlich, die gleich darauf folgende Wiederinstandsetzung mit einbegriffen war. Allmonatlich ward eine Schale entleert, in welche die Frommen beim Opfer ihre kleinen Scherflein geworfen haben mögen.

Alle directen Eincassirungen scheinen zunächst durch zwei Vertrauenspersonen, wohl Banquiers, bewirkt worden zu sein; die Rechnungen wurden, soweit das möglich war, am Ende jedes Delischen Jahres geregelt, das — abweichend vom attischen — mit der Zeit unseres Januar begann.

Die Jahreseinnahme betrug nach der uns vorliegenden Urkunde $14{,}623^{5}/_{48}$ Dr.; als Durchschnitt hat man etwa 12,640 berechnen wollen. Da die Beamten fast 61,000 Dr. in der heiligen Casse vorfanden, so ergibt sich eine Gesammtsumme von 75—76,000 Dr.

Den regelmäßigen Einnahmen stehen dann die regelmäßigen Ausgaben gegenüber; die dafür nothwendigen Beträge wurden ebenfalls in feierlicher Weise, in Gegenwart eines ganzen Stabes von Beamten aus den Krügen gehoben. Die stärksten Summen kamen für öffentliche Arbeiten in Rechnung; diese wurden nach Volksbeschluß in Accord gegeben unter Contracten, welche vom Staatsbaumeister und einer Commission gegengezeichnet waren, und die jede Einzelheit der Anlagen, Materialien, Garantien, Zahlungsmodus, Conventionalstrafen regelten. Ein Zehntel der bedungenen Summe pflegte von vorn herein als Unterpfand zurückbehalten zu werden; dann ward die Hälfte der übrig bleibenden Summe beim Beginn der Arbeit gezahlt, bei Vollendung des ersten Drittels ein weiteres Viertel, nach dem zweiten Drittel das letzte Viertel und endlich bei Abnahme des Ganzen das zurückgehaltene Zehnt.

Die übrigen regelmäßigen Ausgaben des heiligen Schatzes waren zum Theil monatliche, zum Theil jährliche; eine Uebersicht über die ersteren stellte man auf einer Tafel allmonatlich auf dem Markte aus; sie betrafen vor Allem Reinigung der Tempel wie der Insel, die Ausrüstung zu den Festen und die Opfer. So figuriren da Holz, Reisbündel und Harz, Fackeln, Linnen, Schwämme, Salpeter, Wachs, Pech; Myrrhenöl zum Reinigen der Denkmäler, Weihrauch, Salz, Essig und sehr viel Oel, ein Artikel, der besonders in Ringschulen stark gebraucht wurde und vielleicht auch hier dem vorhandenen Gymnasium zu Gute kam. Wir erfahren bei der Gelegenheit die Kosten eines Opfers für Apollo, Artemis, Leto, Zeus Soter und Athena Soteira; sie betrugen 26 Dr.; auf nur 10 Dr. stellt sich ein Opfer an die speciell delische Familie, Apollo, Artemis, Leto. Alle diese zum Theil monatlichen Ausgaben repräsentiren eine Gesammtsumme

von 950 Dr. Die jährlichen einmaligen Ausgaben stiegen auf 4103 Dr., sie beziehen sich hauptsächlich auf die schon erwähnten Gehälter; — auch die Kosten für Aufzeichnung eben des Rechenschaftsberichts fielen unter diese Rubrik; 300 Buchstaben in Marmor einzugraben kostete eine Drachme; die Urkunde, welcher ich alle meine Angaben entnehme, war auf 200 Dr. gekommen, enthält also rund 60,000 Buchstaben; in der That besteht sie aus 510 Zeilen, und ihr Druck in kleinen griechischen Buchstaben nimmt nicht weniger als 48 Seiten in groß Octav ein, also ein sehr ansehnliches Actenstück. Das Jahresbudget des heiligen Schatzes schloß damals mit einem bedeutenden Ueberschuß, wahrscheinlich etwa 6000 Dr. ab. —

Mit noch größeren Summen operirte der Staatsschatz; auch er ward im Tempel Apollo's aufbewahrt, aber seine Verwalter sind bürgerliche Beamte und diejenigen des heiligen Schatzes, die *ἱεροποιοί*, spielen dabei nur eine vermittelnde Rolle. Bestand und regelmäßige Einkünfte gehen da hauptsächlich auf Banquiergeschäfte und Getreideverkauf zurück, dann auf Einnahmen zur Ausführung öffentlicher Anlagen und — merkwürdig genug — zur Besoldung von Flötenbläsern; auch fehlt es nicht an einer Rubrik: „insgemein" (*Ἐκ τῶν ἀδιατάκτων, ἀκατατάκτων*). Dem entsprechen die regelmäßigen Ausgaben, deren stärkste Getreideankäufe betreffen: von ca. 98,437 Dr. an Bestand und Einnahmen bleiben am Ende des Jahres 39,287 Dr. Ueberschuß.

Die zweite große Gruppe im Eigenthume des Gottes bildeten Geräthe, überhaupt Gegenstände mannigfaltiger Art, die ihm zum größten Theile als Weihgeschenke dargebracht waren. Dieser Besitz stand unter gleicher Verwaltung wie der heilige Schatz; dieselben Platten enthalten die ausführlichen Inventare und zeigen eine gleiche Sorgfalt bis ins Kleinste, wie der Bericht über die Budgets. Ihre Aufstellung in den heiligen Bauten, die alle voll davon waren, schützte sie zugleich wie sie sie decorativ verwerthete.

Der Priester trug wohl jedes dargebrachte Stück zunächst provisorisch in eine Liste ein unter laufenden Nummern, welche mit dem einfachen Alphabet begannen, dann jeden Buchstaben unter Vorsetzung des *α* wiederholten u. s. f. Wir finden Beziehungen, die bis *πω* fortschreiten, also das Alphabet 17—18 Mal wiederholen mußten. Erst am Ende des Jahres scheint man die eingegangenen Stücke gesondert und vertheilt zu haben. Der Ort der Aufbewahrung ward, da es sich lediglich um local brauchbare Listen handelte, ganz allgemein bezeichnet, als „rechts und links vom Eingang, aufgehängt, an der Erde, auf den heiligen Tischen, in Gefäßen". Gleichartiges ward viel in Fächern untergebracht, auf Borden aufgereiht, Münzen in Gefäße gelegt und auf Teller. Drohte irgendwo Ueberfüllung, so wurde auf Volksbeschluß ein Theil in einen andern Bau übertragen, auch wohl die ganze Aufstellung geändert.

Aber die größeste Sorgfalt konnte nicht verhindern, daß besonders Gebrauchsgegenstände — auch Weihegeschenke waren das häufig — schadhaft wurden. Ganz unbrauchbar Gewordenes, auch Münzen wurden in Barren gegossen, auch zu andern Geräthen ein- und umgeschmolzen, so daß nicht allzuviel Ballast mitgeschleppt wurde.

Jedes Stück ward beim Beginn einer Amtsperiode genau controllirt, ab-

gewogen, beschrieben; ein Vergleich jeder neuen Liste mit der früheren diente so zu gleicher Zeit zur Décharge der jedesmaligen Amtsvorgänger.

Ueberhaupt aber mußten die Inventare in jedem Augenblick eine Controlle ermöglichen und erleichtern; ihre Anordnung ist daher in erster Linie eine locale, innerhalb derselben wohl auch chronologisch. Der Begriff, welchen sie uns von der inneren Ausschmückung, der Pracht des Aussehens in den Orten ihrer Aufstellung geben, ist ein außerordentlicher. Die größeste Mehrzahl der Weihgeschenke wurde wohl zugleich für den Cultus benützt; nicht weniger als 63 Ausdrücke für Gefäße enthalten die uns vorliegenden Urkunden, unter welchen am meisten Schalen, φιάλαι, hervortreten. Der Apollotempel allein enthielt deren 1600! von einfachen glatten an bis zu solchen, die aufs reichste mit Reliefs und edeln Steinen verziert waren. Ihr Material war edles Metall, Silber, Gold oder vergoldetes Silber, ihr gewöhnliches Gewicht 100 Dr., was einem Silberwerth von etwa 80 M. entspricht; eine goldene Schale steigt bis zu 200 Dr. — 1600 M. Metallwerth. Von Trinkgefäßen bewahrte das Artemision allein 266. Umfang und Werth steigt bei den größeren Gefäßen ins Unglaubliche: ein Mischkrug aus Silber wog 40 Kilogr.; 2 Weinkannen in Gold je 4 Kilogr., was einen Metallwerth von 10—11 000 M. darstellt. Dazu kommen Becken, Dreifüße, Lampen, Körbe, Alles offenbar benützt, da es allmälig schadhaft wird und dann mit ausdrücklicher Angabe der einzelnen Fragmente aufgezählt wird.

Zum Gebrauche des Gottes oder seiner Priester dienten auch die Schmuckgegenstände Kränze und Ringe; in Silber ahmten die Kränze natürlich vor Allem den Lorbeer, Apollos Baum, nach; aber auch Myrte, Epheu, Weinlaub, Oelbaum- und Eichenblatt. Es kommt zu besserer Controlle vor, daß die Zahl der Blätter angegeben wird.

Ringe mit und ohne edle Steine, und diese wieder mit und ohne Darstellungen bildeten einen bedeutenden Bruchtheil; unter den figürlichen finden wir Apollo, Artemis, Eros, Nike, Athene. Besonders ausführlich werden kunstvolle Halsbänder beschrieben, aus vielen aneinandergereiheten kleinen schildähnlichen Theilen, wie wir sie aus Funden in Etrurien und besonders in griechischer Vollendung aus Südrußland — im Museum der Eremitage zu St. Petersburg — kennen. Hier liegen uns, wenn ich nicht irre, die ersten urkundlichen Zeugnisse für die griechische Herkunft dieser reichen Geschmeide vor.

Von größeren Bildwerken in edelem Metall, die wohl als immobil nicht besonders aufgezählt wurden, erfahren wir nur dadurch, daß einzelne eingeschmolzene Abfälle derselben einen Gold- und einen Silberbarren ergaben. In diesem Falle wären uns eingehendere Angaben für die Kunstgeschichte sehr werthvoll gewesen. Aber wo so vieles gewährt ist, scheint es nicht dankbar, das Fehlende zu betonen.

Von den meisten Gegenständen ward das Gewicht aufgezeichnet, bisweilen mit auffälligen Abweichungen, andere wurden nur gezählt.

Es versteht sich, daß die überwiegende Mehrzahl der Weihgeschenke für Apollo bestimmt war, auch und ganz besonders in denjenigen Fällen, in welchen die Inventare überhaupt keinen Empfänger namhaft machen. Neben dem Gotte und auch allein werden Leto und Artemis am meisten bedacht.

Den weitaus häufigsten und einzig regelmäßigen Anlaß zu Darbringungen

gaben die Feste, auch das lehren die Inschriften; nur ganz vereinzelt gingen sie aus einem Gelöbniß, einer Bitte, einem Dank hervor; vergängliche Gaben, wie Thiere, wurden erst durch Verkauf in Geld und dann in ein dauerndes Geschenk umgesetzt. Auf ein Vermächtniß scheint es zurückzugehen, wenn 76 Jahre hindurch je ein Gefäß, das durch einen Eigennamen bezeichnet ist, ins Artemision gestiftet ward. Solche sog. „ewigen" Zuwendungen waren zumal in der späteren griechischen Zeit nichts Seltenes.

Name und Nationalität der Weihenden aber geben uns einen unmittelbaren Eindruck der Machtstellungen und Verschiebungen mit der Genauigkeit eines empfindlichen Barometers. Das Emporblühen der Diadochenreiche, ihre gegenseitige Eifersucht, ihre Verbindungen und ihr Fall reflectiren sich hier ebenso, wie das Eintreten der Römer in die Geschichte der östlichen alten Welt sich fast vom ersten Augenblicke an geltend macht.

So verdanken wir der treuen Sorgfalt der Delischen Gottesdiener einen Einblick in die intimsten täglichen Verhältnisse, wie in die großen geschichtlichen Strömungen, während ihre eigene Organisation das Bild eines bis ins Kleinste durchdachten und aufs Strengste geordneten Ganzen bietet. Aber umsonst erlangt man auch nicht bleibenden Ruhm, und dauernde historische Größe baut sich im Grunde immer auf ganz concreten kleinen und selbst unscheinbaren Factoren auf. Kurze und mühelose Richtwege zur Höhe gibt es nicht. —

Deutsche Colonialpolitik.

Von

F. H. Geffcken.

I.

Jahrelang sind die Vertreter des deutschen Colonialgedankens als Ideologen verspottet oder als gefährliche Leute bezeichnet worden, welche das Reich leichtsinnig in Abenteuer verwickeln wollten. Colonialpolitik, wurde in der Reichstagssitzung vom 30. November 1870 gesagt, sei ein überwundener Standpunkt; Erwerbung von Colonien wären, selbst wenn sie möglich, ein Anachronismus, seit Selbstregierung die Losung aller Colonien geworden. England würde die ihm verbliebenen nordamerikanischen Besitzungen gerne aus allem Nexus entlassen, wenn die nationale Ehre ihm dies gestattete; sie wie Indien, dessen Schutz die ganze englische Politik beeinflusse, seien eine Gefahr geworden, der Verlust Australiens sei nur eine Frage der Zeit. Deutschland solle sich daher hüten, auf diesem Felde Experimente zu machen, welche, wie Frankreichs Beispiel zeige, ebenso kostspielig als nutzlos seien. Die drohende Uebervölkerung Deutschlands wurde geleugnet, oder als Schwarzseherei bezeichnet; jede Reglementirung unserer Auswanderung sei vom Uebel und helfe doch nichts, da einmal die Vereinigten Staaten das geeignetste Land für deutsche Ansiedler seien und unsere Auswanderung die wohlthätigste Rückwirkung durch Erweiterung unseres Handels mit Amerika äußere. Das Gedeihen unserer Industrie beruhe überhaupt lediglich auf ihrer Tüchtigkeit und freier Handelsbewegung. Endlich sei die Welt schon vertheilt; unsere Landsleute fänden in den Colonien anderer Staaten hinreichenden Schutz, in uncivilisirten Ländern gewähre unsere Marine denselben. Versuche, selbst Colonien zu erwerben, würden daher zu Conflicten mit anderen Mächten führen, und unsere politische Lage lasse eine Zersplitterung unserer Wehrkraft nicht zu.

Darauf erwiderten die Fürsprecher einer deutschen Colonisation[1]) im Wesentlichen Folgendes:

---

[1]) Vgl. für die nähere Begründung meine Aufsätze „Deutsche Colonisation", April-Mai 1882. Deutsche Rundschau, Bd. XXXI, S. 39 ff. und S. 206 ff.

1) Eine Uebervölkerung besteht in Deutschland bereits vielfach und droht noch mehr für die Zukunft. Der Hinweis auf die weniger bevölkerten Theile desselben beweist nichts; denn da Uebervölkerung eben im Mißverhältniß der Volkszahl zu den verfügbaren Unterhaltsmitteln besteht, kann eine solche schon bei schwacher Bevölkerung eintreten, wenn die Unterhaltsmittel selbst für diese schmal zugemessen sind. In Deutschland als Ganzes genommen hat in neuester Zeit die Vermehrung des Wohlstandes nicht mit der der Bevölkerung Schritt gehalten. Die durchschnittliche jährliche Zunahme der Bevölkerung seit 1831 war auf 10,000 Einw. trotz der starken Auswanderung in Deutschland 115, in Großbritannien 101, in Frankreich 26. Diese Vermehrung beruht bei uns fast lediglich auf dem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle, während bei dem schwachen Anwachs der französischen Volkszahl noch die starke Einwanderung in Betracht kommt, die beweist, daß die Volksvermehrung erheblich geringer als die Zunahme der Unterhaltsmittel ist. In Deutschland dagegen wird der Mehraufwand, der durch die hinzukommende Zahl veranlaßt wird, nicht durch ein entsprechend gesteigertes Volkseinkommen gedeckt[1]).

Die Zahl der von aller directen Steuer Befreiten, deren Einkommen unter 525 Mark beträgt, war in Preußen in 5 Jahren um $1^1/_2$ Mill. gestiegen, die der Klassensteuerpflichtigen zurückgegangen, während die geringe Zunahme der Einkommensteuerpflichtigen wesentlich auf schärfere Einschätzung zurückzuführen ist. Aehnliche Ergebnisse weist die Statistik anderer deutscher Staaten auf, überall sind die Armenlasten hoch gestiegen, die Landstreicherei ist zu einer allgemeinen Plage geworden. Unsere Production leidet an chronischer Vollblütigkeit, ihrem ungeheuren Aufschwung entspricht keineswegs ihr Ertrag, noch weniger die Verbesserung der Lage der Arbeiter. Eben weil jeder Fortschritt der Technik Menschenkräfte erspart, was nicht durch die Ausdehnung der Production aufgewogen wird, übersteigt durchweg das Angebot von Arbeitskraft die Nachfrage, weshalb mit Ausnahme einzelner Perioden besonderen wirthschaftlichen Aufschwunges, denen regelmäßig der Rückschlag der Stagnation folgt, der Unternehmer selten in die Lage kommt, höhere Löhne bewilligen zu müssen; daneben bringt die Ausdehnung der Großindustrie den Handwerkerstand in eine immer bedrängtere Lage. So kommt es, daß von den Massen der Producte, die täglich auf den Markt geworfen werden, die unteren Schichten der Bevölkerung nur wenig aufnehmen können; denn bei der Kargheit des Erwerbes steht hinter ihren Bedürfnissen nicht die entsprechende Kaufkraft. Aber auch in den höheren Ständen sind alle Berufsarten überfüllt. Die Zunahme des Universitätsstudiums ist, wie Conrad's neueste Untersuchungen[2]) gezeigt, eine ganz abnorme, die den Bedarf an akademisch Gebildeten unendlich übersteigt; dasselbe gilt von technischen und künstlerischen Bildungsanstalten, trotz fortwährend gesteigerter Ansprüche. Ein namhafter Theil dieser überschüssigen Kräfte muß sein Lebensziel verfehlen, seine

[1]) Vgl. die Nachweisung über die Anzahl der zur Classensteuer und zur classificirten Einkommensteuer veranlagten Personen, und Conrad's Jahrb. für Nat.-Oekonomie und Statistik Bd. 34 S. 112. Bd. 39, S. 229.

[2]) Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten fünfzig Jahre. Jena, 1884.

Bildungsmittel verkümmern oder werden übel angewendet. Kurz, auf allen Gebieten sehen wir einen gesteigerten Kampf ums Dasein und in diesem Gedränge, in der daraus entstehenden Unzufriedenheit und Hoffnungslosigkeit findet die Socialdemokratie ihre wirksamste Nahrung.

2) Da von politischem oder religiösem Drucke nicht mehr die Rede ist und die Besteuerung in Deutschland keineswegs als hoch gelten kann, so ist es wesentlich die relative Uebervölkerung, welche unsere große Auswanderung verursacht. Diese ist zwar insofern eine nothwendige Entlastung, als ohne sie das Gedränge um die wirthschaftliche Existenz noch stärker sein würde; aber die Ansicht, daß dieser Abfluß einfach als günstige Erscheinung aufzufassen, ist dennoch unrichtig. Zunächst zeigt die Statistik, daß Deutschland verhältnißmäßig mehr Kinder unter 15 Jahren, also unproductive Köpfe, die von Andern zu erhalten sind, zählt, als irgend ein anderes Land, nämlich 16,016,045 auf eine Bevölkerung von 45¼ Mill. Bei der Auswanderung verhält es sich umgekehrt: 44,8 % fallen auf Personen von 20—40 Jahren; die gleiche Zahl von Auswanderern repräsentirt also eine viel größere Summe von Arbeits- und Wehrkraft als dieselbe Zahl der Durchschnittsbevölkerung. Wir ziehen Arbeitskräfte mit großen Kosten auf, um sie dann an das Ausland zu verlieren; dieses erntet, was wir gesäet haben. Gewiß hat die Arbeitskraft an sich keinen wirthschaftlichen Werth, sondern nur soweit sie Gelegenheit zu nützlicher Verwendung findet und fehlt diese zu Hause, so ist es besser, daß die überschüssige Kraft anderswo ihr Auskommen sucht, auch werden die Erziehungskosten nicht sowohl aus dem Volksvermögen als dem Volkseinkommen bestritten; aber bezahlt sind sie doch, entweder durch vermehrte Arbeit, oder verminderten Genuß oder verminderte Möglichkeit zu sparen. Dazu tritt noch das baare Capital, welches die Auswanderer mitnehmen. Ganz Mittellose können nicht auswandern, meist sind es kleine Grundeigenthümer und Handwerker, welche den Erlös ihres Besitzes oder ihre Ersparnisse mitführen; nimmt man nur 400 Mark pro Kopf an, so wäre dies auf 3½ Mill. Auswanderer 1400 Mill. Mark. Die Rimessen der Auswanderer in die Heimath, die noch dazu meist dazu dienen, Andere nachkommen zu lassen, stehen zu diesen Summen so wenig im Verhältniß, wie die überseeisch erworbenen Vermögen, mit denen Einzelne nach Deutschland zurückkehren. Diese abziehenden Kräfte gehen uns wesentlich verloren; die deutsche Einwanderung kann sich nicht gegen die Aufsaugung durch das anglo-amerikanische Element behaupten, so viel sie ihm genützt hat. Daß unsere Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten sich sehr gehoben hat, ist richtig und unsere Auswanderung hat sicher dazu beigetragen, insofern 50 Millionen mehr consumiren als 40; wieviel aber von dieser Zunahme auf die deutsche Einwanderung kommt, ist nicht zu beweisen. 1840/41, als schon nach Wappäus' Berechnung 1 Mill. Deutscher in Nordamerika lebte, betrug die deutsche Einfuhr nur 2½ Mill. $; die Zunahme derselben ist ihrer gestiegenen Leistungsfähigkeit zu verdanken, diejenige Frankreichs übertrifft, ohne Einwanderung, die unsrige noch erheblich. Die Sympathie, mit der die Deutschen in Amerika unsere politische Einigung begleitet haben, ihre großartige Theilnahme bei den Ueberschwemmungen von 1883 sind gewiß sehr erfreulich, hindern aber nicht, daß sie unsere Concurrenten werden; was Getreide, Fleisch und Wolle

betrifft, bedarf dies keines weiteren Beweises; aber auch in der Industrie ist kaum ein Zweig, der nicht in den Vereinigten Staaten durch die Einwanderung zu namhafter Entwicklung gekommen wäre.

Während so die Auswanderung Deutschlands und Irlands ohne Organisation ist und nur dazu dient, andere Nationen befruchtend zu vergrößern, ist die Englands noch heute zum größten Theile eine fortgesetzte Colonisation: von der sämmtlichen britischen Auswanderung geht fast die Hälfte in die Colonien, die nach den Vereinigten Staaten ist größtentheils irisch. England legt natürlich seiner Auswanderung keine Fesseln an, verschmäht es aber keineswegs Opfer zu bringen, um sie in seine Colonien zu leiten. So theilte am 31. Juli 1883 Lord Derby im Oberhause mit, daß die Regierung der canadischen Executive einen Vorschuß von 1 Mill. £ gewähren wolle, um 10,000 Familien im Nordosten Canada's anzusiedeln.

3) Unstreitig ist die Ausfuhr unserer Industrieerzeugnisse von der höchsten Wichtigkeit, da wir durch dieselbe eine rasch wachsende Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu versorgen haben und ihre Steigerung, ihr erfolgreicher Wettbewerb auf fremden Märkten sehr erfreulich. Aber wir haben bei derselben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Deutschland bildet seiner geographischen Lage nach ein viel weniger abgerundetes Wirthschaftsgebiet als Frankreich oder gar England; unsere größten Industriegebiete sind für Ein- und Ausfuhr auf fremde Häfen angewiesen, die durch ihre Lage stets einen Vorsprung von einigen Tagen vor Hamburg und Bremen haben; unsere reichen Kohlenlager liegen entfernt von der See. So empfinden wir vor allem die Hemmnisse der fremden Zolllinien. England hat, abgesehen von seiner Capitalübermacht, einen weit sichereren Boden für den Absatz seiner Erzeugnisse in seinen überseeischen Besitzungen: es setzte 1869—73 dorthin durchschnittlich ab für 59 920 000 £ gegen 218 131 000 £ nach allen fremden Ländern, 1881 aber nach den ersteren für 79 365 000, nach den letzteren für 154 658 000 £; 1877 betrug die britische Ausfuhr nach Indien fast so viel wie die ganze überseeische Ausfuhr Frankreichs, die nach Australien belief sich trotz der hohen Schutzzölle auf 432 Millionen. Während der Verkauf britischer Waaren pro Kopf in den Vereinigten Staaten 6, in Frankreich 8, in Deutschland 9 Mark war, betrug er in Canada 33, in Australien 157 Mark. „Trade follows the flag," sagt Sir J. Vogel.

4) Mit dem Handel aber sind die Vortheile der Colonien nicht entfernt erschöpft. Zunächst bieten sie dem Capital des Mutterlandes sichere und gewinnreiche Anlage. Die in England gemachten Anleihen der Colonien belaufen sich auf weit über 200 Mill. £; die ungeheueren Summen, welche in ihren Ländereien, Banken und Industrien angelegt sind, bilden einen weiteren Kitt zwischen beiden. Durch ihren großartigen Colonialbesitz ist die englische Gesellschaft im Stande, ihre überschüssigen Kräfte vollauf zu verwerthen; kaum eine Familie wird sich finden, von der nicht ein oder mehrere Mitglieder in den Colonien beschäftigt sind und die Summe der Gehalte der dort angestellten Beamten, die Pensionen, welche sie nach ihrer Rückkehr in die Heimath beziehen, ist enorm. Der Colonialbesitz ist es auch vor allem, welcher dem Engländer das starke nationale Selbstgefühl gibt; wohin er über See geht, tritt er auf Boden, wo seine Flagge

Sitte und Sprache herrscht. Würde England seine überseeischen Besitzungen verlieren, so sänke es zu einer Macht dritten Ranges, selbst wenn seine Flotte die erste der Welt bliebe und das heutige London ist nicht als die Hauptstadt Englands, sondern nur als die des ganzen britischen Reiches zu denken.

5) Die Behauptung, daß die Colonialpolitik in England als überwundener Standpunkt angesehen werde und die Colonien als ebenso viele Quellen der Gefahr und Schwäche gelten, ist durchaus unrichtig. Einzelne Vertreter dieser Ansicht, wie Lowe und Harrison, stehen völlig isolirt; man weiß dort sehr wohl, daß unter gleichen Verhältnissen der Wohlstand einer Nation in dem Maße ihrer äußeren Entwicklung wächst. England ist durch seine Colonien reich geworden, nicht vorher reich gewesen: der Preis des hundertjährigen Kampfes, den es mit kurzen Unterbrechungen (1715—1815) mit Frankreich führte, war die Herrschaft in Asien und Amerika; es hat seine Colonialpolitik nie aufgegeben, sondern nur zeitgemäß geändert[1]). Gerade die entschiedenst liberalen und freihändlerischen Politiker betonen scharf die große Wichtigkeit der Colonien[2]). Allerdings leidet England insofern an colonialer Uebersättigung, als es nicht mehr im Stande ist, sein ungeheueres überseeisches Reich wirksam zu vertheidigen; denn es hat keine Armee im festländischen Sinne, und seine Flotte, obwohl absolut die stärkste, ist relativ, d. h. im Verhältniß zu den Aufgaben, die ihr in einem Kriege gestellt sein würden, schwach. Und dennoch erweitert England sein Colonialreich fortwährend, weil es weiß, daß dadurch am sichersten für seine Industrie neue Absatzgebiete gewonnen werden[3]); wie hat es dafür seine jetzige Besetzung Aegyptens

[1]) Hitherto the colonies have been dependencies, they shall be integral portions of the British power; they have been sons nurtured and protected, they are not likely to set up a separate business and to face the world in isolation, but will enter the old house as partners and by accession of fresh blood and brain power, render possible a vast extension of business and a prospect of future increase, whose limits are at present unrecognisable. (Westminster Rev. Nov. 1880.)

[2]) So sagt J. St. Mill: „Man kann ohne Zögern behaupten, daß bei dem jetzigen Zustand der Welt die Colonisation das beste Geschäft (the best affair of business) ist, in dem das Capital eines alten und reichen Landes angelegt werden kann." (Principles of polit. economy. V. ch. 10, S. 14.) Torrens schreibt an Cobden 1843: „Am gewinnbringendsten ist derjenige Handel, der zwischen einem alten Culturlande mit hochentwickelter Industrie und einem neuerschlossenen Naturlande mit weiten Strecken fruchtbaren Bodens betrieben wird. In diesem Punkte ist die Uebereinstimmung aller Parteien auch nicht durch den leisesten Schatten einer Meinungsverschiedenheit getrübt." Die radicale „Westminster Review" schreibt (Jan. 1880): „England ist ein altes Land, die Colonien sind in jedem Sinne neue Länder, diese miteinander fest zu verbinden, heißt eine der besten Gelegenheiten künftigen Gedeihens eröffnen; Kaufleute, Fabrikanten, Capitalisten, Arbeiter, jeder Bürger des Landes als Producent haben ein Lebensinteresse an diesem Problem, und ebenso sollte jeder Consument seine Pflicht erkennen, die hohen Vortheile der Lösung dieser Aufgabe richtig zu schätzen." Ganz ebenso ist in Frankreich der freihändlerische Paul Leroy-Beaulieu der entschiedenste Vertreter der Colonialpolitik.

[3]) Hier ist auf die großen Dienste hinzuweisen, welche die englischen Missionen leisten: sie fassen außerhalb der Colonien auch stets die Beherrschung der Heiden ins Auge. Anfangs gewinnen sie über Einzelne Einfluß, dann über Häuptlinge und Gemeinden, schließlich leiten sie den Stamm und es wird eine neue Colonie daraus. So ging es bei den Neu-Hebriden, den Tonga- und Fidji-Inseln. Die deutschen Missionare waren bisher ohne allen Zusammenhang mit dem Staate; sie wirken besonders im englischen Machtgebiete und die von ihnen gegründeten Gemeinden in Südafrika sind England in den Schoß gefallen, das dann dort den deutschen Handel verdrängte.

ausgenutzt! Von einer Lösung der Bande zwischen Mutterland und Colonien ist nichts zu spüren, im Gegentheil suchen beide bei Gewährung großer Bewegungsfreiheit dieses Band zu stärken; die Colonien ernennen seit kurzem General-Agenten in London, welche direct mit dem Colonialamt verhandeln, die nordamerikanischen sind durch Föderation eng verbunden. Eine solche war auch in Südafrika unter Beaconsfield im Werke und ist nur durch die Schwäche der Gladstone'schen Politik gescheitert; über eine engere Vereinigung der australischen Colonien unter sich und mit dem Mutterland wird eben jetzt eifrig verhandelt, und beide Theile sind darüber einig, daß der australische Colonialbesitz für England eine Quelle der Macht, die Vereinigung mit der britischen Krone und der Schutz, den sie gewährt, eine nicht zu unterschätzende Wohlthat für Australien bieten.

6) Zeigt somit Englands Beispiel, daß überseeische Politik den besten Boden für die Entwicklung des Nationalwohlstandes bildet, so kann es für Deutschland nicht anders sein. Nur nationale Zerrissenheit hat unser Volk in der neuen Welt bisher leer ausgehen lassen; die Deutschen, die im Mittelalter den Osten colonisirten, haben auch heute alle Bedingungen, auf denen der Erfolg der Colonisation beruht, Tüchtigkeit, Geschick und Capital. Hat Kapp sicher Recht, daß Colonien nur der Ausdruck und Widerhall heimischen Unternehmungsgeistes und Fleißes sind, so zeigt auch die Geschichte, daß jedes aufstrebende Volk die Gründung von Colonien ins Auge faßte, von den Phöniciern bis zu den Briten der Neuzeit. Die Beispiele verkehrter Auswanderungs- und Colonisationsunternehmungen beweisen nichts, als daß man die Sache anders und nach den reifsten Anschauungen der Gegenwart anfangen muß. Von colonialen Abenteuern, wie sie die Franzosen unternehmen, denen für den Erfolg das erste Erforderniß, der Ueberschuß von Menschenkraft fehlt, kann ebensowenig die Rede sein als von Monopolen und zwangsweiser Regelung der Auswanderung. Deutsche Colonien, d. h. Länder, die durch deutsches Capital, deutsche Intelligenz und Arbeitskraft befruchtet worden, werden so gewiß dem deutschen Gewerbfleiß als Absatzgebiet dienen, wie dies in gleicher Weise auf den überseeischen Gebieten anderer culturkräftiger Nationen der Fall ist. Der Einwand, daß kein freier Raum für solche mehr da sei, ist unzutreffend; noch liegt in fremden Welttheilen zehnmal so viel Land ungenutzt, als die deutsche Nation zu cultiviren vermag. Was aber die Gefahr eines Conflicts mit anderen Mächten betrifft, so ist allerdings das sicherste Mittel gegen Beraubung das: nichts zu haben; doch hat dies Argument noch nie einen Menschen oder eine Nation davon abgehalten etwas zu erwerben. Freilich wird man davon absehen müssen, auf solche Punkte das Auge zu richten, deren Besitznahme uns nothwendig in Conflict mit der stärksten Colonialmacht, mit England bringen würde, wie dies z. B. der Fall hätte sein müssen, wenn wir uns 1871 Pondichery hätten abtreten lassen. Dagegen ist England gar nicht in der Lage uns zu hindern, da einzutreten, wo freier Raum ist, weil es bei der Verletzlichkeit seiner Interessen nur im äußersten Falle auf einen Krieg könnte ankommen lassen. Zum Schutz deutscher Colonien ist zunächst unsere Marine ganz ausreichend und wird erst durch Colonien ihren rechten Rückhalt gewinnen. Die politische Abhängigkeit vom deutschen Reich ist nebensächlich; die

Colonialfrage ist überhaupt nicht in erster Linie eine Machtfrage: der wesentliche Vortheil für das Mutterland ist die wirthschaftliche Gemeinschaft und die culturelle Abhängigkeit. Wohl aber ist die Colonialfrage eine eminent nationale; die Nationalität einer Colonie bleibt bestehen, selbst wenn sie sich vom Mutterlande ablöst. Die englische Gesellschaft ist ein Baum, der seine Aeste nach allen Seiten hin auswachsen lassen kann, während uns so viele werthvolle Zweige absterben und der Deutsche im Ausland wohl seiner persönlichen Eigenschaften wegen geschätzt wird, aber mit seiner Art der Geringschätzung oder Mißgunst begegnet. Colonien werden uns in der Welt erst berechtigten Stolz geben, unseren wirthschaftlichen Horizont erweitern, unserer Jugend ein großes neues Arbeitsfeld eröffnen, den krankenden Säften Abzug nach Außen gewähren, wo sie Gebiete befruchten würden, welche nur auf die bildende Menschenhand warten. Eben deshalb ist die Colonialsache keine Parteifrage: hier können Conservative und Liberale, Ultramontane und Protestanten-Vereinler, Freihändler und Schutzzöllner so gut Hand in Hand gehen wie in England Tories und Radikale es thun, und in solcher gemeinsamen nationalen Arbeit läge das beste Gegenmittel für den unfruchtbaren inneren Hader, die Unzufriedenheit, in der sich so viele edle Kräfte verzehren.

II.

Das waren kurz zusammengefaßt die Argumente, mit welchen die Verfechter der Colonisation ihren Gegnern antworteten und sie gewannen zusehends Boden; mit der im December 1882 erfolgten Gründung des deutschen Colonial-Vereins fand die Bewegung ihren Mittelpunkt. Auch für die Thätigkeit desselben fehlte es nicht an Spott; die Deutschen, sagte man, zeigten sich hier wieder als echte Theoretiker: sie schrieben und hielten Vorträge über die Nothwendigkeit der Colonisation, statt mit Thaten vorzugehen. Wenn solche Kritiker nur hätten sagen wollen, wie der Colonial-Verein dies mit seinen geringen Mitteln thun sollte? Abgesehen von sehr werthvollen Untersuchungen, die er in überseeischen Ländern anstellen ließ und die den Anstoß zu einer Reihe von größeren wirthschaftlichen Unternehmungen in Afrika, Süd-Amerika, und im Orient gaben, mußte seine Thätigkeit wesentlich eine agitatorische sein; es galt die öffentliche Meinung für eine ihr bis dahin ferne liegende Aufgabe zu erwärmen und in Bewegung zu setzen, der Colonialfrage einen bestimmenden Einfluß in unserm öffentlichen Leben zu erobern. Die Führer dieser Agitation sagten sich, daß in dem Maße als dies gelänge, der Reichskanzler, welcher eine so feine Fühlung für jede Strömung hat, die von Bedeutung im nationalen Leben werden kann, aus der Zurückhaltung heraustreten werde, die er bisher den Colonialbestrebungen gegenüber beobachtet hatte.

Diese Zurückhaltung war offenbar in der Rücksicht auf England und dessen Einfluß auf die französische Politik begründet. Als Frankreich sich von seiner Niederlage überraschend schnell erholte und kein Hehl daraus machte, daß es den Frankfurter Frieden nur als eine vorläufige Entscheidung ansehe, mußte die deutsche Politik in erster Linie dahin zielen, diese Bestrebungen lahm zu legen, also Frankreich, da dasselbe allein den Kampf mit Deutschland nicht aufnehmen

konnte, eine Allianz für diesen Zweck unmöglich zu machen. Das Mittel hierfür war zunächst das Dreikaiserverhältniß, dann, als dasselbe nach dem Berliner Congreß durch den Groll Gortchakow's und der Slawophilen gebrochen war, das Bündniß mit Oesterreich und ein enges Einvernehmen mit England: der Punkt aber, an dem allein sich dieses sehr verletzlich zeigte, waren seine colonialen Interessen. Es lag dabei dem Fürsten Bismarck sehr ferne, England und Frankreich zu verfeinden; im Gegentheil, er förderte das gute Einvernehmen zwischen beiden Mächten, um durch England Frankreich bei der Stange zu halten und hat, als ersteres in der ägyptischen Verwicklung 1879 unentschlossen zögerte, durch sein Eingreifen den wirksamen Anstoß zur Entsetzung Ismael Pascha's gegeben. Auch als Gladstone 1880 ans Ruder kam, dessen einziger Gedanke war, die Arbeit seines gehaßten Vorgängers und Nebenbuhlers umzuwerfen, der schon deshalb Oesterreich und Deutschland feind war und die Allianz mit der französischen Republik als die einzige für England werthvolle verfolgte, trat der Kanzler demselben keineswegs offen entgegen. Er weiß eben, daß das Leben eines englischen Cabinets kurz ist, daß aber nationale Antipathien, wenn sie erst einmal geweckt sind, schwer zu entwaffnen sind. Er beschränkte sich daher darauf, durch seine überlegene Diplomatie Gladstone's Action, wenn sie gefährliche Zwecke verfolgte, die Spitze abzubrechen, beobachtete aber übrigens eine Stellung von kühler Höflichkeit und vermied wirklich englische Interessen zu kreuzen, ja zeigte sich gegenüber der Intervention in Aegypten, so kopflos dieselbe ins Werk gesetzt war, durchaus wohlwollend. Diese Situation aber änderte sich, als — nach dem Sturz und Tod Gambetta's — Ferry der Colonialpolitik Frankreichs eine Wendung gab, welche die Republik dauernd überseeisch festlegte, woraus praktisch der Verzicht ad calendas graecas auf die „revendications" folgte, andererseits aber England die vollendetste Unfähigkeit zeigte, die unvergleichliche Gelegenheit auszunützen, die ihm seine thatsächliche Alleinherrschaft in Aegypten bot. Und während dies Land der Anarchie verfiel, hielt Lord Derby im Augenblick, wo er im Begriff stand, in das Ministerium einzutreten, es angezeigt, in einer Rede (December 1882) das englische Protectorat über Aegypten zurückzuweisen, „weil dasselbe uns mehr draußen als daheim von Politikern dringend empfohlen wird, für die es ein Vortheil oder wenigstens eine Genugthuung wäre, das gute Einvernehmen zwischen England und Frankreich zu zerstören. Der Partei des Absolutismus und der Reaction in ganz Europa würde es ein wahrer Triumph sein, wenn die beiden freiesten Völker Europa's gründlich aneinander gebracht werden könnten (could be set by the ears)." Wie eine solche ebenso thörichte als nutzlos verletzende Sprache in Berlin berühren mußte, ist leicht zu ermessen.

So war die Lage der Dinge, als man im Frühjahr 1883 vernahm, daß ein Bremer Kaufmann, Herr Lüderitz, an der Südwestküste Afrika's, nördlich vom Caplande um die Angra Pequeña Bai einen Strich Landes erworben. Anfangs wußte man nicht recht, wie diese Nachricht aufzufassen sei und in England spöttelte man über die Sandwüste, welche die Deutschen sich für ihren Colonisationsdrang ausgesucht hätten. Bald aber wurde es ruchbar, das Bremer Haus habe seinen Besitz nach Süden bis zum Oranjefluß, nach Norden bis zum 26° südlicher Breite erweitert, sodaß es sich nun um eine Küste von 400 Kilom. und

ein Gebiet von etwa 900 Quadratmeilen handle und damit nahm die Sache eine ganz andere Gestalt an.

Das Hinterland von Angra Pequeña und der Walfischbai ist altes deutsches Missionsgebiet; seit 40 Jahren hat die rheinische Mission als Pionier der Cultur im Namaqua- und Hererolande gearbeitet, sie hat dort eine Reihe von Stationen gegründet, die sich von der Walfischbai bis zur Capcolonie herabziehen, sie hat, abgesehen von der persönlichen Arbeit, dafür an 400,000 Mark aufgewendet. Die Capregierung hat ihr dabei in keiner Weise geholfen, sie mischte sich erst 1876 und zwar ungünstig ein, theils weil sie fürchtete, daß nach Westen ausgewanderte Boers dort einen neuen Freistaat gründen könnten, theils weil die Kaufleute der Capstadt Schädigung in ihrem Geschäft besorgten, wenn die europäische Einfuhr sich nach der Walfischbai ziehe. Es erschien also damals in ihrem Auftrag ein Mr. Palgrave in Damaraland und bot den Eingeborenen Englands Schutz an, wofür letzterem als Aequivalent ein großes Stück Land und die ganze Küste überwiesen werden sollte. Bei der Verhandlung darüber waren die deutschen Missionare ganz unbetheiligt, ja dieselbe wurde ihnen möglichst verheimlicht; es kam indeß zu nichts, als daß die Walfischbai durch Aufhissen der englischen Flagge für englisches Gebiet erklärt wurde, was aber keinem anderen Staate angezeigt, also auch von keinem anerkannt wurde und bald darauf erklärte der Colonialsecretär Lord Kimberley in einem Schreiben an den Gouverneur des Caplandes, der Besitz der Walfischbai habe für England keinerlei praktischen Werth. Mr. Palgrave that zwar eine Weile, als ob er Herr in Damaraland wäre, indem er von den dortigen Europäern Steuern erhob; war aber, da er nicht über einen einzigen Polizeidiener verfügte, ganz außer Stande, für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, im Gegentheil riß dort eine Anarchie ein, welche das Missionswerk zu vernichten drohte und schließlich zog der Agent wieder ab, indem er die erhobenen Steuern zurückzahlen ließ. So war seit fünf Jahren das Feld wieder frei und Lüderitz vollständig berechtigt, durch zweimaligen Vertrag mit dem Hottentottenhäuptling Fredericks seinen Ankauf zu machen. Bei seiner Anwesenheit in der Capstadt im September 1883 suchte der Gouverneur General Smyth ihn einzuschüchtern, indem er behauptete, daß ein Theil seines Besitzes schon früher von einem Engländer erworben sei. Lüderitz aber, der genau wußte, daß dies nicht der Fall, bestand auf seinem guten Recht und rief den Schutz des Reiches an. Als somit die Frage in Berlin zur Erwägung gestellt war, hatte die Regierung zwei Gesichtspunkte zu berücksichtigen: einem Deutschen, der muthig den ersten Schritt zur Colonisation gethan, gebührenden Schutz zu gewähren, aber zugleich festzustellen, ob man nicht damit in wohlerworbene Rechte befreundeter Nationen eingreife. Lüderitz hatte, als Ende Januar das deutsche Kanonenboot „Nautilus“ in Angra Pequeña eintraf, dem Befehlshaber desselben, Capitän Aschenborn, seine Besitztitel vorgelegt und schon vorher war vom Auswärtigen Amt die Anfrage an England ergangen, ob es auf Angra Pequeña irgend welche Ansprüche geltend mache und wie es eventuell solche begründe?

In London glaubte man nicht, sich ohne Verständigung mit der Capregierung äußern zu können; die Behauptung, welche dieselbe nachträglich aufgestellt hatte, das Gebiet sei als herrenlos in den sechziger Jahren von England einverleibt, war

um so unhaltbarer, als letzteres 1880 erklärt, die nördliche Grenze der Capcolonie sei der Oranjefluß und von da bis zur portugiesischen Grenze erhebe es, mit Ausnahme der Walfischbai, keine Ansprüche. Die Regierung fragte nun in Capstadt an, ob man die Verantwortung für die Aufrechthaltung der Ordnung in Angra Pequeña übernehmen und die Kosten dafür tragen wolle? Dazu waren die Colonialbehörden nicht bereit, ein Ministerwechsel kam hinzu und so zogen die Verhandlungen sich sehr in die Länge. Wie der Kanzler in der Sitzung der Budget-Commission vom 21. Juni bemerkte, erhielt er davon den Eindruck, daß die Frage in London so aufgefaßt werde, nicht als ob England dort Besitzungen hätte, sondern als ob es welche zu erwerben gedächte, und nachdem er sich durch die von Lüderitz mitgetheilten Documente von dessen unangreifbarem Rechte überzeugt hatte, beauftragte er am 24. April den deutschen Consul in Capstadt, officiell zu erklären, daß Lüderitz's Besitzungen unter deutschem Schutz ständen.

Die Wirkung dieses Schrittes in der Capstadt war eine tiefgreifende; am 16. Mai erschien im englischen Colonialamte eine Deputation südafrikanischer Kaufleute, die gegen die Niederlassung protestirten und darum baten, die Autorität Englands an der südwestlichen Küste aufrecht zu halten. Lord Derby erwiderte, Angra Pequeña sei zwar kein britischer Besitz, aber England habe das Recht, fremde Mächte von der Südwestküste bis zu den portugiesischen Besitzungen auszuschließen; nur frage es sich, ob man auch den sich dort niederlassenden Deutschen Schutz und Sicherheit gewähren könne, andernfalls wolle Deutschland diese Aufgabe selbst übernehmen. Auf eine Anfrage von Lord Sidmouth, welche Flagge in Angra Pequeña wehe und ob genügende Maßregeln zum Schutz der britischen Interessen getroffen? erwiderte Lord Granville unklar, wies auf die schwebenden Unterhandlungen hin, gab zu, daß Englands Ansprüche zweifelhaft seien, aber meinte doch, es habe den besten Anspruch wegen der Nähe seiner Besitzungen. Schließlich mußte die Regierung sich doch überzeugen, daß sie kein Recht habe, der deutschen Colonisation in dem erworbenen Gebiete entgegenzutreten.

Diese Vorgänge sind sehr lehrreich. Die Billigkeit erfordert anzuerkennen, daß die Beklemmungen der Capleute nicht ohne Grund sind; die Engländer, welche mit deutschen Kaufleuten und Colonisten in Berührung gekommen sind, wissen sehr wohl, daß dieselben weit gefährlichere Concurrenten sind als Franzosen und Portugiesen. Sodann kommt in Betracht, daß, nach dem Scheitern der Versuche Palgrave's, die Walfisch- und Angra Pequeñabai für England doch ein fiscalisches Interesse im Hinblick auf die Capcolonie hatten: die Bewachung der Küste enthob diese der Nothwendigkeit, an ihrer langgestreckten Nordgrenze eine kostspielige Zollcontrole zu errichten. Seit der deutschen Besitznahme Angra Pequeña's ist dieser Vortheil verloren und die dadurch von der Colonie abgeschnittene Walfischbai völlig werthlos, ja unhaltbar geworden. Dazu kommt die Erbitterung über die Ohnmacht, welche die englische Regierung seit 1880 in den Wirren der Colonie gezeigt hat, sowie über den Empfang des Präsidenten Krüger in Berlin. Aber alles das rechtfertigt die englischen Anmaßungen in keiner Weise. Wäre die Nähe einer englischen Colonie hinreichend, um andern Mächten den Besitz eines rechtmäßig erworbenen Gebietes streitig zu machen, so wäre bei dem Umfang des englischen Colonialreiches kein Punkt der Erde mehr

vor englischen Ansprüchen sicher, England gab das Transvaal auf, weil seine Macht nicht zur Behauptung desselben ausreichte, und wollte jene ganze Küste mit Beschlag belegen, um eine deutsche Handelsstation zu vernichten; ebensowenig kann der Grundsatz anerkannt werden, wonach einer Colonie es gestattet sein soll, selbständig Gebiete zu erwerben, wenn sie den Rechtsschutz der dortigen Ansiedler übernimmt und die Kosten der Verwaltung tragen will. Andere Regierungen haben nicht mit Colonialbehörden, sondern lediglich mit dem Auswärtigen Amt und mit dessen officiellen Acten zu rechnen. Der Verlauf hat dann auch gezeigt, daß, bei dem ruhig selbstbewußten Auftreten Deutschlands, England jene unhaltbaren Ansprüche aufgeben mußte[1]) und sich ebensowenig in der Lage fühlt, der nun erfolgten Besitzergreifung des Kamerungebietes entgegenzutreten. Daß auch diese wohl vorbereitet gewesen, zeigt die folgende Aeußerung des Reichskanzlers in der Reichstagssitzung vom 26. Juni. „In Bezug auf andere Landschaften, wo ebenfalls deutsche Kaufleute sich in gleicher Weise etabliren wollten, konnte ich mich selbst überzeugen, daß dort Niemand als die eingeborenen Stämme die Souveränetät auszuüben haben. Darüber wird ja ein anderes Mal zu sprechen Gelegenheit sein, vielleicht gibt in nächster Session eine Vorlage dem Reichstage Anlaß dazu." Es hatten eben dort schon länger die Hamburgischen Häuser C. Woermann und Jantzen & Thormählen Factoreien begründet und gegen Gewaltthätigkeiten der Eingeborenen und Intriguen englischer Agenten den Schutz des Reiches angerufen.

Ueber den Werth dieser beiden ersten Colonien eingehender zu sprechen, mangelt uns heute ebenso der Raum als hinlängliches und zuverlässiges Material. Wir begnügen uns hervorzuheben, daß wir mit Angra Pequeña einen der beiden einzigen guten Häfen Südwestafrika's erworben, der von bedeutender Tiefe und durch drei vorlagernde Felsinseln geschützt ist. Das Meer bietet dort großen Fischreichthum und das ganze Gebiet ist reich an Erzen, namentlich Kupfer; zu wünschen und zu hoffen ist, daß durch freundschaftliches Uebereinkommen mit England auch die Walfischbai erworben wird, die, wie erwähnt, für dasselbe jetzt gänzlich werthlos geworden ist. Das Kamerungebiet ist, von seinem natürlichen Reichthum abgesehen, wichtig, weil kein anderer Küstenpunkt Afrika's so günstig für die Erschließung von Handelswegen in das Innere liegt: in nicht zu großer Entfernung trifft man auf das Adamanaland, wo der Benue, die große Ostader des Nigersystems entspringt, das den Schlüssel zu einem ungeheueren Gebiete bildet. Von beiden besetzten Küstenstrichen aus werden sich weite Länder erschließen lassen, um deutschen Unternehmungen ein fruchtbares Feld zu bieten. Indem Deutschland so zielbewußt vorging in einem Augenblick, wo England isolirt und durch Aegypten gefesselt, Frankreich ihm entfremdet und Deutschland für seine Unterstützung auf der Conferenz verbunden ist, hat es an zwei bedeutsamen Stellen Westafrika's Fuß gefaßt und wird bei der Congofrage ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben[2]). Sein und Frankreichs Einspruch haben hingereicht, den

[1]) Telegramm Lord Derby's an den Gouverneur vom 15. Juli: „H. M's Government have determined, that they are not in a position to oppose the intention of the German ministry to extend protection to German subjects having acquired concessions or formed settlements, where no British jurisdiction already exists."

[2]) Vgl. den Vortrag des Frh. Dr. von Danckelmann „Das Congogebiet". Elberfeld, 1884.

englisch-portugiesischen Vertrag zu Fall zu bringen, in dem England die von ihm bisher bestrittenen und ganz unhaltbaren Ansprüche Portugals an der Westküste anerkannte, um nur jene Gebiete in den Händen eines schwachen Staates zu wissen und Deutschland und Frankreich auszuschließen.

Auch auf die bis jetzt mit der Colonialfrage nur in mittelbarem Zusammenhang stehende Subvention überseeischer Dampferlinien gehen wir nicht ein; vielleicht wäre das Geschick der Vorlage ein anderes gewesen, wenn sie mehr ausgearbeitet und geschickter vertreten wäre. Unzweifelhaft wird sie in erweiterter Form den nächsten Reichstag wieder beschäftigen und dann sicher angenommen werden. Wir beklagen aber den Vorgang insofern nicht, als er dem Reichskanzler Gelegenheit gab, seine Ansichten über Deutschlands Recht und Beruf zur Colonisation darzulegen. Was seine Aeußerungen über das Verfahren dabei betrifft, so dürfen wir darauf hinweisen, daß sie sich fast wörtlich mit denen decken, die wir an dieser Stelle bereits 1882 aussprachen: „Nicht die deutsche Regierung soll die Colonisation in die Hände nehmen, sondern Privatinitiative. — Die Regierung hat den Colonisten nur Schutz zu gewähren, Berufsconsulate zu errichten, die gleichsam als Colonialämter fungiren und als sichtbares Zeichen ihrer schützenden Hand einige Kriegsschiffe in dortigen Gewässern zu stationiren[1])." Die Worte des Kanzlers, denen so rasch die Thaten gefolgt sind, haben einen mächtigen Widerhall gefunden; die Colonialfrage wird sicher bei den kommenden Wahlen eine bedeutsame Rolle spielen und wenige Wahlkreise werden geneigt sein, Männer zu wählen, welche hier dem Kanzler entgegentreten wollen. Deutschland ist in die Reihe der Colonialmächte eingetreten; das ist ein Wendepunkt in unsrer Entwicklung, dessen Bedeutsamkeit schon das lebende Geschlecht erfahren wird, aber noch viel mehr unsre Nachkommen würdigen werden. Die Einleitung der deutschen Colonialpolitik ist so glücklich gewesen, daß sie zu energischem Weiterschreiten drängt und keine andre Macht wird uns daran hindern können. Hat Deutschland auch keine Marine ersten Ranges, so ist es, wie Fürst Bismarck am 26. Juni hervorhob, um so mehr im Stande, Jedem, der uns auf überseeischen Gebieten entgegentreten wollte, dies an andrer Stelle empfindlich zu vergelten. Colonien in Afrika können nur den Interessen von Handel und Industrie dienen, niemals eigentliche Auswanderungsgebiete für Europäer werden; aber man kann und wird hierbei nicht stehen bleiben, weitere Ziele werden sich entwickeln, um den überschüssigen Kräften unseres Volkes freies Feld zu bieten. Quod felix faustumque sit.

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1882, a. a. O. S. 219. — Es ist eine Genugthuung für unsere Zeitschrift, daß sie gleich Anfangs für die Colonisation eingetreten ist, und zwar ganz in dem Sinne, in welchem sie jetzt praktisch zu werden beginnt.

Anm. der Redaction.

Die Rathsmädel.

Von

Helene Böhlau.

Mitten im großen deutschen Reiche liegt ein weit und breit berühmtes Städtchen, Weimar im Thüringerlande. Da regierte, als meine Großmutter noch ein Kind war, ein sehr kluger und guter Fürst, der durch seine Güte und Weisheit die berühmtesten Dichter, die es jemals gegeben und die zu jener Zeit lebten, dazu vermocht hatte, bei ihm in seinem Städtchen zu wohnen. Und da er ein so überaus weiser Herr war, den Jedermann liebte und verehrte, so kamen die Dichter und Gelehrten gerne von allen Seiten her, lebten in der Stadt des Fürsten und schrieben dort so herrliche Dinge, daß alle Welt darüber in Staunen gerieth. Und noch jetzt ist das, was diese Männer damals gedacht und gedichtet haben, das Schönste, was wir kennen, und wird noch lange, lange Zeit das Schönste bleiben.

Von diesen Männern ist Alles genau und oftmals erzählt und beschrieben worden, und die Menschen werden in vielen Jahrhunderten noch von ihnen reden. Aber neben ihnen wohnten in jenen Tagen gar viele Leute in der Stadt, von denen fast Niemand mehr spricht. Die hatten auch ihre Freuden und Leiden, auch ihre guten Stunden, fühlten und empfanden tief, waren froh und litten, hatten auch Herz wie jene. Sie sind gestorben und vergessen. Ueber viele gute Leute waren damals schwere Zeiten hereingebrochen, Krieg und Noth. Einige Wenige leben noch, die von den vergangenen Zeiten zu erzählen wissen.

So habe ich es erfahren, daß damals in der engen, winkeligen Windischengasse in Weimar, die von Jung und Alt nur Wünschengasse genannt wurde, in einem hohen, schmalen Hause ein Herr Rath wohnte mit Frau und Kindern. Es waren zwei Buben, die in der Schule schon in den oberen Classen saßen, und zwei jüngere Mädchen, welche Röse und Marie hießen und von den Nachbarsleuten, von den Gassenbuben und von Jedermann die Rathsmädel genannt wurden. Und in der Wünschengasse und darüber hinaus war wohl Keiner, der die Rathsmädchen nicht recht wohl kannte und nicht wohl wußte, daß sie ein paar wilde Creaturen waren, die ihrer Mutter Noth machten. Spielten Röse und

Marie mit den Schulbuben auf der Gasse, da that sich wohl ein Fensterchen in dem Hause auf, vor dem sie gerade ihr Wesen trieben, und eine Frau in großer Haube oder ein guter, alter Nachbar, der bedächtig das Wochenblatt las, rief hinaus: „Röse binde Deine Zöpfe zusammen! Marie patsche nicht in den Pfützen! — Wollt Ihr wohl, Röse und Marie, oder es setzt etwas, wenn's der Vater hört!" An dergleichen Zurufe von Seiten der Nachbarsleute schienen die Rathsmädchen gewöhnt. Es machte ihnen wenig aus. Im Gegentheil blieben sie desto lustiger, thaten was sie wollten, machten ihre Sache in der Schule schlecht und waren in jeder freien Stunde auf der Gasse oder irgendwo vor der Stadt zu finden oder auch nicht zu finden. Sie hatten Beide absonderlich dicke Zöpfe, die hingen ihnen schwer am Rücken herunter, und wenn sie miteinander in ihren Ginghamkleidern über die Straße gingen und ein Gassenbube wollte mit ihnen Neckerei treiben, oder sie waren mit ihren guten Freunden in Streit gerathen, da langten sie ihre Zöpfe vor und fuchtelten damit um sich her, daß so ein Vorwitziger, der mit ihnen angebunden, allen Respect davor bekam. Denn ein fester, straff geflochtener Zopf hat schon seine Wucht, wenn er einem Bengel über Nase und Wangen fährt. Diese Zöpfe haben ihnen manchen Spaß eingebracht.

Röse und Marie konnten sich ganz in ihr braunes Haar, wenn sie es aufflochten, wie in einen Mantel wickeln. Und eine vornehme Dame, die Prinzeß Karoline, die den Herrn Rath und auch die Kinder kannte, ließ die beiden munteren Mädchen manchmal zu sich auf das Schloß kommen und hatte sie einmal, um sich mit ihnen zu vergnügen, auf zwei Schemelchen setzen lassen, ihnen das Haar aufgeflochten und um sie herumgekämmt, daß es ihnen auch die Gesichter überdeckte, ebenso Kleider und Füße und noch ein gut Stück auf der Erde hin lag. Darauf habe sie allerlei vornehme Herrschaften hereingerufen und sie rathen lassen, was für wunderbare, braunglänzende Geschöpfe da vor ihnen kauerten. Der Anblick mochte ganz eigenthümlich gewesen sein, so daß Niemand recht wußte, was er davon halten sollte, bis die Rathsmädel verlegen aufstanden und sich das Haar aus den heißen Gesichtern strichen.

Die Rathsmädchen, das wissen wir nun schon, waren ein paar lose Vögel. Sie hatten aber auch in der wunderlichen Zeit Dinge erlebt, von denen heutzutage kein noch so wilder Junge sich eine Vorstellung machen kann; von einem Mädchen gar nicht zu reden. — Eine gute Weile lang sahen sie täglich fremdes Kriegsvolk durch die Straßen ziehen und hörten Kanonen und schwerrollende Pulverwagen über das Pflaster fahren. — Mit Herzklopfen lauschten die Leute im Städtchen auf den dumpfen Kanonendonner, der bis nach Weimar dröhnte, als bei Jena die furchtbare Schlacht geschlagen wurde, in der Napoleon den Sieg errang.

Und später, da gab es in der Wünschengasse oftmals russische Soldaten, Kosacken, die hatten dort ihr Lager aufgeschlagen. Die kauerten des Nachts auf Stroh und schnarchten, und ihre Pferde standen neben ihnen und ließen die Köpfe hängen. Damals haben die Rathsmädchen auch Plünderung mit erlebt. Als die Franzosen in Weimar wirthschafteten, haben sie gesehen, wie mir nichts, dir nichts, die Franzosen nahmen, was sie fassen konnten; — wie sie aus des Vaters Hause kamen und die schönen Schinken aus der Vorrathskammer

forttrugen, und diese Schinken hatten sie gar an rosa und blaue Schärpenbänder gehängt und so über die Schultern geworfen. Die Schärpenbänder aber waren die, welche die Mutter den Mädchen sonst Sonntags um die Kleider geknüpft hatte! Als Röse und Marie das vom Fenster aus gesehen hatten, da kamen sie weinend zu ihrer armen Mutter gelaufen, die bleich im Lehnstuhl am Ofen saß, während der Vater sich draußen mit den Franzosen abplagen mußte.

An demselben Tage, an dem dies geschehen war, hockten die Beiden wieder auf dem Fensterbrett. Sie waren allein im Zimmer. Da sahen sie, wie ein paar Franzosen in dem Conditorladen, der Raths gegenüber lag, sich zu schaffen machten. Dieser Conditorladen war den Mädchen von jeher als das Verlockendste erschienen, was sie sich vorstellen konnten. Er gehörte einer alten Frau Ortelli, und die Mädchen schauten mit Spannung durch die Scheiben, was die lärmenden, schwadronirenden Franzosen wohl vorhätten. Da sahen sie, und der Athem stockte ihnen, wie die Soldaten aus einem Kasten die schönsten Figürchen, bunte Männerchen und allerhand farbiges Viehzeug, hast du nicht gesehen, mit vollen Fäusten zur Thüre hinauswarfen, dabei lachten und schrieen. Daß so etwas überhaupt möglich sei, hatten die Mädchen sich nicht träumen lassen. Ohne etwas darüber zu reden, sprangen sie Beide wieder von ihrem Fensterbrett; Röse nahm ein blau getupftes Tragkörbchen, das ihrer beider Eigenthum war und hinter dem Ofen stand und sie liefen stumm und erstaunt einmüthig miteinander die Treppe hinab und sammelten unten die Zuckerfigürchen. Da waren schon welche von vorüberziehenden Soldaten und Pferden zerstampft und zertreten worden, und wie Röse und Marie über dem Sammeln waren, half ihnen ein freundlicher Franzose dabei. — Sie hatten solche und andere ganz unglaubliche Dinge erlebt. Ein alter Kosacke, der bei ihnen im Quartier lag und der den Mädchen gut gefiel, wollte ihnen einmal einen Spaß machen und hatte sie in seinem zweirädrigen Wagen, den er „Kibitka" nannte, mit über Land genommen; und das war eine Fahrt gewesen, die sie ihr Lebtag nicht vergessen konnten. — Das ging wie der Blitz, wie der Wind! — Der alte Kosacke in seinem Pelzrocke hieb auf die Pferde ein, daß sie nur so rasten, und daß die Funken sprühten; — so fahren die Kosacken! — und der zweirädrige Wagen stieß und flog, und die Mädchen klammerten sich an dem schmalen Holzsitze fest, und der Athem verging ihnen, so schnitt ihnen der Wind bei der Schnelligkeit, mit der sie fuhren, an den Gesichtern hin. Der alte Kosacke lachte und sagte immer: „Thu nix!" und fuhr weiter und weiter, und die Bäume und Felder schwirrten nur so an ihnen vorüber, so schnell ging es, wie noch kein Mensch in Deutschland je gefahren war. Und als der Kosacke sie endlich wieder vor ihrem Hause abgesetzt hatte, da zitterten sie noch, daß sie kaum stehen konnten.

Dann einmal hatten ihre Brüder von einem anderen Kosacken ein Pferd für achtzehn Pfennige gekauft, das hatte der durstige Kerl los werden wollen, da er es wegen Futtermangel doch nicht behalten konnte. Wie die Brüder aber das Pferd mit heim brachten, da gab es Zank bei Rath's und die armen Buben mußten das Thier mit schwerem Herzen wieder fortschaffen. Aber so darunter und darüber ging es dazumal, daß die Schuljungen für ein paar Pfennige zu einem Pferde kommen konnten, für soviel, wie sie jetzt wohl für ein Dutzend

Schußkugeln anwenden. Mit dem Essen und Trinken hingegen war es schlimmer bestellt, das nahm ihnen die Einquartierung vor der Nase weg. — Es gab, wenn Soldaten im Hause lagen und mit am Tische aßen, eine braune Mehlbrühe, in die waren Fleischstücke und Brodstücke hineingeschnitten, die sich einander an Größe gleichkamen, aber es wurde damit wie folgt gehalten: die Fleischstücke für die Soldaten, die Brodstücke für Eltern und Kinder. — Das waren böse Zeiten! Die Mutter hatte den Kopf voller Sorgen und hatte Noth und immer Noth, das Essen zu schaffen, und wußte nicht, wo sie die Kleider hernehmen sollte; denn mit dem Gelde ging es knapp zu. Sie konnte auch nicht immer nach den Kindern sehen, wie sie es sonst wohl gethan hätte und konnte nicht nachkommen, ob es in der Schule gut stände. So war es geschehen, daß die Mädchen ein bischen wild aufwuchsen. Auch als die Zeiten wieder ruhiger wurden, blieben sie noch immer ein paar rechte Rangen, schwänzten die Stunden, so oft es sich thun ließ; wurden von dem Lehrer ihrer Faulheit wegen tüchtig abgestraft, machten sich aber wenig daraus; spielten in einem Wäldchen, das das Schänzchen heißt und nahe bei der Stadt liegt, die lustigsten Spiele mit allerlei Kindervolk; schrieen und lärmten und hatten nichts im Kopf, als wie sie ihre Tage recht munter hinbringen könnten. In dem Wäldchen war es eine Lust, wie sie lebten. Da gab es Gruben und Höhlen, dichtes Buschwerk und tausend Verstecke; dort hatten sie sich eingenistet und spielten Räuber nach Herzenslust, hatten ihre Schlösser dort und Burgen. Da gab es Krieg und Vertheidigung, es wurde gefangen genommen und befreit, und Röse und Marie waren immer dabei. Eine Schande aber blieb es, wie wenig sie lernten, und daß sie sich nicht die geringste Sorge um ihre Faulheit machten.

Da wohnte in der Wünschengasse eine Jüdin, welche die Kinder unter dem Namen die dicke Nanni kannten. Sie hieß Nanni Veit und war eine ältliche Person, die sich um Alles bekümmerte, was die Nachbarn thaten. Sie war im Ganzen gutmüthig, nur etwas neugierig und schwatzhaft und stand in dem Rufe, reich und geizig zu sein. Die war auf die Rathsmädchen nicht gut zu sprechen; denn sie kannte auch Marien's und Rösen's Lehrer. Und als sie wieder einmal eines schönen Tages ganz besonders ihren Aerger über die Mädchen gehabt hatte, da war sie zu der Frau Rath hinübergegangen. Die Frau Rath hatte die Jungfer in die gute Stube geführt, und Röse und Marie, denen es aus guten Gründen gar nicht recht wohl ums Herz war, daß die dicke Nanni bei der Mutter saß, lauschten an der Thüre und stießen sich gegenseitig vom Schlüsselloche weg. Was sie aber erlauschten, das waren schlimme Dinge. Die dicke Nanni sagte, nachdem sie ihre Meinung über das Wetter ausgesprochen und bemerkt hatte, daß den Fruchtknospen nach heuer wenig Obst zu erwarten sei, „ja, Frau Rath, das ist nun so und wenn Ihr es mir nicht übel nehmen wollt, da möchte ich Euch mit meines Herzens Meinung kommen. Da Ihr es nicht zu wissen scheint, daß Röse und Marie die Schule schwänzen, so wäre es gut, dächte ich, wenn Ihr es wüßtet, und deshalb habe ich mich heraufgemacht. — Ihr stellt Euch das nicht so vor, aber der Lehrer weiß sich nicht mehr zu helfen; da ist kein Auskommen. Ich sage Euch, Frau Rath" — so ging es fort. Die

Jungfer redete der guten Nachbarin zu, ein strengeres Regiment zu führen. „Die Mädels würden nun zu groß."

Bald mußten Röse und Marie vom Schlüsselloche weghuschen, denn der Vater kam die Treppe herauf und ging ernst und gemessen, wie es seine Art war, an den Mädchen vorüber, die sich ganz harmlos an das Fenster gestellt hatten, und ging auch in das Zimmer hinein. Nun wagten sie nicht wieder, zum Lauschen an die Thüre zu schleichen. Sie gingen in ihr Kämmerchen, das eine Treppe höher lag, setzten sich miteinander auf Rösen's Bett und kamen überein, daß es die dicke Nanni unten durchaus nichts anginge, wie sie es mit der Schule hielten, und daß es von ihr heimtückisch wäre, sie in eine so dumme Verlegenheit zu bringen. „So eine alte Klatsche!" sagte Röse. Da hörten sie unten die Thüre gehen, faßten sich ein Herz und schlichen sachte oben die Treppe herab, soweit nur, um zu hören, was es gäbe, ohne daß man sie bemerken könnte. Und sie hörten, wie die Mutter mit ihrer eigenthümlich weichen Stimme sagte, und jetzt klang die Stimme leise zitternd: „Ich danke Euch noch einmal, Jungfer Veit. Ihr meint es gut und ich nehme es auch gut auf. Es sind böse Zeiten gewesen und man hat noch schwer daran zu tragen. Ihr habt mir einen guten Rath mit der Concordia Loisette gegeben, ich werde es mir überlegen."

„Was denn?" sagte Röse zu Marien. „Was wollen sie denn mit der Jungfer Loisette?" „Gar nichts!" flüsterte Marie und athmete tief auf. Noch nie war die Stimme der Mutter Rösen und Marien so zu Herzen gedrungen, wie eben jetzt. Sie hatte geweint!

„Daran ist die alte Nanni schuld!" dachte Marie und bog sich etwas über das Geländer. Da hörte sie, wie die Nanni sagte, etwas schnarrend, wie es ihre Art war: „Da habe ich heute eine Eile, kaum daß ich mir den Weg zu Euch absparen konnte; muß ich jetzt noch mit meiner Dorothe das Korn in die Mühle tragen, was denkt Ihr, und habe vorher noch die Wäsche zum Einsprengen zu bringen!"

„Geizdrache!" rief Marie leise hinunter.

Und die Mutter sagte zu Nanni: „Ja, Jungfer Veiten, das solltet Ihr nicht thun, wozu haben denn die Müller die Ställe voll Esel? Ihr solltet doch das Korn nicht selber tragen."

„Ja, ja, Frau Rath, wo es einen Groschen zu sparen gibt, da sollte man es wohl thun." Das sagte sie so etwas anzüglich, wie es ihre Art war. Und Röse und Marie hatten einen rechten Aerger auf sie; sie setzten sich nebeneinander auf der Treppenstufe zurecht und trauten sich nicht herunter zu gehen.

In Weimar gab es zu jener Zeit gar viele Mühlen. Da war die Burgmühle, die Federwischmühle, die Lottenmühle, die Gassenmühle und noch manche andere. Damals kauften sich die Leute nicht fertiges Mehl, sondern ungemahlenes Korn, das die Bauern Markttags in die Stadt einfuhren, und jede Familie ließ sich des Jahres ein paar Mal ihr Korn in einer jener Mühlen mahlen und bestellte sich den Müllerknappen, daß er es abhole. Der kam dann und lud den Kornsack auf seinen Esel, der ihn zur Mühle trug. Das war natürlich für die Kinder jedes Mal ein Fest.

„So ein Geizdrache!" sagte Röse wieder. „Man sollte ihr doch einmal einen Streich spielen und ihr alle Esel über den Hals schicken."

„Du bist klug," meinte Marie, „das möchte ich sehen, wie das anginge?"

„Wir bestellen sie," sagte Röse; „das soll keine Menschenseele verrathen, daß wir sie bestellt haben."

Da rückten die beiden Mädchen eng aneinander und flüsterten und zischelten und kniffen sich vor Freude in die Finger. Eine wurde übermüthiger als die Andere, und es dauerte nicht lange, da schlichen sie die Treppe hinab bis hinunter in den Hausflur, und in dem Hausflur stießen sie sich vor lauter Unternehmungslust ein paar Mal gegen die Thürpfosten; das war so ihre Art, sich mit einander zu vergnügen. Darauf liefen sie in bester Laune und hatten alle Noth und Sorgen vergessen, die Gasse hinunter auf den Markt. Dort trafen sie einen Jungen, der ihr guter Freund war, den nahmen sie mit und vertrauten ihm Alles. Dann schickten sie ihn in die Federwischmühle und warteten draußen vor der Thüre und ließen ihn dem Müller sagen: „Die Jungfer Veit in der Wünschengasse will um sechs Uhr mahlen lassen, einsäckiges Korn, und der Esel möchte kommen." Dann gingen sie in die Lottenmühle, in die Burgmühle, und überall mußte der Junge dieselbe Ausrichtung machen. Als sie aber vor der Gassenmühle standen, da sagte der Junge, er wolle lieber nicht hineingehen, denn es hätte mit Budang neulich etwas gesetzt, und da hätte er es abgekriegt. — Budang war der Sohn des Müllers, und der Müller hieß Loisette; dessen Vater war französischer Mundkoch am Hofe gewesen. Der Sohn hieß Heinrich und wurde von Jungen und Mädchen Budang genannt; weshalb, das war nicht recht bekannt. Wahrscheinlich hatten sie ihm einen französischen Namen geben wollen und kannten nur ein einziges Wort, das ihnen französisch vorkam, das war Pudding, das Gute, Süße, die Seltenheit, die Mancher nur dem Namen nach kannte. So mochte wohl aus jenem Worte „Budang" unter ihnen entstanden sein, denn sie sprachen Alle sehr schlecht mit einander, gerade so, wie es auf den Weimarischen Gassen noch heute Mode ist.

Die Gassenmühle war ein wunderliches Haus, hatte den Giebel nach der Straße zu, die der Bornberg heißt und sehr abschüssig ist. In einen ganz kleinen, dunklen Hof führte ein schmales Pförtchen. Durch den Hof aber floß ein klarer Bach, der ein großes, düsteres Mühlrad trieb. Die Gassenmühle hatte ein geheimnißvolles Aussehen, und man glaubte, daß es darin spuke.

In der Mühle wohnten der Müller Loisette mit seiner Schwester Concordia und dem Sohne Heinrich, der auf der Gasse Budang genannt wurde. Der war ein hübscher Junge und etwas älter als die Rathsmädel, sehr zierlich mit krausem Haar und dunklen Augen. Er hatte sich den Schulbuben und Mädchen gegenüber in Respect gesetzt; wodurch wußten sie auch nicht recht, aber sie hatten welchen vor ihm. Er war ein vorzüglicher Schüler, ließ sich nichts zu Schulden kommen und wußte, wenn es darauf ankam, eine tüchtige Faust zu führen, so daß Manche von ihr schon etwas verspürt hatten. Er gehörte aber nicht zu dem Volke, das in dem Wäldchen sein Wesen trieb. —

Jetzt standen also Röse, Marie und der Junge vor der Mühle und Keines wagte sich hinein. Da kam der Mühlknappe aus dem feuchten, kühlen Hofe

und stellte sich breitspurig vor die Pforte, um eine Pfeife zu rauchen. Röse trieb den Jungen an, seine Ausrichtung zu machen, so daß er wohl oder übel gehen mußte und sagte seinen Spruch zu dem Knappen:

„Die Jungfer Veit in der Wünschengasse will mahlen lassen, einsäckiges Korn, und Ihr möchtet ihr einen Esel schicken, um sechs."

„Ja wohl," sagte der Knappe, „um sechs."

Da schaute aber Budang zum Fenster heraus und guckte ein bischen in die Luft und sah, ganz ohne etwas zu denken, die Rathsmädel stehen, erkannte den Jungen, dem er etwas aufgeblitzt hatte, und nickte ihm zu, als wollte er sagen: „Wir kennen uns schon."

„Das war dumm, daß Budang guckte," sagte Marie. Und sie gingen nun langsam in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, wieder zurück. Als sie die Treppe hinauf stiegen, rief die Mutter gerade nach ihnen, und sie antworteten etwas kleinlaut. „Kommt gleich herauf und geht in die Stube," sagte die Mutter. Sie hatte eine Schüssel in der Hand und mochte wohl in der Küche noch zu thun haben. „Geht nur, ich komme gleich," sagte sie, als die Mädchen noch standen und unentschlossen auf die Schüssel blickten. Im Zimmer war Niemand, und Röse und Marie drückten sich, etwas unbehaglich gestimmt, am Fenster herum. Röse spielte mit dem Fingerhut der Mutter, ließ ihn auf dem Fensterbrett hin und her rollen, bis er hinunter fiel, und Marie schnippte mit der Scheere einen festen, schönen Zwirnsfaden in kleine Endchen. Es wurde ihnen mit der Zeit beklommen zu Muthe. Da kam endlich die Mutter herein und sagte: „Ich bin recht bekümmert Euretwegen. Ihr seid doch schon große Mädchen und solltet verstehen, daß es Eurer Mutter manchmal sauer wird, mit Allem fertig zu werden; aber da müssen mir fremde Leute sagen, was für faule, ungerathene Kinder ich habe. Ihr macht mir das Herz recht schwer."

Röse und Marie, als wären sie bis dahin blind gewesen, sahen mit einem Male, wie ihre Mutter so blaß war, und wie sich schon ein paar graue Fädchen durch ihr dichtes Haar zogen, und das bewegte sie. Sie sahen auch, daß ihre Augen roth geweint waren. Keine wagte, etwas zu erwidern, aber Beiden klopfte das Herz, und sie wünschten in diesem Augenblicke nichts weiter, als die Mutter möge nicht so traurig aussehen. Lieber hätten sie vom Vater einen gehörigen Sermon bekommen, der würde ihnen das Herz nicht so beschwert haben, wie die wenigen ruhigen Worte der Mutter, die dieser so mitten aus der Seele kamen.

„Morgen," sagte die Frau Rath, „werdet Ihr zu der Jungfer Concordia Loisette gehen, die wird Euch Nähstunde geben und zwei Mal die Woche einen französischen Unterricht. Ich ermahne Euch zu nichts. Macht, was Ihr wollt; denn wenn Euch Euer Herz nicht sagt, was Ihr von heute ab zu thun habt, ist jede Rede unnütz." Damit ging die Mutter wieder an ihre Geschäfte.

„So! Das meinte sie vorhin auf dem Flur, wir sollen zu den Loisettens," sagte Röse und sah Marie bedenklich an. „Das hat uns die Veiten gut eingebrockt." Da schlug die Wanduhr in der Stube eben halb sechs, und Beide sahen vor sich hin und schwiegen.

„Marie," sagte Röse kleinlaut, „in einer halben Stunde sind die Esel da."

Wie sie Marien anblickte, sah sie, daß diese eine erbärmliche Miene zog und daß ihr eine Thräne schon bis herunter an das runde Kinn gelaufen war. „Hast Du Angst?“ fragte Röse mit etwas unsicherer Stimme.

„Ja!“ sagte Marie schwer bedrückt, denn es war ein böses Zusammentreffen, der Mutter bedeutungsvolle Mahnung, die Aussicht, schon am nächsten Tage in der Gassenmühle zu Jungfer Loisette gehen zu müssen, und der Unfug, den sie gegen die Jüdin eingeleitet hatten. Wie bald konnten sie nun erwarten, daß die Müller von allen Seiten der Stadt sich in der Gasse vor dem Hause der Jungfer versammeln würden, und daß es da Halloh gäbe, das war vorauszusehen.

Röse, die eine ruhigere Gemüthsart als ihre Schwester hatte und sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ, sagte: „Ach was! herauskommen wird es schon nicht, und was wird denn Großes dabei sein, einmal einen solchen Drachen zu ärgern. Wir gehen jetzt gleich hinauf zu Corniceliusens“, das waren Beutlersleute, die der Jüdin gegenüber wohnten, „und wenn es losgeht,“ fuhr die leichtsinnige Röse fort, „dann laufen wir hinunter in die Thorfahrt und gucken durch die Spalte.“ Sie machten sich also schnell auf die Beine, um noch hinüber zu dem Nachbar zu kommen. Diese freuten sich, als die Rathsmädchen bei ihnen eintraten, denn sie standen auf sehr gutem Fuße mit einander, und der Beutlermeister sagte zu seiner Frau: „Geh' und hole doch von den Backpflaumen!“

Die Rathsmädchen waren schon oft so regalirt worden; aber heute konnten sie sich auch nicht zu einer einzigen entschließen; denn vor lauter Aufregung und Angst wurde ihnen das Schlucken schwer, und sie betrachteten die guten Pflaumen als wären es Kieselsteine. Sie wagten nicht, an das Fenster zu treten und stellten sich Beide neben den Meister Cornicelius, der an einer Bauern-Lederhose arbeitete, mit seiner kurzen, festen Nadel und dem blankgewichsten Faden ausholte und in das Leder einstach, stetig und unaufhaltsam, als wäre er durch ein Uhrwerk aufgezogen und könnte erst aufhören, wenn dieses abgelaufen sei.

„Ja, ja, ja!“ sagte der Beutler und schaute während seiner Arbeit mit einem freundlichen Blick zu den Mädchen auf, die neben ihm standen und zusahen. „Für wen wird denn die Lederhose?“ fragte Röse, die es für nöthig fand, etwas zu reden.

„Die ist auf Vorrath, Röschen,“ erwiderte der Beutler, ohne inne zu halten.

„Ja, was ist denn das?“ rief mit einem Male die Beutlersfrau und trat ans Fenster. „Kinder, kommt schnell einmal her!“ Den Rathsmädchen aber wurde es angst und bange; da hatten sie die Bescherung. Unten vor der Thüre der dicken Nanni waren die Müller mit sammt den Eseln angelangt; die Jungfer war eben auch schon aus dem Hause getreten, und der Lärm ging los. Die Nachbarsleute rissen die Fenster auf; wer auf der Straße war, kam zugelaufen; es sammelte sich von allen Seiten und Müller und Esel waren bald eingeschlossen von neugierigen Gaffern, mitten unter ihnen die dicke Nanni. Sie hatte ein weißes Linnen über dem Arme hängen und die Haube saß ihr schief auf dem Ohre.

Die war in Rage; der Tausend, das ging wie Semmelbacken! Da hatte, wer nur den Mund aufthat, ohne daß er ausgesprochen, seine Antwort und zwar eine doppelt gesalzene und gepfefferte. Die Meisterin öffnete

jetzt das Fenster und drängte die Mädchen, damit sie ja Alles sehen sollten, ganz vorne hin. Der Meister machte sich auch in die Höhe und stellte sich mit eingestemmten Armen hinter die Frau. So waren die Rathsmädchen gefangen und mußten, sie mochten wollen oder nicht, mit ansehen, was sie angerichtet hatten. Sie hätten es sich noch vor zwei Stunden nicht besser wünschen können. Jetzt aber mochten sie sich am liebsten verkriechen. Die Herzen waren ihnen ganz gehörig schwer; denn so einen Straßenlärm veranlaßt zu haben, das ist keine Kleinigkeit. Aber so viel hörten sie aus all dem Zank unten heraus, daß die Jüdin sich von den Müllern selbst zum Besten gehalten glaubte; sie hatte kein gutes Gewissen gegen die Müller. Diese mochten noch so sehr auf ihrem Rechte bestehen, sie hörte nicht darauf, sondern, nachdem sie ihrem Herzen Luft gemacht, stemmte sie den linken Arm in die Seite, schaffte sich, wie es ihre Art war, tüchtig Platz, verschwand in ihrem Hause und warf die Thüre hinter sich zu. Nun räsonnirten die Müller noch eine Weile unter einander, und erst nach und nach wurde der Menschenknäuel unter dem Fenster lichter; die Müller mit ihren Eseln zogen ab, und Alles verlief sich.

„Da geht auch Budang!" sagte Marie schüchtern zu Röse.

„Ja!" sagte Röse.

Als die Mädchen mit einander die Treppe hinuntergingen, um nach Hause zu laufen, da stand, als sie aus der Thüre traten, Budang da, trat auf sie zu und sagte: „Das seid Ihr gewesen! Ich habe Euch wohl gesehen! Jetzt hier am Fenster und vorhin. Schämen solltet Ihr Euch!" Jetzt trat er ihnen noch einen Schritt näher. „Wenn Ihr Jungens wär't," sagte er mit zorniger, leiser Stimme, „da setzte es jetzt etwas; darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

Damit ließ Budang sie stehen. Er sah nur noch, daß Marien die Thränen in den Augen standen und es auch Röse schon um den Mund zuckte, aber was ging ihn das an.

Die Mädchen waren sehr betroffen, es hätte ihnen gar nichts Schlimmeres passiren können; denn Budang stand hoch in ihrer Meinung, und sie hatten nur immer ihren Aerger gehabt, daß er es nicht mit ihnen hielt. Sie waren ganz zerknirscht von Budang's offenbarer Verachtung, wie er sie gegen sie gezeigt hatte.

In einem trostlosen, reuevollen Zustande kamen sie zu Hause an; der wurde ihnen ganz unerträglich, so daß sie am liebsten laut geweint hätten, als bei Tische die Brüder von der Eselgeschichte erzählten und ihren Spaß daran hatten. Die Brüder bekamen aber von dem Vater einen starken Verweis. Er wolle nicht, daß seine Söhne sich an solchen Rüpeleien vergnügten, sagte er, und so etwas von Scham und Aerger, wie die Mädchen jetzt fühlten, war noch nie in ihnen aufgestiegen. So früh es nur anging, schlichen sie sich hinauf in ihre Kammer. Den andern Tag sollten sie zu Jungfer Loisette in die Mühle gehen und würden Budang begegnen; das stand ihnen mit Entsetzen den ganzen Abend vor der Seele. Sie konnten darüber nicht zum Einschlafen kommen und Marie kroch vor lauter Angst zu Rösen ins Bette, legte den Arm um die Schwester, und so schliefen die beiden Schelme, als sie trotz aller Sorge und Noth gar zu müde wurden, ein, und schliefen bis in den hellen Morgen.

Das war eine schwere Stunde, als sie am andern Tage nach der Vesper-

zeit, von der Mutter Jede mit einer Näharbeit ausgerüstet, zu der Jungfer Loisette geschickt wurden. Als sie vor der Gassenmühle standen und sich nicht hineinwagten, hofften sie von Minute zu Minute, daß etwas geschehen würde, um sie zu retten. Röse hatte vor lauter Angst und Scham grausame Ideen, daß es ihr z. B. gerade recht gewesen, wenn die Mühle mitsammt der Jungfer und Budang so vor ihnen in die Erde hineingerutscht wäre. — Aber was half's; sie mußten sich entschließen. Zaghaft gingen sie durch das kleine Höfchen. Ueber das mächtige Rad rauschte der kalte, klare Mühlbach und sie hörten das Mahlwerk klopfen und hämmern. Als sie in die Mühle traten, fühlten sie, wie die Dielen leise zitterten, denn alle Räder waren in Arbeit, und aus dem Mahlraum drang es wie feiner Staub, und das ganze Haus roch kräftig nach frischem, trocknem Mehl. Alles war rein und sauber, die Treppen schneeweiß, und die Mehl- und Kornsäcke standen rings an den Wänden in Reihe und Glied aufgeschichtet. Mit klopfendem Herzen stiegen sie die blanke Treppe zum ersten Stocke hinauf, wo die Müllersleute wohnten. Röse faßte Muth und klopfte. „Herein!" rief es. Röse öffnete und sie traten Beide in eine große, niedere Stube. Da kam ihnen die Mamsell Concordia Loisette entgegen; sie war ein feines Persönchen, sehr klein und schmächtig. Röse war fast schon größer als sie. Die Mamsell Concordia hatte ein frisches Gesicht und lebhafte, graue Augen.

„Nun, da kommt Ihr," sagte sie, „da wollen wir einmal sehen, wie es um Eure Näherei steht!" Die Rathsmädchen aber achteten kaum auf das, was die Mamsell sagte, denn in der großen Stube am Ofen saß Budang an einem Tischchen und drehte ihnen den Rücken zu. Er nahm keinerlei Notiz von ihrem Eintreten. — Die Jungfer Concordia sah sich die beiden Rathsmädchen, die demüthig und geduckt neben einander standen, lächelnd an und sagte, indem sie sich an Röse wendete: „Nun, wie ist es denn gekommen, daß sie Euch so Hals über Kopf hierher geschickt haben? Ihr habt es wohl ein bischen arg getrieben?" Da wurden die Beiden roth bis hinter die Ohren und erwiderten nichts. Concordia hatte sie in einem scherzenden, lustigen Tone gefragt, der ihnen gut gefiel, und sie bekamen gleich eine gute Meinung von der Jungfer.

Concordia deckte den Tisch und setzte hübsche, bunte Tassen darauf, die große Kaffeekanne und ein Stück selbst gebackenen Kuchen.

„Das ist zum Schulanfang," sagte sie.

Daß es so zugehen könne, hatten die beiden armen Sünderlein sich nicht vorgestellt. Dann nahm Concordia noch ein Glas mit drei frischen Rosen, das im Fenster stand, und setzte es neben den Kuchen auf das weiße Tuch. — Den Mädchen wurde es ganz feierlich zu Muthe. — Alle nahmen ihre Stühle, auch Budang, und setzten sich um den Tisch. Als die Jungfer eben eingießen wollte, da fiel eine von den drei Rosen aus. Sie hatte daran gestoßen und die schönen rosa Blättchen lagen auf dem weißen Linnen. Die Jungfer nahm ein paar davon und streute sie in Rösen's und Marien's Tasse, that ein Stückchen Zucker dazu, goß Milch darauf und sagte: „Das ist etwas sehr Gutes, dergleichen bekommt man nicht alle Tage. Nehmt Ihr auch ein Tröpfchen Kaffee dazu?" Da nickten die Beiden, und es gefiel ihnen trotz der Verlegenheit, in der sie sich befanden, außerordentlich.

Als Budang sah, daß seine liebe Tante Concordia so sehr freundlich mit den Mädchen war, stimmte ihn das gegen die Rangen auch milder, und er rückte ihnen die Kuchenschüssel hin. Da sahen sie ihn bedenklich an und wurden roth. Sie trauten ihm nicht recht. Die Jungfer aber, der diese Feier unversehens zu groß geworden war, sagte: „Eure Lehrer sollen ja recht unzufrieden mit Euch sein. Die Jungfer Veit sagte mir, daß Ihr die Schule schwänzt und am faulsten von Allen seid —? Ist das wahr?"

Da nickte Marie, und der gute Bissen blieb ihr im Munde stecken. „Nun, ich will Euch einmal etwas sagen;" begann die Jungfer nach einer Weile so hell wie ein Glöckchen, „das geht nicht mehr, daß Ihr so faul seid; denn sehr bald werdet Ihr ganz große Mädchen. Zeigt doch dem Heinrich manchmal Eure Arbeiten; der weiß, ob sie schlecht sind oder gut. — Nicht Heinrich?" wendete sie sich an ihn. „Das thätest Du? Du siehst den Beiden ihre Sache manchmal nach?" Da fühlte Heinrich sich geehrt und sagte: „Ja!" machte aber eine kühle und gleichgültige Miene dazu.

Nun saßen sie mit der Lehrmeisterin über der Arbeit, und Budang war hinausgegangen, und sie hatten allerlei verfängliche Fragen betreffs des französischen Unterrichts, den sie bei der Jungfer beginnen sollten, zu bestehen. Als die Stunde zu Ende war, und sie die Treppe hinunter gingen, da rief ihnen die Jungfer Concordia nach: „Geht nur und laßt Euch von Heinrich sein Marmottchen zeigen; er wartet unten im Eselstall."

Richtig, da stand Budang und sagte ziemlich mürrisch: „Kommt nur herein, da ist etwas!" Schüchtern folgten ihm die Mädchen. Das war eine Herrlichkeit in dem Eselstalle. Sechs Esel und ein junges Eselchen mit einem lockigen, dicken Kopf, das ihnen über alle Maßen verrückt und fidel entgegenrannte. — Was war doch der Budang für ein glücklicher Junge! „Da seht die Esel," sagte er etwas spitzig und sah die Mädchen leicht spöttisch von der Seite an. „Budang," begann Röse und nahm sich zusammen, „wir waren's."

Budang antwortete nichts. Das war den Rathsmädchen eigentlich sehr räthselhaft und etwas unheimlich. Aber er zeigte ihnen einen lebenden Hamster, den er im Eselstalle in einer Kiste hatte, und den er das Marmottchen nannte, und sagte ihnen, das sei ein französischer Name und hieß auf deutsch das „Murmelthier". Er ließ sich das Hamsterchen in den Aermel kriechen, aber erlaubte nicht, daß Marie und Röse das Thier anfaßten, und alle Dreie machten im Eselstalle mit einander ab, daß Röse und Marie den nächsten Aufsatz mit Budang zusammen arbeiten wollten und bestimmten die Stunde dazu. Und wirklich half ihnen Budang so getreulich dabei, daß Röse, die nebenbei gesagt eine miserable Schrift hatte, vom Lehrer darunter gesetzt bekam: „Gut gedacht, aber schlecht geschrieben." Das war ihr nicht ganz angenehm, denn sie mußte Budang die Unterschrift zeigen. Budang lachte aber darüber.

So saßen die Dreie, des Müllers Heinrich und die Rathsmädchen, wie es sich gerade traf, oben bei Raths im Dachstübchen, oder in der großen Stube bei der Jungfer Loisette mit einander und arbeiteten. Das ging anders wie früher, wo den Mädchen die Schule und Alles, was damit zusammenhing, ein rechtes Aergerniß war. Budang hatte eine außerordentliche Lust am Arbeiten, es ging

ihm leicht von der Hand, und es machte Röse und Marien den Eindruck, als vergnüge er sich damit. Nie war er schlechter Laune dabei und immer eigenthümlich liebenswürdig. Die Rathsmädchen waren über diese Erfahrung erstaunt und sahen in Budang eine Merkwürdigkeit, von der sie nicht recht wußten, was sie halten sollten.

Einmal, als die Mädchen mit Budang über dem Arbeiten saßen, betrachtete sich Röse den Freund, der sich mit seinem Lockenkopf über ein Buch gebeugt hatte, ernsthaft und kaute an ihrer Feder. Budang saß ihr gegenüber, da fuhr sie mit ihrem Finger leise in sein dickes, blondes Haar, so daß er mitten in seinem Eifer aufblickte. „Budang," sagte sie noch immer nachdenklich, „Du willst wohl so ein großes Thier werden, wie wir hier so Viele haben?" Damit meinte Röse, die sich mit Vorliebe schlecht auszudrücken pflegte, die weltberühmten Dichter, von denen ich im Anfang erzählt habe, und die zu jener Zeit in der Stadt wohnten. Budang verstand sie, denn er war an derlei Redensarten von ihr schon gewöhnt und sagte ernsthaft: „Ja, wer das könnte! — So dumm zu fragen. Du frägst doch manchmal wirklich dumm. — Ich werde Arzt!" fügte er hinzu; und er wurde es später auch. „So?" sagten die Mädchen, und wieder einmal erschien ihnen der Freund in einem neuen Lichte und außerordentlich verständig, daß er schon mit aller Ernsthaftigkeit vorsorgte und über Dinge bestimmt hatte, die ihn heute und auch morgen noch nichts angingen. — Budang war den Mädchen ein guter Lehrmeister, denn da er kaum älter war als sie, trat ihnen sein Ernst, seine Güte, sein heitrer Fleiß recht nahe, und es kam ihnen vor, als wenn sich diese Dinge gut mit ihren Jahren vertrügen, denn bis jetzt hatten sie gemeint, mit aller Anstrengung, worunter sie Fleiß, Sanftmuth und vieles Gute und Vortreffliche verstanden, damit habe es bei ihnen noch völlig Zeit. Von Budang hatten sie, ohne daß sie es recht wußten, mehr gelernt, als ihr Lebelang vorher, und sie waren jetzt bald daran, aus zwei wilden, faulen Nichtsnutzen ein paar allerliebste Mädchen zu werden.

So ging der Sommer hin. — Anfang August wurde in Weimar, wie wohl auch anderwärts, ein Volksfest gefeiert, das Schützenfest. Auf einer Wiese vor der Stadt da waren Schaubuden errichtet, und in jeder war etwas Besonderliches und Närrisches zu sehen. Schon Wochen lang vorher hatten die Herrlichkeiten, die es zu betrachten geben würde, die Gedanken der Rathsmädchen beschäftigt. Als endlich der Tag herankam, da holten sie die frisch gewaschenen, weißen Kleider aus dem Schrank, die Mutter half ihnen bei dem Anziehen, und statt ihrer schwarzen Lederschuhe setzte sie ihnen grüne, nagelneue Stiefelchen auf den Tisch und flocht ihnen in die langen Zöpfe grüne, seidene Bänder.

So aufgeputzt stolzirten sie miteinander über den Markt, zunächst dem gewohnten Ziele zu, der Gassenmühle. Budang guckte schon zum Fenster heraus und rief ihnen entgegen: „Kommt rasch herauf zur Tante Concordia, rasch! — Und Ihr habt ja grüne Bänder und habt auch grüne Schuhe!" Da lachten die Beiden über das ganze Gesicht, denn sie wußten gar wohl, weshalb die gute Mutter sie mit dem schönen Schuhwerke überrascht hatte. Es war ihnen sehr wohl und fröhlich ums Herz, und sie sprangen die Treppe hinauf. Oben stand Concordia und hielt zwei Kränze in die Höhe, die waren prächtig

voll gebunden aus schönen rosa Malven. Da rief Röse auf den ersten Blick: „Die Malven hat der Budang stiebitzt! Ich weiß auch, wo er sie her hat. Ueber Goethe's Garten da stehen welche." — „Dummes Zeug!" sagte Jungfer Concordia. — Aber ich glaube beinahe, es war etwas Wahres daran, denn der Budang guckte so schlau. — Die Jungfer führte sie vor den Spiegel und drückte ihnen die Kränze fest in die Stirne und sagte mit ihrer glockenhellen Stimme: „Ihr seid doch prächtige Mädel, Ihr Rathsmädchen, und nun macht, daß Ihr auf das Schützenfest kommt!"

Auf der Vogelwiese war ein Gedränge, es schnurrte, lärmte und schrie von allen Seiten und schon von Weitem. Wie sie mit Budang die breite Allee hinaufgingen und noch nicht recht wußten, wo sie ihren Groschen anbringen sollten, da sahen sie zwei Männer kommen: der Eine, klein und untersetzt, auf der Brust einen prächtigen Stern, der Andere von mächtiger Gestalt, stattlich im langen, blauen Gehrock. — Und Alles machte den Männern ehrerbietig Platz. Budang und die Rathsmädchen wußten gar wohl, wer ihnen da entgegen kam. Der Kleine war Karl August, der gute und weise Fürst, Großherzog von Weimar; der Andere Goethe, der Dichter. Budang zog die Mütze und sagte: „Da kommen sie!" Und da waren sie auch schon ganz nahe, und die Mädchen standen und knixten, und Budang wußte nicht, was er für ein Gesicht machen sollte, als Karl August Röse und Marie an die Hand faßte und sagte: „Ei, da seid Ihr ja auch, Ihr Rathsmädel. Kommt einmal mit! Und Du kannst auch mitkommen!" wendete er sich an Budang, dem das Blut zu Gesichte stieg. Am Wege unter den Bäumen stand die kleine grüne Jagddroschke von Karl August, die Jedermann kannte. Der Großherzog rief den Kutscher herbei und ließ die Kinder sich hineinsetzen, hob selbst die zierliche Röse in den Wagen und nickte ihr zu. „Nun zu!" rief er. „Nun fahr' Er die Bälge einmal tüchtig in die Runde und schaffe Er sie wieder hierher!" Ganz so sagte er und nicht anders. Jetzt fuhren die Dreie in der berühmten Droschke über die Vogelwiese und waren gar zufrieden mit sich und aller Welt; und die Mädchen freuten sich, daß Budang mit ihnen war; denn sie hatten ihn lieb und wußten, daß er es gut mit ihnen meinte. Und alle Dreie hielten sich an den Händen, so halb aus Freude, und halb, weil es sie verlegen machte, mitten durch die vielen Leute zu fahren, und sie saßen geputzt neben einander, und die Sonne schien und Alle schauten ihnen nach. Das war ein herrlicher Tag.

Die Dreie aber blieben in guter Freundschaft ihr Leben lang und gedachten der glücklichen Jugend, als sie mit einander alt geworden waren.

Und das Alles hat mir meine Großmutter erzählt und da ist kein Wort hinzugesetzt. Sie hat das Alles mit erlebt, denn das Rathsmädel, die Röse, ist meine liebe, gute Großmama.

Ein deutscher Freund Thomas Carlyle's.

Joseph Neuberg.

Es waren nicht sehr erbauliche Dinge, welche wir in den neuerlichen Publicationen Mr. Froude's aus dem Nachlasse Thomas Carlyle's zu lesen bekamen; sie gemahnten uns, in nicht eben angenehmer Weise, an das, was wir selber erlebten und empfanden, als, unmittelbar nach dem Tode Varnhagen's von Ense, Fräulein Ludmilla Assing an die Hebung der Schätze ging und die „Indiscretionen" fortan wie aus einer unversieglichen Quelle strömten. Aehnlich wie Fräulein Assing, konnte Mr. Froude sich auf den ausgesprochenen Willen des Hingeschiedenen berufen; aber ähnlich, wie in Deutschland, war man auch in England der Ansicht, daß dem Andenken desselben kein guter Dienst geleistet sei durch diese vorzeitigen Veröffentlichungen, welche Niemandem Freude machten, sehr Viele verletzten, und deren erste, die „Reminiscences", erschienen (1882), nachdem das Grab sich kaum einen Monat über dem Todten geschlossen hatte. Die Enttäuschung, um nicht zu sagen der Unwille, welchen dieses Buch, voll von Ungerechtigkeiten gegen Zeitgenossen, hervorrief, war groß und die Reaction der öffentlichen Meinung zu Ungunsten Carlyle's stark; aber stärker und allgemeiner noch äußerte sich der Umschlag, als, kaum ein Jahr später, die „Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle" (1883) folgten und Züge der traurigsten Art aus dem eignen Leben, der Häuslichkeit und der Ehe Carlyle's an das Licht brachten.

Wir wollen hier die Frage nicht erörtern, ob, wenn die Publication überhaupt geboten, der Herausgeber solcher Intimitäten nicht die Pflicht habe, Alles daraus zu entfernen, woran nur Neugier ein Interesse hat, während die Literatur nichts gewinnt und, mehr noch als der Lebende, der Todte dabei verliert. Dies Bedenken gilt freilich nur für die Menge des außen stehenden Publicums; denn für Denjenigen, der sich ernsthafter mit dem Leben und den Werken Carlyle's befaßt hatte, konnten jene Schriften nur Bestätigungen, keine Ueberraschungen enthalten; sie verstärkten vielleicht nur, neben dem Gefühle der Bewunderung für die Größe dieses innerlich unglücklichen Mannes, das des Mitleids und der Entschuldigung für Vieles, was in seinem Wesen abstoßend und unsympathisch war — seine Selbstsucht und Bitterkeit, die Folgen eines immerwährenden und zuweilen unerträglichen Zustandes von körperlichem Unbehagen. Auch durfte Jeder, der den wahren Carlyle kannte, sich wohl sagen, daß der Ruhm dieses Mannes ein zu fest begründeter sei, als daß solche Flecken ihn dauernd verdunkeln oder gar auslöschen könnten; daß der Tribut, den er seiner irdischen Natur gezahlt, eines Tages vergessen sein und nur was Tröstliches und Verheißungsvolles in seiner Erscheinung war, fortleben würde.

Was das Herannahen dieses Tages zu beschleunigen vermag, wird denen willkommen sein, welche den Werth Carlyle's als eines Lehrers und Führers kennen ge-

lernt haben; und von Allem daher, was über ihn geschrieben oder von ihm mitgetheilt worden ist, wird sie seit langer Zeit nichts so freudig berührt haben, als der Artikel eines Ungenannten im Augustheste von „Macmillan's Magazine", der unter dem Titel „Carlyle and Neuberg" die Geschichte einer Freundschaft erzählt, wie sie reiner, uneigennütziger, edler auf der einen Seite nicht gedacht werden kann, während sie auf der andren Seite zeigt, welcher Dankbarkeit auch das Herz Carlyle's fähig war und welche Fülle von Anhänglichkeit und Treue sich darin barg. Für uns Deutsche gewinnt das Verhältniß an Reiz durch den Umstand, daß dieser Freund Carlyle's ein Deutscher war — einer jener tüchtigen, bescheidenen, selbstlosen Männer, deren Beruf es scheint, sich einem Höheren zu widmen, einem geistigen Lehnsherrn, so zu sagen, und ganz in ihm aufzugehen, wie Eckermann in Goethe. Wir würden auch hinzusetzen: Boswell in Johnson; aber Boswell war eitel und Neuberg war es nicht. Er besaß — leider! — nicht einmal die Eitelkeit, sich ein Stückchen Unsterblichkeit durch seine jahrelange Verbindung mit seinem Meister zu sichern. Als man ihm gegenüber einmal die Hoffnung aussprach, er werde sich doch gewiß über seine Gespräche mit Carlyle Notizen machen, erwiderte er mit Bewegung, indem er die Hand aufs Herz legte: „sie sind hier." Mit äußerster Pietät dagegen bewahrte er jeden Brief und jedes Zettelchen auf, welches er im Verlauf einer fast zwanzigjährigen, bis an sein Ende dauernden ungetrübten Freundschaft von Carlyle empfangen hatte; und diese Briefe, zusammen mit einigen andern von Neuberg an seine Schwester sind es, welche der Artikel in „Macmillan's Magazine" mittheilt. Nicht nur geben sie ein ganz eigenartiges Bild des „Weisen von Chelsea", seiner Art zu leben, zu denken, zu sprechen und zu schreiben: sie sind auch so reich an Bemerkungen, die zumal für deutsche Leser von hohem Interesse, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, Einiges daraus an dieser Stelle zu reproduciren.

In Deutschland ist der Name Joseph Neuberg's als der des Uebersetzers von Carlyle's Vorlesungen „über Helden und Heldenverehrung", sowie der vier ersten Bände von dessen „Geschichte Friedrich's II." bekannt geworden. Im Jahre 1806 zu Würzburg geboren, widmete sich Neuberg dem Kaufmannsstand und kam in ein Hamburger Haus, in welchem er sich so hervorthat, daß er sehr bald als Vertreter desselben nach Nottingham gesandt und hierauf zum Partner gemacht wurde. Ausgezeichnet als Geschäftsmann und erfolgreich in seinen Unternehmungen, war frühe schon in ihm ein Hang zu den Studien, dem er sich in den bequemen Verhältnissen seiner späteren Jahre mehr und mehr hingab; und, wiewohl den größten Theil seines Lebens in England und unter Engländern verbringend, bewahrte er sich doch stets eine warme Liebe zu der deutschen Heimath, der deutschen Sprache und der deutschen Literatur. Gewiß trug dieser Grundton in seinem Wesen nicht wenig dazu bei, den Verkünder Goethe's in England mit Theilnahme für den schlichten, ernsten Deutschen zu erfüllen, welcher, dem eignen Drange nach Wissen und Belehrung folgend, eine sehr segensreiche Thätigkeit in seiner nächsten Umgebung entfaltete. Jahre lang war Neuberg Präsident der Volksbildungsschule (People's College) und des literarischen Departements des Handwerkervereins (Mechanic's Institution) in Nottingham. Oft hielt er hier selbst Vorträge; mehr aber noch war er bestrebt, jenen Instituten die Vorträge bedeutender Männer zu sichern. Auf seine Einladung kam im Jahre 1847 Emerson nach Nottingham, und durch diesen ward die Bekanntschaft Neuberg's mit Carlyle, zu dem er lange schon in stiller Verehrung emporgeblickt hatte, vermittelt. Neuberg's Schwester sagte zu Emerson: „Ich glaube, mein Bruder würde seinen kleinen Finger darum geben, Carlyle kennen zu lernen." Das erste Begegnen fand in London, im Sommer 1848 statt, und hinterließ einen so günstigen Eindruck, daß Frau Carlyle ihm schrieb: „Kommen und besuchen Sie uns, so oft Sie in London sind. Wir Beide fühlten uns zu Ihnen hingezogen (took to you, unterstrichen) vom ersten Abend an. Was mich betrifft, so habe ich eine natürliche oder erworbene Verwandtschaft mit den

Kummervollen. Daß Jemand einen großen und dauernden Schmerz habe, ist immer genug, um mich zu seinem Freunde zu machen."

Der Schmerz, auf welchen Frau Carlyle hindeutet, war der Tod von Neuberg's Gattin nach kaum sechs Jahren glücklicher Ehe. Dieser Verlust legte dem trostbedürftigen Manne die Frage nahe, ob er sich jetzt nicht ganz der Literatur widmen solle; und als ein Jahr später Frau Carlyle die Neubergs in Nottingham besuchte, sagte Neuberg ihr eines Tages, das, was er am meisten wünsche, sei: der literarische Beistand ihres Mannes zu werden. Carlyle nahm das Anerbieten gern an; er litt an einem immer zunehmenden Mißtrauen gegen Alles, was er schrieb. „Die Hilfe eines Mannes wie Sie könnte wirklich werthvoll sein in dieser kleinen Angelegenheit. Denn was ich brauche ist nicht nur ein Copist, fähig und willens, mein Geschreibsel zu entziffern und es in klare Lesbarkeit zu bringen, sondern ich brauche auch einen Mann von entscheidendem Urtheil und von Einsicht, welcher vollkommen taxiren könnte, was er liest; einigermaßen weiß, was etwas werth sein möchte und was deutlich nichts werth ist. . . . Abschreiber der gewöhnlichen Art habe ich gehabt und könnte sie vielleicht wieder haben; aber einen abschreibenden Herausgeber, von jener Art, würde ich für Geld und auf dem Arbeitsmarkt vergeblich suchen. Mittlerweile finde ich, nach wiederholten Versuchen, daß mir diesen Dienst selber zu leisten in vieler Hinsicht schwer ist und, wie ich vermuthe, sich als unmöglich erweisen wird, mit dem Feuer so nahe zur Hand."

Carlyle war um diese Zeit mit den „Latter-Day Pamphlets" beschäftigt, in welchen er, unter der Nachwirkung der Ereignisse des Jahres 1848 und, wiewohl ein Conservativer, von einem ganz radicalen socialistischen Standpunkt aus seine zornigen Paradoxen gegen die herrschenden Classen schleudert. Mitten in dieser Arbeit traf ihn Neuberg; und es scheint, daß Carlyle einen Augenblick Bedenken trug, einen wenn auch nur ideellen Theil der Verantwortlichkeit auf die Schultern eines Dritten abzuwälzen. Es war etwas in ihm von dem Propheten, der das, was er zu verkünden hat, nur widerwillig ausspricht; und zahlreiche seiner Aeußerungen bestätigen, daß ihm jedes neue Werk Seelenqualen bereitet, daß er es wie eine Last empfindet, vor der er zurückschreckt. „Alles in Allem fürchte ich, daß es meinerseits nur ein andrer, fein instinctiver Kunstgriff ist, der wirklichen Schwierigkeit auszuweichen; denn die Wahrheit ist, ich habe wieder etwas zu schreiben, in diesen Zeiten, ein ungeschriebenes, unerträgliches Etwas . . . . und ich vermuthe, es wird kein Mittel der Entscheidung geben für das, was zu schreiben und was stumm zurückzuhalten, oder wie überhaupt in der Sache fortzufahren ist, außer — außer ach! wenn ich wieder in jenen schrecklichen Fieberzustand des Hellsehens gerathe, welcher mir, wenn ich Bücher schreibe, gewöhnlich ist, welchen ich aber schaudre, wiederum als unvermeidlich anzusehen."

Indessen ließ Neuberg sich dadurch nicht abschrecken, an seinem Entschluß festzuhalten und sein selbsterwähltes Amt anzutreten; Ende 1849 ist er in London und er verweilt dort auch den größeren Theil des Jahres 1850, der in Nottingham zurückgebliebenen Schwester regelmäßig über sein Zusammenleben mit Carlyle berichtend. „In seinen Manuscripten, welche ich in Ordnung zu bringen habe, finden sich auf fast jeder Seite Randbemerkungen, welche nichts mit dem Text zu thun haben und in welchen er so nebenbei mit sich selber zu sprechen scheint." Neuberg theilt einige dieser halb englisch, halb deutsch geschriebenen Marginalnoten mit: „Ach, unnütz in dieser Weise fortzufahren." — „O Himmel, du, hu, hu, hu!" — „2. Januar 1849. Heut ist der zweite Tag des Jahres. Schon enthält das Jahr nur noch 364 Tage; wie werden die Tage vergeudet!" — „3. Januar. Ach, ach, wieder einen Tag vergeudet, sollen denn alle Tage vergeudet werden? Guter Himmel!" — „Ach Gott, dies ist reiner Kehricht. — Der Dampf will nicht kommen. — Genug davon; ach!" u. s. w. —

Einmal sprach Carlyle von der Bibel. „Es ist ein wundervolles Buch, das. Vor einigen Jahren las ich die vier Evangelien durch und weinte sehr viel dabei. Sie sind voll Aufrichtigkeiten und immerwährender Wahrheiten. Ich fand nicht, daß

Christus der Pfund-frischer-Butter-Charakter sei, welchen die Leute aus Ihm gemacht haben. Im Gegentheil, Er ist ein Mann mit einem großen Theil Zornes in Ihm; aber der Zorn all' auf der rechten Seite. Er hat immer ein scharfes Wort den Pharisäern zu erwidern. Wenn Einer, der die zehn Gebote gehalten hat, Ihn fragt, ob das nicht genug sei, so sagt Er ihm, nein! laß all' Deine Reichthümer und folge mir! — Er geht in den Tempel und wird unwillig gegen die Käufer und Verkäufer, und wirft ihre Tische mit einem Stoß seines Fußes um und nimmt eine Geißel und treibt die Geldwechsler fort von der heiligen Stätte! Ich dächte, wenn Jemand in unsern Tagen in unsern Kanzleihof (court of chancery) ginge und dort das Gleiche thäte, so würden ihm die Leute einen anderen Charakter geben, als den eines Pfundes frischer Butter!"

Ein andres Mal, von der Gleichgültigkeit unsrer Zeit gegen hochgesinnte Männer sprechend, sagte er: „Wenn Jesus Christus heute käme, so würde man ihn nicht einmal kreuzigen; man würde Ihn zum Diner einladen und hören, was Er zu sagen hätte, und sich darüber lustig machen." — Wieder ein andres Mal, als das Gespräch auf die reichen Leute kam, sagte Carlyle: „Hans Sachs, Euer Nürnberger Schuhmacher, mit seinem langen weißen Bart unter seinem Apfelbaume sitzend, war eine unendlich noblere Figur, als irgend einer von den Millionären unsrer Tage. Man sagt mir: „Es ist sehr leicht für Dich, nicht nach Geld zu fragen — Du hast für keine Kinder zu sorgen;" und ich denke immer an Luther, armer Kerl (poor fellow)! Er hatte einige 24 £ (ungefähr 480 Mark) des Jahres, und seine Freunde riethen ihm, ein größeres Einkommen, seiner Kinder wegen, zu suchen, aber er antwortete: „Ich fühle mich nicht verpflichtet, meinen Kindern Geld zu hinterlassen; die Gnade Gottes ist besser als Geld."

An einem frühlingswarmen Februar-Nachmittage besuchte Carlyle seinen Freund, der auf der Höhe von Hampstead, nördlich über London, Wohnung genommen hatte. Carlyle war ein starker Pfeifenraucher; in kurzer Zeit hatte er Neuberg's Zimmer ganz mit Tabakswolken erfüllt und dazwischen ergoß er sich in Klagen über das Elend des menschlichen Lebens. „Es ist eine Sehnsucht im Herzen des Menschen, welche nichts in diesem Leben zu befriedigen vermag. Wenn man mir das ganze Sonnensystem gäbe, so würde ich sagen, dort ist der Stern Sirius, den muß ich auch haben. Fürwahr, der Mensch kann sehr wohl bestehen, ohne glücklich zu sein. Wenn ich des Nachts zu Bett gehe, dann kommt es nicht darauf an, ob ich während des Tages glücklich gewesen bin oder nicht; es kommt nur darauf an, ob ich etwas Nützliches gethan habe. Das, was den Menschen unglücklich macht, liegt um ihn her, als so viele Arbeit, die er zu thun hat — so viele Teufel, die zu bändigen, und Ordnung und Schönheit, die daraus hervorzubringen sind. Wenn mir Jemand sagt, er sei glücklich, so bin ich geneigt, ihm zuzurufen: Du Schurke, glaubst Du, daß Du nur dazu geschaffen bist, Dich auf Sophas herumzuräkeln, und Dich zu amüsiren inmitten einer so traurigen Wirklichkeit, wie diese Welt ist?"

Es begannen nun die Vorbereitungen zu dem letzten von Carlyle's Hauptwerken, der Geschichte Friedrich's d. Gr. Neuberg und seine Schwester siedelten für zwei bis drei Jahre (1850—1853) nach Bonn über, woselbst der „freiwillige Gehülfe" Carlyle's sich seinem Freunde besonders nützlich machte durch Beschaffung von Material zu dessen beabsichtigter Arbeit. Er hörte Vorlesungen an der Universität, besuchte die Bibliothek und lebte viel in der Gesellschaft von Arndt und Dahlmann. „Der alte Arndt, wie Sie mir ihn malen, sieht bezaubernd aus — ein vorzügliches Stück altdeutschen Stoffs. Ich bin entzückt zu hören, wie kräftig er gräbt und hackt, wünsche jedoch daneben, er möchte uns ein andres Buch schreiben — irgend etwas aus seinem Leben oder andre Auswahl aus seinen Erfahrungen in dieser Welt — so wie es einem *πολύμητις* und *πολύτλας*, einem Manne, der viel gesehen und viel geduldet hat, zu geben wohl ziemt in seinem Alter!"

Im Juli 1851 war Neuberg in Berlin und scheint sich gegen Carlyle nicht allzugünstig über seinen Aufenthalt daselbst ausgelassen zu haben. Worauf dieser

schreibt: „Ihr Bild von der Stadt Berlin und Nachbarschaft ist freilich so, daß es Einen dankbar machen muß, in diesem heißen Wetter nicht dort zu sein; obgleich eine eiserne Energie in ihm auch ist; und ich habe lange bemerkt, daß der Unterofficier (the Drill-Serjeant, unterstrichen) dort mit weit größerer Wirkung thätig gewesen ist, als irgendwo sonst, wovon die guten Früchte nicht verfehlen werden, sich demnächst zu zeigen!"

So schrieb Carlyle am 25. Juli 1851!

Im folgenden Jahr endlich sollte Carlyle selber das Land sehen, dessen geistiges Leben er mitgelebt seit den letzten Jahren Goethe's; und dessen größten Staatsmann, Feldherrn und nationalen Regenerator er zum Helden seines abschließenden Werkes erwählt hatte. Seine Reise nach Deutschland begann im August 1852 und sie dauerte sechs Wochen. Er ging zunächst an den Rhein, nach Bonn und wohnte dort bei seinem Freunde Neuberg in der Coblenzer Straße. Als er das erste deutsche Bett sah, rief er aus: „Meinen die Deutschen wirklich, daß man in seinem Bette sitzen solle?" Von Bonn aus begleitete Neuberg den berühmten Reisenden. In Frankfurt erwartete denselben der Privatsecretär des Großherzogs von Weimar, um ihn, den Freund Goethe's, im Namen seines Herrn dort zu bewillkommnen und an den Hof einzuladen. „Wir besuchten Goethe's Haus (in Frankfurt). Carlyle nahm seinen Hut ab und sagte: Salve!" Marburg — „eine alte todte Stadt" — gefiel ihm sehr; aber in Cassel störten ihn die Nachtwächter mit ihren Hörnern und Pfeifen, die Thurmuhren und das Wagengerassel. „Der Wirth in unserm Hôtel bat uns, über Sonntag zu bleiben, um die Wasser auf Wilhelmshöhe springen zu sehen. Carlyle antwortete: „Ich würde nicht einmal bleiben, um Hassenpflug hängen zu sehen, was doch ein weit grandioseres Schauspiel sein würde.'" Den nächsten Tag machte man in Eisenach Halt und stieg zur Wartburg hinauf. „Es war rührend, Carlyle's Pietät für alle Reliquien Luther's zu sehen, in dessen Zimmer er sagte: „Auf der ganzen Erde gibt es für mich keinen heiligeren Platz, auf dem ich stehen könnte, als diesen!" Ehrfurchtsvoll legte er seine Hand auf Alles, was von Luther gekommen war und küßte seinen Tisch ...." Carlyle hatte seiner Mutter versprochen, allen Spuren Luther's zu folgen, und er saß bis spät in der Nacht auf, um ihr einen vollen Bericht nach Scotsbrig zu senden.

In Weimar wurde Carlyle mit der größten Auszeichnung von Seiten der fürstlichen Herrschaften empfangen. Wir hören von Einladungen zur Tafel und Fahrten nach Belvedere und Tiefurt, wobei Carlyle immer seinen „Heckerhut" trug. Viel auch war er zusammen mit Schöll, dem Herausgeber der Briefe Goethe's an Frau von Stein. Jahre waren vergangen, seitdem Carlyle — er selber damals ein Unbekannter — aus der Einsamkeit von Craigenputtoch, „zwischen dem Granitgebirge und dem schwarzen Moorgefilde", welche sich durch Galloway bis an die Irische See ziehen, zuerst an Goethe geschrieben hatte. Jetzt war er in Goethe's Stadt, wo ihn Alles gleichsam heimathlich anmuthete und wo das ganze Leben des großen Dichters noch einmal an ihm vorüberzog, von den stürmischen Anfängen bis zur stillen Fürstengruft. Man weiß, daß das Innere von Goethe's Haus — leider immer noch! — für Besucher nicht zugänglich ist; aber Goethe's Schwiegertochter, Frau Ottilie von Goethe, hatte angeordnet, daß, wenn Carlyle jemals nach Weimar käme, ihm Alles gezeigt werden solle. „Goethe's Arbeits- und Schlafzimmer, mit dem Bett, in welchem er starb, und dem gewöhnlichen hölzernen Tisch, um welchen er rund und rund ging, während er dictirte, sind rührende Andenken. Die Zimmer sind klein und niedrig und ohne Teppiche. Hier verbrachte er die meisten seiner Tage. Es ist augenscheinlich, daß er nicht in Weimar, sondern in seiner eigenen Welt lebte. Seine Kunstwerke und Sammlungen sind in einem anderen Theile des Hauses, in welchen er sich nur begab, wenn ihn Freunde besuchten. Ebenso rührend sind Schiller's Arbeitszimmer und die Bettstelle, in welcher er starb." Carlyle vermochte nicht zu begreifen, wie man in einem Bett ohne Vorhänge sterben könne; „es muß schrecklich sein," sagte er — und doch, wie der Verfasser des Artikels in einer Note bemerkt — war es auch ihm beschieden, einst in einem Bette zu sterben, welches keine Vorhänge hatte! —

Von Weimar ging die Reise nach Dresden und, durch die sächsische Schweiz, nach Lobositz und den schlesischen Schlachtfeldern Friedrich's des Großen; von dort über Frankfurt a. O. nach Berlin, wo Carlyle und Neuberg Anfangs October eintrafen und im British Hôtel unter den Linden wohnten. Sobald es bekannt wurde, welchen illustren Fremden unsere Stadt beherberge, drängten sich auch hier die gastlichen Veranstaltungen von Tag zu Tag und vom Morgen bis Abend. „Wir führen ein recht flottes (pretty fast) Leben hier," bemerkte Carlyle. Bei einem der ihm zu Ehren gegebenen Diners waren Excellenz von Olfers, Generaldirector der Königl. Museen, dessen Schwiegersohn Geh. Rath Abeken, Geh. Rath Wiese, der Maler Magnus und „unser alter Freund Cornelius" zugegen. „Carlyle machte alle Art von Ausfällen gegen die Maler mit ihren Bildern von Christus und ihren Madonnen; und Cornelius nannte ihn verschiedene Male „einen gottlosen Mann". Dennoch haben die Beiden gelernt, einander zu schätzen."

Nach England zurückgekehrt, ging Carlyle sogleich an die Arbeit, und ein halbes Jahr später traf auch sein „fidus Achates" ein, um ihm als Amanuensis dabei zu helfen und England auf die Dauer nicht mehr zu verlassen. Das große Werk seines Freundes nahm nun aber noch zwölf Jahre bis zu seiner Vollendung in Anspruch, und schritt langsam, unter vielen Kämpfen, heftigen Zweifeln und Schwierigkeiten aller Art fort. „Es ist das armseligste, mühsamste und beschwerlichste Stück Arbeit, welches ich jemals unternommen habe," rief er einmal, als er noch mitten darin steckte, gegen Varnhagen von Ense aus; „was zum Teufel hatte ich auch zu schaffen mit Eurem Friedrich?" Aehnliche, nicht minder starke Ausdrücke finden sich in der Correspondenz mit Neuberg „über das fürchterliche Unternehmen, Friedrich den Großen" ... „In meinem ganzen Leben bin ich nicht in einem so schmutzigen Wirbel tanzenden Sandes gewesen, in welchem ich nichts zu thun hatte: die einzige Frage ist nur, wie ich wieder herauskomme?"

Mehrfach fühlte er sich versucht, „das Ding" ganz und gar aufzugeben; aber immer wieder raffte er sich auf, unterstützt von seinem hingebenden Freunde, Joseph Neuberg, und im Jahre 1865 erschien der letzte Band des Werkes, nach dessen Vollendung Carlyle auf der Höhe seines Ruhmes stand. Er wurde, nach stattgehabter Wahl, als Nachfolger Manzoni's, zum stimmfähigen Ritter des preußischen Ordens „pour le mérite" für Wissenschaften und Künste ernannt; und es stand dem Biographen Friedrich's des Großen wohl an, den von diesem Könige gestifteten oder erneuten Orden zu tragen. Das von Disraeli („him they call Dizzy") ihm angebotene Großkreuz des englischen Bathordens dagegen lehnte er ab. Der schönste Tag seines Lebens war vielleicht der, wo er (im April 1866) als Lordrector der Universität Edinburgh seinen triumphalen Einzug in diese Stadt hielt, in welcher er einst als armer Student seinen mühevollen Weg begann. Aber dieser Tag des Glückes sollte der Vorbote seines größten Unglücks sein: während er noch in Schottland war, verstarb in London eines plötzlichen Todes seine Gemahlin, Jane Welsh Carlyle, der er in tiefer Trauer das Zeugniß auf den Grabstein schrieb: „In ihrem hellen Dasein hatte sie mehr Schmerzen, als gewöhnlich sind, aber auch eine sanfte Unbesiegbarkeit, eine Fähigkeit der Unterscheidung und eine noble Loyalität des Herzens, welche selten sind."

Das Licht seines Lebens war wie erloschen und über den Rest desselben lagerte sich ein Schatten, der nie mehr gänzlich wich. Doch hörte bis zu seinem letzten Athemzuge sein männlicher Kampf nicht auf für das, was ihm als Wahrheit galt, noch verringerte der eigene Schmerz seine Sympathie für das Leiden Andrer; und jetzt wie früher sagte er dem Freunde, der ihm so wacker geholfen, manch' gutes Wort, als auch bei diesem die Zeichen nahenden Alters und Verfalls erschienen. Schon im Jahre 1853 hatte er ihm geschrieben: „Ich kann wohl aus meiner eigenen Erfahrung verstehen, welch' trauriger Gedanke der menschlichen Seele sich unter solchen Umständen bemächtigt: ‚Ach! da bin ich denn über die Spitze des Hügels hinaus; und nur tieferes und tieferes Hinabsteigen ist für mich noch möglich; und dies ist Alles, was das Leben gewähren mochte, das höchst meßbare dies!' — Nichtsdestoweniger dürfen

wir nicht muthlos sein: auch das Hinabsteigen hat seine Schönheiten, fromm und feierlich, wenn auch weniger geräuschvoll und blendend, als die Reise hügelauf war; und der Mensch *ist* unter dem großen, blauen Himmel, auf allen Lebensstufen, bis er stirbt, und nachher auch. Muth! Muth!" — Und im October 1854: „Diese Welt wird sehr *herbstlich* für Einen in unsrem Lebensalter; aber auch der Herbst hat seine Vortheile, seine Befriedigungen, und der immerwährende Azur ist über Einem, mit den Sternen und den Ewigkeiten, zu allen Jahreszeiten."

Im August 1866, unmittelbar nach den großen Ereignissen dieses Sommers, war Neuberg seiner Gesundheit halber in ein deutsches Bad gegangen. Dorthin schreibt ihm Carlyle: „Daß Deutschland fortan auf seinen Füßen stehen und nicht auf der Heerstraße zerstückelt werden, sondern allen Arten von Napoleon's und hungrigen, tellerleckenden Hunden Trotz bieten soll mit klarem Stahl in der Hand und einem ehrlichen Vorhaben im Herzen — dies scheint mir die beste Neuigkeit, welche wir oder Europa gehört haben in den letzten vierzig Jahren oder mehr. Möge der Himmel es gedeihen lassen! Vielen Dank auch für Bismarck's Photographie: der Ausdruck seines Gesichtes ist königlich genug[1]) und ich glaube mehr und mehr, daß er ein höchst beträchtlicher Mann sei; vielleicht die größte Annäherung an einen Cromwell, die noch möglich ist in diesen armen Zeiten."

Ein sehr merkwürdiges Wort dies, von Demjenigen, der zuerst das Auge hatte, durch den heuchlerischen „cant" von Jahrhunderten, die Größe Cromwell's wieder zu erkennen, und den Muth, sie laut zu verkünden — dieses gewaltigsten aller englischen Staatsmänner und Krieger, dessen Bild immer noch im englischen Parlamente fehlt! Ein angeborener Haß gegen Alles, was er „sham", Unrealität nennt, wurzelt tief in Carlyle's Seele; und im Juli 1859, als alle Welt und England voran, dem Unternehmen Napoleon's III. in Italien zujauchzt und sich über den wahren Charakter dieses „Befreiers" täuscht, schreibt er an Neuberg: „Von dem sogenannten französischen Kaiser ꝛc. habe ich das Minimum von Notiz genommen. Unter menschlichen Marktschreiereien von blutiger und gewaltthätiger Natur habe ich niemals eine ekelhaftere gesehen, niemals eine, die eines schlechten Endes sicherer wäre, wenn ich irgend etwas von Wetterkunde habe."

An einer andern Stelle dieser Zeitschrift[2]) ist, und zwar von einem Engländer selbst, der Versuch gemacht worden, zu zeigen, wie durch Carlyle die Denkweise Englands in einigen wesentlichen Punkten umgestaltet worden. Er lehrte das jüngere Geschlecht, das Ausland nicht mehr ausschließlich mit der insularen Beschränktheit seiner Vorfahren zu betrachten, und er setzte den, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts unaufhörlich wirksamen Einflüssen der französischen Bildung zum ersten Male die der deutschen entgegen. Niemand hat, seit den frühen Tagen, wo die angel-sächsischen Auswanderer unsere Küsten verließen, so viel, wie er, dafür gethan, bei seinen englischen Landsleuten das Verständniß und die Werthschätzung des verwandten deutschen Geistes wieder zu wecken. Aus seiner Schule ist eine neue Generation von Historikern und Staatsmännern hervorgegangen, deren Stellung im öffentlichen Leben Englands es ganz unmöglich macht, daß eine vermeintliche Verletzung der nationalen Empfindlichkeit die Ursache dauernder Entfremdung werde, und welche gerade in einem Momente der Verstimmung, wie sie gegenwärtig zwischen beiden Ländern herrscht, ihre wichtigsten Dienste leistet. Darum nicht am wenigsten wird der Tod eines so ausgezeichneten Vermittlers, wie Lord Ampthill war, in Berlin und London gleich tief beklagt. Auch er war ein enthusiastischer Anhänger Carlyle's; die Bewunderung für das Haus der Hohenzollern und die gerechtere Würdigung des deutschen Genius waren von seinem Meister auf ihn übergegangen.

---

[1]) Auch Goethe's Kopf nennt Carlyle einmal einen „königlichen"; „Goethe's portrait" in den „Miscellaneous Essays", IV, 39.

[2]) S. „Deutsche Rundschau", 1880, Bd. XXIV, S. 417: „Thomas Carlyle als Moralist", von Charles Grant.

„Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung," hatte schon 1827, im Gespräche mit Eckermann, Goethe von ihm gesagt. Weil die Ueberzeugung von der siegreichen Kraft der Wahrheit felsenfest in ihm, weil sie für ihn das Göttliche war, was den Dingen allein Wirklichkeit gab: darum besaß er auch den wunderbar scharfen, beinah prophetischen Blick für den zuweilen noch verborgenen Sinn derselben. Seine mitgetheilte Aeußerung über Napoleon III. im Jahre 1859, sowie die über den preußischen Unterofficier im Jahre 1851 erklären es, warum ihn die deutschen Siege im Jahre 1870 nicht überraschten, aber auch, warum er sich zum Herold derselben machte — die einzige fast, aber eine beherrschende Stimme, die sich für uns damals in England erhob!

Diese Stimme sollte Joseph Neuberg nicht mehr hören. Carlyle's letzter Brief an ihn ist vom 10. Februar 1867 und aus Mentone, wohin Jener sich nach dem Tode der Gemahlin begeben hatte. „Der getreue Beistand und Helfer bei diesem Buch", wie Carlyle ihn in der Dedication eines der Bände seiner Geschichte Friedrich's des Großen genannt, war — wiewohl bereits körperlich sehr erschöpft — dennoch unermüdlich in seiner Arbeit, der deutschen Uebersetzung des Werkes, dessen vier erste Bände (1858—1866) in der Decker'schen Oberhofbuchdruckerei zu Berlin erschienen waren. Die Vortrefflichkeit dieser Uebersetzung wird nur derjenige vollkommen zu würdigen wissen, welcher sich mit den Dunkelheiten Carlyle's einigermaßen vertraut gemacht hat: wie dieser seine mächtigen Gedanken felsblockartig übereinander wälzt, in einer Sprache, deren Wortbildungen und Syntax oft kaum noch Englisch, sondern allein Carlylisch sind. Nur wer sich so ganz in den Ideenkreis des „Meisters" hineingelebt hatte, wie Neuberg, konnte eine Uebersetzung liefern, welche den Eindruck des Originals fast genau wiedergibt. „Vielleicht ist Ihre Arbeit trotzdem eine Wohlthat für Sie," schreibt Carlyle; „aber ich kann nicht anders, als wünschen, Sie wären fertig damit; Alles, was mit dem Buche zusammenhängt, ist mehr oder weniger düster und elend für mich. Der einzige Lohn und Trost scheint zu sein, daß man es los wird für alle Zeit und Ewigkeit." Carlyle wünscht, der Freund möge, gleich ihm, den nächsten Winter an der Riviera verleben, deren wunderbaren Frühlingszauber mitten im Februar — „helle Sonne und Schönheit der Erde und der See und des Himmels" — er schildert, wie nur eben er zu schildern vermag. Aber als er im Frühling 1867 nach England zurückkehrt, da hört er, daß der Freund krank darniederliege; und ehe der müde Reisende noch Zeit gefunden, ihn zu besuchen, wenige Tage später, war Joseph Neuberg todt. Er hinterließ, wie Dr. Althaus im Vorworte zum fünften Bande der von ihm zu Ende geführten Uebersetzung der Geschichte Friedrich's des Großen mittheilt, das Manuscript des achtzehnten und einige zwanzig Seiten vom ersten Capitel des neunzehnten Buches: wie er im Dienste Carlyle's gelebt hatte, war er darin auch gestorben. „Keinen besseren Freund hatte ich auf dieser Welt," schrieb Carlyle an die Schwester des Dahingeschiedenen; „Niemand, zu keiner Zeit hatte, glaub' ich, einen so treuen, ergebenen und willigen Helfer, als er mir edelmüthig während der letzten zwanzig oder mehr Jahre war. Nach Seinesgleichen sich wieder umzusehen, würde sehr vergeblich sein, selbst wenn ich am Beginn meiner Laufbahn wäre, statt am Ende." Der Gedanke an den ihm so plötzlich entrissenen Freund verband und vermischte sich in der Seele des Vereinsamten mit dem an die gleichfalls so unerwartet hingeraffte Gemahlin — beide innerhalb eines Jahres gestorben und beide unersetzlich. In einem Taschenbuch, welches Carlyle einst aus Weimar, von Goethe erhalten hatte (gegenwärtig im Besitz von Neuberg's Schwester), und in welchem sich „einige alte Rechnungsnotizen von ihr, wahrscheinlich noch aus Craigenputtoch" fanden, stehen von seiner Hand, einen Tag nach Neuberg's Begräbniß geschrieben, die folgenden Worte: „T. C. (28. März), tristis, fessus, solitarius — O, meine Geliebte, wo? wo?" —

J. R.

Politische Rundschau.

Berlin, Anfangs September.

Für diejenigen Schichten der deutschen Gesellschaft, die an den Gemeinschafts-Angelegenheiten ihrer Volksgenossen regelmäßigen Antheil nehmen, wird der Jahresabschnitt der Beschränkung auf häusliche und private Interessen nächstens zu Ende sein. Während Engländer und Franzosen eben erst in ihre politischen Ferien gegangen sind, rüstet man bei uns bereits auf die Neuwahlen zum Reichstage und auf den Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeiten. Auf den Gang derselben werden diesesmal die Erlebnisse des tempus clausum von größerem Einfluß sein, als seit vielen Jahren. Die Aufhissung der deutschen Flagge an zwei Punkten der afrikanischen Südwestküste ist den Reichtags-Verhandlungen über die Grundlinien deutscher Colonialpolitik der Zukunft so unmittelbar gefolgt, daß die Colonialfragen gewaltsam in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit und der beginnenden Wahlagitation gerückt worden sind. In den weitesten Kreisen hält man an der Meinung fest, daß mit der durch die Erwerbungen in Angra Pequeña und am Camerun-Gebirge in Fluß gebrachten Bewegung ein neuer wichtiger Abschnitt unserer nationalen Entwicklung begonnen habe und daß demselben die volle Theilnahme der Nation zugewendet werden müsse. Daß das fruchtbarste aller europäischen Völker, das Land, das innerhalb eines Jahrhunderts drei Millionen seiner Söhne auf Nimmerwiedersehen der Republik jenseit des Weltmeeres abgegeben hat, Sammelpunkte für den Ueberschuß seiner Bevölkerung zu gewinnen trachtet, liegt in der Natur der Sache und nur dem Umstande, daß die culturfähige Welt für bereits vergeben galt, ist es zuzuschreiben gewesen, daß die von den Begründern des Colonialvereins gegebene Anregung einer ganzen Anzahl von Jahren bedurft hat, bevor es zu praktischen Anfängen kam. Jetzt, wo solche Anfänge vorliegen, wird die Sache von der deutschen Tagesordnung nicht wieder verschwinden. Kann von einer Verkündigung des dimidium habet qui coepit zur Zeit auch noch nicht die Rede sein, so liegt doch die Annahme nahe, der den deutschen Gebietserwerbungen in den überseeischen Ländern zugesicherte Reichsschutz werde den bisher wenig beachteten hanseatischen Niederlassungen in Afrika und Australien in den Augen unseres Binnenlandes eine völlig veränderte Stellung geben und die Richtung der deutschen Auswanderung wenigstens mit der Zeit in neue Bahnen lenken. Vorläufig wird die große Union des Westens ihre Anziehungskraft für deutsche Ackerbauer noch behalten; der Bande, die von drüben nach hüben reichen, sind so zahlreiche und mächtige, daß ihnen auf Jahre hinaus der alte Einfluß gesichert ist. Darauf kommt es aber auch nicht an. So ungeheuer ist der Ueberschuß erleichterten Erwerbes bedürftiger deutscher Kräfte, daß neben dem Hauptstrom der Auswanderung kleinere Ströme hergehen können und daß bereits die Hinleitung dieser auf bestimmte in deutschen Besitz übergegangene Punkte einen erheblichen Gewinn verspricht. Da der Staat nicht als Unternehmer und Erwerber, sondern nur als Schutzherr des von Privaten bereits Erworbenen einzutreten entschlossen ist, liegt die Gefahr leichtsinniger Ueberstürzungen weit ab und ist für ein langsames, naturgemäßes und allmäliges Wachsthum der neu gepflanzten Bäume ausreichende Sicherheit gewonnen worden.

Angesichts dieser Umstände liegt die Annahme, die Mehrheit der Nation werde an der im August des J. 1884 gewonnenen Grundlage dauernd festhalten, näher als irgend eine andere. Zum Ueberfluß bestätigt die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher die von Besorgnissen vor unliebsamer Concurrenz erfüllten Politiker Englands und seiner colonialen Dependenzen den Anfängen der deutschen colonialen Thätigkeit zusehen, daß bei der Wahl der Ausgangspunkte mit überraschendem Geschick vorgegangen worden ist. Der für das deutsche Vorgehen in Afrika gewählte Augenblick ist zusammengetroffen mit einem Zeitpunkte unaufhaltsam zunehmender Verschärfung des Gegensatzes englischer und französischer Colonialinteressen. Wo es stündlich zu einem Aufeinanderplatzen derselben kommen kann, liegt in der Natur der Dinge, daß beide Rivalen sich davor hüten, einem Volke die Zirkel zu stören, das in China und in Aegypten ein gewichtiges Wort mitzureden hat. Zwischen den von Mr. Gladstone's eignen Freunden erhobenen Klagen über die Versäumnisse und Versündigungen, deren die britische Politik sich dem deutschen Reiche gegenüber schuldig gemacht habe und der französisch-chinesischen Verwicklung besteht ein enger und greifbarer Zusammenhang. Nächst England ist das deutsche Reich die an der Erhaltung des Friedens mit China zumeist interessirte, in Peking am höchsten geachtete Macht. Die Zahl in den chinesischen Tractatshäfen etablirter deutscher Handlungshäuser ist größer als diejenige der Amerikaner, Franzosen und Russen *zusammen genommen*; die Zahl unserer alljährlich in China landenden Schiffe mehr als doppelt so groß wie diejenigen der vereinigten Amerikaner und Franzosen[1]). So lange die Expansionskraft der mit allen Colonisten-Eigenschaften ausgestatteten deutschen Rasse staatlicher Zusammenfassung entbehrte, ließ sich über den wachsenden Einfluß unseres transatlantischen Handels allenfalls vornehm hinwegsehen — seit der Wiederherstellung des Reichs wird allenthalben anerkannt, daß wir berufen sind, an der Herrschaft Europa's über die übrigen Theile der alten Welt entscheidenden Antheil zu nehmen. Bereits seit Jahr und Tag lagen die Dinge so, daß es nur der Verkündigung des Reichsschutzes für die deutschen Niederlassungen in Australien bedurfte, damit wir in der Inselwelt des großen Oceans eine feste Stellung gewannen. Nach den Besitzergreifungen in Afrika kann die Aufsteckung der deutschen Flagge in den polynesischen Gewässern als bloße Frage der Zeit angesehen werden und ist unseren Rivalen nichts übrig geblieben, als mit dem Gedanken deutscher Mitwerbung um die Führung des Welthandels Frieden zu schließen. Mit dem Gefühl einer Befriedigung, die er seit den Tagen der Staufer nicht mehr gekannt, darf der Deutsche rühmen, daß ein halbes Menschenalter wieder eingebracht habe, was von den vorangegangenen Geschlechtern durch Jahrhunderte versäumt worden. Dieselbe Hand, der wir unsere europäische Wiederherstellung danken, hat Deutschland in die Reihe der Weltmächte gerückt und dem sechzig Jahre lang in der Stille thätig gewesenen deutschen transatlantischen Handel die Früchte seiner Arbeit, der Nation die Möglichkeit einer Zusammenfassung ihrer überschüssigen Kräfte gesichert.

Mit der deutschen Fußfassung im westlichen Afrika ist eine andere internationale Maßregel von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit zeitlich zusammengetroffen. Dieselben Zeitungsblätter, welche das Erscheinen der „Möve" in der Bai von Biafra und die Erwerbung der entlang dem Camerun-Gebirge hingestreckten Küstenlandschaft verkündeten, haben die Mittheilung gebracht, daß die bereits seit einiger Zeit in Aussicht genommene Entsendung einer deutschen Gesandtschaft nach Persien unmittelbar bevorsteht. Die Erbschaft des vor vierundzwanzig Jahren in der Umgegend von Schiras verstorbenen ersten *preußischen* Gesandten am Hofe von Teheran wird von dem ersten *deutschen* Gesandten in Persien übernommen und den Vertretern Oesterreich-Ungarns, Rußlands, Englands, Amerika's, Frankreichs und der Türkei in der Person

[1]) Zu Ende des Jahres 1882 wurden in China 56 deutsche, 24 amerikanische, 12 französische und 17 russische Handlungshäuser gezählt. In den Häfen des himmlischen Reichs waren während desselben Jahres angelangt: 1864 deutsche, 762 amerikanische und 192 französische Schiffe mit 882,856, bezieh. 167,801 und 172,381 Tons.

des bisherigen General-Consuls für Bulgarien ein deutscher College zugesellt werden. Die handelspolitische Bedeutung des gethanen Schrittes ermißt sich daran, daß außer den genannten Großstaaten auch noch die Niederlande und Rumänien in Persien consularisch vertreten sind, und daß ein persisch-deutscher Handelsvertrag bereits zur Zeit des Zollvereins abgeschlossen wurde, — politisch kommt hinzu, daß Persien bereits seit längerer Zeit in der Person des zu London residirenden Botschafters Malkaon-Khan einen in Berlin accreditirten diplomatischen Vertreter besitzt und daß die neuesten Ereignisse in Turkmenien und dem westafghanischen Gebiete diesem Staate eine bedeutsamere Rolle bei dem bevorstehenden central-asiatischen Zusammenstoß zwischen England und Rußland angewiesen haben. „Nihil a me alienum puto" heißt es auch für uns, seit wir in die Reihe der Weltmächte getreten sind und seit der enge Zusammenhang zwischen inner-europäischen, europäisch-asiatischen und europäisch-afrikanischen Ereignissen sich von Jahr zu Jahr deutlicher fühlbar macht. Hat die europäische Politik der letzten Jahre mit dem, was in Aegypten, Mittel- und Ostasien vor sich ging, doch ungleich mehr zu schaffen gehabt, als mit den inneren Vorgängen in den Culturländern unseres Welttheils! Die größte neuerdings überhaupt erlebte Verschiebung, die Lösung des alten Verhältnisses zwischen England und dem mehr und mehr an die Seite der mitteleuropäischen Großmächte gedrängten Frankreich ist wesentlich auf die Vorgänge in Aegypten, in zweiter Reihe auf die englisch-französischen Interessen-Conflicte in Madagaskar und Tonking zurückzuführen gewesen. Wenn die alte entente cordiale sich in offene Feindschaft verwandelt, so wird der chinesische Zwischenfall die Ursache davon sein und was unsere mehr und mehr zugespitzten Beziehungen zu England anlangt, so weiß alle Welt, daß sie mit britischen Verstimmungen über das Wachsthum des deutschen Einflusses in Afrika und Australien zusammenhängen. Schießen die Conjecturen darüber, daß Graf Kalnoky und Baron de Courcel von der ägyptischen Angelegenheit nach Varzin geführt worden seien und daß eine deutsche Vermittlung zwischen China und Frankreich in Aussicht genommen worden, auch ersichtlich über das Ziel hinaus, so herrscht doch allenthalben die Empfindung vor, daß die über Frankreich hereingebrochenen colonialen Verwicklungen die Beziehungen der Republik zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn in eine völlig veränderte Richtung bringen werden. Es hat seinen guten Grund, wenn die Londoner Presse eben jetzt Betrachtungen darüber anzustellen beginnt, daß die britische Politik sich während des seit Wiederherstellung des deutschen Reichs vergangenen Zeitraums Deutschland gegenüber schwerer Verabsäumnisse schuldig gemacht hat und daß die Bemühungen Beaconsfield's und des jüngst verstorbenen Botschafters Lord Ampthill um Wiederausgleichung der Mißgriffe von 1870 bis 1878 von Mr. Gladstone mit beispielloser Kurzsichtigkeit um ihren Preis gebracht worden sind. Die Geschichte der englischen Politik der letzten Jahre setzt sich aus Maßnahmen zusammen, die die Entfremdung zwischen England und den führenden Staaten des Continents zur nothwendigen und directen Folge haben mußten. Das von Lord Beaconsfield wiedergewonnene Vertrauen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu der britischen Orientpolitik hat der gegenwärtige Leiter der britischen Regierung unmittelbar nach Antritt seines Amtes für immer verscherzt; die Russen, deren gute Meinung durch das „hands off" und die Propaganda für eine christliche Balkan-Föderation gewonnen werden sollte, sind seit den Abenteuern des Herbstes 1880 mit Mr. Gladstone so vollständig fertig, daß sie nie wieder Miene gemacht haben, mit dem Staatsmanne nähere Beziehungen anzuknüpfen, dessen Sieg über die Tories seiner Zeit in Moskau und Petersburg als Beginn einer neuen Aera in der Geschichte slawisch-orientalischer Politik gefeiert wurde. Selbst Frau Nowikow, die Egeria des Numa an der Themse, hat nicht mehr für gerathen gehalten, den Namen des neuesten Propheten der slawischen Idee öffentlich zu nennen. Frankreich, dem während der ersten Jahre der Gladstone'schen Geschäftsführung alle erdenklichen Zärtlichkeiten bewiesen wurden, ist dabei angelangt, in Berlin einen Rückhalt gegen die Feindseligkeit zu suchen, mit welcher es von seinem vieljährigen Verbündeten aus Aegypten verdrängt und um seinen legitimen Einfluß auf die finanziellen Verhältnisse

dieses Landes gebracht worden ist. In Aegypten selbst discreditirt, von der Pforte mit begreiflichem Mißtrauen betrachtet, vom Sudan aus mit einer mohammedanischen Ueberschwemmung bedroht, fristet die englisch-ägyptische Politik sich durch die Schwäche und die Verlegenheiten derjenigen, denen es die Regierung über das Nilland abgenommen hat.

Im Augenblick wird die gesammte Situation durch die Ereignisse am unteren Lauf des Minflusses beherrscht. Daß Herr Ferry dieselben nicht als Anfänge eines Krieges angesehen wissen will, hängt eines Theils mit der noch immer festgehaltenen Hoffnung auf ein Einlenken der chinesischen Regierung, andern Theils aber mit Gründen der inneren Politik zusammen. So lange wie immer möglich soll die Einberufung der bis zum 15. October vertagten gesetzgebenden Körperschaften vermieden und den Gegnern der Regierung die Möglichkeit benommen werden, in die auswärtige Politik derselben hineinzureden. Vorzeitig haben die Rivalen des leitenden Ministers die Absicht verrathen, die Beschießung von Futschu zu einer der Verfassung zuwiderlaufenden Kriegserklärung gegen China zu machen und dem Cabinet vom Februar vor. J. wegen derselben den Proceß anzuhängen. Auf radicaler Seite wäre man begreiflicher Weise gern bereit gewesen, mitzumachen und alle oppositionellen Parteien zu einem Sturmlauf gegen die Regierung mit fortzureißen, deren blindes Vertrauen in die Gültigkeit des Vertrages von Tientsin alles Uebel verschuldet und dem finanziell bedrängten Lande neue Lasten aufgeladen haben soll. Da das Land ruhig geblieben und die Mehrheit der Bevölkerung dem, Herrn Ferry von der Kammer ertheilten, Vertrauensvotum beigetreten ist, sind die von Wilson und Freycinet entworfenen Pläne indessen zu Boden gefallen. Trotz oder wegen seiner ökonomischen Bedrängnisse, zeigt Frankreich sich ruhiger und ruhebedürftiger als seit vielen Monaten. Der friedliche Gang der in den Departementalräthen gepflogenen, von den Parteigegensätzen so gut wie unberührt gebliebenen Verhandlungen und der üble Empfang, der Herrn Andrieux und andern Demonstranten der Congreßtage seitens der eignen Wähler bereitet worden, bezeugen, daß die Beschränkung der Verfassungsreform auf das Regierungsprogramm an der Masse des Volks spurlos vorüber gegangen ist. Die Radicalen und ihre Verbündeten von der Rechten haben das Erregungsbedürfniß und die durch allzu häufige Inanspruchnahme erschöpfte Erregbarkeit ihrer Wähler offenbar überschätzt. So weit von öffentlichen Angelegenheiten überhaupt die Rede ist, macht sich in den Kundgebungen des französischen Volksgeistes nur eine Empfindung, diejenige einer tiefgehenden Verstimmung gegen England und das chinesenfreundliche Verhalten der Londoner Presse geltend. Es will etwas bedeuten, daß Deutschlands neue afrikanische Erwerbungen von den großen Pariser Blättern mit einer sachlichen Ruhe registrirt worden sind, welche die Schadenfreude über den der britischen Begehrlichkeit zugefügten Aerger deutlich durchsehen läßt, und daß des Grafen Kalnoky Reise nach Varzin die Ruhe unserer westlichen Nachbarn nicht nur nicht gestört, sondern denselben zu Betrachtungen über die Vortheile Veranlassung gegeben hat, welche den von England bedrohten französischen Interessen aus dem deutsch-österreichischen Einverständniß erwachsen könnten. Unter denselben Gesichtspunkten ist der Besuch beurtheilt worden, den Baron Courcel dem deutschen Reichskanzler abgestattet hat. Man will sich die Vorzüge der gegenwärtigen Lage gefallen lassen, zunächst ohne weitere Schlußfolgerungen aus derselben zu ziehen. Was Paul Granier Cassagnac neulich über die Alternative „Deutschland oder England?“ sagte, dürfte der französischen Durchschnittsmeinung um die künftigen Beziehungen der Republik zu ihren Nachbarn genau entsprechen: „Wäre Frankreich nicht gewohnt, mit dem Herzen Politik zu treiben und verstieße eine reine Verstandespolitik nicht gegen alle nationalen Traditionen, so würde nach den mit England gemachten Erfahrungen gegen ein näheres Verhältniß zu Deutschland nichts mehr einzuwenden sein.“ — An diesem indirecten Zeugniß dafür, daß die Nothwendigkeit der Erhaltung des Friedens auch von der französischen „Politik des Herzens“ anerkannt wird, werden wir uns vorläufig genügen lassen dürfen. Noch vor Jahresfrist wäre auch daran nicht zu denken gewesen.

Die alljährlich bei Einbruch des Herbstes wiederkehrenden Ankündigungen von

einem bevorstehenden Zusammentreffen der drei Kaiser, scheinen dieses Mal begründet zu sein. In Warschau sind die Vorbereitungen zu dem Empfange Kaiser Alexander's III. bereits in vollem Gange und an diesen ersten Besuch, den der russische Monarch der ehemaligen polnischen Hauptstadt abzustatten gedenkt, soll sich die Zusammenkunft mit den Beherrschern der beiden Nachbarstaaten knüpfen. An den Gedanken eines dauernden Einvernehmens mit den mitteleuropäischen Reichen hat man sich in Moskau und Petersburg nachgerade so gewöhnt, daß den publicistischen Erörterungen der Dreikaiserzusammenkunft, welche im Swiét, dem Nowoje Wremä u. s. w. ihr Wesen treiben, jede Bedeutung abgesprochen werden kann. Mit ungleich größerer Spannung sehen die Nationalen der beiden russischen Hauptstädte dem Erscheinen ihres Kaisers in Warschau und den Antworten auf die daselbst vorbereiteten Loyalitätsadressen entgegen. Zugeständnisse an das Volksthum und die Selbstverwaltung des ehemaligen Königreichs, wie Alexander II. sie bei Gelegenheit seines ersten Warschauer Besuchs in Aussicht stellte, werden unter den gegenwärtig gegebenen Umständen von freilich Niemandem, und wohl auch von dem Marquis Sigismund Wielopolski, dem Veranstalter der in Vorbereitung begriffenen Kundgebung des polnischen Adels, nicht erwartet. Was von Wünschen und Hoffnungen der Warschauer Aristokratie übrig geblieben, beschränkt sich auf Milderungen des von dem General-Gouverneur Gurko befolgten Repressivsystems und auf Wiederherstellung desjenigen Maßes von freier Bewegung, dessen man sich unter der Verwaltung Albedinski's zu erfreuen gehabt hatte. Innerhalb der maßgebenden Regierungskreise besteht rücksichtlich der dem Polenthum gegenüber zu befolgenden Repressiv-Politik seit reichlich zwanzig Jahren keine eigentliche Verschiedenheit der Meinungen mehr, sondern nur noch eine Verschiedenheit der Methode. Die neuerdings bei B. Behr in Berlin erschienenen, als Beiträge zur Regierungsgeschichte Alexander's II. außerordentlich interessanten Denkwürdigkeiten des polnischen Finanzministers der Jahre 1864 bis 1866, Alexander Koschelew (eines Mannes, der trotz seiner nahen Beziehungen zur Slawophilenpartei für einen Gemäßigten galt), geben in dieser Rücksicht eine Auskunft, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Was Koschelew in seiner an den Kaiser gerichteten Denkschrift vom November 1866 sagte, gilt der Hauptsache nach noch gegenwärtig:

„Nach der übereinstimmenden Ansicht aller Russen, kann Polen ohne Schaden für sich selbst und für Rußland nicht mehr selbständig existiren. Man ist darüber einig, daß es einen Theil Rußlands bilden müsse, und daß dessen Gesetze und Einrichtungen nach Möglichkeit auf alle Theile des Reichs auszudehnen sind. . . . Ueber die Mittel, die behufs Erreichung dieses Zieles in Polen zur Anwendung zu bringen sind, gehen die Meinungen dagegen auseinander. Nach Ansicht der Einen können milde und versöhnende Maßregeln zu nichts führen, und kommt es darauf an, den unzweifelhaft russenfeindlich gesinnten Adel dieses Landes niederzuwerfen, zu ruiniren und auszurotten. Alle auf polnisch-aristokratischen Traditionen beruhenden Einrichtungen sollen beseitigt, die Bauern als Feinde des Adels und als Leute, die Alles von Rußland erwarten, begünstigt und gekräftigt und die zumeist von Juden bewohnten Städte durch diesen letzteren gewährte Zugeständnisse in das Interesse der neuen Einrichtungen gezogen werden. Von dieser Seite wird zu radicalen Maßregeln gedrängt und jede Rücksicht auf die, mit einer Schädigung vorhandener Interessen verbundenen Gefahren als unbegründet angesehen. Sofort und unverändert sollen russische Gesetze und Einrichtungen einschließlich derjenigen ausgeführt werden, die sich an der eignen Stätte ihres Ursprungs nicht bewährt haben und einer Umgestaltung entgegen gehen; alle irgend wichtigen Stellungen aller Verwaltungszweige in Polen sollen ausschließlich mit Russen besetzt, die Vorschriften des Kriegszustandes ihrem ganzen Umfange und mit allen ihren Härten aufrecht erhalten werden. Die materielle Gewalt soll mit einem Worte die Grundlage unserer Herrschaft in Polen bleiben.

„Im Gegensatz dazu rathen die Andern friedliche Mittel an. Sie sind der Meinung, daß ein . . . . so hoch entwickeltes, auf eine tausendjährige nationale Geschichte zurücksehendes Land wie Polen, nicht ohne Weiteres und binnen kurzer Frist

umgestaltet werden könne, — daß Ueberstürzung, Härte und unverhohlene Feindlichkeit nicht nur nicht zum Ziele führen, sondern die Erreichung derselben verzögern würden, — daß wir uns über die für uns verfügbaren Mittel und über den Mangel an tüchtigen und zuverlässigen Russen, die die polnischen Beamten zu ersetzen vermöchten, ebenso wenig täuschen dürften, wie über den Mangel an Capitalien, aus denen das vernichtete Capital des polnischen Adels ersetzt werden könnte; daß die polnischen Einrichtungen trotz ihrer Mängel den Vorzug haben, den dortigen Verhältnissen zu entsprechen, — daß unsere russischen Institutionen mit zu zahlreichen Mängeln behaftet seien, um unverändert angewendet werden zu können; ... daß die Anwendung materieller Gewalt nur zeitweise von Nutzen sein könne und daß bereits erreicht sei, was mit derselben überhaupt erreicht werden konnte .... daß das Polenthum durch ihm zugewendete materielle Vortheile gewonnen werden müsse, daß es zur Assimilation dieses Landes wahrhaft staatsmännischer, unparteiischer, maßvoller und wohlüberlegter Maßregeln bedürfe, — daß weite Kreise der polnischen Gesellschaft des revolutionären Treibens überdrüssig und zu friedlicher Unterwerfung unter Rußland bereit seien u. s. w."

Von ihrer früheren Schärfe haben diese Meinungsverschiedenheiten über die „Methode" der Pacificirung des ehemaligen Königreichs im Laufe der seitdem vergangenen achtzehn Jahre natürlich verloren, — daß sie jedoch in ihrem Wesen auch noch gegenwärtig fortbestehen, beweist (von allem Uebrigen abgesehen) die Verschiedenheit der von den einzelnen Oberverwaltern des Landes (Graf Kotzebue, Albedinski und Gurko) befolgten Praxis. Innerhalb der Kreise des höheren polnischen Adels ist man damit genugsam bekannt, um mehr als eine milde Handhabung der einmal bestehenden Verwaltungsvorschriften überhaupt nicht zu erwarten. Zur Herbeiführung einer solchen soll der Versuch gemacht und außerdem mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß Polen allen revolutionären Bestrebungen abgeneigt und von der Ansteckung durch den russischen Nihilismus frei geblieben sei. — Dem Erfolge dieser Bemühungen sehen die Betheiligten mit lebhafter Spannung, wenn auch mit dem Bewußtsein entgegen, daß der gegenwärtige Zeitpunkt ein der Erfüllung ihrer Wünsche wenig günstiger ist. Die zu Anfang des vorigen Jahres erfolgte Wiederbesetzung der katholischen Bischofsstühle in Polen und den ehemals polnischen Ländern hat das Mißtrauen der Nationalen gegen die „fremden" Elemente in den westlichen Provinzen über das gewohnte Maß hinaus verschärft und durch das energische Vorgehen einiger dieser Prälaten (z. B. des Bischofs von Shitomir) gerade in letzter Zeit neue Nahrung erhalten. Weil die Begriffe Pole und Katholik von Alters her in Rußland identisch sind, spielen die confessionellen Gegensätze eine politisch außerordentlich wichtige Rolle; dem gemeinen Manne erläutern sie die Bedeutung der Nationalität, dem Gebildeten bieten sie die Möglichkeit, seine politischen Absichten in ein populäres Gewand zu kleiden und die Unterstützung des Clerus für Dinge in Anspruch zu nehmen, die mit Kirche und Religion an und für sich nichts zu thun haben. In dem gegenwärtigen Leiter der russischen Oberkirchenbehörde besitzt die Partei derjenigen, die weder von principiellen noch von praktischen Zugeständnissen an das Polenthum etwas wissen wollen, überdies einen mächtigen Verbündeten. Ob seit der Niederschlagung des polnisch-littauischen Aufstandes gleich zwanzig Jahre vergangen sind, steht die Mehrzahl der Gebildeten noch immer unter dem Eindruck der damals gewonnenen Eindrücke und des großen Antheils, den der katholische Clerus an der letzten nationalen Erhebung „im Weichselgebiete" genommen.

Zeitlich traf diese wichtige Krisis in der neueren russischen und osteuropäischen Geschichte bekanntlich mit der Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges zusammen. Kein Vergleich war damals in den Kreisen der Moskauer Patrioten beliebter, als derjenige zwischen der sklavenbefreienden Mission der amerikanischen Nordstaaten und den analogen Aufgaben, welche Rußland dem polnisch-littauischen Bauernthum gegenüber zu erfüllen habe. Zwischen den Sklaven-Baronen Virginiens und den Warschauer Magnaten sollte eine ebenso merkwürdige Aehnlichkeit bestehen, wie zwischen den Carpetbaggers und dem „missionaren" Beamtenthum der Miljutin'schen Schule und zwischen

Herrn Ulysses Grant und dem Fürsten Tscherkasski. — Die Versöhnung zwischen den Parteien, die sich damals jenseit des Weltmeeres bekämpften, hat nahezu zwei Decennien in Anspruch genommen, und ob sie gleich noch heute nicht als vollständig angesehen werden kann, hat sie doch ungleich größere Fortschritte gemacht, als die russisch-polnische Aussöhnung. Nach den Meldungen, die während des letzten Monats aus Nord-Amerika eingegangen sind, kann für ausgemacht angesehen werden, daß die Partei der Sieger von 1865 endlich abgewirthschaftet hat, und daß die mit den Demokraten verbündeten Reform-Republikaner dem Gouverneur Cleveland bei der nächsten Präsidentenwahl zum Siege über den Vertreter der Grant'schen Tradition, den Professions-Politiker Blaine verhelfen werden. Es darf zu den erfreulichen Zeichen der Zeit gezählt werden, daß die Partei, welcher die Union ihre Erhaltung und die Befreiung von der Schmach der Sklaverei verdankt, die Nothwendigkeit einer sittlichen Erneuerung des nordamerikanischen Staatslebens selbst erkannt und die Durchführung derselben freiwillig zu ihrer eigenen Angelegenheit gemacht hat. Ihre Herrschaft wird nächstens ein Vierteljahrhundert gedauert haben, — ein Vierteljahrhundert, das die alte Signatur amerikanischer Entwicklung unkenntlich verändert und zu dem alten Uebel der Corruption das neue Uebel einer gefährlichen Verschärfung der socialen Gegensätze gefügt hat. Die Herrschaft der Mittelclassen der Gesellschaft und die vielgerühmte Erhaltung einer flüssigen Grenze zwischen den Besitzlosen und dem kleinen Farmerthum sind durch die vorschreitende Ungleichheit der Besitzverhältnisse und durch die Verwahrlosung des jedes staatlichen Schutzes entbehrenden Arbeiterstandes längst zu Worten ohne Inhalt geworden, weite Schichten der Bevölkerung in einen leidenschaftlichen Gegensatz gegen die bestehende Ordnung getrieben worden. Eine Fortdauer des bisherigen Systems rücksichtsloser Ausbeutung des Parteivortheils und gewissenloser Auslieferung der öffentlichen Interessen an die der jeweiligen Regierung verbündeten großen Unternehmer und Erwerbsgesellschaften hätte zu vollständiger Entwürdigung der staatlichen Autorität und zur Erstarkung der Umsturzpartei geführt, die seit Jahren in beständiger Zunahme begriffen gewesen ist und durch die Abwendung der besseren bürgerlichen Elemente von der politischen Thätigkeit eine stärkere Unterstützung erhalten hatte, als irgendwo in Europa. — Aeußerlich ist es bei der Feststellung der Reformcandidatur Cleveland ähnlich zugegangen, wie seiner Zeit bei dem Sturz der vieljährigen demokratischen Parteiherrschaft. Wie damals die Demokraten, so theilen sich gegenwärtig die Republikaner in zwei Fractionen, deren *eine* die alte Wirthschaft auf die Spitze treiben will, während die *andere* die Unmöglichkeit einer Fortsetzung derselben anerkennt, — zwischen den *Motiven* der früheren und der jetzigen Spaltung besteht dagegen ein höchst erfreulicher Unterschied. Möchte es den mit den gemäßigten Elementen der alten demokratischen Partei verbündeten Reform-Republikanern gelingen, das ungeheure Maß von Uebeln zu bewältigen, das sich während des zwanzigjährigen Regimentes der aus Vorkämpfern der Freiheit zu Staatsausbeutern bedenklichster Art gewordenen Sieger von 1865 aufgehäuft hat!

Literarische Rundschau.

Dilthey's Einleitung in die Geisteswissenschaften.

Einleitung in die Geisteswissenschaften von W. Dilthey, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Berlin. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883.

Auf so verschiedenen Bahnen die Philosophie auch wandeln kann und gewandelt ist, ihr vornehmster Zweck wird doch immer sein: die gemeinsamen Grundlagen der einzelnen Wissenschaften aufzusuchen, ihre Einheit zum Bewußtsein zu bringen und ihre Methode aus dem Thatbestande abzuleiten. In diesem Sinne mag man noch heut die Philosophie die Königin der Wissenschaften nennen. Dem Werke Dilthey's gebührt der Ruhm, zuerst für die in unserm Jahrhundert stolz emporgeblühten historischen oder Geisteswissenschaften jene Forderungen erfüllt zu haben. In Dilthey's philosophischem System bildet die Selbstbesinnung den Angelpunkt; seine Schrift könnte man füglich eine Selbstbesinnung der Wissenschaft nennen.

Drei Gesichtspunkte vor Allem ergeben sich für die Betrachtung dieses eigenartigen Werkes. Es verspricht eine Erkenntnißtheorie, es gibt bereits eine Methodenlehre der einzelnen Geisteswissenschaften, und, nachdem der Zusammenhang derselben im menschlichen Erkennen überhaupt dargelegt worden, weist es denselben in der Entwicklung der Geschichte nach.

Die erste dieser Aufgaben soll völlig erst der zweite Theil des Gesammtwerkes lösen; aber manche wesentliche Punkte sind doch schon jetzt angedeutet, in geistreicher Dialektik ist die Selbständigkeit des geistigen Lebens, mithin auch der Geisteswissenschaften, ist die Ansicht von der Natur und Bedeutung der Selbstbesinnung durchgefochten.

Wie scharfsinnig sodann die methodischen Probleme der Geschichte, des Rechtes, der Wirthschaftslehre behandelt sind; wie sorgfältig die verschiedenen Richtungen dieser Wissenschaften abgewogen, in ihrer Tragweite und ihrer Berechtigung abgeschätzt worden sind, das haben an andern Stellen bereits die Meister derselben anerkannt. Wenn in Recht und Wirthschaftslehre der alte Streit zwischen historischer und deductiver Methode noch immer ein brennender ist, noch immer fruchtbar und belebend wirkt, hier sehen wir die Philosophie bereits ein vorsichtig vermittelndes Urtheil sprechen. Mit Schärfe wendet sich Dilthey nur gegen die willkürliche Ueberfragung naturwissenschaftlicher Methoden auf die Geisteswissenschaften, wie sie seit A. Comte oft geübt worden ist. Willig erkennt er aber doch den Anstoß an, den die Positivisten gegeben haben, indem sie auch in den Geisteswissenschaften von der Empirie zur Gesetzmäßigkeit zu gelangen suchten. Um so schärfer darf er ihren Mangel an historischem Sinne rügen.

Den Grundriß der wissenschaftlichen Entwicklung endlich, der den größeren Theil des vorliegenden Bandes einnimmt, mag man wohl eine Vergeistigung der Geschichte der Philosophie nennen, die neben der bisher fast unumschränkt herrschenden philologischen Richtung, deren Vortheile Dilthey übrigens durchaus nicht verschmäht, von höchstem Werth ist. Vielleicht liegt überhaupt die Hauptbedeutung des Buches in diesen Abschnitten. Wenn Kant's Philosophie einst bestrebt war, die Metaphysik zu überwinden durch eine Kritik des Erkenntnißvermögens, so hatte sie doch nur die

Hälfte der Arbeit vollbracht. Der Kritik der reinen Vernunft setzt Dilthey gewissermaßen eine Kritik der historischen Vernunft an die Seite; denn begriffen kann die Metaphysik nur werden, wenn ihre Bedeutung in der Geschichte, ihr Zusammenhang mit den anderen Richtungen des geistigen Lebens ergründet worden ist.

In der Auflösung dieses Problems zeigt Dilthey wieder seine, aus früheren Werken zur Genüge bekannte Meisterschaft, die feinsten und innigsten Beziehungen der Gedanken und Empfindungen im einzelnen Menschen und in ganzen Epochen gleichsam zu errathen. Dahin ist besonders die Schilderung der griechischen Geistesentwicklung zu rechnen, in der die Bedeutung der astronomischen und geographischen Theorien, zumal die hier zuerst in ihrer Großartigkeit gewürdigte Stellung des Anaxagoras, hervorgehoben sein mögen. Folgenreicher für die geschichtliche Auffassung dürfte aber wohl kein Abschnitt sein, als der über die mittelalterliche Philosophie. Dürftig genug sind bisher immer die Meinungen der mittelalterlichen Philosophen referirt worden; ob sie eigene ob nachgesprochene Gedanken enthielten, darin machte man kaum einen Unterschied. Diejenigen, welche sich damit nicht begnügten, beuteten vollends das Mittelalter zur Tendenzschriftstellerei aus. Hier sehen wir zum ersten Mal eine wirkliche Durchdringung des mittelalterlichen Gedankenkreises. Dilthey hat uns geradezu erst belehrt, was eigentlich noch in unserm geistigen Besitzstand dem Mittelalter angehört; und höchstens darüber kann ein Zweifel walten, wann die Keime der einzelnen Richtungen anzusetzen sind.

Diese Fülle von Resultaten ist in einem mäßig starken Bande zusammengedrängt und in vollendet klarer Weise abgehandelt. Es zeigt sich wieder an diesem Werke, daß die besten und tiefsten Gedanken schließlich auch die sind, welche sich am präcisesten fassen lassen und am reinsten zu unserm Gefühl sprechen.

Pauli's Aufsätze zur englischen Geschichte.

Aufsätze zur englischen Geschichte von Reinhold Pauli. Neue Folge. Herausgegeben von Otto Hartwig. Leipzig, S. Hirzel. 1883.

Welch' einen Vortheil es einem Historiker gewährt, wenn er „Land und Leute" eines Reiches kennt, dessen Geschichte er ganz oder auch nur theilweise schreiben will, bedarf keiner Ausführung. Daß es für einen Geschichtschreiber eines fremden Landes ein positiver Gewinn ist, wenn er die leitenden Persönlichkeiten an Ort und Stelle beobachtet und in ihrer nationalen Umgebung hat agiren sehen, sobald er die kaum verschwundene Gegenwart im geschichtlichen Bilde festhalten will, bedarf noch weniger eines Nachweises. Den nationalen Vorurtheilen der eigenen Heimath entwachsen und nicht in die das Auge trübenden politischen Parteiungen der Fremde verstrickt, wird er die Zusammenhänge der Entwicklung reiner erfassen als ein Mithandelnder und sie lebendiger darstellen, als ein ganz Unbetheiligter, der die Vorgänge nur durch schriftliche Vermittlung kennen gelernt hat.

Wir Deutsche dürfen uns rühmen, eine Zahl Historiker besessen zu haben und noch zu besitzen, welche das moderne Leben fremder Nationen auf Grund eigener Anschauungen und vollkommenster Kenntniß der gesammten Vorbedingungen derselben dargestellt haben. Männer, wie H. Reuchlin, R. Pauli und K. Hillebrand, um nur einige der Besten zu nennen, hat keine Nation uns gegenüber aufzuweisen. Denn welcher Italiener wäre so tief in das deutsche Wesen eingedrungen, wie jener schwäbische Theologe in die italienischen Dinge der Neuzeit? Kein Franzose gebietet auch nur annähernd über eine solche Kenntniß Deutschlands nach allen Seiten hin, wie sie Karl Hillebrand von Frankreich besitzt. Und welcher Engländer gar wäre im Stande, sich mit dem vor wenigen Jahren verstorbenen Göttinger Historiker zu vergleichen und zu behaupten, er kenne Deutschland so gut, wie R. Pauli England und seine Geschichte gekannt habe? Wird es doch nur sehr wenige Engländer überhaupt geben, die sich

in Kenntniß der gesammten englischen Geschichte mit R. Pauli werden vergleichen wollen; so wenig im Allgemeinen die Gelehrten der Insel geneigt sind, einem Ausländer ein rechtes Verständniß ihrer politischen Institutionen zuzutrauen, für R. Pauli ließen doch ausgezeichnete englische Historiker in dieser Beziehung eine Ausnahme gelten.

Darum ist es auch sehr erwünscht, daß nach dem Tode Pauli's eine neue Folge seiner „Aufsätze zur englischen Geschichte" erschienen ist, die ein naher Freund des zu früh Verstorbenen, der Oberbibliothekar der Universität Halle, Otto Hartwig, besorgt hat. Diese Sammlung, welche sich auch äußerlich ganz an die frühere, 1869 gleichfalls bei S. Hirzel in Leipzig erschienene anschließt, umfaßt neun Aufsätze, welche Gegenstände aus der mittleren, neueren und neuesten Geschichte Englands behandeln. Sie besitzt vor der früheren, die mit lebhaftem Beifall aufgenommen war, den Vorzug, daß sie fast bis zur Hälfte noch ungedrucktes Material enthält. Denn neben kleineren Arbeiten, welche zum ersten Male in der „Deutschen Rundschau", den „Preußischen Jahrbüchern" und der Wochenschrift: „Im neuen Reich" erschienen sind, bietet sie einen noch nirgends gedruckten Vortrag über König Heinrich V. (Lancaster), dessen historische Persönlichkeit mit der durch Shakespeare's Kunst verherrlichten verglichen wird, und die Anfänge eines auf den exactesten Studien ruhenden, groß angelegten Werkes über König Heinrich VIII. Dieser Aufsatz (S. 126—292) läßt den Verlust, den die englische Geschichte durch den Tod Pauli's erlitten hat, am schmerzlichsten empfinden. Wenn die ganze Geschichte Heinrich's VIII. mit derselben Gründlichkeit, Sicherheit und Unparteilichkeit von Pauli behandelt worden wäre, wie hier nur die Anfänge derselben dargestellt sind, dann würde uns die complicirte Natur dieses, Bewunderung und Verachtung gleichmäßig herausfordernden, Fürsten in allen ihren einzelnen Zügen erst ganz klar und deutlich vor die Seele treten.

In einer Einleitung „zur Erinnerung an R. Pauli" hat der Herausgeber das Leben des deutschen Gelehrten besonders auch im Hinblick auf seinen Aufenthalt in England, der, abgesehen von mehrfachen Reisen acht Jahre seines Daseins umfaßt, einfach und schlicht erzählt und eine Charakteristik seines Freundes geliefert, in der die zahlreichen Verehrer des Dahingeschiedenen die Eigenthümlichkeiten seines Naturells wieder erkennen werden. x. x.

Herr von Stockmar und Ossip Schubin.

Unser geehrter Mitarbeiter Hr. Ossip Schubin ersucht uns, als Antwort auf Herrn von Stockmar's im Septemberheft der „Rundschau" publicirten Artikel: „Der Tod der Prinzeß Charlotte von England", zu erklären, daß er auf die Denkwürdigkeiten des Freiherrn von Stockmar, welche er gelesen hat, nicht durch St. René Taillandier, sondern durch eine englische Besprechung des Werkes aufmerksam gemacht worden ist.

Diese Besprechung erschien bereits anno 1872, also um zwei Jahre früher, als St. René Taillandier's erster Artikel über die „Denkwürdigkeiten" in der „Revue des deux mondes", und das Capitel über den Tod der Prinzessin Charlotte erfährt darin folgende Beurtheilung: „We cannot find words strong enough to characterize the conduct of a physician, who, — possessing the confidence of the royal family, and seeing that the treatment of the patient was bad, refuses to interfere, — has, when he hears of her death, nothing to say, but to thank his stars, that no one can pretend that the death was owing to the incapacity of the German doctor." —

Daß er diese Auffassung der Sache, nach genauer Prüfung der „Denkwürdigkeiten", doch zu hart fand, glaubt Ossip Schubin übrigens deutlich durch die im Grunde genommen sehr gutmüthige Art bewiesen zu haben, in welcher er in seinem Roman: „Unter uns" scherzend auf Baron Stockmar's „Discretion" anspielt. —

o. β. **Heinrich Heine's Memoiren und nachgelassene Gedichte, Prosa und Briefe.** Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1884.

Die bis zur Ermüdung discutirte Frage nach den Memoiren Heine's scheint endlich mit dem vorliegenden Buche ihren Abschluß finden zu sollen. Aus der Einleitung des Herausgebers, welche alle Briefstellen und Documente übersichtlich zusammenstellt, ergibt sich, daß wir zwei Niederschriften der Memoiren zu unterscheiden haben, deren erste von Heine selbst vernichtet worden ist, deren zweite aber über die Anfänge nicht hinausgehen, welche jetzt aus dem Nachlasse des Dichters, durch Vermittlung von M. Julia, publicirt worden sind. Liest man, wie Heine schon in frühen Jahren sich mit dem Plane dieser Memoiren als einer Art „Wahrheit und Dichtung" getragen hat und wie er in diesem „Romane seines Lebens" die ganze Zeitgeschichte zu umfassen gedachte, „ganz Europa, das ganze moderne Leben, die Resultate seines Aufenthaltes im Foyer der politischen und socialen Revolution", so bedauert man von Neuem, daß nur ein so geringes Bruchstück jenes Werkes uns erhalten scheint. Von dem Vater Heine's und einigen seltsamen Verwandten, von seinen ersten Jugendfreuden und -Leiden erhalten wir in diesen Anfängen ein anschauliches Bild und mit spielender Leichtigkeit findet der Dichter selbst von hier große Ausblicke in den Zusammenhang der Menschheitsgeschichte; an witzigen, echt Heine'schen Wendungen fehlt es nicht und in der poetisch ausgeschmückten Darstellung seiner Liebe zu der Scharfrichterstochter mit den blutrothen Locken offenbart sich am Ende seines Lebens noch einmal der Schüler der Romantik.

ρ. **Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden.** Von 1862 bis 1882. Mit Allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (vorm. Ed. Hallberger). 1884.

„Das Buch der Königin von England", welches wir in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift (Bd. XXXIX, S. 151) ausführlich anzeigten, liegt hier in einer guten und splendid ausgestatteten deutschen Uebersetzung vor. Wir zweifeln nicht, daß das Buch auch vom deutschen Publicum freundlich aufgenommen und gern gelesen werden wird; denn abgesehen von dem allgemein menschlichen Interesse, welches diese Mittheilungen einer ausgezeichneten Frau gewähren, gewinnen sie für uns einen besonderen Werth durch die nahen Beziehungen der englischen Königsfamilie zum deutschen Kaiserhaus und verwandten deutschen Höfen. Namen, die das deutsche Volk mit Verehrung und Liebe nennt, begegnen uns auf jeder Seite dieses Buches, deren Verfasserin in demselben nicht als Königin, sondern nur als trauernde Wittwe und zärtliche Mutter erscheint. Die Porträts und Landschaftsbilder der englischen Originalausgabe schmücken in vorzüglichen Reproductionen den stattlichen Band.

ρ. **Vom Nordcap bis Tunis.** Reisebriefe aus Norwegen, Italien und Nord-Afrika von Robert Davidsohn. Berlin, Freund und Jeckel. 1884.

Mit großem Vergnügen haben wir diese „Reisebriefe" gelesen; sie prätendiren nicht etwas Neues, Apartes, oder überhaupt etwas Andres zu geben, als was Jeder, der einen hellen Blick und eine leichte Hand hat, von der Oberfläche schöpfen könnte. Doch gerade das Anspruchslose, verbunden mit einer nicht geringen Fähigkeit zu gestalten, macht das kleine Buch zu einem so angenehmen. Es geht frisch und natürlich darin zu; was der Verfasser von den Schönheiten dieser Welt sieht, weckt in ihm sogleich das rechte Wort, um seine Freude daran auszudrücken. Eine sonnige Reisestimmung ist über diesen Blättern ausgebreitet und sie theilt sich dem Lesenden mit, der zuweilen wohl das Buch hinlegen mag, um über dasselbe hinaus den eigenen Gedanken zu folgen. Glanzpunkte sind die beiden Schilderungen einer Besteigung des Nordcaps und des Vesuvs — hier das Eis und dort die Flammengluth weiß der Verfasser ohne jeden überflüssigen Wortaufwand so deutlich-anschaulich zu malen, daß man einen Begriff der Wirklichkeit erhält. Sein Talent ist ein coloristisches, und keine noch so zarte Nüance der Mitternachtssonne, kein noch so feiner Unterschied in der Beleuchtung der aus dem Krater aufsteigenden Dämpfe, kein noch so leichter Ton im Farbenspiel des nördlichen wie des südlichen Himmels entgeht ihm. Ebenso gut versteht er das malerisch Impressive der Städte wiederzugeben, namentlich der italienischen Städte, Venedigs, Florenz', Ravenna's mit seinen Erinnerungen an die Könige der Ostgothen und die Dichter; und der sicilianischen mit ihren Griechentempeln. In Rom hat uns der Verfasser am wenigsten befriedigt. Wir danken ihm zwar, daß er — so viel wir uns besinnen — nicht ein einziges Mal von der „ewigen" Stadt gesprochen hat; aber Etwas von dieser Ewigkeit sollte doch, unausgesprochen, in Allem sein, was sich mit Rom beschäftigt, und die katholische Kirche ist davon nicht ausgenommen. Mit welchem Gefühle von Ehrfurcht standen hier die großen Historiker, wenn nichts Andrem, so doch der Majestät ihres Alters gegenüber! Der scherzende Ton mißfällt uns; er widerspricht unsrer Empfindung, mögen wir sonst auch zu diesen Dingen uns stellen, wie wir wollen. — Ueberaus bunt, reich und ansprechend dagegen ist wieder die Skizze von Tunis, mit welcher das Bändchen schließt. Es ist ein Buch, das man gerne liest, nicht schablonenhaft, voll von Leben und Unmittelbarkeit, poetisch anregend und mit großer Verve geschrieben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 1. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Januar und Februar 1884. I. Band. Nr. 4/8. Leipzig, In Commission bei F. A. Brockhaus.

Anzinger. — Es feit fi' nix. Oberbayerische Gedichte von Peter Anzinger. Mit zwölf Illustrationen. München, Caesar Fritsch. 1884.

Berkow. — Um Seinetwillen. Roman von Karl Berkow. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1884.

Berlin. — Die Bewegung der Bevölkerung der Stadt Berlin in den Jahren 1869 bis 1878. Im Auftrage der städt. Deputation für Statistik herausgegeben von Richard Böckh, Director des statist. Amts der Stadt Berlin. Berlin, Commissionsverlag von L. Simion. 1884.

Bibliothek für Ost und West. Band 8: Neue Lebensmärchen. Von Alfred Friedmann. Band 9: Der geistliche Tod. Von Emil Marriot. Band 10: Vor fünfzig Jahren. Von Emerich Ranzoni. Band 11: Eine Wienerin in Paris. Von Clara Schreiber. Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel. 1884.

Brenning. — Geschichte der deutschen Litteratur. 5. Lfg. Lahr, Moritz Schauenburg. 1884.

Bulletin de Correspondance africaine. Troisième année 1884. Fascicule III. Alger, Imprimerie de l'association ouvrière, P. Fontana & Cie. 1884.

Dahn. — Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn. Mit Bildertafeln, Textbildern, Kopfleisten und Schlußstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts. Lfg. 2/6. Kreuznach, R. Voigtländer. 1884.

Der deutsche Pionier. — Erinnerungen aus dem Pionier-Leben der Deutschen in Amerika. Band 16 Heft 3. Cincinnati, Herausgeg. vom „Deutschen Pionier-Verein".

Doherty. — Philosophie organique: L'homme et la nature. Par Dr. Hugh Doherty. Paris, Emile Perrin.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. Erster Jahrg. I. Bd. Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. I. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn. 1884.

Gaebler. — Special-Atlas der berühmtesten und besuchtesten Gegenden und Städte Deutschlands und der Alpen. 100 Karten. Herausgegeben und gezeichnet von Eduard Gaebler. Erster Bd. 8. Lfg. Leipzig-Neustadt, E. Gaebler's geogr. Institut.

Gewerbehalle. — Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1884. 23. Jahrg. Lfg. 7/9. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1884.

Grieben. — Rheinische Wanderlieder und andere Dichtungen von Hermann Grieben. Dritte, vermehrte Aufl. Mit dem Bildniß des Verf. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1884.

Grove. — A dictionary of music and musicians by eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by Sir George Grove. Vol. IV. London, Macmillan and Co. 1884.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. Mit ca. 700 Ansichten. 26/30. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

Hellwald. — Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Production, geschildert von Friedrich von Hellwald. Mit 455 Illustrationen. 1. Hft. Leipzig, Schmidt & Günther.

Hellwald. — Die Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Lfg. 46/47. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Holz. — Emanuel Geibel. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Arno Holz. Berlin und Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Hymans. — Novellen von Louis Hymans. Mit Bewilligung des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Clara Mohr. Leipzig, J. G. Findel. 1884.

Joël. — Gegen Gildemeister. Herrn Prof. Gildemeister's Gutachten über den jüdischen Ritualcodex (Schulchan Aruch) und das Verhältniß der Juden zu demselben. Kritisch beleuchtet von Dr. M. Joël. Breslau. S. Schottlaender. 1884.

Kaden. — Die Riviera von Prof. W. Kaden und Maler Hermann Nestel. 8. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Klaczko. — Julian Klaczko's Florentiner Plaudereien. (Von der französischen Akademie gekrönt.) Deutsch von Wilhelm Lauser. Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel. 1884.

Lützow. — Die Kunstschätze Italiens. In geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von F. Böttcher, L. H. Fischer, W. Krauskopf ꝛc. ꝛc. XXI/XXIII. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. 1884.

Morsch. — Ins Algäu! Reiseerinnerungen aus dem bayrischen Hochgebirge von J. B. Morsch. Straßburg, R. Schultz & Comp. 1884.

Müller. — Bis zum letzten Athemzuge! Eine Streitschrift nach verschiedenen Richtungen von Moritz Müller sen. Zweiter Abdruck. Pforzheim, G. Delffs. 1884.

Olpp. — Angra Pequena und Groß-Nama-Land. Auf Grund vieljähriger Beobachtung kurz geschildert von Johannes Olpp. Mit einem Vorwort von Dr. theol. Fabri. Nebst einer Karte des Herero- und Nama-Landes. Elberfeld, R. B. Friderichs. 1884.

Perrot. — Geschichte der Kunst im Alterthum von Georges Perrot und Charles Chippiez. Autoris. d. Ausg. Aegypten, bearb. von Dr. R. Pietschmann. Mit 602 Abbild. etc. Lfg. 22/24. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Post. — Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwicklungsgeschichte. Leitgedanken für den Aufbau einer allgemeinen Rechtswissenschaft auf sociologischer Basis von Albert Hermann Post. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1884.

Reber. — Geschichte der neueren deutschen Kunst. Nebst Excursen über die parallele Kunstentwicklung der übrigen Länder germanischen und romanischen Stammes. Unter Mitwirkung von F. Pecht bearbeitet von Franz von Reber. 2. Aufl. 3. Bde. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Sailer. — Bilder aus dem Bayerischen Hochgebirge nebst Beschreibung der hervorragendsten Orte von Ludwig Sailer. München, In Commission bei Caesar Fritsch. 1884.

Scherer. — Emanuel Geibel. Von Wilhelm Scherer Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Schrammen. — Zollernfrauen. Charakterbilder aus der Sage und Geschichte des preußischen Herrscherhauses. Zusammengestellt von Johannes Schrammen. 9. Lfg. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1884.

Seitz. — Vom Wald. Zwei neue Dichtungen von Heinrich Seitz. Berlin und Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Telmann. — Im Hochland. Novellen von Konrad Telmann. Dresden. H. W. Steffens.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. I. Bd. Allgemeine Erdkunde von Dr. J. Hann, Dr. F. von Hochstetter und Dr. G. Pokorny. 16/23. Lfg. Leipzig, G. Freytag.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XI. 4/5. Heft. Berlin, Dietrich Reimer. 1884.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1885. Achtundvierzigster Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Voß. — Unehrlich Volk. Trauerspiel von Richard Voß. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. 1884.

Walsemann. — Das Interesse. Sein Wesen und seine Bedeutung für den Unterricht. Eine Ziller-Studie von A. Walsemann. Hannover, Carl Meyer. 1884.

Wissen der Gegenwart, das, — Bd. XXV: Das Geld. Geschichte der Umlaufsmittel von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart von Max Wirth. Bd. XXVI: Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. I. Von Ernst Otto Hopp. Bd. XXVII: Die Kometen und Meteore in allgemein faßlicher Form dargestellt von Prof. Dr. W. Valentiner. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1884.

Wundt. — Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. Zweiter Band. 2. Hft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1884.

Ywannow. — Der Sänger von Ringgenberg. Eine Geschichte vom Brienzersee von J. G. Ywannow. Bern, Nydegger & Baumgart. 1884.

Zeitbewegende Fragen. III. Die moderne Kultur und die Frauen. Eine sociale Studie von Pederzani-Weber. Leipzig, Gustav Wolf. 1884.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das Kind aus Asien.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

I.

Mit dem Abendzuge von Ostende kam auf dem Kölner Bahnhofe ein Reisender an, dem es sofort anzusehen war, daß er lange Zeit in einem weit entlegenen, heißen Lande zugebracht hatte. Mehr noch als die gleichmäßige, blühende Röthe des glattrasirten Gesichts verrieth dies der modewidrige Schnitt seines Anzugs, das lose um den weiten Hemdkragen geschlungene Halstuch, der Hut, welcher in ganz Deutschland nicht seines Gleichen hatte.

Als der Fremde auf den Perron getreten war, blickte er nach allen Richtungen staunend umher, wie Jemand, der an einem lange nicht besuchten Orte Alles anders vorfindet, als es früher gewesen ist. Viele Zeit zu stiller Betrachtung wurde ihm indessen nicht gelassen; Bedienstete aus verschiedenen Hôtels drängten sich an ihn und streckten die Hände nach dem Gepäckzettel aus, den er um den Mittelfinger der linken Hand gewickelt hatte. Suchend blickte er von dem Einen zum Andern und las die Firmen an den Mützen; endlich leuchtete es freudig in seinen Zügen auf und er winkte einen alten Mann zu sich heran, der sich bescheiden im Hintergrunde hielt, als ob er sich nicht getraue, einem Reisenden dieses Kalibers ein Quartier in seinem Hôtel anzubieten. Die Collegen rümpften die Nase, als der Graubart schmunzelnd mit der unerwarteten Beute abzog, um ihn zu dem einspännigen Rumpelkasten zu geleiten, der schon seit undenklichen Zeiten die spärlichen Kunden eines Gasthofes dritten Ranges von und zu den Bahnhöfen und Dampfschiffen beförderte.

Charles ter Veen schien mit seinem selbstgewählten Loose äußerst zufrieden. Mit unverkennbarem Wohlbehagen machte er es sich in dem Fuhrwerk so bequem, als es die Enge desselben zuließ. Auch störte ihn kein Fahrgenoß in seinen angenehmen Gedanken; ganz allein wurde er mit seinen unförmlichen Gepäckstücken, die den Wagen unterwegs beinahe zum Umschlagen gebracht hätten, an der Thüre des bescheidenen Gasthofes von einem ältlichen Kellner empfangen.

Ter Veen ließ, eh' er eintrat, seine hellgrauen Augen über die Façade des Hauses schweifen und nickte befriedigt. Hier wenigstens war Alles unverändert; das breite grüne Schild mit den blanken Messingbuchstaben prangte, genau wie früher, über der Hausthüre, und so einladend wie je streckte sich die verschnörkelte Laterne mit ihren rothen und grünen Gläsern in die Straße hinaus.

Nach wenigen Minuten fand sich der Reisende mit seinen Koffern wohlgeborgen in Nummer Zwei, dem Staatszimmer des Hauses. Doch nahm er sich keine Zeit, die traurig verblaßte und abgenutzte Ausstattung dieses ehemaligen Prunkgemachs näher in Augenschein zu nehmen; kaum hatte er nothdürftig den Staub von Gesicht und Händen abgewaschen und war eiligst ein paar Mal mit der Bürste über den Kragen seines Rocks gefahren, als er schon wieder das Zimmer verließ und dem Ausgange zur Straße zueilte.

Der Wirth, inzwischen von der Ankunft des vielversprechenden Gastes unterrichtet, verlegte ihm den Weg und lud ihn ein, in den Speisesaal zu treten. Ter Veen erinnerte sich, daß er hungrig sei. Der Ausgang, den er im Begriff stehe zu machen, gab er zu, sei am Ende so eilig nicht und könne um eine halbe Stunde verschoben werden.

Im Speisesaal sich niederlassend, worin er der einzige Gast war, setzte er die Unterhaltung mit dem Wirthe fort. Es war ihm sichtlich ein Bedürfniß, sich gegen irgend Jemand auszusprechen. Er sei zwar kein Kölner Kind, erzählte er, doch habe er seine Lehrzeit hier verbracht und betrachte die alte Stadt am Rhein, die ihm damals viel Gutes geboten, als seine eigentliche Heimath. Lange Zeit sei er in der Fremde gewesen — auf Java; nun habe er genug gearbeitet und wolle im Vaterlande sein Leben genießen. Zunächst liege ihm am Herzen, etwas von dem Schicksale einer Familie zu erfahren, in deren Haus er die Anfangsgründe seines Metiers erlernt habe. Vielleicht sei der Wirth im Stande, ihm Auskunft darüber zu geben.

„Die Großkopf'sche Handlung," fuhr Charles ter Veen fort, „befand sich damals unweit Ihres Hôtels, in der Nudelgasse. Oft hat mich mein Weg hier vorüber geführt, wenn ich Packete austragen mußte. Ja, ich will nur bekennen, daß ich mir's dazumal als den höchsten Zustand von Glückseligkeit vorgestellt habe, in diesem Hause einmal logiren zu können. Lange hat's freilich gedauert, bis ich soweit gekommen bin; aber schließlich habe ich's doch erreicht."

Und mit fröhlich aufblitzenden Augen sah Charles in dem dürftig ausgeschmückten, stark verräucherten Raume umher.

„Wie werde ich wohl das Ehepaar Großkopf antreffen!" begann er wieder. „Es waren herzensgute, brave Leute, die den wenig anstelligen Jungen aus dem Bergischen, der ihnen plötzlich ins Haus schneite, mit großer Freundlichkeit behandelt haben. Auch Kinder waren im Hause: zwei, ein Knabe und ein Mädchen. Namentlich des letztern erinnere ich mich noch sehr lebhaft. Christine hieß sie; es war ein hübsches Kind, mit einem Gesicht, wie es eine Puppe hat, wenn sie neu und frisch aus dem Kasten kommt; ein herziges Ding. Ob sie wohl noch in dem kleinen Hause in der Nudelgasse lebt? Die Eltern werden grau geworden sein; am Ende hat sie mit dem Bruder das Geschäft übernommen und steht in diesem Augenblick im Laden und wiegt Zucker und Käse, Kaffee

und Rosinen aus. Wenn ich dies nur gewiß wüßte: ich liefe gleich hinüber und kaufte ihr sämmtliche Vorräthe ab; ein Schubfach nach dem andern, eine Büchse nach der andern sollte sie mir ausleeren. Schließlich würde sie stutzig werden; sie würde mich aufmerksam ansehen und den Karl erkennen, den Karl von ehedem!"

Erregt von dieser Vorstellung sprang ter Veen auf, durchmaß einige Male das Zimmer mit großen Schritten, griff dann nach seinem Hut und ging zur Thüre.

Inzwischen hatte der Wirth aus seinem Gedächtniß Alles zusammengesucht, was ihm über die Familie Großkopf zur Kunde gekommen war. Jetzt hielt er den Enteilenden zurück; die Gesuchten seien längst aus der Nachbarschaft verschwunden, sagte er; was er von denselben wisse, stehe übrigens gern zu Diensten.

Enttäuscht hing Charles ter Veen seinen Hut wieder an den Haken. Rasch brach indessen seine sanguinische Natur wieder durch. „Erzählen Sie!" bat er; „aber nicht trockenen Mundes; das ist hier am Rheine nicht der Brauch."

Er schenkte dem Wirthe ein, legte die Hände um das emporgezogene Knie und ließ den Teller Suppe unberührt, der soeben vor ihm niedergesetzt worden war.

Jener hob an: „Ich habe dies Haus vor etwa zehn Jahren käuflich übernommen. Damals schon war das Großkopf'sche Geschäft in andere Hände übergegangen; doch redete man noch zuweilen hier an den Tischen von dem merkwürdigen Schicksal jener Familie. Seitdem hat man über so viele andere Dinge zu sprechen gehabt, daß die traurige Begebenheit ziemlich vergessen sein wird."

Ter Veen verspürte plötzlich ein Gefühl der Trockenheit im Halse; er trank hastig einen Schluck Wein und nahm dann seine vorige Stellung wieder ein.

„Den Großkopfs ist nämlich ein sehr ansehnlicher Lotteriegewinn zugefallen," fuhr der Wirth fort, „der den Leuten nicht zum Glück ausgeschlagen ist. Der Kaufmann Großkopf ist bald nachher im Irrenhause gestorben, und seiner Frau hat eine Wärterin beigegeben werden müssen, die sie auf Schritt und Tritt begleitete, damit sie nicht Alles kaufte, was sie in den Schaufenstern Hübsches ausliegen sah. Der Sohn wollte sie gerichtlich entmündigen lassen; das aber hat die kleine Christine zu hintertreiben gewußt."

„Bravo!" rief Charles enthusiastisch aus. „Das sieht dem Mädchen ähnlich! Ein gutes Herz hat sie immer gehabt. Die Mutter entmündigen lassen, die eigene Mutter — das glaub' ich wohl, das hätte Christine Großkopf niemals zugegeben!"

Auf einen Wink des Herrn entfernte der Kellner die kalt gewordene Suppe. Ter Veen achtete nicht darauf in seiner Begeisterung über das Verhalten der Jugendfreundin.

„Der junge Großkopf," berichtete der Wirth weiter, „brauchte nicht lange zu warten, bis ihm der Haufen Geld in die Hände fiel, nach dem sein Sinn stand. Eines Morgens fand man die Mutter todt im Bett, und sofort begann Johannes, oder, wie er allgemein in der Nachbarschaft hieß, das Hänneschen, ein überaus flottes Leben zu führen. Durch seine tollen Streiche, namentlich in der Carnevalszeit, erwarb er sich damals eine gewisse Berühmtheit. Nun, Sie können sich denken, welchen Verlauf es mit ihm nahm. Die neuen Kumpane,

die sich an ihn drängten, rupften den Leichtsinnigen nach besten Kräften; zu allem Ueberfluß hängte er sich an ein Frauenzimmer vom Theater, die das Geldausgeben noch besser verstand, als er selbst — kurz, nach unglaublich kurzer Zeit war das große Erbtheil zerstoben und der Thunichtgut verschwand nach Amerika."

Das Schicksal von Johannes Großkopf schien Charles wenig zu interessiren. Erwartungsvoll blickte er noch immer auf die Lippen des Erzählers, als ob das Wichtigste erst kommen müsse. Als der Wirth indessen, sein Glas erhebend, mit einem respectvollen „Viel Glück in der Heimath" zu erkennen gab, daß er am Ende seines Wissens angekommen sei, blieb Charles nichts übrig, als direct nach dem Verbleib von Fräulein Christine zu fragen.

„O, Fräulein Großkopf!" rief der Wirth. „Die hat das Ihrige zu hüten gewußt; sie hat es zu etwas gebracht in der Stadt. Wenn einmal in der Zeitung ein Aufruf erscheint um Geldspenden für irgend einen guten Zweck, so steht unfehlbar auch der Name von Christine Großkopf darunter. Während des letzten Krieges ist sie als Oberin vom rothen Kreuz unglaublich geschäftig gewesen; sie ist auch hernach von der Kaiserin decorirt worden. In einem anderen Stadtviertel hat sie sich nach der Mutter Tod angekauft. Ein sauberes Haus bewohnt sie und hat den feinsten Verkehr."

Charles ter Veen saß still und ließ den Kopf hängen. Durch die letzten Mittheilungen des Wirthes mußten wohl einige Illusionen zerstört worden sein, die er in seinem javanischen Erdwinkel genährt hatte, und die ihm ans Herz gewachsen waren. Endlich wandte er sich mit einem leisen Seufzer zum Tische und begann schweigend die Speisen zu verzehren, die ihm jetzt rasch nacheinander servirt wurden. Nach dem letzten Gange erhob er sich, nahm seinen Hut und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

Kaum sah er um sich, als er die Straße erreicht hatte. In tiefen Gedanken verfolgte er seinen Weg; trotz Allem, was er vernommen, zog es ihn dennoch nach jenem Laden hin, worin er einst seinen Eintritt in die große Welt gemacht hatte. Nun stand er in der Nudelgasse und suchte mit träumerischen Augen nach den beiden Fenstern mit kleinen, grünlichen Scheiben in zerbröckelnden Holzrahmen, hinter denen ehemals eine Auslese aus den Großkopf'schen Vorräthen ausgestellt zu sein pflegte. Er fand sie nicht mehr; aus den beiden Fenstern war eins geworden, ein colossales Fenster mit einer einzigen farblosen Glastafel als Scheibe. Und wie verlockend präsentirten sich dahinter, im Lichte von sechs Gasflammen, die ausgelegten Waaren! Charles dachte daran, wie er einst selbst hinter herabgelassenen staubigen Vorhängen die Ausstellung in den Schaufenstern hatte anordnen müssen. Eine mühselige Arbeit war's gewesen für ihn, eine Arbeit, die den Unbeholfenen meist bis gegen Mitternacht in Anspruch nahm und die ihm, trotz aller aufgewandten Mühe, niemals ein Lob von dem Prinzipal einbrachte. Freilich: sein Nachfolger verstand es besser, das mußte er gestehen. Aber welche Materialien standen diesem Nachfolger auch zu Gebot! Er, Charles ter Veen, hatte keine chinesische Theekiste zur Verfügung gehabt, keine Ingwertöpfe, keine Kistchen und Kästchen mit Feigen, Brünellen, Datteln und Tafelrosinen; er konnte nicht links eine Pyramide aus Büchsen mit conservirten

Gemüsen errichten und rechts eine solche aus Stearinkerzen. Wie hatten sich doch die Zeiten verändert!

Hier, vor dem Schaufenster von Großkopf's Nachfolger, kam Charles erst zum vollen, peinlichsten Bewußtsein der Wirklichkeit. Auf Grund von Jugenderinnerungen, die wunderbar frisch in ihm geblieben waren, hatte er sich in Gedanken seine Zukunft in Deutschland ausgestaltet, während unter den Tropen die Gegenwart kaum beachtet an ihm vorüberstrich. Und nun fand er Alles anders, als es in ihm lebte — Alles. Christine, mit deren jugendlichem Bilde seine Phantasie Jahre lang gespielt hatte, die er in dem alten Laden hatte überraschen wollen wie der Prinz im Märchen die arme Schäferin, die Genossin seiner kummervollen Jugend, — Christine war hinaufgewachsen in eine Sphäre, die über der seinigen lag; er konnte sie nicht beglücken, wie er geträumt hatte; eine Fremde war sie ihm plötzlich geworden, zu welcher er sich einen neuen Weg mühsam suchen mußte. —

Beklommen kehrte der arme Javane dem Schaufenster von Großkopf's Nachfolger den Rücken und wanderte in sein Hôtel zurück. Er forderte ein Licht und begab sich schnurstracks auf sein Zimmer. In dem breiten Himmelbett ward ihm, während er über das soeben Gehörte nachsann, allmälig hoffnungsvoller zu Muth; doch waren seine Träume schwer und ängstlich und versetzten ihn nacheinander in eine Reihe von unangenehmen Situationen, aus denen kein Entrinnen möglich schien.

II.

In dem Hause, welches Christine Großkopf bewohnte, befand sich am nächsten Morgen gegen elf Uhr in einem Saale des Erdgeschosses eine Anzahl junger Damen, die unter Christinens Anleitung Gegenstände verschiedener Art, meistens weibliche Handarbeiten, unter sich vertheilten. Es waren dies die bei Christine eingelaufenen Gaben für einen Wohlthätigkeitsbazar, in welchem die jungen Damen als Verkäuferinnen zu fungiren übernommen hatten. Jede derselben hegte natürlicher Weise den Wunsch, ihren Tisch zu einem der bestausgestatteten zu machen, und bei Artikeln von hervorragendem Werth war die Concurrenz eine sehr lebhafte. In der Regel mußte dann Christine um ihre Entscheidung angegangen werden, der sich die Streitenden ohne Widerrede fügten.

Als einmal wieder auf solchen Tumult eine Stille folgte, hörte man draußen, ganz in der Nähe der Thür zum Flur, einen lauten Wortwechsel. Ein Besucher wollte sich nicht durch die Magd zurückweisen lassen; man konnte im Saale deutlich verstehen, daß er mit Heftigkeit darauf bestand, zu Fräulein Großkopf geführt zu werden.

Christine kannte die Stimme nicht; doch empfing sie häufiger Besuche von Fremden, die sich aus ihrer Erfahrung Rath holten, oder sie für ein gemeinnütziges Unternehmen zu interessiren wünschten. Sie bat eine der jungen Damen, den Herrn um seine Karte zu ersuchen und ihn dann in ihr Arbeitszimmer führen zu lassen, wo er einige Minuten auf sie warten möge. Kaum indessen war diese hinausgetreten und hielt noch die Thürklinke in der Hand, als sie in das Zimmer zurückgedrängt wurde und an ihr vorbei Charles ter Veen eintrat,

in dem gestrigen Anzuge und mit dem nämlichen rothen Halstuche; neu hinzugekommen waren noch ein Paar veilchenfarbene Handschuhe mit einer hellgelben Stickerei, die er sich soeben als äußerst modern hatte aufschwatzen lassen.

Der Javane war zu sehr erregt, um außer Fassung zu gerathen, als er sich plötzlich in der Mitte eines Kreises von Damen befand, deren Augen sämmtlich mit unverhohlenem Staunen auf ihn gerichtet waren. Im Nu hatte er seine ehemalige Freundin aus dem Schwarm herausgefunden. Wenig nur, so schien es ihm, hatte sich das Gesicht der kleinen Christine in all' den Jahren verändert. Allerdings fiel ihm, bei dem ersten Blick schon, eine gewisse Starre und Unbeweglichkeit ihrer Züge auf, die ihn befremdete; die Augen aber, die Vergißmeinnicht-Augen, die jetzt fragend auf ihm ruhten, waren die alten, wohlbekannten Augen, freundlich ernst wie ehedem.

Charles ter Veen's gutmüthige Züge verklärten sich förmlich vor Freude, als er die Gesuchte leibhaftig vor sich erblickte; mit ausgestreckter Hand schritt er auf sie zu. Unwillkürlich wich Christine zurück; das Aeußere des auf so unmanierliche Weise Eingedrungenen kam ihr verdächtig vor; sie wußte nicht, was sie aus dem hanswurstartig Bekleideten machen sollte.

Betroffen blieb Charles stehen. „Ach, Sie kennen mich nicht mehr," kam es traurig von seinen Lippen.

Christine schüttelte den Kopf. „Wollen Sie nicht die Güte haben, mir Ihren Namen zu nennen," bat sie.

„Aber ich bin ja der Karl, der Karl ter Veen — wissen Sie nicht mehr, erinnern Sie sich nicht mehr — aus dem Geschäfte in der Nudelgasse — aus Großkopf's Handlung —"

Die kleine Dame strich sich langsam mit der runden Hand über die Stirn. Allmälig kam ihr eine dunkle Erinnerung. „Ich entsinne mich freilich," sagte sie, „aus meiner Mädchenzeit eines Lehrburschen, der einen ähnlichen Namen führte. Wenn ich nicht irre, so kam er aus dem Bergischen zu uns, ein geschwisterloses Waisenkind, meinem Vater von alten Freunden empfohlen."

Charles ter Veen nickte lebhaft.

„Der junge Mann war von holländischer Abkunft, meine ich," fuhr Christine sinnend fort. „Nach beendeter Lehrzeit wurde er von einem Anverwandten, einem Schiffscapitän, zu einer der holländischen Colonien hinausgenommen. Seitdem hat zwischen ihm und uns keine Verbindung mehr bestanden; er hat uns nicht, wir haben ihm nicht geschrieben."

Beschämt blickte Charles zu Boden. In Briefwechsel mit der still Verehrten zu treten, daran hatte der Schwärmer nie gedacht.

„Dieser Lehrling also waren Sie? Nun, der Erscheinung nach haben Sie sich in den Tropen recht eingelebt."

Einige der jungen Damen kicherten.

„Ich meine damit," erläuterte Christine, „daß Sie wohl aussehen, wohler, als gemeiniglich die Europäer auszusehen pflegen, die eine Reihe von Jahren im heißen Klima zugebracht haben. Es wird mich interessiren, Herr ter Veen, einmal zu gelegenerer Zeit etwas von Ihren Erlebnissen zu hören."

Als Charles mit diesen Worten kurzer Hand verabschiedet wurde, malte

sich in seinen Zügen eine solche Enttäuschung, daß Christine Mitleid mit ihm empfand.

„Oder besser noch," setzte sie hinzu, „wenn Sie nichts zu versäumen haben und in meinem Cabinet verweilen wollen, bis wir hier mit unserm Geschäft fertig sind, so wird es mir dann ein Vergnügen sein, ein Viertelstündchen mit Ihnen zu verplaudern."

„O, ich habe nicht das Mindeste zu thun," fiel Charles rasch und freudig ein. „Ich werde warten, bis Sie kommen; auch brauchen Sie sich um meinetwillen durchaus nicht zu beeilen."

„So treten Sie hier ein, Herr ter Veen, wenn ich bitten darf; ich werde Sie nicht gar zu lange allein lassen."

Christine, die während dieser Unterredung keine Miene verändert hatte, öffnete die Thür zu ihrem Arbeitszimmer und Charles verschwand darin.

Einen Augenblick blieb Christine, ihm nachsehend, in Gedanken stehen. „Es ist merkwürdig," wandte sie sich zu einer ihrer Vertrauten, „welch' ein zähes Leben bisweilen blinde Zuneigung hat. Dieser Mann ist ein Kind geblieben; die Welt hat nichts über ihn vermocht. Wie er gegangen ist, so kommt er wieder und denkt an die alten Fäden sein neues Gespinnst knüpfen zu können. Wahrscheinlich bin ich die einzige Person, deren er sich noch erinnert; nun stürzt er zu mir in der Arglosigkeit seines Herzens; ich soll mit ihm in alten Geschichten wühlen, mich mit ihm an seinen Erinnerungen aus dem Hause meiner Eltern ergötzen. Nichts anderes kann er wollen; denn was könnte er mir von sich zu erzählen haben? Leute wie er erleben nicht viel; mit dem Inhalt von zehn Jahren ihres Lebens räumen sie in fünf Minuten Conversation auf. Und wenn er mit sich fertig ist, komme ich an die Reihe; dann wird er verlangen, daß ich berichte; ich werde ihm die traurige Geschichte von der Meinigen Tod und Ruin erzählen müssen. Dem Neugierigen Vortrag halten über das eigene Unglück — das thut Niemand gern."

Christine seufzte leise. „An die Arbeit, meine Damen, wenn es Ihnen gefällig ist," bat sie dann.

Während jetzt in aller Stille die Vertheilung der noch verfügbaren Gaben vorgenommen wurde, hatte Charles Muße, sich in dem Arbeitszimmer der vielbeschäftigten Dame des Hauses umzusehen. Es war Alles sehr fein, sehr geschmackvoll in diesem Zimmer: der Teppich, die Möbel, die Nutzgeräthe, die Schmuckgegenstände. Auf dem halb geöffneten Schreibtisch stand eine Statuette von mattvergoldeter Bronze, nach dem Thorwaldsen'schen Christus kunstvoll gearbeitet; über dem Divan an der Längswand hing ein großes Oelbild, Christus und die Ehebrecherin darstellend; der schwere, ovale Mitteltisch war bedeckt mit Druckschriften.

Seltsam muthete den Wartenden diese Umgebung an. Die reiche Ausstattung machte ihn befangen; der Hauch von Religiosität, welcher das Gemach durchwehte, fiel dem Weltkinde auf die Nerven. Er mußte sich eingestehen, daß der Interessenkreis, innerhalb dessen sich Christinens Gedanken bewegten, ihm ein gänzlich fremder sei. Und die Frage drängte sich ihm auf, wie nur seine alte Freundin dazu komme, ihre persönliche Thätigkeit einzusetzen für die Linde-

rung der Noth in der Welt. Warum, wenn die Macht der Behörden nicht ausreichend war, um dem Elend abzuhelfen, kaufte sie sich nicht mit einem gelegentlichen Almosen los? Warum überhaupt arbeitete sie noch, sie, die es ja nicht nöthig hatte, und obendrein für Andere? Ganz unbegreiflich war dies dem guten Javanen. In den holländischen Colonien galt der Grundsatz, daß man nur so lange arbeiten müsse, bis man glaube, für seine persönlichen Bedürfnisse genug erworben zu haben; dann aber folge die Festzeit des Lebens, eine ununterbrochene Reihe von Feiertagen, worin von keinen Pflichten mehr die Rede sein dürfe. Und dieser Grundsatz erschien Charles ter Veen durchaus richtig; auch er hatte danach gehandelt. Fernerhin wollte er keines Menschen Diener sein, er nicht, am allerwenigsten freiwillig, wie es die kleine Dame war, die sich in diesem Zimmer abmühte, die Wohlfahrt von Leuten zu befördern, die sie zumeist nicht kannte und die sie im Grunde gar nichts angingen.

Mit leichtem, raschen Schritt trat Christine ein, winkte Charles, auf dem Divan Platz zu nehmen und ließ sich, ihm gegenüber, auf einen Stuhl nieder.

„Wo sind Sie abgestiegen, Herr ter Veen?"

Charles nannte den Namen seines Hôtels. „Aus alter Anhänglichkeit," fügte er hinzu; „es liegt in der Nähe der Nudelgasse, des alten Ladens."

„Und von den Schicksalen der ehemaligen Bewohner dieses Ladens ist wohl keine Kunde zu Ihnen nach Indien gedrungen?"

„Nein; aber der Wirth hat mir gestern Abend davon erzählt. O Fräulein Großkopf, es ist mir nahe gegangen; es hat mich, kann ich wohl sagen, erschüttert. Am liebsten hätte ich Sie Alle in dem kleinen Hinterstübchen angetroffen vor der großen braunen Kaffeekanne, deren Krahn immer tropfte — wissen Sie noch?"

„Auch ich wohnte dort am liebsten noch, Herr ter Veen — mit Jenen, die todt sind." Sie machte eine Bewegung mit der Hand, wie um dies Thema zu verscheuchen. „Und Sie? Ihnen ist es immer gut gegangen?"

Und nun ereignete sich genau dasjenige, was Christine vorausgesagt hatte. Voll Eifers begann Charles eine Schilderung seiner Erlebnisse zu geben; aber rasch rann der Strom seiner Rede aus; in weniger als fünf Minuten war er mit seiner Erzählung fertig.

„Ich merke," sagte Christine, „das Geschäft hatte Sie verschlungen; dafür hat es Sie aber auch conservirt. Nun haben Sie sich gerettet und wiedergewonnen; werden Sie bei uns bleiben? Hoffentlich hat Ihnen die lange, beschwerliche Arbeit etwas eingetragen —"

„Reich bin ich nicht," antwortete Charles freimüthig; „doch glaube ich, daß mir die Einkünfte aus meinem Vermögen zu einem behaglichen Leben in Deutschland genügen werden."

Er griff in die Seitentasche seines Rocks, holte ein ziemlich dickes Packet hervor, das mit rothem Bindfaden säuberlich eingeschnürt war, und legte es mit einer gewissen Feierlichkeit vor Christine auf den Tisch nieder.

„Was haben Sie da? Was soll ich damit?" fragte sie.

„Es ist mein Capital in Staatspapieren; ich wollte Sie bitten, dasselbe in Verwahrung zu nehmen."

„Ich? Ihr Capital? Ich bitte Sie, Herr ter Veen, wie kommen Sie auf diesen Einfall?"

Verdutzt blickte Charles die kleine Dame an.

„Aber das ist doch einfach genug, wie ich dazu komme," sagte er etwas kleinlaut. „Mit mir umhertragen kann ich die Dinger nicht immer; in meinem Koffer sind sie nicht sicher. Sie sind meine einzige Bekannte hier; warum wollten Sie mir den Gefallen nicht thun, aus alter Freundschaft, wissen Sie? Wenn Coupons fällig sind, so komm' ich zu Ihnen und hole sie mir."

Die fast unglaubliche Naivetät des fremden Mannes rührte Christine.

„Ich verwahre nicht einmal meine eigenen Werthpapiere hier im Hause," erwiderte sie, „und werde die Sorge für die Sicherheit fremden Eigenthums erst recht nicht auf mich nehmen. Indessen will ich Ihnen die Adresse meines Banquiers geben." Sie ging zum Schreibtische und schrieb stehend einige Zeilen. „Sie sind dort in allen Geldangelegenheiten wohlberathen und werden aufmerksam bedient werden, wenn Sie sich auf mich beziehen, wozu ich Ihnen gerne die Erlaubniß gebe."

Charles nahm das Papier dankend an sich und steckte es mit dem Packet in die Tasche. Christine war stehen geblieben; er merkte, daß er sich verabschieden müsse.

Als er sich erhob, sagte Christine etwas zögernd: „Ich habe jeden Donnerstag Empfangsabend für meine Freunde und Bekannte. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, zuweilen zu kommen; Sie sind freundlichst eingeladen. Außerhalb dieser Abende bin ich in meinem Hause schwer zugänglich, es sei denn in Angelegenheiten, die mich nicht selbst betreffen."

Hochbeglückt versicherte Charles mehrmals nacheinander, daß er nicht verfehlen werde, sich recht häufig einzustellen. Während er sich zur Thüre begab, musterte ihn Christine nochmals mit einem raschen Blick von oben bis unten.

„Herr ter Veen," hielt sie ihn an, „nehmen Sie mir die Frage nicht übel: sind die übrigen Anzüge, welche Sie besitzen, ebenso — indisch, wie derjenige, mit dem Sie sich heute bekleidet haben?"

Etwas verlegen sah Charles an sich herab.

„Es ist nur gut, daß Sie mich darauf aufmerksam machen," versetzte er. „Nicht wahr, man trägt sich hier nicht so? Es kam mir schon so vor, als ob die Leute auf der Straße stehen blieben und mir nachsähen. Ist es wirklich so schlimm?"

„Schlimm genug. Sorgen Sie lieber gleich für Garderobe, wie sie hier zu Lande üblich ist. Es ist nicht gut, wenn die Herren, die aus fernen Gegenden zu uns kommen, dies schon durch ihr Aeußeres aller Welt zu erkennen geben. Aus verschiedenen Gründen, Herr ter Veen. Glauben Sie mir, die Leute, die Ihnen ins Gesicht lachen, sind nicht die schlimmsten unter denjenigen, die Ihnen begegnen. Und noch eins, da ich einmal im Zuge bin — freilich weiß ich selbst nicht recht, wie ich dazu komme, Ihnen meinen Rath aufzudrängen —"

„Ich bitte sehr darum," unterbrach Charles die Wohlmeinende. „Wirklich, Fräulein Großkopf. Mir ist zu Muthe wie einem Kinde im fremden Hause. Mit der Zeit werde ich mich schon orientiren; für den Anfang aber könnte mir

nichts Besseres widerfahren, als wenn Jemand sich der Mühe unterzöge, mich etwas zu führen."

„Empfehlen würde ich Ihnen, eine Privatwohnung zu miethen, Herr ter Veen; das Haus, in welches Sie gerathen sind, taugt zu einem längeren Aufenthalte nicht für Sie. Es ist auch nicht gerade nöthig, daß Sie Ihr neues Heim in der Nähe der Nudelgasse suchen. Jetzt, unmittelbar nach Ihrer Ankunft, wirkt die Erinnerung an alte Zeiten mit großer Stärke auf Sie. Das wird anders werden, sobald Sie sich in der Gegenwart zurechtgefunden haben. Was einmal gewesen ist, so bedeutsam es auch noch scheinen mag, ist vorüber und läßt sich nicht wieder herstellen. Also vergessen Sie nicht: Donnerstag Abends, von sieben Uhr an! Frühe Gäste sind mir die liebsten; um Zehn müssen sich Alle entfernt haben."

Sie reichte ihm zum Abschied die Hand, trat dann zum Fenster und sah ihn die Straße hinabgehen.

Das große Kind! dachte sie. Es wäre eine gute That, wenn ich ihn unter meine Obhut nähme. Charles ter Veen — Karl — ja, ich erinnere mich des Knaben, wie er ins Haus gezogen kam, mit einem blauen Sack auf den breiten Schultern. — Die Harmlosigkeit kann es also doch noch zu etwas bringen in der Welt!

Und Christine Großkopf setzte sich an ihren Schreibtisch, blätterte in Briefen und Papieren und hatte bald den gehabten Besuch vergessen.

III.

Als am letzten Tage des Bazars zum Besten einer Taubstummenanstalt Christine im Saale des Gürzenich beschäftigt war, hörte sie in einiger Entfernung von mehreren Tischen gleichzeitig den Ruf: Herr ter Veen! Herr ter Veen!

Rasch wandte sie sich nach der Gegend hin, wo ihr javanischer Freund in Gefahr war, ausgeplündert zu werden. Sie sah ihn mitten im Hauptgange stehen, unschlüssig, welchem Rufe er zuerst folgen sollte. Der Schneider hatte ihm einen untadelhaften Anzug geliefert; gegen die Farbe des Halstuchs und der Handschuhe war nichts einzuwenden. Aber, aber: das Gesicht des ehemaligen Lehrburschen von Großkopf's Handlung war unverändert dasselbe geblieben, das grobgeschnittene rothe Gesicht unter buschartigem, graumelirtem Haar; und seine nachlässige Art, den großen Körper zu tragen und mit den Armen zu schlenkern, trat in der modischen Hülle nur noch auffallender hervor. Christine hatte es gut gemeint mit ihren Rathschlägen; aber die Tracht allein metamorphosirt den Menschen nicht; nach wie vor war Charles ter Veen auf funfzig Schritt als Ausländer zu erkennen.

Eben hatte er seinen ersten Einkauf gemacht, einen Briefbeschwerer in Gestalt eines Elephanten und mehrere Pfund im Gewicht, als Christine zu ihm trat. Sie führte ihn aus dem Gedränge in eine stille Ecke. Es freue sie, ihn hier zu sehen, redete sie ihn an; es müsse für ihn, als Fremden, recht unterhaltend sein, das Treiben zu beobachten. Aber etwas zu kaufen habe er nicht nöthig; er möge sich vor den jungen Damen in Acht nehmen; die Schelminnen

hätten keine festen Preise und würden ihm, gerade ihm, für jeden Gegenstand den dreifachen Werth abverlangen.

„Aber das thut ja nichts, Fräulein Großkopf," wandte Charles ein. „Ist dies doch Ihr Bazar." —

„Eben weil es mein Bazar ist, in Ihrer Meinung wenigstens," unterbrach sie ihn, „warne ich Sie. Wenn Sie sich gedrungen fühlten, für die Sache ein Opfer zu bringen, dann stände es mir natürlich nicht zu, Ihre Absicht auch nur mit einem Worte zu kreuzen. Aber nicht wahr, das ist nicht der Fall? Sie kommen, Sie geben Geld aus, um mir gefällig zu sein. Ist es nicht so? Und das ist mir nicht recht; das wünsche ich nicht."

Charles schüttelte verwundert den Kopf und sah sie groß an. „Sehen Sie alles einkommende Geld," fragte er, „so genau auf die Beweggründe des Gebers an wie das meinige?"

„Gewiß nicht, Herr ter Veen. Aber Ihr Fall ist ein besonderer; Sie haben mir erlaubt, Sie auf dem fremden Terrain, auf welchem Sie jetzt Ihre ersten Schritte machen, zu führen. Sobald Sie bekannter werden, wird man häufiger versuchen, von Ihnen Beiträge zu allerlei löblichen Zwecken zu erpressen. Halten Sie, solchem Ansinnen gegenüber, Ihre Börse verschlossen. Geben Sie niemals, weil ein Bekannter Sie bittet; einstweilen nicht. Und kommt einmal ein Fall zu Ihrer Kenntniß, der Ihnen an das Herz geht, der Sie gleichsam zwingt, einzugreifen: auch dann bleiben Sie besonnen; handeln Sie erst nach gewonnener gründlicher Einsicht, nach reiflicher Ueberlegung, unter Berücksichtigung Ihrer Mittel. Der Trieb, wohlzuthun, ist ein edler Trieb; aber die Vernunft muß ihn leiten. Doch was rede ich und halte Sie auf! Haben Sie eine Wohnung? Wenn Sie am Donnerstag kommen, müssen Sie mir erzählen, wo Sie sich niedergelassen haben!"

Christine wurde hinweggerufen, nachdem sie ihrem Schützling die Freude an den Herrlichkeiten des Bazars vergällt hatte. Er ließ den Kopf hängen und drückte sich durch die Menge, dem Ausgange zu, im Arm den theuern Elephanten.

Sie hätte ihn nur gewähren lassen sollen, die kleine Dame! Mit ihren Erziehungskünsten war doch bei ihm nichts auszurichten, und ihn fortwährend unter Aufsicht halten konnte sie auch nicht. Auf den Straßen umherschlendernd, an jedem Schaufenster stehen bleibend, sah Charles eine Menge von hübschen, wenn auch überflüssigen, unnützen Gegenständen, die ihm in die Augen stachen. Einige derselben brachte er täglich nach Hause Eine wunderliche Sammlung der verschiedenartigsten Sachen häufte er in seiner neuen Wohnung an; man hätte glauben können, er rüste sich zu einer Reise in das Innere von Afrika und versehe sich zunächst mit passenden Geschenken für die schwarzen Majestäten und königlichen Hoheiten. Freilich sah er bald ein, daß durch seine planlosen Käufe die von ihm gemietheten Zimmer einem Museum immer ähnlicher wurden, worin das Wohnen beschwerlich war; jedoch gewährte ihm das Besuchen der Läden, das Umhergucken darin, die Unterhaltung mit den zuvorkommenden, redseligen Verkäufern und Verkäuferinnen so viel Vergnügen, daß er darauf nicht verzichten konnte und fortfuhr, Ecken und Winkel vollzupfropfen.

Bald gewann Charles an der Mittagstafel eines Hôtels zweiten Ranges, die ihm an einem von Christinen's Empfangsabenden von einem Herrn empfohlen worden war, einige Bekannte. Es waren Männer von verschiedenem Beruf, an die er sich mit naiver Vertraulichkeit anschloß: Geschäftsleute, Studirte, Beamte. Die Herren glaubten in der ersten Zeit, an Herrn ter Veen einen interessanten Gesellschafter gewonnen zu haben; denn er hatte täglich von seiner Tropeninsel etwas Neues zu erzählen. Bald jedoch fing er an, sich zu wiederholen, und es dauerte nicht lange, bis seine Schilderungen und Geschichten aus Java seinen Tischgenossen so geläufig waren wie ihm selbst. Wenn er das Lügen nur verstanden hätte, so würde am Ende das dürftige Material seiner transatlantischen Erfahrungen für ein paar hundert Mittagstische ausgereicht haben; aber selbst die Versuchung dazu kam ihm nicht. Und da die bei Tische geführten allgemeinen Gespräche sich meist um Dinge drehten, von denen er wenig oder nichts verstand, so verstummte Charles allmälig. Nach beendigter Mahlzeit pflegte er sich in eine nahe gelegene Conditorei zu verfügen, wo er seinen Kaffee einnahm und die „Kölnische Zeitung" von Anfang bis zu Ende durchlas. Dieser Anstrengung unterzog er sich auf den Rath Christinen's, um mit möglichster Geschwindigkeit die Cultur seiner Landsleute sich anzueignen. Allerdings nahm sein Kopf dabei eine Menge von neuem Stoff auf; da aber Charles' Fähigkeiten zur Sichtung und Sonderung desselben nicht ausreichten, auch keine Fächer vorhanden waren, worin er das Gelesene hätte zu künftigem Gebrauch einräumen und aufstapeln können, so wirbelten und tanzten Daten aus der Tagesgeschichte, aus Wissenschaft und Kunst, zusammen mit Gerichtsverhandlungen, Anekdoten und Annoncen wie ein Heer von Kobolden durch seine Gedanken.

Auch die Sehenswürdigkeiten und öffentlichen Vergnügungen übten einen bestrickenden Reiz auf den culturentfremdeten Javanen. Es erwachte eine Schaulust in ihm, so mächtig wie diejenige, von welcher weiland die römische Plebs in den Zeiten des Kaiserreichs besessen war. Nachdem er alles durchgekostet hatte, was die Stadt den Zerstreuungsbedürftigen darbot, gefiel es ihm schließlich am besten im zweiten Theater. Die Operette, der Schwank, die Posse: das war die passende Nahrung für seine Fassungskraft. Er miethete einen Platz vorn im Sperrsitz; dort konnte man ihn an jedem Abend, ausgenommen Donnerstags, finden, die hellen, kindlichen Augen unverwandt auf die Bühne gerichtet. In den Vorgängen, die sich vor ihm abspielten, blieb kein beunruhigender Rest von Unerklärlichem; der Knoten schürzte sich genau so wie im sogenannten täglichen Leben; die Leute bewegten sich und redeten natürlich, und wenn es etwas zu lachen gab, so war es deutlich zu merken. Den stärksten Eindruck machten auf Charles ter Veen die Couplets; da war kein Refrain, den er nicht sofort seinem Gedächtniß eingeprägt hätte. Ja, als er, in Folge der vielfachen Anregung, der er sich unverdrossen aussetzte, an seiner Mittagstafel wieder etwas gesprächiger wurde, schmückte er unwillkürlich seine Rede mit den aufgefangenen spaßhaften Redensarten, und es machte ihn glücklich, daß darüber gelacht wurde.

Vorsichtiger war Herr Charles in dem ceremoniellen Cercle bei Fräulein Großkopf; daß dort nicht der richtige Boden für seine Coulissenwitze sei, sagte ihm sein Gefühl. Dennoch blieb seine Leidenschaft für das Theater nicht lange

unentdeckt; dafür sorgten die jugendlichen Freundinnen und Gehilfinnen Christinens, die Charles, als den amüsantesten unter den anwesenden Herren, förmlich den Hof machten. Während in den Gruppen im Salon die wichtigsten Angelegenheiten des Tages auf das Ernsthafteste erörtert und persönliche Erfahrungen auf dem Gebiete der Privatwohlthätigkeit ausgetauscht wurden, zog die übermüthige Jugend den Javanen in ein lauschiges Cabinetchen, gab ihm daselbst einen Ehrenplatz und gruppirte sich mit lachenden Augen um ihn. Dann begann ein neckisches Fragen: wie es Herrn ter Veen im neuen Köln gefalle? welche Einkäufe er im Laufe der Woche gemacht habe? wie er seine Zeit hinbringe? Und da hatte sich eines Abends Charles, noch ganz erfüllt von der gestrigen neuen Posse, verleiten lassen, seinem hoch auflauschenden Publicum den Verlauf der Handlung in derselben zu schildern. Er that dies mit solch' blindem Feuereifer, Wesentliches und Unwesentliches durcheinander mengend, Personen verwechselnd, häufig den Faden unauflöslich verwirrend, daß es eine Lust war, ihm zuzuhören. Von nun an mußte der Theaterenthusiast regelmäßig über die neuesten Schwänke referiren.

Der Neben-Cercle unter dem Präsidium des Herrn ter Veen drohte zu einer störenden Institution zu werden. Fräulein Christine beobachtete das lärmende Treiben in demselben mit steigendem Unmuth. Einst, da das junge Volk noch ausgelassener gewesen war als gewöhnlich, that sie gegen ihre Gesellschafterin und Freundin, Fräulein Johanna Zurmühlen, die Aeußerung, daß es doch sein Unbequemes habe, wenn man sich einen Hausnarren halte.

Johanna lächelte. „Du bist ungewöhnlich scharf, meine Liebe," erwiderte sie. „Wenn man Leute von dem Alter des Herrn ter Veen erziehen will, so muß man Geduld haben."

„Verstimmt bin ich," sagte Christine, „wie immer, wenn ich an die alten, bösen Zeiten erinnert werde. Jene unheimliche Person, die Frau Schmitz, war heute Nachmittag bei mir; ich habe ihr wieder geben müssen, reichlich geben müssen. Und noch immer keine Aussicht auf ein baldiges Ende! Dabei weiß ich nicht einmal, ob es der Lore wirklich zu Gute kommt."

„O, es wird schon," versetzte Johanna Zurmühlen. „Dafür wird die Lore schon selbst sorgen; verlaß Dich darauf. Die hat noch immer mehr als fünf Sinne zur Verfügung, so schwach sie auch sein mag. Die Lore! Glaube mir, von dieser Schmitz läßt die sich nicht hinter das Licht führen."

„Ich will's hoffen. Mit Herrn ter Veen muß ich indessen doch ein Wörtlein reden. Er wird zum Stadtgespräch, wenn das so weiter geht. Und ich bin diejenige, die ihn patronisirt, die ihm Gelegenheit gibt, seine unglaubliche Naivetät öffentlich bloßzustellen!"

Johanna zuckte die Achseln. „Ich thät' es nicht an Deiner Stelle," sagte sie. „Nimm ihn, wie er ist, so lange Du ihn ertragen mußt; er wird sich bald genug aus unserem Kreise verlieren."

„Meinst Du? Das eben glaube ich nicht."

„So wünschest Du, ihn zu halten. Warum? Was kannst Du von diesem beschränkten Kopfe für Deine Zwecke erwarten?"

„Von ihm für meine Zwecke?" erwiderte Christine. „Nichts. Und doch möchte ich ihn ungern verlieren."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Johanna kopfschüttelnd. „So rede mit ihm und versuche, ihn zu ändern." —

Am nächsten Tage empfing Charles in aller Frühe ein Billet von Christine, worin sie ihn bat, sie um elf Uhr zu besuchen.

Im ersten Augenblick erschrak er über diese Einladung. So sehr hatte er sich daran gewöhnt, daß Christine sich nur dann mit ihm beschäftigte, wenn sie etwas an ihm zu tadeln fand, daß er sich sofort die Frage vorlegte, worin er sich etwa vergangen haben möge. Aber vergebens forschte er nach einem Grunde, den die gestrenge Freundin haben könnte, mit ihm unzufrieden zu sein; er hatte sich, seiner Meinung nach, nichts vorzuwerfen. Im Gegentheil; er glaubte, in der letzten Zeit beträchtliche Fortschritte in der Aneignung europäischer Civilisation gemacht zu haben; bald sogar hoffte er im Besitz der Bildung zu sein, die ihm erlauben würde, Christine als gleichberechtigt gegenüber zu treten.

In der Nähe von Christinens Wohnung war sein Selbstvertrauen schon lange nicht mehr so stark, und in der Gegenwart der gefürchteten Dame seines Herzens, unter vier Augen mit ihr, war es gänzlich verschwunden. Sie aber hatte nur eine kleine Bitte an ihn, eine ganz kleine Bitte. Die Mysterien der Buchhaltung, trug sie ihm vor, seien ihm, Charles ter Veen, ohne Zweifel so geläufig, wie ihr das Einmaleins. Nun habe man ihr die Revision der letzten Jahresabrechnung der Taubstummen-Anstalt übertragen und sie finde, daß sie dieser Arbeit nicht gewachsen sei. Ob Herr ter Veen, dem so viele freie Zeit zur Verfügung stehe, die Güte haben wolle, anstatt ihrer die Prüfung der Bücher und Belege zu übernehmen?

„Nichts weiter als das?" rief Charles erleichtert aus. „Mit tausend Freuden; ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich Ihnen gefällig zu erweisen."

„So werde ich Ihnen heute noch die Acten zusenden," sagte Christine und zeigte auf eine große Kiste, die in der Ecke des Zimmers stand. „Es würde mir lieb sein, wenn Sie sich mit der Arbeit etwas beeilten. Und noch eins. Ich befürchte, es sind in der Hausverwaltung einige Unregelmäßigkeiten vorgekommen; was Sie zu moniren finden, schreiben Sie genau auf, nicht wahr? und vereinigen schließlich diese sämmtlichen Punkte in einem Referat oder Gutachten, wie Sie es nennen wollen. Darf ich auf Ihre Gewissenhaftigkeit rechnen?"

„Aber ich bitte, Fräulein Großkopf!"

„Es sollte mir leid thun, Herr ter Veen," fuhr die kleine Dame unbeirrt fort, „wenn Sie sich etwa veranlaßt sähen, um dieser Arbeit willen in der nächsten Zeit Ihren Theaterbesuch etwas einzuschränken, — leid thun, weil Sie sich daran gewöhnt haben. Und doch wieder würde es mich freuen. Nicht, weil ich darin einen Beweis Ihres Eifers sehen müßte; von Ihrem Verlangen, mir nach Kräften gefällig zu sein, bin ich ohnehin überzeugt. Nein, mein werther Freund: das Theater, welches Sie besuchen, verdirbt Ihr Gemüth, das Sie, ich darf es wohl sagen, rein aus der Fremde mitgebracht haben. Ich bin keine Feindin des Scherzes, durchaus nicht. Gerne sehe ich fröhliche Menschen und bedaure oft schmerzlich, daß ich ihre Lust nicht theilen kann. Was aber auf

jener Bühne als Scherz zu gefallen strebt, das ist meist eine gewaltsame Verzerrung solcher Vorgänge aus dem Leben, bei denen höchstens ein mitleidiges Lächeln angebracht wäre, und bei der Fröhlichkeit, die jene Scherze erzeugen, geht das Herz leer aus."

Mit gesenktem Haupte hatte Charles diese Predigt angehört. „Ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen, bestes Fräulein," sagte er mit rathloser Miene. „Man geht doch nicht in das Theater, um sich bessern zu lassen. Ich will mich unterhalten und bin zufrieden, wenn ich lachen kann und die Leute um mich her vergnügt sehe. Weshalb ich lache, weshalb Jene lachen, darüber zerbreche ich mir den Kopf nicht."

„Ich wünsche von Herzen," erwiderte Christine lebhaft, „Sie wenigstens lachten nicht und fänden fade und geschmacklos, was von verwilderten Talenten erdacht worden ist, um der urtheilslosen Menge ein paar Stunden die Langeweile zu vertreiben. Es könnte mir ja gleichgültig sein, wie Sie Ihre Zeit ausfüllen, gleichgültig, ob Sie sich in das Gewöhnliche hinabziehen lassen oder zu dem Besseren emporstreben. Aber ich interessire mich für Sie. Theilweise, mag sein, aus alter Freundschaft; doch auch noch, offen gesprochen, aus einem andern Grunde. Sie haben sich aus Ihrer Kindheit etwas gerettet, das mir wohlthut, das mich sympathisch berührt: eine in unserer modernen Welt wahrhaft herzerquickende Simplicität. Es würde mir leid thun, wenn Sie derselben verlustig gingen."

Der arme gescholtene Javane seufzte. „Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an mir nehmen," sagte er bedrückt. „Sie wissen nicht, können nicht wissen, welchen ungeheuern Werth Ihre Freundlichkeit für mich hat. Jedes Opfer würde ich gerne bringen, um mir dieselbe zu erhalten. Aber manchmal weiß ich mir weder aus noch ein. Wenn ich mir selbst folge, gerathe ich auf Wege, die Ihnen mißfallen, und was ich aus mir machen soll, damit Sie mit mir zufrieden sind, versteh' ich nicht."

Christine sah dem gequälten Freunde in das betrübte Gesicht und streckte die Waffen.

„Einige Menschen haben einen guten Genius," versetzte sie, „der sie rein durch das Leben führt. Ein solcher mag auch Ihnen zugesellt sein, Charles ter Veen. Ich werde ihn fortan gewähren lassen. Auch soll man die natürliche Krone der Bäume, die ihrem angeborenen Charakter entspricht, nicht nach einem willkürlichen Muster zurechtstutzen. Ich bereue, daß ich's versucht habe. Fortan will ich Sie nehmen, wie Sie sind, und nicht länger an Ihnen mäkeln und Ihnen die Lust am Leben verderben."

Sie reichte Charles die Hand, dem glücklich lächelnden Charles. „Und die Kiste?" fragte er mit einem scheuen Seitenblick auf das hölzerne Ungeheuer in der Ecke.

„Bekommen Sie noch heute," entgegnete Christine heiter. „Doch bitte ich, Herr ter Veen, betreiben Sie die Arbeit ganz nach Ihrer Bequemlichkeit; geben Sie keine Ihrer Lieblingsunterhaltungen auf. Ich gebe Ihnen Zeit bis zum Herbst. Im nächsten Monat ziehe ich nach Mehlem zur Sommerfrische und werde erst in der zweiten Hälfte des September zurückkehren. Ich rechne darauf,

daß Sie mich in Mehlem zuweilen besuchen; willkommen sind Sie mir immer, nur bitte ich Tags zuvor um Nachricht. Aber nicht durch Postkarte. Ich halte etwas auf Form, und Mittheilungen auf offenen gelben Pappstücken zu empfangen ist nicht nach meinem Geschmack." —

Charles ter Veen ging von dannen wie ein Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hat. Wodurch und wie — das war ihm allerdings dunkel. Aber er pflegte nicht über die Gründe und Ursachen des Geschehenden nachzudenken. Sonnenschein war um ihn, in ihm, und die breite Brust schwoll ihm von überschwänglicher Hoffnung.

IV.

Auf der Seitenterrasse einer kleinen Villa in Mehlem saß an einem Augustmorgen Christine mit ihrer Freundin Johanna Zurmühlen; Christine, wie immer, jahrein, jahraus, in einem einfachen, grauseidenen Kleide. Sie hielt ein Brieflein in der Hand, ein rosa Octavblättchen, das soeben mit der Post gekommen war. Die Unterschrift verdeckend, zeigte sie das Papier der Gefährtin.

„Wessen Handschrift ist das?" fragte sie.

Johanna betrachtete aufmerksam die großen, steifen Schriftzüge. Fragend sah sie die Freundin an.

„Ich habe diese Quartaner-Handschrift noch nie gesehen," erwiderte sie. „Aber ich kenne Jemand, der so schreiben könnte — das Kind aus Asien. Habe ich richtig gerathen? Ist der Brief von ihm?"

„Das Kind aus Asien!" wiederholte Christine. „Wer hat ihm diesen Beinamen angehängt?"

„Wer anders als die dankbaren jungen Damen?" sagte Johanna lachend. „Kommt er heute?"

„Jawohl, — endlich. Ich habe Sehnsucht danach gehabt, sein gutes Gesicht wieder zu sehen. Welcher neue Bildungsstaub mag ihm auf die Flügel gefallen sein? Glücklicher Charles ter Veen! Er merkt nicht, wie er zugerichtet wird auf seinen Schmetterlingsbahnen. Ein paar Jahre weiter, und der Philister wird fertig sein — satt und zufrieden. Es ist kein Ferment in ihm, das zu höheren Formen drängt. Schade! Er ist einer der wenigen Bekannten aus der glücklichen Zeit meiner Armuth, auf die seitdem kein Schatten gefallen ist. Wie ungestüm war seine Annäherung, als der Halbwilde in diesem Frühjahr uns in das Haus stürmte — erinnerst Du Dich noch, Johanna? Meine Freundschaft schien ihm so sicher, wie ein Stern am Himmel. Und wie habe ich ihn gequält, ehe ich guten Rath annahm von Dir und meine Schulmeisterrolle aufgab! Zuweilen ist es mir so vorgekommen, als ob er mir eine Neigung entgegentrüge, die über Freundschaft hinausreicht." —

Johanna betrachtete verwundert die Verstummende. „Du, Christine," erinnerte sie leise, „und — dieser?"

„Beruhige Dich, Hannchen; es ist nichts. Nur zu gut sehe ich die Kluft zwischen uns, — die Kluft, die Du meinst. Und als ob das Alles wäre, was uns trennt! Das arme Kind aus Asien! Er träumt davon, den Weg zu mir zu finden." —

Christine senkte die Augen und schwieg eine Weile.

„Ich will Dir nur gestehen, Hannchen," begann sie endlich wieder, „daß auch ich an diesen schönen Sommerabenden Träume gehabt habe, Träume im Wachen. Ja, ich, Deine ernste, — alte Freundin! Soll ich Dir erzählen, was mir träumte? — Ich wohnte in dem Häuschen in der Nudelgasse, ich allein; der kleine Handel ernährte mich; in der engen Sphäre lebte ich still zufrieden; nichts von dem, was die Welt um mich her bewegte, kümmerte mich; keine schlimme Erinnerung trübte das ruhige Glück meiner Tage. Da kam Karl zurück, Charles ter Veen, und fand sich mir ebenbürtig, ich mich ihm. Und auf dem Schilde draußen am Hause veränderte sich die Firma; etwas bequemer hatten wir's, etwas behaglicher streckten wir uns, als ich's gewöhnt war; aber die Hände regten wir weiter. Und dann" —

Wieder hielt Christine inne.

„Wie sonderbar Du heute bist!" sagte die Freundin.

„Es wird vorüber gehen," versetzte Christine mit schmerzlich bewegter Stimme. „Der Wirklichkeit entrinnt Niemand. Wenn ich einmal vergessen sollte, was ich bin, so wird mich der nächste Blick in den Spiegel wieder darüber belehren. Was ich bin! Ein altes Mädchen mit versteinerten Jugendzügen. Anwartschaft auf ein gewöhnliches Erdenglück habe ich nicht mehr, schon lange nicht mehr. Als damals, einem Fluche gleich, der Gewinn aus dem Glücksrade auf uns niederfuhr, Tod, Elend und Schande über eine Familie bringend, die bis dahin in Gesundheit, Zufriedenheit und Ehrbarkeit gelebt hatte, bin ich versengt worden, — die Flügel sind mir hinweggebrannt. Nur noch träumen kann ich von einem Himmel auf Erden. Und tadle mir meine Träume nicht, Hannchen. Ueber jedem Leben schwebt, in gewöhnlichen Zeiten unsichtbar, das Bild eines andern, schöneren Lebens, ein Bild, ganz insgeheim von der Seele bereitet. Nur in Momenten der Verzückung gewahrt es der Pilger, der schwerbelastet seine rauhe Straße schreitet. Sich selbst sieht er in dem Bilde, wie er handeln, wie er genießen würde, wenn er frei wäre. Und gelabt, getröstet, gestärkt wendet er sich zu seiner Aufgabe zurück. Alle erdulden den Zwang, der Jedem Wege aufnöthigt, die ihm nicht gefallen, — Alle. Tausenderlei Namen führt dieser Zwang, und ist doch dasselbe Schicksal, über jedem Geiste waltend, der im Fleische wohnt."

Mit einem Seufzer brach Christine ab. „Kommen wir zurück zu unseren Tagesgeschäften!" sagte sie mit verändertem Ton. „Bemerktest Du unter den eingelaufenen Briefen noch einen, der dringend sein könnte?"

Mit einem schnellen, zaghaften Aufblick schob ihr die Freundin ein gelbes Hanfcouvert zu.

Christine sah flüchtig auf die Adresse. „Die alten Geschichten," rief sie, „wollen mich heute nicht in Ruhe lassen, scheint es. Von Lore Will, nicht wahr? Lies Du, Hannchen. Es wird das alte Lied sein. Geld, Geld und immer Geld! Es ist, als wenn die Person ein ewiges Leben hätte! Vor einem Vierteljahr schon gab ihr der Arzt nur noch Wochen."

„Diesmal enthält der Brief noch etwas Anderes, als die Bitte um Geld," berichtete Johanna Zurmühlen. „Sie klagt bitter über die Brutalitäten, die

sie von ihrem Miethsherrn zu erdulden hat, von Schmitz, dem arbeitsscheuen Trunkenbolde. Was sie davon erzählt, ist empörend. Sie wünscht eine andere Wohnung, und ist selbst zu schwach, auszugehen. Da muß eingegriffen werden, und wenn sie noch Schlimmeres wäre, als" —

„Als die ehemalige schlimme Geliebte meines schlimmen Bruders," ergänzte Christine. „Sprich Dich nur ruhig aus; ich kann heute Alles hören. Was aber soll geschehen? Der junge Armenarzt, der in den letzten Jahren zwischen ihr und mir die Mittelsperson gemacht hat, wird verreist sein. Ich kann sie nicht aufsuchen; daß Du es thust, wünsche ich nicht, und von unseren älteren Freunden in der Stadt möchte ich keinen auf die Spur der Verschollenen bringen."

„Wie wär' es, wenn Du ter Veen hinsendetest? Ihm ist Lore Will nur eine hilfsbedürftige Kranke, die er in Deinem Auftrage besucht. Er wird nicht fragen, nicht forschen; er nicht. Gib ihm Vollmacht, zu handeln, wie er's für gut findet; er wird schwerlich fehlgreifen."

„Es wird das Beste sein," erwiderte Christine nach kurzem Nachdenken. „Freilich, er hat noch kein Elend gesehen. Und die Lore mit ihren vornehmen Allüren wird ihn für sich einzunehmen wissen; er wird sie in Daunen betten und ihr Leckerbissen auftragen lassen. Nun — meinetwegen; auf lange kann es ja nicht sein; und ihn zu warnen, würde doch nichts helfen." —

Charles ter Veen kam an, von Kopf bis zu Fuß in Weiß gekleidet, das Haupt mit einem breitrandigen Strohhut bedeckt. Ein gar glückliches Gesicht trug der Indier in die kleine Villa in Mehlem hinein. Noch hatte Christine ihn nicht zum Niedersitzen eingeladen, als er schon zu erzählen begann, daß er mit der Revision der Bücher fertig sei. Vor Beendigung dieser Arbeit habe er sich nicht zeigen mögen; nun aber könne er mit freiem Gewissen vor die Freundin hintreten. Er zog einen großen, mit Ziffern bedeckten Bogen aus der Tasche und berichtete eifrig, welche Fehler er entdeckt habe. Christine mußte ihn gewähren lassen; sie merkte, daß er nicht eher zur Ruhe kommen werde, bis er die Materie gründlich durchgesprochen. Endlich war er fertig und gab das Papier in Christinen's Hände. Offenbar wollte er nun nichts weiter davon hören, weder jetzt noch später; neugierig sah er sich im Zimmer um, lief nach den Fenstern und stellte eine Frage nach der andern. Geduldig antwortete Christine. Als Charles nichts mehr zu fragen wußte, bat er, an den Rhein hinabgehen zu dürfen; es sei nun einmal seine Liebhaberei, sich in einer ihm neuen Gegend genau umzuschauen. Und nicht lange darauf erblickten die Freundinnen den weißen Wanderer bald hier, bald dort, wie er, der Mittagshitze nicht achtend, seine Studien machte und nichts unbetrachtet ließ, was ihm am Wege lag.

„Wunderst Du Dich noch über den Beinamen, den ihm das junge Volk gegeben hat?" fragte Johanna Zurmühlen.

„Nein," entgegnete Christine. „Kinder treffen mit ihren Aussagen von einander im Guten wie im Bösen meist das Richtige." —

Am Nachmittag fuhr man über den Fluß und bestieg den Drachenfels. Unterwegs kletterte Charles einen steilen Hang hinauf, um eine Königskerze zu pflücken, die oben an kahler Stelle blühte. Zurückkehrend, hatte er das Miß-

geschickt, zu fallen; sein helles Beinkleid empfing einen klaffenden Riß und einige Flecke von beträchtlicher Größe. Sofort war seine gute Laune dahin; fortan dachte er nur noch an die klägliche Figur, die er neben den beiden Damen machte. Zwar wurde der schlimmste Schaden oben auf dem Berge ausgebessert; doch wich seine Verstimmung erst von ihm, als die Sonne untergegangen war und es anfing zu dunkeln.

„Ich habe von Kriegshelden gehört," spottete Johanna Zurmühlen, „die sich vor einer Maus fürchteten. Daran erinnern Sie mich, Herr ter Veen. Reißenden Thieren wie den Schrecken der See haben Sie Trotz geboten, ohne Laune und Appetit einzubüßen; über ein beschmutztes Beinkleid jedoch gerathen Sie aus dem Concept!"

In diesem Tone ging es weiter. Charles war nicht redegewandt genug, um sich mit Erfolg zu wehren; die Stichelreden ärgerten ihn; er wurde wieder schweigsam und fühlte sich unbehaglich. Es war ihm lieb, daß Christine früher aufbrach, als beabsichtigt war. Im Hinabgehen bat ihn Christine, eine Kranke in Köln aufzusuchen und ihr die nöthige Hilfe angedeihen zu lassen. Der Auftrag war nicht nach seinem Geschmack. In Spelunken umher zu kriechen, mit niederem Volk sich auseinander zu setzen, Armuth, Elend und Siechthum aus nächster Nähe auf seine Nerven wirken zu lassen: das war ein Opfer, welches er für Niemand gebracht haben würde als für Christine!

Er nahm die Adresse von Lore Will entgegen, ohne zu murren, und steckte das Stück Papier in seine Brieftasche. Als er auf der Eisenbahn saß, tröstete er sich über die Widerwärtigkeit seiner Mission mit der Erwägung, daß ihm dieselbe Gelegenheit bieten werde, mit Christine in brieflichen Verkehr zu treten. Von Bonn ab schlief er, und kein ahnungsvoller Traum verrieth ihm, daß Lore Will beim Severinsthore in Köln einen bestimmenden Einfluß auf sein Schicksal ausüben werde.

(Schluß folgt.)

Richard Lepsius.

Eine biographische Skizze

von

Georg Ebers.

Am 10. Juli ist Richard Lepsius, der Altmeister der Aegyptologie, gestorben. In einem langen Leben ist es ihm vergönnt gewesen, Großes zu vollbringen, und seine Leistungen werden, wie wir zu zeigen gedenken, lange fortwirken; denn R. Lepsius' Arbeiten gehören zu denen, an welche noch späte Folgegeschlechter anknüpfen werden und müssen. Jeder glaubt vertrauensvoll an den Werth seiner Forschungen, aber auch unter den Gebildeten wissen wenige mehr von denselben, als daß sie sich auf das ägyptische Alterthum, seine Chronologie und Geschichte beziehen. Dennoch hat sich seine Thätigkeit auf viele und wichtige Gebiete der Wissenschaft erstreckt, und die Bedeutung seiner Leistungen wird sich, denken wir, auch Ungelehrten klar machen lassen.

Richard Lepsius ward geboren am 23. December 1811 zu Naumburg a. d. Saale, einer hübschen Stadt, die sich an den mit Reben bepflanzten Vorbergen des Thüringer Waldes freundlich erhebt. Sein Vater — später Landrath und Geheimer Regierungsrath — war damals sächsischer Finanzprocurator für den ganzen Thüringer Kreis und als solcher eine der ersten Persönlichkeiten des Ortes und der Gegend. Naumburg ist reich an würdigen Bauten aus dem Mittelalter, und Karl Peter Lepsius, der Vater des jungen Richard, verwandte die Muße, welche seine anspruchsvolle Thätigkeit ihm gewährte, auf die Erforschung der Geschichte dieser merkwürdigen Denkmäler. Er war es, welcher den Thüringisch-Sächsischen Verein für Alterthumskunde stiftete, und die drei Bände seiner kleinen Schriften legen Zeugniß ab für seinen ernsten und tüchtigen Forschungsgeist. Er wird als ein strenger und ordnungsliebender Beamter von vornehmer Haltung dargestellt, und eben diese Eigenschaften sind dem Sohne zugefallen und haben später seine Größe bedingt. Sobald der Vater den wissenschaftlichen Sinn des Sohnes erkannt hatte, that er Alles, um ihn zu fördern und aus seinem Kinde das zu machen, was er selbst unter günstigen Umständen hätte werden können: einen großen Forscher, dem die Wissenschaft Ein und Alles, Zweck und Ziel des Daseins, kurz Lebensberuf sein durfte.

Die Umstände erleichterten die Erreichung dieses Zieles, denn in Naumburgs unmittelbarer Nähe war die Schulpforte gelegen, eine gelehrte Bildungsanstalt, welche, als sie sich dem jungen Lepsius öffnete, längst zu jener Blüthe gelangt war, deren sie sich heute noch erfreut.

Privatlehrer hatten ihm unter Leitung des Vaters den ersten Unterricht ertheilt, und schon Ostern 1823 war er als zwölfjähriger Knabe für die Aufnahme in die Schulpforte reif, welche mit der Tertia der Preußischen Gymnasien beginnt. Ilgen war damals Rector der Anstalt, aber tiefer als er scheinen zwei andere Lehrer auf den Schüler gewirkt zu haben: erstlich Professor Lange, dessen er auch in dem „Lebenslaufe" an der Spitze seiner Doctordissertation mit Liebe gedenkt; ferner aber, und jeden anderen Einfluß weit überbietend, Koberstein, welcher frisches Leben in den deutschen Unterricht gebracht hatte, indem er die Schüler auch für Alt- und Mittelhochdeutsch zu interessiren verstand und in einem ausgewählten Kreise Abends in seiner Wohnung nach Tieck'scher Manier deutsche und Shakespeare'sche Dramen vorlas. Dieser tüchtige Pädagog führte Lepsius auch in das Italienische ein, und die Valedictionsarbeit, welche Lepsius nach dem mit der Nummer I. bestandenen Abiturientenexamen (Ostern 1829) vor seinem Abgang einzureichen hatte, beweist, daß er schon auf der Schule zu dem Entschluß gelangt war, linguistische Forschungen zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Vater Lepsius, der Archäolog, und Koberstein, der tüchtige Sprachkenner, haben dem Sohne und Schüler die Wege gezeigt, denen er bis ans Ende gefolgt ist. Der spätere große Gelehrte hat der trefflichen Anstalt, der er die Fundamente seines Wissens verdankte, sein Leben lang mit Liebe angehangen, und es ist kein Werk von ihm erschienen, das er nicht der Bibliothek der Schulpforte verehrt hätte. Ostern 1829 bezog Lepsius die Universität Leipzig mit einem durch frische Knabenspiele auf dem Turnplatze, der Schlittschuhbahn und in der Schwimmschule gestählten Körper, mit einem für jedes Studium wohlvorbereiteten Geiste und der sicheren Herrschaft über die alten classischen Sprachen. Nachdem er auch einige Semester in Göttingen linguistischen und archäologischen Studien obgelegen, brachte er dieselben in Berlin, wo ganz besonders Bopp, neben diesem aber auch Boeckh und Gerhard auf ihn wirkten, zum Abschluß. Am 22. April 1833 promovirte ihn Boeckh auf Grund einer Dissertation über die Umbrischen Inschriften[1]), in welcher er die berühmten Tafeln von Eugubio (Iguvium) mit Fleiß und Scharfsinn untersucht und ihre Entzifferung wesentlich fördert. Neben dem Sanskrit und den indoeuropäischen Sprachen hatte er auch die semitischen berücksichtigt; auf das Studium des hamitischen Sprachzweiges und der Hieroglyphen sollte er erst in Paris geführt werden.

Am 14. Juli 1833, ein Jahr nach dem Tode Champollions, des ersten Entzifferers der Hieroglyphen, kam er in Paris an, und das Tagebuch, welches er während seines Aufenthaltes daselbst führte, legt Zeugniß ab für den Eifer, die Besonnenheit, den heiteren Lebensmuth und das offene Auge, mit dem er seinen zweijährigen Aufenthalt in dem damaligen „Mittelpunkte des geistigen Lebens der Welt" benutzt hat. Die Pariser Zeit ist in jeder Hinsicht von bestimmen-

[1]) R. Lepsius. De Tabulis Eugubinis. Berol. 1833.

dem Einfluß auf ihn gewesen. — Wir sehen ihn in einer hübschen Wohnung rastlos arbeiten und in den Mußestunden bei einem eignen guten Clavier — er sang gern und mit ansprechender Stimme — mit Freunden musiciren und gesellig verkehren. Die Bibliotheken und Museen stehen ihm zur Verfügung und werden fleißig benutzt; auch Privatsammlungen öffnen sich ihm, und er besucht die Collegia der bedeutendsten Universitätslehrer, unter denen ihn die Letronne's, dessen „Kritik und Klarheit" er rühmt, besonders anziehen. An den trefflichen Philologen Hase von Humboldt empfohlen, durch ihn und Andere gut eingeführt, durch seine schöne Erstlingsarbeit auch den Mitgliedern des Institutes bekannt, tritt er in Beziehung zu den größten Orientalisten, Archäologen und Philologen Frankreichs und wird freundlich aufgenommen von den Quatre-Mère de Quincy, Rainouard, Raoul Rochette, de Sacy und dem Duc de Luynes, für den er das Material aus den griechischen und lateinischen Schriftstellern für sein archäologisch-historisches Werk „Ueber die Waffen der Alten" sammelt. Auch mit den bedeutenderen Deutschen, welche sich damals in Paris aufhielten, verkehrt er fleißig und widmet nebenher manche schöne Tagesstunde der Erlernung der Kupferstecherkunst und der Lithographie. „Alle hervorstechenden Zweige in Kunst und Wissenschaft auch in ihrer Technik einmal aufzusuchen," schreibt er in sein Tagebuch, „gibt manchen Vortheil," und seine Vertrautheit mit diesen Reproductionsmethoden ist ihm später bei seinen großen Publicationsarbeiten in der That bedeutend zu Gute gekommen. Auch Theater und Gesellschaften besucht er fleißig und mischt sich in alle Kreise des Pariser Lebens, um sein Hauptziel: Meisterschaft in der französischen Sprache, zu erreichen. „Der Franzose," schreibt er, „braucht nur richtig und wahr zu denken, da muß er auch gut und schön schreiben. Im Deutschen ist ein guter Stil weit schwerer ... die französische Sprache ist nur eine Fläche; man fährt wie mit Schlittschuhen auf dem Eise: die deutsche Sprache hat eine Tiefe, auf welcher gefährlicher und kundiger zu steuern ist; aber man kommt damit weiter. An reißenden und sehr tiefen Stellen friert kein Wasser zu, ebenso wenig das unendliche Meer. So kann der Deutsche mit seiner Sprache die ganze Welt sich zum Eigenthum machen; der Franzose ist auf seine Spiegelflächen beschränkt. Man muß sich den Haß gegen alles Französische bewahren, um nicht an eigner Tiefe zu verlieren."

Anfänglich ist Lepsius in Paris ganz Linguist und erhält für seine schöne Abhandlung: „Die Paläographie als Mittel der Sprachforschung" — eine für einen Dreiundzwanzigjährigen beinahe unerhörte Ehre — den Volney'schen Preis. Den ägyptologischen Studien tritt er noch 1833 durchaus nicht näher; aber Ende October 1834 wird er von Lobstein eingeladen, nach Italien zu kommen, und dann erhält er einen Brief desselben Gelehrten, durch den er in Bunsen's Namen aufgefordert wird, sich dort erstens mit einer Sammlung von umbrischen, oskischen und etruskischen Inschriften zu beschäftigen, zu der ihn seine Dissertation besonders geschickt zu machen schien, und zweitens sich mit allem Ernst dem Studium der Schrift und Sprache der alten Aegypter hinzugeben. Der erste Antrag sagt ihm sogleich zu; der zweite erfüllt ihn dagegen mit den größten Bedenken. Erst nachdem er eingehend und gewissenhaft geprüft hat, ob sich die Fundamente so gelegt fänden, daß er durch vernünftige und wissenschaftliche Forschung wirklich

etwas Rechtes auf dem Felde der Aegyptologie leisten könne, von dem bisher außer Champollion selbst fast nur Stümper und kritiklose Dilettanten Besitz genommen hatten, tritt er Bunsen's Vorschlag näher; sobald er sich aber überzeugt hatte, daß sich an Champollion's Vorarbeiten in der That ersprießliche neue Forschungen knüpfen ließen, versenkte er sich mit allem Eifer in das Koptische und in das ältere mit Hieroglyphen geschriebene Aegyptische.

Als erste Resultate dieser neuen Studien erschien seine Abhandlung über die Anordnung und Verwandtschaft der semitischen, indischen, altgriechischen, altägyptischen und äthiopischen Alphabete und seine Schrift über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in den koptischen, semitischen und indogermanischen Sprachen. Das Wort, daß selbst die höchste Speculation immer nur das schon Vorhandene begreifen lehrt, findet sich in der ersten dieser Abhandlungen, durch welche die Kenntniß des wahren Princips der ältesten Alphabetordnungen einen guten Schritt weiter geführt wurde, und in der sich das Neue an die gründliche Berücksichtigung des früher Gewonnenen knüpfte.

Mit günstigen Aussichten für die Zukunft konnte er 1835 Bunsen's Ruf nach Italien folgen; aber die Trennung von Paris ward ihm dennoch schwer. Er hatte dort viel erworben und ein festes Lebensziel gefunden. Wie sein Können und Schaffen hatte auch seine Persönlichkeit das gleiche Wohlgefallen erweckt, wie schon früher in Deutschland und namentlich in Leipzig und Berlin. Kein Wunder, denn die Natur hatte den geistig so reich begabten Jüngling auch mit einer hohen Gestalt ausgestattet und diese mit einem Haupte gekrönt, dessen Schönheit auch das Alter nicht beeinträchtigen konnte. Die edel und streng geschnittenen Züge seines Antlitzes spiegelten den Ernst, die Schwerkraft und Schärfe seines Geistes wieder, und wo er sich im Kreise der Koryphäen der Berliner Gelehrtenwelt zeigte, unter der es an bedeutenden Köpfen nicht fehlte, zog er die Blicke auf sich und reizte auch Fremde nach ihm zu fragen. Dabei waren ihm seine Umgangsformen zur Gewohnheit geworden, und im geselligen Verkehr, dem er bis an sein Ende hold blieb, kam ihm als jungem Manne seine musikalische Begabung zu Statten.

Der Weg, welchen Lepsius wählte, um nach Rom zu gelangen, war bereits von den ägyptologischen Studien durchaus bedingt. Nachdem er das ägyptische Museum zu Turin — schon damals eines der bedeutendsten — durchforscht hatte, nahm er Kenntniß von dem zu Pisa conservirten Papyrus und gelangte endlich auf derselben Straße, welche Champollion vor ihm gezogen war, nach Rom. Hier traf er mit Josias Bunsen zusammen, welcher ihn auf das ägyptische Alterthum gewiesen hatte. Dieser hervorragende Mann weilte damals als preußischer Gesandter unter dem Titel eines Ministerresidenten an der Tiber und stand dem archäologischen Institute als Generalsecretär vor. Zehn Jahre vor Lepsius' Ankunft hatte Champollion Rom besucht und dort in Bunsen einen begeisterten Zuhörer und Verehrer gefunden. Von vielfältigen Geschäften und anderen Studien in Anspruch genommen, konnte der gelehrte Staatsmann den ägyptologischen Forschungen nur einen kleinen Theil seiner Zeit und Kraft widmen und glaubte in Lepsius den rechten Mann gefunden zu haben, die Champollion'schen Forschungen mit Ernst und Methode fortzusetzen und ihm selbst bei dem sprachlichen und chrono-

logischen Theile des von ihm geplanten großen Werkes „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" hilfreiche Hand zu leisten. Er hatte sich nicht getäuscht, und Lepsius fand seinerseits durch Bunsen nach jeder Richtung hin eine Förderung, wie sie thatkräftiger, uneigennütziger und wirksamer nicht gedacht werden konnte. Die Freundschaft, welche sie zu Rom schlossen, hat sich mit den Jahren gefestigt und ist mit ihm zu Grabe gegangen.

Mit welchem Eifer und Scharfsinn sich Lepsius der ägyptologischen Schrift und Sprache hingab, dafür legt seine erste rein ägyptologische Arbeit[1]) das glänzendste Zeugniß ab. Er gibt in derselben einen vollständigen Ueberblick über das gesammte Schriftsystem der alten Aegypter. Die Bestandtheile desselben werden mit Klarheit und Schärfe gesondert, und er scheidet aus der viel zu großen Lautzeichenliste des Meisters diejenigen Hieroglyphen aus, welche nicht eigentlich in dasselbe gehören. Auch beseitigt er glücklich einen fundamentalen Irrthum des Champollion'schen Systems, indem er den Silbenzeichen die rechte Stellung anweist und deren wahren Werth ermittelt. Das Hauptverdienst dieses Briefes an Rosellini besteht darin, daß Lepsius in demselben die Champollion'schen Entdeckungen methodisch und kritisch zusammenfaßt, und wenn er später nur noch gelegentlich zu der grammatikalischen Seite der Aegyptologie zurückgekehrt ist, so hat er doch durch diese Arbeit, wie überall wo er den Hebel einsetzte, auch auf diesem Gebiete Weg und Methode gewiesen. Auch mit den alphabetischen und lautlichen Studien blieb er bis in sein spätes Alter beschäftigt, und sein Standard Alphabet[2]), welches zunächst bezweckte, Missionären und Reisenden die Möglichkeit zu bieten, die Laute der von ihnen erforschten fremden Sprachen mit unseren durch Striche und Punkte leicht modificirten Lettern wiederzugeben, hat nicht nur praktische Bedeutung, sondern besitzt auch bei aller Anfechtung, die Einzelheiten erfahren können, wissenschaftlichen Werth. Da es sich namentlich für die Umschreibung von afrikanischen Sprachen als außerordentlich geschickt erwies, ist es auch bei vielen auf diese Idiome bezüglichen Arbeiten zur Verwendung gekommen.

Zu Rom und im Verkehre mit Bunsen wandte sich Lepsius vorzüglich den beiden Specialgebieten zu, auf denen er das Größte und Folgenschwerste leisten sollte: der Geschichte und ihrer Zahlengrundlage der Chronologie, sowie der Götterlehre. Es gab hier so viel wie Alles zu thun, denn während man sich vor der Entzifferung der Hieroglyphen nur an die oft mißverstandenen Berichte der Griechen und Römer über die Götter und Könige der Aegypter gehalten hatte, konnte man nun aus Quellen schöpfen, welche in Aegypten selbst entsprungen waren. Schon bei Champollion's Lebzeiten hatte man sich auf dieselben gestützt und sie für historische und mythologische Zwecke benutzt; aber wenn auch schon beim ersten Anlaufe manches Zweifelhafte berichtigt und manches Neue festgestellt werden konnte, so wurde bei dem hastigen und leichtfertigen Vorgehen der nächsten Nachfolger Champollion's von der anderen Seite Irrthum auf Irrthum in

[1]) Lettre à M. C. P. H. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique. Rome 1837, aus den Annali dell' instituto archeologico di Roma. Vol. IX. 1837.

[2]) R. Lepsius. Standard alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems. London und Berlin 1863.

die Wissenschaft eingeschleppt. Diese eifrigen Dilettanten nahmen Halbverstandenes auf Treu und Glauben hin und verwertheten es sorg- und kritiklos. An Stelle des mangelhaften Wissens von früher war, als schlimmerer Nachfolger, eine Verwirrung ohne Gleichen getreten, und diese zu lösen und die ägyptologische Forschung zu zwingen, sich derselben kritischen Methode zu bedienen, welche für andere Disciplinen maßgebend geworden, das war die dankbare, aber schwierige Aufgabe, der Lepsius sich unterzog. Aus vagen und zügellosen Phantasien über ägyptische Geschichte und Mythologie hat er eine ägyptische Geschichte und Götterlehre gemacht, und von ihm sind die Wege gewiesen worden, auf denen es der Aegyptologie einzig und allein gelingen konnte, sich den Namen einer Wissenschaft zu verdienen. Sein Vorgehen war zu gleicher Zeit kühn, besonnen und geschickt. Er sammelte die ganze Fülle des vorhandenen Denkmälermaterials, zerlegte es in Gruppen, sichtete diese und unterzog das Wesentliche, das er herausgefunden, einer strengen und gesunden Kritik. Dafür kam es ihm zu Gute, daß er 1838 nach England, wo er wieder mit Bunsen zusammentraf, gesandt wurde, und daß ihm auf dieser Reise der treffliche Leemans, welcher seit 1835 dem schönen Leydener ägyptischen Museum vorstand, die Schätze desselben zur Verfügung stellen konnte. So gelangte er zu einem souveränen Ueberblicke über den gesammten in Europa erreichbaren schriftlichen Nachlaß der Aegypter; aber er hütete sich wohl, bevor er das Gesammelte verarbeitet hatte, Schlüsse daraus zu ziehen. In die historische Gruppe seiner Collectaneen führte er alle nur irgend erreichbaren Königsnamen, alle datirten Inschriften und alle Angaben, welche die genealogischen Verhältnisse der Pharaonenfamilien betrafen, zusammen, und so sehen wir ihn in seiner römischen Epoche zunächst nur die Bausteine für die in ruhigeren Tagen aufzurichtenden historisch-chronologischen Gebäude sammeln.

Schon in Turin hatte er die Grundlage zu seinen Forschungen über die Götterlehre der alten Aegypter gelegt, und wir sehen ihn bei dieser Gruppe seiner Studien genau nach derselben Methode und mit der gleichen Vorsicht verfahren, wie bei den chronologischen Arbeiten. In den mythologischen Schriften seiner Vorgänger hatten sich die Götter wild durcheinandergedrängt, und keinem Forscher war es in den Sinn gekommen, an eine Gliederung des Pantheons zu gehen und das historische Princip seiner Anordnung nachzuweisen. Lepsius stellte sich diese Aufgabe; aber er begnügte sich auch hier zunächst mit der Sammlung und Sichtung des vorhandenen Materials.

Schon während seines ersten Aufenthaltes in Turin hatte er erkannt, daß die zahllosen erhaltenen religiösen Texte auf Papyrusrollen, Sarkophagen, Mumienbinden, Amuleten ꝛc. sämmtlich einem großen Werke angehören, welches er mit dem Namen „Todtenbuch" belegte. Diese aus vielen Abschnitten zusammengesetzte religiöse Schrift ist niemals zu einem kanonischen Abschluß gelangt; doch enthalten die größeren Exemplare derselben alle Capitel, welche einzeln oder in geringerer Anzahl auf kleineren Papyrus oder Monumenten vorkommen. Es finden sich in ihr die Grundlagen der religiösen Anschauungen und des Unsterblichkeitsglaubens der Aegypter vereint, und wenn Lepsius auch in den dreißiger Jahren noch nicht wagen durfte, eine fortlaufende Uebersetzung dieser schwierigen Texte zu versuchen, so konnte er sich doch sagen, daß ein genaues Studium dieses Fundamentalbuches einer kritischen Behandlung der ägyptischen Götterlehre

vorausgehen müsse. So nahm er denn schon 1836 eine Copie des großen und vollständigen Turiner Todtenbuchexemplars und veröffentlichte dieselbe nach einer neuen Collationirung 1841 im Jahre 1842. Die 79 Tafeln, welche diese Publication[1]) enthält, wurden von Lepsius' Landsmanne, dem Maler und Lithographen Max Weidenbach, auf den Stein übertragen, und dieser geschickte Mann sowie sein ihm ebenbürtiger Bruder Ernst, † 1884, verdienen es wohl, hier erwähnt zu werden, denn beide erlernten die Kunst des Hieroglyphenschreibens so vorzüglich, daß sie nicht hinter den geschicktesten Hierogrammaten aus der Pharaonenzeit zurückstanden. Die von ihnen unter Lepsius' Leitung für die Berliner Akademie hergestellten hieroglyphischen Drucktypen sind von so unübertrefflicher und stilgerechter Schönheit, daß man sich gegenwärtig ihrer überall bedient und die in der Pariser Staatsdruckerei verfertigten Typen zu ihren Gunsten zurückgestellt worden sind.

Es ist zu bedauern, daß Lepsius seiner Publication gerade das späte und ziemlich fehlerhafte Turiner Exemplar zu Grunde gelegt hat; aber bewunderungswürdig für jene Zeit ist das Vorwort, womit er dieses Werk einleitet; und wie tief mußte er sich in das Todtenbuch versenkt haben, bevor es ihm gelingen konnte, es in Capitel zu zerlegen. Die von ihm gegebene Eintheilung ist bis heute gültig geblieben, und sie wird auch in der Sammlung von thebanischen Todtenbuchtexten aus der besten Zeit beibehalten werden, deren Vollendung durch den Genfer Aegyptologen Naville nur noch wenige Wochen auf sich warten lassen wird. Lepsius hat auch zu diesem großen und nützlichen Unternehmen die Anregung gegeben, und sein Leben lang ist ihm das Studium des Todtenbuches besonders anziehend erschienen. 1867 zeigte er in einem großen selbständigen Buche[2]) den Weg, der Entstehung des gesammten Werkes und seiner Haupttheile auf die Spur zu kommen.

Erst nach dem Aufenthalte in Aegypten konnte er die mythologischen Studien zu einem gewissen Abschluß bringen, und dieser wird durch seine Epoche machende Arbeit über den ersten ägyptologischen Götterkreis[3]) bezeichnet. Sie hat gelehrt, daß es auch bei dem bunten Gewimmel der ägyptischen Götter möglich sei, dem historischen Princip ihrer Anordnung nachzugehen, und er hat den „Kreis der obersten Götter" nicht nur gefunden, sondern auch klar begründet, warum die Verehrungswesen, aus denen er besteht, zusammengehören. Wo sich Abweichungen finden, hat er ihre Entstehung aus localen und zeitlichen Ursachen überzeugend erklärt. In einer zweiten Abhandlung über die Götter der Elemente[4]) findet sich Manches, dem wir uns nicht mehr anzuschließen vermögen; aber in der Methode steht sie ihrer Vorgängerin ebenbürtig zur Seite, und gerade in ihr hat er das Gesetz zusammengefaßt, dem er bei seiner langen und glücklichen Thätigkeit unentwegt gefolgt ist: „Es wird in allen antiquarischen Untersuchungen stets der sicherste Weg bleiben, mit einer chronologischen Scheidung des Materials zu beginnen, ehe zu systematischen Darstellungen weiter geschritten wird."

---

[1]) R. Lepsius. Das Todtenbuch der Aegypter. Leipzig, Wiegand. 1842.

[2]) R. Lepsius. Aelteste Texte des Todtenbuches. Berlin 1867.

[3]) Abhandlungen der Berliner Akad. der Wissenschaften 1851, als Buch bei W. Hertz. Berlin 1851.

[4]) Abhandl. d. B. A. d. W. 1856. Als Buch bei Dümmler. Berlin 1856.

An dieser Regel hielt auch Lepsius fest, als er dasjenige Gebiet seiner Wissenschaft betrat, auf welches ihn die Forschungen des Vaters und seine archäologischen Studien gewiesen hatten, und worauf ihn in Rom nicht nur der Einfluß des archäologischen Institutes, sondern vielmehr auch das gesammte Leben drängte. Er faßte hier also die Kunst, und zwar zunächst die Architektur der Aegypter ins Auge, und 1838 erschien Lepsius' Arbeit über die Säulen der alten Aegypter und ihren Zusammenhang mit der griechischen Säule[1]), und auch diese dem eigentlichen Forschungsgebiete des Meisters ferner liegende Arbeit darf bahnbrechend und in ihrer Weise unübertroffen genannt werden. Lepsius weist in dieser Schrift nach, wie die ägyptische Säule, deren Einzelformen er mit erschöpfender Vollständigkeit zusammenträgt und chronologisch ordnet, von ihren ersten Anfängen an entstanden und sich, hier im Höhlenbau, dort im Freibau, selbständig entwickelt hat. Diese Sonderung ist eine That, und wenn man dem Fortschreiten des Höhlenbaues an seiner Hand Schritt für Schritt folgt, so wird man die dorische Säule mit allen ihren Bestandtheilen organisch vor sich aufwachsen sehen. Auch derjenige, dem es widersteht, die dorische Säule für ein aus Aegypten entlehntes Bauglied zu betrachten, wird nicht leugnen können, daß sich die Umwandlung des Pfeilers in die sogenannte protodorische Säule im ägyptischen Höhlenbau als natürlich und nothwendig nachweisen läßt, während die griechische dorische Säule auch in den ältesten Tempeln dorischer Ordnung gleich als etwas Fertiges und wie vom Himmel Gefallenes auftritt. Nach der ägyptischen Reise ist Lepsius noch einmal auf diese Dinge zurückgekommen und hat in einer akademischen Abhandlung[2]) und an anderen Orten die Grundbedingungen, die Eigenart und Vorzüge der ägyptischen Kunst, deren Entwicklung er auch hier mit Vorliebe verfolgt, scharf und doch liebevoll gewürdigt. Dem Kanon der Proportionen, d. h. der bindenden Regel, nach welcher die ägyptischen Bildhauer die Verhältnisse der einzelnen Theile des menschlichen Körpers zu einander zu messen und zu bilden gehalten waren, hat er gleichfalls seine Aufmerksamkeit zugewandt.

Bei all' diesen rein ägyptologischen Arbeiten ließ er die linguistischen und paläographischen Studien nicht liegen und knüpft wieder an die Forschungen an, zu denen ihm seine Dissertation über die umbrischen Inschriften und besonders die Tafeln von Eugubio (Iguvium) Anlaß gegeben hatten. Wenn wir gleichsam als Nebengewinn seiner italienischen Studienzeit eine Sammlung umbrischer und oskischer Inschriften[3]) und zwei Abhandlungen[4]) vor uns liegen sehen, von denen sich die eine mit den tyrrhenischen Pelasgern in Etrurien und die andere mit der Verbreitung des italienischen Münzsystems von dort aus

---

[1]) R. Lepsius. Sur l'ordre des colonnes piliers en Égypte etc. Aus den Annales de l'institut de correspondance archéologique vol. IX. Rome 1838.

[2]) R. Lepsius. Ueber einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwicklung. A. d. Abh. d. B. A. d. W. 1871.

[3]) R. Lepsius. Inscriptiones Umbricae et Oscae, quotquot adhuc repertae sunt omnes. Lips. 1841.

[4]) R. Lepsius. Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien. Ueber die Verbreitung des italienischen Münzsystems von Etrurien aus. Leipzig 1842.

beschäftigt, so wird es uns schwer zu begreifen, woher er, der sich keineswegs dem geselligen Leben im Bunsen'schen Hause und dem ernsten und heiteren Verkehr mit hervorragenden Fremden entzog, die Zeit genommen, sie zu vollenden.

Im October 1839 kehrte Lepsius von England aus über Paris in die Heimath zurück und war auch dort unermüdlich thätig. Trotz mancher kleinen Wanderung und einer Winterreise 1841 durch die Schweiz nach Turin vollendete er damals außer dem Todtenbuche seine erste kleinere Sammlung von altägyptischen Schriftdenkmälern[1]). Am 26. Januar 1842 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt, konnte aber wegen der bevorstehenden Reise nach Aegypten nicht zu lesen beginnen.

Die Leistungen, welche aus Lepsius' erster Periode (bis 1842) vorliegen, sind schon so beschaffen, daß sie ihm einen ansehnlichen Platz unter den hervorragenden Gelehrten seiner Zeit anweisen, doch dürfen wir sie nur als Vorarbeiten für die großen Werke ansehen, in denen es ihm in seiner späteren dritten Periode vergönnt war, die ganze Fülle des Gewonnenen zusammen zu fassen und zu verwerthen.

Als zweite Periode, als Wanderjahre, wie sie förderlicher und fruchtbringender für ihn selbst und die Wissenschaft nicht gedacht werden konnten, ist die Zeit seiner großen ägyptischen Reise zu betrachten. Lepsius selbst nennt die Jahre, in denen er das Glück gehabt hatte, zu Rom „Hütten zu bauen", einen großen Feiertag des Lebens, ernst und heiter, lehrreich und erhebend. Unter Bunsen's Leitung, sagt er, habe er das Leben und die Wissenschaft von ihren edelsten und höchsten Seiten kennen gelernt, und in der Widmung zu seiner Chronologie dankt er ihm und der „nie würdig und dankbar genug zu rühmenden Theilnahme Alexander von Humboldt's" das Glück, von seinem Könige mit der Leitung der wissenschaftlichen Expedition nach Aegypten und Aethiopien 1842 betraut worden zu sein. Dieser König war Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dessen romantischer Sinn wie an den üppigen Blüthen des indischen so auch an dem geheimnißvollen Reiz des ägyptischen Alterthums Gefallen gefunden hatte.

Der König widmete der Expedition seine ganze Theilnahme, und sie sollte auch die Aufgabe, der Berliner Sammlung ägyptischer Alterthümer neue Schätze zuzuführen, im Auge behalten. So stattete er dieselbe denn nicht nur freigebig mit Geldmitteln aus, sondern empfahl sie auch durch ein eigenhändiges Schreiben und schöne Geschenke aus der königlichen Porzellanmanufactur dem Wohlwollen des damaligen Vicekönigs Muhamed 'Ali.

Unbeschränkt in jeder Hinsicht, sogar bei der Wahl seiner Reisegefährten, brach Lepsius am 1. September 1842 von Southampton auf und betrat am 18. September zu Alexandria den ägyptischen Boden. — Die Wahl der Begleiter war glücklich und durchaus den Zielen der Expedition entsprechend. Es folgten ihm der ausgezeichnet gebildete Architekt Erbkam, die Brüder Weidenbach, deren treffliche Leistungen als Hieroglyphenzeichner schon erwähnt wurden, der Maler Frey aus Basel, welcher bald erkrankte und später durch Georgi, einen tüchtigen Land-

[1]) R. Lepsius. Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägyptischen Alterthums. Leipzig 1842. Berlin. Nicolai.

schafter, ersetzt wurde, der Former Franke und Lepsius' Freund Abeken, welcher der deutschen Gesandtschaft zu Rom als Prediger attachirt gewesen war und später in den preußischen auswärtigen Dienst überging. Als Geheimer Legationsrath begleitete er während des Krieges 1870—71 den Fürsten Bismarck nach Frankreich und ist damals viel genannt worden. Mit seiner „ewig heiteren Laune und seiner geist- und kenntnißreichen Unterhaltung" war er dem Führer der Expedition der angenehmste Gefährte und blieb später einer der treuesten Freunde des Lepsius'schen Hauses. Zu diesen Deutschen kamen der schon mit Aegypten und Aethiopien vertraute Bildhauer Bonomi und der junge „geniale" englische Architekt Wild.

Lepsius hatte damals das dreißigste Jahr kaum überschritten und konnte, wie er selbst sagt, seiner Kraft und Ausdauer das Schwerste zumuthen. Dabei stand er im Vollbesitz aller Kenntnisse, welche der Expedition Gewinn zuführen konnten, und der Vicekönig hatte ihn mit Vollmachten ausgestattet, welche ihm das Recht gaben, Arbeiter und Ausgräber aufzubieten, so viel er wollte, die Denkmäler, welche seinen Zwecken zu entsprechen schienen, nach Deutschland schaffen zu lassen und sie seinem Fürsten als Geschenk Muhamed 'Ali's zu überreichen. — Selbst seinem Verlangen, mehrere Grabkammern aus der Nekropole von Memphis ausbrechen und nach Berlin überführen zu lassen, wurde nicht entgegen getreten, und sie bilden jetzt besondere Zierden des Neuen Museums. — Die Grüfte, denen die Kammern entnommen wurden, haben durch diesen Eingriff natürlich Beschädigungen erfahren, und so waren Neid und Mißgunst schnell bei der Hand, die preußische Expedition vandalischer Verstümmelungen ehrwürdiger Monumente zu Gunsten selbstsüchtiger Zwecke zu zeihen; aber mit Unrecht. Wenn man bedenkt, wie schonungslos zur Zeit der Lepsius'schen Reise von den Eingebornen gegen die Denkmäler verfahren wurde, und daß man sich damals sogar nicht scheute, ganze Tempel abzureißen und herrliche Säulen und andere Kunstwerke in Fabriken zu verbauen oder in Kalköfen zu verbrennen, so wird man die von der preußischen Expedition in das Berliner Museum geführten Denkmäler als gerettet und vor schlimmem Schaden bewahrt bezeichnen dürfen.

Der Forschungs- und Beutezug dieser für ihre Aufgabe begeisterten Wanderer war ein langer und beschwerlicher und führte sie, mit vielen Aufenthalten und Abstechern, bis in das Herz des afrikanischen Continentes, bis nach Chartum, bei der Vereinigungsstelle beider Quellströme des Nils. Allein, nur von Abeken begleitet, segelte Lepsius auch noch den blauen Fluß hinauf und gelangte bis zum Dorfe Romäli zwischen Sennär, der berühmten alten Hauptstadt des Sudän, die er besuchte, und Fasokl. Ueber drei Jahre nahm die ganze Reise in Anspruch, und es ist geradezu bewunderungswürdig, wie tactvoll und klug der Führer der Expedition während dieser langen Zeit seine Autorität aufrecht zu erhalten und sich selbst und seine Gefährten vor Erschlaffung zu bewahren verstand. Die heimischen Feste wurden gefeiert, die Erholungstage innegehalten und für eine zweckmäßige „geistige Diät" gesorgt. — So erhielten die Reisenden sich frisch bis ans Ende, und nachdem sie sich getrennt hatten, blieben sie Freunde fürs Leben.

Es würde die dieser biographischen Skizze gesteckten Schranken überschreiten

heißen, wenn wir die Wanderungen, Ausgrabungen, Forschungen und Sammlungen der Expedition Schritt für Schritt verfolgen wollten, und Lepsius hat uns selbst dieser Aufgabe enthoben; denn seine „Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai" sind ein Buch[1]), welches auch der Nichtgelehrte mit Freude und Nutzen lesen kann und sollte. Es macht ihn auch mit den persönlichen Erlebnissen des Verfassers bekannt und zeichnet sich durch knappe, klare und oft liebenswürdige Darstellungsweise aus. Es sei bemerkt, daß der Leiter der Expedition zum ersten Male das Verfahren, Inschriften auf Löschpapier abzudrucken, im weitesten Sinne zur Anwendung brachte.

Während seines langen Aufenthaltes in Memphis ist es Lepsius gelungen, Klarheit in die Geschichte des alten und der Anfänge des neuen Reiches zu bringen, sowie den Einfall der Hyksos an den rechten Platz zu setzen. Von seinem Lager unter den Pyramiden von el-Gîse aus unternahm er auch die Untersuchung der bei dem Bau der Pyramiden angewandten architektonischen Methode. Die Resultate derselben wurden in eine treffliche Abhandlung[2]) niedergelegt und haben sich gegen alle Anfechtungen zu behaupten gewußt. Im Fajûm glaubte er das Labyrinth wiedergefunden zu haben, auch stellte er die von Linant de Bellefonds ermittelte Lage des Mörissee fest und erwies den Pharao Amenemḥâ III. aus der 12. Dyn. als den Möris der Griechen.

Unter den Trümmern Meroë's im fernen Aethiopien blieb es ihm vorbehalten, die beliebten Vermuthungen über ein uraltes glanzvolles Meroë, dessen Bewohner einst die Vorgänger und Lehrer der Aegypter in der Civilisation gewesen sein sollten, ein für alle Mal zu zerstreuen und den Nachweis zu liefern, daß Alles, was sich hier von einheimischen Denkmälern erhalten hat, nicht früher als unter den Pharaonen der 25. Herrscherreihe, welche aus Aethiopien stammte, zum größten Theile aber noch weit später, kaum vor dem ersten Jahrhundert n. Chr., hergestellt worden sei. — Zu Theben veranlaßte ihn auf der Rückreise die Fülle der dort erhaltenen historischen Denkmäler aus den Glanztagen der Pharaonenzeit, fünf volle Monate zu bleiben. Die Ausbeute dieser arbeitsvollen Tage war überreich, und die Expedition ist dort mit einer Frische und Unermüdlichkeit thätig gewesen, als stünde sie nicht am Ende, sondern am Anfange einer langen Reise. Von dort aus machte er einen Abstecher in die Halbinsel des Sinai, welcher schöne Resultate lieferte und ihn veranlaßte, Burckhardt's Vermuthung, daß nicht der Sinai der Mönche, sondern der herrliche Berg Serbâl der Sinai der Schrift sei, zu bestätigen und wissenschaftlich zu begründen.

In Kairo erfuhr Lepsius, daß es noch möglich sein werde, die für die Aufstellung der ägyptischen Sammlung im Neuen Museum zu Berlin bestimmten Räume in seinem Sinne auszubauen und zu decoriren, und als er von dort aus mit seinem Freunde Bethmann über Syrien und Constantinopel heimkehrte, hatte er nicht nur die Mappen mit einer ungeheueren Fülle von Inschriften, Plänen und Bildern gefüllt und Monumente in großer Zahl auf das zu diesem

[1]) R. Lepsius. Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai. Berlin, W. Hertz. 1852.

[2]) R. Lepsius. Ueber den Bau der Pyramiden. A. d. Sitzungsberichten d. B. A. d. W. 1843. S. 177.

Zwecke gesandte preußische Schiff geladen, sondern auch das Wörterbuch und die Grammatik derjenigen Völker, durch deren Gebiet er gekommen war, so vollständig angefertigt, daß er sich selbst der später durch seine „Nubische Grammatik" bewahrheiteten Hoffnung hingeben durfte, ihre Publication werde einst ein anschauliches Bild der betreffenden Idiome gewähren.

Im Frühling 1846 kehrte Lepsius mit einer Fülle von Erwerbungen heim, welche die Erwartungen seines Monarchen, seiner Gönner und Freunde weit übertraf. Der geradezu begeisterte Empfang, welcher ihm überall und namentlich in Berlin zu Theil ward, war ein wohlverdienter, und der Name des Führers der preußischen Expedition gewann jene „Weltberühmtheit", welche ihm treu bleiben wird, so lange es eine Geschichts- und Sprachforschung gibt.

Durch seine Berufung zum ordentlichen Professor an der Berliner Universität (23. August 1846), der im Mai 1850 die Wahl zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und 1855 die Ernennung zum Mitdirector des ägyptischen Museums (neben dem nicht zu beseitigenden braven, aber oberflächlich gebildeten Passalacqua) folgte, gewann er die nöthige Ruhe, sich den großen und vielseitigen Arbeiten, welche seiner warteten, ungestört zu widmen. Nun, nach Abschluß seiner Wanderjahre, gründete er sich auch eine eigene Häuslichkeit, indem er sich mit Elisabeth Klein, der anmuthigen, damals achtzehn Jahre alten Nichte des bekannten Sprachforschers Parthey, vermählte. Am 5. April 1846, einem Palmsonntag, empfing er das Jawort, und an diesem seinem Verlobungstage schrieb er in den „Terminkalender": „Heute ward die Palme des Lebens davon getragen." In den dreißig folgenden Jahren einer glücklichen Ehe hat Lepsius in der Liebe, dem Behagen und Frieden des eigenen Hauses Lust und Muße gefunden, die ihm bewilligte Lebenszeit unermüdlich zum Besten seiner Wissenschaft, seiner Schüler und Kinder auszunutzen. Seine Gattin schenkte ihm zwei, nunmehr längst verehelichte Töchter, sowie vier wohlgerathene Söhne, und zu diesem Segen nahm er noch ein liebliches vater- und mutterloses Mädchen von englischer Herkunft an Kindes Statt mit in sein Haus.

1856 lagen die zwölf Riesenbände des gewaltigen Denkmälerwerkes, mit dessen Herstellung ihn sein König beauftragt hatte, vollendet vor. Sie umfassen die gesammte archäologische und historische Ausbeute der Expedition und enthalten neben landschaftlichen und architektonischen Bildern, neben Plänen und Rissen, die ungeheuere Fülle der hieroglyphischen, griechischen und anderen Schriftdenkmäler, welche die Wanderer unterwegs gesammelt und copirt hatten. Vergegenwärtigen wir uns den kläglichen Stand der ägyptischen Geschichtsforschung in der Zeit der Entstehung dieses Werkes[1]), die ungeheuere Masse des hier zu bewältigenden Materials und die wundervolle Genauigkeit und Sorgfalt, mit der jede Inschriftszeile reproducirt und an den rechten Platz gestellt ward, so stehen wir nicht an, die Anordnung und Ausführung der „Denkmäler" für Lepsius' bedeutendste Leistung zu erklären. Sie ist durchaus historisch, und so viel Neues auch seit 1856 Forschung und Ausgrabungen klar gelegt und herzugebracht haben, ist doch an der historischen Reihenfolge der Hunderte dieser mit

[1]) R. Lepsius. Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berlin, Nicolai. 1856.

Inschriften dicht bedeckten Tafeln kaum das Geringste zu ändern. Die „Denkmäler" sind das große Haupt- und Fundamentalbuch für das Studium der Aegyptologie und werden es in aller Zukunft bleiben.

In den Meisterjahren, welche mit 1846 beginnen, blieb Lepsius der historischen Richtung, welche er schon zu Rom eingeschlagen, treu. Was die Monumente an geschichtlichen Angaben boten, stand ihm mit lückenloser Vollständigkeit zur Verfügung, und schon die systematische Anordnung der „Denkmäler" stellte ihm die Aufgabe, das Gerippe des Körpers der Geschichte, für ihn zunächst der ägyptischen, auf kritischem Wege herzustellen und die zeitlichen Abstände zu ermitteln, welche die historischen Begebenheiten von einander und von unseren Tagen trennen.

So entstanden die beiden großen chronologisch historischen Hauptbücher: die Chronologie und das Königsbuch. Das erstere, die Chronologie[1]), ist Bunsen gewidmet und umfaßt nicht nur die gesammten Grundlagen der ägyptischen Zeitrechnung, sondern zeigt auch die Methode an, nach der alle chronologischen Untersuchungen, gleichviel auf welchem Sondergebiete, unternommen werden sollten. Der erste, zur Vollendung gebrachte Theil dieses Riesenwerkes, befaßt sich hauptsächlich mit der Kritik der Quellen. Die Anwendung und zum Theil auch die Nachweisung im Einzelnen findet sich in dem Textbande, welcher die Tafeln des Königsbuches[2]) begleitet. Dies enthält sämmtliche Pharaonennamen, welche sich auf den Monumenten und in den Papyrus erhalten haben und im Textbande einen umfassenden Quellennachweis sowie die Angabe der Regierungszeit sämmtlicher Herrscherhäuser und Regenten über Aegypten. Es ist ein Hilfsbuch, das Niemand entbehren kann, der sich mit dem Studium der ägyptischen Geschichte beschäftigt, und der Vollständigkeit des Gegebenen steht die Genauigkeit und Schönheit der Ausführung ebenbürtig zur Seite. In der Chronologie wie im Königsbuche gibt es in Folge neuerer Entdeckungen und Forschungen viel Einzelnes zu ergänzen und zu verbessern, aber namentlich die erstere kann heute noch als Wegweiser und Führer nicht nur für den Aegyptologen, sondern für jeden Historiker, der sich dem methodischen Studium der Zeitrechnung, gleichviel welches Volkes hingeben will, gelten, und sie ist die Ablaufslinie, von der sämmtliche Forschungen auf der gleichen Bahn auszugehen haben. Die Anordnung derselben ist wie eine schöne und correcte Vorzeichnung auf Stramin. Jeder künftige Forscher muß sich ihrer bedienen, und es steht ihm nur noch frei, die innere Ausgestaltung der gegebenen Umrisse nach eigenem Ermessen zu vollenden.

Trotz der Zeit und Kraft, welche die Herstellung dieser großartigen Werke in Anspruch nehmen mußte, widmete sich Lepsius mit besonderer Lust und unermüdlichem Eifer der Ausschmückung der für die ägyptische Sammlung bestimmten Räume im Neuen Museum und der methodischen Aufstellung der Monumente in denselben. Früher hatten die ägyptischen Alterthümer im Schlosse Monbijou gestanden und schon dort ein werthvolles und an bedeutenden

[1]) R. Lepsius. Die Chronologie der Aegypter. Einleitung und erster Theil. Berlin 1859. Nicolai.

[2]) R. Lepsius. Das Königsbuch der alten Aegypter. 2. Abth. Berlin 1859. Besser'sche Buchhandlung. W. Hertz.

Stücken reiches Museum gebildet. Durch die preußische Expedition wurde dies mit nicht weniger als 1500 Monumenten und Abgüssen bereichert. Bei der Ausschmückung der ägyptischen Abtheilung im Neuen Museum ließ man Lepsius völlig freie Hand, und er berücksichtigte dabei alle Anforderungen des ägyptischen Stils und ließ die drei zur Verfügung stehenden Haupträume so ausbauen und von den Brüdern Weidenbach bemalen, daß sie ungefähr die Haupttheile eines ägyptischen Tempels: Vorhof, Hypostyl und Sanktuarium, vergegenwärtigen konnten. Die Wände, Decken und Säulen empfingen jene decorative, reich gefärbte Bilderzier, mit welcher die Tempel und Grüfte aus der Pharaonenzeit geschmückt sind. In dem mit Glas bedeckten Vorhof, über den sich in ägyptischen Tempeln der blaue Himmel wölbte, erinnern Landschaftsbilder moderner Meister an die merkwürdigsten Gegenden und ehrwürdigsten Denkmälerstätten im heutigen Aegypten. — Gehörte das ägyptische Museum zu Berlin schon längst zu den reichsten in Europa, so hat es durch den von Lepsius ein- und durchgeführten historischen Gedanken bei der 1850 vollendeten Aufstellung der Monumente einen nur ihm eigenen Werth erhalten. Für den Gebrauch der Besucher verfaßte er zunächst eine ausführliche Beschreibung der Wandgemälde[1]) und sodann auch einen Katalog[2]). 1878 sorgte er dafür, daß die großen Denkmäler mit kurz erklärenden Etiquetten versehen wurden. In den letzten zehn Jahren stand ihm sein Directionalassistent Dr. Stern, ein tüchtiger Aegyptolog und feiner Kenner des Koptischen, bei der Verwaltung des Museums umsichtig und fleißig bei.

Auch als akademischer Lehrer wußte Lepsius (seine erste Vorlesung ward am 29. October 1846 gehalten) die seiner Obhut anvertraute Sammlung nutzbar zu machen, und wir erinnern uns mit Freuden des Collegs, welches er mitten unter den Denkmälern allwöchentlich las. Die privaten Vorlesungen, welche er im eigenen Hause hielt, sind musterhaft, namentlich mit Bezug auf die tief durchdachte Anordnung des Stoffes und feine und strenge Kritik gewesen. Die sprachlichen Vorlesungen führten nicht über die Grenzen der altägyptischen Grammatik hinaus; aber wie ernst er es mit seinem Lehramte nahm, hat der Verfasser dieser Skizze mit nie erkaltendem Dank erfahren, als ihn während eines ganzen Winters Krankheit an das Haus fesselte und Lepsius ihn an einem bestimmten Wochentage besuchte, um mit dem jungen Studenten den Stoff des Collegs, von dem sein Leiden ihn fern gehalten hatte, durchzugehen und ihm für eigene Arbeiten den Weg zu weisen.

In den Berliner Meisterjahren wandte sich Lepsius bald auch jenen metrologischen Studien zu, denen er sich bis an sein Ende gewidmet hat, und als erstes Resultat derselben erschien 1865 seine Abhandlung über die ägyptische Elle[3]). Außer den größeren und kleineren Einheiten der Längenmaße der Aegypter wandte er auch anderen Maßen derselben seine Aufmerksamkeit zu und beschäftigte sich dann, nachdem die Entzifferung der Keilschriften begonnen hatte, sichere und

[1]) R. Lepsius. Die Wandgemälde der verschiedenen Räume des ägyptischen Museums. Berlin 1855. Zweite Aufl. 1870. Von der besonderen Ausgabe ohne Abbildungen. 3. Aufl. 1880.

[2]) Verzeichniß der ägyptischen Alterthümer und Gypsabgüsse. Vierte Aufl. 1879.

[3]) R. Lepsius. Die alt-ägyptische Elle und deren Eintheilung A. d. Abhandl. d. B. A. d. W. 1865.

wichtige Resultate zu liefern, mit den metrischen Systemen der Assyrer, Babylonier, Perser und der alten Völker überhaupt. Diese Studien fanden ihren Abschluß in der letzten seiner Schriften, dem wenige Tage vor seinem Tode erschienenen Buche „Längenmaße der Alten“ [1]). Trotz der Vorsicht, welche er auch auf diesem Gebiete geübt hatte, sah er sich doch genöthigt, die Resultate seiner metrologischen Forschungen erst gegen die von der seinen abweichende Auffassung des berühmten Assyriologen J. Oppert, dann gegen den Angriff des jungen und tüchtigen Architekten Dörpfeld, dessen Ansichten er in einem besonderen Schriftchen widerlegte, zu vertheidigen.

Bis 1866 blieb er in rastloser Arbeit in Berlin und unternahm nur gelegentlich kleinere Reisen zur Erholung oder zu wissenschaftlichen Zwecken. 1854 hatte er sich das bis ins Detail von ihm selbst im Stil der englischen Gothik entworfene stattliche Haus, Bendlerstraße 18, an welches sich ein schöner großer Garten schloß, gebaut, und dort entfaltete sich ein Familien- und geselliges Leben, wie es schöner und glücklicher nicht gedacht werden kann. Seine reich begabte und feinsinnige Gemahlin theilte zwar den ernst religiösen Sinn des Gatten, war aber dabei wie dieser gesellig und stets geneigt, häusliche Feste zu veranstalten, sie mit Geist und Frohsinn zu würzen und ihnen durch hübsche, von ihr selbst erdachte Aufführungen und Schaustellungen eine höhere Bedeutung zu geben. Schon in den ersten Jahren der Ehe war ihr Haus den Freunden gastlich geöffnet, und wie sie dieselben zu wählen wußten, das lehren die Notizbücher des Verstorbenen. Einmal heißt es: „Gesellschaft bei uns, A. v. Humboldt, Boeckhs, Olfers, Pertz, Cornelius, v. Reumont, Grimms, Homeyers, Strack, Partheys, Schelling, Bethmann u. s. w.“ Später haben wir in den größeren Gesellschaften, an denen es mir selbst Theil zu nehmen vergönnt war, sich an die hervorragenden Collegen und Landsleute immer mehr bedeutende Fremde: Gelehrte, Reisende, Künstler und selbst die Gesandten auswärtiger Mächte, schließen sehen. In Berlin nicht heimische Freunde wohnten oft als Gäste in dem schönen Gelehrtenheim in der Bendlerstraße, und wenn sie schieden, pflanzten sie im Garten als sichtbares Symbol der in jedem Jahre neu grünenden und blühenden Freundschaft einen Baum. An jedem stand der Name dessen, der ihn gepflanzt hatte: Humboldt, Ehrenberg, Bunsen u. s. w., auf einem Täfelchen. Auch ausländische Freunde sandten ihren Baum. Der treffliche Director des ägyptischen Museums zu Leyden, Leemans, schickte z. B. eine nach ihm benannte Betula-Varietät. (Betula Leemansiana.) Später stellte das wachsende Berlin Anforderungen an den großen Garten. Lepsius verkaufte ihn sammt dem Hause und verpflanzte dies weiter nach Westen an die Grenze von Charlottenburg. Jedes seiner Glieder — selbst die Bogenfenster und Thüren — wurde in die Kleiststraße übergeführt, und da hat das alte Haus eine eigenartige, Jeden, der es gekannt hatte, überraschende Auferstehung gefeiert.

Anfangs 1866 trat Lepsius eine neue Reise nach Aegypten an, und es war ihm auf derselben vergönnt, unter den Trümmern von Tanis, heute Sân, die berühmte Tafel von Tanis mit dem Decret von Kanopus zu finden. Diese Stele

[1]) R. Lepsius. Die Längenmaße der Alten. Berlin 1884. W. Hertz.

von schönem Kalkstein enthält eine große priesterliche Verordnung zu Gunsten Ptolemäus Euergetes' I. in Hieroglyphenschrift, und daneben ihre Uebersetzung ins Griechische und in die Volksschrift der späteren Aegypter. Seit der Ausgrabung des „Schlüssels von Rosette" war kein wichtigeres Document im Nilthale entdeckt worden; denn das dreisprachige Decret von Kanopus — es ist völlig unbeschädigt und die hieroglyphische Inschrift enthält 37, die griechische 76 eng geschriebene Zeilen — lieferte die Probe für die Richtigkeit der Champollion'schen Entzifferungsmethode und enthielt eine Reihe von Angaben, welche für die ägyptische Kalenderkunde und die Bestimmung von Völkernamen hohe Bedeutung besaßen. Lepsius sorgte ungesäumt für eine vorzügliche Publication[1]) dieser köstlichen Trilingue; die Untersuchung der für die biblische Geographie besonders wichtigen Trümmerstätten im Delta, der diese Reise besonders gewidmet war, brachte genauere Kunde über die Lage des alten Pelusium und der berühmten Hyksosveste Avaris. 1869 besuchte Lepsius Aegypten zum dritten Mal und wohnte der Eröffnung des Suezcanales bei. Nach seiner Heimkehr 1866 widmete er sich mit neuem Eifer der Leitung der 1863 von H. Brugsch gegründeten Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde, deren Redaction er, nachdem Brugsch im preußischen Consulardienste nach Kairo gesandt worden war, 1864 übernommen hatte. Dies Centralorgan seiner Specialwissenschaft wurde durch ihn mit vielen vorzüglichen Abhandlungen bereichert; auch wußte er Aegyptologen aller Nationen zur Mitarbeiterschaft zu bestimmen.

Eine reiche Fülle von Auszeichnungen ward dem Altmeister während des letzten Abschnittes seiner Laufbahn zu Theil, aber in deren Gefolge sah er sich auch gezwungen, in einem Alter, welches Anderen den Wunsch nach Ruhe nahelegt, eine neue und große Arbeitslast auf sich zu nehmen. 1873 wurde er zum Geheimen Regierungsrath ernannt und mit der provisorischen Leitung der Berliner Bücherei betraut; im März 1874 trat er als Oberbibliothekar an die Spitze dieser großen Anstalt, der er von nun an einen guten Theil seiner Kraft widmen mußte. Dennoch brachte er in dieser Zeit, außer vielen kleineren monographischen Arbeiten, seine längst erwartete „Nubische Grammatik"[2]) zum Abschluß. Sie erschien 1880 und faßt die Resultate langjähriger Forschungen zusammen. Der eigentlichen Grammatik geht eine Einleitung von 126 Seiten voraus, und diese gehört zu den großartigsten wissenschaftlichen Leistungen, welche unserer Zeit zum Ruhm gereichen. Der Leser überblickt in derselben, wie von der Spitze eines hohen Berges, den ganzen afrikanischen Continent und lernt durch den kundigsten der Führer die Sprachen sämmtlicher Völker desselben in scharf gesonderte Gruppen zerlegen. Denjenigen Nationen, auf welche es besonders ankommt, folgen wir auf allen erforschbaren Stadien ihres historischen Lebens. Es war ein Unternehmen von großer Schwierigkeit, den Nubiern, welche niemals eine Literatur in ihrer Sprache besessen haben, sowie den kuschitischen Völkern eine Geschichte

[1]) R. Lepsius. Das bilingue Decret von Kanopus. In der Originalgröße mit Uebersetzung und Erklärung beider Texte. Berlin 1866. W. Hertz.

[2]) R. Lepsius. Nubische Grammatik mit einer Einleitung über die Völker und Sprachen Afrika's. Berlin 1880. W. Hertz.

zu construiren, und der überzeugende Nachweis, daß der Schlüssel der noch unentzifferten äthiopisch-demotischen Inschriften nicht in der nubischen, sondern in der Begasprache zu suchen sei, kann große praktische Bedeutung erlangen. Diese Einleitung ist eine gewaltige wissenschaftliche That. Lepsius ist hier wie der Dichter ein rückwärts schauender Prophet, und so wenig wir uns mit Allem, was er hier gibt, einverstanden erklären können, so sehr bewundern wir die Combinationsgabe dessen, der es vorträgt und begründet. Die Kühnheit, mit der hier eine vier- bis fünftausend Jahre durchlaufende Sprachgeschichte, welche ganz Afrika und die ihm benachbarte asiatische Küste umfaßt, aufgebaut wird, hat ungetheilte Bewunderung erregt; aber auch die Kleinarbeit im zweiten Theile dieses Werkes ist vorzüglich. Dieser enthält die Laut- und Formenlehre sowie die Syntax der nubischen Sprache, Lesestücke, unter denen sich die vollständige Uebersetzung des Evangeliums Marci ins Nubische befindet, ein Wörterbuch und eine feine Darstellung der nubischen Dialekte.

Kurz nach dem Erscheinen dieses Epoche machenden Werkes hatte ihn ein Schlaganfall getroffen und die Hand leicht gelähmt; aber seine kräftige Natur wurde wohl geschwächt, nicht aber gebrochen, und wir sehen ihn in seinen letzten Jahren immer noch werthvolle Abhandlungen schreiben, seine „Längenmaße der Alten" zu Ende führen und gegen H. Dörpfeld's Angriffe polemisch einschreiten. Als er am 22. April 1883 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feierte, wurde er mit Ehren geradezu überhäuft. 1859 hatte er das Doctordiplom der theologischen Facultät zu Leipzig erhalten und schon ein Jahr früher war er zum Mitglied des Institut de France ernannt worden. Außerdem hatten ihn noch ein volles halbes Hundert von gelehrten Gesellschaften zu dem Ihren gemacht; 1872 empfing er den Orden „pour le mérite", nachdem er schon 1860 zum Ritter des bayerischen Maximiliansordens ernannt worden war. 1883 wurde er Geheimer Ober-Regierungsrath.

Um Ostern des laufenden Jahres fühlte er die Vorboten des nahenden Todes. Ein Magengeschwür, welches die Gestalt eines unheilbaren Krebses annahm, warf ihn aufs Lager; aber er ließ auch dort nicht ab von der Arbeit, der er sein Leben lang treu geblieben, und erst drei Tage vor seinem Tode legte er Buch und Feder aus der Hand. Nachdem er mit vollem Bewußtsein von seinen Kindern Abschied genommen und klar und besonnen mit ihnen besprochen hatte, was in seinen und ihren Angelegenheiten zu ordnen blieb, entschlummerte er sanft am 10. Juli Morgens um 9 Uhr. Oberhofprediger Kögel, der Freund und Seelsorger des Hauses, von dem er mit vollem Bewußtsein und ganzer Theilnahme das heilige Abendmahl empfangen hatte, hielt an seinem Sarge eine ergreifende und eines solchen Todten würdige Gedächtnißrede.

Was Lepsius als Mensch gewesen, läßt sich wohl schon aus dem Gesagten entnehmen. Wir haben gesehen, wie ernst und ausdauernd er seine reichen Gaben und die ihm bewilligte lange Lebenszeit ausgenutzt hat. Große Unternehmungen sind mit Glück und Thatkraft von ihm durchgeführt worden; wo es zu leiten galt, hat er gerecht, umsichtig und energisch geboten, von Jugend auf verschaffte die Vornehmheit seines inneren und äußeren Wesens ihm Bedeutung und Geltung; aber es ist ihm auch viel Liebe und Freundschaft zu erwerben und fest-

zuhalten gelungen. Wer das Glück hatte, ihm näher zu kommen und ihn im eigenen Hause walten zu sehen, dem ward es leicht, auch die wärmeren und weicheren Seiten seines Gemüthes zu erkennen; aber diese hielt er vor Fremden streng verborgen, und so kommt es, daß er von Vielen für eine kühle, strenge und von Haus aus leidenschaftslose Natur gehalten worden ist. Seine achtunggebietende Gestalt, der scharfe, ebenmäßige Schnitt seiner schönen Züge und die Gemessenheit seiner Bewegungen konnte diese Ansicht nur bekräftigen, und dennoch beruht dieselbe auf durchaus verkehrten Voraussetzungen; denn Lepsius war nicht nur ein warmherziger, sondern sogar ein ursprünglich leidenschaftlicher Mann. Aus den Briefen an die Seinen tritt uns der Reichthum und die Wärme seines Gemüthslebens freundlich entgegen, und aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, wie wacker und unabläßig er gegen die ihm angeborene Leidenschaftlichkeit gerungen. In einem Schreiben an ein ihm theures Wesen gibt er die Mittel an, deren man sich zu bedienen habe, um der Leidenschaftlichkeit, welche ihn selbst oft fortzureißen drohe, Herr zu werden. „Es ist beneidenswerth," schließt er diesen schönen Brief, „unter Höflingen und in der Studentenkneipe zu gefallen, ohne Höfling und ohne roh zu sein."

Durch strenge Selbsterziehung ist er nach und nach zu jener Höhe der Selbstbeherrschung gelangt, welche so leicht als eine Folge kühler Gesinnung angesehen wird, und doch hat er ein zärtliches Herz besessen, ist er auch den Heiteren in freundlicher Geselligkeit bei Musik und Gesang ein lieber Genosse gewesen, ohne freilich von seiner Würde je auch nur einen Hauch preiszugeben.

Vor uns liegt ein schön gebundenes Heft in Großquart. Es enthält auf 48 geschriebenen Seiten eine vortreffliche Schilderung von Theben und ist betitelt: „Ein Rundbild von Theben, eingesandt als Gruß aus der Ferne an meine lieben Eltern zu ihrer silbernen Hochzeit 1845." Das Ganze hat das Ansehen eines Festwunsches, wie ihn Kinder den Eltern darbringen, und ist mit liebevoller Sorgfalt kalligraphisch schön geschrieben. Dennoch war der Schreiber kein Geringerer, als der vierunddreißig Jahre alte berühmte Führer einer großen Expedition, und am Ende dieser „Festgabe" stehen die folgenden Verse, mit denen wir diese biographische Skizze beschließen:

Denn ob der Wissenschaft ein hohes Ziel gesteckt,
Und treuen Strebens werth,
Ob sie den dunkeln Geist aus seinen Fesseln weckt
Und ihn die Freiheit lehrt:
Doch bleibt sie nur ein kaltes und erborgtes Licht
In Mondenschein verkehrt,
Wenn ihr des warmen Herzens Lebenshauch gebricht,
Wenn sie der Lieb' entbehrt.

Grundlagen für die diätetische Erziehung.

Von

Dr. **Siegfried Wolffberg,**

Docenten der Hygiene in Bonn.

I.

Seit längerer Zeit beschäftigt die „Ueberbürdungsfrage" die öffentliche Discussion. Lehrer und Aerzte und Philosophen haben ihre Stimmen abgegeben in dieser für das Gedeihen des Volkes so wichtigen Angelegenheit, wissenschaftliche Gutachten sind erfordert und ministerielle Verfügungen erlassen worden. Sicherlich wird die allseitig befriedigende Lösung der Frage noch geraume Zeit in Anspruch nehmen, da sie nicht unabhängig von einer Aenderung lange festgehaltener Unterrichts-, sowie häuslicher Erziehungsgrundsätze zu Ende geführt werden kann. Niemals ist übrigens allgemein verkannt worden, daß der nothwendiger Weise in gewissem Sinne schablonenhafte Schulunterricht leicht eine übermäßige Anstrengung der Jugend bewirken könne, und daß die übermäßige Hirnarbeit sowie die Vernachlässigung der körperlichen Uebungen, welche letztere wenigstens zum Theil durch die Schularbeiten herbeigeführt wird, schädliche Folgen haben müßten. Warnende Stimmen haben zu allen Zeiten sich erhoben, daß die Behauptung, man könne gar nicht genug lernen, noch lange nicht bewiesen sei; — Spiel und Bewegung seien natürliche Rechte der Jugend, welche nicht ohne Strafe verletzt würden. Merkwürdiger Weise sind es indessen mehr zufällige Schäden — die Kurzsichtigkeit, die Rückenverkrümmungen, die mit der geistigen Schulung nur in äußerem Zusammenhang stehen, d. i. selbst bei schlechtestem Unterrichtssystem nicht minder als bei besserem verhütet werden können, — welche die allgemeine Aufmerksamkeit in höherem Maße rege machten und der eigentlichen „Ueberbürdung" das allgemeine Interesse zuführten.

Als ein entschiedener Fortschritt aus dem Stadium der Untersuchung über Grad und Verbreitung des Uebels in das Gebiet der Heilung und Vorbeugung ist das Auftreten des Amtsrichters Emil Hartwich in Düsseldorf zu bezeichnen, welcher zunächst in einer kleinen Broschüre (Woran wir leiden. Düsseldorf 1882) praktische Vorschläge über die Körperpflege in Volk und Schule formulirte. Man braucht keineswegs in allen die Pädagogik angehenden Einzel-

heiten mit dem Verfasser übereinzustimmen und kann doch zugeben, daß die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln zur Förderung der jugendlichen Gesundheit in hohem Grade beizutragen geeignet sind.

Emil Hartwich ist der Gründer des Centralvereins für Körperpflege Section Düsseldorf. In mehr oder minder organischer Verbindung mit diesem haben auf Hartwich's Anregung an andern Orten Vereine mit gleichen Zielen sich gebildet (so in Hagen, Witten a. d. R., Barmen, Leipzig, Bonn). Der Bonner Verein zählt gegenwärtig 314 Mitglieder; mit Bewilligung der Stadt hat der Verein den Arndtplatz zum Turnen und Spielen für die Zöglinge aller städtischen Schulen, sowie für die Turnspiele des Bonner Turnvereins hergerichtet; er hält in jedem Jahre ein Schülerfest mit Spielen und Preisturnen ab, an welchem sich mehrere hundert Schüler namentlich der höheren Schulen betheiligen. Den Lehrern und Lehrerinnen stellt der Verein Mittel zur Verfügung, um bei den allmonatlichen Ausflügen der Volksschulclassen kleine leibliche Erquickungen für die ärmeren Kinder zu ermöglichen. Auf eine Petition des Vereins[1]), in welcher um Förderung des Mädchenturnens an den Volksschulen, speciell um obligatorische Einführung desselben an den Volksmädchenschulen gebeten wurde, hat der Cultusminister zwar „gegenwärtig" abgelehnt, das Turnen an den Mädchenschulen als obligatorischen Lehrgegenstand einzuführen, weist aber darauf hin, daß auch ohne Verordnung in vielen Mädchenschulen (Berlin, Frankfurt a M., Düsseldorf u. a.) das Turnen bereits eingeführt sei, und gibt sich der Hoffnung hin, daß auch in andern großen Städten eine ähnliche Einrichtung getroffen werden wird. In einer Beilage theilt der Herr Minister einen früheren Erlaß mit, worin er betont, daß die von anderer Seite für die heranwachsende weibliche Jugend vorgeschlagenen Bewegungsspiele nicht ausreichen: „Hier muß für die weitere weibliche und sittliche Entwicklung die ernstere Zucht eines wohleingerichteten Mädchenturnens und das fröhliche Turn- und Jugendspiel fördernd und belebend eintreten." Nachdem Herr von Goßler mit einer in amtlichen Erlassen ungewöhnlichen Wärme die leibliche Ertüchtigung und Erfrischung der jugendlichen Generation als eine Aufgabe von Schule und Haus bezeichnet, dürfen wir hoffen, daß nunmehr bald überall „Raum geschaffen und Raum gelassen werde für jene Uebungen, in welchen Körper und Geist Kräftigung und Erholung finden; der Gewinn davon kommt nicht der Jugend allein zu gute, sondern unserm ganzen Volk und Vaterland[2])."

Dieser Anerkennung des Gesundheitswerthes werden sich nur Wenige verschließen; und Angesichts dieser Zustimmung erscheint es mir minder bedeutungsvoll, ob man der Ansicht zuneige, daß augenblicklich eine *dringliche und große Gefahr* nicht bestehe. Auch ich meine, daß eine Nation, die die Schlachten von Königgrätz und Sedan geschlagen, sich nimmermehr im entschiedenen Rückgange ihrer körperlichen Entwicklung befinde. Die Schäden unserer Jugenderziehung können so außerordentlich groß bisher unmöglich gewesen sein, wie sie von manchen Seiten geschildert worden. Auch der guten Sache könnte

[1]) Dieser Petition schlossen sich der Centralverein in Düsseldorf, sowie die Zweigvereine in Hagen und in Witten an.

[2]) Aus dem Erlasse des Ministers vom 27. October 1882.

durch Uebertreibungen geschadet werden. So finden wir zum Beweise des schädlichen Einflusses, welchen das Unterrichtssystem in den höheren Schulen ausüben soll, immer noch die Behauptung wiederholt, daß die Zöglinge der letzteren nur halb so viele Militärtüchtige lieferten als die der Volksschulen; und doch ist längst mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß, die Richtigkeit dieser Zahlen selbst vorausgesetzt, aus ihnen nichts geschlossen werden kann, weil nichts bekannt ist über die Beschaffenheit der Zöglinge der höheren Schulen im Beginne ihres Schullebens; keine Angaben vorliegen über die Natur der körperlichen Fehler, welche sie zum Militärdienste unbrauchbar machten, und — fügen wir hinzu — über das Alter, in welchem die Prüfung der Militärpflichtigen erfolgte, da einerseits gerade um das zwanzigste Jahr in sehr kurzer Zeit überall ein erheblicher Zuwachs der natürlichen Empfänglichkeit der Menschen für mehrere schwere Krankheiten eintritt und andererseits in sehr häufigen Fällen die zum einjährigen Dienste Berechtigten mehrere Jahre später und nach einer Zeit fortgesetzter geistiger Arbeit zum Dienste sich melden.

Es ist wahr, viele Anzeichen bestätigen, daß die heutige Culturepoche ein nervöseres Geschlecht geschaffen und bewirkt hat, daß unsere Kinder mit größerer Sorgfalt erzogen werden müssen, um sie zu vollkräftigen Männern und Frauen heranwachsen zu lassen. Aufgabe der Schule ist es, diesen Aenderungen in der ursprünglichen Widerstandskraft der Kinder wachsam zu folgen; ihre Anforderungen zu reguliren, ihre Methoden zu ändern. Unabhängig von aller Statistik hat die eine Frage Berechtigung, ob während der Schulzeit mehr als bisher geschehen könne, um die Gesundheit und damit die Leistungsfähigkeit und dereinstige Tüchtigkeit unserer Jugend zu fördern; und diese Frage muß mit Entschiedenheit bejaht werden.

Ferner scheint es mir nützlich, vorweg zu betonen, daß es ein Irrthum ist, wenn Einige heute im Uebereifer geneigt sind, die geistige Thätigkeit ein für allemal als ein Hemmniß der körperlichen Entwicklung und Gesundheit, gleichsam als ein nothwendiges Uebel, zu betrachten. Auch in der geistigen Arbeit liegt ein die Gesundheit beförderndes lebenerhaltendes Princip, welches um so bedeutungsvoller ist, als es unter Aufwendung mäßiger lebendiger Kräfte große Wirkungen im Körper auslöst. Strebungen und Erregungen des Geistes unterhalten das Getriebe der körperlichen Organisation und liefern Lebensreize, die dem geistesträgen Menschen fehlen. Die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß die geistig hervorragendsten Männer in auffallend großer Zahl ein hohes Alter erreichten. Der Ahnherr der Aerzte, Hippokrates, starb im 104. Jahre seines Lebens, Michel Angelo erreichte das 91., Moses das 85. Lebensjahr, Platon starb im 82., Newton im 85., Voltaire im 80., Alexander von Humboldt im 90., Kant im 80. Jahre. Klopstock wurde 79, Goethe 83, Sophokles 92 Jahre alt. Es ist einzuräumen, daß diese und ähnliche Beispiele in vielen Fällen den Beweis liefern, daß zumal leibeskräftige Naturen, denen ein hohes Alter gewiß, zu den höchsten Leistungen befähigt sind. So ist es sicherlich kein Zufall, daß, wie kein Fürstengeschlecht eine so außerordentliche Laufbahn innegehalten als das Haus der Hohenzollern, auch kein andres unter seinen Häuptern so lange Lebenszeiten aufzuweisen hat wie dieses. Aber bestätigen nicht zahlreiche Gelehrte, wie oft selbst unter andauernden Beschwerden mannigfachster Art das Leben zu einer

späten Grenze geführt werden kann? Männer wie Voltaire und Kant hatten von Jugend auf eine schwächliche Gesundheit. Voltaire wundert sich oft selbst über den Fortbestand seines Lebens; es ist wohl nicht begründet, wenn in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden ist, seine Leiden als erdichtete zu bezeichnen. Aber „trotz aller körperlichen Schwächen erfüllt Voltaire Europa mit seinem Ruhm, beherrscht die Ideen seines Jahrhunderts, gibt 70 Bände seiner Werke heraus und schreibt mit 82 Jahren seine Tragödie „Irene". Er selbst rühmt sich, seine kräftigsten Zeitgenossen, ja alle seine Aerzte überlebt zu haben." (Reveillé-Parise.)

Kant war kaum fünf Fuß groß, hatte zarten Knochenbau und schwächliche Muskulatur, einen eingebogenen Brustkasten und eine leichte rechtsseitige Verkrümmung der Wirbelsäule. Wenige sind gewesen, die ihm gleich kommen in der Belebung des Körpers durch den Geist, eine Kunst, über welche er bekanntlich eine kleine Abhandlung geschrieben, deren Grundgedanken, wie ich glaube, noch heute nicht genügend beherzigt werden.

Solche Beispiele lehren, daß auch durch die Intelligenz die Lebenskräfte in ausgezeichnetem Maße können erhalten bleiben; auch die Cultur des Gehirns unterhält eine Lebensflamme, welche selbst den erschöpften übrigen Körpertheilen von ihrer Wärme mittheilt. Die Pflege des Geistes gibt uns Freiheit und Selbständigkeit und erhöht die Gesundheit nicht allein durch Beförderung der Einsicht und der Tugenden, sondern auch durch unmittelbare Einwirkung auf die persönlichen Grundbedingungen des Lebens.

Diese Ueberlegung ist keineswegs neu; aber es erschien mir Bedürfniß, von vornherein den nicht allein sittlichen, sondern auch diätetischen Werth der Pflege des Geistes zu betonen.

Nun aber scheiden sich unsere Wege von denen der alten Schule. Noch Hufeland, der so treffliche Vorschriften zur Verlängerung des Lebens gegeben, richtete sein Augenmerk mehr darauf, dem Geiste die Unabhängigkeit vom Körper zu verschaffen, als diesen nach Möglichkeit zu pflegen. Aber wenn auch, wie wir gesehen, die Beispiele mancher Weltweisen lehren, daß der vernünftige Geist zur Lebensführung, zur Erhaltung der Existenz auch bei schlechter Leibesbeschaffenheit befähigt ist, so läßt sich ein gleich hoher Grad von Superiorität des Geisteslebens doch nicht für die Mehrzahl der Menschen voraussetzen. Für diese vielmehr ist es sowohl sicherer als zweckmäßiger, den geistigen Kräften höhern Schwung, bessere Ausdauer zu verleihen durch die Pflege des Körpers. So erstrebenswerth für Alle die echt philosophische, d. i. vertieft-religiöse Bildung bleibt, welche dem Volke mehr zugänglich gemacht werden sollte als bisher, so wird diese wahre Freiheit des Geistes sich leichter entwickeln lassen auf der Grundlage eines allseitig geförderten körperlichen Lebens.

Vielleicht wird es mir hiernach gelingen, die physiologischen Wechselbeziehungen zwischen den geistigen und den leiblichen Kräften und Kraftäußerungen soweit darzulegen, als es der derzeitige Standpunkt unserer Kenntnisse und der mir zur Verfügung stehende Raum gestatten; die Entwicklung der lebendigen Kräfte des Organismus zu berücksichtigen und Vorschläge für die rationelle Pflege derselben in einzelnen Lebensabschnitten hierauf zu begründen.

II.

Wir gehen davon aus, daß alle Lebensäußerungen gebunden sind an die Organisation, an die Elementartheile des Körpers, die lebendigen Zellen. In welcher Weise dieser Zusammenhang aufzufassen, ist vielfach räthselhaft. Auch alle Thätigkeit des Geistes ist von den zelligen Substraten des Gehirns nicht zu lösen; ohne daß man aus dieser Thatsache über die Natur des Geistes und über die Bedeutung dieser Abhängigkeit etwas zu folgern im Stande wäre. Aber hierauf kommt es für unsere Frage nicht an. Viel einfacher als der Zusammenhang zwischen dem Geistesleben und den zelligen Substraten erscheint die Natur körperlicher Functionen, und selbst über diese ist wenig genug bekannt: warum unter dem Einflusse des Nervensystems hier Verkürzung der Muskelfaser, dort Ausscheidung einer wässerigen, an Formbestandtheilen armen Flüssigkeit, hier veränderte Theile von Zellen, dort ganze Zellen secernirt, dort ein Austausch gelöster Substanzen durch die Thätigkeit von Zellen erfolgt. Aber zunächst genügt es zu wissen, daß die Zellen als Sitze derartiger verschiedener Thätigkeiten dienen, und daß durch Vermittlung von Nervenfasern die wichtigsten Zellen des Organismus in Verbindung stehen. Unter einander sowohl, wie mit den im Besondern sogenannten Centren des Lebens stehen sie in Connex, mit jenen Nervenknoten im Gehirn, von denen zum Herzen, zu den Gefäßen und zum Athemapparat die bewegenden Erregungen ausgehen. Daß dies auch für die psychische Thätigkeit gilt, wird Jeder zugeben, der überlegt, daß ein flüchtiger Gedanke die Pulse zu vermehren, die Zahl und die Tiefe der Athemzüge zu verändern, das Blut in die Wangen zu treiben vermag. Bei höherer Erregung ballt sich vielleicht die Faust, die Stirn runzelt sich, oder die Thränen fließen, und noch andere Muskeln und Drüsen treten in Thätigkeit. Welch ein Sturm in Folge eines Gedankens! Welche Auslösung von Kräften, welche Steigerung des Stoffwechsels durch eine Idee! Durch eine einzige Vorstellung, ein einziges Ziel, welches Hoffnungen erweckt oder den Ehrgeiz befriedigt, werden zuweilen Erregungen des leiblichen Lebens beständig in hohem Flusse erhalten, und wenn sie ein zuträgliches Maß nicht überschreiten, so begreift man, daß unter Umständen das Lebensziel zur ausgibigsten Lebensquelle werden kann. Aber man sieht zugleich, daß derartige consequente Erregungen nur dann stattfinden, wenn die treibenden Ideen einen hohen sittlichen Gehalt haben; denn nur unter dieser Voraussetzung wird ihre Einwirkung sich nicht allmälig abstumpfen. Hierbei ist es gleichgültig, ob der sittliche Gehalt von allgemeinem Werthe; wichtig ist nur, daß er dem Individuum von hoher Bedeutung erschien und zur subjectiven Befriedigung diente.

Wenn solche Individuen ohne tiefere sittliche Bildung von einer wichtigen Aufgabe allein erfüllt sind, wird ihnen der Lebensfaden abgeschnitten, sobald ihre Ziele unmöglich gemacht werden. Napoleon's Leben war vernichtet, nachdem die Flucht von St. Helena unmöglich geworden; dem ursprünglichen Mangel an Geistesleben erlag diese leidenschaftliche Natur. Welchen Gegensatz bietet die ausdauernde Kraft Friedrich's des Großen, dessen Körper und Seele nicht minder angestrengt worden, dessen philosophischer Geist aber seinem Träger alle Strapazen zu überwinden und ein friede- und ruhmreiches Alter ermö-

lichte. Man darf die echte, andauernde, vielseitige Pflege des Gehirnlebens nicht in absoluten Gegensatz zur leiblichen Pflege bringen; ihre wohlthätigen Einflüsse beruhen auf naturgemäßen körperlichen Vorgängen und auf einer wellengleichen Mittheilung dieser Processe, die sich in den überaus massenhaften Zellen und Zellenterritorien des Großhirns abspielen, an die materiellen Sitze des Lebens. Aber dem Geistesleben selbst läßt sich eine höhere Energie gewähren durch die Uebung des Körpers.

Unübertroffen für die allgemeine Steigerung der lebendigen Kräfte ist die Bethätigung der Muskulatur. Der nervöse Einfluß, der durch die Macht des Willens den Muskelzellen zugetragen wird, löst eine Summe von Kräften aus, welche umsomehr die während der Ruhe producirten überragt, als trotz der geleisteten Arbeit die Wärme des Körpers auf gleicher Höhe bleibt, oft gesteigert wird. Während jeder Muskelzuckung wird ein Reiz den Centren des Nervensystems zugetragen, entstanden durch die explosive Steigerung der molekularen Bewegungen in der Muskelzelle, und gefolgt von einer weiteren Belebung der nervösen Energien. Unter diesem Einflusse wächst die Summe der zerfallenen und verbrannten Stoffe; es steigt die Temperatur des Blutes, wodurch neue Reize veranlaßt werden. Die Haut füllt sich stärker mit Blut, ihre Drüsen arbeiten, die Centren der Athmung und der Herzbewegung werden mächtiger erregt, — bis der vom Muskel ausgegangene Reiz abgeklungen, die Temperatur normal, die Höhe der Lebensreize und der Stoffwechselprocesse die dem ruhenden Zustande des Individuums wieder eigenthümliche geworden sind.

Mit diesen Vorgängen identische Processe verlaufen unter dem Einflusse der Drüsenthätigkeit. Durch die Verdauungsarbeit kann es zu ganz ähnlichen Symptomen wie durch die Muskelarbeit kommen, wobei wir die secundäre Verdauung, welche in den Organen, besonders in den großen Drüsen des Unterleibs und in den Muskeln abläuft, zugleich berücksichtigen. So wunderbar, ich möchte sagen: so freundlich entgegenkommend ist die Organisation des menschlichen Körpers, daß auch die geregelte Pflege dieser Functionen zu einer wichtigen Quelle der Gesundheit oft selbst für solche Individuen wird, welche nichts oder nichts besser verstehen, als richtig zu essen und zu trinken. Das ist gewiß nicht leicht; und die nicht so seltenen Menschen, deren Gesammtinteressen (sei es wegen wirklicher Nervenschwäche und Leistungsunfähigkeit oder in Folge von Geistes- oder Leibesträgheit) einer gesundheitsgemäßen Zu- und Ausfuhr sich widmen, finden sich oft belohnt durch eine Verlängerung ihres Lebens. Auch diese bethätigen es, daß die Uebung der Kräfte die wichtigste Ursache für ihre Erhaltung bildet, und daß jede Uebung einer einzelnen, auch der Verdauungskraft, allen übrigen durch die ununterbrochene Verbindung der animalischen Zellen und durch die Fortleitung der Reize mehr oder minder zu gute kommt. Unter diejenigen Organe, welche die vortheilhafteste Gelegenheit zur Erhöhung des Gesundheitsstandes gewähren, gehört die Haut. Durch einen außerordentlichen Reichthum an Nervenendigungen, welche durch Temperaturschwankungen erregt werden, ist die Haut ganz vorzüglich zu einer Steigerung des Nervenlebens geeignet.

Jedermann ist bekannt, eine wie große Wirkung die Begießung mit kühlerem Wasser ausübt. Ein besonders inniger Zusammenhang besteht zwischen den Endorganen innerhalb der Haut und dem Athemcentrum, welches, von der ersteren

aus erregt, zu tiefen Einathmungen die Impulse gibt und hierdurch auch die Herzthätigkeit beeinflußt. Sehr eigenthümlich sind die Beziehungen der Haut zu allen inneren Organen, welche der Sitz von Verbrennungsvorgängen sind; Beziehungen mannigfachster Art, welche keineswegs vollkommen geklärt sind. Wenn wir die Oberfläche des Menschen mit kühlerem oder wärmerem Wasser behandeln, so bewirken wir zunächst eine Veränderung der Blutvertheilung in der Haut und secundär in den inneren Organen. Wahrscheinlich aber kann jede derartige plötzliche, mehr oder minder energische Veränderung im Blutgehalte der Organe als ein Reiz für die Zellen betrachtet werden. Dazu kommt, daß durch die veränderte Temperatur der Haut sowie des Blutes die Höhe der Verbrennungsvorgänge in den Organen modificirt wird. Eine kühle Umgebung bewirkt in der Regel Steigerung der Verbrennungen, eine mäßig warme Umgebung Verminderung. Ein warmes Bad dient zur Beruhigung, weil es die Wärme des Körpers in mäßigem Grade ableitet, d. i. die molekularen Bewegungen in den Zellen mindert. Eine kalte Uebergießung hat stärkere Durchfluthung der inneren Organe und eine höhere Temperatur derselben zur Folge, weil dem durch die verengten Hautgefäße spärlich zur und an der Oberfläche fließenden Blute weniger Wärme entzogen wird; und der nun höheren Binnentemperatur folgt eine Erhöhung der Stoffwechselvorgänge in den Organzellen selbst. Dauert die Einwirkung des kalten Wassers, z. B. im Bade, an, so überwiegt nach einiger Zeit die Ableitung von Wärme aus der Hautoberfläche an das Wasser; und nur durch eine verstärkte Muskelarbeit läßt sich die Temperatur des Körpers auf der zum gesunden Leben nöthigen Norm erhalten. Während also die kalte Uebergießung neben dem Einflusse der Kälte auf die Hautnerven wohlthätig dadurch wirkt, daß bei stärkerem Binnenstrom eines wärmeren Blutes die Energien des Nervensystems unmittelbar erhöht werden, beruht die erfrischende Wirkung des kalten Bades auf der Möglichkeit, ohne Steigerung der Binnentemperatur selbst im Sommer körperliche Uebungen vorzunehmen und damit die Lebensreize zu kräftigen, welche unter dem Einflusse einer hohen Umgebungstemperatur erschlafft waren. Dieser Ueberblick über die wichtigsten Organthätigkeiten lehrt uns, daß sowohl die geistige wie die Muskelarbeit, die Leistung der primären und secundären Verdauungsorgane wie die zum Gebiete der sogenannten Abhärtung gehörende Pflege der Haut ihre gemeinsame Bedeutung für die Gesundheitskräftigung darin finden, daß sie in größerer oder geringerer Intensität dem Nervensysteme Erregungen zuführen und damit dasjenige Organ kräftigen, dessen Integrität für die Gesundheit und die Erhaltung des Lebens die wesentlichste Bedingung ist. Beständige Erregungen der Organe sind erforderlich, weil ohne diese die molekularen Bewegungen in den Zellen sich bald erschöpfen würden. Die Thätigkeit ist es, welche den Fortbestand des Lebens ermöglicht — sowohl in den arbeitenden Organen selbst wie mehr oder minder in allen mit ihnen verbundenen Zellengebieten.

Vor Kurzem hat der berühmte Berliner Physiolog darauf aufmerksam gemacht, daß alle Muskelübungen wesentlich auch als Uebungen des Nervensystems aufzufassen sind. Dies gilt nicht nur für die wunderbar harmonisch zusammengreifenden Muskelactionen, z. B. des Clavierspielens und sonstiger feinerer Arbeiten, sondern nicht minder auch für alle andern Arten von Bewegungen, für

die complicirteren wie Schwimmen, Schlittschuhlaufen, und selbst für das einfache Gehen und Stehen. Es bilden sich Bahnen innerhalb des Zellengefüges und zumal innerhalb des Nervensystems, auf welchen die geübten, häufig wiederholten Impulse höhere Energien in der Ueberwindung natürlicher Widerstände befestigt haben. In gleicher Weise wirken alle Uebungen auch der andern Organe. Was mir aber für die Verlängerung des Lebens besonders wichtig erscheint, ist die allseitige — unmittelbare oder mittelbare — Verbindung dieser nervösen Centren mit denen des Circulations- und des Athemapparats. Diese Centren, welche ich kurz die Lebensorgane nennen will, erfahren die folgenreichste Uebung durch die Uebung aller andern thätigen Organe. So eigenthümlich es klingen mag: keine Denkübung, keine Muskelleistung, kein kaltes Bad, keine Verdauungsarbeit, welche das zuträgliche Maß der Leistungsfähigkeit nicht überschreiten, geht für die Gesundheit verloren; durch jede einzelne Thätigkeit wird an der Verlängerung des Lebens gearbeitet, weil durch jede die Lebensorgane geübt werden.

III.

Der eigenthümliche Proceß der Uebung wird am deutlichsten durch die Betrachtung der Muskelübung. Wir wissen, daß durch die Uebung der Muskel wächst. Jedes arbeitende Organ bewirkt einen stärkeren Blutstrom zu sich selbst, wodurch die Möglichkeit eines stärkeren Ansatzes von Organsubstanz gegeben ist. Man darf sich vorstellen, daß die lebendigen Energien, welche die Organzellen während der Arbeit in gesteigertem Maße beleben, fernerhin in gewissem Grade gesteigert bleiben und durch den Vorgang der Arbeit selbst geeignet werden, zur Bindung, zur Ein- und Anfügung neuer Substanz zu dienen. Wie die Muskeln selbst und die Muskelkräfte durch die allmälige Uebung anwachsen, ist Jedermann aus dem alltäglichen Leben bekannt: dieses wesentlichste Problem der Diätetik wird durch die Erzählung von Milo von Kroton hübsch illustrirt. „Milo lud täglich ein Kalb auf seine Schultern, trug es eine gewisse Strecke fort, und da mit der zunehmenden Größe und Schwere des Kalbes auch seine eigenen Kräfte wachsen mußten, so brachte er es endlich so weit, daß er vor den Augen der in Olympia versammelten Griechen den ausgewachsenen Stier auf seinen löwenstarken Nacken legen und ihn mit Leichtigkeit und freiem Anstande forttragen konnte“ [1]).

Daß die Uebungsfähigkeit und das damit verbundene Wachsthum der Organe natürliche Grenzen hat, kann hier nur angedeutet werden. Nicht Jeder, der ein Kalb tragen kann, wird es zur Hebung des Stieres bringen. Hier treten die dem Individuum in Folge der Vererbung und der Artgesetze gezogenen Schranken ein; wir alle müssen uns den großen Gesetzen beugen, welche nur das zu entwickeln möglich machen, was in der Anlage bereits potentiell gegeben ist, und welche mit der Entwicklung der individuellen Selbständigkeit und mit der Möglichkeit der Fortpflanzung und durch diese selbst eine allgemeine unvermeidliche allmälige Abnahme der Lebensenergien herbeiführen. Aber innerhalb dieser Grenzen führt jede Leistung eines Organs zur Uebung, d. i. zum Wachsthum, und ich trage kein Bedenken, so wie die Muskeln und die andern arbeitgewohnten

[1]) S. Ideler, Diätetik. 1846. S. 83.

Organe wachsen, die wichtigste materielle Grundlage der Gesundheitsbefestigung und der Lebensverlängerung im Wachsthum und in der Vervielfältigung der Zellen der von uns sogenannten Lebensorgane zu suchen.

Da unter den Lebensorganen das der Athmung unmittelbar vom Willen beeinflußt werden kann, so ist für geschwächte Individuen eine methodische Uebung im Athmen von nicht geringer, keineswegs genügend gewürdigter Bedeutung für die Verlängerung des Lebens. Hierher gehört die heilsame Wirkung des Lautlesens, der Sprechübungen und insbesondere des Singens, deren Effecte bei Weitem nicht vollständig verstanden werden, wenn man sie, wie gebräuchlich, von der Erweiterung des Brustkastens und andern peripheren Veränderungen ableitet. Im Uebrigen werden fraglos diejenigen Körpertheile zur Uebung des Lebensorgans und des gesammten Nervensystems am besten dienen, welche alle Kräfte am nachhaltigsten anzuregen vermögen. In dieser Beziehung ist nun für Alle am leichtesten zugänglich die Thätigkeit der Muskeln und — mehr mittelbar — die Belebung der Haut.

In Folge der großen Masse, welche die Muskeln bilden, sind sie noch mehr als die großen Verdauungsdrüsen zu einer lebhaften Steigerung des Stoffumsatzes geeignet, und ihre Arbeit kommt nicht allein unmittelbar durch Uebung des Nervensystems diesem letzteren zu Gute, sondern auch auf andern mehr indirecten Wegen, die im Wesentlichen folgende sind:

Erstlich sind körperliche Uebungen am besten geeignet, während die andern Organe in verhältnißmäßiger Ruhe verharren und Spannkräfte sammeln, die zur Verfügung stehenden Lebensenergien zu bethätigen. So kann das Großhirn zu angemessener Zeit ruhen und gewinnt neue Kräfte, wenn wir es nicht trotz größerer Muskelarbeit zu fortgesetzter Denkthätigkeit zwingen. — Der vielseitig geübte Mensch kann die Energien seiner Organe in reichem Wechsel gebrauchen, die Substanz aller dieser Organe üben und seine Gesundheit am sichersten festhalten. Außer dieser directen Entlastung und Erholung der anderen Organe, insbesondere des Gehirns, kommt aber auch die Vermehrung des Blutes in Betracht, welche durch keine anderen Organgruppen so hochgradig bewirkt wird, wie durch die Verdauungsdrüsen und zumal durch die Muskulatur. Von der Masse der Organe hängt die Masse des Blutes ab. Der arbeitende Muskel verbraucht zunächst viel Substanz und befördert den Hunger und die Verdauung. Daß hiermit neue Quellen von Kraft gegeben sind, geht aus unseren früheren Betrachtungen hervor. Aber zugleich — auf nicht hinlänglich aufgeklärtem Wege — bewirkt der wachsende Muskel eine größere Bildung von Nährflüssigkeit. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß hierdurch den übrigen Organen am besten gedient ist. Auch das Gehirn schafft durch eine nicht zur Erschöpfung führende Arbeit neues Blut den anderen Organen; aber ein Blick auf die relativen Massen zeigt uns, daß die Muskeln vorzüglich geeignet sind, die Ernährung der übrigen Thätigkeitscentren im Menschen zu unterhalten und zu fördern. Der Gelehrte, welcher seine Ferien zu Fußtouren benützt; das Kind, welches den freien Nachmittag körperlichen Spielen und Uebungen widmet, sie entlasten nicht nur das Gehirn, sie beleben nicht nur unmittelbar die Thätigkeit der Haut, der Lungen, des Herzens; gewinnen nicht nur bessere Brustform, stärkere Ausbildung der Muskeln und freiere Haltung: sondern sie sorgen auch für bessere

Ernährung des ganzen Körpers, für höhere Kräfte zur Verdauung und zu neuer leichterer Denkarbeit.

Hiermit sind die wichtigsten Grundlagen für eine rationelle Diätetik, wenn auch nur in Umrissen, gezeichnet, und es erübrigt nunmehr die Aufgabe, Andeutungen zu geben, welche Folgerungen hieraus für die diätetische Erziehung des Kindes sich herleiten.

Das Wort des englischen Dichters, welches Lewes seiner Goethe-Biographie voranstellte, dient auch uns zur Beherzigung: „Das Kind ist der Vater des Mannes"; ein Wort von tiefer Bedeutung, welche kein Pädagog außer Augen lassen darf. Daß die menschliche Leistungsfähigkeit mit den Jahren bis zu einer gewissen Grenze wächst, ist eine triviale Thatsache; indessen dürfte es schwerer sein, als Viele glauben, die Gesammthöhe der Leistungsfähigkeit aller Organe in den verschiedenen Altersstufen abzuschätzen. Erwägt man, daß die Kinder in der Schulzeit durchschnittlich im Stande sind, in eine große Zahl heterogener Wissenschaftsgebiete sich hineinzuarbeiten, daß sie daneben Lust und Fähigkeit besitzen, jede freie Minute zu körperlicher Bewegung zu verwerthen, so kann man zwar zugeben, daß ihnen die Ausdauer für jede einzelne Thätigkeit gering zugemessen ist[1]), wird jedoch die Gesammtsumme der durchschnittlich geleisteten Arbeit nicht unterschätzen dürfen. Nehmen wir aber als erwiesen an, daß die Gesammthöhe der vom Erwachsenen durchschnittlich geleisteten Arbeit diejenige früherer Lebensepochen überrage, so wäre es ein Irrthum, diese äußere Leistungsfähigkeit als einen für alle Fälle absoluten Maßstab für die Gesammtsumme der lebendigen Kräfte im menschlichen Organismus zu betrachten. Man würde nicht berücksichtigen, daß der Aufbau der Organe nicht ohne Bethätigung von Kräften geschehen kann, so daß aus einer Zunahme der äußeren Leistungsfähigkeit nicht unmittelbar auf ein Anwachsen der Gesammtsumme der Kräfte geschlossen werden darf. Untersucht man, in welchem Lebensalter die Widerstandsfähigkeit des Menschen gegen krankmachende Einflüsse am größten ist, so ergibt sich, daß keine Lebensepoche günstiger gestellt ist, als die Zeit der reiferen Jugend, vom siebenten bis etwa zum fünfzehnten Jahre. Dieselbe Periode, in welcher der Stoffumsatz, wie die Physiologie lehrt, größer ist, als in jedem folgenden Lebensabschnitt, zeichnet sich zugleich durch die außerordentlichste Lebensfülle aus. Die allgemeine Sterblichkeit ist in keiner Lebenszeit geringer als in dieser. Krankheiten, besonders Infectionen durch Pilze, sind, zumal nach dem zehnten bis zum fünfzehnten Jahre, selten und werden meistens leicht überwunden. Die Schwindsucht ist in diesem Alter eine Ausnahme; die Pocken, welche dereinst von erkrankten Erwachsenen 50% dahinrafften, tödteten in den der Entwicklung unmittelbar vorhergehenden Jahren durchschnittlich selten mehr als 3%; zur Zeit von Choleraepidemien sterben in diesen Jahren nur Wenige; Scharlach und Typhus sind in dieser Zeit meistens leichte Erkrankungen. — Mit der geschlechtlichen Entwicklung aber und durch dieselbe schwindet die Fülle der Lebens-

[1]) Die Ausdauer ist (außer vom Ernährungszustande) wahrscheinlich hauptsächlich abhängig von der Menge der zum Zwecke der Arbeit verfügbaren Zellen der peripheren Organe und des Nervensystems; sie steht daher unter dem Einflusse der Uebung und der anatomischen und physiologischen Ausbildung der Organe.

energien aus den übrigen Organen unaufhaltsam dahin[1]); und es kommt daher darauf an, die Summe aller Kräfte in der entscheidenden Zeit auf die erreichbar größte Höhe zu führen. In dieser entscheidenden Zeit ist der Mensch unter die Aufsicht der Schule gegeben und damit eine Last von Verantwortlichkeit der Schule zugewiesen, welche es nothwendig macht, daß die competenten Kreise mit den Grundgesetzen der Hygiene sich innig vertraut machen, ja daß sie diese als die eigentliche Basis all ihres Wirkens betrachten.

Den naheliegenden Einwand, daß doch nach allgemeiner Annahme die Arbeitskraft des Erwachsenen größer sei als in der Schulzeit, geistige wie körperliche Leistungen mit größerer Ausdauer durchgeführt werden könnten, habe ich schon kurz beleuchtet. Berücksichtigt man, um die Summe aller, auch der nicht nach außen in sinnfällige Erscheinung tretenden Lebenskräfte zu ziehen, auch die innere Arbeit der Zellen, besonders die große Menge von molekularer Energie, welche durch die Verarbeitung und die Anfügung neuer Substanz, durch das Wachsthum, gebunden wird, so begreift man, daß die Leistungen des Muskelsystems und anderer Organe im Erwachsenen über die kindlichen Leistungen gesteigert werden können, weil nicht mehr der ganze Organismus sich auszubauen braucht. Die Summe aller Organkräfte aber wird niedriger[2]). Hiermit hängt es zusammen, daß es ein Irrthum ist zu glauben, die Muskelkraft lasse sich ins Ungemessene steigern; sie ist abhängig von der Anlage und von den in der Kindheit gewonnenen Energien, und es scheint, als ob bei forcirter Uebung eines Systems naturnothwendig die Kräfte anderer Systeme geschädigt werden. So ist es bemerkenswerth, daß eine allzu bedeutende Pflege der Muskeln den Erwachsenen keineswegs eine hervorragendere Widerstandskraft gibt; ihre andern Organe leiden, bald die Verdauungskraft, bald die Energie des Geistes, bald beide. Im Alterthum ist es hinlänglich sicher constatirt worden, daß die Athleten eine besonders hinfällige Gesundheit hatten, und auch heute mögen viele Fanatiker der Abhärtung und der Turnerei beherzigen, daß wir niemals über die in der Jugend gesammelten Kräfte hinauskommen, und daß

---

[1]) In neuerer Zeit ist Prof. A. Götte auf Grund vergleichend-anatomischer und phylogenetischer Studien zu dem Schlusse gelangt, daß in der Fortpflanzung der Ursprung des Todes gegeben sei. Auf eigenartige Weise wird durch die medicinische Statistik bestätigt, daß zugleich mit der Entwicklung und Ausbildung der Fortpflanzungsorgane ein Schwinden der Widerstandskräfte, gleichsam das Absterben in den übrigen Geweben des Körpers eingeleitet wird: wie ich an anderer Stelle ausführlicher zu begründen hoffe.

[2]) Diese, Manchem vielleicht paradox erscheinende Behauptung stützt sich erstlich auf die Thatsache, daß der Stoffumsatz, welcher wesentlich von der Höhe der lebendigen Kräfte in den Organzellen abhängt, beim Erwachsenen geringer ist, als beim Kinde, und mit vorschreitendem Alter mehr und mehr sinkt, sowie zweitens auf die Ergebnisse der medicinischen Statistik betreffs des Einflusses des Lebensalters auf die Häufigkeit und die Tödtlichkeit schwerer Erkrankungen. Hiermit steht nicht im Widerspruch, daß Viele auf dem Wege durchs Leben speciellere Fähigkeiten mehr und mehr auszubilden im Stande sind, und mit fünfzig Jahren Größeres leisten, als mit vierzig oder dreißig. Denn allemal handelt es sich hier um einseitige Fortschritte. Die ausgereiften Kräfte sind nicht die gewaltigeren; die Ausreifung selbst besteht wesentlich in einer möglichst vollständigen Sammlung der Kräfte nach bestimmten Richtungen, wobei innerhalb einzelner bestimmter Richtungen Fortschritte möglich bleiben, wenn auch die Gesammtsumme der Kräfte abnimmt.

wir, wie die einseitige Denkthätigkeit die Muskelentwickelung hemmt, genau mit derselben Nothwendigkeit durch körperliche Uebungen, welche über unsere Anlagen hinausgehen, nur den andern Organen schaden; und es mag Jeder, im Einklang mit der Geschichte seines Daseins, nach seinem Berufe und nach seinen Neigungen und specifischen Anlagen entscheiden, ob es vorzuziehen, daß er mit starken Muskeln und schwachem Geiste oder mit starkem Geiste bei schwächlicher Körperverfassung oder aber mit allseitig maßvoll geübten und gegenseitig sich unterstützenden Kräften durchs Leben gehe. — Die ursprüngliche Anlage aber und die Pflege der Jugend entscheiden völlig über die Summe der einst zur Verfügung stehenden Kräfte.

IV.

Man schreibt häufig dem unmittelbaren Einflusse der Schule zu, was bereits die ursprüngliche Anlage verschuldet. Seit langem ist es die Ueberzeugung der Aerzte, daß die Constitution der Menschen in diesem Jahrhundert eine in häufigeren Fällen zartere geworden ist. Schwächende Eingriffe werden in Krankheiten schlechter ertragen, die Reizmittel sind häufiger nothwendig. Viel haben hierzu die Culturfortschritte, insbesondere auch die Fortschritte der Medicin beigetragen, welche bewirken, daß schwächere Organisationen erhalten bleiben und ihre Eigenschaften vererben, welche ehedem den Anstürmen von Krankheiten öfter erlagen. Wenn in manchen bayerischen und schwäbischen Landstrichen kräftigste Geschlechter leben, deren körperliche Energien uns imponiren, so darf man immerhin mit in Rechnung ziehen, daß ebendort eine nirgendwo in Deutschland übertroffene Säuglingssterblichkeit herrscht, da von 100 Neugeborenen oft bis zu 50 wieder wegsterben, ehe sie das erste Lebensjahr vollendet haben. Das ist eine spartanische Einrichtung, welche wir nicht bewundern können, wenn sie auch durch die Auslese der Kräftigeren, durch die Vernichtung der Schwächeren, ein widerstandsfähigeres Volk erzielt.

Zu diesen nothwendigen Ergebnissen der Cultur gesellt sich die nervenerschöpfende Thätigkeit unserer Zeitgenossen auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst, des Handels, der Politik. Ferner aber sind tiefe hygienische Schäden in dem gesellschaftlichen und Familienleben unserer Zeit die Hauptquelle für die nervöse Erschöpfung zahlreicher Menschen. Die Verfolgung dieses Gegenstandes würde hier zu weit ableiten; doch muß ich als meine Ueberzeugung aussprechen, daß wir besonders in großstädtischen Bevölkerungen einer Reform der Sitten und Gewohnheiten in Gesellschaft und Familie dringend bedürfen sowohl zur Stütze und Förderung der Sittlichkeit als auch zur Verbesserung der Gesundheit. Nur einen Punkt sei mir gestattet zu betonen. Man hört häufig, daß Gesundheitsstörungen unserer jungen Männer und Mädchen sich leicht wieder ausglichen, Bleichsucht und Nervenschwäche, durch Vergnügungen und Ueberanstrengungen aller Art herbeigeführt, vollkommen wieder ausheilten: wenn ich nicht sehr irre, ist dies für die Mehrzahl der Fälle eine verhängnißvolle Täuschung, da jede Verschwendung von Kraft gerade in dieser Zeit oftmals dauernd sich rächt, fast niemals wieder die dem Einzelindividuum unter normalen Verhältnissen möglich gewesene Entwicklungshöhe der Lebenskräfte sich erreichen läßt. Damit werden diese und die folgenden Generationen geschädigt.

Alle zur Abhilfe vorgeschlagenen Mittel werden erst dann durchgreifend wirken, wenn in dem Leben der Aelteren entscheidende Veränderungen getroffen, insbesondere die Ursachen der Nervenerschöpfung gehoben werden. Um die Anlagen des nachfolgenden Geschlechts hoch zu halten, muß in der Entwicklungszeit wie in der Blüthe des Lebens Alles vermieden werden, was die Nervenkräfte herabstimmt. Körperliche Uebungen, Turnen, Baden und Schwimmen, Schlittschuhlaufen sind den jungen Mädchen nicht geringeres Bedürfniß als den Jünglingen zur Ergänzung der geistigen Beschäftigungen und zur Steigerung der Gesundheit. Man bewahre die sich entwickelnde Jugend vor der Aneignung oberflächlicher, nur zum Scheine und zum Prunke dienender Kenntnisse und Fertigkeiten, welche das echte Geistesleben nicht fördern. Sie sind wie Schutt und Stroh, eingefügt in den Bau eines Hauses, das wir aus Steinen errichten sollten. Nur äußerst sparsam dürften gesellschaftliche Vergnügungen, die bis in die Nacht hinein dauern, veranstaltet werden. Fort auch mit den spätabendlichen theatralischen und musikalischen Genüssen, wenn sie weniger zur Befriedigung des Gemüthes und zur Erhebung als zur Aufregung des Nervenlebens ohne nachhaltig erfreuliche Wirkung dienen; aber auch fort mit den thörichten Kneipereien in durchqualmter Luft! Den Vereinen junger Männer, welche verschiedene Arten von Leibesübungen sich zur Aufgabe gestellt, und deren Bemühungen höchlich zu loben sind, so lange sie nicht in einseitigen und übertriebenen Sport ausarten, wären Vereine junger Mädchen und Frauen an die Seite zu stellen. Der Mangel an nutzbringender und körperlicher Thätigkeit ist sehr häufig gerade für junge Mädchen und Frauen die ergibigste Quelle von Gesundheitsstörungen. Die Richtung der weiblichen Thätigkeit könnte in viel höherem Maße als bisher eine humanitäre sein; in der Kranken- und Wöchnerinnenpflege, in Volksküchen und andern Veranstaltungen der öffentlichen Hygiene würde die eigene Gesundheit sich erfrischen, das Gemüth sich beleben, die Lebensauffassung sich vertiefen, das Glück vieler Mädchen und Frauen sich erhöhen. Die praktische Nächstenliebe ist auch eine Forderung der persönlichen Gesundheitspflege!

„Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein."

So wird es gelingen, ein kräftigeres Geschlecht zu erzielen und damit die ursprünglichen Anlagen der nachfolgenden Generation zu steigern. Wie aber auch die Anlagen beschaffen seien, die höchste für ihn erreichbare Summe von Lebensenergien gewinnt der Einzelne nach meiner Ueberzeugung in der der Entwickelungszeit unmittelbar vorhergehenden Altersstufe. Die Folgenschwere der Erziehungsfehler, welche in der Schulzeit der Kinder begangen werden, ist nicht leicht zu hoch anzuschlagen. Da nun in der Kindheit ein großer Theil der lebendigen Energien für den Aufbau des Körpers, insbesondere auch des Gehirns und der Muskeln, nothwendig ist, so sollten die Kräfte, welche zur Leistung äußerer Arbeit und zur Denkthätigkeit erübrigen, mit größter Vorsicht in Anspruch genommen werden. Die Aufgabe ist, alle einzelnen Organe zu üben, aber mehr in leichter Anregung als in wirklicher Anstrengung, und unter sorgfältigster Berücksichtigung eines geeigneten Wechsels verschiedener Thätigkeiten und von Arbeit und Ruhe. Die Erfahrung lehrt, daß insbesondere das Gehirn vor dem fünfzehnten Jahre nicht über ein gewisses nie-

driges Maß dauernd mit Arbeit belastet werden darf. Man hat sich vielfach mit dem Gedanken getröstet, daß schwächere Gehirne sich einfach passiv verhielten, daher selbst durch stärkere Zumuthungen nicht belastet würden. Das ist ein sehr wesentlicher Irrthum. Nicht die schwächeren Gehirne verhalten sich ablehnend, sondern die muskelkräftigen Individuen, in welchen das Muskelleben zu ihrem Glücke so überwiegt, daß sie über keine Geduld zu ruhigem Sitzen, zum Aufpassen und demgemäß zur Denkarbeit verfügen. Ueber ihre Gehirnqualität läßt sich durchaus kein Schluß aus diesem Verhalten ziehen; oft genug werden aus sog. „schlechten Schülern" die ausgezeichnetsten Männer, während muskelschwache Individuen in der Jugend die zum Wachsthum bestimmt gewesenen Kräfte für die Denkarbeit verwendeten, dadurch aber die Entwicklung des Gehirns schädigten, so daß aus den geweckten Knaben in häufigen Fällen mittelmäßige Männer werden mußten.

Nicht dringend genug kann den Kreisen, welche die Verantwortlichkeit für die Erziehung unserer Kinder übernommen haben, die Mahnung werden, zu achten auf den Trieb, der der Jugend eingepflanzt ist, ihre Glieder zu regen, ihre Kräfte zu üben zu keinem anderen Zwecke, als um sich in möglichst hohem Maße mit Leben zu erfüllen. Da wird gerungen, geklettert, geschwommen, gespielt. Selbst der Lernstoff muß diesem Trieb nach Bewegung dienen; man botanisirt und sammelt Allerlei; man kämpft die Kriege zwischen den Karthagern und Römern noch einmal. Und nun denke man doch nicht daran, wie der alte Hufeland, das „Thier im Menschen" bändigen zu wollen; man leite, man bewache, man befördere vielmehr den von der Natur eingepflanzten Trieb nach Bethätigung der körperlichen Kräfte, jedoch immer mit Rücksicht darauf, daß *angestrengte* körperliche Uebungen *vor* dem fünfzehnten Jahre vom Uebel sind. Man führe die Kinder hinaus und lasse sie sich tummeln; man lasse sie zugleich sich mit Bewunderung und Liebe für die Schöpfung erfüllen und gebe ihnen im Unterrichte die Gelegenheit, sich für große Gedanken, für Menschen- und Vaterlandsliebe, zu erwärmen. Man pflege ihre Muskeln nicht minder wie ihren Geist, um aus dem gesammten Organismus die Impulse zu gewinnen, welche das Selbstgefühl steigern und die Entschlossenheit bedingen, für die Verfolgung großer Ziele selbst einzutreten. Man lehre sie, daß Arbeit die Würde des Menschen und das beste Mittel der Selbsterhaltung; daß die Gesundheit ein heiliger Besitz ist, welcher nicht in ungezügelter Leidenschaft und im erschöpfenden Kampfe um Geld und Gut geschwächt werden darf, sondern den wir uns für höhere Aufgaben, den Nebenmenschen und dem Vaterlande zu dienen, erhalten sollen.

Wer die Schule hat, hat die Zukunft. Auf der richtigen, nach diätetischen Grundsätzen geleiteten Erziehung der Kinder beruht die Zukunft des Staates.

Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten.

Von

Herman Grimm[1]).

I. Im eignen Jahrhundert.

Am Tage nach Raphael's Tode (Raphael starb den 6. April 1520) berichtet der mantuanische Gesandte über den traurigen Fall nach Hause. „Von nichts Anderem ist hier die Rede," schreibt er der Herzogin, „als vom Verluste dieses Mannes, der mit dem Schlusse seines dreiunddreißigsten Jahres nun sein erstes Leben beschlossen hat. Sein zweites, das des Nachruhmes, wird, unabhängig von Tod und Zeitlichkeit, in seinen Werken und in dem, was die Gelehrten zu seinem Lobe schreiben werden, ewige Dauer haben."

Was der Briefsteller mit dem „Lobe der Gelehrten" im Sinne gehabt, ist nicht klar. Schon im Quattrocento zwar hatten florentinische Federn mit Aufzeichnungen über Künstler und ihre Werke begonnen, schwerlich aber wurden diese Notizen für Gelehrtenarbeit damals gehalten. Vielleicht dachte der mantuanische Gesandte nur an die lateinischen Distichen, in denen man Raphael's Hingang betrauern werde. Von solchen Gedichten sind denn auch eine Anzahl erhalten geblieben. Hätte er in der That aber eine Biographie, wie sie von Vasari später geliefert worden ist, vorausgesehen, so würde er, wenn er ihren Antheil an der ewigen Dauer des Raphael zu Theil werdenden Nachruhms hervorhob, ihre Bedeutung nicht überschätzt haben. Die Gelehrten haben beim Aufbau des raphaelischen Nachruhms in umfangreichem Maße zu thun gehabt.

Von Raphael's Stellung zum großen Publicum, so lange er lebte, wissen wir nur wenig. Wir haben nichts Gleichzeitiges über seinen Aufenthalt in Perugia, als die gelegentliche Aeußerung aus dem Jahre 1505, er sei damals dort der erste Meister gewesen. Aus seiner florentinischen Zeit ist der ziemlich inhaltlose Brief an seinen Oheim in Urbino erhalten; über die ersten römischen Jahre unter Giulio dem Zweiten wissen wir nur, daß Michelangelo Raphael 1508 für die Deckenmalerei in der Sixtina, die er selbst nicht übernehmen wollte, vorschlug. Raphael's Ruhm in weiteren Kreisen scheint erst mit Leo des Zehnten Papstthum zu beginnen. Von diesem wird er, mit einem plötzlichen Sprunge

---

[1]) Ich veröffentliche hier das Anfangscapitel der zweiten Auflage meines (1872 in der ersten erschienenen) Buches über Raphael, das Ende 1885 vollständig herauskommen wird.

empor, als Nachfolger Bramante's zum ersten Architekten am St. Peter ernannt; jetzt nimmt er Schüler an, um den Aufträgen zu genügen, die auf ihn eindringen und die er auch mit deren Hilfe nicht alle ausführen kann. Jetzt faßt er den großen Plan einer wissenschaftlichen Wiederherstellung des antiken Roms, den über das Stadium der ersten Anfänge hinauszuführen der Tod ihn hindert. Daß ihm dies nicht gelungen sei, daß er den Namen „Wiederhersteller der Stadt" sich nicht thatsächlich habe verdienen dürfen, wird bei seinem Tode am meisten bedauert. Vielleicht hatte der mantuanische Gesandte dies im Sinne, als er vom Lobe der Gelehrten schrieb, das Raphael's Namen unsterblich machen werde.

Der früheste Versuch, eine biographische Notiz über Raphael zu schreiben, ist der Giovio's, ein kurzes Schriftstück, das seiner Zeit jedoch ungedruckt blieb. Der Verfasser gibt in vortrefflichem Latein die kurzen Charakteristiken Michelangelo's, Lionardo's und Raphael's. Ich wüßte nicht zu sagen, wenn man zuerst anfing, diese drei als eine besondere Kaste über alle anderen Künstler zu setzen. Von Alberti, der 1509 sein kleines Buch über das seiner Zeit moderne Rom drucken ließ, wird Raphael noch nicht genannt. Ariost, dem die römischen Verhältnisse wohl bekannt waren, läßt Raphael in einer bekannten Strophe des Rasenden Roland zwischen Tizian und Sebastian del Piombo im Gefolge Michelangelo's einherschreiten: das Gedicht erschien 1516, als zwei von den vaticanischen Stanzen, um nur sie zu nennen, bereits vollendet waren. Von Giovio, der, wir wissen nicht wann, jedenfalls aber nach Raphael's Tode, seine Vita niederschrieb, wird ihm nach Michelangelo und Lionardo ausdrücklich die dritte Stelle angewiesen. Auch andere Schriftsteller des Jahrhunderts urtheilen so. In demselben Sinne faßte Vasari das Verhältniß auf.

Raphael's Freunde haben bei seinem Tode Michelangelo und Lionardo deshalb vielleicht unerwähnt gelassen, weil Beide damals gleichmäßig dem Gesichtskreise des römischen Publicums entrückt waren. Michelangelo war dauernd damals in Florenz beschäftigt, Lionardo ein Jahr früher schon in der Fremde, im selbstgewählten Exil, gestorben. Der vornehmste Grund, warum Raphael bei seinen Lebzeiten schon mit anderen Künstlern überhaupt wohl nicht in Vergleich gestellt worden ist, lag darin, daß, so lange er lebte, sein Persönliches so sehr als das angesehen wurde, worauf es zumeist ankomme, daß man über ihm selber seine Werke beinahe vergaß. Nehmen wir an, Goethe sei, als er 37jährig nach Rom ging, dort gestorben: würde da nicht bei der Trauer um ihn die Person über die Arbeiten gestellt worden sein? Selbst Giovio noch, lange nach Raphael's Tode, scheint die Werke neben seiner Person fast als unerheblich anzusehen. Er spricht von Raphael's unversieglicher Liebenswürdigkeit, die ihm die Gunst der Mächtigen gewann; von seinem Glücke, das ihm Gelegenheit geboten habe, im günstigsten Momente immer seine Kunst zu zeigen; von der Anmuth (grazia), die seinen Werken eigen sei[1]). Nur oberflächlich erinnert er sich der Gemälde.

[1]) Ich folge Tiraboschi, der Giovio's drei Viten zuerst veröffentlicht hat. Gesehen habe ich das Manuscript nicht, auch keine Untersuchungen über die Zuverlässigkeit der Bestimmung Tiraboschi's angestellt. Dem Anscheine nach stammt das Schriftstück aus der Zeit und wurde von Jemand verfaßt, der Raphael kannte.

Aus den Fresken in der Camera della Segnatura hebt er eine einzige hervor, den Parnaß, auf dem dargestellt sei, wie die neun Musen dem singenden Apoll Beifall klatschen! So wenig war Giovio die Darstellung gegenwärtig. Aus dem zweiten Zimmer nennt er nur die Befreiung Petri, die er für eine Auferstehung Christi ansieht; im dritten soll Raphael „die unmenschliche Wildheit des Totila" dargestellt haben, mit dem Giovio einen von den Gothen angelegten Brand der Stadt in Verbindung bringt! Richtig, da Mißverständniß hier allerdings kaum möglich war, führt er sodann die Niederlage des Maxentius an und als Schluß die Verklärung Christi, die Raphael's höchste Leistung sei. Für das Bewunderungswürdigste darauf erklärt er, recht im Sinne des immer realistisch gesinnten Dilettanten, den vom bösen Geiste geplagten Knaben. Dann werden noch die Loggien erwähnt und deren Ornamente bewundert. Der Ton, in dem Giovio von Raphael spricht, zeigt, daß er in ihm den jungen Mann sah, dessen Carrière, als er starb, erst beginnen sollte. So hat wiederum auch Vasari geurtheilt. In der Gestalt des Jünglings, wie Vasari ihn hingestellt hat, sehen wir Raphael's Schatten durch die Jahrhunderte einherschreiten. Raphael scheint Vorzüge, die die Natur den jugendlichen Jahren zutheilt (um ihnen bei späterem Alter andere Gestalt zu verleihen), bis zu seinem Tode wirklich behalten zu haben. Eine gewisse Bescheidenheit. Einen gewissen Anschein von Lebensunschuld, entspringend dem überschüssigen Reichthume seines Geistes. Eine neidlose Freude am Dasein. Den Wunsch, Andern dienstlich zu sein. Das freiwillige Zurücktreten, damit Andern Gelegenheit geboten werde, ihre Kunst zu zeigen. Das Gefühl muß er denen eingeflößt haben, die mit ihm verkehrten, daß der Genuß an der eigenen Arbeit jeden anderen Genuß für ihn überbiete. Auch bestätigen Raphael's Werke diesen Zug seiner Natur. Sie sind nicht die Hüllen in sie hineingearbeiteter persönlicher Empfindung. In wie hohem Maße stehen Michelangelo's Werke nicht als Producte einer besonderen, über die Welt erhabenen Kraft vor uns: denen Raphael's ist nichts davon eigen. Sie sollten den Anschein von Blumen haben, deren Schönheit sich von selbst versteht und bei denen wir nicht nach der persönlichen Phantasie dessen forschen, der sie hervorbrachte. Algarotti sagt, Raphael's Werke seien derart, daß man vor ihnen zuweilen ganz davon absehe, die Kunst des Meisters zu loben, hingerissen vom dargestellten Gegenstande, mit dem man direct zu thun zu haben glaube. Diese Wirkung, daß das Kunstwerk als ein Theil der arbeitenden Natur erscheint, ist der höchste Erfolg künstlerischen Schaffens. Wer würde zugeben, Faust oder Julia oder Hamlet könnten Resultate irgend einer zuweilen schwankenden und nur stufenweise der Vollendung zuschreitenden Arbeit sein? Wir lassen ihre Schöpfer bei Seite, setzen uns in ein persönliches Verhältniß zu ihnen, als existirten sie für sich, und suchen in die Geheimnisse ihrer Seele einzudringen. So muthen uns Raphael's Gestalten an.

Die Frage ist freilich, ob Jemand von denen, die Raphael's Umgebung bei seinen Lebzeiten bildeten, dies vor seinen Werken empfunden habe. Ich bezweifle, daß die Geschichte der künstlerischen Entwicklung Raphael's einem seiner Freunde oder Schüler klar gewesen sei. Papst Leo urtheilte, Raphael habe, nachdem er die Werke des Michelangelo gesehen, die Manier des Perugino aufgegeben. Das war für einen Zeitgenossen vielleicht das Höchste, wozu die vergleichende

Kritik sich aufschwang. Vasari, zumal in der zweiten Auflage, urtheilt mit vollem Verständnisse. Das aber war funfzig Jahre später. Raphael wurde von seinen Freunden, wie Zeitgenossen großen Erscheinungen gegenüber stets thun, Alles in Allem genommen; man empfand mehr, was man durch seinen Tod im Ganzen verloren, als was man bei seinem Leben im Einzelnen an ihm besessen hatte. Giovio, wenn er die Vita wirklich schrieb, würde die letzten Etappen des aufsteigenden Einflusses Raphael's in Rom miterlebt haben: nicht einmal jedoch der Brief, durch den Leo Raphael 1514 an die Spitze des Baues der Peterskirche gestellt hatte, war ihm später erinnerlich. In diesem Briefe hatte der Papst Raphael vorgehalten, was man in seiner neuen Stellung von ihm erwarte: daß er, nachdem er als Maler einen so hohen Rang sich erworben, nun auch als Nachfolger Bramante's das Höchste leisten werde. Damals also schon war Raphael mehr als ein berühmter Mann, Jemand, neben dem altangesehene Autoritäten, wie Fra Giocondo und Giuliano da San Gallo, sich mit Positionen zweiten Ranges begnügen durften, während Lionardo und Michelangelo, von denen Beiden damals in Rom sehr wohl hätte die Rede sein können, mit Stillschweigen übergangen worden waren. Leo wußte zu würdigen, was Michelangelo zu leisten im Stande war und was Raphael diesen zu verdanken hatte: aber er hielt Michelangelo von sich entfernt, vielleicht weil er fürchtete, daß er, einmal im Besitz einer leitenden Stellung, von Niemandem mehr Befehle annehmen werde.

Zu fragen bleibt nur noch, wie Michelangelo selber von Raphael gedacht habe.

Giovio sagt, Raphael's künstlerischer Ruf sei, als er die Camera della Segnatura zu malen begann (1508 oder 1509), noch kein festbegründeter gewesen. Die Aeußerung ist allgemein gehalten und besagt entweder nur, daß Raphael's Glanzperiode erst mit Leo dem Zehnten begonnen habe, oder, in besonderer Beziehung auf Raphael's erste römische Malereien, es sei damals auch vom Publicum noch nicht viel daraus gemacht worden. Um so schwerer fällt Michelangelo's bereits erwähntes Verhalten ins Gewicht. Condivi, dessen Angaben als zuverlässig angesehen werden dürfen[1]), erzählt den Fall. Michelangelo schlug, indem er die Ausmalung der sistinischen Capelle ablehnte, Raphael an seiner Stelle vor. Das wäre Anfang 1508 gewesen. Bekannt ist, mit welcher Schärfe Michelangelo die Künstler neben sich beurtheilte: Michelangelo also wäre der erste in Rom gewesen, Raphael's Talent anzuerkennen. Und ferner, als nach Raphael's Tode die römische Partei Michelangelo's in diesen drang, er möge nun die vaticanischen Wandflächen, auf denen die Schüler Raphael's nach dessen Zeichnungen fortarbeiteten, für sich und die Seinigen fordern, setzte er den Briefen, die darauf folgten (Michelangelo war in Florenz), Stillschweigen entgegen. Und als er in hohem Alter auf Raphael zu sprechen kam, sagte er, nicht Raphael's Genie, sondern dessen Fleiß sei die Ursache seiner Erfolge. Für den, der Michelangelo's Sprache versteht, das höchste Lob aus seinem Munde. Wären sie Beide im Leben länger nebeneinander gegangen, so ist wohl denkbar, daß sie im

[1]) Keiner von denen, die Condivi's Autorität neuerdings herabzumindern suchen, hat die Frage discutirt.

Gefühl der Vereinsamung, in die außerordentliche geistige Gaben Jeden versetzen, dem sie vom Schicksale verliehen sind, sich gefunden und aneinander geschlossen haben könnten.

Noch ein Anderes hätte eintreffen können, wenn Raphael nicht so früh hinweggestorben wäre. Michelangelo ließ seine Biographie nicht deshalb von Condivi verfassen, weil er aus sich heraus den Drang fühlte, die Geschichte seiner Arbeit in die Welt zu senden, sondern Vasari nöthigte ihn dazu, dessen 1550 erschienene erste Auflage der „Lebensbeschreibungen der florentinischen Maler, Bildhauer und Architekten" eine so elende Vita Michelangelo's geliefert hatte, daß dieser, nur um die vielfachen darin enthaltenen Irrthümer zu berichtigen, Condivi's Feder in Bewegung setzte. Hätte auch Raphael in berichtigter Form die Erzählung seines Lebens geben dürfen, so würde, was Vasari vorgebracht, in der zweiten Auflage vielleicht zuverlässiger geworden sein und mancher Irrthum sich nicht so fest haben einwurzeln können. Für Raphael aber trat Niemand ein, und so wächst uns heute die Aufgabe zu, die Arbeit zu unternehmen. Dreißig Jahre waren nach Raphael's Tode vergangen, als Vasari's Buch erschien. Zu der Zeit, wo Vasari, der noch ein Kind war als Raphael starb, zuerst nach Rom kam, bot dies nur wenig noch dar, das an die Tage Leo's X. erinnerte. Nach Leo's Tode hatte der unglückliche Clemens VII. lange regiert. Unter ihm war (1527) die Eroberung der Stadt und die Zerstörung ihres Daseins eingetreten, das ungeheure Unheil, das Benvenuto Cellini beschreibt, der es miterlebte, das in Jahrzehnten nicht zu verwinden war. Unter Paul III. hatten sich neue Kreise dann gebildet, denen Kunst und Wissenschaft am Herzen lag, innerhalb deren wir auch Giovio sich wieder erheben sehen: von diesem ermuntert unternahm Vasari die literarische Arbeit, auf deren Vollendung heute der größte Theil seines Ansehens beruht. Julius III. saß auf dem päpstlichen Stuhle, als das Buch (1550) in seiner ersten Redaction herauskam.

Verstehen wir die Vorrede recht, die Condivi (1554) zu Michelangelo's Vita verfaßte, so hätte er Vasari für das Leben Michelangelo's seine Papiere zur Verfügung gestellt und sie nachträglich aus dem Grunde dann nur selbst zu einem Leben Michelangelo's gestaltet, weil Vasari das ihm dargebotene Material so wenig zu würdigen und zu benutzen verstand. Lassen wir dahingestellt, wie weit der Vorwurf hier gerechtfertigt gewesen wäre: im Allgemeinen sind auch wir heute in der Lage, ihn aussprechen zu müssen. Nichts nahm zu der Zeit, wo Vasari schrieb, Ende der vierziger Jahre, das öffentliche Interesse in Rom stärker in Anspruch, als die Fortführung des Baues der Peterskirche. Antonio da San Gallo war gestorben, Giulio Romano, an den man gedacht, auch aus dem Leben geschieden, nun übernahm, unter dem Widerspruche der mächtigen Partei des San Gallo, Michelangelo den Bau. Es handelte sich um das Verlassen des bisherigen Planes und um ein Zurückgehen auf Bramante's anfängliches Project. Raphael aber war Bramante's Nachfolger gewesen, zwei neue Pläne waren von ihm in Verbindung mit Anderen ausgearbeitet worden: Vasari aber läßt all' das im Leben Raphael's unberührt. So wenig wie Giovio weiß Vasari von den Briefen, mit denen Leo X. Raphael zu den hohen Stellungen erhoben hatte, auch weiß er nichts von Raphael's Plane, das alte Rom auszugraben, die Lage

seiner Bauten und deren Gestalt zu bestimmen und deren Gestalt zu reconstruiren. Er scheint ohne urkundliches Material nur auf Hörensagen hin gearbeitet zu haben. Zwar behauptet er, Schriftliches (scritti) von Raphael's Hand benutzt zu haben: nirgends aber tritt die Wahrheit dieser Behauptung hervor. Er will Briefe Raphael's gekannt haben: nirgends zeigt sich, daß er deren in Händen gehabt; von den uns heute bekannten hat ihm sicherlich keiner vorgelegen[1]). Vasari

[1]) Ich habe vergeblich die Stelle gesucht, wo ein solcher Besitz etwa hervorträte. Vasari erzählt, die Berufung Raphael's nach Rom sei durch Bramante bewirkt worden, der Raphael „geschrieben" habe. Er sagt aber weder, daß der Brief ihm vorgelegen habe, noch was eines Nähern darin enthalten gewesen. Nach Maßgabe seines Verhaltens bei andern Gelegenheiten würde Vasari, hätte ihm der Brief zu Gebote gestanden, ihn wörtlich aufgenommen haben. Im Leben des Timoteo delle Vite spricht er von Briefen, denen zufolge Timoteo seiner Zeit von Raphael nach Rom berufen worden sei, theilt wiederum aber nichts daraus mit. Als Crozat (im vorigen Jahrh.) Timoteo's Nachlaß, der zusammengeblieben war (Sammlung Antaldi), kaufte, war von dergleichen Papieren nichts darin zu finden. Im Leben des Francia werden Briefe (lettere) erwähnt, die Francia mit Raphael gewechselt habe. Einer darunter soll sich auf die Sendung der h. Cäcilia nach Bologna bezogen und die Bitte enthalten haben, sich des Gemäldes, falls es auf dem Transporte gelitten hätte, mit bessernder Hand anzunehmen. Wer besaß das Blatt und hatte es Vasari mitgetheilt? Bei anderen Gelegenheiten verschweigt er das nicht. Den Brief jedoch, der uns heute vorliegt und der als an Francia gerichtet gilt, hat Vasari nicht gekannt, da er die darin erwähnten Arbeiten Raphael's sonst angeführt haben würde. Von welchem Materiale an Briefen von oder an Raphael ist überhaupt erweislich, daß Vasari sich seiner bediente?

Das uns heute vorliegende kannte er nicht. Den an Castiglione gerichteten Brief kann er kaum gesehen haben, da in ihm von der Galatea die Rede ist, die in der ersten Ausgabe (1550) im Leben Raphael's gar nicht vorkommt. Auch spricht Raphael darin vom Bau der Peterskirche, den Vasari gleichfalls im Leben Raphael's nicht erwähnt. Auch Raphael's beide Briefe an seinen Oheim Ciarla in Urbino kann Vasari schwerlich gesehen haben, weil er nichts von deren Inhalt auch nur andeutet. Ebensowenig das Billet an Domenico Alfani. Wir haben Nachrichten über verlorene Briefe Raphael's (die Passavant zusammengestellt hat), keines dieser Blätter scheint in Vasari's Händen gewesen zu sein.

Die Art, wie Vasari den Bau der Peterskirche bespricht, gewährt Einblick in seine Methode und läßt uns ahnen, wieweit er überhaupt befähigt war, eine Unternehmung wie die seiner Künstlerbiographie durchzuführen.

Zuerst die Thatsachen. Nach Bramante's Tode wurde Raphael in dessen Stellung eingesetzt. Neben ihm aber traten auch Fra Giocondo und Giuliano da San Gallo ein, so daß drei Inhaber der Stellung fungirten, welche Bramante allein innegehabt. Nach kurzer Zeit jedoch starb Fra Giocondo und Giuliano da San Gallo trat zurück: nun wurde Raphael des letztern Neffe, Antonio da San Gallo, beigeordnet. Endlich, nach Raphael's Tode, trat Peruzzi ein. Diese Dinge füllten in ihrer Entwicklung den Zeitraum von acht Jahren aus. Wie aber lernen wir sie aus Vasari's Buche kennen?

Die Ausgabe von 1550 bringt in den Viten des Raphael und des Bramante nichts darüber. Eine Vita des Fra Giocondo fehlt hier überhaupt noch. In der des Peruzzi wird dieser zum unmittelbaren Nachfolger des Bramante gemacht. Dagegen enthalten die 1550 noch in einem Stücke zusammengefaßten Viten des Giuliano und Antonio da San Gallo die kahle Nachricht, man habe nach Bramante's Tode dessen Stellung dem Giuliano da San Gallo übertragen wollen, auf dessen Weigerung jedoch, einzutreten, sie dem Raphael gegeben.

Erst in der zweiten Ausgabe (1568) entwickelt Vasari volle Kenntniß der Verhältnisse. Fra Giocondo, den er 1550 noch nicht kannte, wird mit einer Vita bedacht, worin wir lesen, Fra Giocondo sei in Rom gewesen, als Bramante starb, und man habe ihm, zusammen mit Raphael von Urbino und Giuliano da San Gallo, die Sorge für die Peterskirche übertragen und die Aufgabe gestellt, den von Bramante begonnenen Bau fortzusetzen. Weitere Details bringt die

scheint bei der Abfassung seiner Vita Raphael's mit demselben literarischen Ungeschick vorgegangen zu sein, das er bei der Vita Michelangelo's bewies; ja, er ist, obgleich sich in den achtzehn Jahren, die zwischen der ersten und zweiten Auflage seines Buches laufen, seine Kenntniß des Raphael betreffenden Materiales nachweisbar vermehrt hatte, auch bei der zweiten Auflage nicht im Stande gewesen, Raphael's Biographie darauf hin genügend umzugestalten. Condivi's Leben Michelangelo's arbeitete er jetzt nachträglich in das seinige hinein — (auch hier so ungeschickt verfahrend, daß er, während er das Richtige nun hinübernimmt, die früheren falschen Angaben auszutilgen unterläßt, so daß Richtiges und Unrichtiges, einander zuweilen aufhebend, neben einanderstehen) — was Raphael dagegen anlangt, so hat er die ihm mittlerweile zugeflossenen Berichtigungen und Ergänzungen nicht einmal in dessen eigne Vita hineinzubringen gewußt, sondern sie an andern Stellen gelegentlich mitgetheilt, auch hier ohne zugleich das nun Widersprechende an wiederum anderen Stellen seines Buches auszumerzen.

Um auf eben Berührtes zurückzukommen, nur ein Beispiel dieser Arbeitsart. 1568, als das Buch zum zweiten Male herauskam, war Vasari über Raphael's Berufung zum Baumeister der Peterskirche nun genau unterrichtet, erzählt die Dinge aber im Leben eines der beiden Architekten, die Raphael 1514 einst beigeordnet worden waren, und zwar erzählt er sie ohne die widersprechenden Daten in den Lebensbeschreibungen anderer Baumeister vorher corrigirt zu haben, die wir unrichtig, wie sie in der Auflage von 1550 gestanden hatten, in der von 1568 wiederfinden. Oder ein anderes Beispiel. Vasari gibt in der Auflage von 1550 an zwei verschiedenen Stellen über Raphael's Eintritt in die Werkstätte Perugino's Bericht. Erstens im Leben Raphael's, wo umständlich erzählt wird, wie Raphael's Vater sich von Urbino nach Perugia aufmacht, um bei Perugino selber dort die Sache zu regeln. Wie er diesen nicht anwesend

---

jetzt als ein Stück für sich behandelte Vita des Antonio da San Gallo. „Es geschah," heißt es hier jetzt, „daß Alter und Krankheit Bramante zum Bürger jener Welt machten. Sofort wurden vom Papst Leo jetzt drei Architekten über den Bau des St. Peter gesetzt: Raphael von Urbino, Giuliano da San Gallo, Antonio's Oheim, und Fra Giocondo von Verona. Und bald darauf ging Fra Giocondo von Rom fort, und Giuliano, der sehr alt war, bekam Erlaubniß nach Florenz zurückzukehren. Jetzt bat Antonio, den der Cardinal Farnese protegirte, diesen, sich beim Papste für ihn zu verwenden" ꝛc. (Umständlicher wird hinten über diese Dinge berichtet werden.)

Wir sehen hier, wie gut Vasari 1568 das Vorgefallene kannte. Auch dürfen wir vermuthen, weshalb. Francesco da San Gallo, Antonio's Sohn, war damals Professor an der Kunstakademie in Florenz. Dieser ohne Zweifel hatte Vasari die Daten mitgetheilt. Unumgänglich müßte nun erscheinen, daß Vasari aus dieser besseren Anschauung heraus den Biographien Raphael's und Bramante's in der neuen Auflage von 1568 die nöthigen Nachträge verliehen und zugleich die Angaben in der Vita Peruzzi's berichtigt hätte: dies jedoch unterbleibt! Aber Vasari geht noch weiter in seiner Sorglosigkeit: die Angaben in der Vita des Antonio da San Gallo widersprechen zum Theil den in der gleichfalls nun besonders gefaßten Vita des Giuliano da San Gallo Erzählten: hier wenigstens wäre eine Ausgleichung zu erwarten gewesen. Vasari aber druckt auch hier das wieder ab, was die Ausgabe von 1550 enthielt, obgleich diese Vita zu denen gehört, die 1568 stilistisch durchgearbeitet wurden. Auch in der Vita des Peruzzi wird wiederholt was 1550 dastand, und in denen des Raphael und Bramante die ganze Bewegung wieder unerwähnt gelassen.

findet. Wie er darauf, um ihn zu erwarten, in Perugia zu arbeiten beginnt, bis Perugino zurückkehrt, dem er sein Anliegen vorträgt. Nachdem dieser sich in günstiger Weise geäußert, kehrt Giovanni Santi nach Urbino zurück und holt das Kind, das er seinem Lehrer selbst zuführt. Andererseits wird im Leben des Perugino erzählt, Raphael habe mit seinem Vater und Perugino viele Jahre zusammengearbeitet. Abgesehen davon, daß weder die eine noch die andere Erzählung mit vorhandenen actenmäßigen Daten stimmt, denen zufolge Raphael's Vater seinen Sohn schwerlich weder nach Perugia bringen, noch ihn, zusammen mit Perugino, als Mitarbeiter neben sich gehabt haben kann, hätte Vasari nachträglich doch entdecken müssen, daß beide Mittheilungen zu einander in einem gewissen Gegensatz standen, der in der neuen Auflage auszugleichen sei. Er jedoch druckt in der zweiten Auflage beide, jede an ihrer Stelle wieder ab. Offenbar war weder ihm noch seinem Publicum darum zu thun, das Buch von solchen Widersprüchen frei zu wissen. Noch ein drittes Beispiel, wie oberflächlich Vasari seine Quellen benutzt hat. Er wußte, wie schon bemerkt worden ist, nichts von Raphael's Rom gewidmeten topographischen letzten Arbeiten, bei denen dieser sich den Tod holte. Trotzdem druckt er am Schlusse der Lebensbeschreibung Castiglione's Elegie auf Raphael's Tod ab, worin in leichter Umschreibung nur von diesen Dingen die Rede ist. Ich vermuthe, daß Vasari nicht soviel Latein verstand, um herauszufinden was in den Versen enthalten war.

Unter diesen Umständen konnte aus Vasari's schriftstellerischer Arbeit nichts entstehen was heute ohne Weiteres als zuverlässig angenommen werden dürfte. Auch wird uns nicht verwundern, wenn das in den wenigen nach und nach ans Licht gekommenen Raphael betreffenden authentischen Actenstücken Enthaltene entweder bei Vasari fehlt oder ihm widerspricht. Er scheint bei der Herstellung der Vita Raphael's folgendermaßen zu Werke gegangen zu sein. Er legte ein Verzeichniß der ihm bekannten Gemälde Raphael's an[1]), ordnete sie nach den auf ihnen selbst sichtbaren Daten, oder nach Gutdünken, chronologisch und ging übrigens von der Annahme aus, es seien die Gemälde da, wo sie sich zu seinen Zeiten befanden, von Raphael an Ort und Stelle ausgeführt worden. Damit waren eine Anzahl Punkte: Perugia, Siena, Florenz, Rom als wechselnde Residenzen Raphael's gewonnen, dessen Lebensgang, wie Vasari ihn schildert, nur darin bestand, daß er, je nach Angabe der chronologischen Kritik, von einer Stelle zur anderen überging. Geben wir einmal zu, daß es Vasari und seinen Lesern vor allen Dingen darum zu thun war, auf irgend einem Wege zu einer Biographie Raphael's zu gelangen, so war der eingeschlagene Weg gewiß der vernünftigste. Vasari, nachdem er das Leben Raphael's so in größere Theile zerlegt, füllte die zwischen den kahlen Daten vorhandenen Lücken mit Tact und Bescheidenheit historisch aus. Selbst ein schaffender Künstler, verlangte er sichtbare Massen mit Licht und Schatten für seine Erzählung, die er, wie er sie auf diesem Wege zusammengebracht, stilistisch ineinanderarbeitete. Vasari glaubte sich nicht nur in seinem Rechte, sondern hielt sich als Schriftsteller für verpflichtet,

[1]) Wir haben in einem bekannten Manuscripte der Florentiner Nationalbibliothek eine Aufzählung von Werken Raphael's, die mit dieser ersten Liste Vasari's in Zusammenhang stehen könnte.

so zu verfahren. Die Ungunst für uns heute liegt darin, daß wir nicht wissen, wie weit Vasari im einzelnen Falle selbstschöpferisch vorgegangen sei. Ob die Reisen z. B., die er Raphael machen läßt, nur der Abwechslung wegen erfunden wurden oder auf Mittheilungen beruhten; ob alles, was er Raphael's Hand zuschreibt, wirklich von Raphael herrührte; ob nicht Hauptarbeiten anzuführen unterlassen worden sei. Wir dürfen Vasari auf den Kopf zusagen, daß die Kindheitsgeschichte Raphael's, die er gibt, eine Legende sei, aber wir wissen nicht, wer deren Urheber war. Wir sind oft genug in der Lage, bei Vasari's Angaben stehen bleiben zu müssen, weil er eben der einzige ist, bei dem an dieser Stelle Raths zu erholen wäre. Auch fabelte Vasari hier nicht allein. Schon an jenem ersten Tage nach Raphael's Tode beobachten wir den Versuch einer Umgestaltung seiner Persönlichkeit. Am Abschlusse des dreiunddreißigsten Jahres ließ der mantuanische Gesandte ihn sterben: Raphael ward siebenunddreißig alt. Der Irrthum aber ist damals von Vielen getheilt worden. Das an Raphael zurückdenkende Publicum wollte nicht, daß er die Grenze einer gewissen Jugendlichkeit überschritten habe. Warum soll Vasari etwas zum Vorwurf gemacht werden, woran ganz Rom seine Mitschuldige war? Vasari erzählt so voll guten Glaubens an die Wahrheit der Dinge, die er vorbringt, beurtheilt das Künstlerische mit so viel Menschenverstand, reiht seine Daten so geschickt aneinander, daß diese Eigenschaften seiner Schriftstellerei genügen werden, um ihr Dauer und stets von Neuem zuwachsendes Vertrauen zu schaffen. Mag bei der Thätigkeit der heutigen Kritik in immer umfangreicherem Maße ans Licht treten, daß Vasari's Geschichten in der Luft schweben: trotzdem wird sein Buch auch zukünftig wohlwollende Leser finden und neue Auflagen erleben. Anschauliche Darstellung der Dinge wird ganz abgesehen von ihrer Zuverlässigkeit stets in hohem Preise stehen. Vasari's Buch ist vortrefflich, wie es ist. Seine „Lebensbeschreibungen der florentinischen Künstler" gewähren den Anblick der Entwicklung eines Phänomens, das zu den wichtigsten der Neueren Historie gehört. Ohne Vasari würde die Geschichte der toscanischen Kunst im Nebel stecken. Die umfangreichsten archivalischen Hilfsmittel werden das in seinem Buche sich darbietende Spiegelbild der Dinge nie entbehrlich machen, das sich, in seiner Darstellung, beleuchtet von fröhlichem Tageslicht vor uns ausbreitet. Vasari hatte ein Gefühl dessen, was geschehen sei. Im Großen und Ganzen ist wahr was er vorbringt. Deshalb muß uns auch als ein Zeichen seiner gesunden Anschauung erscheinen, daß er, wie Giovio, die Persönlichkeit Raphael's als das hinstellt, worauf es bei einem Leben Raphael's zumeist ankommt. Raphael's Liebenswürdigkeit, sein jugendliches Wesen, seine Art, die ihn umgebenden Schüler emporzuziehen und im edelsten Sinne belebend zu beeinflussen, sollte dem nachfolgenden Geschlechte als leuchtendes Beispiel aufgestellt werden. Vasari's eigene glänzendste Zeit war die unter Alessandro dei Medici gewesen, wo er jung und von unermüdlicher Arbeitskraft angefeuert, allen Launen und Wünschen seines Herrn genügt hatte. Diese Rolle sollte unter idealeren Verhältnissen Raphael am Hofe Leo's gespielt haben. Immer auf dem Platz. Immer neue Erfindungen. Immer reicher als alle Andern zusammen. Unbefangen die Dinge nehmend, wo sie sich am leichtesten fassen ließen. Vasari weiß nichts davon, wie Raphael sich zu Zeiten

einschloß, um ungestört arbeiten zu können, und deshalb als melancholisch galt: er läßt ihn als eine mit unendlichem Reichthume ausgestattete Natur erscheinen, die, allezeit freudig und in vollem Lebensgenusse fortschreitend, mühelos producirt. Von Jugend auf ist ihm die gentilezza — die vornehme, wohlthuende Haltung — eigen, die im Vorrathe der von Vasari bei den Künstlern angewandten Lobesworte eine so große Rolle spielt. Vasari hatte die schwierige Aufgabe, neben Michelangelo, mit dem selbstverständlich kein Anderer doch rivalisiren durfte, einen zweiten Künstler trotzdem auftreten zu lassen, den er noch höher stellen wollte: dies war nur möglich, indem er, von den Arbeiten absehend, Raphael persönlich als die Verkörperung beinahe übermenschlicher Vortrefflichkeiten erscheinen ließ.

Die Zusätze, die Raphael's Leben in der zweiten Auflage des Vasarischen Buches empfangen hat, lassen Vasari's Verfahren besonders deutlich hervortreten. Vasari hatte, was die äußerliche Behandlung der Dinge anlangt, zwischen 1550 und 1568 Fortschritte gemacht. Seine zahlreichen, zum großen Theil gedruckt vorliegenden Briefe, lassen erkennen, wie geläufig ihm das Schreiben allmälig geworden war. Der drauflosschmierende Naturalismus, der ihm anfänglich eigen war, und den man bei seiner ersten Auflage als etwas ihm Eigenes anerkannte, verliert sich; er weiß in glatten, geschickten Wendungen dem Herzoge Cosimo von Florenz seine Gedanken zu insinuiren. Raphael's Vita wird stilistisch durchweg nun gefeilt. In einer Reihe annehmbarer Betrachtungen stellt Vasari in einer großen Interpolation seiner Arbeit} Raphael jetzt Michelangelo und Lionardo gegenüber und zeigt, daß keiner von Beiden von Raphael erreicht worden sei. Diese später eingefügten Sätze haben auf einige seiner Kritiker einen so abkühlenden Eindruck gemacht, daß der Vorwurf erhoben werden konnte, Raphael habe zu Gunsten Michelangelo's nachträglich herabgesetzt werden sollen. Wie wenig dies in Vasari's Absicht gelegen, zeigt eine andere große Interpolation am Schlusse der Vita, wo Raphael wie eine himmlische Erscheinung, man könnte sagen, wie die Incarnation des Erzengels, dessen Namen er führte, als Schutzheiliger der gesammten Künstlerschaft angeredet und damit auf eine Höhe erhoben wird, auf die, Vasari's Gedanken nach, trotz all ihrer artistischen Uebermacht, weder Lionardo noch Michelangelo Anspruch hatten.

Diese Auffassung ist maßgebend für die Zukunft geblieben. Vasari hat den unverwüstlichen historischen Raphael hervorgebracht. So bedeutend wirkt seine Darstellung heute noch, daß mir der einzige Weg, Raphael's Thätigkeit nachzugehen, der zu sein scheint, Schritt vor Schritt Vasari's Erzählung zu folgen und zu untersuchen, wie weit an ihr festgehalten werden dürfe. Sorgfältig ist sodann zu prüfen, wie weit wir selbst, ohne darum zu wissen, von Vasari's Anschauung beherrscht werden. Seine Erzählung von Raphael's Kinderzeiten wirkt auch auf die heute noch, die nichts als eine Legende in ihr sehen. Es wohnt ihr eine gewisse dichterische Kraft inne, gegen die die Kritik nicht aufkommt.

Es scheint, daß Vasari's Buch gleich beim Erscheinen diese Wirkung auf das Publicum gehabt habe. Daraus erklärt sich die in Rom nach Raphael's Tode fortbestehende Verehrung für dessen Person, auch als sein künstlerischer Einfluß

längst verschwunden war. Eine Schule Raphael's hatte überhaupt nur wenige Jahre nach seinem Tode bestanden. Michelangelo's Formen beherrschten die letzten Jahre des Cinquecento. Giulio Romano, Raphael's Lieblingsgehilfe und, nach seinem Tode, anfänglich vornehmster Anhänger, nachdem er eine Zeit lang in den Formen seines Meisters fortgearbeitet hatte, war zur Nachahmung Michelangelo's übergegangen. In dieser neuen Manier waren von Giulio die mantuanischen Paläste mit Malereien erfüllt worden, neben denen seine ehemalige römische Thätigkeit, wo er als Amanuensis Raphael's nach dessen Cartons zu malen hatte, nicht mehr in Betracht kam. Allerdings gehörten Raphael's vaticanische Stanzen zu den Sehenswürdigkeiten Roms, seine Madonnen wurden copirt, seine mythologischen Compositionen gewannen als Verzierungen von Majoliken Verbreitung, die Gestalten seiner Gemälde waren bekannt und wurden nachgeahmt: in welch' anderem Maßstabe aber wurden zu gleicher Zeit die Figuren Michelangelo's zu Urtypen umfangreicher Geschlechter, denen die Herrschaft über die Phantasie der Epoche anheimfiel. Vasari selbst stand als Nachahmer (so gut er vermochte) unter dem Banne Michelangelo's. Raphael's sanfte Verherrlichungen der Natur waren nicht mehr kräftig genug, um sich als Muster aufzudrängen. So wenig wie Vasari Bedenken trug, Werke Masaccio's, den er als Kunsthistoriker für den verehrungswürdigen Schöpfer der Kunst des Quattrocento erklärte, mit eigenen Gemälden zuzudecken, als es sich darum handelte, diesen einen guten Platz zu verschaffen, so wenig dachte Zuccaro daran, dessen Verehrung Raphael's in begeisterten Versen ausbrach, Raphael's Werke ernstlich in sich aufzunehmen. Taddeo Zuccaro zeichnete nach Handzeichnungen Raphael's, die sein Lehrer besaß, er studirte in der Farnesina, in deren Loggia er über Nacht schläft: seine eigenen Hervorbringungen aber lassen nichts von dieser Schülerschaft gewahren. Lomazzo behauptete, die ersten Maler der Welt hätten Raphael's Manier innegehalten, hütete sich aber wohl, zu sagen, welche. Armenini führte in seinen „Wahrhaftigen Vorschriften der Malerei" Raphael's Namen oft im Munde: sobald es sich um praktische Winke handelt, wie Künstler zu verfahren hätten, verweist er auf Michelangelo, Bandinelli und dergleichen. Die Gemälde Michelangelo's in der sistinischen Capelle und seine plastischen Gestalten in der Capelle von San Lorenzo in Florenz waren die Stellen, wo die jungen Künstler saßen und zeichneten. Raphael's Compositionen lehrten nicht die Geheimnisse raffinirter Flächenbenutzung, denen man jetzt nachstrebte, zeigten weder die gekünstelten Umrisse, noch die zarten Schatten, die nun das Publicum entzückten, waren zu wenig umfangreich und zu einfach für die ungeheuren Wandflächen, die es nun zu bedecken galt.

Wenn sich im Beginn der zweiten Hälfte des Cinquecento noch einzelne Stimmen erheben, die Raphael über Michelangelo setzen wollen, so sind es die von Parteileuten, denen weniger die Liebe zu Raphael, als der Haß gegen Michelangelo das Urtheil bestimmte. Pietro Aretino, der mächtige Venetianer Literat, war von Michelangelo geringschätzig behandelt worden und wollte ihn das büßen lassen. Als Charakter wie als Künstler sollte Michelangelo herabgesetzt werden. Unter seinem Einflusse ließ Lodovico Dolce jetzt die „Aretino" betitelten Gespräche erscheinen, in denen der Beweis geführt wird, wie weit

Raphael als Maler Michelangelo übertreffe. Dolce läßt Aretin selber, der als Mitredender eintritt, eine treffende Charakteristik Raphael's geben. Auch in Dolce's Briefen wird die Frage behandelt. Aber Dolce's Begeisterung für Raphael war eine akademische, künstlich gemachte, so gut wie zum Theil die Vasari's. Von Raphael galt der große Name. Die meisten seiner Werke, von denen Vasari spricht, standen dem Publicum nicht vor Augen, während man denen Michelangelo's oder seiner Nachahmer überall begegnete. Es suchte auch kaum Jemand danach. Anderes wurde von den Malern verlangt als hundert Jahre früher. Die Kreise, für die jetzt von den Künstlern gearbeitet wurde, waren anders geartet als diejenigen, denen Raphael einst zu genügen hatte.

Zu Anfang des neuen Jahrhunderts war nun aber auch Michelangelo's Name schon ein bloßer historischer Begriff. Man verlangte nach Neuem. Schüler seiner Schüler traten ein, die den großen Meister dem Glauben des Publicums nach weit überboten. Als in der ersten Hälfte des anbrechenden Jahrhunderts des dreißigjährigen Krieges Donatus Rom verherrlichte, waren für ihn Raphael und Michelangelo die beiden Meister, die einträchtig nebeneinander arbeitend in den um hundert Jahre zurückliegenden goldenen Zeiten Giulio's II. gelebt hatten. Niemand mehr aber hatte diese Zeiten selbst gesehen. Niemand mehr, der als Künstler jetzt emporkommen wollte, wandte sich mit seinen Studien direct weder an den einen noch an den anderen. Damals hatte sich ein gewisser Niccolo dell' Abbate so sehr in Raphael's Auffassung hineingearbeitet, daß ihm allen Ernstes der Ehrenname des „verbesserten Raphael" verliehen wurde, während ein gewisser Tibaldi als Michelagnolo riformato galt. Die großen Meister selbst erscheinen beide nun den Leuten als zu einfach. Den Künstlern müssen sie als seltsam bescheidene, übelberathene Sonderlinge vorgekommen sein, die sich von der wahren Ausbeutung ihres Talentes durch falsche Rücksichten abhalten ließen. Es fehlte nur noch, daß vor der Nachahmung Raphael's direct gewarnt wurde, wie von Bernini, dem künstlerischen Despoten des 17. Jahrhunderts in Rom, bald genug geschah. Damals schien es, als habe Raphael's Mission in Rom ihr Ende erreicht.

Als an ganz anderer Stelle nun sein Ruhm sich von Neuem erhob und diejenigen Anschauungen über ihn in ihren ersten Anfängen vorbereitet wurden, die heute die unsrigen sind.

II. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Frankreich hatte zu der Zeit, wo Italien, Spanien, Deutschland und Burgund auf dem Felde der künstlerischen Production schon volle Erträge geliefert hatten, noch wenig gethan. Aber es gehörte zu den eifrigsten Consumenten toscanischer Kunst. In jenem 1508 aus Florenz geschriebenen Briefe erwähnt Raphael Aufträge, die er „für Frankreich" habe. (Wir wissen nicht, ob er sie ausgeführt hat.) Zu den frühesten Bestellungen, die Michelangelo zu Theil wurden, gehörte eine Statue, die nach Frankreich gehen sollte. Lionardo wurde nach Frankreich berufen und starb dort in den Diensten König Franz des Ersten. Andrea del Sarto wollte der König dahin ziehen, Benvenuto Cellini arbeitete in seinen Diensten in Paris, Rosso endlich, ein Schüler Michelangelo's, gründete

in Frankreich die „Schule von Fontainebleau". Selbst Michelangelo zu gewinnen hatte der König eine Zeit lang Aussicht gehabt, mußte sich dann aber mit den Abgüssen seiner Werke begnügen[1]). Florenz hatte ein natürliches Verwandtschaftsgefühl zu Frankreich.

Als vornehmstes Resultat der Bemühungen des Königs um florentinische Kunstwerke darf der Erwerb der Gemälde gelten, die er aus Raphael's Atelier empfing. 1515, als dieser Leo dem Zehnten nach Bologna folgte, entwarf er vielleicht nach der Natur dort das Porträt, nach dem er in der Camera des Burgbrandes Franz den Ersten dann in der Gestalt Karl's des Großen darstellte, dem Leo die Kaiserkrone aufsetzt. 1517, als Cardinal Bibbiena päpstlicher Gesandter am königlichen Hofe war, schickte Raphael das Porträt der schönen Giovanna von Aragonien dahin (an dem er selber freilich nicht viel gethan), das wir heute im Louvre sehen. Im gleichen Jahre ging ebendahin der Erzengel Michael, der den Satan unter seine Füße stößt, und die heilige Margaretha, die so vornehm und mit gelinden Tritten über den getödteten Drachen dahingeht, (vielleicht für Margaretha, die Schwester des Königs bestimmt). Nach Frankreich gelangte außerdem die große heilige Familie des Louvre und Raphael's letztes Werk, die Transfiguration, sollte dahin kommen[2]).

Wieweit diese Gemälde nun, die in den königlichen Schlössern hingen, als Totalität oder auch nur einzeln dem französischen Publicum bekannt waren, wüßte ich nicht zu sagen, auch nicht, welchen Einfluß sie auf die im Cinquecento sich selbständig entwickelnde französische Kunst gehabt: ein Verhältniß zu Raphael aber scheint bestanden zu haben. 1607 erschien in Paris die erste französische Uebersetzung des Leben Raphael's von Vasari[3]) und in Paris war es, daß Angesichts raphaelischer Werke, die freilich nur in Stichen geboten wurden, Pouffin die entscheidende Anregung empfing, aus allgemein wissenschaftlichen Bestrebungen heraus sich der Malerei zu widmen. Pouffin wandte sich nach Rom. Er war der erste, der sich offen als Schüler oder Nachahmer Raphael's bekannte, aus dessen Compositionen er ganze Figuren in die seinigen aufnahm. Pouffin war der erste unabhängige Meister im Sinne der heutigen Zeit. Er war eine heroische Natur. Er construirte sich seine eigene historische Welt. Er sah eine große Tragödie im Zusammenhange der Begebenheiten und erlebte, was die Vergangenheit gethan, um so leidenschaftlicher mit, als ihm selber in den Gang der Dinge einzugreifen nie vergönnt worden war. Er muß neben Corneille betrachtet werden: das gleiche Element ritterlicher Freiheit war die treibende Kraft bei ihm. Gleich Corneille versenkt er sich in die römische Geschichte. In die verlassenen Gefilde der Campagna hinein träumte er die Thaten einer unwieder-

[1]) Michelangelo's erstes durchschlagendes Werk war für einen französischen Cardinal gearbeitet worden. Die beiden Sklaven für Giulio des Zweiten Denkmal gingen als Geschenk nach Frankreich. Dem Könige versprach er eine Statue auf dem Platze der Signori in Florenz, wenn er der Stadt die Freiheit wiedergegeben hätte. Es ließe sich noch viel Anderes hier anführen.

[2]) Die Franzosen, als sie das Gemälde 1797 nach Paris entführten, beriefen sich darauf, daß es ihnen ja längst bestimmt gewesen sei.

[3]) Von Daret. Zweite Auflage 1709.

bringlichen Vergangenheit. Düstere, schwere Wolkenzüge ziehen über seine Landschaften dahin. Wie wenig glich er Raphael hier, der in der eigenen Zeit die Fortsetzung all' dessen zu genießen glaubte oder erwartete, was der Vergangenheit gewährt gewesen sei. Gleichwohl standen in Poussin's Augen Raphael's Werke und die Antike als höchste Muster gleichwerthig nebeneinander da, und es kümmerte ihn nicht, wie anders das römische Publicum um ihn her urtheilte. Rom war ihm der liebste Boden, und in Paris, wohin man ihn zurückzuziehen suchte, hielt er nicht aus.

Noch bedeutender tritt Raphael's Einfluß bei Le Sueur hervor, der neben Poussin als der größte französische Meister gilt und der, obgleich er nie nach Italien gelangte, den Beinamen des französischen Raphael empfing. Auch ihm hatten in Paris die Stiche nach Raphael, die er bei dortigen Sammlern fand, die entscheidende Richtung gegeben. Auch Le Sueur dringt in die Tiefe der Dinge ein, um seine Darstellungen zu geschichtlichen Denkmalen zu erheben. Das vielleicht zog ihn am nächsten zu Raphael hin. Hier, sehen wir, handelt es sich um die reinste Wirkung, die ein Künstler auf den anderen haben kann: Marc Anton's Stiche, die hier zumeist doch in Frage kamen, gaben nicht die Gemälde, sondern die dafür gezeichneten ersten Skizzen wieder: so groß war die Wirkung, die diesen Blättern innewohnte.

Nun aber sollten die raphaelischen Gemälde, die man in Frankreich besaß, in ganz anderem Umfange die Schicksale der französischen Kunst bestimmen.

Frankreich war im Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges die gegen die Uebermacht des Hauses Habsburg emporstrebende junge Monarchie. Ludwig der Vierzehnte fühlte sich Spanien gegenüber, wo der Sitz des Europa überspannenden Kaiserreiches war, etwa so wie Friedrich der Große hundert Jahre später in seinem Verhältnisse zu Wien. Frankreich mußte all' seine Kräfte anspannen: und dies Gefühl, daß es aller Kräfte eben bedürfe, ließen den König und Colbert die Pläne fassen, die die Nation umgestalteten und in Stand setzten, siegreich aus dem großen Wettstreite hervorzugehen. Zu dem was entstehen sollte — nur ein Glied in der großen Kette — gehörte auch eine nationale französische Kunst und so energisch wurde auch hier vorgegangen, daß, wenn man diesen Punkt allein ins Auge faßt, es den Anschein gewinnt, als habe der König nur dieses einzige Lebensinteresse gehabt. Als sei sein Lieblingsgedanke gewesen, Raphael wieder emporzubringen. Ludwig aber war an Raphael kaum mehr gelegen als an anderen Künstlern, auch verstand er von Kunst schwerlich soviel, um eine solche Vorliebe hegen zu dürfen: was geschah aber, hatte diesen Erfolg. Sein Wille, daß eine nationale Kunst erstehen müsse, führte zur Aufrichtung der zwei bewunderungswürdigen Institute Frankreichs: der Pariser Kunstakademie und der Gemäldesammlung des Louvre. Die nach veraltetem Muster sich selbst verwaltende zunftmäßig eingerichtete Akademie wurde zu einem freien, auf den Ehrgeiz der Mitglieder basirten Collegium erhoben; für die Gemäldesammlung alles zusammengebracht, was bis dahin in den königlichen Schlössern zerstreut, dem Publicum kaum sichtbar gewesen war. In einer Reihe von Sälen des Louvre und des daran stoßenden Hôtel Grammont hingen 2500 Gemälde nun bei-

einander: sechzehn darunter von Raphael[1]). Nur Lionardo vielleicht wäre mit seinen zehn Gemälden damals neben ihm aufgekommen; von Michelangelo, der Oelgemälde kaum geschaffen hatte, konnte überhaupt nicht die Rede sein. Raphael aber trug über alle Meister jetzt den Sieg davon. Die Stimme der Akademiker, wie die des Publicums, proclamirte ihn als den größten Künstler, der je gelebt. Handzeichnungen von ihm, die in großer Anzahl gleichfalls zusammengebracht worden waren, bestätigten von anderer Seite her dies Urtheil. Eine Sammlung der Stiche Anton's und anderer Meister nach ihm kam hinzu. Raphael und die Antike werden, wie Poussin schon empfunden, als die beiden Ausgangspunkte alles künstlerischen Studiums in Frankreich jetzt aufgestellt, und bis auf den heutigen Tag ist hieran festgehalten worden. Fragen wir, im Anblicke des heute scheinbar principienlosen europäischen Kunsttreibens, wie es möglich sei, daß gerade in Frankreich immer wieder Meister erstehen, die in völlig solider Weise arbeiten, so ist der Grund der, daß in der Stille unentwegt an den alten Principien dort festgehalten wird und alle Unterweisung von Raphael und der Antike ausgeht.

Der König (oder Colbert, deren beide Namen hier nicht zu trennen sind) fühlte, daß, wenn seinen Absichten die letzte Wirkung verliehen werden solle, die Pariser Akademie hierfür nicht ausreiche, und neben oder über ihr wurde dasjenige Institut nun geschaffen, dessen Errichtung als die genialste Maßregel anzusehen ist, die zum Besten des öffentlichen Kunstunterrichtes überhaupt jemals getroffen worden ist: die französische Akademie in Rom. Die Hauptaufgabe der Pariser Akademie war jetzt die, aus der Klasse aller darin Unterweisung Suchenden einige wenige so weit zu fördern, daß sie auf Staatskosten in Rom ihre Studien fortsetzen könnten. In der französisch-römischen Akademie war ein Stück Frankreich auf römischem Boden constituirt worden, eine unter ihrem Director abgeschlossene Künstlercolonie, die, was die Malerei anlangt, in erster Linie auf Raphael hingewiesen, in den vaticanischen Stanzen zu copiren begann. Die officielle Correspondenz der Directoren liegt heute gedruckt vor: wir lesen da, wie über die Arbeiten der einzelnen Eleven nach Hause berichtet wird. Wie Lionardo wurde nun auch Raphael fast als französischer Künstler angesehen. Dieselbe politische Phantasie, die den Franzosen Karl den Großen als einen ihrer nationalen Helden und Herrscher erscheinen läßt, stempelte Raphael, der Karl's Krönung und Papst Leo des Dritten Reinigungseid vor ihm im Vatican gemalt hatte, zu einem Künstler um, an dem Frankreich vielleicht noch größeres Anrecht hätte als Italien.

So hoch wir all' dies aber anschlagen, so wenig dürfen wir diesen Complex großartiger Einrichtungen zu Schaffung einer nationalen Kunst doch höher schätzen als sie verdienen. Genies zu erwecken war dem König und seinen Beamten nicht gegeben, ja, nicht einmal soviel wußten sie zu erreichen, daß Paris zu dem Boden werde, auf dem aus sich selber große Talente zur höchsten Entfaltung sich erhoben hätten. Poussin gestand ein, das habe ihn zumeist von dort wieder vertrieben, daß er immer nur zum Fertigwerden gedrängt worden sei und

[1]) Die Aufzählung der damals vorhandenen Gemälde Raphael's (die ihm fälschlich zugeschriebenen miteingerechnet) in Félibien's Entretiens.

daß man gute und schlechte Malerei im Grunde nicht zu unterscheiden gewußt. Voltaire bemerkt gelegentlich, von den Stichen nach Lebrun (dem Hofmaler des Königs) und nach Raphael hätten die ersteren größere Nachfrage gefunden. Das Publicum überhaupt stellte Lebrun höher als Raphael. Auch wäre es gegen den Lauf der Natur gewesen, mit energischer Macht hier das zu erreichen, was immer doch nur dem freiwilligen Walten des Schicksals zu verdanken war: das Aufsprießen wirklich originaler Männer. Weder Corneille, noch Racine oder Molière waren Creaturen Ludwig XIV.: die beiden ersten würden ohne den Zwang, den die Wohlthaten des Königs ihnen auflegten, vielleicht inhaltreichere, mannigfaltigere Werke hervorgebracht haben. Die eigentlichen Erfolge der Bemühungen des Königs und Colbert's lagen denn auch nicht auf dem Gebiete der höchsten Kunst, sondern auf dem des höchsten Handwerkes, und von dieser Stelle aus kamen sie dem Ruhme Raphael's in höherem Maße zu Gute als von dem, was direct und officiell für ihn geschehen war. Das reinste Product nationaler künstlerischer Arbeit, das in Frankreich damals sich bildete, war die Blüthe der Kupferstichkunst. Hier sind originale Meister mit bedeutenden Leistungen eingetreten und haben unabhängig von der wechselnden Stimmung der Pariser öffentlichen Meinung ein mächtiges, auf sich selbst und auf der Meinung des europäischen Publicums beruhendes Element geschaffen.

Der Kupferstich nöthigt zu einer Steigerung in der Wahl der Meister, nach denen man arbeitet. Ein Kupferstecher ersten Ranges wird nichts unternehmen, das ihm nicht innere Befriedigung verspricht. Er geht mit dem Werke, das er reproduciren will, gleichsam eine Ehe ein und hat sich wohl vorzusehen, welche Wahl er treffe. Je höher seine Fähigkeit sich entwickelt, um so höher werden seine Ansprüche an das, dem er einen Theil seiner Lebenskraft widmen will, sich steigern. Lebrun wird heute nur deshalb noch so hoch geschätzt[1]), weil der vornehmste unter den Stechern seiner Zeit, Edelinck, so vorzügliche Platten nach Gemälden von ihm geliefert hat: das Beste aber, was Edelinck hervorgebracht hat, sind seine Stiche nach Raphael.

Die Anfänge der französischen Kupferstecherei hatten sich aus eigner Kraft entwickelt, und zwar in Rom. Vor dem Eingreifen Colbert's bereits haben französische Stecher in Italien nach Raphael gearbeitet und sich über die einheimischen erhoben. Edelinck war de Poilly's Schüler, der Raphael's Vierge au berceau und die au linge gestochen hatte. Edelinck stach in Paris Raphael's große heilige Familie und, nach einer angeblich von Rubens stammenden Zeichnung, Lionardo's Reiterschlacht. Gérard Audran stach die römischen Fresken und die Teppiche. Das Höchste aber zu Ehren Raphaels und Frankreichs hat Dorigny dann geleistet, der aus Edelinck's Schule hervorging. Er begann mit den (gegen Ende des Jahrhunderts erscheinenden) Fresken der Farnesina, ließ die Transfiguration folgen, die besser ausfiel, und unternahm endlich, durch englische Kunstfreunde

[1]) Lebrun steht in Deutschland in hoher Achtung, weil das, wie man behauptet, beste seiner Werke: die Familie seines Freundes Jabach (des Kölner Banquiers, dessen Sammlungen nach Paris verkauft wurden) im Berliner Museum steht.

nach London gebracht, den Stich der Cartons, die Raphael zu den Teppichen gezeichnet hatte und die, größtentheils in den Niederlanden zurückgeblieben und 1630 durch Rubens Vermittelung nach England verkauft, als Raphael's vielleicht großartigste Schöpfungen dort in hoher Verehrung gehalten wurden. Von Gemälden Raphael's war nach der Enthauptung König Karl's in England nichts zurückgeblieben: wir wissen, zu welch heute unbegreiflich niedrigen Preisen sie nach Frankreich verhandelt wurden: die Cartons zu den Teppichen aber waren selbst den Puritanern ein werthvoller Besitz gewesen. Sie zu stechen wurde Dorigny berufen. Eine Nationalsubscription deckte die Kosten. Zehn Jahre (1711—1719) arbeitete Dorigny und der Erfolg war ein großartiger. Unübertroffen, was die Energie der Durchführung und der Auffassung anlangt, stehen diese Blätter heute noch da, in denen, man kann wohl sagen, Europa etwas geboten wurde, das Raphael von einer neuen Seite zeigte, einer Seite, von der er, soviel wir wissen, bis dahin noch Niemandem erschienen war. An diesem Triumphe französischer Arbeit für englisches Geld[1]) waren Ludwig mit Colbert und deren Nachfolger unbetheiligt. In Paris war Raphael immer nur der Maler der Grazie gewesen. Gerade die im Louvre von ihm vereinigten Werke bestätigten diese Auffassung. Die für Franz den Ersten von Raphael gelieferten Gemälde sind die am wenigsten rein natürlichen, die er hervorgebracht hat. Sie streifen ans Affectirte. Mir ist der Gedanke gekommen, ob Raphael, indem er bei jenen drei Werken, die nach Frankreich gingen und von Anfang an dafür bestimmt waren, das Element der Grazie bis zur Eleganz steigerte, dem französischen Geschmacke habe schmeicheln wollen. Es ist diesen Gemälden ein gewisses höfisches Wesen eigen, das zwar auch aus anderen Werken seiner letzten Jahre uns anspricht, nirgends aber in so auffallendem Maße hervortritt als hier, und das seltsamer Weise auch dem, wie oben gesagt worden ist, gleichfalls für Frankreich bestimmten Porträt der Johanna von Aragonien nicht fremd ist. Gewiß haben das Meiste an diesen Gemälden seine Schüler gethan.[2]) Keines seiner Werke dagegen ist so frei davon wie die Cartons für die Teppiche, aus denen Wahrheit und Charakter uns entgegenleuchten und deren Anblick in Dorigny's kraftvollen Blättern Raphael als Darsteller der wichtigsten Begebenheiten des Neuen Testamentes Lionardo und Michelangelo nicht nur als ebenbürtig, sondern, weil Raphael die Natur in beinahe zusatzloser Reinheit gibt, ihn Beiden nun fast als überlegen zeigt. Hatte Raphael bis dahin in erster Linie als Vertreter des Madonnencultus gegolten, hatte kein anderer Meister die Verbindung irdischer und überirdischer Schönheit, die die katholische Kirche den ihre Lehre verherrlichenden Künstlern in die Bilder der h. Jungfrau hineinzulegen erlaubt, so überzeugend darzustellen vermocht, so erhob er sich durch die Teppiche nun auch in den Augen protestantischer Völker zur Würde eines Meisters, der tiefer und ergreifender als alle andern im Geiste des über die Confessionen erhabenen Christenthums die Ereignisse des Neuen Testamentes vorführte.

---

[1]) Dorigny empfing nicht nur Geld. Es wurde ihm in England der Adel verliehen.

[2]) In dem Porträt der Vicekönigin stammt sogar die Zeichnung nach der Natur nicht von ihm.

Ehe wir jedoch in Betracht ziehen, wie von dieser Seite her Raphael die Blicke der germanischen Welt auf sich zog, sehen wir, wie Italien sich im 18. Jahrhundert zu ihm verhalten hat.

Wir bemerken, wie zu Anfang des neuen Jahrhunderts, als Dorigny's Stiche so große Wirkung thaten, Frankreich künstlerisch in Bahnen einlenkt, die es weiter und weiter von Raphael fortführen, daß zu gleicher Zeit aber das eingeborene römische Publicum sich Raphael wieder zuzuwenden beginnt.

Bernini hatte mit seinem unerschöpflichen Talente in Rom eine bombastische neue Architektur und Sculptur geschaffen, deren Formen, die Michelangelo's überbietend, den Geschmack des Jahrhunderts beherrschten, das er mit seinen Lebensjahren beinahe ausfüllte. Bernini war einer von den künstlerischen Weltbeherrschern, die seine Zeit nicht in ihm allein hervorbrachte. Wie Rubens umfaßte er Alles. Das einfachste sanfte Lächeln der Natur wußte er süß zu wiederholen und zugleich die barockesten Ungeheuerlichkeiten glaubwürdig emporzubauen. Seine Nachahmer sind armselige Stümper neben ihm, dem übermächtigen Zauberer, dem das Gewaltigste ein Spiel zu sein schien, der mühelos die Oberfläche Roms mit seinen Schöpfungen bedeckte und soviel Erstaunen erweckte, daß ihm allein schließlich noch gegeben schien, Dinge zu erfinden, die die ermüdeten Augen der Generationen, die er gleich Michelangelo, eine auf die andere sich folgen sah, und die er, eine nach der andern, vor seinen Triumphwagen spannte, zu reizen wußten. 1598 geboren und als Kind schon den Meißel führend, hielt Bernini seine Herrschaft bis 1680 kraftvoll aufrecht. Seinem Blicke konnte nicht entgehen, wie groß Raphael sei, bei der Unterweisung junger Künstler aber wollte er ihn ausgeschlossen wissen. Bernini mußte empfinden, daß er sich selbst verneint haben würde, wenn er Raphael als Muster hätte gelten lassen wollen. Bei seinem Tode aber fand sich, daß in der Richtung, die er mit so ungeheurem Erfolge bis zum letzten Schritte innegehalten, nun kein Schritt mehr zu thun sei. Pouſſin war neben ihm mit seiner Raphaelverehrung eben nur geduldet worden, Sacchi, der bedeutendste einheimische Meister, hatte nicht wagen dürfen, sich zu Raphael zu bekennen: endlich aber war Bernini's Reich zu Ende und Maratta, Sacchi's Schüler, trat für Raphael ein, während im Einverständniß mit ihm der erste Kunstgelehrte der Stadt, Bellori, literarisch die gleiche Richtung vertrat. Als, in den neunziger Jahren noch, Dorigny's Stiche nach den Gemälden der Farnesina erschienen, schrieb Bellori einen erklärenden Text dazu. Nicht lange darauf ließ er die Beschreibung der vaticanischen Stanzen Raphael's folgen (deren Autorität heute noch fortdauert) und lenkte die Aufmerksamkeit auf ihren schlechten Zustand. Bereits funfzig Jahre früher hatte ein niederländischer Künstler ausgesprochen, es werde bald nichts mehr von ihnen zu sehen sein; schon Ende der achtziger Jahre hatte Maratta die Gemälde wenigstens zu schützen gesucht: jetzt endlich brachen bessere Tage an. Der Cardinal Albani, der mit Beginn des 18. Jahrhunderts Papst wurde, theilte Bellori's und Maratta's Begeisterung für Raphael. Unter dem Widerspruche der Meisten, die mit dreinzureden hatten, wurde die Erlaubniß erwirkt, vorerst nur ein kleines Stück auf einer der Fresken der Camera della Segnatura mit griechischem Weine abwaschen zu dürfen. Der

Auftrag, das Ganze zu reinigen, war die Folge. Es war ein großer Moment, als der Papst die neugeborenen Wände zum ersten Male besichtigte.

Maratta kam in seiner Nachahmung Raphael's diesem so nahe, daß Werke seiner Hand Raphael zugeschrieben worden sind. Auf Maratta's Veranlassung wurde nun auch Raphael's Büste angefertigt, die, Anfangs auf dessen Grabe im Pantheon stehend, zuletzt aber in das Museum des Capitols versetzt, den Typus für die in den folgenden Zeiten bis auf heute ausgeführten zahlreichen Raphaelbildnisse abgegeben hat, die Raphael's wirklichem Aussehen nicht entsprechen. Während die Vorliebe der französischen Kunst für Raphael derart heruntergegangen war, daß der Papst den Schülern der römisch-französischen Akademie den vaticanischen Palast verschloß, innerhalb dessen sie sich den Fresken Raphael's gegenüber unerträglich benommen hatten[1]), begann das römische Publicum wieder zu fühlen, was es an ihm besaß. So langsam aber blieb trotz allem diese Bewegung, daß die beiden Deutschen erst, Mengs und Winckelmann, die für unsere Augen den römischen Dingen des vorigen Jahrhunderts Licht und Schatten verleihen, in Rom auftreten mußten, um Raphael die Autorität zu erringen, die seitdem nicht wieder erschüttert worden ist. Allerdings war Correggio Mengs' eigentliches Ideal, und was Winckelmann anlangt, so stellte dieser seinen Freund Mengs selbst ebenso unbedenklich neben oder über Raphael, wie Bellori dies bei Sacchi und Maratta gethan: Thatsache aber bleibt, daß von der Zeit ab, wo Mengs Schüler unterrichtete, Raphael in seinem Atelier die höchste Stelle als Muster und Vorbild eingeräumt wurde und daß die deutschen Künstler in Rom dies Datum im Gedächtnisse hielten. Die Jüngeren unter ihnen begannen sich nun wieder mit Raphael zu beschäftigen als sei es unumgänglich. Der Streit, ob Raphael oder Michelangelo der Größere sei, entbrannte und wurde in unendlichen Disputen stets von Neuem erhoben. Raphael trug im Allgemeinen den Sieg davon, denn Mengs und Winckelmann haßten Michelangelo (von Lionardo war schon längst nicht mehr die Rede, der in Rom ja so gut wie nichts gearbeitet hatte und dessen Mailänder Abendmahl kaum noch zu erkennen war). Winckelmann's letztes Wort über Raphael haben wir nicht. In einem seiner Briefe gibt er als Hauptinhalt einer Schrift an, deren Herausgabe er vorbereite: die ans Licht zu bringende Vorzüglichkeit der Antiken und *Raphael's, den noch Niemand bisher gekannt habe.* Was meint er damit? Was war es, das Winckelmann dazu brachte, überhaupt Raphael so neben der Antike zu nennen? Eine Erklärung dieser Stelle würde auch deshalb von Wichtigkeit sein, weil sich zugleich vielleicht zeigen würde, wie Winckelmann die innere Zusammengehörigkeit der Geschichte der antiken und der modernen Kunst als etwas Nothwendiges und Natürliches ansah.

Als Archäologe war Winckelmann auf Raphael kaum hingewiesen. Aber wie er aus der Anschauung der Kunstentwicklung der alten Völker zu den Griechen geleitet worden und wie ein Lobgesang auf die griechische Welt das gewesen war, was ihm „Freiheit, Ruhm und Italien" verschafft hatte, so mußte ihm auch aufgehen, daß Raphael der frische Quell sei, ohne den das Cinquecento künstlerisch

[1]) 1708. Schon 1702 hatte der Papst den Unfug nicht länger mit ansehen wollen.

betrachtet dürre daliegen würde wie das folgende Jahrhundert. Er empfand, daß Raphael aus der eigenen Natur heraus producirt habe, wie die Griechen gethan. Er empfand die Vermählung des durch Fleiß ausgebildeten Schönheitsgefühles mit kindlich zweckloser Freude an der Natur in seinen Werken, die den Griechen eigen gewesen. Das vielleicht war seinen Gedanken nach das, was noch Niemand in Raphael erkannt habe. Winckelmann producirte Raphael als den „großen Meister" und fand in der von Jugendkraft und Erwartung hoher geistiger Entwicklungen erfüllten jüngeren Generation begeisterte Aufnahme. Ein seltsames Phänomen beobachten wir nun: Raphael, von dessen eigenen Werken man in Deutschland so gut wie nichts vor Augen hatte, wird auf die Autorität eines Schriftstellers hin als Maler über allen Malern erkannt und verehrt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann die wissenschaftliche Kritik bei uns ihre Wirkung zu äußern und zwar nicht allein auf das Publicum, sondern auch auf die schaffenden Künstler. Nicht aus der Anschauung der Werke heraus, von denen man in Deutschland nichts kannte, als was, für unsere heutigen Augen, ungenügende Stiche vermittelten, sondern auf die Autorität einiger Gelehrten hin, denen man unbedingt glaubte, wurde Raphael als der große Genius, als der Interpret der Natur, deren Geheimnisse er kannte, von dessen Hand jeder Strich segenbringend sei und dem näher zu bringen zu den höchsten menschlichen Pflichten gehöre, anerkannt, und zu den Priestern dieses Cultus gehörte der junge Goethe. Winckelmann hatte die Stimmung vorbereitet, in der der ins Leben frisch eintretende Jüngling das Publicum Raphael gegenüber fand.

Deutschland bot in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für Raphael fast jungfräulichen Boden dar. Man war, ehe Winckelmann auftrat, über einen dunkeln historischen Begriff nicht hinausgekommen. Dürer hatte auf eine von Raphael ihm zum Gruß geschickte Zeichnung[1]) mit eigner Hand aufnotirt, daß sie von Raphael, „der so hoch geachtet sei beim Papste", ihm zugesandt worden sei. Im Tagebuche der niederländischen Reise erwähnt er Raphael's Tod. Er läßt sich von einem seiner Schüler erzählen, was aus der Hinterlassenschaft geworden sei. Vielleicht hat Dürer die Cartons gesehen, nach denen in den Niederlanden die Teppiche eben vollendet worden waren: aufgezeichnet hat er nichts darüber.

Sandrart spricht in seiner „Deutschen Akademie" mit schuldiger Hochachtung von Raphael und benutzt Vasari für seine Mittheilungen über ihn: besondere Gefühle aber waren weder ihm noch anderen Deutschen, scheint es, bis dahin vor Raphael's Werken aufgestiegen. Noch in den Anfängen des 18. Jahrhunderts hatte sich darin nichts bei uns geändert. Knobelsdorf, Friedrich's des Großen (so lange dieser jung war[2]) künstlerischer guter Genius, schreibt (1736) fast ironisch über Raphael's Transfiguration, „wo der Heiland in einer sibirisch

[1]) Zwei nackte Männer, Studien zu einem nicht ausgeführten Werke, das wahrscheinlich die Verleihung des Feldherrnstabes der Kirche an Giuliano dei Medici vorstellen sollte und zu dem die Skizze sich in der Ambrosiana zu Mailand findet.

[2]) In seinen alten Tagen wurde er rücksichtslos und grausam vom Könige behandelt, dessen Geschmacklosigkeiten er nicht anerkennen wollte.

kalten Luft gen Himmel fährt, während im Vordergrunde die Menge über die Capriolen eines vom Teufel Besessenen sich verwundert." Die Gebildeten der deutschen Nation standen damals bedingungslos unter dem Commando Frankreichs, dessen ästhetische Anschauungen Europa beherrschten. Voltaire weiß so gut wie nichts von Raphael, dessen Namen sich in seinen Schriften kaum genannt findet. Raphael und Michelangelo waren Worte, die man im Munde führte, ohne Anschauungen fester Art mit ihnen zu verbinden. Wenn Montesquieu, am Ende des Esprit des lois, sie in Gegensatz zu einander gestellt einmal als Beispiel gebraucht, so war eigne Beobachtung dabei gewiß nicht im Spiele. Was konnte Raphael dieser Epoche sein? Boucher, der vornehmste unter den Pariser Meistern, le peintre des délices, gab einem seiner Schüler, einem Deutschen, der mit dem ersten Preise der französischen Akademie nach Italien abging[1]), die Weisung, nicht zu lange in Rom zu bleiben, wo er Guido Reni's und Albani's Werke allein des Studiums werth finden werde, während Raphael, trotz seines Rufes, un peintre bien triste sei. Was auch hatte Boucher seiner Zeit selber von Raphael in Rom gehabt? 1725 war er dort, in jenen Jahren, wo der Vatican den Schülern der französisch-römischen Akademie so gut wie verschlossen war.

Wurden solche gute Lehren den in Paris studirenden Deutschen zu Theil, so hatten sie von Hause aus nichts besseres mitbekommen. Das protestantische, wie Goethe sagt: gestaltlose Deutschland schätzte nur die Gemälde der Niederländer. Das norddeutsche kirchliche Leben hatte das durchweg an ihm theilnehmende Publicum so sehr der Würdigung der italienischen Kunst, die ja vorwiegend als eine kirchliche erscheinen mußte, entwöhnt, daß der Besuch Italiens selber an den empfangenen ersten Eindrücken später nichts zu ändern vermochte. Von Goethe's Vater war die Reise unternommen worden. Das Entzücken an dem Erlebten hatte so stark vorgehalten, daß seines Sohnes Sehnsucht nach Italien auf des Vaters Erzählungen und Tagebücher zurückzuführen ist, aus denen den Kindern die Ahnung eines alle ästhetische Sehnsucht befriedigenden Landes aufstieg. Von Goethe's Vater stammte der Ausspruch: wer einmal in Rom gewesen sei, könne nie wieder ganz unglücklich werden. Im elterlichen Hause zu Frankfurt hingen auch Piranesi's große dunkelkräftige Stiche vor den Augen der Kinder, die immer noch das beste Bild der Stadt gewähren, des romantischen neueren Roms, das heute erst umgeschaffen und zerstört wird. Von Raphael und der Antike aber scheint in des Vaters Mittheilungen wenig die Rede gewesen zu sein. Das Maßgebende für die Familie war, wo es sich um praktisch bethätigte Kunstliebe handelte, der französisch-niederländische Geschmack. In dieser Richtung machte der alte Goethe Ankäufe und Bestellungen, in ihr erzog er seinen Sohn. Wir gewahren, wie fest die einmal eingeprägten Eindrücke bei diesem haften. Als Leipziger Studenten kam ihm Lessing's Laokoon in die Hände, Winckelmann's Freund, der Kupferstecher Oeser, begann Einfluß auf ihn zu haben: das Verlangen nach dem Anblicke von Werken echter Kunst wurde so mächtig in ihm, daß er die aus Dichtung und Wahrheit so schön bekannte heimliche Fahrt nach Dresden unternahm. In der dortigen Gallerie offenbarte sich an ihm die Machtlosigkeit der bloß

[1]) Christoph von Manlich.

theoretischen Begeisterung. Goethe hatte weniger für die classischen Werke selbst, als für Lessing's und Winckelmann's Aussprüche darüber geschwärmt: den Dingen gegenüber, wie sie nun vor ihm standen, war er rathlos. Die italienischen Meisterschöpfungen ließ er links liegen, um die realistischen Niederländer und die Italiener des Verfalls zu bewundern, für deren Verständniß er zu Hause vorgebildet worden war. Raphael's Sistinische Madonna hätte ihn wie eine große Sonne anscheinen müssen: er übergeht sie in seinem Reiseberichte.

Diese Madonna, ist überhaupt die Meinung, habe wie eine siegreiche Armee ihrer Zeit Deutschland für Raphael erobern müssen. Die laue Aufnahme vielmehr, die sie in Dresden fand, zeigt in maßgebender Art, wie man sich damals bei uns zu Raphael stellte. In Dresden herrschten die Niederländer. Vielleicht war man auch deshalb dem Gemälde übelgesinnt, weil die Gegner, die Winckelmann bei seinem Abgange nach Italien zu Hause zurückgelassen, seiner Bewunderung Raphael's eine anderslautende Meinung entgegensetzen wollten. Die Dresdener Autoritäten sprachen aus, das Kind auf dem Arme der Madonna sei gemeiner Natur und sein Ausdruck verdrießlich. Die beiden Engel unten scheine ein Schüler beigemalt zu haben. Behauptet wurde sogar, die Madonna selber sei von einem Gehilfen Raphael's untermalt worden, oder, noch schlimmer, sie rühre ganz und gar nicht von Raphael her. Möglich, daß Goethe durch Galleriebeamte, deren Bekanntschaft er in Dresden damals machte, in diese Stimmung mit hineingerissen, die Kraft nicht besaß, sein besseres Gefühl aufrecht zu erhalten.

Diese persönliche Erfahrung jedoch that seiner literarischen Begeisterung für Raphael wiederum keinen Schaden. Als er 1775 für Lavater's Physiognomik einige Köpfe Raphael's aus den vaticanischen Wandgemälden besprach[1]) hatte er kein Material vor Augen als die von Fidanza herausgegebenen Umrisse, die heute Niemand ansehen mag[2]). Goethe liest das Erhabenste aus ihren Linien heraus. Er hatte sein Frankfurter Dachstübchen mit diesen „glücklichsten Bildern ausgeziert", die ihm „freundlichen Guten Morgen sagen". „Sieben Köpfe von Raphael, eingegeben vom heiligen Geiste" nennt er sie in einem Briefe an Kestner. „Einen davon hab ich nachgezeichnet und bin zufrieden mit", fährt er fort. Goethe war inzwischen in Straßburg gewesen. Möglich wäre, daß der erste Anstoß zu diesem traumhaften Verkehre mit Raphael von Herder ausging, dem Goethe zumeist ja die historische Begeisterung verdankte, von der wir ihn in und nach der Straßburger Zeit erleuchtet sehen. Im Briefwechsel mit Herder wendet Goethe zum ersten Male ein vielleicht auf Raphael zielendes Bild an. Ende 1771 schreibt er an Herder, dessen scharfe ihm wohlthätige Kritik er symbolisirt: er vergleicht sich mit dem auf dem Boden liegenden gepeitschten Heliodor, den die rächenden Geister umfliegen[3]). Die Darstellung des vertriebenen Heliodor im Vatican konnte ihm aus Stichen bekannt sein, schon Maratta hatte sie radirt. Raphael ist für Goethe zu jener Zeit der Repräsen-

[1]) Zween Köpfe nach Raphael. S. 398.
[2]) 144 Köpfe, 1757—63 in vier Bänden erscheinend.
[3]) Düntzer hat die Stelle mißverstanden. Herder's Nachlaß I, 35.

tant der höchsten Kunstwirkung, er stellt ihn mit Homer und Shakespeare auf gleiche Höhe.

In Weimar macht er Frau von Stein zur Genossin dieser Lehre, auch auf den Herzog verpflanzt er sie. 1781 zeichnet er nach den „Raphaels" des Herzogs. Im Sommer des folgenden Jahres sendet Tischbein aus Rom „Raphaelköpfe", die zu copiren ihm wohl in Bestellung gegeben waren[1]). Im Frühling desselben Jahres schon hatte Goethe in Gotha „ein köstlich illuminirt Kupfer von Raphael beim Herzoge gesehen". „Durch diese immer sehr unvollkommene Nachbildung," heißt es im Briefe an Frau von Stein[2]), „sind mir wieder ganz neue Gedanken aufgeschlossen." Als Goethe 1786 Rom endlich erreichte, fand er in Raphael einen Freund gleichsam, der ihm längst bekannt war und mit dem er von nun an bis zu seinem Tode in ununterbrochenem Verkehre stand. Alles Andere betreibt Goethe stoßweise: Raphael steht ihm immer gleich nah. Auf ihn ist er immer hungrig. Die Ankunft eines neuen Stiches nach einem Werke Raphael's würde ihn in jeder Arbeit unterbrochen haben, in der ihn nichts Anderes hätte stören dürfen[3]).

Man könnte — in der Uebertreibung zu reden, aber nicht unwahr — von Goethe's italienischer Reise sagen, sie sei unternommen worden, um Raphael und die Antike zu studiren. Wie in alle anderen Wissenschaften, denen Goethe sich hingab, ist er auch in die neuere Kunstgeschichte als begeisterter Dilettant eingebrochen. Von einem festen, aber vom Zufall gegebenen Punkte, wo er eben eingefangen worden war, ausgehend, suchte er den Meister in seiner Gesammtheit sich anzueignen. Goethe's Italienische Reise ist der in Gestalt von Briefen gegebene Bericht über den Weg, den er Raphael und der Antike sich entgegenarbeitend eingeschlagen hatte. Schritt für Schritt begleiten wir ihn hier und empfangen zum Abschluß das Gefühl, daß Alles endlich von ihm bemeistert worden war. Goethe hat gewisse Begriffe, mit denen er operirt: die Totalität der sichtbaren Erscheinungen nennt er „die Natur". Auf diese Totalität geht er los. Sein Bestreben aber ist, überall jedem Einzelnen den Raum zuzutheilen, der ihm neben dem Uebrigen gebührt. Auch Raphael faßt er so. Er sucht sich klar zu werden, was Raphael ihm persönlich sei, was er Anderen, was er sich selbst gewesen sei. Von allen Seiten zugleich faßt er ihn an. Er erkennt seine ungeheuere Wichtigkeit in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Er sucht sich Raphael gegenüber — wie wir heute bei Goethe selbst — über jeden Irrthum zu erheben. Daher die glückliche, lichte Atmosphäre, in die er seine Werke zu versetzen weiß, und daher die Wichtigkeit seines Urtheiles auch für uns heute noch, die wir sehr wohl zu ermessen im Stande sind, worin wir heute uns Goethe an Kenntniß und Urtheil für überlegen halten dürfen[4]).

[1]) An Frau von Stein d. 17. Juli 82. Tischbein's Leben von v. Alten. S. 34.

[2]) 2. April 82 von Eisenach. Noch andere Stellen ließen sich hersetzen, welche die fortwährende Beschäftigung mit diesen Dingen bezeugen.

[3]) Vgl. Eckermann III, 40.

[4]) Hier ist zugleich aber auch zu beachten, was Goethe seiner Zeit gewußt habe und wir heute nicht mehr wissen. Ich werde in der Folge bei Besprechung einzelner Werke Raphael's öfter darauf zurückkommen, denn die Einseitigkeit, mit der wir heute urtheilen, ist ärmlicher in mancher Beziehung als uns bewußt ist.

Gleich Goethe's erste Aeußerung über ein Werk Raphael's, noch ehe er Rom erreichte, zeigt seine Gesichtspunkte. In Bologna sah er die heil. Cäcilia, am 18. October 1786 schreibt er darüber nach Hause. Das Reisehandbuch, nach dem damals gereist wurde und das auch Goethe mit Anerkennung benutzt, war von Volkmann verfaßt, der nur wiederholt, was Cochin, der Autor eines ähnlichen, zu Grunde liegenden französischen Buches gesagt hatte. Nun war schon von Albani der Vorwurf erhoben worden, daß Personen, die nicht zu gleicher Zeit gelebt hätten, auf dem Gemälde der heil. Cäcilia zusammengebracht worden seien, Cochin nahm das auf und Volkmann schreibt es von diesem ab. Ein Vorwurf, der thörichter nicht ausgesprochen werden konnte, denn die willkürlichen Zusammenstellungen zeitlich weit auseinander liegender heiliger Persönlichkeiten, die auch auf falschen Altersstufen zusammengebracht werden[1]) (die sogenannten „heiligen Unterhaltungen" conversazioni sante) gehören zum Alltäglichen, was den Malern der Cinque- und Seicento zu malen aufgegeben ward. Ich wiederhole Goethe's Briefseite, um zu zeigen, wie selbständig er sich über dieses Urtheil erhob. „Zuerst also die heil. Cäcilia von Raphael!" schreibt er. „Es ist, *was ich zum Voraus wußte*, nun aber mit Augen sah: er hat eben immer gemacht, was Andere zu machen wünschten, und ich möchte jetzt nichts darüber sagen als daß es von ihm ist. Fünf Heilige nebeneinander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen dasteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preisen, der, wie Melchisedek, ohne Vater und Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Muster ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt, und miteinander wetteifernd die Pyramide stufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen diesen Vortheilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels auflegte, über und neben dem kein anderer stehen kann." Und nun geht Goethe auf Perugino und Francia zurück. Es ist ihm unmöglich, sich dem Werke gegenüber auf den gegebenen Fall zu beschränken: er faßt das Gemälde als historische Erscheinung, will wissen, woher es gekommen sei und was zusammenwirken mußte, damit es entstehen könnte. Die vergleichende Methode war Goethe angeboren. Er behandelt Kunstgeschichte, wie er Anatomie und Botanik behandelte. Allerdings erlangte er beinahe zwanzig Jahre später erst die Kenntniß der leitenden Gesichtspunkte für die Neuere Kunstgeschichte als Ganzes: in sich trug er ein Gefühl dieser Lehre von Anfang an.

Wir verfolgen nun, wie er in Rom die Werke Raphael's in sich aufnimmt. Wir lernen aus seinen Briefen nicht nur sein Verhältniß zu Raphael, sondern das der ganzen Epoche zu ihm, zur Antike und zu der Blüthezeit der Renaissance kennen. Der von Winckelmann und Mengs vorbereitete Umschwung bietet sich als vollendete Thatsache dar.

---

[1]) So reicht auf einem solchen Gemälde z. B. das Christuskind vom Arme der Madonna herab dem in Greisengestalt neben ihr stehenden Apostel Petrus den Schlüssel der Kirche.

Endlich waren für Raphael günstige Zeiten wieder eingetreten. Die Entwicklung des Kunstlebens hatte vom Beginn des Cinquecento ab eine große Bogenlinie beschrieben, die Anfangs immer weiter von ihm abführte und nun wieder bei ihm angelangt zu sein schien. Die Gebildeten aller Völker trafen zusammen in der Sehnsucht nach dem Reinmenschlichen, Naturgemäßen. Das Einfache sollte an die Stelle des Ueberladenen und Verschnörkelten treten. Nicht nur in Deutschland dachte man so. Um Goethe bewegte sich eine frische jugendliche Welt, die in diesem Sinne Neues zu schaffen trachtete. David repräsentirt die französische Künstlerjugend jener Tage, Canova die italienische, Angelica Kaufmann die deutsche. Mengs hatte einst mit Pastellgemälden begonnen: alle Oelgemälde, welche damals entstanden, haben etwas, als hätten ihre Urheber diesen Weg zurückgelegt. Gluck's Iphigenien zeigen diese Stimmung in der Musik, Goethe's Iphigenie in der Dichtkunst.

Es sind nicht mehr Einzelne, die sich Raphael zuwenden, sondern die Beschäftigung mit ihm ist zu einem gemeinsamen Interesse geworden. Die Literatur der vier Nationen, die in Europa jetzt schriftstellerisch jede für sich wirken und weniger als früher ineinander verfließen, behandelt Raphael als ein historisches Element, dessen Kenntniß vorausgesetzt wird. Ausgezeichnete Stecher machen seine Werke in immer weiterem Umfange erreichbar und lassen die vaticanischen Stanzen nun als das Wichtigste darunter hervortreten, von denen das große Publicum funfzig Jahre früher kaum noch gewußt hatte. Man trennt in Raphael den Madonnenmaler, den Darsteller der Ereignisse des Alten und Neuen Testamentes und den Schöpfer historischer Compositionen. Man vergleicht sein Verfahren in den verschiedenen Epochen seiner Entwicklung. Man fängt endlich auch an, sich mit den persönlichen Schicksalen zu beschäftigen. An eine Geschichte Raphael's und seiner Werke dachte noch keiner, im Anschlusse an Vasari aber sucht man seine Biographie durch umlaufende Anekdoten zu verbreitern und die vielfachen, Raphaels Namen tragenden, von Vasari aber nicht erwähnten Werke im Allgemeinen chronologisch unterzubringen. Von einzelnen Erscheinungen wird später noch die Rede sein. Besonders werthvoll ist für uns neben Goethe's Schriften das, was Moritz und was Fernow damals geschrieben haben. Den Abschluß dieser Bewegung bildet die in den Propyläen abgedruckte systematische Beurtheilung Raphael's, die Meyer, Goethe's kunstgelehrter Freund, zusammengearbeitet hat und die den Umfang dessen etwa repräsentirt, was Goethe bis zum Beginne des neuen Jahrhunderts sich in Betreff Raphael's angeeignet hatte. Goethe wuchs bald über diese anfänglichen Anschauungen hinaus. Denn die Umwälzung des politischen und geistigen Lebens der europäischen Völker, die weniger durch die französische Revolution als durch das gewaltsame Eingreifen der Napoleonischen Energie hervorgebracht wurde, sollte nun, ohne daß dabei an Raphael gedacht worden war, für Raphael's Verhältniß, man kann nun wohl sagen, zur Menschheit entscheidende Folgen haben.

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

IV.

Wenige Stunden nach Abschluß der sechswöchentlichen Seereise begab ich mich mit der Eisenbahn von Valparaiso nach dem nahe gelegenen Seebade Viña del Mar, stieg daselbst zu Pferde und ritt an der Seite meines liebenswürdigen Schützers, des Herrn Schmidt-Ern, durchs Land. Eine so plötzliche und so gründliche Aenderung der Situation weckte mich wie aus einem langen Schlaf und brachte dann unvermittelt eine berauschende Wirkung hervor. Konnte es auch anders sein? Noch dröhnten die regelmäßig in der Secunde erfolgenden Revolutionen der Steamerschraube in meinem Körper nach (denn drei Millionen Umdrehungen hatten uns von Liverpool nach Valparaiso gebracht); noch war die Erinnerung an Gefangenschaft, schwankenden Boden, Schiffsgeruch und ein mit Widerstreben aufgesuchtes Lager lebendig; noch war der Eindruck nicht verwischt, daß die Seereise bis an das Ende aller Zeiten dauern würde — und nun sprengte ich auf gutem Roß über einen Boden dahin, an dem Alles fremdartig war; athmete eine Luft, die allen Lebensgeistern ihre Kraft und Freudigkeit wiedergab; war umfangen von einer Atmosphäre so durchsichtig und lichterfüllt, daß die gewohnten Schätzungen von Nah und Fern ins Schwanken geriethen. Ich sog die fremden Eindrücke auf, wie ausgedörrter Wüstenboden das Wasser, und als ich mich Abends zur Ruhe begab, zogen die angenehmsten Bilder an mir vorüber. Noch einmal sah ich das meerumspülte Vorland aus der salzigen Fluth aufsteigen; sah die Frühlingsblumen, die seinem harten Schoß in wechselnder Farbenpracht entsprossen; die wasserzerrissenen Schluchten, in deren Grunde dichtes Buschwerk sein starres, immergrünes Laub entfaltet. Wie Fremdlinge ragten vereinzelt kurzstämmige Palmen auf, die äußersten Vorposten der Tropen, deren liebste Kinder sie sind. Inmitten dieser Scenerie, umspielt von den belebenden Reizen eines trockenen Klimas hatte ich gestanden, hatte der Blick über die blaue, weithin geglättete Südsee geschweift, war er gebannt worden durch

den Aconcagua, der in der Ferne, jenseits der Andes-Wasserscheide, in einsamer Majestät massig und blendend sich aufbaute.

In nordnordwestlicher Richtung öffnet sich gegen das Meer die Thalmulde, in welcher Valparaiso liegt; die spanischen Eroberer gaben ihr den Namen „Paradiesthal" (paraiso = Paradies), und die Stadt nahm dann diesen Namen für sich in Anspruch; sie hat sich zum mächtigsten Handelsplatze längs der ganzen Westküste Südamerika's entwickelt, obwohl der Hafen bei nördlichen Winden den Schiffen keinen genügenden Schutz gewährt. Aber die Lücke, welche die Ungunst der Natur auf diese Weise schuf, wird durch die betriebsame Emsigkeit der ansässigen europäischen Kaufleute und durch die geordneten politischen Zustände wieder ausgeglichen. Das Gehänge des Thalkessels ist fingerartig gegliedert, so daß kleine Bergrücken mit Schluchten und Seitenthälchen abwechseln. Die Wohnstätten, welche in der Tiefe am gedrängtesten stehen, breiten sich allmälig aus und verlieren sich in der Höhe; je nach der Richtung, welche man beim Aufsteigen vom Hafenquai einschlägt, erhält man sehr verschiedene Eindrücke von den einzelnen Quartieren; auf einem der Rücken, dem Cerro allegre, haben sich beispielsweise viele wohlhabende deutsche Familien niedergelassen, während andere Rücken und Schluchten dem ärmsten Proletariat zur Ansiedelung dienen. Hat man die Stadt hinter sich, so wandert man langsam ansteigend über harten Thonboden, das Verwitterungsproduct alter krystallinischer Schiefer; an einigen Stellen läßt sich der Uebergang aus dem anstehenden frischen Gestein zu dem an Ort und Stelle gebliebenen Zersetzungsproduct sehr deutlich verfolgen.

Das Gefühl, in einem fremden Lande zu sein, wurde vornehmlich durch die Vegetation lebendig bei mir erhalten; denn die fremden Formen der Quisco-Cacteen, der ananasartigen Bromeliaceen (Cardones), des Coligue-Rohres und anderer Pflanzen, welche die Anpassung an ein trockenes Klima zum Ausdruck bringen, treten dem Auge überall entgegen. In den Schluchten, welche vielfach das Gehänge durchsetzen, und wo sich die Vegetation dichter zusammendrängt, hat der Sammler während der Frühlingsmonate des October und November reiche Ausbeute zu erwarten. Dagegen würde der Jäger, vielleicht selbst der Zoologe, sehr unbefriedigt heimkehren.

In der Stadt selbst hat man weniger, als beispielsweise in irgend einer italienischen Stadt das Bewußtsein, in einem fremden Lande zu sein; wüßte der Reisende nicht, wo er wäre, so bliebe er nach Beendigung eines Spaziergangs durch den Geschäftstheil der Stadt gänzlich rathlos über die Nationalität der Bewohner. Auf den blankgeputzten Messingschildern an den Eingangsthüren der großen Comptoirs liest man meist deutsche und englische Namen; höchstens daß Karl durch Carlos, „Gebrüder" durch Hermanos ersetzt ist; auch hört man mehr Englisch und Deutsch als Spanisch, die Sprache des Landes, sprechen. Ich entsinne mich keiner außereuropäischen Stadt (Buenos-Aires, die Hauptstadt Argentiniens, ist mir unbekannt), welche so viel europäisches Gepräge besäße, wie Valparaiso, — was doch um so mehr zu verwundern ist, als alle Gebrauchsgegenstände den langen Weg von Europa durch die Magelhãesstraße nehmen müssen.

Der Umstand, daß eine sehr ansehnliche deutsche Colonie in Valparaiso ansässig ist, kam mir nach vielen Richtungen hin zu statten. Ueberall wurde ich mit

großer Zuvorkommenheit aufgenommen, und keiner der Herren ließ mich die Abhängigkeit empfinden, in welche der Reisende naturgemäß geräth, wenn er anfängt, sich auf fremdem Boden zu bewegen. Im Gegentheil war ein Jeder bemüht, mir durch die That statt der sonst viel beliebteren schönen Redensarten zu dienen. Nach neuntägigem Aufenthalt verließ ich Valparaiso, um nach Santiago, der Hauptstadt Chile's, zu fahren. Der Schweizer Führer, dessen bereits früher gedacht ist, mußte im Hospital zurückgelassen werden, — und ich blickte um so rathloser in die Zukunft, als in Valparaiso nichts Positives über die Möglichkeit, passende Leute und Thiere für die Gebirgsreise zu erhalten, in Erfahrung gebracht werden konnte.

Zwischen Valparaiso und der Hauptstadt schiebt sich die schöne Cordillera de la Costa, die Küstencordillere, ein; sie erstreckt sich so weit, wie Chile selbst, läuft der hohen Andeskette parallel und erhebt sich auf dem verhältnißmäßig schmalen, pacifischen Litoral derselben; vermöge dieser Lage zwischen Südsee und Andes, sowie wegen ihrer Erhebung (2000 m im centralen Chile) ist sie reich an herrlichen Aussichtspunkten, von denen die Campana de Quillota der berühmteste ist. Die Einsenkung zwischen der Cordillera de la Costa und der Cordillera de los Andes bildet die wichtigste Gliederung für den bewohnten und angebauten Theil Chile's: das sogenannte Längsthal.

Die Eisenbahn, welche die beiden wichtigsten Städte Chile's mit einander verbindet, hat eine Länge von 184 Kilometern und führt in fünfstündiger Fahrt von dem einen Ort zum andern. Es ist für den Reisenden ein nicht zu unterschätzender Vortheil, wenn er ein fremdes Land sogleich nach dem ersten Betreten schnell durcheilen kann. Das Zustandekommen neuer Eindrücke erregt fast immer unser Interesse, und dieses geistige Vergnügen vertieft sich, wenn die neuen Eindrücke in rascher Folge wechseln; wir vergleichen dann, und indem wir nach dem Warum? der Unterschiede fragen, schälen sich naturgemäß einige der Aufgaben heraus, deren Lösung dem weitern Verlauf der Reise vorbehalten bleibt. Auch hebt die schnelle Fahrt durch die schnelle Folge der Bilder das Charakteristische in den einzelnen Landabschnitten meist deutlich hervor; sie dienen sich gegenseitig als Folie. Durch das Fixiren erster Eindrücke sammeln wir charakteristisches Material, das freilich im Verlauf der Reise bearbeitet sein will; denn eine Reise, die nur aus ersten Eindrücken besteht und geschildert wird, gleicht einer Reihe gut gestellter Probleme, deren Lösung errathen (oft auch richtig errathen), aber nicht begründet wird.

Die Bahn gestattet beim Beginn der Fahrt den Blick auf die Südsee; wenn er verschwindet, so verschwinden auch die Palmen, die ich im innern Lande nie wieder antraf. In der Nähe des garten- und villenreichen Viña del Mar erscheint viel grünes Gebüsch, wenig hochstämmige Bäume; dagegen sieht man in den Gärten: Eukalyptus, Chinus, Trauerweiden, Pappeln, Oliven, Ulmen, Wallnußbäume, Feigen. Mit dem Eintritt in die untern Theile des Gebirges erscheint als Charakterbaum der Espino, eine Akazie. Gleichzeitig treten die riesigen, in vielen mächtigen Stangen aufschießenden Quisco-Cactus auf, mit saftstrotzenden großen Blüthenkelchen beladen; und oft vereinigt sich mit diesem

fremdartigen Anblick der viel vertrautere üppig entwickelter Trauerweiden, die in keinem andern Lande zu schönerer Entfaltung gelangen, als in Chile.

Zuweilen deckt dürftiges Gras den Boden und spielt schon hier und da ins Gelbliche, obwohl der Frühling kaum begonnen hat, — ein Beweis dafür, wie schnell dem Entstehen das Vergehen folgt, wenn die Pflanze nicht durch ihre Organisation hinreichend der lang andauernden trocknen Jahreszeit angepaßt ist. Niedriges Gebüsch, meist in deutlich markirten Entfernungen, wie Düngerhaufen auf einem Acker, ist über dem welligen, haideartigen Terrain vertheilt; reinlicher Granitgrus bedeckt vielfach den Boden. In allen Landstrecken, welche nicht cultivirt sind, liegt etwas von dem Anziehenden der Wüste, von jener Reinlichkeit, welche die Tochter der Dürre ist, von jener Lebenszähigkeit, mit der die organische Schöpfung der Wasserlosigkeit trotzt. Um so mehr fallen dann die von Zeit zu Zeit auftretenden Trauerweiden ins Auge und überraschen immer aufs Neue durch die üppige Schönheit ihrer grünen wehenden Schleier. Man sieht vereinzelte Heerden von Schafen und Rindern, selten kleine eingezäunte Culturfelder und Wohnstätten, deren Dürftigkeit die Anspruchslosigkeit der Landbewohner verräth. Diese Behausungen fielen mir jedes Mal von Neuem auf durch ihre Aehnlichkeit mit den Hütten und Schattendächern, welche an der westafrikanischen Loangoküste üblich sind. Allerdings ist das Material nicht dasselbe; denn es wird für die Wände in Chile nicht selten Lehm verwandt; oft aber sah ich auch Wände aus Coligue-Rohr und ein Dach aus Gras, was aus der Ferne ganz denselben Eindruck macht, wie die Papyruswände und Palmfieder-Dächer der westafrikanischen „Chimbeks".

In schnellem Uebergang führte der Zug in einen cultivirteren Theil des Landes, und ich erblickte die für das mittlere Chile charakteristisch gewordenen langen Alleen dicht gestellter, bis unten kräftig belaubter italienischer Pappeln (spanisch alamos, daher alameda, Promenade); viele Wege sind von ihnen eingefaßt und beschattet. Für das holzarme Land ist diese Pappel in ähnlicher Weise zum Wohlthäter geworden, wie die chilenische Kartoffel es für Europa geworden ist. Noch ein anderes Geschenk Europa's sieht man hier üppig gedeihen. Die Alfalfa (Luzerne), die getrocknet und gepreßt in futterarme Gegenden versandt wird; aber ihre Cultur ist, wie die des Weizens oder der schönen saftgrünen Wiesen an künstliche Bewässerung geknüpft (riego), in deren Handhabung die Chilenen mit den Fellachen Aegyptens wetteifern können. Freilich besteht der erhebliche Unterschied, daß die Wasser des Nil durch Pumpwerke in höhere Niveaus gehoben werden müssen, während die niederfließenden Andesgewässer nur passend zertheilt zu werden brauchen; doch den scharfen Blick für die feinen Niveau-Differenzen, welche das Gefäll bewirken, hat die Noth und die Sorge der Erhaltung hier wie dort entwickelt.

Auf den Stationen der Eisenbahn spielen sich immer dieselben Scenen ab; von Frauen und zerlumpten Kindern werden in dem elidirenden chilenischen Dialekt des Spanischen große runde Kuchen, die Früchte der Jahreszeit und geschmackvoll hergestellte Blumensträuße ausgeboten; im großen Ganzen geht's ruhig her.

Die eigentliche Küstenregion ist verlassen, der Zug passirt ein breites Thal

mit grüner Sohle, auf welcher Pferde und Rinder weiden; hinter Vorbergen ragen die höheren Berge der Küsten-Cordillere auf. Bei der Station Quillota sieht man große Wein- und Wallnußgärten, Kartoffelfelder, Klee und grünes Getreide; dann folgen weite Felder, mit nichts Anderem bedeckt, als einer großen Distel mit silbergrauen akanthusförmigen Blättern. Das Wiederauftreten der grotesken Cacteen, der ananasartigen Bromeliaceen, des dornigen, lederblätterigen Gesträuchs ruft bereits geläufige Eindrücke hervor. Die reinliche Trockenheit um und um befestigt das Zutrauen zu der Gunst des Klima's, das dem Menschen eine energische Entfaltung seiner Kräfte zu versprechen scheint. An den Hängen der 2000 Meter hohen Küstencordillere ziehen sich graugrüne Vegetationsschimmer bis zum Kamm auf; in der Nähe der Station las Vegas glaubte ich in den höchsten Theilen noch eine deutliche Schichtung zu erkennen und erschienen die Bergspitzen als Schichtköpfe. Die Bahn überschreitet bei ca. 750 Meter ihren höchsten Punkt und senkt sich dann um 200 Meter zu der Ebene hinab, in welcher Santiago liegt, und welche ein Stück des central-chilenischen Längsthales ist. Jenseits der weiten Thalsohle, die abwechselnd mit Espino-Akazien, Quiscos und Trauerweiden bestanden ist, erhebt sich die Andes-Cordillere und spiegelt den Schnee ihrer Hänge in einer Wasserfläche, welche ein Eisenbahndamm durchschneidet.

Als der Zug nach fünfstündiger Fahrt am Mittag des 24. October in Santiago einlief, hatte ich eine stärkere Fühlung mit dem fremden Lande gewonnen, als die ausgedehnteste Lectüre mir hätte geben können.

Zwischen Valparaiso und Santiago besteht ein ähnliches Verhältniß, wie es noch vor zehn Jahren zwischen Alexandria und Kairo bestand. Von der Lage und dem Klima abgesehen gleichen sich alle Häfen der Welt mehr oder weniger und bieten deshalb dem Reisenden wenig Bemerkenswerthes. Seeverkehr und Handel haben auch in Valparaiso einen nivellirenden Einfluß geübt und das Hervortreten der einheimischen Bevölkerung unterdrückt, die sich in keiner ihrer Gesellschaftsclassen unter den nach Gelde strebenden, energisch arbeitenden, stets nach Europa schielenden Kaufleuten wohl fühlt. In der Hauptstadt erst kommt das eingeborene Element ganz zur Geltung; dort ist der Sitz der Regierung, dort schließt sich die obere Gesellschaftsschicht eng aneinander und erfreut sich ihrer Macht und ihres Einflusses; die alten Gewohnheiten verkümmern nicht unter der Accomodation von Europäerthum, die dienende Classe weiß wenig von den Fremden, das Unbequeme für die einheimischen Herren verschwindet: man fühlt sich zu Haus.

Der Unterschied zwischen Santiago und Valparaiso ist in der That ein gewaltiger; das wird in der Hauptstadt schon äußerlich auf der Straße markirt durch die vielen palastähnlichen Häuser und den ruhigeren Verkehr, der zuweilen in einzelnen Quartieren bis zur Grabesstille hinabsinkt. Nur schlechtes Pflaster ist beiden Städten gemeinsam, und so etwas prägt sich ein, wenn man, mit zwei Queckfilberbarometern im Arm, in einem Wagen sitzt, dessen nachgibige Federn ungeahnte Bewegungen zulassen, und dessen Kutscher sich auf dem langen Wege vom Bahnhof zum Centrum der Stadt das Vergnügen kleiner Privatwettfahrten mit befreundeten Collegen nicht versagen kann.

Das eben und weit ausgebreitete Santiago besitzt inmitten seiner Häuser-

massen einen Hügel aus eruptivem Gestein, Santa Lucia genannt, der aus einer Höhe von 637 Metern, d. h. 100 Metern über der Ebene, eine der merkwürdigsten Aussichten der Welt bietet. Dorthin begab ich mich zunächst, um zu erfahren, wie das neue Land aussah. Das Eigenthümliche der Aussicht liegt wohl in dem Reichthum von Gegensätzen; einerseits die gewaltigen Andes, andererseits eine weite horizontale Ebene, aus der inselartig einige vulkanische Hügel aufragen; ringsum die schachbrettförmige Stadt, nach den Himmelsrichtungen orientirt, nichts zeigend als rechte Winkel; zwischen den rothen Ziegeldächern leuchten grüne Laubdächer auf, herrührend von Gärten, welche die inneren Höfe (patios) der Häuser schmücken. Den Andes gegenüber erhebt sich im Westen die schöne Küsten-Cordillere. In solcher Nähe hatte ich die Andes noch nicht erblickt und zum ersten Mal konnte ich mir Rechenschaft von der fremdartigen Anordnung ihrer Schneebedeckung geben. Zwei Monate später mußte das Bild noch eigenthümlicher sein; denn wir standen erst am Ausgang October, der Hochsommer hatte noch nicht eingesetzt, Winterschnee lag noch auf den Hängen, und es erschien das Bild einer Cordillere, welche nichts trägt als ewigen Schnee, noch theilweise verhüllt. Die Lichtfülle und die Klarheit der Atmosphäre bewirkten, daß die hohen, schimmernden Gebirgsmassen sehr nahe erschienen, näher als bei minder intensiver Beleuchtung. Wenn die Sonne sinkt, so ändern sich die Farben des gegen Westen abstürzenden Gebirges, während die Landschaft gleichzeitig an Tiefe gewinnt; und in lautloser Stille sieht der einsame Beschauer ein Schauspiel sich vollziehen, das einen Lebenshauch auf das todte Gebirge wirft. Wie viele Geheimnisse mußten nicht dort verborgen liegen; wenn bis zu ihnen vorzudringen, sie zu heben schon in Europa mein Wunsch gewesen war, wie viel mehr jetzt, wo das Auge sie sah, die Hand sich tastend darnach ausstreckte! Da fiel mir ein, daß mein Führer bereits in Valparaiso hatte zurückbleiben müssen, daß zwischen meinen Wünschen und meinen Hoffnungen eine Kluft lag, und traurig schlich ich zur Stadt hinunter, im Schatten der Chinus- und Eukalyptusbäume, wider ein Schicksal murrend, das alle meine Pläne zu Schanden machte.

Wenn es in dieser Phase meiner Reise irgend etwas geben konnte, was die trüben Aussichten einigermaßen aufhellte, so waren es die Beziehungen, in welche ich zu dem deutschen Ministerresidenten Freiherrn Schenck zu Schweinsberg trat. Zunächst einmal nahm mich dieser Herr in sein Haus auf, das nun der Stützpunkt für meine Expeditionen blieb und das natürliche Hauptquartier während eines halben Jahres wurde; alle Längenbestimmungen, die ich im Verlauf der Reise durch sogenannte „Zeitübertragung" gewann, sind zunächst auf den Meridian dieses Hauses — Calle Compañia 167 — bezogen worden. Bei der exceptionellen Stellung, welche sich Freiherr v. Schenck sowohl in seinen diplomatischen wie in seinen gesellschaftlichen Beziehungen geschaffen hatte, waren alle Empfehlungen zu meinen Gunsten höchst wirkungsvoll. Reisende, die aus rein wissenschaftlichen Interessen ein weit entferntes Land aufsuchen, sind so selten, daß sie bei ihrem Erscheinen, durch das wenig Greifbare ihrer Ziele, leicht Mißtrauen erregen. Man wittert irgend etwas hinter ihnen, was gar nicht dahinter ist. Wer aber von Anfang an in so günstiger Form eingeführt ist, wie ich es durch

unsern diplomatischen Vertreter war, der bleibt durch Mißtrauen unbehelligt, und alsdann wird — wenigstens in Chile — gerade der wissenschaftliche Charakter seiner Reise die beste Garantie für wohlwollendes, werkthätiges Entgegenkommen.

Davon erhielt ich nach nur zweitägigem Aufenthalt in Santiago einen ersten Beweis dadurch, daß einer der großen Grundbesitzer Chile's, Don Ruperto Ovalle-Vicuña, mich einlud, seinen Landsitz zu besuchen. Eine so willkommene Gelegenheit, etwas über Land und Leute zu erfahren und Anhaltspunkte für die Inscenirung der ersten Andesexpedition zu gewinnen, griff ich natürlich lebhaft auf und bereits am 26. October fuhr ich mit Herrn v. Schenck und unserm gemeinsamen Gastfreunde Don Ruperto nach der im Küstengebiet der Provinz Aconcagua gelegenen Hacienda Longotomo. Dadurch trat ich zum ersten Mal in Berührung mit eigentlich chilenischem Leben, wie es sich auf dem flachen Lande, außerhalb der Städte, abspielt.

Die Provinz Aconcagua hat — dies mag schon hier vorausgeschickt werden — mit dem Berge gleichen Namens streng genommen nichts zu thun. Der Fluß Aconcagua, welcher die Provinz durchströmt, entspringt nicht auf jenem hohen Berge, denn zwischen beide schiebt sich die Wasserscheide der Südsee und des atlantischen Oceans; aber wenn man die Provinz Aconcagua über die tiefste Andeseinsattelung verläßt, so gelangt man in das Gebiet des vulkanischen Berges selbst.

An der Eisenbahnstation la Calera, zwischen Valparaiso und Santiago im Gebiet der Küstencordillere gelegen, traten wir eine Wagenfahrt an, die ihrer selbst wegen interessant war. Die allgemein übliche Beförderungsmethode in Chile ist das Reiten; das Fahren ist viel weniger üblich, und es existirt zwischen beiden Beförderungsarten etwa das umgekehrte Verhältniß wie bei uns. Ich kam gelegentlich unserer Expedition zu der Erkenntniß, daß doch größere Theile der Erdoberfläche befahrbar sind, als ich bisher anzunehmen geneigt war; höchstens unsere Artillerie bringt ihre Kanonen über ähnliche Stellen fort, wie unser Kutscher seine fünf, in der Breite angespannten Pferde. Don Ruperto blickte wohlgefällig auf unser nicht unterdrücktes Staunen, so verzeihlich letzteres mir besonders da erschien, wo wir einen Fluß durchfuhren; wenn dann das Wasser den Boden des Wagen-Innern netzte, und die Unebenheit des Flußgrundes dem Gefährt die Neigung eines rollenden Schiffes ertheilte, so betrachtete ich vorwurfsvoll die geschlossenen Thüren, welche ein Entweichen im Fall des Umwerfens kaum zuließen. Vorsorglicher Weise sind die solchen Zwecken dienenden Wagen sehr breitspurig gebaut, mit Axen, die einen Stoß vertragen; auch hatte unser Kutscher die Pferde tadellos im Zügel, wofür ich ihm um so mehr Dank wußte, als trotz des coupirten Terrains die Einrichtung eines Hemmschuhs verschmäht ist. Zur vollen Equipirung unseres Gefährtes mußte noch der Reiter gerechnet werden, welcher drei Reservepferde ohne Halfter noch Zaum vor sich hertrieb, beim Durchfahren der Flüsse eine passende Furt suchte und, wo es nöthig schien, mit seinem eigenen Pferde als Vorspann diente. Nur die beiden Stangenpferde waren in derselben Weise eingespannt, wie bei uns; die drei anderen, rechts und links befindlichen, zogen nur an je einem Strang, der auf der innern Seite angebracht war. Diese Art, die Seitenpferde anzuspannen, ist allgemein beliebt; ihr Vorzug besteht darin,

daß die Pferde auf den schlechten Straßen mehr Spielraum haben, um den Weg auszusuchen.

Der Grundbesitz im mittleren Chile ist wenig getheilt, und oft finden sich sehr bedeutende Complexe in der Hand eines einzigen Besitzers. Der in Chile übliche Name für ein größeres Landgut ist Hacienda (daher Hacendado, Gutsbesitzer); kleinere Güter mit schönen Gärten und Weinculturen nennt man eine Quinta oder Chacra; der chilenischen Hacienda entspricht in Argentinien die Estancia, in Peru und Bolivia die Finca. Durch die an englische Verhältnisse erinnernde Vertheilung des Grundbesitzes hat sich in Chile eine Familienaristokratie herausgebildet, der zum nicht geringen Theil die geordneten Zustände des Landes zugeschrieben werden müssen. Wenn es auch nicht in den Bereich dieser Aufsätze fällt, die politischen und socialen Zustände Chile's zu schildern, so muß doch der wohlthuende Gegensatz hervorgehoben werden, in welchen diese Republik zu den übrigen südamerikanischen Republiken getreten ist; denn während bei letzteren das Wort „patriotismo" lediglich als Stichwort für die Inscenirung einer neuen Revolution galt, so wurde es in Chile mehr und mehr nach seiner wahren Bedeutung aufgefaßt, als ein Unterordnen der persönlichen Interessen unter das Staatswohl. Dadurch wurde eine stetige Entwickelung der guten Keime eingeleitet, welche Land und Volk in sich tragen; und das Vorhandensein des großen Grundbesitzes hinderte, daß dieser ruhige Proceß durch jeden beliebigen Schreier unterbrochen werden konnte. Der einzige Schatten, den diese erfreulichen Zustände werfen, ist die übertriebene Selbstschätzung der Chilenen; namentlich seit den Kriegserfolgen gegen eine andere Republik (Peru), von deren Erbärmlichkeit man sich in Europa kaum eine Vorstellung machen kann, sind sie von einem Gefühl der Unwiderstehlichkeit durchdrungen und halten sie sich für das auserwählte Volk Gottes. Es wäre aufrichtig zu bedauern, wenn dieser tüchtige Stamm durch Ueberhebung in seiner Entwickelung aufgehalten würde; denn wenn man sich unter den Bewohnern Chile's bewegt und ihre vielen guten Seiten kennen gelernt hat, so nimmt man unwillkürlich Antheil an ihrer Zukunft und wünscht ihnen Gutes.

Wir besuchten auf unserem Ausflug die beiden großen Haciendas von Catapilco und Longotomo; erstere hat einen Flächeninhalt von 27,300, die andere von 36,000 Hektaren. Weizenbau und Viehzucht bilden hier, wie im ganzen mittleren Chile, den Hauptinhalt der Landwirthschaft. Auf Longotomo befanden sich beispielsweise 7500 Stück Rindvieh, 12,000 Schafe und mehrere hundert Stück Pferde; ein Ochse wird für 40 Pesos (etwa 120 Mark) verkauft. Nicht alles Vieh, welches sich der fetten Weiden der großen Haciendas freut, ist in Chile gezüchtet; ein Theil stammt aus Argentinien, wo weite unabsehbare Pampas bis an den Fuß der Andes reichen, und die natürlichen Bedingungen für eine primitive Viehzucht gegeben sind. Von diesen mageren Weidegründen werden die Heerden über gewisse Cordillerenpässe nach Chile getrieben; hier wiegt die Fruchtbarkeit des Bodens seine räumliche Beschränktheit reichlich auf, und nach gewisser Zeit hat sich der Werth des eingeführten Viehs verdoppelt. Die Hirten (Vaqueros von Vaca, Kuh) sind sämmtlich beritten und stehen unter einem Aufseher, dem „Capataz". Zu bestimmten Zeiten des Jahres wird das

Vieh zu einer Art von Controlversammlung, die man rodeo nennt, zusammengetrieben — ein imposanter, wilder Anblick, welcher die Reiterkünste der Vaqueros und ihre Geschicklichkeit: die gehörnten Heeresmassen zu dirigiren, kennen lehrt.

Für eine Hacienda bleibt jederzeit die Hauptfrage die, wie viel fließendes Wasser ihr zur Verfügung steht; Alles, was kräftig gedeihen soll: Wiesen, Alfalfafelder und Weizenfelder, verlangt künstliche Bewässerung; man sieht oft große Strecken Landes nutzlos daliegen, oder dem Vieh nur eine dürftige Weide darbieten, eben weil das Wasser fehlt. Denn die Andesflüsse sind nicht immer wasserreich, und sobald sie das Hochgebirge verlassen haben, spaltet man sie in dünne Rinnsale, die den Ansprüchen nur unvollkommen genügen.

Ich benutzte den mehrtägigen Aufenthalt in Longotomo sowohl zu einsamen Spaziergängen in den benachbarten Bergen der Küstencordillere, wie zu gemeinsamen Spazierritten mit meinem unterrichteten Gastfreunde Don Ruperto Ovalle. Bei dieser Gelegenheit brach ich auch mit der ersten Scheu vor spanischen Sprachversuchen. Und diese Scheu war nur zu erklärlich! In den verschiedenen Phasen meines Reiselebens hatte ich von den südeuropäischen Sprachen zuerst italienisch, dann portugiesisch und endlich spanisch sprechen müssen; das Italienische hatte ich nicht fließend, aber correct gesprochen; das Portugiesische incorrect aber fließend; als nun noch der spanische Sprachschatz dem bereits vorhandenen hinzugefügt werden mußte, kam eine Sprache heraus, die ein Italiener für spanisch, ein Spanier für portugiesisch, ein Portugiese für italienisch hinnehmen konnte, die in Wirklichkeit aber ein ganz neues Idiom vorstellte.

Das Thal, in welchem Longotomo liegt, zieht sich in gewundenem Lauf gegen Osten aufwärts. Als ich einen seiner Hänge erstieg, wurde mir bereits in 130 Meter Höhe über der Thalsohle der unverschleierte Anblick des Aconcagua zu Theil; hier konnte ich mich, trotz der Entfernung mehrerer Tagemärsche, mit Sicherheit überzeugen, daß der Berg in der That in einsamer Majestät aufragt, daß selbst die Schneekette rechts von ihm wohl noch 2000 Meter tiefer liegt. Ebenso isolirt, wie das Matterhorn von Zermatt aus gesehen, erhebt sich der Berg; aber seine Masse erscheint so colossal, als könnte man mehrere Berge wie die Jungfrau aus ihm herausschneiden: ein höchst reizvoller Anblick, der nur dadurch an Ernst gewann, daß ich den Berg auch auf seine Ersteigbarkeit zu betrachten hatte. Die Entfernung machte eine genügende Antwort natürlich unmöglich; denn das perspectivische Profil zeigt Kammlinien, die in Wirklichkeit vielleicht gar nicht existiren, und was ich damals als den natürlichsten Weg notirte, wurde gerade die Seite, welche ich vermied. Eine unvergleichlich durchsichtige Luft erfüllte die Atmosphäre, die herrlichen Effecte der Wüste wiederholten sich hier; nur die Nähe des Aconcagua hielt zwei kleine Wolken fest. Ich erwähne sie, weil in der nächsten Nähe des Riesenberges so häufig Wolkenbildung stattfindet, wenn im Uebrigen das Auge sonst nirgendwo eine Trübung der Atmosphäre bemerkt; an seinen eisigen Flächen verdichtet sich selbst noch die feuchtigkeitsarme Luft des mittleren Chile. Von den höheren Kämmen der Thaleinfassung aus erweitert sich der Blick naturgemäß und zeigt das charakteristische Bild Mittelchile's: die schönen, hinter einander aufsteigenden Linien der Küstencordillere (sie besteht aus Urgestein), grüne Thalgründe, nirgendwo eigentliche

Wälder, hier und dort an steilem Hange eine Rinderheerde, von zwei berittenen Vaqueros, mit dem Rufe „vaca, vaca!“ fortgetrieben, keine Wohnstätten, Lichtfülle und die Farbentöne italienischer Felslandschaften, — das Ganze zusammengefaßt durch den natürlichen Mittelpunkt, den Aconcagua: eine jener Landschaften, welche die Erinnerung ewig festhalten möchte, die sich so ganz und gar nicht beschreiben lassen.

Die Pflanzenkenntniß Don Ruperto's und seines Bruders, Don Calisto's, erleichterten mir die Orientirung über die Vegetationsverhältnisse, welche in so hohem Grade für die allgemeine Landschaftsphysiognomie maßgebend sind; die Herren kannten die einheimischen Namen fast aller Charakterpflanzen. Man kann für die zur Küstencordillere des mittleren Chile gehörigen Region verschiedene Vegetationsgebiete unterscheiden: In dem trockenen, fast ebenen Grunde der breiten Thäler und längs der sanften unteren Hänge existirt eine Art Haidevegetation, zusammengesetzt aus einer umfangreichen Gruppe von Kräutern, Stauden und Sträuchern; felderweise tritt die eine oder die andere Art in größerer Geselligkeit auf, als die übrigen und macht sich dem Auge stärker bemerkbar; bald herrscht die weißblühende Chilca vor, bald der Palqui mit übelriechenden gelben Blüthen, oder der rankende Quilo, die Mataca, der Hucillo; oder es treten Felder von Disteln auf, selbst Felder von Quiscos und Cardones; die letzteren beiden Vertreter der Pflanzenwelt bringen jederzeit einen überraschend grotesken Eindruck hervor. Die Säulencactus (Quiscos) erreichen Höhen von über 20 Fuß, zeigen bald candelaberartige Verzweigungen, deren einzelne Glieder riesigen mit Stacheln besetzten Gurken vergleichbar sind, bald schießen sie in einer einzigen Stange hoch auf und tragen, meist an den oberen Enden, große gelbe Blüthen; die ausgewitterten, abgestorbenen Reste, welche man zuweilen am Boden, zur Seite lebensvoller Individuen antrifft, gleichen einem aus Flechtwerk hergestellten Hohlcylinder oder dem verschlungenen Gitterwerk aus Gyps, wie es die Fensteröffnungen mancher arabischer Bauten zeigen. Weder diese Quiscos noch die ebenso auffälligen und ebenso häufigen Cardones (Bromeliaceen) sind Gewächse der hochandinen Region; auch die Cardones bringen einen grotesken Eindruck hervor, weniger durch die Laubrosette ihrer stacheligen, starren, fleischigen Schilfblätter, als durch die hoch aufsprießenden Blüthenschafte mit gelbem Blüthenkopf, und vor allem durch die gewundenen, schenkeldicken, am Erdboden hinkriechenden Wurzelstöcke, deren innere Structur mit einer Säule an einander gelegter, flacher Schalen Aehnlichkeit hat. Die braunen Schalen der Wurzelstöcke zeigen oft schwarze verkohlte Ränder, für deren Entstehung man ohne Weiteres Feuer als Ursache annehmen würde, wenn nicht die Häufigkeit der Erscheinung eine solche Erklärung ausschlösse. Die Cardones treten bald gesellig auf, wie die Quiscos, bald auch kommen sie vereinzelt, inmitten anderer Vegetation vor.

In der Region der breiten Thalsohle und flachen Hänge ist der Charakter der Strauch- und Krautvegetation vorherrschend. Von Bäumen tritt nur der Espino, die bereits erwähnte Akazie gesellig auf und kann lichte Haine bilden; in ihnen finden sich dann alle Uebergänge vom Baum zum niedrigen, verholzten Strauch. Die Espinos werden nie sehr hoch (selten über 30 Fuß), haben aber einen gedrungenen, kräftigen Stamm, dessen Holz zur Bereitung von Kohle

dient; die alten Exemplare erinnern aus der Ferne an alte Apfelbäume und sehen aus, als könnten sie allen Unbilden der Trockenheit trotzen. Zu ihrem knorrigen, verwitterten Habitus stehen das zarte Mimosenlaub der hellgrünen Kronen und die feinen, zu üppigen Trauben gehäuften goldgelben Blüthenköpfe in grellem Gegensatz; sie erfüllen die Luft mit balsamischem Geruch, während die scharfen, widerstandsfähigen Stacheln, die dem Baume den Namen gaben, den Eindringling in einen Espino-Hain zerfetzt und blutig zurücktreiben würden. Unter ganz anderen Formen zeigen uns andere verholzte Sträucher und Bäume z. B. der Boldo und der Molle ihre Anpassung an das trockene Klima; sie sind dornenlos, aber ihre elliptischen dunkelgrünen Blätter fassen sich ledrig an, und wenn man sie zwischen den Fingern reibt, so zerbröckeln sie und hinterlassen einen charakteristischen Geruch. Wer die Wüste durchwandert hat und ihrer Flora Aufmerksamkeit schenkte, weiß, daß keine andere Flora der Welt so viele Gewächse angenehmen und unangenehmen Aromas hervorbringt, wie gerade diese. Die ätherischen Oele schützen die Pflanze vor übermäßigem Feuchtigkeitsverlust durch Verdunstung, und deshalb wird man in Gegenden, welche während gewisser längerer Jahresabschnitte der Wüste klimatisch verwandt werden, auch in der Flora eine gewisse Verwandtschaft in denjenigen Merkmalen erwarten dürfen, welche zur Abwehr des Vertrocknens vorhanden sind. Umwandlung der Blätter in Dornen, Kleinblättrigkeit an Stelle großer, stark verdunstender Blattflächen, filzartige Behaarung der Stengel- und Blattgebilde, lederartige Textur der Epidermis und Ablagerung ätherischer Oele — das sind solche Merkmale, deren wir bei Wüstenpflanzen eines oder mehrere anzutreffen gewohnt sind. Dasselbe gilt für die Pflanzen des mittleren Chile, und gerade die am meisten charakteristischen Gewächse (der Quisco, der Cardon und der Espino) sind ein Beweis dafür. Geruchs- und Tastsinn werden denn auch für solche Floren gute Hilfsmittel zur Charakterisirung und Identificirung der einzelnen Pflanzen.

Die Vegetation der Berghänge (im Gebiet der Küstencordillere) unterscheidet sich von derjenigen der Thalsohlen. Auf den Schultern der Seitenrücken, welche von den Kammhöhen zu Thal gehen, pflegt sich das Gesträuch stärker zu entwickeln und Gebüsche zu bilden, die dann in den eingeschlossenen Schluchten nicht selten in eigentliches Dickicht übergehen. Man findet Molle- und Boldogebüsch, durchsetzt mit Bellotobäumen, dazwischen dann auch wieder Chilca- oder Quilohaide oder das Dornengestrüpp des Tibu und Hucillo. Stellenweis ist der Boden ganz kahl oder zeigt spärlichen, niedrigen Krautwuchs, wo das Vieh weidet. Die einzigen Pfade, welche sich an den Hängen finden, verdankt man den Heerden. In dem Dickicht der Schluchten wird der Reisende in gewissem Sinne an die Tropen erinnert, — weniger in Bezug auf die Pflanzenformen, als in Bezug auf die Gruppirung, auf das üppige Durcheinanderwachsen der verschiedenen Vegetationsbestandtheile. Dort sieht man neben den erwähnten Sträuchern des Boldo und Molle dickstämmige Myrten mit schwarzgrünem alten Laub und hellgrünen Frühlingsschößlingen, Nesseln, Palqui, Tibu und den Cogil, die einzige verholzte Schlingpflanze, welche mir zu Gesicht gekommen ist. In diesem Gewirr ist es schwer, die Zweige durch alle Verschlingungen hindurch bis zu dem zugehörigen Stamm zu verfolgen. Auf einem meiner Ausflüge kam ich in

ein breites, wasserdurchflossenes Seitenthal (dem Thale von Petorca tributär), wo ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, als sei die Küstencordillere des mittleren Chile einst bewaldet gewesen, als habe man es jetzt nur noch mit den Trümmern einer zerstörten Vegetation zu thun. Denn hier traf ich, auch wo das Thal noch breit ist, vielfach kräftigen Baumwuchs, der sich in dem oberen, zur Schlucht verengten Theile nur gedrängter zeigte. Vielleicht also bietet dieser Theil von Chile in seiner Vegetation von jetzt und früher eine Analogie zu der Vegetation dar, welche sich auf dem Boden eines zerstörten Urwaldes in den Tropen entwickelt. All' das viele Gebüsch, mit den vereinzelt eingestreuten Bäumen machte mir den Eindruck des Epigonenthums, erzeugt durch das Eingreifen nur zerstörender und nicht ersetzender Menschenhand, welche dem Bedürfniß des Augenblicks das kraftvolle Gedeihen der Zukunft opferte. Die Folgen würden viel stärker empfunden werden, wenn Chile nicht in den Wäldern seiner südlicheren Provinzen einen, zur Stunde unerschöpflich scheinenden Holzreichthum besäße. Heute kann man die Palme, welche einst häufig anzutreffen war, kaum noch zu den Charakterbäumen Mittel-Chile's rechnen. Auf dem Ausflug, der den Grund zu den vorstehenden Bemerkungen legte, sah ich nur drei Palmen, noch dazu in dem Garten von Catapilco; sie waren im Jahre 1853 gepflanzt, ihr Stamm war nur 12—20 Fuß hoch, hatte dagegen einen Umfang, der ihrer Höhe gleich kam, so daß sie keinen schlanken, sondern einen gedrungenen Eindruck machten. Etwas weiter südlich, in dem Küstengebiet des 34. Breitegrades, sollen allerdings noch Palmenhaine vorkommen; da die Bäume aber zur Gewinnung von sogenanntem Palmenhonig dienen, so werden sie wohl bald verschwinden. Der Besitzer eines solchen Palmengutes machte mir die Mittheilung, daß er auf seiner Hacienda in einem Thal eine ungezählte Menge von Palmenbäumen besitze. Don Calisto Ovalle schlägt jährlich 500 Stück nieder, könnte aber die Zahl verdoppeln und verdreifachen, wenn er auch außerhalb Chile's einen Markt für seinen Honig fände. Zum Zweck der Gewinnung des miel de palma wird der Baum umgeschlagen und schräg so hingelegt, daß die Spitze das obere Ende bildet; dann läßt sich sechs Monate lang Saft gewinnen. Der Ertrag des zu Honig eingekochten Saftes ist 80—120 Pfund pro Baum. Im Jahr 1882 galt das Pfund 30 Centavos, was einen mittleren Werth von 30 Pesos (90 Mark) für die Palme ergibt. Da man Chile nachsagt, daß es an relativem Zuckerconsum die meisten anderen Länder der Erde übertrifft, so wird der erzielte Ertrag wohl auch immer Abnehmer finden, und der Untergang der Palmenbestände erscheint nur noch als eine Frage der Zeit.

Der Aufenthalt auf der Hacienda von Longotomo bot auch Gelegenheit, einiges über Behandlung und Zäumung der Pferde kennen zu lernen. In einem Lande, wo das Pferd so tief in die menschliche Existenz eingreift, wie in Chile, beansprucht dieser Punkt besonderes Interesse. Bis zu welchem Grade die chilenischen Pferde abgehärtet werden können, das lernte ich freilich erst bei meinen späteren Andesexpeditionen kennen; aber schon in Longotomo galt es für selbstverständlich, daß alle Reitpferde, deren wir etwa im Laufe des Tages bedurften, bereits in der Frühe gesattelt und gezäumt vorgeführt wurden und oft stundenlang in der Sonne dastanden. Man will eben die Thiere nicht ver-

wöhnen. Sie selbst, wie der Sattel, den sie tragen, sind darauf eingerichtet, dem Reiter während eines langen Tagemarsches zu dienen; sie werden, nach unseren Begriffen allerdings indolent, aber nicht grausam behandelt; denn selbst die Sporen mit den handgroßen Rädern, die der Landbewohner noch heute trägt, sind durch ihre Stumpfheit höchst gelinde Aufmunterungsmittel für das Pferd. Anders steht es freilich mit dem Gebiß, das niemals in einer Trense, sondern stets in einer sehr scharfen, von der unseren verschiedenen Kantare besteht. An Stelle unseres walzenförmigen Gebisses tritt eine breite Zunge, an Stelle der Kinnkette ein eiserner Bügel; ein zweiter eiserner Bügel umsäumt die Unterlippe des Maules und übt durch sein Gewicht einen Druck aus, den sonst der Reiter durch die Zügel hervorbringen müßte; die Zügel selbst sind aus Lederstreifen rundlich zusammengeflochten, haben Fingerstärke und besitzen ein Gewicht, das zuweilen noch durch eingeflochtene Ringe erhöht wird. Auch wenn der Reiter den Zügel lose über den Finger legt, so empfindet das Pferd doch immer durch den Zügel und den erwähnten, vorstehenden Eisenbügel einen Druck. Für mich, als Reisenden, der ich selbstverständlich viel im Sattel schrieb und oft beide Hände frei haben mußte, war diese Herrichtung sehr bequem. In der Mitte des Zügels, also da, wo die Hand ihn faßt, findet sich jeder Zeit ein Ring, in welchen ein mehrere Fuß langer, geflochtener Riemen angeschnallt ist, die Chicota oder Hurca, d. h. Peitsche. Man lernt sie bald gebrauchen; im Allgemeinen darf man sie nur in der Luft umherschwingen, dann versteht das gute Pferd den Reiter und beschleunigt den Schritt; aber bei Wasserpassagen, z. B. wo der Strom noch im letzten Moment das Pferd wegzureißen droht, ist die Anwendung der Chicota für Pferd und Reiter gleich heilsam. Für gewöhnlich wirft man die Peitsche von der rechten Seite aus, hinter den Sattel über das Kreuz, so daß sie an der linken Seite hinunterhängt; man kann den Zügel dann sich selbst überlassen, ohne daß er sich stark verschiebt.

Der chilenische Sattel ist von dem englischen Sattel ebenso stark unterschieden, wie das beiderseitige Zaumzeug von einander. Seiner Form nach erinnert er am meisten an unseren Kürassiersattel. Als Unterlage dient eine Anzahl (meist drei) Schaffelle (sudaderos, pellejos), die sorgfältig übereinander gelegt werden; ist dann der Sattel mit nicht minderer Sorgfalt aufgelegt, so werden oben noch einmal drei Schaffelle befestigt. Die Sattelgurte werden nicht mittels einer Schnalle angezogen, sondern mittels eines langen Lederstreifens, welcher in vielfachen Windungen unter stetem Anziehen durch die beiden Endringe der Gurte geführt wird. Diese Gurtungsart — in früheren Zeiten wohl auch bei uns die allgemein übliche — ist umständlich, aber höchst zuverlässig. In einem so hergerichteten Sattel sitzt sich's sehr behaglich; man thront so hoch über dem eigentlichen Rücken des Pferdes, daß man seine Zugehörigkeit zu dem Pferde im ersten Augenblick in Zweifel ziehen möchte. Die Probe für die Zweckmäßigkeit des Sattels sind zwölfstündige Ritte, Tag für Tag wiederholt. So wenig ich den englischen Sattel bei unsern landesüblichen, verhältnißmäßig kurzen Ritten durch einen andern vertauscht sehen möchte, so ungern möchte ich bei eigentlichen Reisen zu Pferde einen andern Sattel als den chilenischen gebrauchen. Wer weiß, ob es nicht zweckmäßig wäre, wenn bei der feldmarschmäßigen Adjustirung unserer

Officierspferde zwischen dem Sattel und der Chabracke noch ein oder zwei chilenische pellejos eingeschaltet würden? Zu dem echt chilenischen Sattel gehören nun als Steigbügel zwei Holzschuhe, von großem Gewicht; statt ihrer wählt man besser eine Art von Steigbügeln, welche aus den Vereinigten Staaten importirt werden; sie sind aus gebogenem Holz gefertigt und tragen eine geschlossene schuhförmige Lederkappe. Vor unseren unstreitig eleganteren Stahlbügeln haben sie bei langen Reisen große Vorzüge voraus; denn das Holz entzieht dem Fuß keine Wärme in der Kälte; gegen die brennenden Sonnenstrahlen wie gegen nächtliche Ausstrahlung schützt das Leder, und beim Durchreiten von Flüssen hält der Schuh das von den Pferden aufgeworfene Spritzwasser fern. In Chile wird den Thieren kein Hinterzeug aufgelegt, das in Bolivien für eine absolute Nothwendigkeit gilt. Als besondere Eigenthümlichkeit der Zäumung muß das Fehlen des Kehlriemens angeführt werden; trotzdem habe ich niemals beobachtet, daß die Pferde den Zaum abgestreift hätten. Das Fehlen des Kehlriemens erleichtert das Abzäumen, und das geschieht während des Marsches stets da, wo man die Thiere im Fluß saufen läßt. Sie drücken ihren Wunsch dazu zuweilen dadurch aus, daß sie am Uferrande stehen bleiben und den Kopf nach dem Reiter drehen; dieser zäumt dann mitunter vom Sattel aus ab und auf. Mein alter Zamorano, von dem bald die Rede sein wird, that es mit Vorliebe.

Obwohl man, selbst bei der Landbevölkerung, nicht eigentlich von einer Nationaltracht reden kann, so bietet doch der Anblick eines chilenischen Reiters aus dem Volk viel Charakteristisches. Die eigenthümliche Zäumung, die borstenförmig geschnittene Mähne des Pferdes, die schweren Holzschuhe der Steigbügel, der breitkrämpige Hut, die franzenreichen ledernen botas del campo (halb Stiefel, halb Beinkleid), die riesigen Sporen, das braune Gesicht und der buntfarbige Ueberwurf (poncho) setzen ein Bild zusammen, das für Chile eigenthümlich ist. Denn ein Reiter aus der argentinischen Pampa, ein sogenannter Gaucho, sieht ganz anders aus, als der chilenische Landmann, der sogenannte Huaso. Zur Ausrüstung des berittenen Chilenen gehören vier Dinge: der tacho (kleiner Wasserkessel), der cacho oder uampara (Trinkgefäß aus Ochsenhorn), die cuchilla (Löffel), und der laço, die bekannte Wurfschlinge. Mit dem cacho trinkt er unterwegs aus den Bächen, und wenn er geröstetes Maismehl und Zucker bei sich hat, so rührt er sich mit der cuchilla ein prächtig erfrischendes, nahrhaftes Getränk an: den gulpo, der auch mich auf langen Märschen oft erfrischt und gestärkt hat. In dem tacho wird Abends das Wasser gekocht, an einem hölzernen Stock das etwa vorhandene Fleisch geröstet, und aus den sechs Fellen, die während des Rittes unter und über dem Sattel lagen, das Lager bereitet. Der laço aber dient dazu, die frei umherlaufenden Thiere einzufangen.

Die Reitkunst der Chilenen — wie der Argentinier — besteht vornehmlich im guten Sitz; sie bleiben selbst bei den kürzesten Wendungen immer gut im Gleichgewicht, ebenso bei dem Reiten auf steilen Hängen, wo das Zusammentreiben des Viehs außerdem meist schneidiges Vorgehen verlangt; übrigens gestattet ihnen das treffliche Gurten auch einseitige Belastungen des Sattels, die beim Lasso-Werfen nicht zu vermeiden sind. Aber auf langes, sorgfältiges Zureiten lassen sich die Leute nicht ein. Nachdem die Pferde ihre Jugend in voller

Freiheit verbracht, lernen sie im Laufe einer halben Stunde die Macht des Menschen kennen, dem sie dienen sollen. Es ist höchst interessant, dieses gewaltsame Bändigen und Zurichten mit anzusehen, und unser Gastfreund Don Ruperto verschaffte uns Gelegenheit dazu. Das Pferd wurde mit der zugehörigen Heerde in einen abgegrenzten Raum getrieben und von den übrigen Pferden losgetrennt; dann warf man ihm den Lasso um den Hals und benutzte die wilden, ängstlichen Sprünge, welche die ungewohnte Fessel veranlaßte, das Thier mittels eines zweiten, um die Beine geworfenen Lasso's zu Fall zu bringen. Nun wurde ihm ein Zaum aufgelegt, dessen Gebiß nur in einem ledernen Riemen bestand; die Beinfesseln wurden gelöst, und man ließ das mit Angstschweiß bedeckte, an dem Lasso reißende Thier aufspringen. Vorsichtig näherte sich jetzt der leitende huaso dem Pferde — eine schwierige Operation —, und es gelang ihm, demselben einen poncho über den Kopf zu werfen. Das Verbinden der Augen ist ein über die ganze Erde verbreiteter Kunstgriff, wenn es sich darum handelt, ein Thier in Ruhe zu erhalten; es wird namentlich beim Beladen der Lastthiere angewandt. In unserem Falle handelte es sich darum, den Sattel aufzulegen, dann die Gurte zusammenzuziehen und endlich die schweren hölzernen Steigbügel einzuhängen. Alle diese Operationen gelangen. Nun kam die Schlußscene: der huaso schwang sich in den Sattel, der poncho wurde vom Kopf gezogen, und fort ging's im Galopp, während ein anderer Reiter auf einem alten Pferde auf den Fersen folgte und die wilde Jagd noch künstlich wilder machte; so entschwanden sie unsern Augen. Dies ist der allgemeine Hergang. Schließlich bricht das junge Thier erschöpft und willenlos zusammen und nimmt ergeben sein Schicksal auf sich.

Es waren belehrende Tage, welche ich auf der Hacienda Don Ruperto Ovalle's verlebte; sie verflossen durch die liberale Gastfreundschaft des Besitzers gleichzeitig in anmuthiger Weise. Don Ruperto, der große Theilnahme für meine Reisepläne an den Tag legte, erbot sich sogar, für den Fall, daß ich den Zug zum Aconcagua von seiner Besitzung aus zu unternehmen gewillt sei, mir die erforderlichen Leute und Thiere zu stellen; leider nahm ich das Anerbieten nicht an, weil eine andere, günstiger gelegene Hacienda mir in gleicher Weise entgegenzukommen geneigt schien.

Zunächst kehrte ich nach Santiago zurück, wo schlechte Nachrichten meiner harrten. Das Befinden des Walliser Führers hatte sich nicht gebessert; was ihm fehlte, konnte ich trotzdem nicht erfahren, werde es nun ja wohl auch nicht mehr erfahren. Genug, der Mann verlangte schriftlich und formell seine Rücksendung nach Europa, obwohl ein angesehener deutscher Kaufmann in Valparaiso, Herr Ad. Schwartz und dessen Gemahlin sich erboten hatten, ihn in ihrem Hause aufzunehmen und bis zu seiner Wiederherstellung zu pflegen. Aber selbst dieses großmüthige Anerbieten konnte mir den Führer nicht erhalten; ich reiste noch einmal nach Valparaiso hinüber, nicht um ihn festzuhalten, — dafür hatte er schon zu viel an Werth für mich verloren —, sondern weil mir der Mann dermaleinst viel werth gewesen war, weil Erinnerungen an gemeinsam überstandene Noth uns verbanden, und weil ich den Becher der Enttäuschung nun bis auf die Neige leeren wollte. Dieselbe „Araucania", welche mich und den Führer gemeinsam zu den fernen Gestaden der Südsee hinüber getragen hatte, führte

nun diesen allein wieder an den Ausgangspunkt zurück; ich aber irrte mehrere Tage wie betäubt umher, verfolgt von der Idee, daß ein einzelner Mann im Hochgebirge nichts vermöge, und daß die einheimischen Begleiter mich in Stich lassen würden. Andere Führer aus Europa nachkommen zu lassen, verhinderte die Kürze der brauchbaren Jahreszeit und die lange Dauer der Ueberfahrt; ein ganzes Jahr zu warten, d. h. zu verlieren, dazu war ich zu alt; nach Europa zurückzureisen, unverrichteter Sache, dazu war ich zu jung. Ich beschloß also auszuharren, mein eigener Führer zu werden und aus einem widrigen Geschick das Beste zu machen; noch ehe mein Walliser in seiner Heimath angelangt war, hatte ich bereits eine erste, erfolgreiche Expedition beendet und bereitete eine zweite, nicht minder glückliche vor.

V.

Bei einer Reise ins Unbekannte läßt sich — das liegt in der Natur der Sache — im Voraus kein detaillirtes Programm aufstellen; so konnte auch ich nur ganz im Allgemeinen den Operationsplan festlegen. Derselbe bestand darin, daß ich innerhalb des 32. und 35.° südlicher Breite die Cordilleren möglichst oft überschreiten wollte, bald von Chile, bald von Argentinien aus; mein Weg sollte eine Schlangenlinie bilden, die abwechselnd im Regime des Stillen Oceans und des Atlantischen Meeres verlief und die große Meeresscheide an möglichst vielen hochgelegenen Punkten durchschnitt. Dieser Weg sollte das Skelett abgeben, welches allen wissenschaftlichen Operationen zum Träger diente; wo immer es nöthig schien, sollten Standbiwaks errichtet und von diesem aus Märsche zu Fuß unternommen werden.

Und so geschah es auch. Dreimal überschritt ich die Cordillere von Chile, dreimal von Argentinien aus, und schlug in diesen weiten Gebirgsöden das Lager auf, wo es mir gut schien. So einfach der Plan auch war, so hatte er doch vor seiner Durchführung ein viel strengeres Gesicht, als nachher.

Denn ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, ausgiebige Informationen zu sammeln, erwuchs der Expedition aus der Kürze der brauchbaren Jahreszeit eine starke Bedrohung; nur die Hochsommermonate der südlichen Hemisphäre gestatten das Betreten der höchsten Theile des Explorationsgebietes; jeder Tag war also kostbar, und so stand die Zeit wie ein drohender Zuchtmeister hinter mir und trieb mich vorwärts.

Im mittleren Chile kann man nicht, wie etwa in Ecuador, Columbien oder Bolivien, Leute und Maulthiere miethen, die mit dem Reisenden ins Unbestimmte ziehen. Das war die erste Erfahrung, die ich machen mußte. Auf der einzigen, wirklich betretenen Andesstraße, die es im mittleren Chile gibt, und auf welcher viele Hunderte von Pferden und Maulthieren, große Rindviehheerden und Karawanen circuliren, d. h. auf der Straße von Santa Rosa de los Andes über den Uspallata-Paß nach dem argentinischen Mendoza kann man so viel Thiere haben, wie man wünscht. Gerade dieser einzig bekannte Weg mußte aber doch bei einer Reise, die auf das Unbekannte gerichtet war, am wenigsten in Frage kommen; in der That besuchte ich ihn auch erst am Ende meiner Reise, gewissermaßen als Apendix derselben. Zudem ein einzelner Weg!

was konnte der auch viel nützen? Höchstens eine Beschreibung mehr zu den bereits vorhandenen liefern. Da erschien mir als erster Retter in der Noth Don Olegario Soto, der Hacendado von Cauquenes, ein vornehm denkender Mann, für den ich heut dieselbe freudige Dankbarkeit empfinde, wie damals, wo er aus seinen weiten Besitzungen die besten Leute und Pferde wählte und sie mir zu beliebigem Gebrauch für meine Reisezwecke übergab. Das spanische: á la disposicion de Usted wandelte sich bei diesem treuen Freunde aus einer liebenswürdigen Phrase in eine schöne That.

So wurde Cauquenes der Ausgangspunkt für meine Forschungen in den Andes.

Cauquenes liegt im Thale des Cachapual. Von den wenigen Flüssen, welche der Andes-Cordillere zwischen 32° und 35° südl. Breite entströmen, führen der Rio Maipo und der Rio Cachapual die größten Wassermassen; sie durchbrechen, ebenso wie der Rio Aconcagua, die Küstencordillere und — nachdem künstliche Bewässerung sie in unendlich viele Canäle gespalten hat — vereinigt sie die große Südsee von Neuem. Es sind trotzige, ansehnliche Flüsse, aber dafür, daß sie von einem der höchsten Gebirge der Erde niedersteigen, erscheinen sie doch nicht mächtig genug. Dieser letztere Umstand gestattet zu schließen, daß von dem Hochgebirgsschnee ein verhältnißmäßig kleiner Theil schmilzt; entweder ist überhaupt wenig Schnee vorhanden oder doch in solchen Regionen wenig, von wo aus das Schmelzwasser in die Tiefe gelangt. Da die ganze Strecke der centralen chileno-argentinischen Andes nur durch eine geringe Anzahl von Flüssen entwässert wird, so ist anzunehmen, daß sich die genannten Thäler gegen das Hochgebirge zu mehr und mehr zertheilen. In der That lassen sich Flüsse, wie der Cachapual und der Maipo zwanglos mit einem Baum von starkem Stamm, vielverzweigten Aesten und einem nicht minder verzweigten System von Wurzeln vergleichen: die Wurzeln stellen die Hochthäler dar und reichen hinauf bis zu der Region des ewigen Schnees; den Stamm bildet der Fluß kurz vor seinem Austritt aus dem Gebirge, und wie die Aeste sich in immer feinerer Zertheilung vom Stamm entfernen, so auch die künstlichen Bewässerungskanäle von dem Fluß.

Um von Santiago aus nach Cauquenes zu gelangen, benutzt man die große Eisenbahn, welche sich in der natürlichen Straße des Längsthals von Norden nach Süden hinzieht. Diese Bahn ist jetzt bis Argol (38° s. Br.) fortgeführt, umspannt also mehr als 5 Breitengrade; das Schienennetz hat etwa die Länge von 700 Kilometern, von denen bei der Reise nach Cauquenes ungefähr die ersten 80 Kilometer zurückgelegt werden. Man durchmißt dabei eine Landschaft, durchaus verschieden von derjenigen zwischen Valparaiso und Santiago. In der ebenen Thalsohle begegnet man weit und breit den Spuren landwirthschaftlicher Betriebsamkeit, denn hier beginnt die Kornkammer Chile's; blühende Weizenfelder wechseln mit weiten Wiesenflächen, auf denen das Vieh behaglich weidet. Man würde so friedliche Eindrücke empfangen wie in Holland, wenn nicht die fremdartig aussehenden Reiter, oder die großen zweirädrigen Lastkarren, mit acht Ochsen bespannt, die Gedanken auf Chile zurücklenkten; auch die Durchschnitte der Bahn durch gewaltige Conglomeratmassen von Rollsteinen lassen die Nähe eines mächtigen Gebirges ahnen, und wenn man den Blick ostwärts hebt, so sieht man die Cordilleren

wie eine Mauer aufgerichtet, mit wenig hervortretenden einzelnen Spitzen und einer Schneebedeckung, die den dunkeln Fels oft freiläßt und dem Gebirge das Aussehen gibt, als sei ihm eine Zebradecke übergeworfen; wie viel von diesem befremdenden Anblick auf die Uebergangszeit von Winter zu Sommer zu setzen war, wie viel auf eine der Formation anhaftende Eigenthümlichkeit, konnte ich nicht beantworten. Auch hier, wie von dem Eruptiv-Hügel Santa Lucia aus, spähte ich vergebens nach großen Eisströmen, welche die Schneegrenze durchbrechen und sich zur Tiefe senken; vorläufig mußte das Vorkommen großer Gletscher eine offene Frage bleiben.

Der klare heiße Tag, der sich aus einem trüben Morgen entwickelt hatte, erinnerte an italienische Sommertage und trug nicht wenig dazu bei, die Aehnlichkeit dieser Fahrt im chilenischen Längsthal mit einer Eisenbahnfahrt in Ober-Italien, längs des Fußes der Alpen, hervortreten zu lassen; ich mußte ganz besonders an die Fahrt von Turin nach Ivrea denken, wo auch das Land eben, wohlangebaut und fruchtbar ist, und wo auch die weißen Schneehäupter des Viso, Grand Paradis und Monte Rosa sich gegen einen blauen Himmel absetzen.

Sobald der Zug das Städtchen Rancagua und den Cachapual-Fluß passirt hat, hält er, und die geöffnete Coupéthür wird die Pforte, durch welche man in die Andes eintritt. In dieser Bequemlichkeit der Verbindungen liegt natürlich für den Reisenden ein ungeheurer Vortheil; ohne diesen und die Beständigkeit des Wetters, wäre es mir unmöglich gewesen, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit die geplante Reise durchzuführen.

Der Name Cauquenes ist seit sehr langer Zeit durch die Thermen bekannt, welche etwa 12 Kilometer oberhalb der Einmündung in das Längsthal, am linken Ufer des Cachapual, in einer vulcanischen Region entspringen. Dieser Punkt heißt Baños de Cauquenes, während der tiefer gelegene Wohnsitz des Eigenthümers schlechtweg La Hacienda genannt wird. Das Besitzthum selbst, die eigentliche Hacienda de Cauquenes hat eine sehr bedeutende Ausdehnung; man giebt den Flächeninhalt auf 190—225,000 Hectaren an, wovon — und das ist für die Ertragsfähigkeit das Entscheidende — 6—7000 Hectaren unter „riego“ stehen, d. h. künstlich bewässert werden. Eine genaue Größenangabe ist deshalb nicht möglich, weil das Besitzthum sich in dem ewigen Schnee der Cordilleren verliert; die ganze linke Seite des Cachapual-Thals, sowie sämmtliche linke Seitenthäler desselben gehören zu der Hacienda Don Olegario Soto's, und alle diese reichen zu der Region des ewigen Schnees auf. So weit die Vegetation dem Vieh Futter gewährt, so weit ist die Hacienda den wenigen vaqueros (Hirten) bekannt, welche mit der Ueberwachung betraut sind. Wenn irgendwo, so durfte ich hier hoffen, brauchbare Leute zu erhalten.

Zunächst faßte ich Fuß in den Baños de Cauquenes. Praktischer Sinn, Unternehmungslust und Energie haben hier etwas geschaffen, was sich auf keiner Stelle der tausend Meilen langen Cordillere zum zweiten Mal wiederholt. Da wo die wohlthätigen heißen Quellen zu Tage treten und auf dem benachbarten Terrain erhebt sich ein stattlicher Complex von Gebäuden mit einem wohlgepflegten Park, eingeschlossenen Gartenhöfen, einer Bäderhalle, einem gedeckten Schwimm-

bassin (ganz wie in den Bädern von Bormio). Das langgestrekte Etablissement liegt auf einer vom Cachapual durchsägten Flußterrasse, welche gegen den tosenden Fluß abstürzt und auf der anderen Seite von steilen vulcanischen Felsbergen abgeschlossen ist. Ein Geist der Ordnung und Zuverlässigkeit geht durch das Ganze; der Gast, der hier Aufnahme findet, ist gut und sicher gebettet. Die Baños de Cauquenes in ihrem heutigen Gewande sind die Schöpfung eines Schleswigers, des Herrn Karl Heß, in ganz Chile bekannt als Don Carlos; auch die Señora Heß ist eine Deutsche und gereicht dem großartigen Etablissement ebensosehr zur Stütze wie zur Zierde. Herr Heß leistete mir nach den verschiedensten Richtungen hin sehr werthvolle Dienste. Gewiegter Menschen- und Nationalitätenkenner, wie er ist, jeden nach seiner Art behandelnd, hielt er weder sich noch mich mit einer Vorrede über die Schwierigkeiten des Reisens in den Cordilleren auf, sondern ertheilte mir praktische Rathschläge, verschaffte mir Leute für die ersten Excursionen, gab mir Winke über den Charakter der huasos, über die Art, sie zu behandeln. Er nahm mir die ganze Last der Beschaffung von Lebensmitteln und sonstigen Requisiten für die Karawane ab, so daß meiner wissenschaftlichen Thätigkeit keine Zeit verloren ging; und er empfand es fast wie ein persönliches Geschenk, daß Don Olegario mir die nöthigen Pferde und Maulthiere stellen wollte. Denn er fühlte sich verpflichtet, im andern Falle nichts unversucht zu lassen, um mich flott zu machen, glaubte aber nicht an den Erfolg. So wichtige und so bereitwillig geleistete Dienste kann ein dankbarer Reisender nicht vergessen.

Die Bedeutung von Cauquenes einmal erkannt, eilte ich nach Santiago zurück und holte von dort alle Instrumente, deren ich bedurfte. Von den beiden Quecksilberbarometern, die ich besaß, wurde eines in Santiago zurückgelassen und diente später dazu, die gute Erhaltung des auf der Reise benutzten Instrumentes zu prüfen. Nachdem ich diesen zerbrechlichsten meiner Gefährten glücklich aus der Wagenfahrt von der Eisenbahnstation zu den Baños hatte hervorgehen lassen, fürchtete ich auch die Explorationsreise für das delicate Instrument nicht mehr und blieb überzeugt, daß von allen federnden Einrichtungen der Mensch die vollkommenste sei.

In Cauquenes trainirte ich mich nach verschiedenen Richtungen für die bald anzutretende Andes-Reise. Zum Staunen und Grauen aller Badegäste — ohne Unterschied der Nationalität — zog ich mit nägelbeschlagenen Bergschuhen und entsprechender Kleidung zu Fuß in die Berge und fürchte, daß man mir diesen stillen Wahnsinn heut noch nicht vergeben hat. Zu anderen Zeiten setzte ich meine Instrumente in Thätigkeit und bestimmte vor allen die Länge und Breite der Baños de Cauquenes; sie liegen in 70°. 34'.5 W. Länge von Greenwich, in 34°. 14'.7 S. Breite und 766 Meter über dem Meere; Santiago liegt 535 Meter hoch; seine Länge ist 70°. 40'.5; seine Breite 33°. 26'.7.

Während in dem langgestreckten Park der Bäder Rosen blühen, Eichen und der Weinstock sich kräftig entwickeln, trägt die nähere und weitere Umgebung von Cauquenes das echte Gepräge chilenischer Vegetation; aber verglichen mit den Anhöhen um Valparaiso und Viña del Mar gibt sich ein lebensvolleres

Gedeihen und eine größere Mannigfaltigkeit der Gewächse kund. Im Gegensatze zur Küstenregion tritt hier, in einer Zone von 750 bis 1750 Metern, der Espino stark zurück, die ananasartigen gelbblühenden Cardones sind durch eine zierlichere Art ersetzt, bei welcher das Blaugrün der Blüthen vielleicht einzig in der langen Farbenskala der Blumen dasteht. Die Hänge sind wechselnd bestanden mit vertrocknenden Gräsern, mit Coliguerohr, mit der Colliguay (einem verholzten Euphorbiaceenstrauch), mit den stacheligen Tralhuën und mit Strauchwerk von Oleander- oder Myrtenformen; wie aus den Knotenpunkten eines Maschenwerks erheben sich auch hier die Pflanzenindividuen aus dem harten, oft mit Geröll bedeckten Boden; ginsterartige Büsche mit verkümmerten Schuppenblättern, reichblühende Liliaceen finden sich vielfach eingestreut. So wenig Wälder vorkommen, so sehr muß das nicht seltene Auftreten hochstämmiger Bäume (Quillaï, Peumo, Maitene) betont werden; es gibt sogar Stellen, welche den Eindruck eines englischen Parkes hervorbringen können, und wo sich drei Dinge vereinigen, die oberhalb der Thalsohle von Cauquenes als Ausnahmen betrachtet werden müssen: eine eben ausgebreitete Fläche, grüner Rasen und hochstämmige Bäume. Die vulkanische Natur der Umgebung von Cauquenes, d. h. der Baños, hat Dr. Stübel bei einem Besuch im Winter 1877 festgestellt; nach den Untersuchungen dieses Forschers fand an einem Berge, welcher einem weiten seitlichen Thalkessel des Cachapual angehört, ein Lavaausbruch statt; später schnitt sich der Fluß tiefer ein, so daß auch die Baños de Cauquenes tiefer liegen, als die vulkanische Decke. Die vornehmlichen Berge überragen die Thalsohle um 700—1000 m, liegen also noch nicht in der Hochgebirgsregion. Der Cerro[1]) de la Garça liegt gerade so hoch über Cauquenes, wie dieses über dem Meeresspiegel, d. h. er hat eine absolute Höhe von 1532 m; der höchste Berg, der Cerro de la Gloria ist 1790 m hoch. Während man auf der Spitze des ersteren Berges noch verholztes Gebüsch antrifft, zeigt letzterer sich kahl, und ist die Rundsicht eine unbeschränkte. Man überblickt ein Stück des Längsthals und der dahinter gelegenen Cordillera de la Costa, deren warme Farbentöne und schöne Profillinien mich mehr als einmal an den Südfuß der Alpen erinnerten. Von der hohen Andes-Cordillere ragten Theile hinter schneebedeckten Vorbergen hervor; ich betrachtete sie durch ein Fernrohr und war gleichzeitig hingerissen und betreten von diesem Anblick. So kolossale Felsmassen, gleich steil in der Fläche wie in den Kammprofilen abfallend, glaubte ich noch nie gesehen zu haben; (ich folge hier wörtlich meinem Tagebuch); da war keine Stelle, die betretbar schien; war das nun Wirklichkeit oder Spiel meiner Phantasie? Ich wünschte in jenem Augenblick nichts so sehr, als unter diesem Andesbilde eine unserer wildesten Alpenscenerien zu sehen, nur um gerecht vergleichen zu können. Bei den Firnfeldern — ich sah deren zwei — fiel mir am meisten die Steilheit und die Ausdehnung auf; trotzdem konnten hier noch am meisten die früheren Vorstellungen aushelfen; und als ich durch die noch immer starke Decke des Winterschnees einige klaffende Bergschründe und

[1]) Das spanische Wort cerro bedeutet eine Einzelerhebung; es werden damit sowohl Hügel wie auch die höchsten Berge bezeichnet.

abgefallene Eisblöcke entdeckte, wähnte ich, ein Stück Alpenfirn vor mir zu haben, und es war mir zu Muthe, als sende die Heimath einen bekannten Gruß. Anders aber war es mit den unbedeckten, schneefreien Felsmassen; was wir bei uns in einigen Felskaminen oder Schluchten an wilder, zerrissener Bildung sehen, das erschien mir hier zu einen Gebirge aufgebauscht; die Couloirs und die einfassenden Wände zeigten ungeahnte Erstreckungen.

Durch das ganze Gebirge hindurch macht sich eine Terrassenformation geltend, welche dem sehnsüchtigen Wanderer wie das verkörperte Princip der Unnahbarkeit erscheint. Selbst die Vorketten zeigen vielfach Felsbänke von wechselnder Mächtigkeit, schichtenförmig auf einander gethürmt, und auch die weniger mächtigen Schichten traten jetzt, in der Zeit des schmelzenden Winterschnees, durch den Wechsel weißer und schwarzer Streifen sehr scharf hervor. Der Fuß des Gebirges zeigte sich grün, und diese Farbe ging nach oben zu, mit schwindender Vegetation allmälig in grauere Töne über, ähnlich sanfte Uebergänge zeigend, wie der Abendhimmel zwischen Horizont und Zenit. Durch ein aufsteigendes Thal — den Cajon de la Leña — vertiefte sich der Blick bis zu den inneren Theilen der Cordilleren, und mit einem Schlage verschwand, was etwa noch an irrigen typischen Vorstellungen über den Aufbau der Andes bei mir vorhanden war; vielleicht besaß ich noch einen kleinen Rest davon. Denn der Knabe ist der Vater des Mannes, und wenn die in der Kindheit gefaßten Ideen nicht durch Anschauung corrigirt werden, so befestigen sie sich leicht. Was ist aber natürlicher, als daß der Knabe, beim Anblick einer Karte von Südamerika und der langen, dem westlichen Küstensaum folgenden Gebirgsraupe, sich die Andes vorstellt wie ein Kirchdach mit einer First, aus welcher himmelhohe Berge, meist feuerspeiend, aufsteigen? Daß jede der Dachseiten gegliedert sei, selbst wieder hohe Ketten trage, daß der Hauptkamm hinter diesen meist verborgen bleibe, ist eine Vorstellung, welche dem aufs Typische gerichteten Kindersinn viel zu fern liegt. Nicht allein durch schriftliche Aufzeichnungen, auch durch photographische Aufnahmen fixirte ich das Andesbild, welches der Gipfel des Cerro de la Gloria darbot. Die Photographien liegen neben mir, so gut wie die Tagebücher, und für den ganzen Verlauf der Reise stehen mir diese beiden Hilfsmittel zur Verfügung. Ein Bild, in der Hand dessen, welcher es darstellte, ist ein zuverlässiger Schutz gegen alle Fälschung der durch nichts in Zaum gehaltenen Erinnerung; desgleichen die an Ort und Stelle niedergeschriebenen, noch selbigen Tages ausgeführten Notizen.

Es waren gleichzeitig die *ersten* Andesphotographien, welche der Besuch des Cerro de la Gloria mir lieferte; sie litten noch an einigen Mängeln, hervorgerufen durch das Unterlassen einiger Vorsichtsmaßregeln, deren man in weniger lichtstarken Gegenden nicht bedarf. Ein Photograph in Santiago, Herr Spencer, der es aus Gefälligkeit übernommen hatte, meine Platten hervorzurufen[1]) und zu copiren, machte mich auf die Fehler der ersten Proben aufmerksam, und eben

[1]) Eine exponirte photographische Platte zeigt das darauf befindliche Bild nicht; erst durch die Behandlung mit gewissen Flüssigkeiten, durch das sogenannte „Hervorrufen" oder „Entwickeln" wird das negative Bild sichtbar und beim Copiren in ein positives verwandelt.

deshalb wurden sie bei allen folgenden vermieden. Wegen der großen Dienste, die Herr Spencer mir leistete, überließ ich demselben beim Fortgang alle Doubletten meiner chilenischen und argentinischen Aufnahmen; knüpfte aber die Bedingung daran, daß der Verkauf der Copien auf Chile beschränkt bleiben sollte und erst nach meinen eigenen Publicationen erfolgen dürfte. Von meinen Aufnahmen ist in Europa bisher nur eine veröffentlicht, und zwar in Form eines durch Herrn J. B. Obernetter hergestellten Lichtdrucks[1]). Indeß hat Herr Obernetter bereits eine ganze Reihe trefflich gelungener Probedrucke hergestellt, deren Veröffentlichung später erfolgen wird.

Der Verlauf der Witterung während des Monats November 1882, so weit ich ihn in Cauquenes beobachten konnte, erschütterte meinen Glauben an die Unfehlbarkeit des guten Wetters im chilenischen Sommer. Selbst wenn die Schneeverhältnisse es gestattet hätten, so wäre doch der November den großen Andesexpeditionen nicht besonders günstig gewesen. Vom 8. bis 13. November blieb der Himmel fast immer bedeckt; er sandte uns abwechselnd Sprühregen und Regenschauer, und nicht selten nahmen die Niederschläge den Charakter unserer Landregen an; am Nachmittag des 10. fielen sogar linsengroße Graupeln. Man tröstete mich damit, daß dies eine Ausnahme, daß Himmelbedeckung im November aber keine ungewöhnliche Erscheinung sei; man sieht sie sehr ungern wegen des Schadens für die Weizenblüthe. In der Nacht vom 13. zum 14. November betrug die niedrigste Temperatur 7.8° C.; es folgten dann abwechselnd heitere und bewölkte Tage. Am 26. zwischen 3 und 4 Uhr Morgens wüthete ein Sturm von den Cordilleren her, heiß und trocken, föhnartig; um halb ein Uhr zeigte das trockne Thermometer 20.0° C., das befeuchtete 12.0° C.; um 6 Uhr 15.4°, bez. 11.4°, während das Barometer um 1.7 mm stieg; den Tag über blieb der Himmel meist bewölkt; darnach setzte constantes Wetter ein.

Ein kurzer Ausflug, den ich in den Tagen vom 28. November bis 1. December, in Gesellschaft des Freiherrn von Schenck, nach Agua de la Vida unternommen hatte, versprach der eingehenderen Forschung so viel Resultate, daß ich beschloß, dorthin zurückzukehren und die eigentliche Campagne daselbst zu eröffnen.

Den Tag des Vorübergangs der Venus vor der Sonnenscheibe — 6. December — verlebte ich noch in Cauquenes; vielleicht hat kein anderer Ort der Erde das Phänomen in so strahlender Klarheit gezeigt, wie gerade dieser. Zu wissenschaftlich verwerthbarer Beobachtung genügte das Fernrohr meines Reise-Theodoliten allerdings nicht im Entferntesten, und andere Hülfsmittel standen mir nicht zur Verfügung; aber es verschaffte mir doch eine Anschauung von dem Phänomen. Ich hatte einen für das Auge ganz bedeutungslosen Vorgang erwartet und war mit Recht erstaunt, um vieles mehr zu finden. Der schöne Abendstern war nun freilich lichtlos, erschien aber nicht als schwarzer, über die Sonnenscheibe hingeschobener Kreis, sondern machte den Eindruck eines frei im Weltraum dahinziehenden Himmelskörpers, eines schwebenden Sphäroids. An

[1]) „Der Aconcagua von N. N. W. gesehen", Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 1884.

einen solchen Anblick sind wir nicht gewöhnt, denn die leuchtenden Himmelskörper erscheinen uns stets als Scheiben oder strahlende Punkte; außerdem lag noch etwas Paradoxes darin; denn man sah etwas, was man — seiner Lichtlosigkeit wegen — in Wirklichkeit gar nicht sehen konnte. Das Phänomen dauerte etwa sechs Stunden, und ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, am Mittag eine Breitenbestimmung von Cauquenes mit der, von der Venus bedeckten Sonne zu machen. Im Uebrigen wurde ich durch Besucher jedes Standes und Geschlechts beehrt, die alle das seltne Schauspiel sehen wollten. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals fügte es, daß der chilenische General Don Manuel Baquedano, welcher Peru bei Miraflores und Chorillos zu Boden warf, vor dem friedlichen Theodoliten mit einem der Notablen zusammentraf, welche Peru in Folge seiner Niederlage als Geißeln nach Chile senden mußte.

Gegen 4 Uhr Nachmittags entschwand die lichtlose Kugel unserem Auge, das glänzende Lichtmeer der Sonnenscheibe diente ihr nicht länger als Hintergrund. Das Bewußtsein, daß mehr als hundert Jahre vergehen müssen, ehe der Menschheit das eigenartige Schauspiel wieder zu Theil wird; der Flug ins Außerirdische, den die Gedanken bei dem Versenken in das Phänomen genommen hatten, ließ eine träumerische Nachwirkung zurück. Den Venusdurchgang von 1874 hatte ich in Afrika verlebt, den von 1882 in Amerika; in welchem fernen Welttheil werde ich nun den von 2004 erleben?

VI.

Es existirt eine Karte der Republik Chile im Maßstab von 1:250,000; sie wurde unter Leitung des Franzosen Pissis auf Kosten der Regierung hergestellt und ist in ihren einzelnen Theilen durchaus ungleichwerthig ausgefallen; während z. B. die Sohle des großen Längsthales mit der Genauigkeit hergestellt ist, welche dem großen Maßstabe entspricht, artet die Darstellung angrenzender Cordillerentheile in Phantasiegebilde aus. Die Karte erfreut sich daher einer sehr verschiedenen Beurtheilung, weil viele Urtheilende nur die genau gezeichneten Theile kennen. Ich vermuthe, daß Pissis, als er mit der Aufgabe betraut wurde, recht wohl wußte, daß seine und seiner wenigen Gehilfen Kräfte ungenügend für dieselbe wären, daß er sich aber sagte: Wenn Ihr durchaus eine Karte Gesammt-Chile's von mir haben wollt, so will ich Euch eine machen. Er vermaß also das, was sich der Vermessung am meisten lohnte, und den Rest überließ er nicht seinen Instrumenten, sondern seinen Combinationen. Für meine Reisen hatte die Karte so wenig Interesse, daß ich sie gar nicht mit mir führte. Oberhalb der Baños de Cauquenes verließ ich mich ausschließlich auf eigene Anschauung und eigene Messungen. Bei der Veröffentlichung meiner eigenen, bereits entworfenen Karte werde ich natürlich angeben, an welchen Stellen die Karte von Pissis benutzt ist.

Don Olegario hatte mir drei von seinen Leuten ausgesucht, von denen Einer, der dreiundsechzigjährige Lorenzo Zamorano, die Cordilleren des Cachapual-Gebietes besser kannte, als irgend ein Anderer; man durfte ihn ohne Uebertreibung den einzigen Kenner derselben nennen. Seit seiner Jugend lebte er im Gebirge und hatte nun die Oberaufsicht über die Heerden, welche bis zur Schneegrenze hinauf weiden. Sein schwarzes straffes Haar verrieth, daß er Indianerblut in den Adern hatte.

Trotz seines Alters war er von einer großen Ausdauer; dabei milde von Charakter, höflich und geschickt; wenn immer ich einer Hilfe bei den Messungen oder bei den photographischen Aufnahmen bedurfte, so wandte ich mich an ihn; stets war er bereit, stets freundlich; wirklich laut habe ich seine Stimme nur ertönen hören, wenn am Morgen die losen Thiere mit dem Lasso eingefangen wurden. Bei unsern Märschen pflegte er in meiner nächsten Nähe zu reiten, während die Karawane mit den beiden andern Reitern und meinem Diener zurückblieb.

In den Cachapual fließen von der hohen Cordillere her die Wasser von vier mächtigen Thälern, nämlich die Wasser des eigentlichen Cachapual-Thals, des Cajon de la Leña, des Cortaderal-Thals und des Cajon de los Cipreses. Cajon bedeutet wörtlich Kasten; und in unserem Falle ein Thal von kastenförmiger Bildung. Die genannten Thäler sind sämmtlich linke Seitenthäler; die rechten Seitenthäler scheinen von untergeordneter Bedeutung, und es ist fraglich, ob sie nicht etwa zwischen zwei Seitenketten, die ihrerseits die Gabelung einer Seitenkette sind, entspringen.

Meine erste Untersuchung galt dem Cypressenthal; das hatte schon Mancher bis zu dem Punkte gesehen, bis zu welchem ich den Leser in diesem Aufsatz führen möchte: dort aber schien eine unüberwindliche Barrière errichtet zu sein in Form einer Eiswand, die das Thal absperrte und welche schlechtweg der „ventisquero" genannt wurde. Ventisquero kommt von viento, Wind, und bedeutet ursprünglich zusammengewehter Schnee oder Gewächt, wie einige Alpinisten es nennen. Gleichzeitig bedeutet es Gletscher, weil die spanische Sprache kein besonderes Wort für Gletscher besitzt, noch auch ein Fremdwort dafür aufgenommen hat; das erscheint um so werkwürdiger, wenn man bedenkt, daß die Andes ganz im spanischen Sprachgebiet verlaufen.

Am 8. December setzte sich meine Karawane in Bewegung; zum ersten Male wurden die feinen Instrumente dem Rücken der Maulthiere anvertraut; nur das Quecksilberbarometer, dieses Kind der Sorge, blieb in meiner Hand. Ich mußte auch erst eine kleine Lehrzeit durchmachen, bis ich es dahin brachte, daß ich im Sattel beide Hände zum Schreiben frei hatte, ohne daß das Barometer gefährdet wurde. Der Ritt von den Baños de Cauquenes (766 m) nach Agua de la Vida (1628 m) im Cypressenthal kann der Entfernung und Steigung nach mit einem Ritt von Vispach (657 m) nach Zermatt (1620 m) verglichen werden; der südamerikanische Weg ist nur etwas länger; den Punkten Stalden (834 m) und St. Nikolaus (1164 m) entsprechen die Punkte Chacayes (956 m) und Maitenes (1106 m).

Dem 8. December entspricht bei uns bezüglich der Jahreszeit und der Schneeverhältnisse der 8. Juni, die Zeit, wo man in den Alpen noch immer mit den Schneeanhäufungen des Winters zu kämpfen hat. Gerade an diesem Tage hatte ich mit dem jetzt wieder nach Europa segelnden Führer die erste Probetour unternommen und mußte nun daran denken; wie damals Kälte und Schneeflocken uns zusetzten, so wurde jetzt auch das chilenische Klima rauh und unwirsch; wir hatten Tage von bestrickender Reinheit gehabt, und nun im Moment des Abmarsches überzog sich der Himmel; nur die tiefer sinkende Sonne kam am westlichen Horizont zum Vorschein, während im Osten Wolken die Schneeberge verhüllten.

Ich glaubte in einer nordischen Landschaft zu sein, so düster erschien das Land, und so häufig war ich Frostschauern unterworfen; denn ich hatte mich in Cauquenes ein wenig überarbeitet, ein kleines Fieber — afrikanische Reminiscenz — davongetragen, sah in allem Diesen ein böses Omen und war traurig, statt ausgelassen froh darüber zu sein, daß die Zeit der Vorbereitungen und Zweifel vorüber, daß die des Handelns da sei. Acute Uebergänge, selbst wenn freudige Hoffnungen sie begleiten, erzeugen oft ernste Stimmungen; an einem ersten Marschtage macht sich auch noch der Gegensatz im äußeren Thun und Treiben geltend: zuerst das Abhetzen, ohne welches die letzte Fertigstellung des Reisegepäcks und das erste Beladen der Thiere nun einmal nicht möglich zu sein scheint, der allgemeine Trouble, der immer eine Karawane im Moment des Aufbruchs umgibt; das Abschiednehmen des Reisenden wie seiner Leute von Freunden und Bekannten, und dann plötzlich die Ruhe einer einsamen Gegend, durch welche man reitend dahinzieht, auf bequemem Sattel, ohne körperliche Anstrengung dem Unbekannten zugetragen. Das erzeugt die Reflexion mit Macht; sie gestaltet sich ernster und ernster, und eine einzige Fieberempfindung kann Ernst in Niedergeschlagenheit verwandeln.

Im Anfang bietet der Ritt nichts Ungewöhnliches; der Weg führt durch Gesträuchdickicht und Quisco-Arenale über den harten Boden hin; wie immer tritt die Vegetation in maschenförmiger Anordnung auf; das Gras wird gelb, und nur gegen die Höhe findet ein allmäliger Uebergang zu Grün statt. Ueber einen 1100 m hohen Sattel verläßt man den lavabedeckten Felskessel, in dessen Oeffnung zum Cachapual die Bäder liegen. Canäle künstlicher Bewässerung werden hier und da sichtbar und verschwinden hinter Steinmauern, welche den ausgedehnten Weizenfeldern zum Schutz dienen. Auf der andern Seite des Cachapual — sie gehörte einst der Gesellschaft Jesu und heißt deshalb La Hacienda de la Compañia — sieht man saftige Wiesen, weit und eben hingezogen; sie liegen auf der Oberfläche jener alten Flußablagerungen, die für viele Theile der Cordilleren charakteristisch sind. Wenn das Wasser, welches diese Ablagerungen schuf, sie wiederum zu zerstören beginnt und durch seine Einreißungen steile, jeder Vegetation bare Geröllfelder bloßlegt, so erhält die Landschaft Züge der trostlosesten Oede; wenn aber die Oberfläche intact bleibt, und wenn der Bildung einer Humusschicht Zeit gegönnt ist, so wird dasselbe Wasser zu einem befruchtenden Naß und erzeugt eine Vegetation, welche dem Auge, gerade in dem centralen chilenischen Gebirge, besonders wohl thut. Man sieht auf der Seite der Compañia zwei Thäler einmünden — Colla und Pangal — und erreicht nach zweistündigem Ritt das Haus von Chacayes; hier wohnt der Verwalter des obern Theils von Cauquenes. Ich verbrachte daselbst die Nacht, obwohl ein nur zweistündiger Marsch hinter uns lag. Denn die Bedeutung eines ersten Marschtages liegt immer darin, daß man überhaupt fortkommt; das Wieweit? steht durchaus in zweiter Linie.

Am folgenden Morgen heiterte sich das Wetter schon in der ersten Marschstunde auf, und mit den Wolken verschwanden die letzten Fieberempfindungen und trüben Gedanken; der ganze Reiz eines Vorgangs, durch welchen uns Unbekanntes erschlossen wird, machte sich geltend; und jeder Schritt vorwärts ließ

empfinden, daß er tiefer und tiefer in die Cordilleren führte. Die Strecke von Chacayes nach Maitenes (beide Namen sind Bezeichnungen für Charakterbäume der chilenischen Landschaft) führt durch einen weiten Thalkessel; in ihm vereinigen sich die Thäler des Cachapual und des Cypressenflusses; man steigt während zweistündigen Reitens nur etwa 150 Meter. Die breite grüne Niederung ist nichts, als eine gewaltige Geschiebebank, die sich auf der anderen Seite des Flusses fortsetzt. In der Nähe von Maitenes tritt dann der Weg in das eigentliche Cypressenthal ein; Rückblicke zeigen unverhüllt die Schneekette, welche das rechte Ufer des Cachapual einfaßt. Der kaum fünfstündige Weg von Maitenes, dem vorgeschobensten Posten menschlicher Hütten, bis nach Agua de la Vida lehrt viele Eigenthümlichkeiten der Cordillere kennen: die Art, wie die Vegetation ihren Charakter ändert; die Rolle, welche die Geschiebe längs der unteren Thalgehänge und auf dem Thalboden selbst spielen; die eigenthümliche Anordnung des Gesteinsmaterials. Was die Vegetation betrifft, so ist sie anfänglich continuirlich und reich; aus der Gesträuchformation heben sich kräftig entwickelte Quillaïbäume hervor, deren Habitus nicht selten an den unserer Ulmen erinnert, sie waren ebenso wie die hochstämmigen Myrten gerade jetzt mit weißen Blüthen übergossen; nicht selten mischen sich wilde Pfirsiche, mit eßbaren Früchten, in diese Bestände, für welche der spanische Namen monte ist. — In etwa 1200 Meter Höhe hörten die charakteristischen Quiscocacteen auf; bereits tiefer waren die Espinos verschwunden; dafür treten dann — und zwar seltener vereinzelt, als gesellig — neue Pflanzenarten auf, die der subandinen Region besser angepaßt sind; dazu gehören vor allen die Euphorbiacee Colliguaya, der Chacaïbaum und, noch höher beginnend der Olivillo, ein prachtvoller Baum, halb Weide halb Olive, im Alter eben so ehrwürdig erscheinend, wie diese beiden Baumarten. Das sanfte Rauschen des Flusses wird zuweilen unangenehm unterbrochen durch das laute Geschrei aufsteigender Papageien (Loros); sie ziehen meist in kleinen Völkern, haben eine gelbe Brust und graublaue Flügel; im Sommer scheinen sie die Höhenzone von 900 bis 1400 Meter am meisten zu lieben. Daß sie jemals viel höher hinaufgehen, ist nicht anzunehmen, wohl aber daß sie im Winter tiefere Regionen aufsuchen. In dem stehengebliebenen, abfallenden Kopf einer Flußsteinterrasse sah ich viele Löcher, in denen die Loros nisteten; als die Karawane vorüberritt, flogen sie mit dem üblichen Geschrei hervor, und als ich mich nach ihnen umsah, projicirten sie sich gerade auf die Schneegefilde der Cachapualberge. Für den Europäer waren sie in diesem Andesbilde jedenfalls eine merkwürdige Staffage; wir sind gewohnt, Papageien in tropische Wälder zu versetzen; sie mit Schnee zu combiniren, ist uns nicht geläufig. — Die vielen Unebenheiten des Weges rühren vornehmlich von den Einschnitten in den Geschiebebänken her; jeder Nebenbach durchsägt die Schuttmassen, welche der Cypressenfluß abgelagert hat, und da der schmale Pfad wegen des bequemeren Reitens meist auf der Flußterrasse verläuft, so ist der Aufstieg im Thal durch eine große Zahl kleinerer Abstiege unterbrochen. Großartig wird die Scenerie durch die umfassenden Thalgehänge; — großartig und lehrreich, denn an ihnen erkannte ich aus nächster Nähe, was die Aussicht von Cerro de la Gloria aus weiterer Ferne hatte ahnen lassen und was nun jeder folgende Tag mir von Neuem bestätigte: daß die Schichtung das durchgehende Princip,

auch der krystallinischen Schiefer, in den chilenischen Andes ist. Sie constituirt eine Verwandtschaft des Baues, welche sich unabhängig von der aufbauenden Gesteinsart gemacht hat. Immer und immer begegnet das Auge kastellartigen Bildungen; Mauern, aufgebaut aus aufgeschichteten Bänken; sehr deutlich sind in diese senkrechte Streifen eingegraben, wohl die Folge von Wassereinwirkung, und oft macht eine solche Gebirgsmauer den Eindruck einer Orgel, deren Pfeifen durch horizontale und wenig geneigte Bänder zusammengehalten werden. Am Fuße der abschüssigen Mauern dehnen sich Geröllfelder aus, welche für die Andes ein ebenso charakteristisches, constant wiederkehrendes Element des Aufbaues sind wie die Schichtmauern; von der Thalsohle aus zieht sich das Grün oft weit zu ihnen auf, allmälig erstirbt der grüne Schimmer, und dann bleibt nur noch das todte Gerölle. Oft wiederholen sich dieselben Elemente etagenweise übereinander, so daß die Wände hintereinander aufsteigen, getrennt durch Geröllhalden; dann hört wohl auch der Parallelismus in der Schichtung der verschiedenen Absätze auf, und der Gesammtanblick gewinnt an Mannigfaltigkeit. All' diese Verhältnisse kommen trefflich in meinen Photographien zum Ausdruck. Wie die Mauern nach Art zusammengebundener Orgelpfeifen modellirt sind, so zeigen die weiten einförmigen Halden auch ihrerseits zuweilen ein Relief durch das Hervortreten stehengebliebener horizontaler Leisten härteren Gesteins.

Der abrupten Gestaltung der Thalgehänge entsprechen die Seitenthäler, welche in großer Zahl, namentlich auf der linken Thalseite, in das Cypressenthal ausmünden. Man bezeichnet sie richtiger als Schluchten, denn als Seitenthäler; nur einige wenige Thäler, in den unteren Theilen des Cypressenthales, verdienen diesen Namen, da wo grüne Vegetation noch die Absätze der einzelnen Schichten markirt; weiter oberhalb sieht man kaum etwas anderes als seitliche Zerreißungen, tobelartige Bildungen oder hohle Felscylinder; in ihnen stürzt das Wasser des Gebirges oft mehr als 1000 Fuß ungebrochen in die Tiefe, löst sich in Staub auf, sammelt sich dann von Neuem in einem Becken und durchgräbt den alten Lawinenrest, der ihm den Weg zum Flusse wehren will. Mein Tagebuch verzeichnet vier solcher merkwürdigen Bildungen; alle Wasserfälle haben, wie es die Eigenart des beschriebenen Gebirgsbaues bedingt, den Charakter des Staubbachs von Lauterbrunnen.

Gegen die schwarzgrauen Felsen und die in Dunkel getauchten Wassertobel bildet die grüne Thalsohle einen angenehmen Gegensatz; zweimal tritt eine gelbe Composite — Marabilla — in solchen Mengen auf, daß man den Eindruck eines Saatfelds erhält. Bei 1500 m erscheinen die ersten Cipreses, schöne Bäume von dem Wuchs alter Kiefern, — keine eigentlichen Cypressen, sondern Libocedrus chilensis. Das Thal nimmt bereits den Hochgebirgscharakter an, und am unzweideutigsten verräth sich die Nähe des eigentlichen wahren Hochgebirges durch eine Zerreißung der rechten Thalwand; zwischen zwei Eckpfeilern hindurch sieht man in einen terrassirten Halbtrichter, in eine Art Amphitheater ohne Arena, wo die höheren Stufen vereist sind und sich in den ewigen Schnee der Kette verlieren; Eiszerreißungen entsenden von der Höhe herab ein bläuliches Licht aus ihrem Grunde, und aus den weißen Schneegefilden, die gegen den Himmel abschneiden, brechen dunkle, ausgewitterte Felsmassen wie Inseln durch. In

schmalen Bändern, oft zu feinen Fäden ausgezogen, stürzen Wasserfälle von einer Stufe zur andern, auf einander zueilend und dann gemeinsam aus dem Trichter zur Thalsohle abfließend; über diese hat die Vegetation einen grünen Schleier geworfen, der in der Höhe lichter und lichter wird und in der Nähe des Eises erstirbt.

Plötzlich erweitert sich die Thalsohle zu einem ebenen Grunde, eingefaßt von einem Kranz hoher, mit ewigem Schnee bedeckter Berge; Schuttwälle und eine Biegung des Thales verdecken den Abschluß durch den Gletscher. Hart an der linken Thalwand tritt eine eisenhaltige Quelle zu Tage und bildet eine Lagune, Agua de la Vida; überall gewahrt man Anzeichen, daß einst große Eismassen hier geflossen sein müssen. Am Fuße eines Felsens, der noch heut die deutlichsten Spuren der Gletscherbearbeitung trägt, schlug ich mein erstes Lager auf, und während die untergehende Sonne die ewigen Schneegebilde mit lichtem Roth färbte, stand ich bewundernd da und entwarf den Plan für die erste entscheidende Unternehmung.

Von Eduard Mörike.

Mitgetheilt
von
Dr. **Jakob Baechtold** in Zürich.

Am 4. Juni waren es neun Jahre, seitdem der wundersame Mann, von dem die folgenden Blätter handeln, von hinnen gegangen ist. Die alten Fragen, warum Mörike noch immer verhältnißmäßig so wenig gekannt sei, weshalb seine Gedichte nicht *mehr* gelesen werden, wo die Verehrer des „Maler Nolten" seien und wo das Publicum für die Märchen bleibe — diese Fragen heute zu wiederholen, wäre nutzlos. Gewiß hat Paul Heyse hierauf am treffendsten geantwortet, wenn er die Erklärung dieser leider unumstößlichen Thatsache darin erblickt, „daß es der künstlerischen Physiognomie Mörike's an einem *leicht erkennbaren Profil* gebricht, an gewissen einfachen Grundzügen, die unerläßlich sind, wenn ein Künstler auf die *Massen* wirken soll." Nur in seltenen Fällen begründe das eigentlich Aesthetische, die zarte sinnliche Kraft des Dichters einen populären Erfolg. Vollends in erregten Epochen, in denen politische oder sociale Umwälzungen geräuschvoll sich vorbereiten — wie wäre da die Zeit und die hingebende Stimmung zu erwarten, die feinsten Aufgaben literarischen Genusses zu lösen? Eine Dichternatur wie Mörike, aus so wunderbaren Elementen gemischt, vom Geist des Theokrit und des deutschen Volksliedes genährt, von der tändelnden Grazie des Rococo und dem tiefen Naturgefühl Goethe's, von so kecker Phantastik und der schlichtesten Empfindung für den Reiz der Wirklichkeit beseelt: die Räthsel einer solchen Erscheinung fasse die Menge so leicht nicht. „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst", heißt es in jenem reizenden Gedicht „auf eine Lampe", welches den Eindruck, der von Mörike's ganzem Wesen ausgeht, so einzig wiedergibt.

Leider hat David Friedrich Strauß seinen Vorsatz, einen biographischen Versuch über seinen Landsmann auszuführen, nicht mehr verwirklichen können. Dafür entschädigen uns die Mittheilungen von Vischer, Storm, Klaiber, Notter, Gugler, Kuh, Günthert u. A. Der Oeffentlichkeit ist Mörike stets scheu aus dem Wege gegangen; sein Leben ist jenes traumhafte Stillleben, das uns in seinen

Dichtungen so entzückt; es beschränkt sich als das echte Pfarrhausidyll auf einen ebenso kleinen Erdenfleck, als seine Muse ein mäßiges Stoffgebiet umfaßt.

Durch die Freundlichkeit von Mörike's Schwester Clara, welche in so inniger Gemeinschaft dem geliebten Bruder verbunden war, bin ich in den Stand gesetzt, ein nicht unwichtiges Document zu dem äußern Leben des Dichters mitzutheilen, eine kleine Selbstbiographie, die Mörike 1834 bei dem Antritt der Pfarrei Cleversulzbach seiner ersten Predigt einverleibt hat. Wir mögen uns dabei gern die freundliche Vorstellung machen, wie der junge dreißigjährige Pfarrer (zwar nicht durch jenes musikalische Gartenpförtchen, das ihm einst eine Passage aus „Titus" zugesungen) der Kirche zuschreitet, auf deren Thurm der alte Hahn, welcher nach wenig Jahren so schmählich abgesetzt worden, noch einigermaßen blinkt; wie er einen Blick auf das ländliche, fast versunkene Grab der Schillermutter wirft, dann das Gotteshaus betritt, wo seine eigene Mutter unter der andächtig erwartungsvollen Gemeinde sitzt, und wie er nun nach dem üblichen Eingange folgendermaßen zu reden fortfährt:

„Ich bin am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, ein Sohn des im Jahr 1817 als Landvogtei- und Oberamtsarzt verstorbenen Dr. Carl Friedrich Mörike. Von dessen Seite war mein Großvater Gottlieb Mörike, Hofmedicus in der gedachten Stadt. Es schreibt sich die Familie, seitdem sie in Würtemberg ist, von Neuenstadt am Kocher her, wohin die ältesten bekannten Vorfahren aus Havelberg in Preußen eingewandert sind. Mein Großvater von mütterlicher Seite war Christian Friedrich Beyer, Pfarrer zur Beuren, Oberamts Nürtingen.

Ich befand mich als Knabe in einem lebhaften Kreis von mehreren Geschwistern, die an Alter theils vor, theils hinter mir standen. Die Verhältnisse meiner Eltern waren für die erste Entwicklung der Kinder günstig genug; allein es konnte der Vater den Tag über bei einem äußerst geschäftsvollen Amte, das ihn meist außer dem Hause fest hielt, bei der rastlosen Thätigkeit, womit er selbst daheim nur seiner Wissenschaft lebte, an unserer Erziehung nur den allgemeinsten Antheil nehmen. Wenn er auf uns wirkte, so geschah es zufällig durch einzelne Winke, oder gewissermaßen stillschweigend durch den so liebevollen als ernsten Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit; ausdrücklich belehrend war seine Unterhaltung selten und gegen die Jüngern, zu denen ich gehörte, fast niemals. Dagegen konnte uns im Sittlichen die Mutter auch statt alles Andern gelten. Durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studirte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehliche sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus. In tieferer gemüthlicher Beziehung aber hatte die Eigenthümlichkeit eines älteren Bruders den größten Einfluß bald auf mich gewonnen. Was nur ein jugendlicher Sinn irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußern Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu ahnen vermag, das Alles wurde durch die Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höhern und oft geheimnißvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindischen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand.

Indeß besuchte ich die lateinische Schule; man ließ mich einen Anfang in den andern alten Sprachen machen, um seiner Zeit, wenn über meine Bestimmung entschieden werden sollte, vollkommene Wahl zu haben. Mein Vater wünschte nicht, daß einer seiner Söhne seinen Beruf ergreife und man war, besonders auf Wunsch eines verehrten Oheims, schon ziemlich überein gekommen, mich dem geistlichen Stande zu widmen.

Im Jahr 1815 erkrankte mein Vater auf bedenkliche Art. In Folge übermäßiger Anstrengung bei Gelegenheit einer in der Stadt und Umgegend ausgebrochenen Seuche, wobei er selbst zu Nacht sich wenig Ruhe gönnte, ward er sichtbar geschwächt und es bereitete dieser Zustand einen Schlaganfall vor, der erstmals bei der besondern Veranlassung eintrat, daß den sonst so kraftvollen Mann der Anblick seiner sterbenden Mutter aufs Aeußerste ergriff. Mit diesem Tage begann das Glück unseres Hauses in mehr als einem Betracht zu sinken.

Noch fürchteten wir nicht das Schlimmste; auf den Gebrauch des Wildbads zeigte mein Vater einige Besserung, er ließ sich nicht abhalten, seine gewöhnlichen Geschäfte wieder zu versehen. Wiederholte Bäder im folgenden Jahr thaten die erste Wirkung nicht mehr, er wurde hinfällig und mußte sein Amt übergeben. So war also der unermüdet fleißige Mann, welcher, wie seine unvollendet hinterlassenen Schriften bezeugen, der wissenschaftlichen Welt ebenso viel zu werden gedachte, als er in seinem innern Wirkungskreise der Stadt und dem Lande durch persönliche Hilfeleistung gewesen war, nun auf einmal aus seiner gesegneten Thätigkeit für immer herausgerissen und in die äußerste Unmacht versetzt. Außer der ganzen linken Seite seines Körpers waren auch die Sprechwerkzeuge beinahe völlig gelähmt, das Gedächtniß auffallend geschwächt, selbst die Denkkraft hatte gelitten. Wenn nun das Vertrauen so Mancher, denen er sonst seine Dienste gewidmet und im eigentlichen Sinne des Worts geschenkt hatte, sich auch jetzt nicht wollte abweisen lassen und ihn mit rührender Zudringlichkeit bis in sein Krankenzimmer verfolgte, wenn er, die Feder in der zitternden Hand, den rechten Ausdruck suchte und nicht fand und er zuletzt mit unterdrückter Wehmuth die Leute wieder entließ, oder, höchst reizbar wie er war, in einen Zustand ungemessener Heftigkeit gerieth, so daß ihm Niemand, meine Mutter kaum, sich nähern durfte, wenn der jammervoll Dasitzende mich unter Thränen zwischen seinen Knieen hielt und mir ein schwer zu errathendes Wort mit Liebkosungen gleichsam abschmeicheln wollte, um den Anderen zu sagen, was er verlange — so waren das Augenblicke des herzzerreißenden Elends, die unauslöschlich in meiner Erinnerung stehen. Hier mußte der Knabe den Ernst des Lebens, dem er entgegenwuchs, und die Hinfälligkeit alles Menschlichen mit erschütternder Wahrheit empfinden. In diesen bangen Zeiten war es aber auch, wo sich die unerschöpfliche Liebe meiner Mutter, ihre Umsicht, ihre Geistesstärke, ihre fromme Treue auf eine Weise geoffenbart hat, die nach Verdienst zu rühmen, wenn hier der Ort dazu wäre, mir ihre eigene Gegenwart verböte.

Die Leiden meines Vaters dauerten volle drei Jahre. In einer Nacht, wir Kinder schliefen schon, rief man uns unvermuthet an sein Bette; er lag bewußtlos da und man erwartete sein Ende; wir knieten um ihn auf dem Boden, die Mutter betete und noch höre ich den Ton, womit das Lied von ihr gelesen wurde:

„Gott der Tage, Gott der Nächte, unsre Seele harret dein!" Hierauf entfernte man die Kinder, da sich die Auflösung noch länger zu verzögern schien. Am andern Morgen bei unserem Erwachen sagte man uns das ganz unfaßliche Wort, daß wir jetzt keinen Vater mehr hätten. Dies war der 22. September des Jahres 1817. Beim Leichenbegängniß trat der Oheim, dessen ich oben gedachte, der würdige, nunmehr auch heimgegangene Präsident Georgii, dessen Namen kein Vaterlandsfreund ohne Hochachtung nennt, mit der Erklärung hervor, er wünsche mich zu sich nach Stuttgart zu nehmen und meine Bildung zu fördern, ein Anerbieten, das meine Mutter mit Dank, ich selbst mit Begierde ergriff.

Noch kann ich nicht umhin, bei diesem Zeitpunkt eines andern innig geliebten Oheims zu gedenken, des Herrn Pfarrers M. Neuffer zu Bernhausen, früher zu Benningen bei Ludwigsburg. Von jeher hatte zwischen ihm und den Meinen ein steter vertraulicher Verkehr bestanden; in seinem gastfreundlichen Hause war die reinste Anmuth eines heitern geselligen Familienlebens zu finden, und so wie er mit seiner lieben Gattin einst in Tagen unseres ungetrübten Glückes als Freund uns unzertrennlich nahe geblieben, erwies er sich auch jetzt, da sich so viel und immer mehr veränderte, als sorgsamster Berather einer Wittwe und der von ihm in Pflegschaft genommenen Waisen.

Ich war nunmehr in Stuttgart und besuchte vom Hause jenes Verwandten aus, wo ich gleich einem Sohn gehalten wurde, das Gymnasium. Mit wenig Worten kann ich meinen Wohlthäter als einen Mann bezeichnen, welcher durch manchen Zug seines entschiedenen Charakters an die fromm kräftigen Gestalten aus dem Alterthum, wie sie durch Schilderungen uns überliefert sind, erinnern mußte. Mit einer gründlichen Gelehrsamkeit verband er die strengsten rechtlichen Grundsätze, die feurigste Liebe zum Vaterland und wenn in dieser Richtung sein Eifer oft an Härte streifte, so war sein Wesen doch im Ganzen durch eine große Herzensgüte, vorzüglich aber durch den Geist eines lebendigen Christenthums und einer wahrhaft demüthigen Gottesfurcht gemildert.

Von meinen Stuttgarter Lehrern erwähne ich mit besonderer Achtung und Anhänglichkeit den damaligen Herrn Professor Roth, jetzigen Rector in Nürnberg. Seine Behandlung war der Art, daß ich zum ersten Male in meinem Leben ohne Zwang zu lernen anfing. — Nun kam der Tag der Confirmation heran, nachdem ich als Vorbereitung dazu den herzgewinnenden Unterricht des Herrn Prälaten von Flatt, damaligen Stiftspredigers, zu genießen das Glück gehabt hatte. Sein Segenspruch erinnerte mich mit rührenden Worten an meinen vollendeten Vater und ich fand mich in meinem Innern zu dem stillen Gelübde bewogen, von nun an ernsthafter, frommer, fleißiger zu werden.

Sofort nach bestandener letzter Schulprüfung, dem sogenannten dritten Landexamen, ward mein Beruf zum Prediger entschieden ausgesprochen; im October 1818 wurde ich mit mehr als dreißig Zöglingen in die neuerrichtete Klosterschule zu Urach aufgenommen. Mein Einstand war insofern nicht erfreulich, als mich gleich in der ersten Woche das Scharlachfieber in die Krankenstube sprach, worin ich über einen Monat zuzubringen hatte. Uebrigens fand ich mich bald in das Geleise meiner neuen Studien, die mir nach und nach einen deutlichen Blick auf den letzten Zweck all dieses Lernens und Uebens ge-

währten. Die prachtvolle Gebirgsgegend, das schöne Thal, worin wir wohnten, das engere Zusammensein mit einer Menge junger, nach Art und Begabung höchst verschiedener Menschen, die Eigenthümlichkeit der Lehrer, die Bekanntschaft mit Büchern, die nicht unmittelbar auf meinen Beruf hinwiesen — dies Alles gab dem nun zum Jüngling erwachsenen Knaben in einer abgeschlossenen und einförmigen Lage die mannigfaltigste Anregung. Die Begriffe gewannen nun schnell einen größeren Umfang, Gesinnungen und Neigungen bestimmten sich; mit Ueberraschung sah ich eine reiche Welt des Geistes vor mir aufgethan, deren Widersprüche bereits auf mich zu wirken begannen, so daß ich das, was ich mein eigen nennen konnte, was vom Empfangenen mit meinem innersten Bedürfnisse zusammentraf, nur immer heimlicher und fester an mich zog.

In hohem Grade wuchs freilich die Bewegung, als ich im Jahr 1822 auf die Universität in Tübingen gelangte. Wenn ich mich dort in einem kleinen Kreise von gleichgesinnten Freunden zurückgezogen hielt, so wurde ich dadurch vielleicht von einer Seite vor manchen Abwegen bewahrt, von der andern aber waren mir solche doch nicht abgeschnitten; denn meine geistigen Bestrebungen, obwohl ich damit auch nur das Beste, was in meiner Natur gelegen schien, auf eigene Hand und Rechnung zu entwickeln, unwiderstehlich angetrieben war, drohten mich von meiner Bestimmung eher ab-, als ihr entgegen zu führen. Daß ich aber diesem Studium dennoch niemals entfremdet, vielmehr ihm in der Folge wieder völlig zugewendet wurde, verdanke ich, nächst der Beschränkung meiner äußern Verhältnisse, nächst den wiederholten Mahnungen jenes Stuttgarter Oheims, vorzüglich dem Umgang und der leisen Leitung eines vertrauten Freundes, an welchem späterhin die Kirche einen von Jesu Evangelium innigst durchdrungenen Diener durch seinen frühen Tod verlor.

Von Männern, deren öffentlicher Unterricht in Tübingen mir zu Gute kam, nenne ich die verehrten HH. Professoren Eschenmaier, Tafel, Steudel, Schmid, Haug und zugleich mit den Empfindungen persönlicher Dankbarkeit den Herrn Prälaten von Bengel.

Zunächst sei aber jetzt noch zweier traurigen Familienereignisse erwähnt, wovon das eine in die Mitte meines Tübinger Aufenthalts, das andere in meine erste Vicariatszeit fällt. Ein junger Bruder, herrlich blühend an Leib und Seele, mit ungemeinen Gaben ausgestattet, eine ältere Schwester, von der das Gleiche gilt, nur mit dem Unterschiede, der sie zugleich vor so Vielen ihres Geschlechts und Alters auszeichnet, daß bei ihr die geistigen Kräfte bei aller Heiterkeit des Gemüths durch einen großen, ja, ich darf es sagen, himmlischen Ernst verdeckt und gereift im schönsten Gleichgewichte standen — beide Geschwister wurden uns in einem Zeitraume von drei Jahren nach des Allmächtigen Willen entrissen. Den Bruder tödtete die Ueberfülle der Gesundheit, ohne irgend einen Vorboten der Gefahr; die Schwester welkte sichtbar längere Zeit dahin. Von ihr darf ich bekennen, daß sie mir in vorzüglichem Sinn angehörte; von wie mancher Thorheit, mancher Uebereilung hielt sie mich zurück; wie sehr war ihre ruhige Klarheit, ihre liebliche Hoheit geeignet, auch über die jüngern Geschwister eine wohlthätige Herrschaft auszuüben und sich in jeder häuslichen Pflicht an die Seite der Mutter zu stellen!

Ich sage nichts vom Gram der Letzteren und nichts von meinem Schmerz bei diesem doppelten Verlust, wodurch mein ganzes Dasein umgewälzt und für die Zukunft jede Lebensfreude voraus von mir genommen schien.

Im Herbst 1826 wurde mir das Vicariat zu Oberbochingen bei Nürtingen gegeben, das ich jedoch sehr bald mit dem zu Möhringen auf den Fildern vertauschte. Von da kam ich als Pfarrgehilfe nach Köngen, Nürtinger Decanats. Das herzliche Wohlwollen des dortigen Herrn Pfarrers Renz, eines vielseitig gebildeten, feindenkenden Greises, wird mir für immer im dankbarsten Gedächtniß eingeschrieben bleiben. Doch dauerte mein Aufenthalt auch hier nicht lange. Meine ganze innere Verfassung in jener Uebergangsperiode, der bisher unterdrückte Zweifel, ob ich denn auch wirklich zum Geistlichen tauge, dabei ein angegriffener Gesundheitszustand, drängte nothwendig zu dem Entschluß, auf einige Zeit dem kirchlichen Dienste zu entsagen. Ein Jahr etwa brachte ich theils bei Verwandten in Oberschwaben, theils in Stuttgart zu, wo ich für mich arbeitete und einigen Antheil an öffentlichen Blättern nahm. Auch fand sich günstige Veranlassung, eine kleine Reise nach Bayern zu machen.

1829 kehrte ich mit neugestärktem Muthe zu dem mir immer lieb und theuer gebliebenen Beruf zurück. Ich kam als Pfarrverweser nach Pflummern bei Riedlingen an der Donau, hierauf in eben dieser Eigenschaft nach Plattenhardt auf den Fildern, von dort nach Owen bei Kirchheim an der Teck als Gehilfe des sel. Herrn Pfarrers Brodbeck, dessen Haus eine meiner freundlichsten Erinnerungen bleibt. Im Jahre 1831 ward mir die Amtsverweserei zu Eltingen, Decanats Leonberg, übertragen, sodann auf meine Bitte das unveränderliche Pfarrvicariat zu Ochsenwang bei Kirchheim, welches, obwohl auf einem hohen Vorsprung der Alb gelegen, doch einen wünschenswerthen und bis zu meiner anderwärtigen förmlichen Anstellung bleibenden Aufenthalt bot, der sich auch wirklich um so günstiger anließ, da ihn meine Mutter, welche ihren Wohnplatz in Nürtingen genommen, mit mir theilen konnte. Ich habe bei dieser Gemeinde, die sich im Ganzen durch ein treuherziges und vergleichungsweise mit andern unverdorbenes Wesen vortheilhaft auszeichnete, meine Pflicht als Seelsorger mit besonderer Liebe geübt und während fast zwei Jahren manchen Beweis der Zuneigung und des Vertrauens erfahren. Allein es zeigte sich das dortige Klima je länger je mehr als unvereinbar mit meiner Gesundheit, so daß ich mich im Herbst 1833 von einem mir so werth gewordenen Orte loszureißen genöthigt sah. Nun wurden mir ganz in der Nachbarschaft und schnell nach einander die Diaconatsverweserei in Weilheim, hierauf die gleiche Stellung in dem mir schon bekannten Owen, endlich die Pfarrverweserei in Oethlingen ertheilt, an welch letzterm Orte mich die erste Nachricht von der erledigten Pfarrei Cleversulzbach traf. Nachdem meine augenblickliche Neigung für dieses mir sogar dem Namen nach bisher ganz fremd gebliebene Dorf durch freundschaftliche Schilderung der hiesigen Verhältnisse entschieden war, so wagte ich ein unterthäniges Gesuch, ohne sonderliche Hoffnung auf einen besseren Erfolg, als früher ähnliche Versuche hatten. Wie sehr war ich daher überrascht und gerührt durch meine wirkliche Ernennung! Wie neu und erhebend war mir der Gedanke, daß ich nunmehr gewürdigt sein sollte, von einer Gemeinde vollkommenen Besitz zu nehmen." — — — — — —

So weit das Biographische aus der ersten Cleversulzbacher Predigt, die keines weitern Commentars bedarf. Welche „Pastoralerfahrung" der Herr Pfarrer damit bei seinen „guten Bauern" gemacht, wissen wir nicht, aber für uns ist die kleine Skizze von bleibendem Werthe. Welch' ein liebevolles Bild entwirft Mörike von seinen vortrefflichen Eltern, von denen so Manches auf die Eigenart des Sohnes übergegangen ist! Der Vater war ein durch und durch origineller Mann, guten Humors; die Mutter voll unendlicher Güte, Anmuth und Freundlichkeit. Das bezaubernde Erzählungstalent Eduard Mörike's ist nicht zum mindesten mütterliches Erbtheil.

An die neun Jahre blieb Mörike in Cleversulzbach. Ich könnte namentlich aus dem mir vorliegenden höchst anziehenden Briefwechsel zwischen ihm und dem unvergeßlichen Hermann Kurz Vieles über diese Zeit erzählen, behalte dies aber einer Veröffentlichung der gesammten Mörike-Kurz-Correspondenz vor.

Heute will ich aus einem andern Briefwechsel, aus demjenigen mit Wilhelm Hartlaub, Mörike's vertrautestem Freunde, ein wahres Meisterstück der Erzählungskunst mittheilen, einen Besuch des Dichters bei David Friedrich Strauß und Frau Agnes. Der Name Wilhelm Hartlaub ist jedem Mörike-Verehrer wohl bekannt. Ihm, der den theuren Freund überlebte und nun seit Jahresfrist sich in Stuttgart, am Fuß der „Silberburg", als treuer Hüter des schönen Mörike-Denkmals angesiedelt hat, sind die Gedichte in der ersten Auflage von 1838 gewidmet; ihn, den frühern Pfarrer von Wermuthshausen, „dessen vier Wände in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekamen, als die Concertsäle mancher Residenz in einem Winter", den begeisterten Verehrer und Kenner unserer classischen Musik, hat unser Dichter mehrfach poetisch verherrlicht. Wie Hartlaub die erste Bekanntschaft Mörike's gemacht, erzählt er mir brieflich. „Im Jahr 1818 wurden wir Beide in das Seminar Urach aufgenommen. Ich kannte Mörike noch nicht; er war aus dem schwäbischen Ludwigsburg, ich aus dem fränkischen Hohenlohe. Gleich in den ersten Wochen erkrankte Mörike an den Masern oder dergl. Man befürchtete Ansteckung und er mußte aufs Krankenzimmer. Als er besucht werden durfte, strömten die Mitschüler in den Freistunden zu ihm. Wundershalber ging ich auch einmal mit. Aber wie ward mir! Mit hundert Scherzen erfreute und unterhielt er den Haufen um sich her; jedoch nichts Gewöhnliches kam aus seinem Munde; den heitersten Sonnenschein verbreitete sein Wesen, in dem es Jedem sogleich wohl wurde. Der Haufen verlief sich dann wieder, wie er gekommen war; ich aber muß etwas geahnt haben von dem, was Ludwig Bauer von Mörike sagt: daß er die verkörperte Poesie war; unter Poesie alles verstanden, was gut, schön, lieb und liebenswerth ist. Von diesem Tag an schloß ich ihn auf immer ins Herz."

Im Jahre 1843 resignirte Mörike aus Gesundheitsrücksichten auf die Pfarrei Cleversulzbach und lebte mit Schwester Clärchen bis Ende 1845 abwechselnd auf dem Lande, bei Hartlaub, in Hall, in Cleversulzbach selbst, wo auch der mitzutheilende Brief geschrieben wurde.

Strauß, wie Mörike ein Ludwigsburger Kind, wohnte zu jener Zeit privatisirend in Sontheim bei Heilbronn. Kurz vorher hatte er mit Agnes Schebest,

der berühmten dramatischen Sängerin, seinen Hausstand gegründet. Mit Mörike war er von Jugend auf befreundet; in seinem schönen Aufsatz über den poesievollen Ludwig Bauer hat er die räthselhafte Art des jungen Tübinger Stiftlers geschildert. Der Verfasser des „Lebens Jesu" und der „christlichen Dogmatik" feierte damals als Schriftsteller völlig. „Während der vierjährigen Dauer meiner Ehe" — heißt es in seinen literarischen Denkwürdigkeiten (Gesammelte Schriften I, 16) — „habe ich nichts, kein Buch, keine Abhandlung, keinen Aufsatz geschrieben. Von den furchtbarsten Fragen der eignen Existenz bedrängt, wie ich jene ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen Fragen fern, so fern, wie dem Schiffbrüchigen, dem das Wasser bis ans Kinn geht, die Sorge für die Bewirthschaftung seiner Güter am Lande." An dem Himmel der Strauß'schen Ehe ziehen bereits die ersten Wolken auf, die 1847 zur vollständigen Trennung führten.

Der Begleiter des Dichters ist ein anderer Ludwigsburger Genosse, Friedrich Kaufmann (1803—1856), der vorzügliche Componist von Mörike's Liedern. Sie sind — etwa sechzig an der Zahl — in der von Kaufmann und Hetsch gemeinsam herausgegebenen Sammlung „Lieder schwäbischer Dichter" und 1857—58 in sechs besondern Heften erschienen. Kaufmann war damals Mathematiklehrer in Heilbronn.

So viel zum Verständniß des folgenden Briefes, dessen Kenntniß die Leser der Freundlichkeit des Herrn Pfarrers W. Hartlaub verdanken.

Mörike an Wilhelm Hartlaub.

„Montag, den 20. März 1845,
Morgens nach dem Frühstück.

Obgleich dem Leibe nach nicht in der günstigsten Verfassung, bin ich doch herzlich aufgelegt, Dir, Theuerster, zu schreiben. Heut' Nacht war eine wüste Baffern-Taufzeche, die ich um zwölf Uhr durch die mühsam herbeigerufene Schaarwache mit Gewalt aufheben ließ. Die Rebellion hat bis nach zwei Uhr gedauert; wir schliefen fast nichts und ist mir jetzt selbst, wie wenn ich einen Katzenjammer hätte; mein Gemüth bräuselt noch ein wenig vom großen Amtsjäst.

Ich danke Dir für Dein getreuliches liebes Schreiben vom Mathiastag und alle seine Beiblätter. Die Noten waren mir nicht bloße Noten, sondern als ich das Päckchen öffnete (am Abend) und das Nachtstück sah, gingen mir feierlich sogleich die himmelausweitenden Töne und Dein reiner Geist daraus entgegen; ein frohes Trostgefühl, wie ich mit Dir verbunden bin.

Der Recensent von Bauer's „Barbarossa" [1]) ist allerdings einer von Denen, die gleich dem „sichern Mann" [2]) von sich rühmen dürfen:

„ich saß in der Götter urältestem Rath
und behorchte der Dinge geheimste Saat."

Ich bin nun endlich in Sontheim gewesen, habe Frau Schebest-Strauß kennen gelernt und kann Euch über das dortige Leben vollkommen Bericht erstatten. Am Samstag den 23. Februar, Nachmittag halb 2 Uhr — ich war

[1]) Ludwig Bauer's Barbarossa ist 1842 bei Cotta erschienen.
[2]) Gedichte von Eduard Mörike. 7. Aufl., S. 82.

eben in der Schule zum Confirmanden-Unterricht — kam Strauß und Kaufmann hieher. Ich wurde geholt und sie kündigten mir ihre Absicht, mich mitzunehmen, gleich unter der Begrüßung an. Wir tranken erst Kaffee und machten aus, daß Clärchen mich anfangs der nächsten Woche wieder abhole. Man hielt es für das Beste, wie das letzte Mal in Neuenstadt zu übernachten und morgen ein Gefährt daselbst zu nehmen. In kurzer Zeit also saßen wir abermals im „Stern" beisammen, wo wir den Abend in zufälliger Gesellschaft zubrachten. Dr. Elsäßer nämlich[1]), Dr. Mörike d. J. und ein Schulkamerade von Strauß (ein junger Brand von Ludwigsburg, Revierförster, der früher viel ins Pfarrhaus nach Bernhausen kam) nahmen an unserm Tische Platz. So blieben wir in guter Unterhaltung bis nach elfe. Die Betten, die man uns Dreien anwies, befanden sich in zwei getrennten Zimmern. Ein freundschaftlicher Streit, wer von Beiden allein schlafen müsse, wurde auf Straußens Vorschlag durchs Loos entschieden, worauf Kaufmann à la Don Juan seine hochaufgesteckte Kerze ergreifend und singend:

„das Gaukelspiel zu enden
muß ich nur selber gehn,"

uns gute Nacht sagte.

Wir redeten im Bett nach schon gelöschtem Licht noch lange fort, indem der sehr ernstlich gemeinte Vorwurf Straußens, daß ich der Poesie nicht besser pflege, auf mancherlei Erörterungen führte und meine äußeren und inneren Verhältnisse zur Sprache brachte, die er als Hindernisse, zum wenigsten, soweit sie sich aufs Geistliche bezögen, nicht gelten lassen wollte. Als ich ihm ungefähr auseinandersetzte, daß ich bei meiner fortdauernden Neigung zum Christenthum, die in den letzten drei Jahren sich eher gestärkt und näher bestimmt, als vermindert habe, gleichwohl den großen Unterschied zwischen dem Gebrauch, den ich davon für meine Person machen könne und zwischen meiner Aufgabe als Prediger, so sehr es mich oft nach der Kanzel ziehe, fast lebhafter als ehemals empfinde, daß ich erst angefangen habe, mir aufs Neue einen Weg zu bereiten, und daß, bevor ich völlig im Gange und mit mir selbst zufrieden sei, von einem ruhigen, reinen und fruchtbaren Verkehr mit der Kunst bei mir nicht die Rede sein könne: erwies er meiner Liebe zu dem Christlichen in gewisser Art Gerechtigkeit und verlangte nur, ich soll, ohne von dem theologischen Unwesen Notiz zu nehmen, meinem eigenen Trieb folgen. Zu einer Landgemeinde habe man als Geistlicher noch immer bei Weitem das schönste Verhältniß; es sei hier noch ein kindlicher Stoff zu behandeln und dergl. Ich merkte wohl, es lag ihm bei dem Allem nur mein poetischer Mensch im Sinn, ohne weitere Rücksicht. — Ich sagte ihm von ein paar Planen, worunter auch der Dir bekannte dramatische war. Dies Alles war ihm nicht so recht. „Der moderne Roman, die Darstellung des dir zunächst bekannten Menschlichen, gerade in dieser Form ist deine Stärke." Was er gegen die Reproduction antiker Materien und Formen, sofern sie uns nicht mehr geziemen und nicht weiter führen, aufstellte, würde Dir sicher eingeleuchtet

[3]) Gedichte, S. 107.

haben. Jedoch genug von diesen Gesprächen, die sich doch nicht vollkommen wiederholen lassen.

Um sieben Uhr fuhren wir weg. Unterwegs kamen viel Anekdoten und Schnaken, auch aus der ältern Zeit, aufs Tapet. Besonders hübsche Beispiele Kaufmännischer Absence und Sprudelei. Eins will ich Dir doch gleich erzählen, das herrlichste von allen. Er kam bei dem Begräbniß der Sophie Lohbauer (der geistesschwachen jüngsten Schwester seiner nachherigen Frau) mit dem Garnisonsprediger Harpprecht, welcher die Rede hielt, in eine Chaise. Letzterer saß, wie es seiner Würde zukam, auf dem Hintersitz; der leidtragende junge Mann ihm gegenüber und also fuhr man eine Strecke weit. Auf einmal fällt's dem Kaufmann siedend heiß ein, wie man bei dergleichen Gelegenheiten oft gegen die Etikette verstoße: er glaubt auf einmal, vorwärts statt rückwärts zu fahren, er kann sich in der Schnelligkeit nicht orientiren, zumal in solchen Stadtwagen die eine Hälfte ungefähr wie die andere aussieht; kurz, er steht auf und ersucht den Pfarrer unter eifrigen Entschuldigungen, er möchte doch die Güte haben und seinen Platz einnehmen, es sei ihm ganz unendlich leid, dieses Versehen ꝛc. Was wollte der gute Mann machen? Er konnte doch schicklicher Weise nichts einwenden. Der Wechsel ging also ohne Weiteres vor sich, natürlich nicht ohne Beschwerlichkeit auch für die andern Insassen. Als aber unser Freund nach kurzer Zeit das Schreckliche erkannte — Du wirst Dir seinen purpurrothen Kopf vorstellen! — gutmachen ließ sich schlechterdings nichts mehr. Jedes Wort wäre vergeblich gewesen und hätte die Verlegenheit nur noch entsetzlicher gemacht. Mein Kaufmann mußte quasi re bene gesta seinen Ehrenplatz behaupten und die Andern ihren stillschweigenden Betrachtungen überlassen, wobei er doch den Vortheil hatte, diejenige Wehmuth, worein uns eine solche Beschämung versetzt, mit dem allgemeinen Schmerzgefühl für sich zu verflößen, äußerlich aber ganz in einem Leichenconductsschafgesicht zu erstarren. (Zu seiner Frau sagt' ich nachher, wenn ich an ihrer Stelle den Kaufmann aus keinem andern Grund genommen hätte, so hätt' es schon diesem Streich zu lieb sein müssen.)

In Heilbronn endlich angekommen, hielten wir vor Kaufmann's Haus, das eins der ersten vor dem Thore ist, nur ganz kurz an, da seine Frau nicht daheim war. Die Buben trafen wir in ihrem und des Vaters gemeinschaftlichem Arbeitszimmer über den weitläuftigsten Anstalten zur Herstellung eines Theaters; es lagen mächtige Papierbogen und Pappendeckel fürs Coulissenwerk, Zirkel und Winkelmaß auf dem Boden. Ihr Vater bezeugte jedoch wenig Freude daran; er wollte die Sache bis zur Vacanz bei Seite gelegt wissen.

Als wir die Stadt passirten, waren Straußens Blicke, eingedenk der Mittagsküchensorgen seiner Frau auf alle Metzger- und Bäckerläden rechts und links gerichtet; er stieg aus und brachte einen Pack Würste und frisch gebackene Hörnchen herein.

Die Frau Agnes, geb. Schebest, begrüßte uns im Morgenkleid. Ihre Gestalt verkündigte sogleich und augenscheinlich ein nicht mehr allzufernes Eheglück, von welchem ich bis jetzt durch die Andern nichts wußte. Uebrigens ist sie in Wahrheit schön, von kräftigem Körper und ihr Gesicht von einer edeln Art, vollkommen gemacht für die Bühne, dem Ausdruck des Heroischen und Lieblichen beinahe

gleichermaßen, dem ersteren vielleicht zunächst entsprechend, die Farbe ihrer Augen minder ausgezeichnet. (Du siehst ihr Bild bei mir, sie hat mir's zum Abschied geschenkt, es ist ein großer Kupferstich von Wagner in München, fast ganz Profil, das beste von Allen, auch weit wahrer, als das Oelgemälde in ganzer Figur und Theaterkostüm.) Sie ist natürlich munter, herzlich, resolut. Es läßt nicht übel, wenn sie ihrem Männchen liebkosend über die Stirne streicht und sagt: das Männchen sei mitunter etwas grämlich und knurrig, und sie küßt ihn dann. Das erste, was ich von ihr singen hörte, war mein „Gärtner" [1]). Kaufmann begleitete sie (wie bei Allem); was will ich davon sagen! Es gab den Eindruck der Vollkommenheit und sättigte die Seele. (Der Verfasser des Gedichts glaubte bei Weitem nicht genug gethan zu haben, als er nach Endigung des Stücks mit den zwei Zeilen sein Lob aussprach:

„der Sand, den ich streute,
er blinket wie Gold!" [2])

Alsdann nach mehreren meiner Lieder „Erlkönig" von Schubert, bei wahrhaften Schönheiten ein grelles, den Charakter des Gedichts gewissermaßen aufhebendes Prachtstück. Das Schreien des Kindes, wie es angefaßt wird, könnte Spiegel und Fenster zersprengen. Ich tadelte den Componisten, fand aber wenig Beipflichtung. Ferner: Verschiedenes aus Opern, Romeo [3]) u. s. w. Bei solchen starken Sachen konnte man wohl spüren, daß sie, was allgemein behauptet wird, die höchste natürliche Energie, Fülle, Glanz und Reinheit ihrer Stimme nicht mehr habe. In dieser Hinsicht ist die junge Mörike, wie Kaufmann vorausgesagt, ihr überlegen; aber wodurch die Schebest jedes Herz erobert, das ist die Einzigkeit ihres Vortrags. Ihr Inneres geht mit dem Kunstwerk auf das Genaueste zusammen, Alles scheint mit der Sicherheit und Leichtigkeit der unmittelbaren Natur hervorzukommen. Davon unzertrennlich ist aber, wie sich von selbst versteht, eine Alles tragende, oder umgekehrt von Allem getragene schöne Persönlichkeit, sie mag lächeln und scherzen, oder einen gewaltigen Effect und etwas Königliches ausdrücken. Im letzteren Fall, indem das Kinn sich unwillkürlich etwas in die Höhe wirft, sieht ihr geöffneter Mund, der überhaupt nie unschön wird, oft wie aus Erz gegossen aus, so fest und elastisch. Man muß wünschen, sie einmal als die Gluck'sche Iphigenie zu sehen. Manchmal ist zu bemerken, wie sie, an dem Clavier stehend, gewiß nicht auf den Schein ihre Geberden, die dramatisch mitthun wollen, zügelt, daß allenfalls nur eine halbe Faust an dem gestreckten Arm entsteht oder das Notenblatt sich schüttelt. Warum sie in wenigen Mozart'schen Opern auftrat — ein Umstand, der uns Beiden ja kein gutes Vorurtheil für sie erweckt hatte — daran soll, wie sie wenigstens mir versicherte, nur ihre hierfür etwas zu tiefe Stimmlage schuld sein. Uebrigens sang sie z. B. in „Titus" und wies uns unter einigen theatralischen Reliquien die stahlgraue Tunika, die sie als Sextus trug, nunmehr von ihr zu einem Kinderkittelchen mit rothen Litzen für das nächstkünftige umgearbeitet. Zugleich sahen wir manche zum Theil kostbare

[1]) Gedichte, S. 59.
[2]) Ebendas.
[3]) Vergl. Strauß' poetisches Gedenkbuch, S. 20.

Huldigungszeichen, die sie auf ihren Reisen erhielt, einen soliden silbernen Lorbeerkranz, ihr Album mit Cherubini's, Neukomm's und anderen Handschriften. — Kaufmann verließ uns Abends, um des andern Tages erst nach beendigter Schulzeit um 4 Uhr wieder herauszukommen.

Strauß ist derzeit und schon seit länger an keiner Arbeit, liest viel und mancherlei, was ihm vorhanden kommt, macht zuweilen ein kleines Gedicht, wovon ich Dir ein paar angenehme Proben beilege. An ein Schweizer Journal hat er kürzlich eine Anzahl satirischer Epigramme politischen Inhalts geschickt[1]), welche nach dem, was er aus dem Gedächtniß wußte, sehr gut und kräftig sind. Er läßt sich aber u. A. gegen den Kölner Dombau aus, welcher auch ihm als die hohlste Verkehrtheit und schändlichste Lüge im Angesicht der neuen Zeit erscheint, zugleich von Seiten der Fürsten als reiner Hokuspokus, die Deutschen einzuschläfern und zu divertiren.

Um 10 Uhr zeigte mir Frau Strauß mein Schlafzimmer. Ich las noch eine Weile in Schnitzer's Uebersetzung der Aristophanischen „Wolken" und hörte unter meinem Fenster von Zeit zu Zeit einen späten Hauderer auf der Stuttgarter Chaussee vorüberklingeln.

Montag war ausgemachtes Regenwetter. Wir konnten uns nur kurze Zeit im Garten hinter dem Haus auf einem langen Kiesweg verlaufen. Strauß wußte, wie sich das Gespräch an Allem, was uns Beide interessirte, nach und nach herumdrehte, von Sachen und Personen Freunden und Feinden, viel, was mir neu war, zu erzählen. Von Schleiermacher und Hegel (aus dessen Aesthetik er mir bei Gelegenheit ein schönes Capitel über Musik vorlas) und neuerher über Feuerbach und der Bettina, welche bei ihm waren. Auch zeigte er verschiedene, zum Theil sehr kuriose Briefe, die nach Erscheinung seiner ersten Schrift aus allen Gegenden bei ihm einliefen; die Einladung des Fürsten Pückler u. dergl. (der Letztere schreibt: „Ich bin ein leichtsinnig, schwermüthiges, unwissendes Weltkind"). Das Alles ließ sich Morgens nach dem Kaffee, während die Frau, in ungesuchter Hausgeschäftigkeit ab- und zugehend, sich hier und da freundlich einmischte, mit rechtem Behagen genießen. Der alten Freunde, besonders Deiner, wurde natürlich auch oft gedacht, und Eure Fahrt mit Rast nach Niedernau, Euer Lesen und Schwärmen auf der bemoosten Waldstelle beschrieb er mit gleicher Lust wie Du. Im Heimweg unter Abendroth und Stille sei Jedem so zu Muthe gewesen, wie wenn man jetzt das Nachtmahl nehmen müßte.

Nach dem Mittagessen, wir saßen noch zu Dreien um den kleinen Tisch, hieß es, es sei ein Mädchen draußen, sie habe einen Brief von Cleversulzbach. Er war von Clärchen, die mir schreibt, sie könne selbst mich nicht abholen; doch wäre meine baldige Heimkehr mehrerer Gründe wegen sehr nothwendig. Ich ging hinaus, die Ueberbringerin selbst zu hören, die ganz am End' des Vorsaals an der Thüre stand. Wer war es aber? Die Schreiberin selber. Ein rothes Mieder, das mir schon von ähnlichen Gelegenheiten her nicht unbekannt war, verrieth sie mir zuerst. Ihr saht sie ja auch schon in der Tracht, welche diesmal

[1]) Strauß' Xenien: „Ein Thierkreis", in Herwegh's „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz", S. 250.

durch eine fränkische Haube mit langen Bändern hinten hinab (von einer hiesigen Bäuerin aus dem Hohenloh'schen entlehnt) nebst Anderem vervollständigt war. Die Magd hatte mit großem Eifer ihre Frau in die Küche gerufen und genöthigt, nur auch durchs Schlüsselloch das schöne Bauernmädchen zu sehen. So führte ich sie denn hinein und die Strauß empfing sie mit herzlichem Jubel. Später wurde auch Kaufmann noch ein wenig angeführt, indem sie ihm der Strauß als seine Schwägerin aus Nürnberg vorstellte. Kaufmann gestand nachher, ihm sei, er wisse selbst nicht wie, beim ersten Anblick der Person der Gedanke durch den Kopf geblitzt, ich hätte eine Liebe oder Brautschaft im Geheimen mit einem meiner Beichtkinder und jetzt sei mir das Mädchen aus Mißtrauen oder Heimweh zu allgemeinem Embarras nachgelaufen.

Kaufmann hatte sich in währendem Gespräch mit uns mechanisch vor das offene Clavier gesetzt und war von ungefähr ins erste Finale des „Don Juan" gerathen. Die Strauß sang stellenweise ungebunden, aus der Erinnerung mit. Solche zufällige Concertstreifereien, wobei der Spieler unversehens wärmer, der Vortrag bald ganz ernsthaft und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ungetheilt wird, sind ganz vorzüglich reizend. Ist gar der Gegenstand von so besonders ergreifender Art, daß man sich vor einer angekündigten vollständigen Aufführung fürchtet, wie mir's bei dieser Oper immer geht, weil sie zu viel subjective Elemente für mich hat und einen Ueberschwall von altem Dufte, Schmerz und Schönheit über mich herwälzt, dermaßen, daß ich ohne den Halt an einem sichtbaren gegenwärtigen Freund und Consorten mich nicht damit einlassen mag: so muß man einem solchen Anlaß, der uns gelegentlich mit fortreißt und zur rechten Zeit auch wieder losläßt, doppelt danken — wie oft ist mir dies Glück bei Dir geworden! — da man sonst aus lauter Feigheit und Hypochondrie gar zu nichts käme.

Clärchen blieb über Nacht. Sie schlief zunächst an mir in Strauß' Bibliothek- und Sommerstudirzimmerchen, worin auf einem hohen Schrank die große schöne Büste Hegel's und seiner eigenen Mutter Büste nach deren Todtenmaske bei einander stehen.

Eine nette kleine Scene, die sich von selbst ausmalt. Frau Strauß wollte am andern Tage zum Nachtisch „Sträublein"[1]) backen, kam aber nicht damit zurecht. Clara half mit und endlich standen wir zu Fünfen (die Magd mit eingerechnet) um den Herd herum, auf welchem „die vollkommene Köchin" aufgeschlagen war. Die Sonne schien in die Küche herein. Sowohl ich als Strauß studirten das Recept. Er sagte: „du mußt den Teig wie bei dem Bleigießen in der Neujahrsnacht in das Schmalz fallen lassen, daß es krause Figuren gibt!" Allein es handelte sich nicht um das, der Teig mußte frisch gemacht werden. In dieser Noth, denn das war sie ihr wirklich, erschien sie recht in ihrer Liebenswürdigkeit. Zuletzt gerieth das Backwerk zum schönsten.

Nun aber ist vom innern Zusammenleben unsres Ehpaars, ob das Verhältniß in der That ein glückliches und dauerhaftes sei, noch nichts gesprochen. Was ich bis zu diesem Zeitpunkt meines Aufenthalts in Sontheim sah und

[1]) Spritzkuchen.

hörte, vereinigte sich, mir den besten Glauben zu geben. Der ganze Ton war gegenseitig heiter, klar und unbefangen. Einige Male, wenn ich von ohngefähr ins Zimmer trat, nahm ich noch wahr, daß sie sich zärtlich in den Armen hielten, küßten, daß sie auf seinem Schoße saß; kurz, ich hatte sowohl unsere eigenen Weissagungen, als das, was sich die Leute neuerer Zeit einander in die Ohren sagten, als Irrthum und Vorurtheil oder als bösartiges Klatschwerk weit hinweggeworfen. Als Strauß am zweiten Tag im Garten mir von seiner Liebe und deren endlicher Entscheidung beim zweiten Stuttgarter Aufenthalt der Schebest unaufgefordert Näheres mittheilte, auch Beide von der goldenen Zeit erzählten, die man noch unvermählt auf Nonnenwerth, einer kleinen Rhein-Insel mit ehemaligem Kloster, jetzigem Bad- oder Luftort mit lieblichen Anlagen voll Nachtigallengesang, ich glaube 14 Tage zugebracht: ging mir das Herz aufrichtig zur lauten Anerkennung ihres Glückes auf. Einige spätere Zeichen aber, besonders ein paar Aeußerungen der Frau, machten Clärchen und mich wieder ziemlich irre. Ich lobte einmal völlig arg- und absichtslos ihre leichte Angewöhnung an die ländliche Stille und daß man sich das kaum von ihr habe versprechen wollen. „Ach," sagte sie, „und ich war eben die, die bei der Wahl zwischen hier und Heilbronn immer für Sontheim stritt, während Strauß die Stadt vorzog. Jetzt aber ist es mir wirklich ein Leiden um ihn. Ihm fehlt der Umgang mit Männern, zum wenigsten eine Gesellschaft am Abend. Was kann ich ihm den ganzen langen Tag auch sein, eine Frau dem Gelehrten? Er wird mir oft so mißmuthig; den ganzen Tag sitzt er mit einem Buch am Fenster dort, liest sich den Kopf müde und spricht öfter kein Wort. Auf dem Spaziergang kann ich ihn nicht allemal begleiten und gegenwärtig immer weniger; allein zu gehen ist ihm kein Genuß; thut er es je einmal, kommt er gewiß verdrießlicher und finsterer nach Haus."

Am letzten Mittag sagte sie in seinem Beisein über dem Essen zwischen Scherz und Ernst: „dem Gang nach Cleversulzbach habe ich es zu danken, daß sich der Strauß nicht von mir scheiden ließ, denn jenen Tag zuvor kam's ihn so an, daß er auffuhr und rief: ich hätte eben nicht heirathen sollen, ich mache dich und mich unglücklich!" Er, vor sich niedersehend, versetzte keine Silbe. Das Gesagte that mir seinetwegen leid; ich nahm es scherzweise auf und verglich die Anwandlung mit einer andern, freilich mehr komischen, von Kerner, nachdem er seine Tochter Marie verheirathet hatte. Strauß aber war für die ganze noch übrige Zeit verstimmt. Nach Tisch fuhr man zu Vieren im ehemaligen Reisewagen der Schebest nach Heilbronn zu Kaufmann. Dort kamen Märklins hin, Töchter vom Decan Denzel, nachher zu allgemeiner Freude auch Dr. Kerner, den ich aber leider im Aeußern auffallend verändert fand. Gott gebe, daß es nur vorübergehend sei! „An Sie," rief er mir gleich entgegen, „ist heut' ein schrecklich grober Brief von mir abgegangen; Sie treffen ihn zu Haus." Bald nahm er mich beiseit und eröffnete mir dessen Hauptinhalt, der immer von einiger Wichtigkeit ist. Strauß hatte mir bereits kurz davon gesagt, daß nämlich Alexander von Humboldt in Gemeinschaft mit Tieck den Grafen von Sontheim (früher Gouverneur unseres Kronprinzen und sein Begleiter in Berlin), jetzigen Kriegsminister, zu einer dringenden Empfehlung meiner an den Minister Schlayer veranlaßt

habe und dies nunmehr geschehen sei, wie Sontheim durch die Sukow dem Kerner habe schreiben lassen. Nun will dieser, ich solle dem Schlayer meine Wünsche schreiben. Noch weiß ich aber nicht, worauf ich solche füglich richten kann; vielleicht, wenn's dahin kommt, auf eine Pensionszulage.

Nun aber muß ich mich zum Schlusse kürzer fassen. Es wurde Abends nochmals musicirt; bei einer lustigen Partie aus „Czar und Zimmermann" (von Lortzing) sang auch Marie Kaufmann und die Mädchen mit.

Strauß' üble Laune wurde höchst unkluger Weise durch eine halb empfindliche Neckerei von Seiten seiner Frau vermehrt. Es war von Fellner's Bildern zu den sieben Schwaben die Rede. Er habe, sagte er, nach längerer Zeit sie wiedergesehen und sich verwundert, wie Einem doch eine Sache, an der man sonst das größte Gefallen gehabt, später ganz anders und wie abgeschossen vorkommen könne. „Ja," sagte seine Frau, „so geht es ihm mit Allem! Was ihm noch so lieb war, er wird es bald satt. Wie lange wird es währen, so bin ich ihm auch so verschossen." „„Dann mußt Du eben,"" war die Antwort, „„Dein Schminktöpfchen wieder hervorholen!"" (Zum Glück hat diese Dissonanzen nicht die ganze Gesellschaft vernommen. Auch ich war nicht dabei.) Nach einer Weile vermißte man sie. Sie war im Nebenzimmer unterm offenen Fenster, weinte und klagte über Bangigkeit und Krampf am Herzen. Die Meisten hatten sich indeß verabschiedet, Kerner schon längst. Sie wurde endlich ruhiger; ihr Zustand war gewiß auch körperlich, besonders sagte mir Kaufmann nachher: „die Frau hat nur einen einzigen Fehler, eine unmäßige Eifersucht; so haben sie heute die Denzel'schen Mädchen genirt." Strauß mochte nur froh sein, als endlich das Gefährt anfuhr; er richtete selbst die Laternen daran, denn es war eine dicke Regennacht.

Clärchen und ich blieben bei Kaufmanns, wo es recht ludwigsburgisch und vertraulich war, bis Mittwoch Nachmittag; den ganzen Morgen hatte er Schule. Seine Frau gab mir allen möglichen Aufschluß über Rudolph's[1]) Uebergang zum — Pietismus — darf man doch kaum sagen, es ist aber der vollste Ernst des frommgläubigsten Christenthums, jedoch mit aller der demselben eigenen Willigkeit gegen Andere. Er ist (wie Du weißt, als Professor der Kriegswissenschaft zu Bern) durchaus zufrieden, ein schlichter, sparsamer Hausvater und hat ein Töchterchen. Ich las seine neuesten Briefe, die mir nur Achtung und Liebe einflößten. Ich fand noch seine alte Kraft darin, doch ohne Eitelkeit und ohne Aufwand der Phantasie, kaum hie und da ein Bild; das aber desto erfreulicher. Kürzlich bekam ich einen Gruß von ihm durch Louis[2]), der ihn gelegentlich besuchte, mit ein paar Zeilen. Er schickt mir 2 Brochuren, „der deutsche Michel", wegen Disteli's[3]) Zeichnungen dazu, und eine mit dem Titel „Georg Herwegh" (von dem er natürlich kein Freund ist). Er selber zeichnet noch; wovon und von Mehrerem mündlich.

---

[1]) Rudolf Lohbauer, Kaufmann's Schwager, zu Ende der sechziger Jahre in Bern gestorben.

[2]) Ein jüngerer Bruder Mörike's.

[3]) „Der deutsche Michel", von Wilh. Schulz, mit Zeichnungen von Disteli, dem bekannten Solothurner Illustrator.

Als wir an jenem Mittwoch Abend wieder in unser Heimwesen eintraten und ein Paketchen auf dem Tisch fanden, sagte Clara: „von Wermutshausen! Das ist doch der treueste!“ [1])

Ich lege noch das Lied von Kaufmann für Dich bei. Er wollte mir's zu diesem Zweck nicht gerne geben, weil Du ein Kenner seist und da und dort vielleicht noch eine Kleinigkeit fehle. Das Heft erscheine nächstens und dann soll ich's haben. Die Gedichte bringst Du mir gelegentlich wieder mit.

Noch eine Bitte. Laßt von dem heiklen Punkt mit seiner Frau gegen keine Seele etwas heraus. Es kommt so leicht an böse Mäuler. Vielleicht kann auch noch Alles gut werden. Sie würde mir bei einem Bruch in der Seele leid thun.

Leb' wohl! mit tausend Grüßen an die liebe C. [2]) und die Kinder

Dein treuer Eduard.“

---

[1]) Wilhelm Hartlaub.

[2]) Constanze Hartlaub. Vgl. Gedichte, S. 212.

Fortuna.

Roman

von

Alexander Kielland[1]).

I.

Abraham Lövdahl war jetzt Student.

Dem hübschen, kräftigen, neunzehnjährigen Jüngling mit dem munteren Sinne, dem es an nichts fehlte, sprang das Leben auf wie die Thüren eines Ballsaales, und er stürmte mit offenen Augen hinein.

Es lag damals noch über dem Studentenleben[2]) der letzte schwindende Schimmer einer schönen, unbekümmerten Zeit; es konnte noch von Idealen gesprochen werden, ohne daß Alle lachten, und wenn der Vorsitzende mit seiner klaren Stimme — das schmucke blonde Haupt zurückgeworfen — die schönen Worte durch den Saal erbrausen ließ, da fühlten die jungen Studenten mächtige Flügelschläge über sich hinziehen, es schwoll ihre Brust und es ward ihnen leicht im ganzen Körper, als ob sie mit fliegen könnten.

Abraham Lövdahl hatte auch gefühlt, wie ihm die Flügel wuchsen; der plötzliche Uebergang vom grauen Schulleben in Zwang und Einförmigkeit zu dieser goldenen Freiheit unter lauter Freunden berauschte ihn völlig.

All' der Glanz, in dem das Studentenleben aus der Ferne, während träge dahin schleppender Schulstunden, ihm entgegen leuchtete, hatte sich jetzt über sein eigenes Leben herabgesenkt; er fühlte die Erde nicht, auf die er trat, sondern schwebte, mit einem Freund in jedem Arm, hoch oben im Lichte schöner Worte und begeisterter Gefühle.

Das dauerte so lange, bis ihm die Flügel gestutzt wurden.

Es saß nämlich sowohl im Studentenverein selbst, als auch in andern Localen — stets auf bestimmten festen Plätzen — eine Schar begabter Leute,

---

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Chr. von Sarauw.

[2]) Es ist hier natürlich von dem norwegischen die Rede; zu bemerken ist, daß es in der norwegischen Studentenwelt keine Verbindungen nach dem Muster der deutschen gibt. Die Studenten bilden dahingegen einen großen Verein, der von einem Vorsitzenden geleitet wird. A. d. Ueb.

die darauf ausgingen, die jungen Männer zu rupfen, indem sie ihnen zwar nicht ihr Geld, aber wohl die schimmernden Federn abnahmen, die den Besten von ihnen gewachsen waren.

Es waren dies Leute überlegenen Geistes, die Alles durchgemacht und erlebt hatten. Es gab kein Ding im Himmel oder auf Erden, das sie nicht in einen Witz umgesetzt hätten; und als Abraham ein Jahr hindurch die Ehre genossen hatte, seinen festen bestimmten Platz unter ihnen einzunehmen, war er auch dazu im Stande, über Alles zu lachen — selbstbewußt, ohne Interessen, blasirt, gerupft.

Dann trat er ins Gesellschaftsleben ein, machte viel Glück und verlobte sich alsbald mit einer Tochter des Raths Meinhardt.

Dies ging ganz natürlich zu, da Frau Meinhardt es so wollte, und Abraham war über die Maßen glücklich.

Seine Braut war wohl auch glücklich; aber Clara war leidend; es war am Schluß des Winters, als sie verlobt wurden, und sie war so vertanzt, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte.

Clara Meinhardt war die schönste von den vier Schwestern im Hause; die Anderen waren zwar auch hübsch, aber Clara sah doch am besten aus, das sagte auch die Mama.

Abraham Lövdahl war die beste Partie, die zur Zeit vorhanden war; allerdings war er noch sehr jung, aber nach Frau Meinhardt's Ansicht war es gerade gut, daß die Herren sich jung verheiratheten, später würden sie so schlaff, meinte sie.

Die Medicin war deshalb kein Fach, das für ihn paßte; damit würde es zu lange dauern.

Abraham hatte indessen schon mit dem Studium der Medicin begonnen; er war immer mit dem Gedanken umgegangen, diejenige Wissenschaft zu wählen, in welcher sein Vater sich einen so großen Namen erworben — ja Abraham träumte sogar davon, das Werk des Vaters fortzusetzen und sich der Augenheilkunde als Specialität zu widmen.

Professor Lövdahl hatte es auch stets für selbstverständlich gehalten, daß sein Sohn Arzt würde.

Was half das Alles aber, wenn Frau Meinhardt es nicht wollte.

Abraham kämpfte erst halb im Scherz, dann in vollem Ernst mit dem ganzen Meinhardt'schen Hause; er zog aber den Kürzeren und ergab sich, als Clara eines Tages in Thränen aufgelöst sagte, nun verstehe sie, was er beabsichtige: er wolle durch seine Halsstarrigkeit einen Bruch herbeiführen.

Dem konnte er nicht widerstehen, und so ging er denn zur Jurisprudenz über. Der Professor gab zu dieser Veränderung seine Einwilligung leichter, als man dies hätte erwarten sollen. Er hatte eigentlich nichts dagegen einzuwenden, daß sein Sohn jetzt, wo er selber durch die neue Fabrik von der Wissenschaft ab- und ins praktische Leben hinübergezogen wurde, sich juristische Bildung erwerbe. Für Abraham aber ward diese Veränderung des Studiums eine heilsame Uebung, seinen Willen zu beugen und doch glücklich zu sein. Denn Clara lohnte es ihm und Frau Meinhardt verzieh ihm.

Vor allen Dingen war es doch am wichtigsten, glücklich unter zufriedenen

Umgebungen zu leben. Wohl gab er einen ihm lieben Lebensplan auf — und das war ein großes Opfer — aber er würde dafür belohnt werden, sagte er sich, und er ward keinem Princip untreu, denn dann hätte er niemals nachgegeben — gewiß nicht!

Daheim im großen Hause seines Vaters war das Leben still und friedlich dahingeglitten, gerade so, wie Abraham es liebte; starker Gemüthsbewegungen konnte er sich bloß von der Zeit der Mutter her erinnern.

Er konnte sie sich Zug für Zug ins Gedächtniß zurückrufen — namentlich die wunderbar tiefen Augen; aber es vermischte sich damit die Erinnerung an die vielen peinlichen Augenblicke, wenn er sündenvoll vor diesen unentrinnbaren Augen gestanden hatte, welche immer dasselbe von ihm verlangten: sei wahr und aufrichtig!

Er fühlte in seinem Innern eine starke Regung, dieser Forderung zu entsprechen; aber das Leben hatte ihm keinen Anlaß gegeben für seine wahre Ueberzeugung in die Schranken zu treten, und viele kleine Verdrießlichkeiten hatten bewirkt, daß es ihm fast peinlich war, an diese Mutter zu denken, welche er doch so sehr geliebt und so früh verloren hatte.

Sein jugendliches Blut nahm viele neuen Gedanken und Ideen auf, welche durchaus nicht für den Meinhardt'schen Salon und kaum für den Professor Lövdahl paßten. Seine politischen und religiösen Anschauungen veränderten sich rasch, denn es lag in ihm ein starker Drang zu Kritik und Opposition; aber er befand sich selbst in einer so eigenen Stellung: denn wo sollte er das anbringen, was in ihm gährte? Unter Denen, auf deren Liebe er Werth legte, hätte es nur nutzlosen Unfrieden und Mißverständnisse erregt; weshalb sollte er das, was ihm theuer war, aufs Spiel setzen, ohne etwas dafür zu erreichen?

Zum Ersatz dafür ging er unter seinen Kameraden so weit wie nur irgend Einer und seine wilden Paradoxe blitzten auf durch den Tabaksrauch, wenn die Freunde beisammen saßen und sich durch scharfes Zutrinken zu Beredsamkeit und großen Zukunftsideen begeisterten.

Abraham Lövdahl vollendete seine juristischen Studien in kurzer Zeit — getrieben durch das Verlangen, die Geliebte zu besitzen und angespornt durch die hellgrauen Augen der Frau Meinhardt. Nach einem kurzen Aufenthalt im väterlichen Hause und zu ungeduldig, um vorher noch eine Reise ins Ausland zu machen, hielt er in Christiania Hochzeit mit dem Fräulein Clara Meinhardt.

Auch die Neuvermählten unternahmen keine Reise, denn Frau Meinhardt war der Meinung, es sei weit besser, das viele Geld zu einem Sommeraufenthalt auf dem Lande zu verwenden; das junge Paar sollte allein für sich auf einem Bauernhofe ganz in der Nähe wohnen; dort könnten sie ebenso ungestört sein, als in der Schweiz.

Abraham war jedoch voller Ungeduld, zu seinem eigenen Heim zu kommen, sowohl um alle Meinhardts los zu werden, als auch um seiner jungen Frau zu zeigen, wie hübsch Alles in ihrem eigenen Hause für sie bereit stände.

Sie sollten den oberen Stock in Professor Lövdahl's großem, geräumigen Hause bewohnen; die stattliche Reihe der hohen alterthümlichen Zimmer prangte

an dem Sommerabend, an welchem das junge Paar einzog, in einer Fülle von Blumen, lag aber im letzten rothen Licht der Abendsonne halbdunkel da.

Der zweite Stock des großen Hauses erhob sich so hoch, daß man über die niedrigeren Häuser am Strande hinaussah; und die Bucht lag spiegelblank da und hielt die kleinen Inseln und glatten Eilande empor, während das Land, sich niedriger und niedriger senkend, nach dem Horizont, dem offenen Meere selber, hinabglitt.

Abraham liebte diese seine Küste und seine Brust schwoll, indem er seine Gattin ans offene Fenster ihres Speisezimmers führte:

„Ist es hier nicht schön, Clara?"

„Wo denn? Wo meinst Du?"

„Die Aussicht — das Meer — die Beleuchtung —"

„Es ist hier ja nicht ein einziger Baum zu sehen, Liebster!"

„Ach, Du thörichte Ostländerin," erwiderte er munter und schwang sie rund nach den Zimmern zu; „ist es denn hier nicht hübsch, wie?"

„Es ist fast ganz dunkel hier —"

„Ich werde Licht anzünden."

„Ach nein! Das ist nicht nöthig — das hat keine Eile."

Er aber zündete hier einen Candelaber und dort eine Lampe an, so daß ein ungleiches Licht durch die Zimmer fiel, und nun zog er sie mit sich fort, um ihr das Beste von Allem, ihr eigenes kleines Boudoir zu zeigen.

„Hier mag es bei Tage ganz angenehm sein," sagte sie und befühlte die Portière, „kommt die Sonne hierher?"

„Den ganzen lieben Tag!" erwiderte Abraham froh.

„Ach — dann muß ja Alles überzogen werden, wir können doch nicht unsere besten Möbeln durch die Sonne verderben lassen."

„Ach was, das soll uns jetzt nicht kümmern; ein wenig Sonnenschein können sie schon vertragen, aber hier sollst Du das Prächtigste von Allem sehen — den Nähtisch meiner seligen Mutter; er wurde vor vielen Jahren von einem der Schiffer meines Großvaters aus Japan mitgebracht."

„Das kann man ihm auch ansehen."

„Wie meinst Du, Clara?"

„Ach, Liebster, sieh' all' dies Gold und diese häßlichen Figuren; das ist durchaus nicht geschmackvoll."

„Hör' nun, Clara, da irrst Du Dich denn doch; sieh' hier den Jäger auf der Platte mit dem Falken auf der Hand und die eingelegten Goldfiguren — es ist wirklich ein Prachtstück, das nach dem Urtheil von Kennern einem Museum zur Zierde gereichen würde."

„Nun ja, aber ich wünsche mir kein Museum."

„Du mußt aber doch verstehen können —"

„Jawohl, ich kann ausgezeichnet gut verstehen, daß Du über dies alte Möbel entzückt bist, weil es von Deiner Mutter stammt, die Du so sehr liebtest; dann mußt Du aber auch einräumen, daß man dergleichen heut zu Tage doch nicht mehr braucht."

Er antwortete nicht und machte den Tisch wieder zu.

„Weißt Du aber, was das Hübscheste ist, das ich hier im Hause gesehen habe?“ fragte Clara, indem sie ihr Haar vor dem Spiegel ordnete.

„Vermuthlich Du selber.“

„Geh', sei doch nicht unartig,“ rief Clara, indem sich eine stramme Falte um ihren Mund legte.

„Nein, nein,“ rief er lachend, „das kam mir nur so in den Mund, wie ich Dich im Spiegel sah, denn Du bist wirklich das Hübscheste und Liebste hier im Hause“ — und durch viele solche Worte und Liebkosungen ließ Clara sich versöhnen und sagte:

„Von Allem was ich bisher hier gesehen habe, ist Dein Vater wirklich am hübschesten.“

„Ja, nicht wahr!“ rief Abraham froh, „ist das nicht ein herrlicher Mann?“

„Er hat etwas so Distinguirtes an sich; das ist ein Mann, der selbst in der Hauptstadt Aufmerksamkeit erregen würde.“

„Ja, das will ich gern glauben,“ sagte Abraham mit überlegenem Lächeln.

Nun glaubte Clara, daß er dabei an ihren Vater, ein eingeschrumpftes Männchen, dächte und sie versetzte:

„Du bist gewiß Deiner Mutter am ähnlichsten, Abraham.“

„Soll das ein kleiner Hieb sein?“

„Ein Hieb? Du lieber Himmel, wie kann Dir das einfallen? — Deine Mutter, die Du so sehr liebtest —“

„Ja, ja — es klang nur so sonderbar, da Du gerade meinen Vater so stark herausgestrichen hattest.“

„Hör', Abraham, Du bist wirklich etwas unausstehlich mit Deinem Argwohn —“

„— Ich argwöhnisch, aber liebe Clara, wie kannst Du das nur sagen —“

„Ja, das bist Du; Du bist furchtbar argwöhnisch; immer glaubst Du, daß das unschuldigste Wort —“

„Aber laß uns doch nicht unseren Einzug ins Haus mit Gezänk und Mißverständniß halten; wir wollen jetzt zur Ruh, Clärchen!“ — und dabei umschlang er sie munter und zog sie mit sich fort. Sie folgte nur widerstrebend und wollte nicht in seinen frohen Ton einstimmen.

Als sie nun aber in ihr Ankleidezimmer und das Schlafzimmer kam, ward ihr weich ums Herz.

Es waren hier so viele Dinge, welche die bescheidene Meinhardt'sche Wohnung nicht aufzuweisen hatte, und das Ganze war mit einem Luxus und Geschmack ausgestattet, der sie völlig in Erstaunen setzte.

Sie küßte ihren Mann und sagte: „Ach, eine solche Einrichtung habe ich mir immer gewünscht.“

Voll Entzücken ging Abraham hinaus, um zu sehen, ob Alles im Hause in Ordnung und die Fenster geschlossen seien, und zuletzt kam er in das kleine Gemach seiner Gattin und blieb vor dem japanesischen Schreibtisch stehen.

Von seiner frühesten Kindheit an hatte er gesehen, wie sich die Fremden um dies Prachtstück sammelten, so daß er dazu gekommen war, es für etwas von dem Merkwürdigsten und Schönsten in der Welt anzusehen. Er kannte jede

Feder an dem bunten Falken und die schiefen Augen im gelben Antlitz des Jägers.

Und während er so da stand, murmelte er: „Das alte Möbel, sagte sie — das kann sie nicht meinen, sie meinte nichts Böses damit."

II.

Der Bankdirector Christensen näherte sich dem Schluß seiner Rede; er wechselte einen Blick mit dem Professor Lövdahl, indem er sich von seinem Präsidentensitz zu seinen Collegen vornüberbeugte und seine Stimme zu einem vertraulichen Ton dämpfte:

„Obwohl nun aber, meine Herren, in all' dem Erwähnten keineswegs eine directe Gefahr liegt für die Zukunft der Fabrik, so müssen wir doch auf alle Umstände, welche schädlich oder dienlich einwirken können, genau Acht geben, und überhaupt die Interessen unserer Mitactionäre nach Kräften zu fördern suchen. Und da nun die Preise mehrerer unserer wichtigsten Producte unleugbar eine Tendenz zum Herabgehen zeigen, so müssen wir, meiner Ansicht nach, alle unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet halten, die Betriebskosten einzuschränken. Dies kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder dadurch, daß wir für eine Zeitlang einzelne Zweige des Geschäfts einstellen und eine Anzahl Arbeiter entlassen, oder dadurch, daß alle Verwaltungskosten und Besoldungen so viel wie möglich herabgesetzt werden."

„Ich meines Theils," nahm jetzt der Professor Lövdahl das Wort, „möchte mich gegen jede Einschränkung des Betriebes aussprechen, eben sowohl um unserer braven Arbeiter willen, wie auch aus dem Grunde, daß ich keineswegs die Bedenken des Herrn Vorsitzenden theile. Ich bin sehr dazu geneigt, einzuräumen, daß die Anlage selber etwas kostbar war, daß mehrere Ausgaben, die von Anfang an nothwendig erscheinen mochten, jetzt kaum dafür angesehen werden können, und dergleichen mehr. Aber ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Fabrik „Fortuna", wenn sie mit Geschick und vernünftiger Sparsamkeit geleitet wird, sich — wenn auch nicht als eine Goldgrube — so doch als ein gutes Geschäft für die Actionäre erweisen wird, gleichwie sie schon jetzt ein Segen für die Stadt ist."

Jetzt sollte, der getroffenen Abrede gemäß, an diesem Punkt der Verhandlungen, der Consul With eine bedeutende Herabsetzung der jährlichen Gage des Directors Michael Mordtmann vorschlagen; allein ehe Jener zu Worte kam, erhob der junge Director sich — er war ausdrücklich eingeladen worden, dieser Sitzung des Verwaltungsraths beizuwohnen.

„Meine Herren," sagte er leicht und ungezwungen, „es gereicht mir zu einer gewissen Befriedigung, daß die heutigen Verhandlungen eine solche Wendung genommen haben; denn es ist mir dadurch leichter gemacht worden, etwas zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich habe selbst mit Bekümmerniß das Fallen der Preise im Auslande beobachtet, und ohne mich im Uebrigen gar zu sehr dadurch beängstigen zu lassen, habe ich einsehen müssen, daß jetzt und für die nächste Zukunft jede Ersparniß von der allergrößten Wichtigkeit ist. Ich habe daher Umschau gehalten, in alle Winkel und Falten hineingeblickt, ob sich nicht irgend

etwas Ueberflüssiges und Entbehrliches, ein Posten, den man sparen könnte, sollte finden lassen. Und da habe ich schließlich wirklich etwas Ueberflüssiges entdeckt, etwas, das, wie ich glaube, die Fabrik jetzt gut entbehren kann, und das, meine Herren, bin ich selber." Die Herren Verwaltungsräthe machten große Augen, er aber fuhr lächelnd und liebenswürdig fort:

„So nothwendig ich, ich darf es wohl sagen, bei der Anlage der Fabrik war, so überflüssig bin ich jetzt geworden, nachdem Alles in Schwung gekommen ist, da nun die Arbeiter und das Comptoirpersonal eingeübt sind und der Verwaltungsrath aus den sachkundigsten und hervorragendsten Geschäftsleuten der Stadt besteht. Es war deshalb schon lange meine Absicht, die Einziehung meines Postens zu beantragen; es könnte dann ein Theil der laufenden Geschäfte dem Bevollmächtigten Marcussen überlassen werden und im Uebrigen wäre die Fabrik unmittelbar von dem verehrlichen Verwaltungsrath zu leiten. Es hat mich Ueberwindung gekostet, mit diesem Antrag hervorzutreten, einmal weil doch eine gewisse Selbstverleugnung dazu gehört, die eigene Entbehrlichkeit einzusehen, und dann muß ich auch gestehen — was übrigens selbstverständlich ist —, daß ich ungern von dieser Fabrik, die mir lieb geworden ist, und von einem so angenehmen Zusammenwirken, wie mit Ihnen, meine Herren, scheide!"

Es entstand eine Pause nach diesen Worten; der Consul With triumphirte über diese glückliche Wendung der Sache und lächelte zum Professor Lövdahl hinüber; der Bankdirector Christensen aber rieb seine große Nase und verdeckte die Augen mit den Fingern, während er argwöhnisch zu Mordtmann hinüber schielte. Eigentlich war der Plan einer Verschwörung im Schoß der Direction zur Entfernung Mordtmann's vom Professor Lövdahl ausgegangen, und nun trat dieser freiwillig beim ersten Anlaß zurück. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

„Ich kann als Vorsitzender nicht — wenigstens nicht ohne genauere Motivirung — einräumen," versetzte der Bankdirector, „daß Herr Mordtmann plötzlich als Director sollte ganz überflüssig geworden sein. Es müßte jedenfalls einige Zeit vergehen —"

„Entschuldigen Sie, Herr Bankdirector," sagte Mordtmann wieder, „aber aus persönlichen Gründen wollte ich eben den geehrten Verwaltungsrath ersuchen, mir zu gestatten, daß ich schon zu Neujahr abtrete."

„Schon zu Neujahr!" rief der Vorsitzende, dem die Sache immer bedenklicher wurde.

„Wir entbehren natürlich sehr ungern einen so tüchtigen Leiter der Fabrik," versetzte der Consul With; „wenn aber Herr Mordtmann es selber wünscht, so — —"

„Haben wir," ergänzte der Professor, „allen Anlaß, unsererseits mit größter Bereitwilligkeit seinem Verlangen zu entsprechen, wie sehr wir auch bedauern müssen —"

„Haben aber die Herren Collegen auch daran gedacht, wie sehr für uns die Verantwortung und die Arbeit erhöht wird, wenn der Director jetzt plötzlich zurücktritt?" fragte Christensen. „Ich meines Theils könnte in diesem Fall nicht länger den Vorsitz führen — es würde mir zu schwer werden, zumal da meine Gesundheit —" und halb verdeckt durch seine große weiße Hand, welche er im

Gesichte herumführte, beobachtete er aufmerksam die Anderen, in der festen Ueberzeugung, daß Alle, wie gewöhnlich, versichern würden, daß er unentbehrlich sei.

Der Professor Lövdahl aber schnitt den Anderen das Wort ab und sagte ganz trocken:

„Wenn es das Gedeihen unserer Fabrik gilt, so glaube ich, daß Jeder von uns mit Freuden die äußersten Anstrengungen machen wird."

Der Bankdirector Christensen war einen Augenblick unschlüssig. Er hatte bisher in dem kleinen Kreise von Männern, welche Directoren, Administratoren oder Repräsentanten aller möglichen Einrichtungen und Anlagen in der Stadt waren, unbestritten den ersten Platz eingenommen. Es war seine Lust, Versammlungen abzuhalten und zu leiten, Beschlüsse abzufassen, und seine eigene sonore Stimme über wohlgeformte, edle und erhabene Redewendungen hinrollen zu hören. Andererseits aber besaß er einen außerordentlich feinen Tact in Handelsgeschäften, seine große weiche Nase witterte gleichsam das schlechte Geschäft schon auf weitere Abstände; nachdem er noch einmal einen verstohlenen Blick auf Mordtmann geworfen hatte, faßte er seinen Entschluß und sagte:

„Ich hege keine übertriebenen Vorstellungen von meiner eigenen Bedeutung als Vorsitzender, da aber dieser Posten jetzt für mich zu schwierig werden wird, so will ich Sie, meine Herren, bitten, bei der bevorstehenden Generalversammlung einen Anderen an meine Stelle zu wählen."

Ein unzufriedenes abwehrendes Murmeln ging um den Tisch herum, allein Christensen fuhr fort: „Ja — ja! — lassen wir es dabei, meine Herren! Mein Gesundheitszustand ist, wie Sie wissen, nicht der beste, und die wachsende Entwickelung der Stadt nimmt doch auf vielfache Weise ihre — ihre mehr in den Vordergrund gestellten Bürger in Anspruch. Außerdem muß ich geradezu gestehen, daß ich nicht die Sachkenntniß —"

„Ach, Herr Bankdirector!" riefen Mehrere der Anwesenden lächelnd.

„Es ist mein voller Ernst," entgegnete Christensen; „es ist, wie ich glaube, überhaupt nur Einer unter uns da, der die nöthigen chemischen Kenntnisse besitzt — ich meine den Professor Lövdahl. Sollte er geneigt sein, den Posten als Vorsitzender zu übernehmen, so zweifle ich nicht daran, daß die Generalversammlung einer solchen Uebereinkunft freudig zustimmen würde."

„Sie wissen Alle, meine Herren, daß ich mich bisher vorzugsweise mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt habe und Handelsangelegenheiten mir fremd waren," begann der Professor, „und ich bin überhaupt von vornherein hauptsächlich nur deshalb in die Direction getreten, um ein Unternehmen in Gang zu bringen, von dem sich erwarten ließ, es würde unserer Stadt zum Heil und Segen gereichen. Später aber ist es mir so ergangen, daß mir die Fabrik nach und nach ans Herz gewachsen ist, und sollten ihr jetzt schwere Zeiten bevorstehen, so würde ich ihr sicher alle meine Kräfte zu Gebote stellen; allein ich bin kein Jüngling mehr und kann nicht so wie Herr Mordtmann, bald hier, bald dort sein."

„Selbstverständlich müßte man dem Vorsitzenden einen Gehilfen beigeben —"

„Verzeihen Sie, meine Herren — ich möchte nicht gern indiscret erscheinen, aber ich möchte Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken, daß der Sohn des Pro-

fessors Lövdahl jüngst sein juristisches Examen rühmlich bestanden hat. Sollte es für diesen jungen Mann nicht gut und angenehm sein, einen solchen Posten zu übernehmen, um damit seine Carrière zu beginnen? Seine juristischen Kenntnisse würden, das kann ich Sie versichern, in manchen Fällen unserer Fabrik sehr zu Statten kommen."

Der Professor Lövdahl gerieth in Verwirrung, zum zweiten Male durchschaute dieser Mordtmann heute seine geheimsten Gedanken; ganz so hatte er sich den Ausfall der Sache gedacht, aber er hatte sich auf viele kleine Intriguen gefaßt gemacht, um ans Ziel zu gelangen. Und jetzt ward ihm Alles in einem Augenblick zugeführt — von eben demselben Manne, den er hatte stürzen wollen.

Denn nun ward schnell und fast ohne Verhandlungen beschlossen, der Generalversammlung folgende Vorschläge zu diesen Veränderungen vorzulegen: der Posten des Directors in seiner bisherigen Gestalt wird aufgehoben, wohingegen der Verwaltungsrath selbst, mit dem Professor Lövdahl als Vorsitzenden die unmittelbare Leitung der Fabrik übernimmt; dem Vorsitzenden ist es gestattet, nach eigener Wahl einen Gehilfen anzunehmen, dessen Gehalt von der Generalversammlung festgesetzt wird.

Als die Sitzung aufgehoben war, nahm der Consul With beim Fortgehen den Professor Lövdahl unter den Arm und wünschte ihm Glück zu dem erreichten Resultat. „Können Sie aber begreifen, Lövdahl," fuhr er fort, „was es mit dem Mordtmann für eine Bewandtniß haben mag? Hatten wir uns doch immer gedacht, daß er sich mit Händen und Füßen an diesen Posten festklammern würde! Er muß gemerkt haben, daß die Stimmung zu sehr gegen ihn war."

„Vermuthlich," erwiderte Lövdahl zerstreut. Als er aber vom Consul Abschied genommen hatte, blieb er auf dem kleinen Platze vor seinem Hause stehen und sah über den Hafen hin, wo die rauchenden Schornsteine der Fabrik „Fortuna" sich gegen den Himmel abhoben.

Die Leute, die an ihm vorübergingen, grüßten ehrerbietig die stattliche Gestalt, wie er da stand, gelehnt auf seinen Rohrstock mit dem Griff von Elfenbein, ein Geschenk seiner früheren Collegen an der Universität.

Er grüßte wieder ohne hinzusehen, denn er dachte an das, was mit Mordtmann vorgefallen war. Der Professor hatte diesen Menschen immer gehaßt, immer auf die Fabrik und ihre Leitung genau Acht gegeben und Mordtmann nie aus den Augen gelassen; dies jedoch niemals in einer Weise, welche persönliche Bitterkeit hätte verrathen können, sondern nur als gewissenhafter Verwaltungsrath.

Endlich hatte er es so weit gebracht, daß eine Partei innerhalb des Verwaltungsraths gegen den Director ungünstig gestimmt war; Einer fand, er sei zu kostbar, ein Anderer hatte eine persönliche Abneigung gegen ihn und der gutmüthige Consul With folgte seinem Freunde, dem Professor.

Und mit einem Male — freiwillig, lächelnd — gab Mordtmann Alles auf und zog sich zurück.

So hatte der Professor sich es nicht gewünscht, am Ziele zu stehen; der Andere hätte verdrängt, hinausgeworfen, gedemüthigt sein sollen!

Aber nun war er fort, und das war die Hauptsache. Vor der vermehrten

Arbeit und Verantwortung fürchtete der Professor sich nicht. Er hatte in diesen Jahren wirklich Lust dazu bekommen, den großen, verschiedenartigen Betrieb, der so gut im Gange war und so Viele beschäftigte, zu leiten, und er brannte vor Begierde zu zeigen, wie Alles ganz anders und besser ohne den Mordtmann, diesen Charlatan, gehen solle.

Am meisten aber erfreute ihn der Gedanke, Abraham zum Gehilfen zu erhalten. Die jungen Leute sollten oben im Hause wohnen, und all' die bitteren Erinnerungen sich in die Winkel verkriechen und verschwinden. —

Der Bankdirector Christensen aber war in seinem Privatcomptoir, wo die Sitzung abgehalten worden war, sitzen geblieben und konnte sich von der Ungewißheit und dem Mißtrauen, das ihn erfüllte, nicht losmachen.

Was würde seine Gattin sagen, wenn sie erfuhr, daß er den Platz als Vorsitzender aufgegeben habe, und noch dazu um Professor Lövdahl's willen, welcher eigentlich gar nicht zum Kreise gehörte! Denn sie wollte, daß er der Erste, unbedingt der Erste in der Stadt sei, und das war er bisher auch gewesen.

Es würde einen Heidenlärm geben — und dennoch reute es ihn nicht. Er faßte sich an seiner untrüglichen Nase: es mußte etwas in der Luft liegen! Mordtmann war nicht der Mann dazu, eine solche Stellung ohne Grund aufzugeben; er war ein kluger Bursche und sein Vater, Isaak Mordtmann und Comp. in Bergen, war noch klüger; sie waren keine von den Ratten, die das Schiff verließen, ehe die Gefahr da war.

Deshalb ermannte er sich und beschloß zu dulden, was nicht zu vermeiden war; und selbst wenn ihn dies hätte retten können, wollte er seiner Gattin gegenüber nicht den geringsten Zweifel über die Solidität der „Fortuna" äußern; dafür hatte er zu viele gute Actien und sie zu viele gute Freundinnen. —

Michael Mordtmann aber schrieb an demselben Tage an seinen Vater:

„Die Sache ging leichter, als wir es uns gedacht hatten. Ich ergriff in einer Sitzung des Verwaltungsraths eine zufällige Mißstimmung — Du kannst Dir wohl denken, von wem dieselbe kam — und ehe Jemand sich dessen versah, war ich mit der ganzen Geschichte fertig. Ich bin sehr froh darüber, obgleich ich jetzt vorläufig ohne Stelle bin; allein ich denke, Du wirst schon etwas für mich finden. Was die Fabrik selbst betrifft, so bin ich vollständig mit Deinen Aeußerungen in Deinem Briefe vom 18. vorigen Monats einverstanden." —

So geschah es, daß Professor Lövdahl mit der Handelswelt der Stadt in nähere Verbindung trat, was er bisher zu vermeiden gesucht hatte.

Immer stärker aber wuchs sein Interesse für die Fabrik, je klarer ihm die ganze Arbeit und die großartige Einrichtung wurden. Er las ausländische Werke und Zeitschriften, machte Veränderungen und Verbesserungen und trug sich mit großen Plänen zu kostbaren Maschinen und neuen Betriebsweisen.

Seine ärztliche Praxis war nicht von Bedeutung und beschränkte sich allmälig auf einige gute alte Häuser, die er eigentlich mehr als Freund besuchte.

Dahingegen wurden nach und nach seine Empfangs- und Studirzimmer in Comptoirs verwandelt; er nahm einen Cassirer und einen jungen Mann zur Besorgung von Aufträgen an, und Agenten und Makler gingen aus und ein, wie auf einem gewöhnlichen Kaufmannscomptoir.

Eines Tages schwatzte ein aufdringlicher Kornmakler halb im Scherz ihm eine Ladung Roggen auf, die von Danzig abgehen sollte.

Der Professor befand sich während dieser Zeit in einer großen Spannung, die für ihn ganz neu war; er ärgerte sich im Grunde, aber die Roggenpreise stiegen. Trotzdem ärgerte er sich; was sollte er unter diesen Krämern und Speculanten, die er stets verachtet hatte — der Roggen aber stieg immerfort.

Und als nun 3000 Kronen als reiner Gewinn vor ihm auf dem Pulte lagen, da empfand der Professor ein ganz neues und eigenthümliches Wohlbehagen.

Durch seine Heirath war er zu bedeutendem Reichthum gelangt, allein die offene Verachtung der Krämer gepaart mit einem geheimen Respect vor dem Gelde, wie sie den Beamtenfamilien eigen war, lag ihm noch von seiner Jugend her im Blute.

Das Vermögen seiner Gattin hatte er mit Klugheit und Vorsicht verwaltet; er hatte sich der behaglichen Sicherheit erfreut, welche der Besitz des Geldes gewährt, ohne das unmittelbare Gefühl von der Macht des Geldes und seiner mannigfachen Wirkungen bekommen zu haben.

Dieses Geld aber, das vor ihm auf dem Pulte lag, hatte etwas ganz Besonderes an sich; er hatte es selbst in kurzer Frist, ohne jede Anstrengung erworben, er hatte es in seiner Macht mehr zu erwerben. Zum ersten Male hatte er das berauschende Gefühl, in seiner Hand etwas von der Kraft zu halten, die wie eine Naturmacht die Menschen beugt und emporhebt; und während er über die Banknoten hinstrich, durchzuckte es seine Finger, und es schien ihm förmlich, als dufte das zerknitterte Papier. —

Als Abraham nach Hause kam, staunte er über die Veränderung, die mit seinem Vater vorgegangen, wie jung er wieder geworden und wie eifrig er mit verschiedenen großen Unternehmungen beschäftigt war; die Fabrik „Fortuna" aber nahm darunter noch den ersten Platz ein.

Abraham erhielt seinen Platz an einem neuen Pult und machte sich glücklich und voll Muth an die Arbeit.

III.

„Treten Sie ein — treten Sie ein, Herr Lövdahl, daß Sie sehen können, wie es armen Leuten geht; das wird Ihnen gut thun; und überdies ist es ja Mode! Die Arbeitsherren kennen ja jetzt das Leben und die Verhältnisse ihrer Arbeiter aus dem Grunde. Und betrachten Sie die Literatur, da gibt's bloß kleine Leute, arme Leute, Arbeiter — o, mein hochgeehrter Herr, Alles fließt über vor Mitleid und Verständniß — in der That eine nette Welt, in der wir leben — wie meinen Sie?"

Damit wies er umher in der kleinen dunklen Stube, die fast nichts enthielt. Nur dicht am Fenster lag ein Haufen von Weidenruthen, die zum Theil geschält waren und mitten darunter saß ein junges Mädchen und flocht Körbe.

„Wen hast Du da mitgebracht, Vater?" fragte sie mit scharfer Betonung.

„Das ist der junge Lövdahl, der junge Director — sagt man; ja, Herr, sie ist blind," fügte er trocken hinzu, „aber nichts Seltenes bei armen Leuten, kleinen Leuten und Arbeitern."

Die Tochter lächelte bitter und wandte die erloschenen wasserblauen Augen gegen das Licht, während ihre kleinen weißen Finger eine Weidenruthe bogen.

Abraham Lövdahl fühlte sich unangenehm berührt, und als der Alte in die kleine Küche hinausging, um seinen Nachmittagskaffee zu holen, sagte er verlegen:

„Sind Sie immer — sind Sie von Kindheit an so unglücklich gewesen?"

Das junge Mädchen wandte sich um bei dem ersten Laut seiner Stimme, senkte die Augen und horchte aufmerksam auf die wenigen Worte, die er sprach.

Aber als sie so da saß und er nicht genöthigt war, in diese peinlich leeren Augen zu starren, da fühlte er sich durch ihre wunderbare Schönheit getroffen.

Der bittere und mißvergnügte Zug, der um den Mund lag und in den leicht emporgezogenen Nasenflügeln zuckte, verschwand nun, und die reine Stirn mit dem dunkelblonden welligen Haar lag so unschuldig traurig über den erloschenen Augen, über dem mageren, schwermüthigen Antlitz.

„Sagen Sie es noch einmal," bat sie.

„Hörst Du nicht, Grethe, der feine Herr erzeigt Dir die Ehre, Dich zu fragen, ob Du blindgeboren bist. Ja, Herr Lövdahl, so ist es — schlechtes Blut, schlechtes armes Blut!"

Der Alte setzte sich nieder, in der einen Hand die Kaffeetasse, in der anderen ein Stück Brot — grobes Roggenbrot mit dünner, salzklumpiger Butter.

Abraham Lövdahl hatte in der kurzen Zeit, die er bei der Fabrik zugebracht, gefunden, daß der Verkehr mit den Arbeitern leicht und angenehm sei; nur der alte Maschinenmeister gefiel ihm durchaus nicht und es ärgerte ihn, daß er sich in seine Stube hatte hineinlocken lassen.

„Ja, ja, schwarzer Kaffee, schwarzes Brot und Butter, die zwischen den Zähnen knirscht wie Glasscherben — das kann man dem Herrn wohl noch nicht bieten?"

„Noch nicht?" versetzte Abraham mit einem etwas stutzigen Blick auf den Alten.

„Nun ja! Man kann niemals wissen, was man zu essen gezwungen ist — ehe man todt ist — wie meinen Sie?"

Er lachte laut auf über seinen Witz; das junge Mädchen lachte mit, hielt aber bald auf und beugte sich über ihre Arbeit. Abraham aber, der diese Leute durchaus nicht verstand, nahm Abschied und ging auf die Thür zu.

„Wenn Sie wiederkommen, müssen Sie sich Grethe's Körbe ansehen," rief der Alte wieder.

„Er kommt niemals wieder, Vater," sagte die Tochter halblaut; Abraham jedoch hörte es und es war etwas in dem Ton ihrer Stimme, das ihn rührte.

„Ich will gern wieder vorsprechen, wenn ich vorbeikomme und mir ihre Körbe ansehen; ich werde gewiß Körbe für mein neues Haus brauchen," sagte er, freundlich sich ans Mädchen wendend, und ging fort, ohne sich weiter um den Alten zu bekümmern. —

„Dieser alte Steffensen," sagte Abraham zu seinem Vater, als er heimkam, „was für ein Mensch ist das eigentlich?"

„Ach, der ist ein Rabulist, der alles Mögliche auf der Welt versucht, und nie etwas getaugt hat."

„Aber er hält die Maschinen doch gut im Stande —"

„Ja wohl, allerdings — Mordtmann protegirte ihn, sie haben Beide etwas vom Charlatan an sich. Steffensen aber ist ein unruhiger Kopf, der nicht zu einer ordentlichen Fabrik, wie die unsrige paßt."

„Du denkst doch wohl nicht daran, ihn zu verabschieden?"

„Ja wohl, bei der ersten Gelegenheit."

„Aber er ist arm, Vater!"

„Man behauptet, er sei reich."

„Er hat eine blinde Tochter."

„So? Hat er eine Tochter?"

„Ich meinte, Du hättest ihre Augen gesehen, es scheint ein interessanter Fall zu sein."

„So?" erwiderte der Professor und fuhr mit seiner Arbeit fort.

Abraham jedoch beschloß, sich Gretchen's Augen näher anzusehen, wenn er wieder dahin käme. Alle Bücher des Professors waren in den ersten Stock hinaufgebracht und Abraham brachte dort viele Stunden zu, namentlich Sonntags, wenn die Anderen in der Kirche waren. —

Abraham und seine junge Frau sollten zum ersten Male eine Abendgesellschaft geben. Der Professor hatte es so gewünscht und seine Dienstboten waren mit allen Vorkehrungen dazu beauftragt.

Gleichwohl war die junge Frau in solcher Spannung, daß sie mit ihrer Toilette gar nicht zu Stande kommen konnte. Abraham ging in großer Aufregung durch die Zimmer; die Zeit, wo die Gäste kommen sollten, rückte heran, er stellte sich an das Ankleidezimmer seiner Gattin und horchte. Das Mädchen kam heraus — nein, die gnädige Frau war noch nicht ganz fertig.

„Liebe Clara, ich bitte Dich," sprach Abraham zu ihr hineintretend, „könntest Du Dich nicht etwas beeilen, und wenn auch nicht um der Anderen, so wenigstens um Vaters Willen —!"

„Theurer Freund! Sprich doch nicht von Deinem Vater! Ein Mann wie der würde mich nie so überangestrengt und gehetzt haben, er hätte Rücksichten auf meine Gesundheit genommen — —"

„Nun ja, meinetwegen, dann wollen wir absagen."

„Du bist wirklich unausstehlich, Abraham, Du sprichst gegen Deine Ueberzeugung —"

„Wenn Du Dich aber wirklich so schlecht befindest —"

„Wenn! Du glaubst mir also wohl nicht einmal?" —

Nichtsdestoweniger ging sie ihrem Schwiegervater, als er eintrat, lebhaft und strahlend entgegen, und nahm erröthend seine wohlgemeinten, etwas altväterischen Artigkeiten an, während Abraham die Kraft bewundern mußte, mit welcher die eben noch so hinfällige Clara ihr Unwohlsein zu überwinden vermochte, wenn es erst galt.

Oder vielmehr ärgerte er sich darüber, daß er genöthigt sei, zu thun, als ob er an dies Unwohlsein glaubte, diese bleierne Mattheit, die sich im Nu wegblasen ließ. Er sagte sich, daß dies Grillen seien, welche Clara von der Mutter

her mitgebracht habe; die wolle er ihr schon austreiben; übrigens versicherten ihn Alle, daß sie entzückend sei.

Die Gesellschaft nahm einen günstigen Verlauf; die alten Herren spielten Karten, im Saal ward musizirt; das Ganze hatte ein festliches Gepräge und die Gäste hatten in dem neuen Hause auch so viel zu sehen und zu bewundern.

Als aber Alles im besten Zuge war, entdeckte Abraham plötzlich einige Falten um den Mund seiner Gattin, eine lebendige Copie der Falten, die er oft genau an der Frau Meinhardt gesehen.

Clara ward auf einmal ganz still, sah an ihm vorbei in die Luft hinein, und wenn er geradezu ein Wort an sie richtete, hörte sie es nicht. Selbst im allgemeinen Gespräch trat eine Pause ein, es legte sich ein Dämpfer über die Lebhaftigkeit und es ging gleichsam ein Kältestrom von der jungen Wirthin aus.

Eine ungemüthliche Stimmung bemächtigte sich Aller. Einer sah den Anderen an, und Abraham's Freund, Peter Kruse, flüsterte ihm zu: „Da hast Du Dir 'was Nettes auf den Hals geladen, mein guter Abraham a Santa Clara!"

Abraham kämpfte den ganzen Abend wie ein Verzweifelter gegen diese Falten; er gerieth in fieberhafte Munterkeit, um die Stimmung im Gange zu erhalten; aber Keiner konnte sich unter dem eiskalten Lächeln der Wirthin recht wohl fühlen.

Er näherte sich ihr, um ihr etwas zuzuflüstern, sie wandte sich ab und sprach zu dem Nächsten; er sah sie bittend an, sie möge aufthauen und diese häßliche Komödie aufgeben; hätte er etwas verbrochen — und er hatte eine Ahnung davon — so könnten sie ja hinterher davon sprechen — nur nicht hier, nur nicht vor allen diesen Fremden sich solche Blöße geben.

Er hätte jedoch eben so gut den Ofen beschwören können; sie verhielt sich die ganze Zeit hindurch steif, kalt und höflich oder auch unhöflich, wie es eben fiel. Als Abraham endlich — von den Beschwerden des Tages ermattet — den letzten Gast zur Thüre begleitet hatte, lief er schnell durch die Zimmer zum Boudoir seiner Gattin, die ihn hier erwartete, aber that, als ordne sie etwas an den Blumen.

„Nun, was hast Du denn, Clara, antworte, was ist geschehen?" rief er und stellte sich gerade vor sie hin.

„Was denn, was meinst Du?"

„O, Du weißt recht gut, was ich meine, Dein Benehmen den ganzen Abend! Plötzlich, ehe man sich's versieht, sitzest Du da wie eine Mumie, lächelst nicht — antwortest nicht."

„Wenn ich meine Mißstimmung zuletzt nicht verbergen konnte — obwohl der Himmel weiß, daß ich mich aus allen Kräften anstrengte — so kennst Du selbst sehr gut den Grund und brauchst nicht zu fragen."

„Ich kenne den Grund nicht; ich ahne wohl, daß Du über mich mißvergnügt warst, aber ich weiß wahrhaftig nicht, was ich gethan habe."

„Und das wagst Du zu behaupten! Du erinnerst Dich wohl nicht, wie Du hinter dem Fortepiano saßest und Dich dicht an die leichtfertige Lina With lehntest —"

„Wir saßen ja gar nicht hinter dem Fortepiano —"

„Ach, Ihr waret kaum zu entdecken, aber an Eurem Gelächter konnte man hören, was für Dinge Ihr verhandeltet. Und als ich mich nun näherte, weil ich mich Deinethalben schämte, um freundlich und zuvorkommend ihr etwas über ihr Kleid zu sagen —"

„Ja, Du sagtest, Du fändest die grüne Farbe nicht hübsch —"

„Da sagte sie äußerst impertinent, es ist blau, meine Liebe! Und Du, was thast Du?"

„Ich sagte gewiß auch, es sei blau, denn blau war es."

„Grün war es, hörst Du — gras — spinatgrün war es! Es ist mir übrigens durchaus gleich; Du kannst Dir nicht denken, wie furchtbar gleichgültig es mir ist, ob die knöcherne Gestalt sich mit Grün oder Blau bezieht; aber das Häßliche an Dir, was Dir so ähnlich sieht, ist, daß Du selbst in den kleinsten und gleichgültigsten Fragen Dich auf die Seite der Gegenpartei stellst und mir nie zu Hilfe kommst."

„Aber, beste Clara, wenn mir das Kleid nun wirklich blau vorkam —"

„Weshalb glaubst Du, es sei Dir blau vorgekommen — natürlich nur darum, weil diese widerliche Lina With es sagte; darum standest Du sogleich auf ihrer Seite, aber ich, Deine eigene Frau —"

„Scheint Lina With Dir wirklich so gefährlich zu sein —?"

„Ach was, Du bist ja immer so — Alle ziehst Du mir vor, ich bin einsam unter all' diesen Fremden, und Du, der mir beistehen müßte, Du läßt mich schmählich im Stich, um — um — um — um" sie schluchzte so stark, daß die Stimme ihr versagte und stürzte aus dem Zimmer.

Abraham lief ihr nach, als er aber bei der Thür zum Schlafzimmer angekommen war, machte er Kehrt und zündete sich eine Cigarre an; er wanderte auf und ab in der beklommenen Luft der Gesellschaftszimmer und dachte an seine Ehe und sein Weib und sein Leben, wie es mit ihm in Glück und Sonnenschein ohne Anstoß dahingeglitten war; hin und wieder blieb er vor einem Spiegel stehen und betrachtete halb verwundert sich selber.

War er es wirklich, der dies erlebt, war er es selbst, der nicht mehr ausgerichtet hatte? Dieses Leben, das so lose um ihn hing, dieses Leben ohne Ziel und Zweck, war das sein eigenes?

Wohl war die erste frische Jugendlichkeit ihm schnell „abgerupft" worden, allein er hatte doch später von seiner Beschäftigung mit der modernen Literatur so viele Ausbeute gehabt, daß es ihm klar geworden war, es verhalte sich nicht ganz so in und mit der Welt, wie es den Studenten in Christiania vordocirt worden war. Es verhielt sich nicht so, daß Alles ungefähr in Ordnung sei, ausgenommen in Amerika, daß alle Räthsel der Wissenschaft gelöst seien oder doch morgen oder übermorgen an der Universität Christiania gelöst werden würden. Er gelangte bald zur Einsicht, daß es sich nicht so verhalte, wie es das Elternhaus, die Schule, die Universität ihm beigebracht, daß die Wahrheit festbegründet, das Dasein fast ganz harmonisch und gerecht, der Jugend fast alle Anstrengung erspart sei, weil die Alten Alles so überaus vortrefflich gemacht, und es ward ihm im Gegentheil klar, daß er in einem Zeitalter voll der ver-

schiedenartigsten Bewegungen und in einer Gesellschaft geboren sei, die eben einer muthigen Jugend bedurfte.

Und Abraham Lövdahl fühlte einen mächtigen Drang, selbst überall mit anzufassen — denn verdreht und verkehrt erschien ihm Alles; aber wo sollte er eingreifen? Das war die schwierige Frage; es mußte doch so geschehen, daß etwas dabei herauskäme, also eine wirkliche Aufgabe sein, sonst könnte es keinen Nutzen schaffen und nicht einmal die, welche ihm am Nächsten ständen, könnten verstehen, was er denn eigentlich wolle.

Er hatte es mit Clara versucht, als sie verlobt waren. Er hatte sie mit allen seinen wilden Ideen vertraut gemacht und sie hatte sich daran ergötzt, diese himmelschreienden Gegensätze von all' dem zu hören, was sie gelernt hatte und was ihre Ueberzeugung war. Nur wenn es gar zu arg wurde, lachte sie ihn aus und meinte, es könne unmöglich sein Ernst sein.

Am Meisten fühlte Clara sich von der Lehre der Frauenemancipation angezogen. Sie hörte aufmerksam zu, wenn er mit zornglühenden Worten gegen die Männer loszog, welche in tausendjähriger Brutalität die Frauen geknechtet und beeinträchtigt hätten; und wenn er die Zukunft ausmalte: in der Ehe ein gleichberechtigtes, sich berathendes Paar, dann schmiegte Clara sich an ihn und flüsterte: „Willst Du immer so gegen mich sein, Abraham?"

Hatte er denn nun alle diese Versprechungen und aufrichtigen Versicherungen gebrochen? Er sagte sich, daß er es nicht gethan habe. Er war sich bewußt, daß er ehrlich danach gestrebt habe, ihr Gesammtleben gut und friedlich zu machen; aber Clara war verzogen, das war nicht zu leugnen; solche abscheuliche Auftritte, wie den von heute Abend, glaubte er nicht dulden zu dürfen.

Er wollte es auch nicht mehr dulden; jetzt wartete sie auf ihn — das wußte er — zur Versöhnung bereit, wenn er sich erst genügend gedemüthigt hatte. Abraham schwur jedoch, er wolle sich nicht demüthigen und fuhr fort, in den Zimmern auf- und abzugehen. Und als seine Cigarre dem Erlöschen nahe war, gingen seine Gedanken auf den Maschinenmeister Steffensen und das blinde Mädchen über. Es war ein sonderbares Paar; Abraham nahm sich vor, den Rechtsanwalt Kruse, der alle Leute kannte, zu fragen, was für eine Bewandtniß es eigentlich mit ihnen habe.

Vorläufig beschloß er, sich dem Plan seines Vaters, der Steffensen verabschieden wollte, zu widersetzen. Es verstieß gegen Abraham's Ideen, einen brauchbaren Mann, bloß weil er eine scharfe Zunge hatte, von der Arbeit fortweisen zu lassen — wahrscheinlich war er ein tüchtiger Kopf, Grund genug ihn zu behalten.

Was sollte auch sonst aus dem armen blinden Kinde werden?

Und ihr Bild stand auf einmal klar und rührend vor ihm, wie eine Erinnerung aus der Kindheit: die weiße Stirn, die so unschuldig traurig über den erloschenen Augen, über dem mageren schwermüthigen Antlitz lag.

Und weit hinweggeführt ward Abraham in phantastischen Träumen von diesen Augen, die vielleicht Leben erhalten könnten; von einem Blick voll Dank und Hingebung, wie er ihm Noth that; und es war späte Nacht, als er sich zur Ruhe begab. Clara schlief. —

IV.

„Gott segne Deinen Eingang und Deinen Ausgang von nun an und alle Tage Deines Lebens.“

Mit diesen Worten führte der junge Pastor seine Braut über die Schwelle seines Vaters.

Der dicke Jörgen Kruse wurde über diesen feierlichen Eintritt so verwirrt, daß er bloß die Hände faltete und Amen sagte.

Seine Gattin aber, die im Gegensatz zu ihrem Manne spindeldürr war, warf ihr Strickzeug fort und lief ihrer künftigen Schwiegertochter entgegen.

„Willkommen, willkommen in unserem Hause, Du Liebe! Gott gebe, Du mögest Dich froh und glücklich unter uns fühlen; sei willkommen auch Du, lieber Morten! Ich kann Dich ja gar nicht ordentlich küssen vor Deinem großen Bart. Ihr überrascht uns; das Dampfboot sollte nicht vor sechs Uhr ankommen, sagte Peter; traft Ihr ihn nicht? Dann wird er gleich hier sein. Aber Friederike, wie kannst Du es doch nur erlauben, daß Morten mit diesem schrecklichen Bart umhergehe! Ich würde es nicht dulden, wäre ich an Deiner Stelle.“

„So darfst Du nicht zu Friederike sprechen, Mutter; der Gedanke ist ihr — das weiß ich gewiß — ganz fremd, daß sie sich gegen ihren zukünftigen Eheherrn auflehnen sollte; habe ich nicht Recht, Friederike?“

„Nun, nun,“ sagte Frau Kruse, „es war so schlimm nicht gemeint; eine Frau kann wahrhaftig weit genug kommen, ohne sich gerade gegen ihren Mann aufzulehnen.“

„Die Schrift lehrt uns, wie Du weißt, Mutter —“

„Ja, mein Freund, das weiß ich“ — unterbrach ihn die Mutter trocken; „aber jetzt wollen wir nicht mit der Theologie anfangen, sondern mit einer Tasse Kaffee, Alles zu seiner Zeit; setz' Dich Friederike, und noch einmal herzlich willkommen im Hause, liebe Kinder!“

Jörgen Kruse dachte, wie immer, wenn seine Gattin sprach: woher kommen ihr doch alle die Worte? Endlich kam auch er zum Vorschein, murmelte etwas und zog sich dann wieder in seinen Winkel zurück.

Was ihn genirte, war indessen nicht so sehr die Schwiegertochter wie der eigene Sohn. Als Morten die Theologie zum Amtsstudium wählte, freuten beide Eltern sich. Und es paßte auch ganz gut — der älteste Sohn, Peter, war Jurist, und der alte Jörgen meinte — wenn es nun einmal so sein sollte, daß er Keinen dahin bekommen könne, wo er ihn am Liebsten gewollt hätte, nämlich in den Gewürzladen — so könne es ganz ergötzlich sein, Morten mit dem eingekniffenen Kragen auf der Kanzel zu sehen.

War das aber wirklich sein kleiner dicker Morten, der hier so überlegen ankam und ihm den feierlichen, fast beschützenden Handschlag gab? Groß und bärtig war er geworden und streng blickte er durch seine hellblaue Brille die Leute an. Dem Vater war ganz wunderlich zu Muthe und während die kleine behende Frau Kruse beim Kaffee bald ein lebhaftes Gespräch mit Friederike in Gang gebracht hatte und ganz unerschrocken Morten behandelte wie früher, ging der alte Jörgen verlegen umher und suchte vergebens nach dem Ton, den er seinem feierlichen Sohne gegenüber anschlagen sollte.

„Rauchst Du, Morten?“ fragte er endlich halb schüchtern.

„Fast niemals,“ erwiderte Morten mit tiefem Ernst und einem Seufzer, der bezeichnen sollte, daß dies eine seiner vielen Entsagungen sei.

Es herrschte auch nur eine Stimme darüber, daß Morten Kruse, nachdem er sich dem Studium der Theologie ergeben, sehr würdevoll geworden war. Die Verdrossenheit, die Morten, mit dem Beinamen Dickwanst, in seiner Schulzeit eigen gewesen war, ging allmälig in einen mürrischen Ernst über, der ihn gleichsam von selbst zur Theologie führte.

Er hatte viel Glück gehabt und ward bald zweiter Prediger an der neuen Kirche der Stadt. Gleich nach seiner Ernennung verlobte er sich und es war seine Absicht, auch gleich zu heirathen, denn seine Braut hatte Vermögen und keine Eltern mehr.

Eigentlich hübsch war Friederike Andersen nicht; Frau Kruse aber glaubte, sie sei von Herzen gut und brav, da sie bisweilen so zärtlich zu Morten hinaufblickte.

Endlich kam auch der älteste Sohn des Hauses, der Rechtsanwalt. Er war sehr erhitzt, kam gerades Wegs von der Dampfschiffbrücke und machte viele Entschuldigungen, weil er nicht bei der Ankunft der Verlobten zugegen gewesen war. „Dieser Verein nimmt aber auch all' meine Zeit in Anspruch,“ sagte er, „mir thut Hilfe Noth; Du, Bruder Morten, mußt mir beistehen, unsere Leute wohnen meistens in Deiner Gemeinde bei der Fabrik.“

„Du meinst die „Fortuna“; von welchem Verein sprichst Du?“

„Ach, das sind die Arbeiter! Erst war es nur eine Art Consumverein, jetzt haben wir eine Sparcasse, eine Krankenkasse und alles Mögliche.“

„Ein Verein von Arbeitern also? Und Du bist Mitglied, Peter?“

„Mitglied?“ rief Frau Kruse, „es ist Peter's Verein, er hat ihn gestiftet und Alles in Gang gebracht.“

„So, so,“ erwiderte Morten trocken.

Der Frau Kruse stieg das Blut zu Kopf und sie wollte etwas sagen; sie faßte sich aber und forderte ihre künftige Schwiegertochter auf, ihr nach ihrem Zimmer oben im Hause zu folgen.

Der Vater war auch wieder in den Laden geschlichen, und die beiden Brüder waren allein.

„Ich wünsche Dir Glück, Morten, sowohl zu Deiner Anstellung, als auch zu Deiner Verlobung; Deine Braut ist wirklich ganz allerliebst.“

„Friederike ist ein ernst und streng erzogenes Mädchen.“

„Nun ja, deshalb kann sie doch gut aussehen.“

„Solche leichtfertige Worte passen durchaus nicht auf meine Braut und ich will Dich von vornherein bitten —“

„Unsinn Morten, mach' keine Flausen! Behalt' diesen Ton meinetwegen für die Anderen, aber Du sollst Dir nicht einbilden, daß ich, der ich Dich so gut kenne, mich dadurch einschüchtern lasse. Wenn wir allein sind, kannst Du getrost den ganzen Pastoren ausziehen; ich versichere Dich, daß Dein Wesen Dich in meinen Augen nur lächerlich macht.“

„Es thut mir aufrichtig leid, Peter, daß Du auch noch —“

Peter aber war schon zur Thür hinaus; Morten sah ihm einen Augenblick nach, dann setzte er sich an den Tisch, zog sein Notizbuch hervor, schrieb Zahlen auf und rechnete.

Der Rechtsanwalt Peter Kruse galt für ziemlich dumm und er hatte es auch in der Welt nicht weit gebracht. Er verdiente so viel wie er gebrauchte und wohnte übrigens bei seinen Eltern, weil diese es gewünscht hatten.

Seine Aussichten für die Zukunft waren nicht besser; denn selbstverständlich würde keine öffentliche Einrichtung ihre juridischen Geschäfte dem kleinen radicalen Rechtsanwalt anvertrauen, auch der Amtmann konnte ihm keine Justizsachen übertragen, und da er nun weder dem Trunk ergeben, noch sonst unzuverlässig war, so sagte man sich, daß er dumm sein müsse.

Dahingegen hatte er einen gewissen Griff darauf, sich das Vertrauen der kleinen Leute zu erschleichen; er wiegelte nämlich die Massen auf — hieß es. Obgleich er ein akademisch gebildeter Mann war, verkehrte er mit den Arbeitern und bewog sie dazu, sich um gemeinschaftliche Interessen: wohlfeileres Essen und bessere Wohnungen, zusammenzuschließen.

Er war deshalb bei allen guten Bürgern gründlich verhaßt und ward in ihrer Zeitung häufig arg mitgenommen.

Peter Kruse war so viel älter, als sein Bruder Morten, daß er schon ein erwachsener Mann war, als dieser noch die Schule besuchte. Deshalb konnte er den überlegenen Predigerton desselben noch weniger ertragen und er war überhaupt dem geistlichen Stande nicht sehr gewogen, oder wie es in der Zeitung hieß: der Unglaube und die Gottlosigkeit waren auch bei ihm mit politischem Radicalismus unauflöslich verbunden.

Im Hause hatte er eine treue Stütze an der Mutter; denn Jörgen Kruse selbst ward von seinem Geschäft gänzlich in Anspruch genommen. Die Mutter aber, die lange Zeit hindurch sich nur mit ihm allein zu beschäftigen hatte, suchte sich nach Kräften auszubilden und erwarb sich nach und nach manche Kenntnisse; denn von Hause aus war es nur schwach damit bestellt gewesen.

Sie war anfangs Ladenmamsell bei Jörgen Kruse gewesen, als dieser noch einen bescheidenen Handel mit Talglichtern, Puderzucker und Sirup für kleine Leute getrieben hatte. Eines schönen Tages ward sie zur Madame erhöht, es kam ein Sohn zur Welt, und sie hielt sich jetzt in der Stube auf, wenn sie im Laden entbehrt werden konnte.

Aber immer noch strebte und arbeitete sie zusammen mit ihrem Manne, und als sie endlich den steilen Abhang, der von Nichts zu Etwas führt, emporgekommen waren, sagte Jörgen Kruse: „Nun sollst Du Dank haben für Deine Hilfe, Amalie Cathrine, setz' Dich jetzt in der Stube nieder und ruhe aus." Dann kamen die guten Tage und da erschien Morten — deshalb war er auch so feist.

Die guten Tage benutzte Madame Kruse, um etwas zu lernen, und obwohl dies nicht von besonders großer Bedeutung war, so erhielt sie doch einen solchen Respect vor dem Wissen, daß sie sich in den Kopf setzte, ihre beiden Söhne sollten studiren.

Bei dem Ersten machte Jörgen keine erheblichen Einwendungen. Peter war bleich und schmächtig und fand Geschmack am Lernen. Als Morten aber in

seinem zwölften Jahr in die lateinische Schule sollte, versuchte der Vater es, sich zur Wehr zu setzen.

Morten war dick und verdrossen und hatte nur Sinn für den Gewürzladen; er verlor nie einen Kupferschilling, und ehe es bestimmt ward, daß er studiren sollte — denn dies ward bestimmt, da Jörgen es nicht mit Amalie Cathrine aufnehmen konnte, wenn sie die vielen Worte gebrauchte — stand Morten bei dem Vater im Laden und handelte so gut wie Einer.

Wie viele Male hatte Jörgen nicht mit Bewunderung die zähe Sicherheit gesehen, mit welcher der Junge den Rolltabak hernahm, ihn nach den am Ladentisch angebrachten Merkzeichen abmaß und Tabak für zwei Schilling so genau nach dem Zeichen abschnitt, daß er, wenn er nicht innerhalb desselben blieb, so doch sicher nicht darüber hinausging.

„Ach ja," seufzte der alte Jörgen Kruse in seinem kleinen Comptoir, „nun ist er denn Prediger geworden, und das mag ja recht gut sein, aber hier — hierher hätte der Junge gepaßt."

Drinnen in der Stube saß Morten und schloß die Rechnung über seine und seiner Braut Reise ab, und als sie wieder herunterkam, sagte er: „Friederike, unsere Rechnung steht jetzt so, daß Du mir 3 Mark 15 Schilling schuldig bist." —

Der neue Prediger machte übrigens kein großes Glück in der Stadt. Er hatte durchaus nichts Neues an sich; alle Leute kannten Jörgen Kruse's lieben Sohn, und als sie ihn nun auf einmal mit dem eingekniffenen Kragen auf der Kanzel — gebietend und strafend — stehen sahen, kam dies Vielen, namentlich älteren Leuten, etwas wunderbar vor.

Da er aber sein Examen bestanden hatte und ausdrücklich bei dieser Gemeinde angestellt worden war, so mußte er in Demuth als der mit der Autorität Bekleidete empfangen werden, wie wunderlich es auch den Leuten vorkommen mochte, daß dieser feiste Junge plötzlich unter ihnen aufstieg und ihre Seelen in Behandlung nahm.

Und wenn seine Predigten auch nicht den Zulauf hatten, wie dies einem neuen Prediger sonst gebührt, so erwarb er sich doch andererseits das Wohlwollen und die ungetheilte Achtung seiner Vorgesetzten und Collegen. Denn er mischte sich in nichts und wollte keine neuen und lästigen Dinge, sondern er bezeigte eine Ehrerbietung vor dem Alten, die ihm sehr gut aufgenommen ward.

Namentlich der Armenvorsteher war entzückt von ihm. Neue Prediger waren sonst seine Prüfung, denn dann sollten bei den Armen Untersuchungen angestellt, hier sollte geholfen und da sollte nicht geholfen werden; es kamen Damen mit warmen Suppen angerannt und es erhob sich eine Bewegung unter den Armen, so daß sie nicht zu zügeln waren.

Davon aber fiel beim Pastor Kruse nichts vor; er sandte die ersten Armen, die einen Versuch bei ihm machen wollten, wie es sich gehört, zum Armenvorsteher, und nicht ein Topf Suppe ward um seinetwillen ausgebracht. —

Als Morten sich verheirathet hatte, miethete er eine kleine bescheidene Wohnung nahe dem Hause seines Vaters, so daß er und seine Frau nur über die Straße zu gehen brauchten, um zu den Alten zu kommen, was meistens um die Mittagszeit geschah. Das Vermögen seiner Frau war in Schiffsparten

und auf ähnliche Weise in ihrer Vaterstadt Kragerö angebracht; Morten wollte aber keinen Handel treiben, sondern zog das Geld zurück.

Madame Kruse hatte sich sehr darauf gefreut, die jungen Leute so nahe bei sich zu haben — vielleicht allzu sehr, dachte sie später; man soll sich nicht gar zu sehr auf etwas freuen, denn man wird so leicht getäuscht.

War sie getäuscht? Durchaus nicht! Madame Kruse würde sich geschämt haben, wenn Jemand dies auch nur angedeutet hätte — aber wunderlich kam es ihr doch vor!

Morten war nun einmal Prediger — streng und ernst, und Friederike war gewiß auch gut und nett den lieben langen Tag, das heißt für die, welche Gefallen an ihr fanden; der Madame Kruse aber war sie zu alt. Die Jugend soll wahrhaftig jung sein, meinte sie. Dazu kam noch Eins: sie mußte einräumen, daß die Jungen sich ganz anders darauf verständen, eine ökonomische Wirthschaft zu führen, als sie und ihr Mann jemals, selbst als es in den ersten Jahren noch so knapp bei ihnen herging, gethan hatten. Sie hatten auch sehr, sehr einfach gelebt, aber so wie Morten und Friederike es auf Heller und Pfennig berechnen konnten, was an Seife und Zündhölzern zu ersparen und zu gewinnen sei, davon hatte weder sie, noch auch Jörgen je eine Ahnung gehabt.

Denn Alles hatten die Jungen ausgerechnet und berechnet und Alles bekamen sie wohlfeiler, von den Eiern — von denen sie freilich nicht viel kauften — herab bis zum Scheuersand, und stets saß Madame Kruse beschämt da, wenn Morten sagte: „Es ist ja recht schön, daß die Mutter das Geld dazu hat, so theuer zu kaufen — nicht wahr, Friederike?“

„Da hast Du Recht, Morten; es ist nur etwas schlimm für uns kleine Leute, weil die Preise steigen, wenn Einige zuviel bezahlen.“

Und was nun die Dienstboten betraf, so hatte Madame Kruse einmal früher bemerkt, ehe Friederike sie darauf aufmerksam machte, wie unglaublich viel die Mädchen zu sich nehmen können, wenn sie selbst mit der Butter umgehen dürfen. Friederike's Mädchen — sie hatte nur eins, aber wechselte oft — äßen wahrhaftig fast gar nichts, versicherte sie.

Für die gute Madame Kruse war es ein drückendes Gefühl, daß sie so alt geworden sei, ohne gelernt zu haben, aufzupassen und haushälterisch zu sein. Denn sie konnte nicht umhin, den Jungen vollständig einzuräumen, daß nichts häßlicher sei, als mit Gottes Gaben verschwenderisch umzugehen und sie zu verschleudern. —

Einst fragte Peter bei Tische seinen Bruder, ob er schon die Fabrik gesehen habe; „es sind viele große Veränderungen getroffen worden, seit Du zum letzten Mal nach Christiania reistest,“ fügte er hinzu.

„Ja wohl, große Veränderungen, großartige Veränderungen,“ bestätigte der alte Jörgen.

„Ich bin einige Male an der Fabrik vorbeigegangen; wird Geld verdient?“

„Wie Heu; frag' nur den Vater, der ärgert sich gelb jedes Jahr, weil er nur eine Aktie hat.“

„Ach was, ich habe schon an der einen genug,“ brummte Jörgen, „man soll nicht zu begehrlich sein.“

„Wenn es sich so verhält, wie Peter sagt, daß die Fabrik Geld abwirft, so sehe ich nicht ein, weshalb der Vater oder sonst Jemand sich zurückhalten sollte; ist es doch ein durchaus ehrenwerthes Geschäft, und zu großem Nutzen für die Stadt."

„Willst Du Aktien kaufen, Morten?" fragte ihn der Bruder.

„Ich befasse mich nicht mit dergleichen," erwiderte Morten mürrisch; eine Weile nachher fragte er seinen Vater: „wie stehen die Aktien?"

„Sie werden nicht notirt," versetzte Peter; „es sind fast gar keine Aktien der „Fortuna" im Umlauf; man erwartet jedes Jahr einen enormen Gewinn, bis jetzt aber hat man nur 6 Procent erreicht."

„6½," berichtigte der Vater.

„Ja wohl, aber es ward dafür auch fast nichts dem Reservefonds überwiesen."

„Was thut das, ein Mann wie Lövdahl ist so gut wie ein Reservefonds."

„Scheint es Dir denn nicht, Peter, daß sechs Procent ganz hübsche Zinsen sind; kennst Du viele Stellen, wo man mehr bekommt?" fragte Morten mit etwas kriegerischem Tone.

„Die Zinsen sind gut genug, aber es ist keine Garantie da —"

„Garantie hin, Garantie her!" unterbrach ihn der Alte; „sind nicht der Professor und Christensen da?"

„Christensen, lieber Vater, ist überall mit dabei, so daß wohl nicht besonders viel Garantie für jede Stelle abfallen kann. Wer kann überhaupt dafür einstehen, daß die Producte nicht sinken, so daß der Fabrik Verlust erwächst, man das ganze Capital einfordern muß und dann doch nicht zurecht kommen kann — wer bürgt dafür?"

„Was redest Du da doch, Peter," fuhr Morten auf, „wir wissen Alle, daß jedes menschliche Unternehmen dem Wechsel des Glücks — der Vorsehung wollte ich sagen — unterworfen ist; wenn aber Klugheit und Vorsicht bei der Leitung vorhanden sind, so ist eine Unternehmung wie die Fabrik „Fortuna" — rein menschlich gesprochen — recht gut gesichert. Hat man nicht allgemein Vertrauen zum Professor Lövdahl?"

„Ja, das ist ein großer Mann," versetzte Jörgen Kruse, und legte Messer und Gabel von sich, „er kann Alles in Gang bringen, was es auch sei; überdies ist er enorm reich."

„Ich möchte wissen, weshalb der Mann eigentlich Geld leiht," sagte Peter.

„Leiht er Geld?" fragten die beiden Anderen.

„Ja, ich habe mehrere Klienten, die mir erzählt haben, daß sie dem Professor gegen seine einfache Empfangsbescheinigung Geld geliehen hätten."

„Was für Leute waren das?"

„Kleine Leute, die sich etwas erspart hatten."

„Dann kann ich es verstehen," meinte Jörgen; „das sind arme Schlucker, welche nicht Capital genug besitzen, um davon zu leben und in seiner Gutmüthigkeit nimmt der Professor ihr Bischen Geld und bringt es in seinem Geschäft — wie es genannt wird — an, wofür er ihnen dann gern sechs bis sieben Procent Zinsen bezahlt."

„Was sagst Du," rief Morten aus, „sechs bis sieben Procent?"

„Ja, was weiß ich," erwiderte der Alte; „es könnte aber dem Professor ganz gut ähnlich sehen, auf solche Weise Wohlthätigkeit zu üben. Denn wohl verdient er selber ganz bedeutend viel, aber er gehört zu denen, die Andere auch Geld verdienen lassen wollen; er ist nicht, wie gewisse andere Matadore in der Stadt, welche dem kleinen Manne nicht einen Verdienst von zwei Schillingen gönnen, weil sie Alles selbst haben wollen."

Dadurch fiel das Gespräch auf Christensen und die Anderen, die zum Kreise gehörten und der Alte mußte über die neuesten Stadtgeschichten lachen, die Peter zum Besten gab. Morten aß gedankenvoll weiter und murmelte hin und wieder: „sieben Procent."

V.

Abraham hatte sich nach und nach viele Körbe bei Grethe Steffensen geholt, bis sie so gut mit einander bekannt geworden waren, daß es keines Vorwandes für einen Besuch mehr bedurfte.

Sie zog ihn mit einer milden stillen Macht auf wunderbare Weise an und es hätte ihm nie einfallen können, sich dem zu widersetzen.

Und der Alte war eigentlich ganz interessant, wenn man sich erst an ihn gewöhnt hatte; in den seltsamen höhnischen Reden, die Steffensen zu halten pflegte, fand Abraham viele der modernen Anschauungen wieder, mit denen er selber sich herumtrug.

Vornehmlich aber, wenn sich etwas in ihm zu regen begann, wenn ihm etwas begegnet war, wenn ihm das Leben verfehlt und das Glück, das ihm bisher gefolgt war, hohl erschien, oder wenn es eine noch schlimmere Form annahm, und er sich vor zwei unentrinnbaren Augen krümmte, vornehmlich in solchen Augenblicken schlich er sich in das kleine Haus am Wege von der Fabrik, setzte sich dicht zu Grethe, nahm eine ihrer kleinen dünnen Hände und legte sie auf sein Gesicht, damit sie die Finger über seine Züge gleiten ließ und ihm erzählte, woran er dächte.

Sie plauderte mit ihm, während sie arbeitete und dann verschwand der höhnische und bittere Zug aus ihrem Gesicht, der immer hervortrat, wenn der Vater etwas sagte. Sie beugte das Haupt und horchte auf Abrahams Stimme und ein glückliches Lächeln lag um den feinen Mund, so lange er da war.

Abraham hatte bald ihr volles Vertrauen gewonnen; von dem Augenblick an, als sie zuerst seine Stimme gehört, schenkte sie ihm ein Zutrauen, das bei einem gewöhnlichen jungen Mädchen undenkbar gewesen wäre. Weil sie nicht sehen konnte, ward sie nicht durch einen Schatten oder Wechsel in seinem Antlitz gestört, und daher kam es, daß sie offen und unbekümmert über Dinge sprechen konnte, die man sonst mit einem Blick oder einer Bewegung überspringt.

Sie war daran gewöhnt, die Dinge bei ihrem rechten Namen nennen zu hören und der Umgang mit ihrem derben Vater hatte ihr eine naive Sicherheit gegeben, die niemals durch ein zweideutiges Lächeln oder einen anzüglichen Blick gestört worden war.

In Abraham hatte sie das erste menschliche Wesen aus einer feineren Welt als der ihrigen getroffen, und deshalb waren unzählige Dinge da, worüber sie

mit ihm sprechen wollte und die sie sonst für sich behalten hatte. So wurden ihre Zusammenkünfte eine bunte Mischung von kindischem Geschwätz und der intimsten Vertraulichkeit.

„Daß Du es aushalten kannst, so reich zu sein!" sagte sie eines Tages zu ihm.

„Wieso aushalten?"

„Wenn Du das nicht verstehen kannst, bist Du dumm."

„Weißt Du denn nicht, daß ich dumm bin?"

„Nur wenn Du es sein willst; sonst bist Du furchtbar klug."

„Was meintest Du denn?"

„Hast Du niemals den Vater von den Armen erzählen hören, von denen, die wirklich arm sind, nicht Solchen wie wir, sondern denen, die nichts zu essen haben?"

„Mein Vater ist reich, ich bin es nicht."

„O, so entgehst Du mir nicht, Du kannst Alles bekommen, wenn Du willst, und wenn er stirbt, erhältst Du Alles; was willst Du dann mit all' dem Gelde anfangen?"

„Ich will Dir so viel geben, wie Du haben willst."

„Weshalb willst Du *mir* so viel geben?"

„Weil — weil —"

„Weil Du mich liebst," fragte sie lachend.

Abraham fühlte sich im Innersten getroffen und vermochte nicht zu antworten; sie hatte dies seltene Wort so natürlich gesagt, als ob es sich von selbst verstände. „Oder, wenn Du mich nicht liebst, weshalb kommst Du denn hierher und störst mich in meiner Arbeit, wenn ich fleißig sein soll?" fragte sie und lachte wieder vergnügt, „Du kannst mir aber glauben, daß ich es ganz genau weiß, und aus Deiner Frau machst Du Dir nichts mehr."

„Aber ich bitte Dich, Grethe — woher weißt Du denn das?"

„Ich habe es gehört."

„Von wem?"

„Von Dir selber."

„Das ist nicht wahr, Grethe, ich habe nie ein Wort davon gesagt —"

„Kein Wort, das ist wahr — ich höre die Worte nicht, aber den Ton; ich weiß Alles, woran Du denkst, sobald Du gesagt hast: Guten Tag, Grethe! Ja ich kann an Deinen Fußtritten draußen hören, ob Du nur kommst, um mich zu stören, oder ob — ob —"

„Oder ob?"

Sie ließ ihre Arbeit fallen und streckte die Arme gegen ihn aus; und ehe er es verhindern konnte — wenn er es überhaupt gewollt — glitt sie in seine Arme und flüsterte ihm ins Ohr: „Oder ob Du müde und schweren Herzens kommst, weil es Dir nicht gut geht, Abraham!"

Die Sonne schien hell herein in die Stube — es war Herbst, früh im Herbst, und die niedrig gehende Sonne fand die niedrigen Fenster und erfüllte die Stube mit warmem gelben Licht. Und während Abraham wunderbar berauscht und halb beschämt es versuchte, die Sache ganz natürlich zu finden, um sie nicht zu

erschrecken, legte Grethe ihre Wange an die seinige und sagte, daß sie fühlen könne, wie die Sonne über sie niederflösse, und wie herrlich das sei.

Es erfüllte ihn plötzlich unendliche Trauer, so daß er hätte weinen mögen — wie er da saß und sie in seinen Armen hielt; so hatte er sich niemals befunden und in diesem Augenblick erkannte er, wie unsäglich verkehrt und inhaltslos sein Leben sei; Alles erschien ihm so klar, so klar und so leer, und er selbst kam sich schon alt vor, wie er in einer Allee von Täuschungen dahinwandelte — und was sollte das Leben der Armen bringen, die sich an ihn schmiegte!

Sie fühlte gleich seine Stimmung, wie immer.

„Heute ist Dir schwer ums Herz, Abraham, und weißt Du, weshalb?"

„Weißt Du's, Grethe?"

„Du möchtest lieber mich zur Gattin haben, als die, welche Du hast."

„Ja, ja, vielleicht wäre es so besser," versetzte er bitter.

„Aber das geht nicht an," fügte sie ernst hinzu und setzte sich wieder auf ihren Platz.

„Weshalb nicht?"

„Erstens weil Du schon eine Frau hast, und zweitens weil ich mich nicht verheirathen kann."

„Wer sagt das?"

„Das hat mein Vater gesagt."

„O — wenn Du einen Mann fändest, den Du gut kenntest und leiden möchtest!"

„Nein, es ist nicht des Mannes, sondern der Kinder wegen; der Vater sagt, daß wenn das Kindchen zum Ofen geht und den kochenden Kaffee über sich gießt, so kann ich es nicht sehen — ach, ich sehe es deutlich vor mir!" Sie hielt die Hand vor die blinden Augen und rief: „Nein, nein, es geht nicht an."

Es war klar, daß dies Bild sich in ihr Bewußtsein eingebrannt hatte und jedem weiteren Gedanken hier den Eingang verwehrte.

Abraham war in Gedanken versunken, er spielte mit ihrer langen Haarflechte, sie beugte sich über ihre Arbeit und sprach auch nicht.

So saßen sie, als Steffensen um sieben Uhr aus der Fabrik heim kam. Abraham konnte nie zur Gewißheit darüber gelangen, ob der Alte seine Besuche bei Grethe gern sähe; heute jedoch sah er klar, daß es Steffensen nicht gefiel, ihn hier zu treffen. Er ging in der Stube umher und pfiff, und Grethe flüsterte Abraham zu: „Der Vater ist böse."

Inzwischen war Steffensen in die Küche hinausgegangen, wo er sich zu waschen pflegte, wenn er von der Arbeit kam; und während er sich ins Wasser tauchte und schnob wie ein Nilpferd, rief er laut:

„Theetopf! wie sagen Sie? Ein silberner Theetopf mit Zuckerschale und Rahmkanne, von sämmtlichen — ho! ho!" — ins Wasser tauchend — „von sämmtlichen Arbeitern der ‚Fortuna'; das wird ungeheuer feierlich — wie sagen Sie?"

„Verstehst Du das?" flüsterte Grethe.

„Nicht ein Wort," erwiderte Abraham und erhob sich, um fortzugehen.

„— Für den Eifer den Theetopf — für die Sorgfalt die Zuckerschale — und

für die humane Behandlung die Rahmkanne! Wie das den braven Mann überraschen wird! Hahaha! Entschuldigen Sie, junger Herr, der alte Steffensen erlaubt sich, Euch Alle mit einander auszulachen."

„Was meinen Sie mit dem Theetopf?" rief Abraham.

„Ach, stellen Sie sich doch nicht so an! Wie rührend, dem gemeinen Mann ein Stück Komödie vorspielen zu wollen; ich habe auch in meiner Jugend Komödie gespielt — es war, meiner Treu! in Mandal, Gott besser's, aber ich spielte wirklich besser als Sie, Herr Director!"

„Möglich, denn ich spiele nicht Komödie; ich verstehe Sie nicht, nicht ein Wort!"

Steffensen trat nun ganz in die Thür, indem er sich mit dem Handtuch abtrocknete; aus dem rothen ölglänzenden Gesicht traten die großen Augen weit hervor und die richtete er nun wie einen Operngucker gegen Abraham:

„Und Sie wollen mir einbilden —"

„Er weiß von nichts, Vater."

„Bah — was weißt Du? Aber ich, ich habe meine beiden guten Augen; können Sie mir fest ins Gesicht sehen und sagen, daß Sie von dem Arbeiterfest, das auf der ‚Fortuna' vorbereitet wird, Nichts wissen?"

„Ich habe nicht ein Wort davon gehört," erwiderte Abraham.

„Du kannst Dich darauf verlassen, Vater, er weiß von nichts," fügte Grethe ernst hinzu.

„Das wäre der Henker!" murmelte Steffensen ungläubig; „dann wissen Sie auch wohl nichts von den Ehrengaben: Theetopf, Zuckerschale und für die humane —"

„Halten Sie ein!" rief Abraham ungeduldig, „ich will Ihr Gewäsch nicht länger anhören. Adieu, Grethe!"

„Ach, Herr Director," sagte Steffensen und rieb sich vergnügt die Hände, wollen der Herr Director nicht die Freundlichkeit haben, noch ein paar Minuten zu bleiben, dann will ich Ihnen 'was erzählen. Heute ging der Verwalter Marcussen — der Kinderwärter, wie sie ihn nennen — auf der ganzen Fabrik umher und meldete, daß alle Arbeiter übereingekommen wären, dem Professor Lövdahl am 4. October, dem berühmten Geburtstage des Professors, eine Ehrengabe — was sagen Sie? — zu überreichen. Es sei natürlich eine freiwillige Sache; allein er zweifle nicht daran, daß jeder brave Arbeiter diese willkommene Gelegenheit ergreifen werde — nun, Sie kennen wohl die alte Leier, sie kommt direct aus Bankdirector Christensen's Waschhaus!"

„Sind Sie mit dabei, Steffensen?" fragte Abraham.

„Nein, mein guter Herr, der alte Steffensen sagte: nix — née — padetout! und die Andern hätten große Lust gehabt, dasselbe zu thun; da sahen wir aber Alle, wie Marcussen in seinem Notizbuch ein Zeichen machte, und das sollte wohl so viel bedeuten, wie daß Steffensen die längste Zeit in der Maschinerie der ‚Fortuna' gelebt habe."

„Ach Unsinn, Steffensen! Glauben Sie, daß mein Vater sich um dergleichen kümmert? Ich bin davon überzeugt, daß er alles thun würde, um diese läppische Einsammlung zu verhindern, wenn er darum wüßte."

„Ach wüßtest Du bloß — ach wüßtest Du bloß —" trällerte der Alte und wollte sich wieder in die Küche begeben.

„Weshalb kannst Du nicht mit dabei sein, Vater?" fragte Grethe etwas ängstlich; „es kann für jeden Einzelnen doch nicht viel werden."

„Weshalb ich nicht mit dabei sein kann, mein Kind? — nun das will ich Dir sagen" — und er stellte sich mitten in die Thür und richtete sich empor, wie wenn er von der Tribüne spräche — „weil das Ganze nichts als Humbug, Spiegelfechterei und Blendwerk des Teufels ist. Glaubst Du, daß die Leute, die dort auf der Fabrik arbeiten, jemals einen Schilling besitzen, den sie nicht vollauf nöthig haben? Und dennoch kommen sie alle mit ihren freiwilligen Beiträgen — ja wohl, freiwilligen, weil sie lieber ein paar Tage die Butter entbehren, als sich der Gefahr aussetzen wollen, den ganzen Winter ohne Brot zu sein — deshalb kommen sie, weil sie so arm sind, daß sie gezwungen sind, feige zu sein — und so arm ist der alte Steffensen nicht. Das ist der ganze Unterschied."

Aber, als wenn es ihn reuete, diese letzten Worte gesagt zu haben, fügte er rasch hinzu:

„Denn Du mußt wissen, mein Kind, hier im Lande wird es als eine Gnade angesehen, daß man die Erlaubniß bekommt, sich abzuschinden für einen Lohn, der eben ausreicht, das Leben zu erhalten und den Körper nothdürftig zu kleiden. Und wenn man nun so glücklich ist, sich für einen Capitalisten abzuarbeiten, der Einem nicht geradezu das Leben abplagt und Einen nicht gleich für die geringste Kleinigkeit auf die Straße wirft, dann heißt es gleich: her mit den freiwilligen Beiträgen, das Capital will Silberzeug haben, einen Theetopf für den Eifer, eine Zuckerschale für die Sorgfalt, und für die humane Behandlung eine Rahmkanne —"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihn und herein trat Frau Gottwald und grüßte. Es kam noch so viel Licht von dem westlichen Himmel, wo die Sonne untergegangen war, daß man sich in der Stube gegenseitig sehen konnte, und Abraham erwiderte den Gruß etwas verlegen; es war lange her seit er sie gesehen.

Frau Gottwald gebrauchte in ihrem Modengeschäft viele von Grethe Steffensen's Korbarbeiten und kam deshalb oft zu ihr hinaus. Abraham war ihr einige Male begegnet, suchte ihr aber am liebsten auszuweichen; theils hatte er ein böses Gewissen, weil er sie so selten besuchte, theils war es ihm unangenehm mit Leuten aus der Stadt zusammenzutreffen, wenn er bei Grethe war.

Heute Abend aber entging er seinem Schicksal nicht; Frau Gottwald bat ihn geradezu auf sie zu warten, damit sie zusammen zur Stadt gehen könnten.

Er bot ihr den Arm und sie gingen ein Stück Weges, Beide etwas verlegen; endlich sagte sie:

„Sie kommen niemals mehr zu mir," Herr Lövdahl.

„Liebe Frau Gottwald, nennen Sie mich doch Abraham wie ehedem."

„Ich möchte Sie herzlich gern nennen wie früher, allein Sie sind mir so fremd geworden in der letzten Zeit; ich kann in Ihnen nicht mehr den Freund und Abgott meines kleinen Marius sehen, denn das waren Sie — erinnern Sie sich seiner noch?"

„Ach ja, ganz deutlich," erwiderte Abraham, „ich sehe ihn noch immer in dem kleinen grauen Winterrock mit der Strippe im Nacken vor mir."

„Ach du lieber Himmel, ich habe den Rock noch; wie wohl es thut mit Jemandem zu sprechen, der ihn kannte und Sie sind ja ungefähr der Einzige."

Abraham gelobte sich selber, sie öfter zu besuchen, inzwischen hatten sie den Kirchhof erreicht und Frau Gottwald wollte hin zum Grabe des kleinen Marius.

Es war Abraham einige Mal vorgekommen, als ob sie einen Anlauf nehme, um ihm etwas zu sagen, es aber wieder aufgäbe. Jetzt da sie Abschied von einander nehmen sollten und sich die Hände hielten, wandte sie ihm das hübsche vergrämte Antlitz zu und sagte mit einem ängstlichen Ausdruck in den klaren braunen Augen: „Seien Sie mir nicht böse, Abraham, aber ich habe Ihnen etwas zu sagen. Grethe Steffensen —"

Er machte eine ungeduldige Bewegung und wollte die Hand zurückziehen.

„Nein, nein, so war es nicht gemeint, lieber Abraham! Ich weiß, daß Sie nichts Böses im Sinne haben, aber gleichwohl — — nun ja, ich wollte Ihnen dies bloß sagen, weil mir es immer vorkommt, als hätte ich Theil an Ihnen, um Marius' Willen. Jetzt müssen Sie mir nicht böse sein und nicht meinen, ich mische mich in etwas, was mich nichts angeht; mein Leben ist der Art gewesen, daß es mir vorkommt, als ständen mir alle schutzlosen Frauen nahe. Gute Nacht!"

Abraham setzte seinen Weg nach der Stadt fort und dachte, während er ging, an seine verstorbene Mutter; Frau Gottwald hatte etwas an sich, das ihn immer an seine Mutter erinnerte.

Daß die Leute sein Verhältniß zu Grethe Steffensen mißdeuten könnten, hatte er sich wohl gedacht; aber es ärgerte ihn, daß Frau Gottwald darauf anspielen konnte; und diese neuen Gedanken führten ihn weiter ab von dem, was er draußen von Steffensen gehört hatte.

In den Zimmern des Professors war kein Licht; aber oben in seiner eigenen Wohnung traf Abraham seinen Vater in einem vertraulichen Gespräch mit Clara.

„Guten Abend, mein lieber Junge! Clara sagt, Du seist den ganzen Nachmittag aus gewesen; setz' Dich nun her; ich will heute Abend Euer Gast sein."

Das Antlitz des Professors strahlte, indem er das hübsche junge Paar, die eleganten Räume, all' den Luxus und all' das Glück betrachtete, was er den beiden lieben Menschen geschaffen hatte.

„Ich möchte in der That auch fragen, wo Du in der ganzen langen Zeit gewesen bist, Abraham," versetzte Clara.

Der Professor aber bemerkte, daß Abraham nicht guter Laune sei und er hatte schon eine gewisse Uebung darin erlangt, kleine Auftritte zwischen ihnen zu verhindern. „Wir wollen uns hüten, ihn auszufragen, Clara! Die Luft ist voll von Geheimnissen und Ueberraschungen; Du kannst Dich darauf verlassen, daß Abraham auch eine hat."

„Es ist also wahr, was man erzählt, daß man ein Arbeiterfest draußen auf der „Fortuna" vorbereitet?" fragte Abraham.

„Hast Du davon nicht schon gehört?" warf Clara ein.

„Niemand hat ein Wort davon zu mir gesprochen."

„Auch nicht zu mir,'" versetzte der Professor; „dann muß es etwas sein, was die kleine Frau vorhat." Er wollte offenbar einen Scherz daraus machen.

„Und diese Einsammlung, Vater —"

„Still, still, wie kann man doch so indiskret sein?" rief der Professor und hielt die Hände vor die Ohren.

„Ja, das magst Du wohl sagen!" versetzte Clara.

„Du weißt also darum, Vater! Das hätte ich nicht geglaubt, Du mußt doch eine solche Einsammlung unter armen Arbeitern äußerst peinlich finden."

„Wenn wir doch einmal davon sprechen sollen," erwiderte der Professor, „so finde ich einen solchen Gedanken, wenn er von den Arbeitern selber ausgeht, hübsch und ehrenvoll für beide Theile."

„Ja, wenn er von den Arbeitern ausgeht!"

„Darüber kann im vorliegenden Fall nicht der geringste Zweifel stattfinden," sagte der Professor mit der ganzen Würde, die sonst nie ihre Wirkung auf Abraham verfehlte.

„Du meintest vielleicht, Dein Vater habe selber die Einsammlung zu Stande gebracht?" fragte Clara höhnisch, indem sie dem Professor ein Glas warmen Punsch brachte, den sie selbst bereitet hatte; er küßte galant ihre Hand und sie nahm mit ihrer Arbeit dicht neben ihm Platz. Abraham ging mit der Cigarre in der Stube auf und ab.

Nach einer Pause sagte er:

„Wenn es nun auch wäre, daß der Gedanke ursprünglich bei den Arbeitern aufkam, so wissen wir doch Alle, daß viele von ihnen, vielleicht die Meisten sich anschließen, bloß weil sie es nicht wagen, nicht mit dabei zu sein; ja ich weiß sogar, daß es in der Fabrik heißt, daß der, welcher keinen Beitrag leisten will, nicht darauf rechnen kann, seinen Platz zu behalten."

„Wer hat Dir diesen Unsinn eingeredet, Abraham? Nun hast Du gewiß wieder mit Deinem Freunde Steffensen gesprochen."

Abraham mußte einräumen, daß dem so sei.

„Nun was den betrifft, so kann es gewiß ziemlich gleichgültig sein, ob er einen Beitrag leistet — wie Du sagst — oder nicht; seine Verabschiedung ist schon beschlossen," sagte der Professor.

„Das ist nicht möglich, Vater! Soll Steffensen weggejagt werden? Ein so tüchtiger und zuverlässiger Arbeiter!"

„Weggejagt werden! Wer sagt, daß er weggejagt werden soll! Die Direktion verlangt Einschränkungen, und deshalb haben wir uns nach einem Manne umgesehen, der billiger zu haben ist; ein Solcher ist gefunden und also muß Steffensen fort, das ist doch klar wie der Tag."

In der letzten Zeit war es einige Male vorgekommen, daß der Professor seinem Sohne in Kleinigkeiten nicht so erhaben und vollkommen erschienen war, wie sonst, aber noch nie hatte Abraham sich ihm geradezu widersetzt; in diesem Augenblick jedoch ward er hitzig, das Blut stieg ihm zu Kopf und er sagte:

„Ich muß gestehen, daß man mich nicht so behandelt, wie es sich geziemt; es werden hier Verabredungen und Abmachungen getroffen, ohne daß mir ein

Wort davon gesagt wird; entweder bin ich Mitdirector und dann will ich als solcher behandelt werden, oder man entlasse mich auch. Ich will nicht zum Gespött der Leute wie eine Null betrachtet werden."

„Aber, ich bitte Dich, Abraham, was fällt Dir doch ein!" rief Clara.

„Sei nur ruhig, liebes Kind! Abraham ist immer etwas hitzig gewesen, das liegt ihm so im Blut. Du wirst bei ruhiger Ueberlegung bald einsehen, lieber Abraham, daß Du Dich im Irrthum befindest. Es wird Dir als Gehilfe der Direction alle Anerkennung und jede Rücksicht erzeigt; und daß wir Beiden nichts von diesen heimlichen Vorbereitungen gehört haben, zeigt eben, daß die Leute Tact haben."

„Nun ja, meinetwegen; aber ich erlaube mir die Frage: soll Steffensen verabschiedet werden, wenn ich ausdrücklich verlange, daß er bleiben soll?"

„Steffensen — dieser Steffensen! Du kennst ihn nicht, Abraham! —"

In diesem Augenblick trat das Mädchen ein und meldete, es sei eine Dame und ein Herr draußen, welche fragten, ob die Herrschaft zu Hause sei.

Die Fremden waren der Pastor Kruse und seine Frau. Sie kamen mit vielen Entschuldigungen, daß sie so spät noch störten. Da sie aber gerade von der Bibelstunde gekommen wären und die Fenster erleuchtet gesehen, hätten sie der Lust nicht widerstehen können, hinaufzugehen.

Sie wurden sehr freundlich empfangen, denn sie kamen in der That äußerst gelegen.

Ueberdies hatte Clara die Pastorin gern und sie machte sich ein Vergnügen daraus, die Fremden gut und reichlich zu bewirthen, während sie doch gleichzeitig mit großer Theilnahme den ökonomischen Betrachtungen der Pastorin zuhörte und sich manchen kleinen Kunstgriff bei der Bereitung der Speisen lehren ließ. Und als Abraham am anderen Tage über eine Sauce unzufrieden war, die nur aus Mehl und Wasser bestand, hatte sie ihre Freude daran, ihm vorzuhalten, wie unsinnig und nichtswürdig es sei, mit Essen und Trinken verschwenderisch umzugehen, selbst wenn man die Mittel dazu hätte.

Der Professor und der Pastor vertieften sich bald in ein Gespräch, das bei den Armen begann, dann zu den Fabrikarbeitern und endlich zu den inneren Betriebsangelegenheiten der Fabrik überging.

Nur Abraham war es sehr unbehaglich zu Muthe; er konnte den aufgeblasenen Morten Dickwanst, und auch die Frau nicht leiden, und es war ihm höchst unangenehm, daß diese Menschen sich in der letzten Zeit immer mehr in seinen Kreis hineindrängten. Er fuhr fort, nach dem Abendessen auf und nieder zu gehen und nahm nur wenig Theil am Gespräch.

Dieses war ungemein lebhaft, denn der Pastor hatte den Professor um ebenso viel zu fragen, wie Clara die Pastorin; und als sie sich trennten, verabredeten die Damen eine Zusammenkunft für den nächsten Montag, während der Pastor, etwas verlegen, den Professor fragte, zu welcher Zeit er ihn in Geschäftsangelegenheiten treffen könne?

(Fortsetzung folgt.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Der Herbstmonat des Jahres 1884 hat zwei Vorgänge von internationaler Bedeutung, die Kaiserzusammenkunft von Skiernewiece und die Einstellung der Amortisationszahlungen der ägyptischen Finanzverwaltung zu verzeichnen gehabt. In diesen beiden Ereignissen spiegelt sich der Gegensatz wieder, der zwischen den Zuständen des östlichen Europa und denjenigen des Westens besteht. Wie vor zwölf Jahren, so gründet sich auch gegenwärtig der europäische Friede auf das Einvernehmen der Herrscher des Ostens und Nordostens, die zum zweiten Male darüber einig geworden sind, hinter die Rücksicht auf die Erhaltung der bestehenden Ordnung alle übrigen Rücksichten zurückzustellen und es bis auf Weiteres bei den Zuständen bewenden zu lassen, welche die letzte Regelung der europäischen Machtverhältnisse geschaffen hat. Die Periode der Verstimmungen, welche auf die Beschlüsse des Sommers 1879 folgten und Rußland in einen kaum mehr verhohlenen Gegensatz gegen die neue Richtung der österreichischen Orientpolitik trieb, ist geschlossen. Man hat sich das Wort gegeben, den gegenseitigen Besitzstand nicht zu stören und die Differenzen nach Möglichkeit abzuschwächen, die derselbe bedingt. Es wird nicht nur dabei bleiben, daß der russische Einfluß in Bulgarien, der österreichische in Serbien maßgebend ist, daß die bosnischen Länder in die österreichische Machtsphäre eingeschlossen sind und daß man Ostrumelien sich selbst überläßt, — auch dem Gegensatz russischer und österreichischer Interessen in den ehemals polnischen Ländern soll vorläufig Halt geboten werden. Rußland wird das akatholische Ruthenenthum Galiziens sich selbst überlassen, Oesterreich dafür Sorge tragen, daß das katholische Polenthum sich auf Galizien beschränkt und daß sein Einfluß die Ruhe der benachbarten russisch-polnischen Länder in keiner Weise gefährdet. Rücksichtlich der Beziehungen Deutschlands zu den beiden Nachbarn hat es besonderer Festsetzungen überhaupt nicht bedurft. Rußlands Friedensschluß mit Oesterreich bedingt an und für sich volles und ungestörtes Einverständniß mit dem deutschen Reich, da russisch-deutsche Differenzen immer nur rücksichtlich des Verhältnisses zum österreichisch-ungarischen Kaiserstaat bestanden haben, dessen Erhaltung deutscherseits von jeher als Hauptbedingung für das europäische Gleichgewicht angesehen worden ist. Sind die Cabinete von Petersburg und Berlin über das Verhältniß zu Oesterreich einig und hat man sich darüber verständigt, von einem Hinübergreifen in den natürlichen Gang der Entwicklung der orientalischen Dinge abzusehen, so ist man überhaupt einig — directe Reibungspunkte zwischen den beiden nordischen Nachbarn sind niemals vorhanden gewesen. — Ob zugleich Vereinbarungen über ein gemeinsames Vorgehen gegen anarchistische Umtriebe getroffen worden sind, ist von nur untergeordnetem Interesse. Die bloße Thatsache des Einverständnisses zwischen den Mächtigen des Nordostens bedeutet an und für sich eine Lahmlegung aller derjenigen Einflüsse, die es auf Störung des inneren und äußeren Friedens absehen. Wenn von den Betheiligten immer wieder

versichert wird, daß besondere Abmachungen nicht getroffen seien, und daß man sich damit begnügt habe, einer bereits vorhandenen Uebereinstimmung der Interessen und Anschauungen erneuten Ausdruck zu geben, so liegt schlechterdings kein Grund zu Zweifeln an dieser Angabe vor. Wer die Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre kennt, weiß ein für alle Male, daß in den Beziehungen der Mächte die Verschiedenheit russischer und österreichischer Auffassungen über die mit der Zukunft des Slawenthums untrennbar verbundene orientalische Frage den springenden Punkt bildete. Ist man darüber einig, an diesen nicht zu rühren, so versteht sich gleichsam von selbst, daß es mit anderen etwa auftauchenden Schwierigkeiten keine Noth hat.

Die gegenwärtige Weltlage hat mit sich gebracht, daß das in Skiernewiece erzielte Einvernehmen nirgend auf dem festen Lande Widerspruch oder Unzufriedenheit erregte. Die Besorgnisse der Staaten zweiten Ranges vor Vergewaltigungen der Großmächte sind durch die Geschichte des letzten Jahrzehntes genugsam widerlegt worden, um nicht mehr in Betracht zu kommen, — von Spanien und Italien versteht sich schon seit geraumer Zeit von selbst, daß sie sich der von den Ostmächten befolgten Politik anschließen; aber Frankreich hat dieses Mal ausdrücklich erklärt, daß es in dem Zusammengehen der Continentalmächte eine Kräftigung der eigenen Position sehe. Damit ist zugleich gesagt, was die Zusammenkunft von Skiernewiece für England und für die in Aegypten befolgte englische Politik bedeutet. In vollem Maße erntet Mr. Gladstone, was er gesäet hat, nämlich die ausgesprochene Abneigung derselben Mächte, die sein Emporkommen im Jahre 1880 laut und freudig begrüßt hatten. Rußland und Frankreich, die auf die Wiederherstellung des Ministeriums Gladstone die ausgedehntesten Hoffnungen gesetzt hatten, sind der Reihe nach dabei angelangt, auf die deutsch-österreichische Seite hinüberzutreten und England sich selbst zu überlassen. Rußland hat diesen Entschluß freiwillig gefaßt, nachdem es durch die Erfahrungen des Herbstes 1880 über die vollendete Planlosigkeit der neu-englischen Politik belehrt worden, Frankreich aber hat sich *gegen* seinen Wunsch und *gegen* seine Neigung von dem vieljährigen Verbündeten trennen müssen. Zu seiner eigenen Ueberraschung und zum Mißvergnügen des unversöhnlichen Theiles seiner Landsleute ist Herr Ferry dicht an die Seite derjenigen Macht gedrängt worden, die der französischen Nationalleidenschaft für die Wurzel aller Uebel gilt.

Die Entschiedenheit, mit welcher das Berliner Cabinet gegen die Einstellung der ägyptischen Amortisationszahlungen Protest eingelegt hat, ist von so großem Vortheil für Frankreich, daß die Pariser Staatsmänner schlechterdings nicht umhin gekonnt haben, dieselbe dankbar entgegen zu nehmen und ein zeitweiliges Zusammengehen mit dem deutschen Reich für ein unabweisliches Gebot der Nothwendigkeit zu erklären. Da der entscheidende Einfluß einmal in Berlin liegt, darf der Gewinn deutscher Parteinahme gegen das englisch-ägyptische Vorgehen nicht von der Hand gewiesen werden, und hängt der Erfolg der eingelegten Verwahrung wesentlich davon ab, daß die sonst so zwiespältigen Gegner der englisch-ägyptischen Politik bis auf Weiteres einig bleiben. Noch hat Lord Granville sich zum Einlenken nicht entschlossen, noch verharrt man in London darauf, daß nicht die englische Regierung, sondern die Rathlosigkeit des Vicekönigs für den stattgehabten Eingriff in die Rechte der ägyptischen Staatsgläubiger verantwortlich zu machen sei, und daß es sich nicht um einen freiwilligen Entschluß, sondern um ein unabweisliches Gebot eiserner Noth gehandelt habe, — der *Ton* aber, in welchem die Londoner Staatsmänner reden, läßt deutlich erkennen, daß man sich über die Bedeutung des einhelligen Vorgehens der festländischen Großmächte nicht täuscht, und daß man es auf einen förmlichen Zusammenstoß mit denselben nicht ankommen lassen will. Zunächst wird abzuwarten sein, wie die inneren ägyptischen Verhältnisse sich gestalten, und ob es der von dem General Wolseley vorbereiteten Expedition gelingt, den Aufstand im Sudan endgültig zu Boden zu schlagen. Anzeichen einer relativen Besserung der Lage lassen sich schon gegenwärtig nicht verkennen, wo General Gordon in die Lage gekommen ist, sich außerhalb der Mauern Chartums mit einer gewissen Freiheit zu bewegen und die Monate lang unterbrochen gewesene Ver-

bindung mit den Hauptstädten Unterägyptens wieder aufzunehmen. Noch lauten die Nachrichten vom unteren Nil indessen zu widerspruchsvoll, als daß eine auch nur annähernd klare Vorstellung von dem Umfang der Veränderungen möglich wäre, die sich in den gegenseitigen Machtverhältnissen während des letzten Sommers vollzogen haben. Immerhin aber läßt sich annehmen, daß das Schlimmste überstanden ist, und daß die Entscheidung über die Zukunft des Sudan nicht von dem Mahdi, sondern von den Machthabern in Alexandrien und Kairo gefällt werden wird. Freilich wird vor Allem nothwendig sein, daß der seit siebenundzwanzig Monaten bestehenden Unklarheit ein Ende gemacht und Feststellung darüber getroffen werde, ob England fähig und Willens ist, die förmliche Verantwortung für die Zukunft Aegyptens und seiner Regierung zu übernehmen. So lange Mr. Gladstone am Ruder bleibt, wird man schwerlich den Muth haben, in dieser Beziehung bestimmte und klare Entschlüsse zu fassen und der seit Jahr und Tag herrschenden Verwirrung eine Grenze zu setzen; einmal wird es aber auch mit der Gladstone'schen Regierung ein Ende haben und die Stunde für eine Entscheidung des Problems schlagen, das die Welt seit länger als zwei Jahren in Unruhe hält.

Wir Deutsche haben keinen Grund, eine Beschleunigung dieser Entscheidung herbeizuwünschen. Unsere Interessen werden durch die Zukunft Aegyptens nur so weit berührt, als die fragwürdigen Zustände dieses Landes auf die französische Politik einwirken und unsere Nachbarn in den Bahnen festhalten, in welche dieselben seit dem Sommer 1882 gerathen sind. Augenblicklich ist die Aufmerksamkeit Frankreichs noch so vollständig durch die Ereignisse in China in Anspruch genommen, daß die ägyptische Angelegenheit sich mit einer secundären Stellung begnügen muß, und daß die Masse der Franzosen nach derselben nur soweit fragt, als der gemeinsame Gegensatz gegen England den Minister Ferry zur Anlehnung an Deutschland bestimmt. Die Anfangs so zuversichtlich gehegte Hoffnung, Courbet's am unteren Min und auf Formosa errungene Erfolge würden die Regierung von Peking zum Nachgeben zwingen, ist auch in Paris im Schwinden begriffen. Gut republikanische Blätter wie die „Débats" beginnen sich zu der Meinung zu bekennen, daß die dem Riesenleibe des chinesischen Reiches zugefügten Nadelstiche auf die Entschließungen des Pekinger Cabinets keinen Einfluß üben würden, und daß der Widerstand der Kriegspartei nur durch einen Stoß in das Herz des himmlischen Reiches gebrochen werden könne. An einen solchen ist Angesichts der schwierigen Finanzlage Frankreichs aber um so weniger zu denken, als die Fortsetzung des Krieges am rothen Fluß seit der Entsendung regulärer chinesischer Truppen an die anamitische Grenze bereits an und für sich zu einer Erhöhung der Kriegskosten führt und als die innere Lage des Landes die Aufbringung der erforderlichen Opfer von Monat zu Monat schwieriger erscheinen läßt. Die an und für sich nicht zweifelhafte Opferwilligkeit der Kammern wird durch den Ausbruch von Arbeiternothständen in Lyon und St. Etienne auf Proben gesetzt werden, wie sie bisher nicht bestanden haben. Noch ist der Winter nicht hereingebrochen, und schon werden zwei Millionen allein für Lyon gefordert, wo der Beschäftigungslosigkeit von mehr als 20,000 Industriearbeitern durch Erdarbeiten abgeholfen werden soll, die im gewöhnlichen Lauf der Dinge über viele Jahre vertheilt worden wären. Lyon ist aber nur einer der Punkte, an denen die industrielle Thätigkeit ins Stocken gerathen ist. Man macht sich darauf gefaßt, ähnlichen Verlegenheiten in den mittelfranzösischen Industriebezirken und in Paris begegnen zu müssen, wo die in der Abwicklung begriffenen Bauarbeiten ihrem Ende entgegengehen und neue Arbeitsgelegenheiten so gut wie vollständig fehlen. Ist es trotz aller Ersparungen schon gegenwärtig nicht mehr möglich gewesen, das Budget zu balanciren, so wird unvermeidlich sein, daß man die Kriegsausgaben so bescheiden wie möglich zuschneidet, um Mittel für die Volksernährung übrig zu behalten. Dazu kommt, daß die Lage der französischen Landwirthschaft trotz des außerordentlich günstigen Ausfalls der Wein- und Getreideernte als ein höchst bedrängter geschildert wird und daß das Verlangen nach Schonung der Steuerkräfte des Landes von den verschiedensten Seiten laut wird. Der „Temps", dessen gouverne-

mentale Gesinnung Niemand in Zweifel zieht, machte bereits vor einiger Zeit darauf aufmerksam, daß der politische Eifer und die Theilnahme am Parteileben allenthalben hinter den wirthschaftlichen Sorgen zurücktreten, und daß die Masse des Volkes vornehmlich mit Fragen des Zollschutzes und der Erleichterung der nationalen Productionsbedingungen beschäftigt sei. In einem revolutionär unterwühlten Lande wiegt das doppelt schwer. Während noch vor einigen Wochen vielfach die Hoffnung ausgesprochen wurde, der Erlaß des Gesetzes über die Coalitionsfreiheit der Arbeiter und das Genossenschaftswesen werde auf die Stimmung der arbeitenden Classen günstig einwirken, den Einfluß der socialistischen Agitation beschränken und den Beziehungen der Regierung zu den besitzlosen Classen zu Gute kommen, sagt man sich gegenwärtig, daß die bedrängte Lage der Industrie und des Wirthschaftslebens socialreformatorischen Unternehmungen so ungünstig wie möglich sei, und daß auf mehr als Erhaltung der äußeren Ruhe nicht gerechnet werden dürfe. Die Regierung wird dadurch in die Nothwendigkeit versetzt sein, ihre auswärtige Action innerhalb der bescheidensten Grenzen zu halten und die China gegenüber geltend gemachten Ansprüche auf das Maß des Unentbehrlichen herab zu stimmen.

Der zurechnungsfähige Theil der französischen Nation ist mit dieser Sachlage genau genug bekannt, um es begreiflich zu finden, daß Herr Ferry von der ihm gebotenen Gelegenheit, in Sachen Aegyptens und Süd-Afrika's mit der deutschen Politik Hand in Hand zu gehen, umfassenden Gebrauch gemacht hat. Verwahrungen gegen das Zusammengehen mit dem sogenannten Landesfeinde werden nur noch von Seiten der grundsätzlich oppositionellen Parteien und der Patriotenliga eingelegt, von welcher der ernsthafte Theil der Nation sich mehr und mehr zurückgezogen hat. Noch vor Jahresfrist wären öffentliche Demonstrationen gegen den Gedanken einer Entgegennahme deutscher Unterstützung in der ägyptischen Angelegenheit unvermeidlich gewesen; heute findet man sich stillschweigend in denselben, weil man sich der Ueberzeugung nicht verschließen kann, daß keine andere Wahl, als diejenige zwischen dem „allgemeinen continentalen Einverständniß" und der Unterwerfung unter den Willen Englands übrig geblieben ist. Vor Ueberschätzung des dadurch bezeugten Umschwungs in den französischen Stimmungen sind wir Deutsche gesichert. Wir wissen ein für alle Male, daß dieselben nicht länger dauern werden, als die Verhältnisse, welche die französische Zurückhaltung bedingt haben; immerhin aber erscheint es als Gewinn, daß die antideutsche Agitation für einen Augenblick gehemmt und ein Beweis dafür geliefert worden ist, daß die Masse der Nation derselben mehr aus Anstandsrücksichten, als aus unwiderstehlichem inneren Drange folgt. Hat es neuerdings auch den Anschein gewonnen, als ob die Schärfe des englischen und festländischen Interessengegensatzes nachläßt, so steht doch fest, daß die Nothwendigkeit einer Annäherung Frankreichs an die Politik der Ostmächte noch geraume Zeit fortdauern und dem französischen Chauvinismus Schranken auferlegen werde. Die allgemeine Zeitrichtung ist so eminent friedlicher Natur, daß für irgend einsichtige Politiker von nichts Anderem als vom Anschluß an das System die Rede sein kann, welches der allgemeinen Entwicklung durch die Zusammenkunft von Skiernewiece vorgezeichnet worden ist.

Wenn die Könige *nicht* bauen wollen, bleiben die Kärrner unbeschäftigt. Deutlicher wie in diesen letzten Wochen hat sich niemals früher gezeigt, daß selbst die Pandorabüchse des Welttheils, die Balkanhalbinsel, ihre Gefährlichkeit verliert, wenn an den Centren der politischen Bewegung Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes die Parole ist. Der Gegensatz russischer und österreichischer Orientinteressen tritt in den niemals stille stehenden Kämpfen der kirchlichen Parteien in Macedonien und Ostrumelien immer noch periodisch zu Tage, — um seine Bedrohlichkeit und Schärfe aber ist es geschehen, seit die hadernden griechischen und bulgarischen Geistlichen ausschließlich auf die eigenen Kräfte angewiesen sind. Noch vor Jahresfrist wären Vorgänge, wie die neuerdings erfolgte Auflösung der ostrumelischen Landesversammlung, als Ereignisse von capitaler Bedeutung behandelt worden, — seit dem Tage von Skiernewiece wird nach derselben kaum mehr gefragt. Wenn je, so könnte gegenwärtig zu einer

Consolidirung der Verhältnisse geschritten werden, welche durch den Congreß von 1878 geschaffen worden waren. Bedauerlicher Weise zeigt man sich in Constantinopel aber auch dieses Mal außer Stande, von der Gunst der Umstände Vortheil zu ziehen. In so unverantwortlicher Weise ist die Angelegenheit der Eisenbahnanschlüsse von der Pforte verschleppt worden, daß selbst der österreichisch-ungarischen Regierung der Geduldsfaden zu reißen droht und daß man sich in der k. k. Hofburg zu einer Sprache entschlossen hat, wie sie von dieser Seite kaum jemals früher vernommen worden ist. Der Artikel des „Pester Lloyd", in welchem für den Fall fortgesetzter Nichterfüllung der durch den Vertrag vom 17. Mai v. J. türkischer Seits übernommenen Verpflichtungen mit Repressalien gedroht und daran erinnert wird, daß man rücksichtlich der verfügbaren Pressionsmittel „die Auswahl habe", läßt darauf schließen, daß man in Wien fest entschlossen ist, sich die durch die allgemeine Weltlage bedingten Vortheile dieses Mal nicht entgehen zu lassen. Nach Fertigstellung der Vorarlberger Bahn hat die Fortführung des Schienenweges nach Saloniki eine verdoppelte Bedeutung erlangt und erscheint es durchaus gerechtfertigt, daß der Rücksicht auf das Interesse der österreichischen Industrie vor allen übrigen Interessen der Vortritt gegeben wird. Soll aus dem mit schweren Opfern erkauften Besitze Bosniens und der Herzegowina dauernder Gewinn gezogen und für die Einfügung dieser Landschaft in den österreichischen Staatskörper Sicherheit gewonnen werden, so darf mit dem Abschluß des österreichischen Eisenbahnnetzes schlechterdings nicht mehr gezögert werden. Wie lange die Verhältnisse dauern, welche den Weg nach Saloniki frei gelegt haben, vermag Niemand voraus zu bestimmen; wird dieser Weg *jetzt* nicht beschritten, so kann auf die Erfüllung dieses dringendsten Bedürfnisses der österreichisch-ungarischen Wirthschaftspolitik überhaupt nicht gerechnet werden. Ein Rechtstitel, wie das Wiener Cabinet ihn seit dem 17. Mai v. J. in Händen hat, erwirbt sich zum zweiten Male nicht so leicht wieder: wen kann da Wunder nehmen, wenn mit der Geltendmachung desselben unnachsichtlicher Ernst gemacht und auf dem „Schein" bestanden wird, dem die erste Veränderung der allgemeinen Weltlage die Geltung wieder entziehen könnte? Wenigstens in diesem Falle darf Graf Kalnoky darauf zählen, die *Gesammtheit* der sonst so zwiespältigen Elemente des österreichisch-ungarischen Doppelreichs auf seiner Seite zu haben.

Unter den der jüngsten Vergangenheit angehörenden Vorgängen in Oesterreich-Ungarn hat die bei Eröffnung des Pester Reichstages angekündigte Umgestaltung der Magnatentafel, dieses letzten von den Zeitverhältnissen unberührt gebliebenen Ueberbleibsels der altungarischen Staatsordnung, am meisten von sich reden gemacht. Dem Anschein nach wird es sich um nichts weiter, als eine Modernisirung dieses Körpers im Sinne der Beschränkung des bisher von den erblichen „Pairs" geübten Einflusses zu Gunsten *erwählter* Vertreter der sogenannten konservativen Interessen handeln. Daran, daß die Nebenländer der Stefanskrone, die nichtmagyarischen Nationalitäten und die akatholischen Religionsgesellschaften, in dem ungarischen Senate nur dem Namen nach vertreten sind, wird durch die bevorstehende Reform schwerlich etwas geändert werden. Die Adresse, in welcher die königliche Thronrede beantwortet werden soll, legt alles Gewicht darauf, daß die „nationale Entwicklung" bei der bevorstehenden Umgestaltung berücksichtigt werden solle. Was das in dem heutigen Ungarn heißt, weiß die Welt genau genug, um sich im Voraus zu sagen, daß das *wahre* Zeitbedürfniß, d. h. die Nothwendigkeit von versöhnenden Zugeständnissen an die nichtmagyarischen Ungarn, auf Berücksichtigung nicht zu rechnen habe. Ungewarnt durch die Erfahrungen, welche das liberale Deutschösterreicherthum mit der Unmöglichkeit einer gewaltsamen Niederhaltung der nationalen Ansprüche des Slawenthums gemacht hat, verharrt man auf dem östlichen Leithaufer dabei, den Schein einer magyarischen Alleinherrschaft gewaltsam aufrecht zu erhalten. An der bisherigen Magnatentafel war Siebenbürgen durch drei, vom Könige ernannte, sogenannte Regulisten vertreten, während Slawonien und Kroatien sich mit je einem Vertreter begnügen mußten, neben neunzehn katholischen Prälaten sechs Repräsentanten der griechischen Kirche saßen und die Religionsgesellschaften der $2^1/_2$ Millionen Protestanten jeder Vertretung ent-

behrten. Wird bei einer im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts vorgenommenen Oberhausreform dieser zu den thatsächlichen Verhältnissen in directem Gegensatz stehende Zustand aufrecht erhalten, so bedeutet das eine Herausforderung der Mehrheit der Bevölkerung, deren Folgen vielleicht noch eine Weile auf sich warten lassen werden, auf die Dauer aber um so weniger ausbleiben können, als die westösterreichische Entwicklung den slawischen Anspruch auf eine maßgebende Rolle absichtlich großzieht. Die Gegensätzlichkeit der in den beiden Reichshälften befolgten Politik muß über kurz oder lang zum offenen und allgemeinen Ausbruch des Conflicts führen, der sich in den neuesten Agramer Pöbelscenen bereits deutlich angekündigt hat.

Deutschland ist seit Einbruch des Herbstes fast ausschließlich mit Vorbereitungen zu den Reichstagswahlen beschäftigt gewesen. Wo auf Grund des allgemeinen und geheimen Stimmrechts gewählt wird, sind Conjecturen über das Wahlergebniß ausgeschlossen. Absehen läßt sich indessen, daß dasselbe durch den Eifer und die Theilnahme der Nation für die Anfänge deutscher Colonialpolitik wesentlich mitbestimmt werden wird. Auch da, wo man von Illusionen über die bisher erzielten Erfolge weit entfernt ist, hat man das Vorgefühl, daß Deutschland bei einem neuen Abschnitt seiner Entwicklung angelangt ist. Hat das fruchtbarste aller Culturvölker auf fremder Erde überhaupt Fuß gefaßt, so kommt wenig darauf an, wie die Bedingungen der ersten Besitzergreifung beschaffen gewesen sind — die Kraft der Sache liegt in dem Expansionsbedürfniß und der Expansionsfähigkeit der Nation. Der Deutsche hat zu colonisiren verstanden, bevor er Colonien besaß, weil er über ein reichlicheres Maß überschüssiger Kräfte verfügte, als irgend ein anderes Volk, und weil ihm die Fähigkeit zur Anpassung an fremde Verhältnisse in ungewöhnlichem, mitunter gefährlichem Grade eigen ist. Kann da zweifelhaft sein, daß die während einer Periode mächtigen staatlichen Aufschwungs und unbestrittener Vorherrschaft auf dem Festlande gewonnene erste Gelegenheit zu kolonialen Erwerbungen mit allem Nachdruck wahrgenommen und festgehalten werden wird? Daß die übrigen seefahrenden Nationen die Entfaltung der deutschen Flagge in Westafrika von Hause aus als Ereigniß ersten Ranges behandelt haben, bezeugt unwidersprechlich, daß der colonisatorische Beruf der deutschen Rasse zu den Dingen gehört, über welche nicht mehr gestritten werden kann.

Es darf als geradezu beispielloser Erfolg bezeichnet werden, daß der jüngste der colonisirenden Staaten Europa's mit dem Vorsitz in der Versammlung betraut werden soll, welche demnächst zur Neuordnung der westafrikanischen Verhältnisse in Berlin zusammentreten wird, und daß Frankreich an der Spitze der Staaten steht, welche dem deutschen Reichskanzler auf der Bahn seiner Colonialpolitik folgen wollen. Das Vertrauensvotum, welches die Note des französischen Botschafters der deutschen Colonialpolitik ertheilt hat, gehört zu den merkwürdigsten und bedeutsamsten Kundgebungen, die uns in der neueren Geschichte überhaupt begegnet sind, weil dasselbe nicht auf das äußere Ansehen, sondern auf das Vertrauen, welches die deutsche Friedenspolitik sich erworben, den Accent legt.

Wie sollte einer colonialen Entwicklung, deren Anfänge sich unter so unvergleichlichen Zeichen vollzogen haben, anders als mit hoffnungsvoller Zuversicht entgegengesehen werden?

Literarische Rundschau.

Eine neue Biographie Heinrich's von Kleist.

Heinrich von Kleist. Von Otto Brahm. Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für Deutsche Literatur. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1884.

Schiller's dramatischer Nachlaß zeigt, wie reiche Hoffnungen mit dem früh Vollendeten ins Grab gesunken sind und daß der nie um Stoffe, nie um einen Calcül der Bewältigung verlegene Dichter seine Gaben an die Nation noch durch ganz anders geartete zu mehren gedacht hatte. Zwei Dramatiker vor allen haben nach ihm auf neuen Bahnen die Palme gesucht, Kleist und Grillparzer. Auf das Leben und die Werke beider hat dieses Jahr ein helles Licht geworfen. Mit dreister Hand riß Laube in einer lose gefügten „Lebensgeschichte" die letzten Schleier von der Jugend seines Helden, der ihm einst den Grillparzerorden zuerkannt, hinweg, und schaudernd beinahe las man neben Aufschlüssen über einzelne Stücke intime Urkunden eines im Kern kranken Daseins. Die grelle Enthüllung läßt uns doch nicht klar scheiden, wo unselige Erbschaft des Blutes und wo ein kühlbewußtes Abbiegen von den Normen gesunder Menschlichkeit zerstörend waltete. Anders bei Kleist: je tiefer man in das wirre Dasein eindringt, aus dessen Maschen der Gefangene endlich gewaltsam ins Freie brach, desto imponirender springen seine großen Qualitäten hervor. Eine Biographie hat uns vor zwanzig Jahren Wilbrandt geschenkt. Diese bewundernswerthe Jugendarbeit zeigte bei entschiedenen Mängeln der Untersuchung die vom Verfasser dann auch in anderen Charakteristiken bewährte Gabe, sich fein hineinzubohren in seelische Leiden und mit freundschaftlicher Kritik die Opfer des Schicksals auf ihren vielverschlungenen Pfaden bis zum Ausgang zu geleiten. Im Vollbesitz der seitdem frisch entwickelten literarhistorischen Methode und eines großen neuen, von Anderen und ihm selbst herbeigeschafften Materials, ein kluger Forscher und ein künstlerischer, nie künstelnder Darsteller, ist nun Otto Brahm ans Werk gegangen. Das Gelingen hat ihm schon ein berufenes Spruchcollegium bezeugt, und die ehrende Entscheidung wird nirgends auf Widerspruch stoßen. Sicher, mit weiser Beschränkung, auf den unterirdischen Grundmauern der sorgsamsten und zugleich zurückhaltendsten Detailforschung, in klarer, energischer Sprache, scharfäugig, aber auch in der schweren Kunst des Nichtwissens geübt, beschert uns Brahm eine lehrreiche, ergreifende Entwicklungsgeschichte, die in wohlberechneten Abschnitten von dem Frankfurter Taufzeugniß bis zu dem trostlosen Finale am Wannsee führt. Gar vieles im Großen und Kleinen wird hier zuerst klargestellt; selten kommt uns Bedenken oder Widerspruch; der Erzähler huscht nie blendend über Schwierigkeiten hinweg, sondern bezeichnet ehrlich, was noch im Dunkel liegt. Manchmal nimmt Brahm das Tempo ein wenig rasch, und gegen Ende sucht er vielleicht zu sehr durch jene herbe Gegenständlichkeit zu wirken, die doch auch sein Kleist in den Momenten höchster Krisis aufzugeben pflegte.

Ohne Zudringlichkeit klingen die Leitmotive wieder und wieder an. So zwei bereits von älteren Zeitgenossen gemachte Wahrnehmungen: daß Kleist's dramatischer Stil durch eine Mischung antiker und shakespeare'scher Elemente die von Goethe und Schiller gelassene Lücke ausfüllen wollte, hat schon Wieland erkannt; daß „Verwirrung

des Gefühls" sein eigenstes Thema sei, schon der ablehnende Goethe kurz formulirt. Was ihn bewußt oder unbewußt an die Tradition der Vergangenheit knüpft und in die Bewegungen der Gegenwart einreiht, wird ebenso überzeugend entwickelt, wie das Werden und die Wandlung des eigenthümlich Kleistischen, das schroff auf das Charakteristische gerichtet ist. Und wenn Brahm den im Gelingen wie im Fehlen großen Revolutionär zu Schiller führt und wieder so weit von Schiller trennt, legt er sein eigenes, nicht auf Schillerorthodoxie gegründetes Bekenntniß ab. Er bedient sich zur Erhellung von Kleist's Jugend auch der Analogie und schließt von Fouqué's Knabenzeit auf die Kleist'sche. Er zeigt Kleist im Ichcultus der Epoche befangen und nach vergeblichem Pochen an den Pforten zur Philosophie der Verzweiflung überantwortet. Auf geheimnißvoller Reise findet Kleist, recht im Gegensatz zu Wilhelm Meister, seinen Lebensberuf in der Kunst. „Die Schroffensteiner", der ungefüge, verheißungsvolle Erstling, werden ausgezeichnet analysirt; die innerliche Ableitung ist vorzüglich gelungen, und Brahm's präcise Beobachtung der Sprache und Technik bewährt sich gleich hier. Im Mittelpunkte des ersten Theils steht weithin sichtbar die fragmentarische Titanenarbeit am „Guiskard". Von dem zwiespältigen Uebungsstück „Amphitryon" geht es weiter zu liebevollem Verweilen beim „zerbrochenen Krug"; Meister Menzel wird nicht vergessen.

Man staunt immer wieder vor dem Phänomen, daß der „zerbrochene Krug" und die „Penthesilea" auf demselben Zweige gewachsen sind. Welche unerschöpfliche Quelle sprudelte doch in diesem Geist und wie siegreich brach durch angehäuftes Geröll immer wieder der helle Strahl des Könnens. Die Verzweiflung hat dies wundersame Amazonenstück mit seiner Schönheit und Häßlichkeit, Größe und Geschmacklosigkeit geboren; aber die Verzweiflung ist auch, wie es einem echten Dichter gemäß ist, bei der Geburt gestorben. Noch eine heilsame Pause, und verjüngt, ja mitunter fast jungenhaft, leitet Kleist, zum ersten und einzigen Male ganz populär, die Deutschen zu dem Hollunderbusch, der Furth, der Burg, wo das hingebende Käthchen träumt, liebt und siegt. Auch hier bedeutet Brahm's Darstellung einen entschiedenen Fortschritt der Erkenntniß. Dann wirft sich Kleist, wie er in einem hier zuerst gedruckten Brief sagt, mit seinem ganzen Gewicht in die Wagschale der Zeit: der kämpfende, hassende und hoffende Nationalgenius entflammt seine Poesie; die neuen Stücke heißen „Die Hermannsschlacht" und „Prinz Friedrich von Homburg". Man mag Kleist messen, wie man will — Eines hat er vor all seinen deutschen Vorgängern unverlierbar voraus: die stolze Freude am Staat. Es hatte kleine „fritzische" Sänger gegeben — hier stand ein großer preußischer, der die alte Bardenmummerei mit seinem agitatorischen, aber nicht bramarbasirenden und durchweg charakteristischen Germanenstücke ins Nichts zurückwarf und von der hohen Warte Fehrbellins als adeliger Herold rief: „in Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" Rufen wollte, müssen wir uns verbessern; denn es ist unsäglich tragisch, daß die beiden patriotischen Dramen erst lange nach dem Tode ihres Schöpfers aus dem Winkel geholt wurden. Was Wunder, daß bei solchen Erfahrungen auch Kleist's epische Kunst verfiel, wie Brahm sehr anschaulich macht. Schon die endgiltige Bearbeitung des „Kohlhaas" zeigt es; meisterhaft aber hat Brahm den Erzähler Kleist besonders am „Erdbeben von Chili" charakterisirt.

In der ganzen Verkettung liegt Kleist's Leben und Dichten vor uns, ohne ebenes Maß und schöne Harmonie, vielmehr chaotisch und unvollendet, eine Mischung aus Ruhmsucht und Verzagtheit, Consequenz und Wechsel, Träumerei und Klarheit, Mannesstolz und Kindlichkeit, Egoismus und Hingebung, Rücksichtslosigkeit und Weichheit, Trotz und Milde, Härte und Wohlklang, Tragödie und Idylle, Verstiegenheit und Schlichtheit, Fülle und Dürre, Manier und Stil. Seine Werke haben spät, aber für immer den Zugang zur Nation gefunden. Den Commentar bietet Brahm's schönes Buch.

o. β. **Buch der Freundschaft.** Neue Folge. Von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Von den hier vorliegenden Dichtungen ist die Novelle „Siechentrost", mit ihren feinen Schilderungen aus dem deutschen Mittelalter, den Lesern der „Rundschau" bestens bekannt; der amüsante kleine Einacter „Im Bunde der Dritte", eines der hübschesten deutschen Proverbes, hat seine Wirkung auf mehreren Bühnen bereits erprobt. Neu sind die Erzählungen „Die schwarze Jakobe" und „Gute Kameraden". Die erste berichtet von einer durch nichts zu erschütternden Herzensfreundschaft zwischen zwei Frauen von ungleicher Art und ungleichem Stande, ohne daß doch die Heldin, eine Bäuerin aus der Mark, recht glaubhaft und gegenständlich würde: die Reflexion, wie sie in der einleitenden Debatte zwischen dem Erzähler und seiner Freundin das Wort führt, schlägt auch in der Geschichte selbst vor und die sinnliche Kraft der Darstellung wird geschädigt. Wie viel tiefer ergreift uns der Dichter in der andern Novelle: von den beiden Romfahrern Dr. Eberhard und Gabriele von Berg, die eine Weile versuchten gute Kameraden zu sein, — bis sie inne werden, wie nicht Freundschaft, sondern leidenschaftliche Liebe zwischen ihnen waltet; schmerzbewegt, da Eberhard seines Weibes in der Heimath gedenkt, gehen sie auseinander. Die einfachen Vorgänge hat der Dichter mit allen Mitteln seiner reichen Kunst entwickelt und ihnen individuelle Stimmung geliehen durch die Treue und feine Schilderung des römischen Locals: wie Eberhard und Gabriele sich zuerst bei einem echt italienischen Gewitterregen finden, wie sie an dem Moses des Michelangelo in stummem Staunen verweilen, wie ihnen im Anblick all' der Wunder die Seele frei und groß wird, erzählt der Dichter in seiner sanft bezwingenden Beredsamkeit, und der leicht idealisirende Stil seiner Schilderung raubt ihr von poetischer Wahrheit nichts.

ρ. **Troilus und Cressida.** (Il Filostrato.) Epische Dichtung von Giovanni Boccaccio. Zum ersten Male verdeutscht von Karl Freiherrn von Beaulieu Marconnay. Berlin, A. Hofmann & Co. 1884.

In einer gelungenen Uebersetzung und reizenden Ausstattung liegt uns hier jenes merkwürdige Gedicht des Boccaccio vor, dessen Kenntniß bisher in Deutschland und wohl auch anderwärts — auf den engen Kreis der Fachgelehrten beschränkt war. Und doch verdient dieses Epos gelesen zu werden, und nicht nur aus literarhistorischen Gründen: weil der Verfasser des „Decamerone" es gedichtet, weil es grundlegend war für die Form, in welcher hundert Jahre später Ariost und zweihundert Jahre später Tasso dichteten, und weil es unter den Troja-Dichtungen des Mittelalters und der Renaissancezeit als Weiterentwicklung der Fabel eine bedeutende Stellung einnimmt. Ganz abgesehen von all' diesem ist der „Filostrato" ein Werk, welches man um seiner eignen dichterischen Schönheit willen kennen lernen sollte; welches von so bestrickender Lieblichkeit des Inhalts und so süßem Wohllaut der Form ist, daß man es zu den Perlen der Weltliteratur zählen darf, deren Glanz durch die Jahrhunderte nicht getrübt wird. Das Verdienst des Uebersetzers wird dadurch erhöht, daß er die durchaus weiblichen Reime des Originals beibehielt; eine sehr große Schwierigkeit, durch deren glückliche Ueberwindung jedoch auch der deutschen Octave viel von der Weichheit und Geschmeidigkeit der italienischen gewahrt worden ist.

ιν. **Studien zur Geschichte der französischen Musik** von H. M. Schletterer. Theil I. Geschichte der Hofcapelle der französischen Könige. Theil 2. Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigenkönige. Berlin, R. Damköhler. 1884.

Der Verfasser hat es nicht auf eine zusammenhängende Geschichte der französischen Musik abgesehen, sondern gibt Studien über einzelne Partien derselben, die einem späteren Geschichtschreiber zu Nutzen kommen sollen. Da die französische Musik (wie der Verfasser sagt) „eine maßgebende Förderung und Pflege in erster Linie stets durch die Könige gewann und also auch nur im Zusammenhange mit dem Hofe zu denken ist", so ist im ersten Bande obiger Schrift auch auf die politische Geschichte und auf hervortretende historische Persönlichkeiten Rücksicht genommen worden, um einen Hintergrund zu gewinnen für die auf musikalischem Gebiete sich vollziehenden Wandlungen und Fortschritte. Unseres Bedünkens aber ist das allgemein Historische zu sehr als Hauptsache behandelt zum Nachtheil des musikgeschichtlichen Inhalts, der theilweise etwas dürftig ist und bisweilen nur aus kahlen Namenslisten besteht. Der Verfasser theilt seine Schrift in sieben Abschnitte: Periode der Merowinger, der Carolinger, der Capetinger, der valesischen und bourbonischen Könige; die beiden letzten Abschnitte beschäftigen sich mit der kaiserlichen Capelle Napoleon's I. und der Capelle unter den letzten Bourbonen. Im Anhange sind die Mitgliederverzeichnisse der Capelle Franz' I. (1532–1533), der „Bande der 24 (25) Geiger" Ludwig's XIV., der Capelle und der Privatmusik Napoleon's I. (1806 und 1807), sowie der Capelle Carl's X. (1830) mitgetheilt. — Der zweite Band gibt eine Geschichte der Pariser Spielleute, einer privilegirten Zunft, deren Oberhaupt von Seiten des Landesfürsten die Berechtigung erhalten hatte, den Titel „König der Geiger" zu führen. Die sogenannte Confrérie de S. Julien des Ménétriers wurde 1321 gegründet und bestand bis 1773, wo denn durch einen Erlaß Ludwig's XVI. das Amt eines „Königs und Herren der Spielleute" aufgehoben wurde. Die Beilagen enthalten eine Anzahl interessanter Documente. Ein Register zum Nachschlagen ist beiden Theilen beigegeben. — Der Verfasser hat eine fleißige Arbeit geliefert, wiewohl er nicht darauf Anspruch macht, den Gegenstand wissenschaftlich erschöpft zu haben. Die Franzosen besitzen eine ansehnliche Zahl vorzüglicher musikhistorischer Schriften, die in Deutschland eine verhältnißmäßig geringe Verbreitung gefunden haben, da keine Uebersetzungen davon existiren. Der Verfasser hat diese unbekannteren Hilfsmittel benutzt und daher über manche Persönlichkeiten und Vorgänge mehr Einzelheiten bringen können.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aba. — Skizzen aus Amerika. Von B. Aba. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1884.

Antona-Traversi. — Camillo Antona-Traversi: Ugo Foscolo nella famiglia. Con lettere e documenti inediti. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1877 bis 1881. Zweiter Theil. Berlin. In Commission bei Julius Sittenfeld. 1884.

Blüthgen. — Der Preuße. Erzählung von Victor Blüthgen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1884.

Bodenstedt. — Eine Königsreise. Von Friedrich Bodenstedt. 3. Aufl. Leipzig, Johannes Lehmann.

Brenning. — Leopold Schefer. Eine Monographie. Gekrönte Preisschrift von Emil Brenning. Bremen, Kühle & Schlenker. 1884.

Budde. — Staunemayer's römische Kunstfahrten. Herausgegeben von E. Budde. Bonn, Eduard Weber 1884.

Chodowiecki. Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen. 136 Stiche auf 30 Carton-Blättern. Nach den zum Theil sehr seltenen Originalen in Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch. Berlin, Mitscher & Roestell.

Cölln. — König Konrad der Junge. Epische Dichtung in zwölf Gesängen von Eduard von Cölln. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Erk. — Allgemeine Musiklehre. Auf Anregung und unter Mitwirkung von Ludwig Erk, bearbeitet und herausgegeben von Otto Tiersch. Berlin, Rob. Oppenheim. 1885.

Falck. — Friederike Brion von Sesenheim (1752—1813). Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse von P. Th. Falck. Mit einem Porträt, 4 Zeichn. u. 3 Facsimiles. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung (Georg Nauck). 1884.

Farina. — Mein Sohn! Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. Mit einer biograph. Einleitung von Siegfried Samosch. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Feilmann. — Unterm Sant Ampeglio. Eine Erzählung aus Ligurien von J. Feilmann. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. 1885.

Fleischhauer. — Kalender-Compendium der christlichen Zeitrechnungsweise auf die Jahre 1 bis 2000 vor und nach Christi Geburt. Taschenbuch für Jedermann, um daraus die Lage der Datums zu den einzelnen Wochentagen, Festen, Namenstagen und Mondphasen eines Jahres nach Christi Geburt ersehen und Zeitangaben nach der julianischen Zeitrechnungsweise aus Jahren vor Christi Geburt beurtheilen zu können. Von Oscar Fleischhauer. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Fries. — Abriss der Geschichte China's seit seiner Entstehung. Nach chines. Quellen übersetzt und bearbeitet von Siegmund von Fries. Wien, Wilhelm Frick. 1884.

Gaspary. — Geschichte der Italienischen Literatur von Adolf Gaspary. I. Bd. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Haffner. — Bekannte und unbekannte Größen. Skizzen und Novelletten aus der Kunst- und Theaterwelt von Carl Haffner. Wien, Hugo Engel. 1884.

Heemstede. — Mathusala. Dramat. Gemälde in fünf Aufz. Von L. von Heemstede. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1884.

Heine. — Enrico Heine: Il Canzoniere. Traduzione di Bernardino Zendrini. Quarta edizione. Milano, Ulrico Hoepli. 1884.

Helmholtz. — Vorträge und Reden von Hermann von Helmholtz. Zugleich dritte Auflage der „Populären wissenschaftl. Vorträge" des Verfassers. 2 Bde. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1884.

Hermann. — Ergänzungen und Berichtigungen der hergebrachten Shakespeare-Biographie. (Mit Anhängen.) Erlangen, A. Deichert. 1884.

Hesse. — Talton's Erbe. Roman von August Hesse. 2 Bde. Freiburg i/B., Kiepert & von Bolschwing. 1884.

Hevesi. — Auf der Schneide. Ein Geschichtenbuch von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Hjelt. — Bruchstücke aus den Briefen F. Köhlers an J. J. Berzelius. Herausgeg. von Dr. Edv. Hjelt. Berlin, Robert Oppenheim. 1884.

Jansen. — Jean Jacques Rousseau als Musiker. Von Albert Jansen. Berlin, Georg Reimer. 1884.

Jensen. — Das Tagebuch aus Grönland. Roman von Wilhelm Jensen. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1884.

Jonas. — Literarische Korrespondenz des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow mit seinen Freunden. Neu herausgegeben und vermehrt von Dr. F. Jonas. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1885.

Kladderadatsch-Kalender für 1885. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Kraus. — Castilia. Eine Novelle aus den Zeiten des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn. Mainz, Franz Kirchheim. 1884.

Krause. — Friedrich der Große und die deutsche Poesie von Dr. Gottlieb Krause. Halle a./S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1884.

Kremer. — Die Nationalitätsidee und der Staat. Eine culturgeschichtliche Studie über den Einfluß der nationalen Idee, besonders auf Staaten mit gemischter Bevölkerung. Von Alfred von Kremer. Wien, Carl Konegen. 1884.

Lange. — Der letzte Wikinger. Erzählung von Thomas Lange. Nach dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Johannes Lehmann. 1884.

Lindenberg. — Berliner Blut. Heitere und ernste Bilder von Paul Lindenberg. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Mauerhof. — Die Idee des Faust. Von Emil Mauerhof. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Michell. — „Das Buch der Esel" von Gustav Michell. Mit 25 Zeichnungen vom Verfasser. Jena, Friedr. Mauke's Verlag. 1884.

Mücke. — Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Kaiser Heinrich VI., König Philipp und Otto IV. von Braunschweig von Dr. A. Mücke. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Bd. 4 u. 5. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1884.

Petersen. — Henrik Steffens. Ein Lebensbild von Rich. Petersen, Pastor auf Seeland. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Mit Porträt. Gotha, Andr. Perthes. 1884.

Pfeifer. — Neue Gedichte von Johann Pfeifer. Zweite, stark vermehrte Auflage. Meran, S. Pötzelberger. 1884.

Ponsard. — Horaz und Lydia. (Eine Ode des Horaz.) Lustspiel in einem Act von F. Ponsard. Im Versmasse des Originals übertragen von Alfred Friedmann. Leipzig, Carl Reissner. 1885.

Sardou. — Die schwarze Perle. Von Victorien Sardou. Einzig autorisirte Uebersetzung. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Sophokles' Tragödien übersetzt von G. Wendt. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1884.

Ueberweg. — Schiller als Historiker und Philosoph. Mit einer biograph. Skizze Ueberweg's von Fr. A. Lange. Herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Volkswirthschaftliche Zeitfragen. Heft 47/48. Ueber Lebensmittelversorgung von Großstädten in Markthallen. Von E. Everth. Berlin, Bernhard Simion.

Walcker. — Handbuch der Nationalökonomie für Studirende Landwirthe, Industrielle ꝛc. Fünfter Band. Geschichte der Nationalökonomie, insbesondere der neueren und neuesten. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1884.

Wald-Zedtwitz. — Chic. Humoresken nach lebenden Mustern von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Richard Eckstein's Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Wald-Zedtwitz. — Potz! Blitz! Humoresken aus dem Soldatenleben von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Weidenmüller. — Schildheis. Eine deutsche Sage in sieben Gesängen von Anna Weidenmüller. Kassel, A. Freyschmidt.

Westkirch. — Ein Familienzwist. Roman von L. Westkirch. 2 Bde. Freiburg i./Br., Kiepert & von Bolschwing. 1885.

Wie es war und wurde. Erzählungen vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1885.

Wirth. — Der drohende Untergang des Nachlasses von Rodbertus-Jagetzow. Zur Beleuchtung der Herausgeberthätigkeit der Herren Prof. A. Wagner und Dr. Th. Kozak. Von Moritz Wirth. Leipzig. Gustav Fock. 1884.

Woldt. — Capitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerika's 1881—1883. Zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse für den deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt. Leipzig, Max Spohr. 1884.

Zoozmann. — Lieder, Romanzen und Balladen. Von Richard Zoozmann. Berlin, E. Neuenhahn. 1884.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das Kind aus Asien.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

V.

Es war keine Kranke von abschreckendem Aeußeren, die Charles ter Veen in dem ihm bezeichneten Hause, zwei Treppen hoch, antraf. O nein; Lore Will war einst hübsch gewesen und gab sich die erdenklichste Mühe, etwas von ihrer früheren Schönheit bis zum Rande des Grabes zu conserviren. In einem Lehnstuhl ruhend, empfing sie den fremden Herrn mit der Haltung einer Dame. Die kohlschwarzen Augen, die ihm aus dem bleichen Gesicht entgegen brannten, der feine Duft eines ostindischen Parfüms, mit welchem die ärmliche Stube erfüllt war, brachten den Eintretenden in Verwirrung; er mußte sich von Lore Will um Nennung seines Namens und Angabe seines Begehrs bitten lassen.

„Fräulein Großkopf ist bei der Auswahl ihrer Abgesandten etwas rücksichtsvoller geworden," sagte Lore mit einem coquetten Neigen ihres Hauptes. „Sie sehen doch aus wie ein Mensch; auf Ihrem Gesichte ist nicht der Stempel eines berufsmäßigen Armeleutebeglückers. Ich muß fort aus dieser Wohnung, Herr ter Veen; der Mann nebenan belästigt mich fast nächtlich in seiner Trunkenheit. Sehen Sie nur: die Thüre ist unverschließbar; doch hinter dieser Ruine von Thüre würde ich auch nicht sicher sein, wenn sie zehn Riegel hätte. Und die Frau — nun, die ist eben nicht anders, wie Leute ihres Standes zu sein pflegen. Sie hängt sich an mich wie ein Blutegel. Mein bischen Näherei bringt nicht viel. Von dem Lohn, den Frau Schmitz einzieht — ich kann's nicht — macht sie sich zuerst bezahlt, und den Ueberschuß, wenn einer da ist, behält sie auch. Dabei soll ich dann noch für Miethe sorgen! — Aber bitte, setzen Sie sich doch, Herr ter Veen; dort steht ein Stuhl, nur müssen Sie zuerst nachsehen, ob er zusammenhält. Wenn ich es doch etwas besser haben könnte, auch in der Einrichtung! Dies ist ein trauriges Asyl für mich, die ich einst bessere Tage gesehen habe."

Während Lore Will dies Alles vorbrachte, in kurzen Sätzen, mit leiser, angenehmer Stimme, hatte Charles genügend Zeit, sie zu betrachten. Das feine Marmorgesicht mit den blaßrothen Lippen imponirte ihm. An Bilder leidender, heiliger Frauen mußte er denken, die er im Museum gesehen hatte; nur waren jene heiligen Frauen nicht von den Malern mit solch' schönem, bläulich schwarzen

Haar ausgestattet worden, wie es die Kranke besaß. Lore Will, frierend trotz der sommerlichen Wärme, die durch die Fensterspalten den Weg in das Zimmer gefunden hatte, saß in ein großes Tuch gehüllt, von dessen purpurner Grundfarbe ein leichter rosiger Schimmer auf ihr noch immer wohlgerundetes Kinn fiel. Bei diesen Wahrnehmungen wurde in dem Abgesandten von Christine Großkopf ein überschwängliches Mitleid lebendig; keinem Zweifel unterlag es bei ihm, daß dieser interessanten Patientin geholfen werden müsse, geholfen, ohne zu kargen.

„Ob sie in das Krankenhaus zu gehen wünsche?" fuhr er heraus.

„In das Krankenhaus?" versetzte Lore Will verächtlich. „So? Das bischen Freiheit, das ich noch habe, soll ich auch verlieren? Weshalb denn ins Krankenhaus, Herr ter Veen? Ist das Ihr Auftrag von jener Dame, die Sie vorhin nannten? Nein, ich will nicht. Sagen Sie ihr, ich wolle nicht, hören Sie? Was? Mich in Massenpflege geben, mit geistlicher Oberaufsicht; mich einsperren in eine Anstalt, in welcher man nur zu bestimmten Zeiten die Lippen bewegen darf und Niemand sieht als wen man sehen soll: das möchte sie wohl! Nein, nein, Herr ter Veen; ich muß Sie schon bemühen, sich etwas Anderes auszudenken!"

Von fliegender Hitze hatten sich die Wangen der hastig Redenden gerötheт. Verlegen entschuldigte sich Charles. Der Gedanke sei ihm soeben gekommen, sagte er, daß sie in einem Hospital am besten aufgehoben sein möchte; da sie indessen Abneigung gegen den Ort empfinde, so solle natürlich nicht weiter die Rede davon sein. Er sei Willens, ihre berechtigten Wünsche zu befriedigen; er, Charles ter Veen, für sich selbst und aus eigenen Mitteln.

Lore Will fing an, den Mann zu durchschauen, der vor ihr saß.

„Ich danke Ihnen," sagte sie. „Lange werde ich Ihnen nicht beschwerlich fallen. Wenn ich keine Sorgen zu haben brauchte und könnte in einem hübschen Zimmerchen wohnen, bei aufmerksamer Pflege, so würde ich in ein paar Wochen im Stande sein, mir selbst weiter zu helfen. Aber hier, Herr ter Veen, hier kann ich nicht genesen; hier ist mir Alles zuwider. Längst wäre ich geflohen, wenn ich nur könnte; aber ohne die Hilfe guter Menschen kann ich diesen Kerker nicht verlassen."

Es war Charles allmälig unbehaglich in dem engen, geschlossenen Raum geworden.

„Ich will eine passende Wohnung suchen," sagte er aufstehend. „Sofort natürlich. Sobald ich Erfolg gehabt habe, komme ich zurück und hole Sie."

Draußen lauerte Frau Schmitz, ein hageres, braunes Weib mit unruhigen, begehrlichen Augen. Sie erwartete, angeredet zu werden; Charles indessen ging an ihr vorüber, ohne sie zu beachten. Ueber das Treppengeländer sich vorreckend, sah sie ihm mit einem häßlichen Grinsen nach.

Es war nicht leicht für Charles, eine Wohnung zu finden, wie sie ihm für seine Pflegebefohlene als wünschenswerth vorschwebte. Der Morgen ging darüber hin; unverrichteter Sache begab er sich zu Tisch. Aber er konnte nichts essen; in sämmtlichen Speisen schmeckte er jenen indischen Blumenduft, in welchem die Kranke athmete. Er eilte in das Freie, zur Rheinau, wo er sich gerne zu ergehen pflegte; dem Winde, der lau über den Fluß strich, setzte er sich eine halbe

Stunde aus, eh' er wieder den westlichen Stadttheil aufsuchte. Endlich, als die Sonne schon dem Untergehen nahe war, hatte er eine Wohnung gefunden, die ihm anstand, eine geräumige, freundliche Stube bei Schustersleuten, einem betagten, kinderlosen Ehepaar, das für die neue Mietherin bestens zu sorgen versprach. Unter seinen Augen wurde Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet; dann eilte er hinweg, um bei der Uebersiedelung seines Schützlings behilflich zu sein.

In fieberhafter Erregung erwartete ihn Lore Will.

„Das abscheuliche Weib, diese Schmitz!" rief sie Charles entgegen. „Eine Rechnung macht sie mir, als ob ich über die Schätze eines Königs zu verfügen hätte! Zahlen Sie nicht, was sie fordert, Herr ter Veen; sie betrügt, wie sie immer gethan hat, so lange ich hier wohne!"

Schon hatte sich das braune Weib frech in das Zimmer gedrängt; hinter ihr schob sich ihr Mann, ein strolchartig aussehender Mensch, bis an den Thürpfosten und nahm dort Aufstellung, die Hände in den Taschen.

„Um welche Summe handelt es sich denn?" frug Charles, mit einem geringschätzigen Blick auf die beiden verdächtigen Gestalten.

„Einunddreißig Mark," fiel das Weib geläufig ein.

„Ist das Alles?" sagte Charles. „Um ein paar Mark wollen wir nicht streiten. Quittiren Sie!"

Während Lore mißgünstig protestirte, zog ter Veen seine Börse und zählte die geforderte Summe auf den Tisch. Der aufmerksam beobachtende Mann am Thürpfosten sah durch die Maschen des grünseidenen Geldbeutels Gold schimmern, viel Gold; er hörte das Klingen des kostbaren Metalls, als der feingekleidete Menschenfreund, der unvorsichtige Javane, die Börse in die rechte Hand warf, um sie in die Tasche zurückzuschieben.

„Kommen Sie, Fräulein," sagte Charles. „Einen Dienstmann, der Ihre Sachen holt, finden wir wohl unterwegs."

„Wenn der Herr erlauben will," ließ sich Schmitz vernehmen, „so würde ich gern das Gepäck besorgen. Ich thu' es billig; die Zeiten sind schlecht, man nimmt mit, was man kriegen kann."

„Meinetwegen," antwortete Charles gleichgültig und nannte Straße und Hausnummer.

Alle ihre Kraft nahm Lore Will zusammen, um ohne Unterstützung seitens ihres Wohlthäters die beiden Treppen hinabzukommen. Unten aber mußte sie stehen bleiben; sie klammerte sich an das Geländer und wurde von einem krampfartigen Husten befallen. Besorgt bot Charles ihr an, eine Droschke zu holen.

„Nein, nein," wehrte sie energisch ab, „es ist nichts; es wird gleich vorüber sein. Weit ist's ja nicht; die kleine Bewegung wird mir gut thun. Wenn Sie nur so freundlich sein wollten, Herr ter Veen, mich bei den ersten zwanzig, dreißig Schritten etwas zu stützen." —

Charles bot der Wankenden den Arm; als sie mit einander langsam zur Hausthüre schritten, hörte er ihren Athem mühsam kommen und gehen. Draußen auf der belebten Straße schloß sie sich fest an ihn; dann, bemerkend, daß die Vorübergehenden sie und ihren Begleiter neugierig anstarrten, machte sie sich los von ihm.

„Es schickt sich nicht," erklärte sie, „daß ich mich von Ihnen führen lasse."

„Warum nicht?" erwiderte Charles. „Bei guten Werken schickt sich Alles."

Lore Will sah ihn von der Seite an. „Sie sind kein Kölner?" fragte sie.

„Warum soll ich kein Kölner sein?" versetzte er und nahm ihren Arm wieder in den seinen. „Weil ich mich nicht scheue, eine Kranke zu führen, deren Kleider nicht nach dem neuesten Modejournal angefertigt sind? Nur Fremde thäten das, meinen Sie, weil sie darauf rechnen können, keine Bekannte anzutreffen? — Doch, doch — ich bin ein Kölner. Wenigstens war ichs früher und bin seit Kurzem wieder hier ansässig. Aber ich bin dazwischen lange Jahre fort gewesen, im heißen Klima, wo die Häuser Mittags keine Schatten werfen."

„Dort möchte ich wohnen," sagte Lore Will fröstelnd. „Aufsaugen würde ich die Sonnenstrahlen, bis sie mir das innerste Mark erfüllten."

Plötzlich blieb sie vor einem Ladenfenster stehen.

„Welch' ein hübsches Morgenhäubchen!" rief sie aus. „Sehen Sie nur — das mit der rothen Schleife meine ich. Wenn ich doch wieder einmal in die Lage käme, mir ein solches Putzstück anschaffen zu können! Ach, Herr ter Veen: das ist die bitterste Armuth, die für keinerlei Schmuck etwas übrig hat!"

„Ich will es Ihnen kaufen," sagte Charles gutmüthig.

Er ging in den Laden. Während er handelte, warf er zufällig einen Blick nach dem Schaufenster. Dicht hinter den Scheiben, von dem Lichte der Gasflammen von einem fahlen Gelb übergossen, erschien ihm das Gesicht seines Schützlings; unheimlich funkelten die schwarzen Augen in den Laden hinein, wie diejenigen eines Raubthiers, das auf Beute lauert. Charles erschrak: er mußte an einen verendenden Luchs denken, den er einst im Walde auf Java angetroffen.

Wortkarg geleitete er sie weiter zur neuen Wohnung; seinen Arm bot er ihr nicht wieder. Sie bemerkte recht wohl die plötzliche Veränderung in der Laune ihres Beschützers und errieth, daß ihm etwas an ihr mißfallen hatte. Vorsichtig schwieg sie; als er sie in der Obhut der Schustersfrau zurückließ, versuchte sie, anstatt jeden Dankes, seine Hand zu ergreifen, um sie zu küssen. Charles entzog sie ihr; mit kurzen Worten versprach er, sich in den nächsten Tagen nach ihrem Befinden zu erkundigen, und ging hastig davon.

VI.

Pünktlich empfing Christine Großkopf Bericht von ihrem Mandatar über sein erstes Debüt als Nothminderer.

„Auch ein Arzt," schrieb er, „ein Bekannter von mir, mit dem ich Mittags speise, hat auf meine Veranlassung Lore Will besucht. Daß sie noch lebe, sei fast ein Wunder, sagt er. Zähe wie eine Katze nannte er sie. Ueber den muthmaßlichen Verlauf der Krankheit wagte er nicht, eine Ansicht zu äußern; durch einen nicht vorher zu sehenden Zufall könne die winzige Lebensflamme jeden Augenblick zum Erlöschen gebracht werden; andererseits aber sei es auch möglich, daß, bei der Charakterenergie der Kranken, der gegenwärtige Zustand noch monatelang dauere."

Charles verschwieg der Freundin in Mehlem, daß der Arzt, um die letztere Eventualität herbeizuführen, leichte, nahrhafte Kost und alten Wein für die Pa-

tientin verordnet hatte, und daß er, Charles, dieser Verordnung gemäß, ihr täglich aus dem Hôtel einige Schüsseln sandte. Jene instinctive Anwandlung von Widerwillen, die er am ersten Abend gegen Lore Will gefaßt hatte, war vorübergegangen und nicht wiedergekommen. Auch sorgte Lore dafür, daß das Feingefühl ihres Wohlthäters durch nichts verletzt wurde, wenn er sie besuchte. Mit Hilfe der Mittel, über welche sie durch ter Veen's Freigebigkeit verfügte, verbesserte sie die Ausstattung ihres Zimmers und gestaltete dasselbe zu einem behaglichen Aufenthaltsort. Durch Färbung des Lichts mittelst geschickt ausgewählter Vorhänge zauberte sie eine matte Röthe auf ihre Haut, und half vorsichtig mit Schminke nach. Auch der Duft der Wucherblume aus den Sümpfen Ostindiens war um sie nicht mehr bemerkbar. Wachsam, demüthig freundlich empfing sie ihren Beschützer und forschte in ihm mit kluger Zurückhaltung und unendlicher Geduld.

Einst traf Charles sie, an einem bunten Mieder nähend. Der Theaterenthusiast brach bei ihm durch; er that neugierige Fragen nach der Bestimmung des Kleidungsstücks.

Lore lächelte. „Finden Sie noch Gefallen an dem Komödien-Firlefanz, verehrter Herr ter Veen?" fragte sie, die Augen senkend. „Wenn Sie nur wüßten, wie die Dinge gemacht werden, an denen Sie in Ihrem Sperrsitz so großes Gefallen finden!"

„Wieso?" verlangte Charles zu wissen.

„Warum soll ich es Ihnen nicht sagen?" versetzte Lore im Tone einer reuigen Sünderin. „Ich war selbst einst auf der Bühne thätig. Freilich ist dies schon lange her; aber geändert hat sich schwerlich etwas seitdem. Ich war Operettensängerin hier am zweiten Theater. Offenbach — unser Offenbach — lieferte uns damals unsere Zugstücke. Wir hinter dem Vorhang begriffen nicht, weshalb das Publicum allabendlich die Casse stürmte. Wie leicht wurden diese Erfolge gewonnen! Aus der Singspielhalle, dem Café chantant, sprang man auf die Bühne und war am nächsten Tage eine Berühmtheit, vorausgesetzt, daß man die Stimme nicht schonte und jung, hübsch und keck war. Auch aus mir machte die Volksgunst in ganz kurzer Zeit eine Göttin des Tages — und ich selbst wußte am besten, daß ich als Künstlerin nichts leistete, daß ich in Allem Stümperin war außer in der Kunst, meine Person zur Schau zu stellen; — o, Herr ter Veen, damals lernte ich das Urtheil des großen Haufens verachten; ich schämte mich des Beifalls, der mir doch Bedürfniß war."

Aufmerksam hatte Charles zugehört. „Es ist merkwürdig," sagte er etwas betroffen, „daß Fräulein Großkopf mir einmal dies Theaterwesen ganz ähnlich dargestellt hat wie Sie soeben, Fräulein Will."

Lore, in Erinnerungen verloren, achtete nicht auf die Bemerkung ter Veen's. „Aber trotz alledem," fuhr sie lebhaft fort, „war jene Periode meines Lebens reich an Genüssen; nur waren es Genüsse, die berauschten, nicht sättigten. Es war amüsant, die Versammlung von Narren und Närrinnen jenseits des Orchesters zum Lachen und Jubeln zu bringen — mit einer Grimasse, mit einem Schnalzen der Zunge, mit einem Lüften der Fußspitze — Etwas wie ein Fieber ging von uns aus, das die Nerven packt und schüttelt und krampfartige, besinnungslose Heiter-

keit erzeugt. Von den Ergriffenen wirkte es zurück auf uns; toll wurden wir mit den Tollen. Nur darüber nachdenken durfte man hinterher nicht, wenn der Puls langsamer schlug und die Augen trübe in den jungen Tag blickten!" —

Durch dieses Bekenntniß wurde Lore Will ihrem Beschützer ein gutes Theil interessanter. Häufiger als bisher besuchte er sie und blieb länger. Aus jenem Abschnitt ihrer Vergangenheit, von welchem sie den Schleier hinweggezogen, mußte sie immer wieder aufs Neue erzählen. Nur selten vergaß sich die kluge Lore; meistens waren ihre Schilderungen voll von Mitleid mit ihrem ehemaligen, eitlen und sündhaften Selbst und ließen errathen, daß sich dasselbe seitdem zur Heiligkeit emporgeläutert habe. Charles glaubte, was die Heuchlerin ihm glauben machen wollte; sein Verhältniß zu Lore Will nahm an Vertraulichkeit zu. Sie brachte ihn zum Plaudern über Java. O wie dankbar entzückt lauschte sie seinen pointenlosen, hausbackenen Geschichten! Und immer weiter lockte sie ihn, ohne daß er es merkte, bis sie erforscht hatte, was in dem geheimsten Winkel seiner Seele vorging.

Zu der Freundin in Mehlem war Charles nicht wieder hinausgefahren. Der September hatte mit Regen und Kälte eingesetzt; vorzeitige Herbststürme brausten über den Rhein. Das Freie lockte nicht mehr; die Sommerfrischler flohen in ihre Stadtquartiere; es stand zu erwarten, daß auch Christine bald zurückkehren werde. Den Indier fror; ungern nur verließ er das Haus. Sein Mitleid mit der stets fröstelnden Kranken nahm zu; er sorgte dafür, daß es dem Ofen in ihrem Zimmer nie an Brennmaterial fehlte.

Als er eines Nachmittags wieder zu ihr ging, wie es allmälig seine tägliche Gewohnheit war, fand er sie auf dem Bette ruhend, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Bei seinem Eintritt fuhr sie ängstlich empor, stützte sich auf den Ellenbogen und sah ihn mit vorgebeugtem Oberkörper starr an.

Charles erschrak; er bemerkte in ihrem Auge wiederum jene lauernde Wildheit, die ihn einst beinahe von ihr gescheucht hätte.

„Sie sind es, Herr ter Veen, nur Sie," sagte Lore Will nach einigen Secunden. „Ich dachte schon, es wäre — es wäre schon wieder Einer —"

„Was ist geschehen? Sie sind erregt —"

„Erregt! Ob ichs bin! Fühlen Sie nur meinen Puls; es hat lange nicht in meinen Adern so gehämmert!"

Behutsam nahm Charles die schmale Hand und ließ den Herzschlag der Fiebernden an seine Fingerspitzen pochen. Die Stärke und Heftigkeit der kurzen Blutwellen überraschte ihn. Es fiel ihm auf, daß die Hand, die er zögernd in der seinigen hielt, die sonst so welke, kühle Hand, sich fest und lebenswarm anfühlte.

Mit einer raschen Bewegung verließ Lore das Bett und stand hoch aufgerichtet vor ihm.

„Da sagen die Leute," stieß sie mit voller Stimme heftig hervor, „man könne in seinem Leben eine Mauer hinter sich ziehen und verhindern, daß die Sünden der Vergangenheit als böser Spuk in die Gegenwart hinüber schweifen. Es ist nicht wahr. Wer einmal dem Teufel die Hand gereicht hat, steht ewig mit ihm auf Du und Du. Wenn er sich's am wenigsten versieht, klopft ihm der alte, fast vergessene Freund plötzlich wieder auf die Schulter."

Lore Will bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Dann ergriff sie Charles am Arm und schüttelte ihn. „Ich muß hier fort, Herr ter Veen," sagte sie mit fliegendem Athem, — „ganz fort; verstehen Sie? In eine andere Stadt, in ein anderes Land! Wie weit ist es nach Indien? Bis zu dem Ort, wo Sie waren?"

Charles führte sie zu einem Sessel und hieß sie niedersitzen.

„Beruhigen Sie sich," ermahnte er, „Sie dürfen sich nicht derartig aufregen. Reden Sie nicht mehr; ich will gar nicht erfahren, jetzt nicht, welcher Vorfall Sie so außer sich gebracht hat; später einmal, wenn ich wiederkomme" —

„Wenn Sie wiederkommen! Als wenn es so sicher wäre, daß Sie überhaupt wiederkommen! Sie sind gut, Herr ter Veen, himmlisch gut; Sie sind so gut, daß es förmlich zum Lachen ist. Die Unbefangenheit, mit der Sie ein Geschöpf wie mich freundschaftlich besuchen, hat nicht ihres Gleichen. Machen Sie nur eine bestürzte Miene — länger kann ich die Maske nicht vor dem Antlitz behalten, die Sie täuscht. Wozu auch sollte ich? Ein Ungefähr kann sie mir im nächsten Augenblicke abreißen. Vielleicht heute Abend schon, im Foyer des Theaters, werden Sie es zischeln hören: die schöne Lore ist wieder aufgefunden — wissen Sie noch — erinnern Sie sich noch — die frühere Liebste des jungen Großkopf, jenes Johannes Großkopf aus der Nudelgasse, der die Hälfte des großen Looses in ein paar Monaten verpraßt hat — und sie mit ihm. — Und diese schöne Lore bin ich — war ich, Herr ter Veen!"

Sie weidete sich einen Augenblick an seiner Bestürzung.

„O, davon hat Ihnen Ihre strenge Freundin nichts gesagt," fuhr sie fort. „Natürlich nicht, sie weiß die fatalen Geheimnisse aus ihrer Familie recht wohl zu hüten, und daß ich nicht plaudern würde, daß ich nicht an Sie verrathen würde, was mich erniedrigt, dessen glaubte sie sicher sein zu können. Einem solch artigen Herrn, der für mich sorgt, als wenn ich eine verarmte Prinzessin wäre! Nein, das war nicht denkbar; — so dumm, meinte sie, wäre die Lore Will nicht!"

„Und weshalb haben Sie nicht geschwiegen, Unglückliche?" fragte Charles bekümmert und im Gemüthe beunruhigt.

„Weshalb nicht? Hab' ich es Ihnen nicht schon gesagt? Ich glaubte vergessen, ich glaubte verschollen zu sein. Aber heute hat sich ein Kumpan von Johannes Großkopf aus jenen Tagen zu mir gedrängt, an welchen uns die Sonne in Champagnernebeln unterzugehen pflegte. Schmitz, mein ehemaliger Miethsherr, der immer hier um das Haus schleicht, hat ihn auf meine Fährte gewiesen. Dort, wo Sie jetzt sitzen, Herr ter Veen, ließ sich der inzwischen grau gewordene Geck ungenirt nieder und betrachtete mich mit verwunderten Augen, wie der Bauer eine Wachsfigur. Ich gefiel ihm nicht mehr; mit empörender Familiarität sagte er es mir, Kameliendame nannte er mich spöttisch. Ich wies ihm die Thüre; mit kränkender Bereitwilligkeit ging er. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um, — lachend, der herzlose Wüstling!"

Zusammen schauernd hielt sie plötzlich inne, warf die Arme auf den Tisch und begrub das Gesicht darin. Es blieb eine Weile still im Zimmer; nur von unten herauf, aus der Werkstatt des Schusters, klangen gedämpft kurze Hammerschläge.

„Was Sie einst gewesen sind, Lore Will," begann Charles endlich, „soll mich nicht kümmern, ich bin nicht zum Richter über Andere gesetzt. Auch für das Heil Ihrer armen Seele kann ich nichts thun; die Wege, die nach oben führen, kenn' ich nicht."

Ungestüm richtete sich Lore Will auf. „Auch Sie!" rief sie aus und ließ ihre schwarzen Augen auf ihn brennen. „Ihr täuscht euch Alle; in mir ist noch Leben für manches Jahr. Es ist nicht mehr die lustig flackernde Flamme jetzt wie ehedem; freilich nicht. Zuweilen ist mir's sogar, als ob ich dicht vor dem Erfrieren wäre; die Gedanken vergehen mir und ich scheine mir langsam in einen Abgrund ohne Boden hinabzusinken. Das ist ein schrecklicher Zustand, ein Zustand, der mir in einem Nu den Angstschweiß aus allen Poren treibt; aber er geht vorüber. Der Hauch des Todes ist es nicht, soll es nicht sein, was dieses Entsetzen in der Seele verursacht."

„Was sollte es anders sein?" sagte Charles ernst.

Lore lachte wild auf. „Das Gruseln habe ich gelernt; aber heute ist mir's ferner als je. O, Jemand den nahen Tod ins Gesicht hinein zu verkündigen: das muß ein wollüstiges Vergnügen sein! Wie weit, junger Herr ter Veen, sind Sie denn noch von Ihrem Ende? Wissen Sie es etwa? Haben Sie einen Contract in Händen, der Ihnen auch nur den heutigen Tag bis zu seinem Ende verbürgt? Ich rathe Ihnen, wenn Sie noch etwas vom Leben wollen, so beeilen Sie sich. Warum zögern Sie? Worauf warten Sie noch? Strecken Sie doch die Hände aus nach der kleinen goldigen Frucht mit der glatten Schale, die Ihnen beständig vor den Augen tanzt. Wenn sie sich überhaupt pflücken läßt, warum sollte sie es nicht heute thun, heute lieber als morgen?"

Bestürzung über diesen unerwarteten Angriff malte sich in Charles' Zügen. Lore weidete sich einen Augenblick an dem Eindruck ihrer Worte; dann setzte sie mit einem bösen Lächeln hinzu: „Sie würden freilich einen schlimmen Schwager mit in den Kauf bekommen, verehrter Herr ter Veen. Jetzt ist er in Amerika, das liebe Hänneschen, und läßt die Schwester in Ruhe, die gute, verschwiegene Schwester. Aber eines Tages wird er sich doch erinnern, daß noch die zweite Hälfte vom großen Loose vorhanden ist, bei Christinen nämlich. Und er erbt gar zu gerne, der wilde Mensch!"

Empört sprang Charles auf. „Nichts weiter will ich aus Ihrem Munde hören, Entsetzliche!" rief er. „Mir graut vor dem Geheimniß, das Ihnen auf den Lippen brennt. Hätte ich Sie doch nie gesehen!" — Er wandte sich zur Thüre. „Wir sind fertig miteinander, Lore Will."

Mit Schrecken gewahrte Lore, was sie durch ihre unbesonnenen Reden angerichtet hatte; sie warf sich vor ihrem Wohlthäter nieder und umfaßte seine Kniee.

„Was soll aus mir werden," wehklagte sie, „wenn Sie mich aufgeben? Sie, der Letzte, der Einzige fast, von dem ich lauter Güte erfahren habe! Verlassen Sie mich nicht! Ich war nicht Herrin meiner selbst soeben — ein böser Geist war über mich gekommen — eine wahnsinnige Lust, Unheil zu stiften, hatte mich ergriffen —"

Sie stockte und glitt mit einem Schrei zu Boden; ihre ausgestreckten Hände erfaßten ein Stück Teppich und krallten es zusammen.

„Da kommt es wieder," stöhnte sie. „Ich athme Staub ein, nichts als Staub — meine Brust —"

Ihr Kopf sank auf den Teppich.

Mit verschränkten Armen betrachtete Charles ter Veen das regungslose Weib zu seinen Füßen.

„Einst," begann er langsam, „ging ich von dem Landgute eines Freundes auf Java durch das Dickicht spazieren. Da traf ich auf einen Luchs, der verendend im Gestrüpp lag. Ohne sich zu rühren, wandte das Thier seine Augen auf mich. So deutlich wie Blicke sprechen können, sprach dieser Blick: Hilf mir, du Mitcreatur, wenn du kannst! Es war ein Zug des Leidens, der stummen Qual in der sonst so tückischen Physiognomie, der mir zu Herzen ging. Eine schädliche Bestie war's; Feind von Natur allem Lebendigen, das sich harmlos unter der Sonne tummelt; aber der Tod, unser Aller Meister, saß ihr im Nacken. Ich mitleidiger Narr eilte zurück und holte Wasser in meinem Hute. Mit matter Zunge leckte das Thier den erquickenden Trank; doch war noch der letzte Tropfen zurück, als es nach meiner Hand schnappte. Dann ging ihm ein Zittern durch die Glieder; es streckte sich und war todt. An diesen javanischen Luchs erinnern Sie mich, Lore Will —"

Ein Gedanke durchzuckte ahnungsvoll den Redenden; er hielt inne und beugte sich zögernd, furchtsam nieder über die stille Gestalt zu seinen Füßen. Nichts rührte sich an ihr. Er ließ sich auf ein Knie sinken und brachte sein Ohr in die Nähe ihres Mundes, um nach ihrem Athem zu lauschen.

Unten im Hause hatten die Hammerschläge des fleißigen Schusters aufgehört; vom abendlichen Zwielicht war er in der Arbeit unterbrochen worden. Nun klangen leise die Vesperglocken. Der Alte nahm sein Käppchen ab, faltete die Hände im Schoße und sprach leise ein Gebet vor sich hin. Als er geendet hatte, erhob er seine dünne Stimme und sang: Ich bitt' Dich, Gott, um Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut.

Während des Liedes ging hinter ihm die Thüre; er achtete nicht darauf. Dann fühlte er eine bekannte Hand auf seiner Schulter, sich umwendend, sah er in ter Veen's verstörte Züge.

„Sie haben eine Leiche im Hause, Meister," sagte Charles im Flüstertone.

Feierlich entblößte der Greis sein graues Haupt.

„Der liebe Gott schenke ihr aus der unbegreiflichen Fülle Seiner Gnade die ewige Seligkeit!" sprach er mit frommer Inbrunst.

„Amen!" schloß Charles ter Veen.

VII.

Es war dunkel, als Charles die Straße betrat. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte zu Christinens Wohnung: sie war die Erste, welche von dem Todesfall in Kenntniß gesetzt werden mußte. Freilich hatte er gestern noch sämmtliche Vorhänge herabgelassen gefunden; doch war es immerhin möglich, daß sie seitdem heimgekehrt war.

Eine gewaltige Sehnsucht nach dem Anblick der Freundin wurde in ihm lebendig, während er langsam die Stadt durchmaß, des Regens nicht achtend, der auf ihn niederrieselte. Hoch in den Lüften, um die zackigen Giebel über ihm, sang der Wind in gedämpften Tönen ein geheimnißvolles Lied. Charles lauschte; ihm war, als höre er Lore Will's Stimme. Wie lauteten doch die warnend prophetischen Worte, die sie ihm zugerufen? Wenn Sie noch etwas vom Leben wollen, so beeilen Sie sich —

Ja wahrlich: Eile that Noth. Wer soeben ein Leben hat verlöschen sehen, zittert für das eigene; der schreckliche Termin, das Ende alles Strebens, aller Hoffnungen, scheint auch ihm greifbar nahe gerückt. Wenn die goldige Frucht sich überhaupt pflücken läßt, hatte Lore Will gesagt, warum nicht lieber heute als morgen?

In der That: guten Rath gab die Sterbende. Und Charles entschloß sich, ihr zu folgen. Aber Bangen ergriff ihn, als er nun der letzten dunkeln Andeutungen der Todten gedachte. Seit er mit seinem romantischen Zukunftsplane auf deutschem Boden landete, war dem Hoffnungsvollen eine Warnung nach der andern zu Theil geworden. Thor, laß ab; du sinnst Unmögliches! hatte ihm Stimme auf Stimme zugerufen, jede neue Stimme lauter, eindringlicher als die letzte. Er aber ließ nicht ab, konnte nicht ablassen; wie der rettungslos Verarmende ein letztes Gut festhält mit blindem Trotz, so hielt Charles an der fixen Idee seines Lebens fest, und wehrte hartnäckig das Licht der Vernunft davon ab — das eigensinnige Kind aus Asien!

Christinens Arbeitszimmer war erleuchtet: unerwartete Gunst des Schicksals! Heftig zog Charles an der Hausglocke; ungestüm drängte er sich in die zögernd geöffnete Thüre.

Durch umherstehende Koffer und Kisten eilte Johanna Zurmühlen herbei. „Sie können Fräulein Großkopf nicht sprechen, Herr ter Veen," rief sie dem Eindringling entgegen; „heute nicht! Sie sehen doch, wir sind soeben erst angekommen; noch ist kein Zimmer in Ordnung; wir selbst sind ermüdet vom Umzuge und zum Plaudern wahrhaftig nicht aufgelegt."

Charles sah der Unartigen fest in das Auge.

„Wenn es unschicklich ist, Fräulein Zurmühlen," erwiderte er, „daß ich gerade jetzt hier einbreche, so muß mich entschuldigen, daß Noth kein Gebot kennt. Nach Zeit und Umständen richtet man sich, so lange man kann; vor Außerordentlichem aber muß jede Forderung der Convenienz und Sitte schweigen. Ich muß und werde Fräulein Christine sprechen; daß sie in ihrem Zimmer ist, habe ich bereits von der Straße aus gesehen. Geben Sie sich also keine Mühe, mich zurück zu halten, Fräulein Zurmühlen; den Weg kenne ich, wie Sie wissen."

So entschieden hatte der bis dahin so gefügige Hausfreund noch nie gesprochen; auf das Höchste erstaunt, sah ihm Johanna nach, als er jetzt ohne Weiteres auf Christinens Cabinet zuschritt.

„Mit dem Herrn werden wir zu thun bekommen diesen Winter, scheint es," murmelte sie kopfschüttelnd. —

Auf Charles' Klopfen nahm Christine die Lampe auf und leuchtete dem Eintretenden in das Gesicht.

„Was ist geschehen, Charles?“ rief sie. „Ihr Aussehen erschreckt mich!“

„Lore Will ist soeben gestorben.“

„Endlich! Gott sei Dank! Weiter nichts? Nichts, das Sie angeht?“

Charles ließ sich auf einen Stuhl nieder. „Ich war bei ihrem Tode gegenwärtig, Christine,“ sagte er mit bebender Stimme. „O welch' ein Tod war das! Noch sehen Sie mich erschüttert und außer Fassung. Gefällt, zu Boden geschmettert wurde sie vor mir in einem Augenblick, in welchem alles Schlechte in ihrer Natur, das sie bis dahin meisterhaft vor mir verborgen hatte, auf einmal aufloderte, — in einem Augenblick, in welchem sie Gift spie auf sich selbst, auf mich, und — auf Sie, Christine.“

Erschrocken legte Christine ihm die Hand auf den Arm.

„Lassen Sie die Todten ruhen, Charles,“ bat sie ernst, „und von allen Todten diese Todte. Was sie auch gesagt haben mag: reden Sie mir nicht davon — nicht jetzt, nicht später. War es Wahrheit, war es Lüge — einerlei — ich will es nicht untersuchen, Niemand soll es untersuchen. Vergessen Sie es, Charles; ätzen Sie es aus von der Tafel Ihres Gedächtnisses bis auf die letzte, feinste Spur — um Ihretwillen, um meinetwillen.“

Mitleidig sah Charles sie an.

„Daß Sie Schweres gelitten haben, Christine, mußte ich vermuthen,“ sagte er. „Aber ich habe fest geglaubt, die Stürme lägen weit, weit hinter Ihnen, und es sei in Ihnen stille und ruhig.“

„Sie haben nur geglaubt, was Alle glauben.“ Leise, flüsternd fuhr sie fort: „Weit hinter mir in meinem Leben ist eine Stelle, Charles, auf die ich den Blick nicht ohne Grauen lenken kann, und eine Ahnung sagt mir, daß die Unselige vor Ihnen auf eben diese Stelle einen Lichtstrahl hat fallen lassen.“ —

„Beruhigen Sie sich, Christine: ich will nichts fragen, ich will verschollenen Ereignissen nicht nachforschen — niemals. Sie sollen mir bleiben, was Sie mir gewesen sind: der Felsen, an den ich meinen schwankenden Nachen anbinden, an den ich ihn für immer festlegen möchte. O Christine“ —

Warnend erhob Christine beide Hände.

„Sagen Sie mir nicht, Charles, was Ihnen jetzt auf der Zunge brennt — thun Sie es nicht. Erörtern Sie nicht, wie wir Beide miteinander stehen. Zwei alte Leute in unserer Lage müssen ein stilles gegenseitiges Vertrauen haben und sich daran genügen lassen. Ein stilles Vertrauen, Charles. Dabei wollen wir bleiben, so lange wir das Leben behalten.“

Charles kämpfte mit sich selbst; aber es war ihm unmöglich, länger zu schweigen.

„Nein, Christine,“ erwiderte er, „es gibt etwas Besseres als das stille heimliche Vertrauen, zu dem Sie mich bestimmen möchten. Lassen Sie mich sprechen; ich werde bald zu Ende sein. Als ich zurückkam von Indien, suchte ich ein kleines Mädchen, dessen Bild in mir gegenwärtig geblieben war lange Jahre hindurch. Zu Füßen wollte ich ihr legen, was ich mir erworben hatte; ich wollte sie bitten, die Meine zu werden. Das kleine Mädchen meiner Träume fand ich nicht; statt ihrer traf ich eine Andere an, die zu hoch stand, um sich von mir beglücken zu lassen. Allmälig aber, wie sich meine Augen schärften, ist

aus der neuen Christine mir dennoch wieder die alte geworden. Und wagen muß ich die Frage —"

„Armer Freund!" unterbrach ihn Christine. „Sie wollen fragen, ob ich mein Geschick mit dem Ihrigen verknüpfen wolle! Lange schon hab' ich gefürchtet, daß ich eines Tages auf diese Frage würde Antwort ertheilen müssen. Werden Sie mit einem einfachen Nein zufrieden sein?"

„Wenn ich muß, — wenn Sie mich darum bitten: ja."

„Und werden Sie mein Freund bleiben, unverändert derselbe wie bisher?"

„Ihr Freund, Christine, werde ich bleiben immerdar. Wenn Sie aber damit meinen, daß es nach dieser Stunde wieder zwischen uns so werden könnte, wie es gewesen ist — nein, Christine, das ist unmöglich. Was aus mir werden wird, wenn ich mit zertrümmerten Hoffnungen Ihr Haus verlassen habe — ich mag, ich kann nicht daran denken. Ich habe mein Leben, den Rest meines Lebens, auf diese eine Karte gesetzt: Alles oder nichts. — Erwägen Sie wohl, was Sie thun, Christine. Es mag an mir nicht viel gelegen sein; ich weiß wenig und zum Lernen bin ich zu alt. Aber zu schämen brauchen Sie sich meiner nicht." —

„Halten Sie ein, Charles, Sie thun mir weh. Ich schätze Sie sehr, sehr hoch — mehr noch — warum sollte ich es nicht gestehen? — es ist ein wärmeres Gefühl als Freundschaft, das ich für Sie empfinde —"

Christine rang die Hände. „O hätten Sie sich doch an dem genügen lassen, was Sie besaßen!" rief sie schmerzlich aus. „Nun ist Alles dahin!"

Sie stützte den Kopf in die Hand; Charles sah über ihr unbewegtes Antlitz Thränen rinnen.

Nach einer kurzen Pause nahm sie wieder das Wort: „Es schickt sich schlecht für mich, zu weinen. Lange schon habe ich gewußt, daß die Minute kommen würde, in der Sie rathlos, ziellos von mir gingen; ich habe Zeit gehabt, mich darauf vorzubereiten. Doch ehe Sie gehen, Charles, sollen Sie wissen, was uns trennt. — Achtzehn Jahre war ich alt, als dasjenige über uns hereinbrach, was die Thoren um uns her ein überschwängliches Glück nannten. Mit einem Schlage wurden wir reich. Die guten Engel entwichen aus unserem Hause und die bösen zogen ein. Und wie haben sie gewüthet! Nach einer Woche war mein Vater todt; wiederum einige Tage später hatten wir an meiner Mutter eine Irre zu hüten. Mein Bruder Johannes schoß wild ins Kraut; über Nacht gleichsam kamen alle Laster an ihm zur Blüthe. Unsere Mutter war eine harmlose Kranke; an Aufsicht fehlte es ihr nicht tagsüber; sie hätte noch lange leben können. Unglücklicher Weise aber besaß sie das Vermögen, welches uns zugefallen war ... Mein Bruder brauchte viel Geld, immer mehr Geld. Ich, der Mutter rechte Hand, sperrte mich gegen seine Forderungen. Da wollte er sie entmündigen lassen, in seinem Unverstande wähnend, es werde ihm dann der Griff in die volle Truhe freistehen. Den Gedanken hatte ihm Gott eingegeben; ich aber, alleinstehend, unberathen, unwissend und eigensinnig, — ich hintertrieb diese Maßregel, in der mein kindischer Kopf etwas Entehrendes für uns Alle erblickte. Der Kampf im Hause dauerte fort, wuchs täglich an Heftigkeit — schließlich half sich Johannes selbst."

Christine beugte sich zu Charles hinüber und fuhr flüsternd fort: „Eines Morgens in der Frühe wurde ich durch ein Geräusch im Nebenzimmer, unserer Mutter Schlafkammer, aufgeweckt. Leise eintretend, sah ich mit diesen meinen Augen —"

„Genug!" unterbrach Charles die Stockende. „Es ist nicht nöthig, daß Sie dem Entsetzlichen Worte geben! Von dieser That hat Lore Will gewußt: ich verstehe."

Christine nickte. „Der Unselige muß im Rausche geplaudert haben," sagte sie. „Doch hören Sie zu Ende. Ich kam zu spät. Ein Starrkrampf ergriff mich, als Johannes vom Bette der Todten zurückfuhr und mir plötzlich klar wurde, was geschehen war. Seit jenem Augenblick versagen die Muskeln in meinem Gesichte den Dienst; in eine Maske, starr und ausdruckslos, verwandelte der jähe Schreck meine Züge. Daher das Trugbild meiner unerschütterlichen Fassung in allen Lagen des Lebens. Und ich empfinde so lebhaft, so tief wie Eine — Freude und Leid wechselt in mir — Neigung und Abneigung bewegen mich — Niemand aber sieht es mir an — vorsichtig, mühevoll muß ich Alles in Worte kleiden, was ich mittheilen möchte, und werde doch beständig mißverstanden, falsch gedeutet, weil mir die erläuternde Gebärde fehlt. Nicht einmal lächeln kann ich, und deshalb lächelt auch mich Niemand an; selbst die Kinder machen mir ein ernstes Gesicht, so freundlich ich mich ihnen auch nähern mag — doch zurück zu meiner Erzählung. Sobald der Krampf von mir wich, floh ich in das Haus meiner Freundin Johanna Zurmühlen. Dort berichtete ich, wir hätten soeben unsere Mutter todt im Bette gefunden. Mit voller Ueberlegung log ich. Nicht etwa aus übertriebener Liebe für den Verbrecher; Johannes war mir entfremdet; gleichgültig war mir, was aus ihm werden mochte. Nein: an mich selbst dachte ich, nur an mich. Ich vergegenwärtigte mir die Folgen, welche das Bekenntniß der Wahrheit für mich haben würde; ich zitterte aus Furcht, die Unthat möchte von dem Arzte entdeckt werden, zitterte um meinetwillen; zurück eilend, half ich dem Bruder schweigend. Das Geheimniß, unser Geheimniß, ging mit ihr in das Grab."

Eine Weile schwieg Christine. „Und nun begreifen Sie, Charles ter Veen," fuhr sie dann fort, „daß ich nicht als Weib einem ehrlichen Mann angehören kann. Wiederholen Sie doch jetzt Ihre Werbung, wenn Sie es vermögen! — Sie schweigen; ich seh' es Ihnen an, daß Ihnen graut vor der Hand, die Sie soeben noch sehnlichst zu besitzen wünschten. Ja, mein lieber Freund, da ist nicht zu helfen; mir nicht, Ihnen nicht. Unsere Wege gehen von nun an auseinander."

„Arme Christine! Aus tiefster Seele bedauere ich Sie!"

„Verstehen Sie jetzt das Leben, welches ich führe? Ich mühe mich, den Fluch, der an jenem Gelde hängt, in Segen zu verwandeln; was ich besitze, verwalte ich für die Armen. Das ist meine Buße. Sie reinigt mich nicht, ich weiß es. Und wenn ich noch tausend Jahre lang ein gutes Werk auf das andere häufen könnte, der Makel, der an meiner Seele haftet, würde darum doch nicht von mir weichen. Begnadigen kann mich nur Einer — dereinst, wenn wir Alle zitternd vor seinem Throne stehen!" —

Undeutlich, aus verwirrten Sinnen, sah Charles die unglückliche Freundin vor sich stehen, die gefalteten Hände emporgehoben. Wie er Abschied genommen, wußte er nicht; er befand sich auf der Straße, als er wieder zu sich selbst kam.

VIII.

Wenn einem Landmanne, der in der Nähe eines Gebirgsbaches Haus und Aecker besitzt, durch eine herabbrausende, ungeheure Wasserwelle in einem Nu seine Gebäude hinweggefegt, seine Felder fußhoch mit Schutt bedeckt werden, und er allein, der Einzige weit und breit, hat durch ein Ungefähr das nackte Leben gerettet, — so kann solchem Landmanne nicht verzweifelter zu Muthe sein, als Charles ter Veen, indem er jetzt durch die Straßen irrte.

Zum Regen hatte sich heftiger Wind gesellt; ein gewaltiger Herbststurm fuhr über die Dächer, sauste hinab in Straßen und Gassen und rüttelte an Allem, was nicht niet- und nagelfest war.

Charles achtete nicht auf das Heulen und Pfeifen der wild umherjagenden Luft, nicht auf die Güsse von schweren Tropfen, die an freien Stellen auf ihn niederstürzten. Er dachte nicht daran, ein Obdach aufzusuchen. Den aufgespannten Schirm mit beiden Händen haltend, kämpfte er gegen Wind und Wetter. Was soll nun aus mir werden? — diese Frage erfüllte ihn bis an die Grenzen seines Denkens und machte ihn unempfindlich gegen Alles, was um ihn her vorging. Was soll aus mir werden? Und keine Antwort kam, keine.

So irrte er umher, ein Geistesabwesender. Auf seltsamen Umwegen führte ihn die Macht der Gewohnheit zum Theater. Die Augen auf den Boden geheftet, durchschritt er Vestibül und Corridor. Ein lustiger Chor, der von der Bühne herüberklang, erweckte ihn aus seinem Sinnen; mit der Empfindung des Abscheus machte er Kehrt und floh zurück in das Unwetter.

Was soll aus mir werden? — Noch immer keine Antwort.

Als Charles das nächste Mal zu sich selbst kam, befand er sich in dem Hause, worin Lore Will's Leiche lag. Ein Brett knarrte unter ihm; schon war er in der Mitte der Stiege, die er so oft betreten hatte, um sich oben von der geschmeidigen Gauklerin unterhalten zu lassen. Er schauderte zusammen, wandte sich eilends um und stieg hinab.

Hinter ihm, oben über dem Geländer, erschien der buschige Kopf von Schmitz. Der verlumpte Mensch rief ein paar Worte in die Kammer, wo sein Weib mit der Leiche ihrer früheren Mietherin beschäftigt war, griff seine Mütze auf und schlich Charles nach, dicht an den Häusern entlang. Aus der plötzlich geöffneten Thür einer kleinen Schenke taumelte ihm einer seines Gelichters entgegen, ein Strolch wie er. Die Beiden prallten gegeneinander und erkannten sich erst als Kumpane, nachdem Jeder schon die Faust erhoben hatte. Schmitz ergriff den Andern beim Arm, bedeutete ihn, keinen Lärm zu machen, und zog ihn mit sich fort, den Mund an sein Ohr legend und eifrig flüsternd.

Vor ihnen der Wanderer hatte sich wieder in seine innere, lichtlose Welt verloren; seine Sinne schliefen. Mechanisch bewegte er sich vorwärts; eine Art von Instinct lenkte ihn auf Wege, die er öfter betreten. So gelangte er zur Rheinau. Ein Windstoß riß ihm den Schirm aus den Händen; er senkte den

Kopf und schritt weiter, nun auf dem Heimwege. Um ihn war gänzliche Oede; rechts schimmerte die breite Fläche des eilenden Stromes.

Hier ersahen die beiden Strolche ihre Gelegenheit; sie schnitten ihm den Weg ab und stürzten sich auf ihn. Im ersten Anprall rissen sie den vollständig Ueberraschten zu Boden; dann aber, in der Gefahr seine Besinnung wieder gewinnend, im Nu seine Kraft zusammenraffend, sprang Charles in die Höhe. Mit Wuth faßte er einen Angreifer und rang mit ihm; der Straßenräuber, nicht gefaßt auf solch' heftigen Widerstand, wehrte sich nur schwach. Es gelang Charles, seinen Hals zu umklammern; der Erstickende stöhnte, röchelte und streckte die Arme machtlos von sich. Da lockerten sich plötzlich die Hände an seiner Kehle und ließen ab von ihm; ächzend brach Charles zusammen; über das Opfer fielen die Raubthiere und leerten seine Taschen.

Charles wußte nicht sogleich, was ihm geschehen war; erst, als die Plündernden ihn in ihrer Gier auf dem Boden umherwälzten, als sei er bereits ein Todter, merkte er, daß er einen Stich in den Rücken empfangen hatte. Das Athmen wurde ihm schwer; wie ein Nebel legte es sich vor seine Augen. Wie im Traume fühlte er, daß er emporgehoben, daß er hinweggetragen wurde; einen Moment schwebte er in der Luft; dann schlugen die Fluthen des Rheins über ihm zusammen.

Die Mörder enteilten; sie sahen nicht mehr, daß Charles, durch das kalte Wasser wiederbelebt, auftauchte. Er versuchte zu schwimmen; doch konnte er die Arme nicht gebrauchen; ein krampfhafter Schmerz zog sich durch seine Brust, als er sie vor sich ausstreckte, so daß er hätte laut aufschreien mögen. Indessen glückte es ihm, sich auf den Rücken zu werfen. Während er rasch stromabwärts trieb, arbeitete er sich an das Ufer. Er traf auf eine Treppe und klomm empor, auf jeder Stufe rastend. Endlich, endlich war er oben; matt wie ein Sterbender streckte er sich am Boden aus.

Noch immer brauste der Wind, noch immer fiel der Regen in Schauern. Von fernher, über die dunkle Fläche des gurgelnden Stromes, sah der Schwerverwundete Lichter blinken, gelbe Punkte, das jenseitige Ufer säumend, aus dem Wasserspiegel aufschimmernd wie zitternde Sterne. Es fror ihn; seine Zähne klapperten aufeinander. Er versuchte, um Hilfe zu rufen; aber seine Stimme klang so fremd und hohl, daß er davor erschrak. Auch verwehte sie der Wind vor seinem Munde. Nutzlos war es, daß er sich anstrengte; warten mußte er, geduldig warten, bis die lange Nacht ihr Ende erreichte, ehe er gefunden wurde, wo er lag, — warten, bis die langsam wandernde Sonne wieder heraufklomm im Osten, hoffnungspendendes Licht weit vor sich her sendend.

Die Sonne! Würde er sie noch einmal wiedersehen?

Charles spürte heiße Blutwellen durch seine Adern rinnen; der Puls an seinen Schläfen begann zu hämmern; im Fieber glühten seine Wangen. Da stand sie, hoch am Firmament, vor seinen schmerzenden Augen: die Sonne, die Herrscherin des Tages, die Weckerin des Lebens und der Luft. Es war nicht des Nordens ärmliches Gestirn: die glühende Leuchte der Tropen war es in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit. Und unter ihr — dort — welch' ein Anblick! Aus tiefblauem Meer aufsteigend, die Küste von Java! Ueber einem dunkel-

grünen Gürtel von Mangrovebäumen wuchs das fruchtbare Land empor, geschmückt mit Palmenhainen, überragt von wolkenhohen Spitzen schlummernder Vulcane. Dort war die Rhede von Samarang; wunderlich geformte Fahrzeuge mit Bambusmasten und geflochtenen Segeln gaukelten ihm entgegen und neigten sich vor ihm, mit der Dünung des ruhig athmenden Oceans sich hebend und senkend; immer näher schossen sie heran mit ihrer gelbhäutigen, wimmelnden Besatzung; Zurufe in malaiischer Sprache klangen herüber —

Dort war Charles zu Gast gewesen lange Jahre; als ein unaufmerksamer, zerstreuter Gast hatte er in diesem Paradiese verweilt. Als Fremder war er gekommen, als Fremder war er gegangen. Zurückgewandt blieb sein innerstes Denken zu der verlassenen Heimath; dahinlebend wie im Halbschlummer wartete er auf ein Glück, das die Sterne des Nordens für ihn hüteten. Immer lag ihm der Anfang seines eigentlichen Lebens in der Zukunft, und dabei bemerkte er nicht, wie die Zeit dahinrann, ein ungenutztes Gut, mißachtet, gering geschätzt um eines Traumes willen, vergeudet in einem Frohndienste, der nur Gold als Lohn brachte, nur schnödes, elendes Gold, das dem Besitzer nicht ein einziges Herz zu gewinnen vermag, nicht das erbärmlichste Menschenherz auf dem ganzen Erdenrund —

O wie schön war die Insel im indischen Ocean! Wohl hätte sich auch dort ein Glück finden lassen, wie es überall auf Erden dem Bescheidenen bereit steht, — ein Glück, das die Gegenwart ausfüllt und in der Erinnerung sonnig nachglüht. Vorbei, vorbei! Der todwunde Mann am Ufer des Rheins, des Morgens harrend, der, o wie lange! auf sich warten ließ, suchte vergebens nach einem einzigen Tage in seinem Leben, den er noch einmal sich geschenkt zu sehen wünschen könnte.

Von der Qual dieser Gedanken erlöste ihn der Schlaf, der letzte, der treueste Freund aller Leidenden. Menschen waren um ihn, als er im Hellen erwachte. In kurzen Sätzen, mühsam redend, erzählte er, was ihm widerfahren war.

Ein Tragkorb wurde herbeigeschafft. Wohin? fragte Charles. — In das Hospital, war die Antwort. — Fräulein Großkopf, flüsterte er und wiederholte ungeduldig den Namen mehrmals, als man ihn nicht sogleich verstand. Jemand versprach, die Dame sofort zu benachrichtigen; da streckte sich der Uebermüde auf den Decken in der Bahre aus und schloß die Augen. —

Der Hospitalarzt bemerkte keine Veränderung in den ihm wohlbekannten Gesichtszügen Christinens, als dieselbe ihm gegen sieben Uhr auf dem Corridor entgegentrat. Aber ihre Stimme zitterte von verhaltenen Thränen bei der Frage, wie es um den Unglücklichen stehe, der soeben am Ufer des Rheins schwer verwundet gefunden worden sei.

„Ich habe keine Hoffnung, ihn zu retten," erwiderte der Arzt; „der Stich, den er von hinten in die Lunge bekommen hat, ist tödtlich. Die Wahrheit zu sagen: sein Ende steht jeden Augenblick zu erwarten."

„Wo ist er?" rief Christine. „Führen Sie mich zu ihm; ich muß ihn sehen!"

Schweigend ging der Arzt voran; hinter ihm schwankte Christine, nach der Wand tastend, um sich aufrecht zu halten. Leise öffnete sich eine Thüre vor ihr; sie winkte dem Arzt, zurückzubleiben, und trat ein. Von dem Lager des

Sterbenden erhob sich eine barmherzige Schwester, ging zum Fenster und blieb dort abgewandt stehen.

„Charles!“ kam es wie ein Wehschrei von Christinens Lippen.

Der Schlummernde öffnete die Augen und sah sie groß an.

„Du bist es, Christine!“ sagte er mit einem glücklichen Lächeln. „Ich wußte, daß Du noch kommen würdest.“

Fassungslos rang Christine die Hände. „Dies ist mein Werk!“ stöhnte sie.

„Nicht Dein Werk,“ erwiderte Charles mit Anstrengung; „mein Schicksal ist es. Gekommen ist es unabwendbar, wie es kommen mußte. Hell sind meine Augen, wie nie, Christine. Deutlich seh' ich, wie sich Alles aneinander fügt. Die Kette ist zu Ende; das neue Glied ließ sich nicht schmieden.“

Christine hatte sich auf den Rand des Bettes gesetzt und hielt Charles' linke Hand in ihren beiden.

Einen Augenblick schwieg er, unverwandt sie anblickend. Dann flog ein Lächeln über sein Gesicht und er sagte: „Ihr nanntet mich das Kind aus Asien; eine der jungen Damen hat mir's verrathen. Das hat mir erst weh gethan; weil ich dem Aussehen nach ein Mann war, hielt ich mich für erwachsen. Jetzt seh' ich ein, wie passend der Name war. Als ein Kind mit ergrauenden Haaren kam ich zu Euch; kindisches Ergötzen suchte und fand ich; Nichtiges beschäftigte mich; flüchtige Lust füllte mein Sinnen und Denken. Ein Fremder wäre ich unter Euch geblieben immerdar, ausgeschlossen von dem besten, tiefsten Theil Eures Lebens. Da ist es denn besser, ich reise wieder von dannen; vielleicht finde ich dort, wo ich landen werde, meines Gleichen. Meinst Du nicht auch, Christine?“

„Den Kindern gehört das Himmelreich,“ antwortete Christine unter Thränen.

„Du bleibst zurück, einsam zurück,“ begann Charles wieder nach einer Weile. „Mir bangt um Dich, da ich Deine Lasten kenne. Was wirst Du noch zu dulden haben, ehe Du da ankommst, wo ich mich befinde, ehe Du den letzten Schritt thun darfst, mit welchem alle Sorge, alle Qual entweicht! Arme Christine!“

„Bedauere mich nicht; freundlicher wird mein Leben werden, als es gewesen ist. Denn ich verliere Dich nicht, jetzt nicht; des abgeschiedenen, des seligen Freundes darf ich in Liebe gedenken —“

„Liebe,“ wiederholte Charles leise. „Sage das Wort noch einmal. Liebe — darauf habe ich gewartet — aber rasch, Christine; schon hat das Wort mich von der Küste gelöst; ich schwimme; ich treibe hinaus in die unendliche See —“

Christine beugte sich nieder und küßte ihn.

„Ich liebe Dich,“ hauchte sie.

Charles ter Veen antwortete nicht mehr. Als Christine sich wieder aufrichtete, hatte das Kind aus Asien das Land der Lebendigen verlassen.

Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten.

Von

Herman Grimm.

III. Im neunzehnten Jahrhundert.

Die französische Revolution bietet das Schauspiel, daß das erste künstlerische Talent der Epoche bei der Umgestaltung der Dinge betheiligt war. In den Anfängen der Bewegung, als die Nation noch mit dem Könige auskommen wollte, war Louis David der emporstrebende Künstler, der bereits die Blicke auf sich zog: damals malte er den „Schwur im Ballhause". In der Schreckenszeit gehörte er zu den tollen Anhängern Robespierre's: jetzt malte er den ermordeten Marat und auf seinen Betrieb wurde die französische Akademie der Künste aufgehoben[1]). Unter Napoleon war David als erster Hofmaler des Kaisers künstlerisch schaffend, wie organisatorisch eingreifend die maßgebende Persönlichkeit. David hatte die ungeheure Zerstörung aller auf das Königthum bezüglichen Monumente theils veranlaßt, theils gutgeheißen, die unter der Schreckensherrschaft über Frankreich hereinbrach und sich zum Theil auf Italien und die Rheinlande ausdehnte: hernach diente er als Darsteller des napoleonischen Ruhmes dem Manne, der die grenzenlose Verwirrung wieder in Ordnung umschuf.

Eins hatte außerhalb der Zerstörungsmacht des französischen Volkes gelegen: dessen eigner Charakter. Wie Ludwig XIV. einst, gründete Napoleon jetzt darauf sein Reich. So wenig wie dieser protegirte er sich selbst zum besondern Genusse etwa die Künstler oder vereinte aus persönlicher Liebhaberei im Musée Napoléon was die Kunst aller Zeiten Großes hervorgebracht hatte, sondern der eifrige Betrieb dieser Dinge gehörte zu Napoleon's großem Plane. Sollte Frankreich sich neu constituiren, um die Weltherrschaft anzutreten, zu der es abermals berufen schien, so mußten die sämmtlichen Fähigkeiten der Nation herausgefordert und allen Talenten freie Bahn eröffnet werden. Wiederum sollte eine eigene national-napoleonische Kunst entstehen, die in Paris ihr Centrum fände. Ehedem hatte Ludwig dem römischen Kunstleben sich untergeordnet: Na-

[1]) Nach der Erstürmung der Tuilerien suchte er die schönsten Körper der gefallenen Schweizer aus und ließ sie in sein Atelier bringen. Bächtold: Joh. Caspar Schweitzer. S. 29.

poleon beschloß, Rom nach Paris zu transportiren. Paris sollte auch, was das Material anlangt, Alles in sich schließen. Ebenso gut wie Napoleon David unterjochte, der nicht als erkaufte Berühmtheit, sondern in offener Begeisterung zu ihm überging, machte er dem Papste Canova abtrünnig. Durch Canova schien das Verständniß der Antike nun erst sich neu zu eröffnen: er stand als der größte Bildhauer Europa's da. Canova und David haben alle Jüngern damals zu Schülern gehabt.

David hatte in Italien Raphael studirt. Man sieht Gestalten hier und da in seinen Compositionen, die an Raphael erinnern. Als dessen geistiger Schüler aber kann er nicht bezeichnet werden. Auch war er schon ein fertiger Meister, als Raphael's Gemälde nun im Museum des Louvre zusammenstanden, um nachträglich sich beeinflussen zu lassen. Hätte der Kaiser erlangen können, was Europa überhaupt an Werken raphaelischer Kunst beherbergte, so würde freilich eine ganz andere Reihe sich dargeboten haben; aber die Gemälde, die Italien und Spanien hatten hergeben müssen, genügten neben dem bereits Vorhandenen, um eine überwältigende Wirkung zu thun[1]). Nie wieder sind soviel Werke Raphael's an einer Stelle vereinigt gewesen, und ihr Anblick wird nur dann einmal überboten werden, wenn eine allgemeine Weltausstellung die Arbeit Raphael's im vollen Umfange zeigen wird, eine Unternehmung, die früher oder später durchgeführt werden muß, und für die, der nicht fortzuschaffenden Fresken wegen, Rom den geeignetsten Standort bietet.

Beabsichtigt war dieser neue Sieg Raphael's so wenig als 150 Jahre früher: die Gemälde standen da und wurden betrachtet. Der Erfolg ergab sich von selbst. David fühlte es[2]). Vom Erscheinen Raphael's im Louvre datirt sein Herabkommen, während Ingres, der nach David lange Jahre die Oberherrschaft über die französische Kunst inne hatte, sich als junger Mensch, der nur auf die eigne Leitung angewiesen ist, Raphael damals mit einer Energie hingab, die sein ganzes langes Leben aushielt und die Raphael innerhalb der französischen Kunst die höchste Geltung verlieh. Heute erst, wo Ingres' intime Aeußerungen gedruckt worden sind, läßt sich die Geschichte seiner Leidenschaft für Raphael verfolgen. Im Anblick der Gemälde des Musée Napoleon empfing er den entscheidenden Anstoß. Als zwölfjähriger Knabe war er „auf Raphael losgestürzt wie ein Raubthier auf seine Beute". Den ersten durchschlagenden Erfolg verdankte er seinem großen Gemälde „Der Schwur Ludwig des Dreizehnten, der sich und sein Land der Madonna weiht". Dem im Krönungsornate knienden Könige (das Werk entstand zu der Zeit, wo wieder ein französischer König in Rheims gekrönt werden konnte) erscheint die Madonna selber, in Formen, als habe Raphael sie, in Frankreich neu auf die Welt kommend, gezeichnet. Ingres nennt in seinen schriftlichen Aeußerungen Raphael ein vom Himmel herabgestiegenes geistiges Wesen, das Strahlen der Schönheit aussendend als Schutzgeist aller Nationen über Rom walte. „Raphael," ruft Ingres aus, „war nicht nur der größte

[1]) Eine Aufzählung der überhaupt damals entführten Werke bei Fiorillo.

[2]) Ueber diese Bewegungen ist viel gedruckt worden. Wichtig ist David's neuerdings erschienenes Leben mit Actenstücken, das sein Enkel in splendidem Drucke zusammengestellt hat.

unter den Malern: er war die Schönheit selbst, er war gut, er war Alles!" Ingres wurde später zum Director der französischen Akademie in Rom ernannt: nie hat Raphael in der öffentlichen Meinung eine so triumphirende Stellung eingenommen, als während der Jahre dieser Amtsführung. Ingres hat seine Verehrung für Raphael endlich auf Flandrin vererbt, seinen vornehmsten Schüler, aber ein schwächeres Talent, das sich anlehnt. Ingres stand auf eignen Füßen. Er war wie Raphael eine universale Natur. Er zog Literatur und Musik in den Bereich seiner Kunst als ihre unentbehrlichen Nebenelemente. Er sah die Malerei als eine nationale Sache an, eine Aeußerung des französischen Volksgeistes, als dessen Priester er sich betrachtete. Neben ihm arbeitete Boucher-Desnoyers, derjenige Kupferstecher, der Raphael's Gemälde am reinsten wiedergegeben hat. Blätter wie seine Madonna da Foligno, oder die belle jardinière waren bis dahin nicht gestochen worden. Am lieblichsten wirkt seine Madonna della Sedia, so bescheiden sie heute neben umfangreicheren, mehr durchgeführten Stichen desselben Gemäldes erscheint. Diese Blätter, die noch zu Napoleon's Zeiten herauskamen, waren die ersten, die Raphael's neuen Ruhm in Europa verbreiteten. Damals auch wurde der Versuch gemacht, ein Corpus aller Compositionen Raphael's in Umrissen herzustellen[1]).

Und selbst die Wiederauflösung des Louvre-Museums nach Napoleon's Untergange sollte Raphael zum Vortheile gereichen: die an ihre alten Stellen zurückkehrenden Gemälde hatten dort jetzt eine stärkere Wirkung als vor der Entführung. Fast alle waren während der Gefangenschaft in Paris in der vorsichtigsten Weise restaurirt worden[2]). Jedes war der Gegenstand eingehender Betrachtung gewesen. Kunstwerke, die ihren Besitzer wechseln, pflegen meist zum Object frischer Kritik zu werden. Als zusammengehörig, wie sie im Louvre gestanden hatten, fuhren Raphael's Werke fort, in den Gedanken des europäischen kunstliebenden Publicums wie ein einheitliches Ganze zu wirken. Ihr Urheber thronte im Glanze eines Herrschers über ihnen, in welchem ungezählte Verehrer den ersten Maler der Welt anerkannten. Als in den Tagen der Restauration jene Verherrlichung nie dagewesener Zeiten eintrat, für die man sich wie für etwas Reales begeisterte (das Phänomen, das wir in Deutschland die Herrschaft der jüngeren romantischen Schule nennen, das sich jedoch über alle Völker verbreitete), bot Raphael sich als vorzügliches Object dieses Cultus dar. Jetzt war man wieder officiell religiös. Aber früher schon hatten Raphael's Madonnen im Louvre nicht bloß als Kunstwerke gewirkt. Ihr unschuldsvolles Lächeln half die Macht der Kirche in den Gemüthern wieder aufrichten, während Raphael selbst in historischer Erscheinung auf die Vergangenheit der Päpste glänzendes neues Licht warf.

Dieses Wiederemporkommen Raphael's in Rom selbst erfolgte unter Umständen, die uns den Blick auf die deutsche Kunst zu lenken nöthigen.

---

[1]) Von Landon. In kleinen, manierirten Umrissen, Alles durcheinander, was Raphael's Namen trug. Für den, der die Dinge kennt, immer noch ein bequemes Hilfsmittel. Billig zu haben.

[2]) vgl. z. B. den Bericht über die Wiederherstellung des Spasimo.

In Paris seine künstlerische Ausbildung zu suchen, war während des Bestehens des Kaiserreiches das Natürliche. Aber auch beraubt, wie es dastand, sollte Rom damals nicht Alles verlieren. Zwar hatte man vom Apoll von Belvedere, dem Laokoon und den übrigen berühmten Werken nur noch die Piedestale, wo sie einst standen im Vatican, vor Augen, aber die Aufträge, die Canova vom Kaiser empfing, wurden in Rom ausgeführt. Thorwaldsen und Rauch sehen wir unter Canova's Einfluß dort sich heranbilden. Aber auch Maler lenken ihre Schritte nach Rom. Talentvolle junge Deutsche — nicht eigentlich Schüler, die in bestimmter Schule Meister werden wollen, sondern künstlerisch begabte Naturen, die von dem Bewußtsein sich treiben lassen, Besonderes vorzuhaben, was sie selber genau noch nicht zu definiren wissen, worin Niemand aber ihnen dreinreden solle — gehen nach Italien und geben sich der Einwirkung dort zurückgebliebener Gemälde hin, die die Franzosen nicht mitgenommen hatten, entweder weil sie, als Fresken, von den Wänden nicht loszulösen waren, oder weil es gar nicht der Mühe werth däuchte, sie zu entführen. Bescheidene Wandmalereien, um die sich überhaupt bis dahin Niemand gekümmert hatte, gelangten nun zur Geltung: Fresken des Quattrocento, die die Wände der Kirchen, Hospitäler und Paläste überall in Italien bedecken und nach denen bis dahin nur Wenige sich umgesehen hatten. Befreit von der Concurrenz der Werke ersten Ranges traten sie um so reiner als abgeschlossenes Phänomen für sich hervor. Unter ihrem Einflusse hatte Raphael in seiner Jugend gestanden!

Raphael's Jugend war bis dahin mehr ein Romancapitel als eines der Kunsthistorie gewesen. Was Vasari Hübsches von Raphael's Kinder- und Lehrlingszeiten erzählte, betraf mehr seine Person als seine Arbeiten. Zwar hatte Vasari 1568 schon der Vita Raphael's am Schlusse die große Interpolation zugefügt, in der Raphael fast im Tone des Gebetes angeredet und zu einer Art himmlischer Erscheinung gestempelt wird: erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber treten die Legenden ein, denen zu Folge ihm sein ganzes irdische Leben lang fast kindliche Jünglingsgestalt eigen gewesen wäre. Tischbein beschreibt die Scene, wie Raphael, als er 1508 nach Rom kam, dem Papste vorgestellt worden sei. Er kniet vor Julius dem Zweiten nieder, während ihm die blonden Locken von den Schultern fallen. „Das ist ein unschuldiger Engel," sagt der Papst, „ich will ihm den Cardinal Bembo zum Lehrer geben und er soll mir diese Wände mit Geschichtsbildern füllen." Und als Giulio in der Folge die Disputa vollendet erblickt, wirft er sich anbetend zu Boden, in die Worte ausbrechend: „Ich danke Dir Gott, daß Du mir einen so großen Maler gesandt hast." Dergleichen Anschauungen hatten früher auf die allgemeine Beurtheilung Raphael's keinen Einfluß gehabt, weil trotz ihnen Raphael's Thätigkeit in seiner reifsten Zeit unter Leo dem Zehnten immer der Punkt war, von dem ausgegangen wurde, so daß das früher Fallende als Vorstufe der Blüthe galt. Die jungen Deutschen aber, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Rom sich zusammen thaten, rechneten anders: die Arbeiten unter Leo waren Verfall, die Jugendzeiten das Höchste und das Maßgebende. Raphael's heilige Epoche dauerte für sie nur bis zu seinem Eintritte in Rom. Auf das, was er im väterlichen Hause vielleicht noch, in Perugia dann und in Florenz geschaffen, kam es ihnen an. In den

Geist dieser ersten Zeit und in den der bescheidenen Meister, die Raphael's erste Muster hätten sein können, sich zu vertiefen, war ihnen Herzenssache. Der Raphael, bei dem sie schworen, hatte wenig gemein mit dem, dessen Werke zur gleichen Zeit damals in Paris die übrige Welt entzückten.

So lange nun durften in diesem Sinne die jungen Deutschen, die unter dem Namen „Nazarener" bekannt sind, in Rom ungestört lehren und arbeiten, als die römischen Hauptgemälde Raphael's im Louvre zurückgehalten wurden: als diese aber zurückkehrten und zugleich das Zusammentreffen der europäischen Kunstfreunde nach Rom zurückverlegt wurde, änderte sich ihre Stellung, man sah sie als wunderliche Heilige an. Overbeck malte Madonnen im Geiste der Florentiner Madonnen Raphael's, denen er äußerlich so nahe kam, daß die seinigen wie verblaßte Milchschwestern der h. Jungfrauen Raphael's aussehen, die dieser in einer seltsam kindischen Greisenzeit nachträglich gemalt haben könnte[1]). Nun sollte Cornelius, der bis dahin die gleiche Richtung innegehalten hatte, sich dem Geiste des in Rom wiedererwachenden großen Meisters verschließen. Cornelius aber ging zum „heidnischen" Raphael über. Für den Augenblick schienen die Nazarener damit abgethan zu sein. Doch wir werden sehen, wie wenig sie es in der That waren. Sie hatten sich ihrer Zeit mit einem fertigen, in Deutschland, nicht von Künstlern, sondern von Schriftstellern gemachten Glaubensbekenntnisse ehedem nach Rom aufgemacht und blieben fest in ihren Anschauungen, und es hat diese Bewegung auch deshalb Wichtigkeit, weil Goethe auf Seiten derer stand, die nichts davon wissen wollten.

Ich greife hier auf bereits Besprochenes zurück.

Goethe's Frankfurter Jugendzeiten lehren ihn uns als Journalisten kennen. Es drängte ihn der Oeffentlichkeit zu. In den Anfang der siebziger Jahre fielen jene ersten Aeußerungen über Raphael. Mit dem Eintritte in Weimar begann die Epoche der Zurückgezogenheit, in der er sich nur brieflich äußert und die ihn endlich fast außer Verbindung mit dem großen deutschen Publicum setzte. Der Verkehr mit Schiller erst führte ihn, in den neunziger Jahren, ins alte offene journalistische Fahrwasser zurück, das seiner Natur zusagte und das er dann nie wieder verlassen hat. Als die Gründung der „Propyläen" darauf erfolgte, hatte die „Zerstörung des italienischen Kunstkörpers", wie Goethe den Raub der Kunstwerke Italiens durch die Franzosen nennt, noch nicht stattgefunden. Meyer's in den Propyläen erscheinende Beurtheilung sämmtlicher Werke Raphael's[2]) enthält die beste Formulirung dessen, was die geläuterte Kennerschaft des achtzehnten Jahrhunderts zu Tage gefördert haben würde, wenn es sich etwa darum gehandelt hätte, in gemeinsamen Besprechungen wohlwollender Kunstfreunde, denen eine gewisse Langeweile von vorn herein zugestanden wäre, die Meinungen zusammenzufassen.

Diese Darlegungen aber begeisterten ihre Leser nicht: ein damals beginnender Schriftsteller wußte die Jugend, die immer vor zuviel Worten zurückschreckt, anders zu packen: Ludwig Tieck, als Verfasser von „Sternbald's Wanderungen", einem

[1]) Overbeck's Verdienste liegen in anderer Richtung.

[2]) Dem Schema zufolge hatte Goethe selbst die Absicht, diese Arbeit vorzunehmen.

Künstler-Roman, der selbst heute, wo man die Unhaltbarkeit aller Voraussetzungen kennt, seine Wirkung nicht verleugnen würde, wenn er in die Hände unerfahrener, sentimental angelegter Leute fallen sollte. Tieck schuf in den Gestalten einiger jugendlichen Künstler, die er zu den Zeiten Dürer's und Raphael's sich zwischen Nürnberg, Antwerpen und Rom in der Welt umhertreiben läßt, die historischen Gespenster, die auf Jahrzehnte hinaus Unheil genug gestiftet haben. Von Kunstgeschichte wußte er nichts, er hat die Dinge zusammengeträumt. In seinem Buche finden wir Dürer's, Raphael's und Michelangelo's Charaktere falsch, aber überzeugend dargestellt. Das nicht endende engelhafte Jünglingsthum Raphael's, die Weichherzigkeit Dürer's, das unablässige ästhetisirende Predigen der großen Meister entzückte das jenerzeit weich gestimmte deutsche Publicum und der „Knabe Raphael" begann in den Träumen talentvoller junger Künstler eine Rolle zu spielen. Religiöse Schwärmerei trat hinzu. Man strebte nach Rom. Der den heiligen Stätten dort entströmende Athem sei das, wähnte man, was Madonnen, die denen Raphael's glichen, der Phantasie der Gläubigen vorspiegele, die zu malen hinterher ein Leichtes sein werde. Mit diesem Glauben waren die jungen Nazarener nach Rom gepilgert. Sie suchten sich zu geheimnißvoll persönlicher Gemeinschaft mit dem jungen Raphael zu erheben. Die Darstellungen aus seinem Privatleben nahmen ihren Anfang. Dergleichen zu zeichnen oder zu malen sehen wir freilich Künstler aller Nationen jetzt sich zur Pflicht machen. Denn diese Anschauungen gingen weit über die Verbindung der Nazarener hinaus, und so tief haben sie sich eingewurzelt, daß sie auch heute noch vorkommen. In diesen Scenen trat Raphael im Sinne des „göttlichen Knaben" auf. Schlank und mager, in pathetischer Bewegung, gehüllt in enganliegende, der sogenannten altdeutschen Tracht nachgebildete Bekleidung, bei der ein weitüberschlagener Hemdskragen nicht fehlen durfte, stand er vor der Staffelei, umgeben von einem ehrfurchtsvollen Kreise, der die Entstehung seiner Wunderwerke mit eignen Augen erleben wollte.[1])

Die dem falschen Raphael der Nazarener angedichtete bedenklichste Eigenschaft aber war geistiger Natur. Sein künstlerisches Schaffen sollte die Thätigkeit unbewußtem schöpferischen Drange gehorchender Fingerspitzen gewesen sein. Am weitesten sehen wir diese Anschauung von Achim von Arnim verfolgt, der in seiner Novelle „Raphael und seine Nachbarinnen" Raphael darstellt, wie er in magnetischen Schlaf versunken seinem Gehilfen Baviera die Linien und den Farbenauftrag eines Gemäldes in die Hand und in den Pinsel dictirt, das auf diese Weise vollendet wird. Raphael malt mit geschlossenen Augen und ohne

---

[1]) Raphael war vielleicht eher stämmig als von schlanken Maßen. Sein Antlitz war dem von Vasari seinem Buche in Holzschnitt beigegebenen, nach dem Kopfe auf der Schule von Athen, wie er in unverdorbenem Zustande gestaltet war, gezeichneten, gleich. Die letzte Ursache der verlorenen Aehnlichkeit scheint jener in der Akademie von San Luca aufbewahrte Schädel gewesen zu sein, den man bis zur Aufdeckung des Grabes Raphael's im Pantheon für den seinigen hielt und dessen schmale Stirnform wohl als Ausgangspunkt für die Ueberarbeitung des Porträts auf der Schule von Athen benutzt ward. XV. Ess., 1. Folge, 3. Aufl. S. 480 ff. Noch auf der letzten Münchener Ausstellung zeigte ein Gemälde Leo X., wie er an der Bahre Raphael's auf die Knie gesunken ist. Den damals unbehilflich fetten Leo als schlanken jungen Abbate, Raphael in spanischer Tracht.

selbst Hand anzulegen! Größere Kreise fanden ihr Genügen in solchen Absonderlichkeiten. Enthielt doch Goethe's Faust so viel Uebereinstimmendes, daß die Nazarener Goethe als einen der Ihrigen ansehen zu dürfen glaubten, bis das Erscheinen der „Italienischen Reise" sie eines Besseren belehrte. Hier gab Goethe zum ersten Male jetzt (1817) sein Glaubensbekenntniß über Raphael und was mit ihm zusammenhängt[1]). Dieses Buch zumeist bestimmte die öffentliche Meinung des deutschen Publicums.

Daß die Nazarener in Rom und Deutschland damals zurückgewiesen wurden, war natürlich. Wenn ihre Auffassung Raphael's später aber trotzdem wieder auftauchte, so ersehen wir daraus, in wie hohem Grade es sich um wirklich nationale Anschauungen handelte. So werthvoll Goethe's „Italienische Reise" ist, die in Verbindung mit seinem früher schon erschienenen „Winckelmann und sein Jahrhundert", sowie mit der Uebersetzung des Lebens Benvenuto Cellini's gewichtiges kunsthistorisches Material in Fülle enthält, so wissen wir doch, wie gering Goethe's Hilfsmittel waren, als er sich jetzt in entscheidender Weise aussprach. In Rom war er seit 1787 nicht wieder gewesen, das Musée Napoléon hatte er nicht gesehen, außer auf flüchtigen Besuchen in Dresden und München überhaupt keine große Sammlungen kennen gelernt, noch lebte er in einer Stadt, die dergleichen Schätze besaß. Angewiesen war er auf die kläglichen Kupferstichvorräthe, die er selbst oder der Herzog in Weimar sammelte, sowie auf das, was brieflicher und persönlicher Verkehr ihm zutrug. Hätte ein reicheres Material zu Gebote gestanden, so würde er bei seiner wunderbaren Gabe, sowohl Kunstwerke zu beschreiben, als sich historisch zurecht zu finden, ganz Anderes geliefert haben. Wäre Goethe 1817 selbst in Rom gewesen, so würde er wohl auch die Leistungen der Nazarener anders beurtheilt haben als von Weimar aus, wohin nur einseitige Berichte drangen, während von den Zeichnungen der jungen Künstler — denn um Zeichnungen handelte es sich zumeist — nichts Maßgebendes sichtbar war. Wir selbst heute gestalten unser Urtheil über das damals Geleistete noch um. Die auf der Berliner Nationalgallerie sich ansammelnden Studienblätter jener Tage erfüllen uns zum Theil mit Bewunderung. Wir entdecken in Schnorr's Actzeichnungen die Anlehnung an Michelangelo und Raphael, während wir in seiner Bilderbibel ein Werk besitzen, das als ein in beschränkter Form sich bewegender, in seiner Gesammtheit aber staunenerregender Nachklang raphaelischer Auffassung gelten darf. Die in Frankfurt aufgefundenen Cartons zu den Wandgemälden, die ebenfalls Schnorr für den Palazzo Massimi ausgeführt hat, gehören zum Edelsten, was die deutsche Kunst hervorgebracht hat und lassen in Wiedergabe der reinen Natur nichts vermissen[2]). Auch hier haben Raphael's Fresken als Muster vorgeleuchtet. Goethe in der Mitte dieser sich selbst überlassenen jungen Leute würde Anfänge einer deutschen Kunst

[1]) Möglich, daß er Vieles von dem, was er in der dazwischen liegenden Zeit über italienische Kunst gedacht, in diese Briefe hineingearbeitet hatte, wie nicht anders manches in Dichtung und Wahrheit Enthaltene aufgefaßt werden darf. So die Begeisterung wohl auch, die ihn in Straßburg vor den Teppichen Raphael's erfaßt hätte.

[2]) Leider sind diese kostbaren Zeichnungen im Frankfurter Museum ohne schützende Glasdecke aufgehangen. Man sollte die Ausgabe doch nicht scheuen. Man thut ja so viel in Frankfurt.

in ihren Arbeiten erblickt haben, denen nur die richtige Leitung fehlte, um sich viel breiter auf heimischem deutschen Boden zu entwickeln, als in der Folge möglich war. Auch die Begeisterungslehre der Nazarener ist der natürliche Glaube aller jungen Leute, die sich selbst etwas zutrauen, und stimmt, wenn auch bei anderem Material, mit der Lehre vom Genie, die Goethe funfzig Jahre früher so kraftvoll vertreten hatte. Künstlerisches Schaffen muß im Fluge der Begeisterung geschehen. Goethe sagt von sich selbst, was er schreibe, schreibe er wie ein Nachtwandler. Raphael's vollendete Gemälde[1]), verglichen mit den vorbereitenden Skizzen, zeigen als letzte Zuthat ein begeistertes Neuerfassen des innersten Gedankens der Composition, daß sie wie neugeboren und zum ersten Male geschaffen erscheint. Freilich, die vorausgehende Arbeit und concentrirte Geisteskraft durften nicht fehlen. Bei Goethe war nöthig, daß er seine Stoffe lange mit sich herumtrug, bei Raphael, daß wiederholte peinliche Studien ihn erst dahin brachten, den letzten Flug endlich zu thun als seien es die ersten Flügelschläge. An solchen Studien aber haben es die Nazarener nicht fehlen lassen. Es wurden Dante und Homer gelesen. Man glaubte den wahren Weg zur Größe entdeckt zu haben und erwartete, neue Gedanken müssen sich in neuen Formen offenbaren. Was trotzdem die Entwicklung im höchsten nationalen Sinne dann aber unmöglich machte, waren confessionelle Hintergedanken, in die hinein man die Nazarener mißleitete und die zumeist Goethe zum Entschlusse brachten, sich von den „frömmelnden jungen Herren" ein für allemal frei zu machen. Auch die Schriftsteller, von denen die Bewegung ausgegangen war, wußten sie weder zu leiten noch aufrecht zu erhalten. Weder Tieck noch Friedrich Schlegel, die Häupter der Partei, setzten ihre kunsthistorischen Arbeiten fort. Ein letztes Lebenszeichen in dieser Richtung war Braun's Leben Raphael's, das 1819 in zweiter Auflage erschien. In gemäßigter, fast liebenswürdiger Weise wird das Eintreten der heiligen Malerei weiter prophezeit, und in diesem Sinne ist 1820 in Mainz, wo das Buch herauskam, der dreihundertjährige Todestag Raphael's begangen worden.

An anderen Stellen jedoch führten bei ähnlichen Feierlichkeiten die Gegner der Nazarener nun das Wort[2]). Im Saale der Akademie zu Berlin stand ein Katafalk zwischen vergoldeten Candelabern. Vier vom Bildhauer Tieck modellirte weibliche Gestalten legten Lorbeerkränze darauf nieder. Raphael's Bildniß, Copien der Dresdener Madonna, der Jungfrau mit dem Fische und der heiligen Cäcilie hingen an den Wänden. Zelter dirigirte die Musik, Tölken hielt die Rede. In der Vorrede zum Abdrucke dieser Rede, der später erschien, wird die Feierlichkeit beschrieben und in einem Anhange der Versuch einer kritischen Biographie Raphael's gemacht, worin das Zuverlässige dem Mythischen entgegengestellt und auf Raphael's Bedeutung als Antiquar und Architekt hingewiesen wird. Was hätte sich in Deutschland entwickeln können, wenn Berlin zum Centrum einer nationalen Kunstentwicklung zu machen gewesen wäre, wie Niebuhr in Rom geglaubt hatte. Aber man hatte weder Geld noch Publicum

[1]) D. h. die, welche er selbst gemalt hat.

[2]) Ueber diese Feste Schorn's Kunstblatt I. (1820).

bei uns, und von den bedeutenden Männern, die dafür in Deutschland hätten auftreten können, lebte keiner in Berlin. Goethe's kunsthistorische Studien sind die Bemühungen eines einsamen Liebhabers geblieben, der keine Schule begründete. Gelegentliche Aeußerungen, die in Briefen, im Gespräch oder in Zeitschriften hervortraten, zeigen, wie er von Allem Notiz nahm. Man lese, wie er in dem Aufsatze „Antik und Modern" Raphael, Lionardo und Michelangelo einander gegenüberstellt. Einfacher und richtiger kann nicht gesagt werden, worauf es ankam. Die Zeiten aber sind für Goethe nie eingetreten, von denen er einst in Italien träumte: daß er ein großes vergleichendes Museum errichten wollte, welches alle kunsthistorischen Fragen zu lösen gestattete.

Wir wissen heute in allen Details, was nach den Zeiten der Freiheitskriege verhinderte, daß der kunsthistorische Principat in deutsche Hände gelangte. Dicht nach dem Kriege noch konnte man in Berlin Anstrengungen machen, den verbannten David zu berufen, 1820 aber dachte man nicht mehr an dergleichen. Dagegen ist für die Zeiten nach der napoleonischen Herrschaft ein erfreulicher Anblick, wie Frankreich sich zu neuem Muthe erholte. Wir dürfen heute nicht vergessen, was dieses Land uns bis 1848 gewesen ist, wo französische Literatur und Kunst sich unseren Bestrebungen verbunden hielten. Uns dagegen hatten die Freiheitskriege eher zurück- als vorwärts gebracht. Begeisterung war unseren Regierungen an sich verdächtig, einerlei, worauf sie zielte. Die Deutschen sahen bald wieder mit derselben Hoffnung auf Frankreich, als sie in den Zeiten der Revolution gethan. Es war an sich natürlich, daß die Franzosen in Rom wieder die erste Stelle einnähmen. Die Italiener, obgleich sie mancherlei aufzuweisen hatten, was, wie Lanzi's große Kunstgeschichte, einen ehrenvollen Platz einnahm, wären nichts zu schaffen im Stande gewesen, was den Vergleich mit Séroux d'Agincourt's großer Arbeit aushielt.

Ein vornehmer Franzose vom Schlage des Grafen Caylus, finden wir ihn schon 1787 von Goethe als den Verfasser einer zu erwartenden Kunstgeschichte erwähnt. Goethe ahnte damals nicht, wie viel er d'Agincourt später zu verdanken haben werde[1]). „Wenn das Werk zusammenkommt, wird es merkwürdig sein!" urtheilte er. Noch über zwanzig Jahre aber brauchte d'Agincourt für die Vollendung der Arbeit, die in Wort und Abbildung eine Darstellung des Weges ist, den durch ein Jahrtausend hindurch die Kunst zurücklegen mußte, um den einzigen Raphael hervorzubringen. D'Agincourt sieht in den Malereien der römischen Katakomben die Anfänge der neueren Kunst, von denen auszugehen sei. Mit einer staunenswerthen Mühe hat er aus Quellen jeder Art sein Material zusammengetragen: man fühlt, er hat beim Abschlusse nur die Auswahl einer Sammlung gegeben, deren Umfang wir nicht zu bemessen versuchen. Er hat damit die Grundlage der heutigen historischen Kunstwissenschaft geliefert.

D'Agincourt hielt sich innerhalb enger Grenzen jedoch was den erläuternden Text anlangt. Frankreich aber würde nun vielleicht auch den Schriftsteller geliefert haben, ein Leben Raphael's, das ihn inmitten seines Jahrhunderts

[1]) Das Buch, das 1811 zu erscheinen begann, war eine Offenbarung für ihn.

zeigte vom Standpunkte des neuesten Tages aus, zu verfassen, und es scheint nur ein Zufall, den wir nicht kennen, die Schuld zu tragen, daß der Autor, den ich im Sinne habe, seine Gedanken über Raphael zerstreut nur in der Form geliefert hat, die Goethe für seine Italienischen Reisen wählte. Henry Beyle, oder Stendhal, wie sein Schriftstellername lautet, ein ehemaliger Officier der napoleonischen Armee, hatte sich in Italien wie in einem zweiten Vaterlande niedergelassen und neben seinen Romanen einige Bücher über italienisches Kunstleben verfaßt, unter denen seine „Promenades à Rome" die vornehmste Stelle einnehmen. Die Bemerkungen über bildende Kunst bilden, wie bei Goethe, auch hier nur einen Theil des Buches, sie sind aber von bleibendem Werthe[1]).

Die Stendhal umgebende Gesellschaft — damals noch aus den höheren Kreisen sich zusammensetzend — schwelgte im Genusse der Friedenszeiten. Rom war die Stelle, wo sich diese Träume am schönsten träumen ließen. Stendhal's „Promenades" sind ein Tagebuch aus den zwanziger Jahren. Man fühlt, wie unbefangen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zur Discussion standen. Wenn Raphael einmal ins Leben hätte zurückkehren müssen, so würde er sich damals in Rom am ehesten wieder heimisch gefühlt haben. Stendhal's „Geschichte der italienischen Malerei" schließt leider vor Raphael ab. Das Leben Michelangelo's aber sehen wir darin beinahe schon im Sinne der heutigen Zeit aufgebaut. Er sucht ihn als Bürger der eigenen zu ergreifen und seinem innersten Leben auf die Spur zu kommen[2]). Raphael dagegen, so oft er ihn in beiden Büchern auch erwähnt, behandelt er nie im Zusammenhange.

Wir bedauern das umsomehr, als der, dem zunächst die Aufgabe zufiel, ein Leben Raphael's zu liefern, mit wohlfeiler Arbeit den Ruhm einheimste, den die bloße Vollendung einer angenehm geschriebenen Biographie Raphael's Jedem vielleicht damals eingetragen haben würde. Quatremère de Quincy, Membre de l'Institut, schrieb das Buch, das, 1824 erscheinend, in Rom als ein Ereigniß betrachtet wurde. Er gibt einen leicht geschriebenen Ueberblick der Thätigkeit Raphael's und eine vernünftige Beschreibung der Werke, so viel und so wenig der verlangen darf, der sich damit beschäftigen will ohne Gelehrter zu sein. Elegant und ohne Tiefe, liefert es, was man in den Salons, in denen damals zumeist doch nur von Raphael die Rede war, zu wissen brauchte. Wie geschickt und sicher der Verfasser sich bei Abschluß der Arbeit des vielfachen bibliographischen Ballastes entledigte, der sein Buch beschwert haben würde, ohne es zu bereichern, zeigt die italienische Uebersetzung von Longhena, der in Anhängseln jeder Art den ganzen Wust wieder hineingearbeitet und aus dem knappen Bändchen ein Buch von über 800 Seiten gemacht hat. Auch in das Deutsche wurde das Buch damals übersetzt, ohne jedoch irgend eine Wirkung zu haben.

---

[1]) Taine's Aeußerungen über Italien müssen von Stendhal aus beurtheilt werden. Taine's „Voyage en Italie", so verbreitet und geschätzt das Buch in Frankreich ist, enthält meist oberflächliche und schiefe Urtheile über Raphael und reicht in der Gesammtauffassung des italienischen Daseins weder an Stendhal's noch an Frau von Staël's Anschauung heran.

[2]) Ich kannte das Buch nicht, als ich mein Leben Michelangelo's schrieb.

Quatremère's Leistung verdiente den Beifall, den sie bei ihrem Erscheinen fand, zugleich aber die Vergessenheit, der sie sodann verfallen ist. Er glaubt noch an den Stammbaum der Familie Santi, der sich auf dem Porträt eines der angeblichen Vorfahren Raphael's im Palaste Albani fand[1]). Daß er sich betrügen ließ, wäre nicht so schlimm gewesen; aber während er 1824 diese Dinge noch vorbringt, hatte 1822 bereits Pungileoni sein „Elogio storico des Giovanni Santi, Vater des großen Raphael", veröffentlicht, worin der echte Stammbaum der Familie aus urbinatischen öffentlichen Actenstücken festgestellt war. Indessen Quatremère lebte und schrieb in Paris und Pungileoni's in Italien an versteckter Stelle gedruckte Schrift konnte ihm entgangen sein. Schwerer wiegt der von Rumohr erhobene Vorwurf, Quatremère habe außer der Vita di Raffaello nichts von Vasari's Buche gekannt und dessen zahlreiche an anderen Stellen anzutreffende Aeußerungen über Raphael seien ihm fremd gewesen. Quatremère's Buch wird von den Franzosen heute als ein verlorener Posten betrachtet. Pungileoni hätte nun leichtes Spiel gehabt, das maßgebende Leben Raphael's zu verfassen, allein er unterließ es[2]). Jetzt endlich tritt die deutsche Gelehrsamkeit ein.

Die Anfänge der deutschen wissenschaftlichen Arbeit, die seit den zwanziger Jahren in Rom, weil dort allein diese Dinge damals noch behandelt werden konnten, sich Raphael zugewandt hat, sind in den Bestrebungen derer zu suchen, von denen die große „Beschreibung der Stadt Rom" unternommen worden ist. Bunsen's und Gerhard's Namen werden hier immer an erster Stelle genannt werden[3]). Platner übernahm die der modernen Kunst gewidmeten Capitel. Das Buch sollte Alles umfassen, was die ewige Stadt betrifft. Mit der geologischen Betrachtung des Bodens anhebend, auf dem sie gebaut worden ist, würde es mit den neuesten Schicksalen Rom's erst abschließen. Nennen wir dieses Buch, so nennen wir zugleich das erste großartige Denkmal der seit Winckelmann in Rom thätigen gelehrten Deutschen Colonie, die heute ihre letzte Form in dem freilich in beengterem Sinne nun geleiteten „Deutschen Institute" gefunden hat. Winckelmann's römische Thätigkeit verband sich der besonders von den Albani's (dem Onkel, der Papst wurde und der der Beschützer Maratta's war, und dem Neffen, der es nur bis zum Cardinal brachte, aber der als Protector, ja Freund Winckelmann's durch diesen in die Unsterblichkeit mit eingeschmuggelt worden ist) gehegten römischen Gelehrtenwirthschaft. Man muß in Justi's „Winckelmann"[4]) die Geschichte des gelehrten Italiens im vorigen Jahrhundert lesen.

Winckelmann's römisches Dasein hatte im Zusammenhange mit dem Empor-

---

[1]) Die zahlreichen darauf vermerkten Verwandten Raphael's gehören allen Lebensstellungen an: auch ein Maler befand sich außer Raphael's Vater darunter. Das Gemälde ist verschollen. Bellori (Ed. 1752) S. 63.

[2]) Pungileoni hat sich über die Form der Elogi storici, historischer Predigten mit langgestrecktem Anmerkungsmaterial, nicht hinausgewagt.

[3]) Cotta verlegte das Werk. Es ist eines der Ruhmestitel seiner Buchhandlung.

[4]) „Winckelmann in Deutschland" 1866, und „Winckelmann in Italien" 1872. Diese Dinge werden nie einen bessern Geschichtsschreiber finden.

kommen der deutschen Philologie so viel Natürliches, Nothwendiges gehabt, daß sich nach seinem Tode immer wieder Deutsche in Rom fanden, die in seiner Art zu arbeiten fortfuhren: der hervorragendste darunter Zoëga, der, obwohl Däne von Geburt, als Deutscher gelten muß und dessen Lebensbeschreibung Welker so vortrefflich geschrieben hat. Zoëga lebte einsam, aber man empfand seine Anwesenheit in Rom. Gleich Winckelmann waren auch ihm antike und moderne Kunst untrennbar, nur daß ihm die Gelegenheit fehlte, für die neuere Kunstgeschichte etwas zu thun, während sich für die alte die zu erledigenden Aufgaben zudrängten [1]).

Erst zu Anfang unseres Jahrhunderts empfing die gelehrte Zwecke verfolgende deutsch-römische Gesellschaft — der die bildenden Künstler selbstverständlich sich anschlossen — in Wilhelm von Humboldt das erste gleichsam sichtbare Oberhaupt. Durch ihn auch wurde Preußen zu einer natürlichen Schutzmacht dieser Bestrebungen erhoben [2]), eine Rolle, die es dann nicht wieder aufgegeben hat. Seit Humboldt empfanden unsere Gelehrten und Künstler sich als ein berechtigtes Element in Rom, das mit dem Kunstbetriebe zu Hause und der heimischen Gelehrsamkeit in Verbindung als ideale Vorschule in beiden Richtungen von der Regierung anerkannt wurde. So entstand auf dem Wege natürlicher Entwicklung eine wechselnde Vereinigung in freier Form, die in gewissem Sinne uns das ersetzte, was den Franzosen die durch eine bloße Maßregel ins Leben gerufene römische Akademie leistete. Die Einzelnen waren ungebunden; es hielt sie um so fester die nationale Aufgabe, Alles, was das classische Alterthum der Stadt, von den ältesten Zeiten an beträfe, ernsthaft anzufassen. Das Rom, auf dessen Boden man stand, bildete die Masse, in die man eindringen wollte. Literatur und Kunst der antiken Zeit und das Zeitalter Dante's oder Raphael's schienen gleichberechtigt und die geistige Förderung der aufstrebenden Bildhauer und Maler ebenso wichtig als der Betrieb der Ausgrabungen. Der mögliche Niedergang unseres Institutes wird einst von der Zeit ab datirt werden, wo die Pflege alles dessen, was das classische Alterthum in seinen durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit reichenden Triebzweigen darbietet, dem Wunsche geopfert worden wäre, die gebotenen Mittel dadurch scheinbar vortheilhafter zu verwerthen, daß man beschränktere Ziele innehielte. Beschränkteren Naturen sind diese sicherlich das Heilsamere; Höherstrebenden darf nicht entgehen, daß die

[1]) Man wäre ja geneigt, Bottari's Vasari-Ausgabe, die in die Mitte des 18. Jahrhunderts fällt, als etwas Erträgliches und zugleich als das Beste anzuerkennen, was damals zu leisten war, aus dem Grunde, weil die in den „Lettere pittoriche", gleichfalls von Bottari gesammelten Briefe der angesehensten Kunstgelehrten der damaligen Zeit, von keiner Seite her eine etwa bessere Behandlung Vasari's in Aussicht stellen; aber man nehme Lessing's Aufsatz über Theophilus' Buch von der Oelmalerei, mit wie solider Kritik da einige Stellen Vasari's auf ihre Zuverlässigkeit hin geprüft werden. Warum hätte man nicht damals schon die Quellen Vasari's aufspüren und die verschiedenen Ausgaben vergleichen können ?

[2]) Ueber diese Verhältnisse liegt, besonders in Correspondenzen, umfangreiches Material vor, das umfassend zu behandeln immer noch nicht versucht worden ist. Man versteht zu wenig das Unwichtige auszuscheiden.

freieste geistige Ausbreitung Lebensbedingung für wissenschaftliche erfolgreiche Bestrebungen sei.

Niebuhr führte Humboldt's Gedanken in diesem Sinne weiter. Ihm war zu verdanken, daß Cornelius Raphael anders verstehen lernte. Auf Niebuhr folgte Bunsen, dessen fördernde Kraft diejenigen noch erfahren haben, die heute in ihrer letzten Spitze eben zu Grabe getragen werden. Bunsen ist der Urheber der Geschichte der Stadt Rom gewesen. Die von ihm geleitete Geselligkeit schuf Arbeiter und Publicum für das Unternehmen, dessen erster Theil auch die Entwicklungsgeschichte der römischen Malerschule enthält. Raphael's und Michelangelo's Biographien mit Beschreibungen ihrer Werke werden in zuweilen trockener, aber sachgemäßer Fassung gegeben: das Bild ihrer Thätigkeit innerhalb ihres Jahrhunderts aufzustellen, war die Absicht. Bunsen selbst machte die schöne Entdeckung von der Disposition der raphaelischen Teppiche in der Sistina, die erste Aufgabe dieser Art, die man aus dem Geiste wahrer Gelehrsamkeit Raphael gegenüber gestellt und zugleich gelöst hatte[1]). Es fehlte nicht an neuem Material für Raphael. Die Forschungen Fea's z. B. in den vaticanischen Archiven hatte auf ihn bezügliche Rechnungen ans Licht gebracht. Wäre, was dieser erste Band über Raphael enthält, für sich erschienen, so würde es bekannter geworden sein. Auch die folgenden Theile enthalten viel Raphael Betreffendes, den ersten jedoch durchweht ein besonders erhebender Strom wissenschaftlicher Begeisterung.

Es galt, Rom im höchsten Sinne zu bewältigen. Ueber fast alle Materien wohl ist später maßgebender geschrieben worden, dennoch würde ich Jedem rathen, für den ersten Eintritt in Rom diesen ersten Band zu lesen.

Bunsen's Interesse an Raphael fand im Kronprinzen (später Friedrich Wilhelm IV.) den besten Berliner Vertreter. Friedrich Wilhelm III. selbst war für Raphael eingenommen. Ueber seinem Schreibtische hing eine Wiederholung der Dresdener Madonna, er betrieb die Herstellung von Copien nach Raphael's Werken, er hat die Madonna Colonna durch Bunsen für das Berliner Museum ankaufen lassen, in dem den damaligen Plänen zu Folge ein besonderer Saal Raphael allein geweiht sein sollte. Diesen Saal hat Friedrich Wilhelm IV. später dann hinter Sanssouci eingerichtet.

Es ist das Schöne geistiger, beamtenmäßigem Betriebe ferngerückter Bewegungen, daß sie Manche in ihren Strom leise einzulenken nöthigen, die sich unabhängig fühlen und bleiben wollen. Zu den dem Kreise der römischen Gelehrten in diesem Sinne verbundenen Gelehrten gehörte C. F. von Rumohr. Rumohr war eine jener universalen Naturen, die, wenn sie die nöthige Arbeitskraft besitzen und vom Glücke äußerlich begünstigt werden, das edelste Material zum Schriftsteller sind. Rumohr hat nicht allein durch den realen Inhalt seiner Bücher, sondern auch durch die Form gewirkt, in die er seine Gedanken hineingoß. Sein Stil ist sein Stil. Vorgeworfen könnte ihm nur werden, daß er zu fein geschrieben habe und daß die in breit ausgebildeten Sätzen gegebene Mischung

[1]) Zehn ausgew. Ess. 2. Aufl. S. 413.

gelehrter Untersuchung mit ästhetischen und historischen Betrachtungen über die bloße Lectüre des Buches hinaus eindringendes Studium verlange. Der dritte Theil der „Italienischen Forschungen" ist Raphael gewidmet.

Rumohr hat das Unzureichende der Arbeit Quatremère's scharf nachgewiesen, war aber nicht im Stande, ein Leben Raphael's von eindringlicherer Wirkung zu schreiben. Rumohr gab seinem Essay deshalb auch keinen Titel, der mehr verspräche als geboten wird, er setzte „Ueber Raphael und seine Zeitgenossen" darüber. Keine Biographie also, nur eine chronologisch fortlaufende Kritik der Werke, eine Rechenschaftsablage über die lebenslängliche Beschäftigung mit dem Meister, Mittheilungen eines Kenners ersten Ranges, der sich in souveränem Selbstgefühl auch über die Meinungen Anderer ausspricht. Rumohr bringt zuweilen gewagte Behauptungen, bedenkliche Schlüsse und unrichtige Daten, aber diese kleinen Auswüchse fliegen leicht vom Ganzen ab, ohne dessen Gleichgewicht zu ändern. Rumohr hat immer noch von Allen, die über Raphael geschrieben haben, am meisten aus dem vollen Besitze umfassender Kenntniß heraus und nebenbei am besten geschrieben. Er ist im weiteren Sinne als ein Schüler Goethe's anzusehen, dem er darin gleicht, daß er, wie bemerkt, nicht allein Gelehrter, sondern auch Schriftsteller war, der seinen Worten erziehende Kraft beizulegen wünscht. Es erfüllen ihn die gesammte Kunstgeschichte umfassende Gedanken, die er der Gegenwart zu Nutz darlegt. Seine Resultate sind allgemeine Notionen. Er erblickt in Raphael einen der Factoren der großen Menschheitsentwicklung, dessen fortdauernde Betheiligung an ihr er zu bestimmen trachtet. Es ergibt sich aus den drei Theilen seiner Forschungen ein Aufbau der neueren Kunstgeschichte, dessen Spitze die Feststellung des Verhältnisses bildet, in dem der lebende Künstler sich zur ganzen Summe des bis zu seinen Zeiten künstlerisch Hervorgebrachten zu verhalten habe. Dahin strebte auch Goethe: Förderung der schaffenden Künstler des neuesten Tages. Goethe und Rumohr empfanden, wie sehr den Künstlern und dem Publicum das Verhältniß zur Kunstgeschichte abgehe, und suchten auszuhelfen. Rumohr gibt sich der Ausführung dieser Aufgabe oft nur zu sehr hin. Auch darf ihm ein zu weit getriebenes Ausdeuten der Kunstwerke vorgeworfen werden. Er betrachtet sie als eine Geheimschrift, die er jedoch zu lesen wisse, und verlangt Glauben, wo ihm die Beweise nicht zur Hand sind. Er vergeistigt seinen Stoff zu sehr und wendet sich nur an Leser, die die ihm selber zu Gebote stehende Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen besitzen; ein Besitz, der thatsächlich aber, wie ihn doch die Erfahrung hätte belehren müssen, Niemanden außer ihm verliehen war. Denn Niemand war in Florenz und Umbrien zu Hause wie er.

Dies der Grund wohl, warum die Italienischen Forschungen kein Aufsehen erregten, auch keine zweite große Auflage erlebt haben. Sie sind stets nur Fachleuten bekannt gewesen, die, wie seltsame Urtheile beweisen, auch heute nur zum Theile ihrem Verständnisse gewachsen sind. Die Verhältnisse lagen so bei uns, daß nicht bloß Goethe sein Lebelang auf nur fragmentarische Kenntniß Raphael's angewiesen war. Nehmen wir Goethe's hauptsächlichsten Kunstcorrespondenten für die spätere Zeit, einen der ersten Kenner, einen Mann, der überall selbst gesehen hatte: Sulpiz Boisserée, dessen gesammter, gedruckt vorliegender Briefwechsel zudem einen feingebildeten und höchstens in persönlichen Verhältnissen ein wenig be-

fangenen Gelehrten zeigt: man fühlt heraus, wie fremd, unserem heutigen Standpunkte nach, auch seinem Auge der Entwicklungsgang Raphael's noch sein mußte, wie unsicher seine Versuche sind, manche Werke, die er hier und dort zum ersten Male sieht, aus eigenem Gefühl chronologisch zu bestimmen, wie er die Epochen Raphael's nur im Großen auseinander zu halten weiß und in welchem Grade zumal Raphael's Handzeichnungen ihm unbekannt waren. Was diese anlangt, die meist außerhalb Italiens lagen und bei denen es sich um lange und minutiöse Untersuchungen handelt, so weiß auch Rumohr mit ihnen nicht auszukommen.

Auf gewissen Arbeitsfeldern scheint man zuweilen so fest auf bestimmt gewiesenem Wege zu sein, daß ein baldiges Anlangen an einem, wenn auch im Einzelnen nur verschwommen vorschwebenden Ziele als selbstverständlich angenommen wird. Warum so viel Arbeit aufwenden, wenn nicht schließlich der Erfolg eintreten muß? fragt man. Es ist dann, als sei die Vorsehung engagirt. Aber — um ein anderes Bild zu wählen — die letzte Blüthe bleibt trotzdem aus; die so viel versprechende Knospe, deren Geheimniß erwartet wurde, erschließt sich nie, sondern war selbst nur die letzte Frucht der Entwicklung, die mit ihr dann abbricht. Rumohr schien in seinem Buche die Prolegomena zu einem Leben Raphael's geliefert zu haben, das auch aus seiner oder aus anderer Feder nun zu erwarten stand. Es war in den dreißiger Jahren (vor 50 Jahren also) Alles in Rom und Deutschland vorbereitet, um höchsten kunsthistorischen Leistungen Unterstützung und Anerkennung zu sichern. Warum hätte Dr. Gaye von Florenz aus, wo er arbeitete, das Buch nicht schreiben können? Oder Dr. Kugler, oder Dr. Waagen, die damals sich für solche Aufgaben zu rüsten schienen? Rumohr wurde durch die laue Aufnahme und unverständige Kritik seiner Leistungen deren Fortsetzung verleidet. Und nun tritt der seltsame Zufall ein, daß die weit zurückgeschlagene Secte der Nazarener den Mann stellt, der die Geschichte Raphael's zu schreiben unternimmt und dem es gelingt, zu einer Autorität zu werden, der sogar Rumohr weichen mußte: Passavant aus Frankfurt am Main, den der Anblick der Werke Raphael's im Musée Napoléon einstmals für die große Aufgabe begeistert hatte. Passavant's „Leben Raphael's von Urbino und seines Vaters Giovanni Santi" ist in drei Theilen von 1839 bis 56 herausgekommen und, nachdem es sich in Deutschland seinen Weg gebahnt, durch die 1860 erschienene französische Uebersetzung (und Umarbeitung) von Paul Lacroix zu europäischem Ansehen gelangt[1]). Passavant und Vasari sind heute schlichtweg die beiden Biographen Raphael's.

Passavant geht in der Vorrede die Arbeiten seiner Vorgänger durch. Rumohr, urtheilt er, habe den Erwartungen keineswegs entsprochen, die man auf Grund der beiden ersten Theile der „Italienischen Forschungen" habe hegen dürfen[2]). Diese Abschätzung Rumohr's hat etwas Entscheidendes für Passavant selbst. Wir

---

[1]) Kürzlich ist auch eine italienische Uebersetzung erschienen.

[2]) Vorw. XVII. In der französischen Uebersetzung ist dies Urtheil abgekürzt und gemildert worden, eine Behandlung, die auch Quatremère de Quincy und Andern gegenüber hier eingetreten ist.

werden sehen, wie weit er zu ihr berechtigt und auch befähigt war. Das Gute, was Passavant geliefert hat, ist sein zweiter Theil, der, zumal in der französischen Bearbeitung, die jetzt allein citirt zu werden pflegt[1]), als ein Musterwerk deutschen Fleißes dasteht. Passavant's Namen ist für die heutige Generation noch mit dem Raphael's eng verbunden, und es fällt ein Abglanz von dessen Ruhme auf seine Person.

Anders jedoch urtheilen wir über den ersten Band, der die Geschichtserzählung enthält.

Zu der Zeit, wo das Buch erschien, waren von den anfänglichen Trägern der nazarenischen Bewegung manche Leute von Bedeutung noch übrig, wenn auch nicht an ganz hervorragender Stelle sichtbar. Der Stifter allen Nazarenerthums, Overbeck, arbeitete als einsame, mehr den kirchlich ihm nahestehenden Leuten bekannte Größe im alten Sinne weiter. Ebenso Veit, Schnorr und Andere. Daß die Nazarener eine Partei waren, die einmal etwas gewollt und um die geistige Führung der deutschen Kunst gekämpft hatte, lebte nicht mehr in der öffentlichen Erinnerung. Passavant's offen heraustretendes Nazarenerthum erweckte daher weder Besorgnisse noch Widerspruch. Man hielt seinen Standpunkt meist wohl für einen persönlichen, zu dem seine Individualität ihn drängte. Eine Biographie Raphael's fehlte. Rumohr war zu hoch, Quatremère zu oberflächlich gewesen: nun kam Jemand, der das lieferte, was man brauchte. Unbesehen beinahe wurde Passavant als der genommen, der in die Geheimnisse der raphaelischen Existenz am tiefsten hineingeblickt habe. Man sah als Resultat kindlich reiner Lebensanschauung an, was doch nur die Wiederholung alter Glaubensartikel war. Raphael ist bei Passavant der übermächtige, in einem gebrechlichen Körper niedergestiegene Geist, der diesen Körper, für den er eine zu große Last bildet, endlich zerbricht. Passavant umgibt ihn in diesem Sinne mit den entsprechenden Charakteren. Giulio der Zweite wird als der „Sittenverbesserer Roms" und Leo der Zehnte in gleichem Lichte dargestellt. Wie von Räucherwerk und geweihten

---

[1]) Passavant wollte (allerdings unter gewissen Restrictionen wieder) die französische Uebersetzung als eine neue Auflage in französischer Sprache betrachtet wissen. Sein zweiter Theil, in den auch der dritte deutsche hineingearbeitet worden ist, hat hier eine durchgreifende, besonders auch die Numerirung der Werke betreffende Umgestaltung erfahren. Nach diesem zweiten Theile der französischen Uebersetzung pflegt heute allgemein citirt zu werden, was bei der geringen Verbreitung des Buches in Deutschland seine Uebelstände hat. Schon aus diesem Grunde wäre das Erscheinen einer deutschen Ausgabe von Rulands Katalog der Windsorsammlung, von der sogleich die Rede sein wird, höchst wünschenswerth. Noch einfacher würde sein, in Berlin eine Sammlung sämmtlicher Gemälde und Handzeichnungen Raphael's, sowie der danach angefertigten Stiche in photographischen Abbildungen anzulegen und diese als gleichsam officielle Grundlage der Raphael betreffenden Studien öffentlich auszulegen. Leider haben unsere Museen für dergleichen Aufgaben keine Mittel, da der Ankauf von mechanischen Reproduktionen, die keinen andern Zweck haben, als das Studium zu unterstützen, streng genommen nicht zu ihrem Ressort gehört. Welcher Nachtheil aus dieser Lage der Dinge erwachse, bedarf keiner Ausführung. Um den zunächst liegenden anzugeben: es ist in Berlin nicht möglich, Vorlesungen über Raphael zu halten, die allen Ansprüchen genügten, da der Kunsthistoriker von dem Verfolg mancher Untersuchungen geradezu absehen muß, für die er das Material nirgends vorfindet. Man kann es sich bis auf einen gewissen Grad aus eigenen Mitteln beschaffen, in manchen Fällen aber reichen diese nicht aus.

Kerzen weht an manchen Stellen ein bedrängender Athem aus dem Buche uns an. Die Kindheitszeiten in Urbino und Perugia sind für Passavant die liebliche reine Blüthezeit Raphael's. Der Vater Giovanni Santi steht als Künstler seiner Meinung nach so gleichberechtigt neben dem Sohne, daß die Nennung auch seines Namens auf dem Titel des Buches gerechtfertigt erscheint.

Hier nun muß allerdings in Rechnung kommen, wie sehr durch Pungileoni's Entdeckungen Raphael's Jugendzeiten erneutes Interesse gewonnen hatten. Man war nicht mehr bloß auf Vasari angewiesen, sondern konnte auf Grund frisch gefundener actenmäßiger Angaben eigene Mythen bilden. Pungileoni zuerst hat die neuen Familiengeschichten aus den Actenstücken herausconstruirt, die er auffand: die Streitigkeiten nach dem Tode des alten Giovanni, den bösen Charakter der Stiefmutter ꝛc., die Passavant aufnimmt. Passavant behauptet, Alles in den Archiven controlirt zu haben; ich bezweifle dies: er hat die von Pungileoni in verschiedenen kleinen Publicationen, die Niemand in Deutschland kannte, gedruckten Auszüge der Acten nur äußerlich zusammengezogen.

Und wenn er, wie bemerkt, in der Geschichte der bisherigen Raphaelforschung, die seine Vorrede enthält, Rumohr von oben herab behandelt, so gesteht er auch hier nicht in vollem Umfange zu, wie sehr dieser ihm vorgearbeitet hatte. Von Rumohr ist die provinziale Malerei, die dem jungen Raphael die ersten bedeutenden Eindrücke lieferte, zuerst als „umbrische Schule" erkannt worden. Rumohr hat die Eigenthümlichkeiten der Lerngenossen Raphael's im Atelier des Perugino zuerst hervorgehoben. Rumohr's Forschertriebe war es auf diesem Gebiete am wohlsten, er wußte die Arbeiten der Freunde Raphael's, die eine scheinbar gleichgeartete Gesammtheit bilden, am feinsten zu unterscheiden, und Passavant hat sicherlich bei ihm einfach gelernt. Es ist umsomehr an der Zeit, dies auszusprechen, als die Neigung, Rumohr's Verdienste zu schmälern, neuerdings hervortritt.

Passavant hat in seiner langjährigen literarischen Thätigkeit für die Kunstgeschichte soviel gethan und der zweite Theil seines Werkes ist eine so ausgezeichnete Leistung, daß von seinen Mängeln als Geschichtsschreiber offen gesprochen werden kann. Es fehlte ihm der historische Blick. Wo er über die Eigenschaften eines Gemäldes, ob es echt oder unecht sei, handelt, ist er verständlich und von Gewicht; von den Quellen der Geschichte des Cinquecento aber weiß er nichts. Er hat seine Daten hier und da zusammengesucht. Seine Auffassung Raphael's wurde ihm fertig überliefert, auch der chronikenhaft-sentimentale Ton, in dem er schreibt, war der der Nazarener. Man lese den Brief, worin Overbeck an Veit über die Aufdeckung des Grabes im Pantheon berichtet, das Raphael's letzte Reste enthält: wie über die Gebeine eines Heiligen wird geschrieben. Tieck hatte in Sternbald zuerst seine Leute so sprechen lassen.

Passavant's Buch aber, erster und zweiter Theil, wurde bei seinem Erscheinen gern und gläubig aufgenommen. Immer war es nur noch eine kleine Gemeinde, die sich in Deutschland eingehender mit Raphael befaßte. Die romantische Periode unserer geschichtlichen Empfindung war noch nicht überwunden. Der Gegensatz der Confessionen fehlte. Malerei galt als eine heilige Sache. Als Cornelius in den Loggien der Münchner Pinakothek eine Kunstgeschichte in Bildern zu malen hatte,

gab er Raphael's Entwicklung in nazarenischer Auffassung. Raphael war in erster Linie wieder der Madonnenmaler. Seine mythologischen Dinge traten zurück. Man dachte sich ihn als umgeben von heiligen Visionen. Das auf der Accademia di San Luca in Rom heute befindliche, allgemein wohl für ein Machwerk angesehene Gemälde, das den an der Staffelei sitzenden heiligen Lucas darstellt, dem die Madonna als Erscheinung ins Atelier schwebt, während Raphael im Hintergrunde, etwa als Lehrling des Evangelisten, Theilnehmer der Scene wird, drückt am besten aus, wie man sich ihn dachte. Was Irdisches aus seinem Dasein nicht fortzuschaffen war, wurde mit einem gewissen Dunste umhüllt, der es halb verschwinden, halb in veränderter Gestalt erscheinen läßt[1]). In Berlin besonders fand Passavant's Auffassung innige Anhänger. Der Ankauf des sogenannten Raphael Ancajani, eines verdorbenen Werkes, das seinen früheren Zeiten zugeschrieben wurde, war ein Ereigniß. Niemand hätte, als es in Berlin zuerst erschien, sagen dürfen, Raphael habe das Gemälde nicht hervorgebracht oder es sei überhaupt nicht viel werth. Heute weiß Niemand mehr davon.

Das Entscheidende bei Passavant's Arbeit und der sie umgebenden und von ihm abhängigen Literatur ist, daß sie noch vor den Zeiten der Photographie entstanden war, daß die Handzeichnungen Raphael's also nur in beschränktem Maße hatten zu Rathe gezogen werden können. Von Sammlung zu Sammlung reisend, hatte Passavant damals noch diese Blätter prüfen und registriren müssen. Er mag Alles gesehen haben, was er anführt: sicher sah er das Meiste nur auf kurze Zeit. Die vorhandenen Facsimiles, welche vergleichende Studien damals allein erlaubten, waren ungenau: Erinnerung mußte immer das Beste thun und Irrthümer liefen stets mit unter. Ohne die Hilfe der Handzeichnungen aber, die in vielen Fällen wichtiger als die Gemälde sind und die in allen Fällen als unentbehrlich angesehen werden, läßt sich eine sichere Deutung der Compositionen, die Geschichte ihrer Entstehung und die Chronologie der Arbeiten Raphael's heute nicht herstellen. Das Eingreifen der Photographie aber zur Herstellung des betreffenden Materials ist zuerst von den Engländern bewirkt worden.

England ist von mir erst einmal, bei Gelegenheit der Dorigny'schen Stiche nach den Cartons zu den Teppichen, erwähnt worden. Ehe wir die Rolle feststellen, die es Raphael gegenüber im vorigen Jahrhundert und in neuerer Zeit gespielt hat, sei noch einmal recapitulirt, was bis dahin von den Italienern, Franzosen und Deutschen überhaupt geleistet worden war.

Die Italiener, in ununterbrochener, stets leidenschaftlich betriebener eigener Production begriffen, mußten je nach der Laune ihres schöpferischen Triebes sich Raphael näher oder ferner fühlen, ja ihn zu Zeiten verleugnen. Die Literatur der Italiener hat kaum jemals die allgemeine Stimmung der Nation wiedergespiegelt: sie wurde in zu starkem Maße bedrückt, um als Abbild der öffentlichen Meinung je gelten zu dürfen. Eine geschichtliche Literatur wie bei den anderen Nationen

[1]) So z. B. die Gestalt der Fornarina, „des Mädchens seiner Wahl", wie Passavant sie nennt.

konnte sich deshalb nicht in Italien entwickeln und diese Unmöglichkeit galt auch für die Kunstgeschichte. In Lemonnier's florentiner Vasariausgabe hatten sich, wie dankbar eingestanden wurde, die Herausgeber einfach an Passavant gewandt. In einer Richtung dagegen war man in Italien productiv gewesen: in Abfassung von Streitschriften zu Gunsten einzelner Arbeiten, oder gegen sie, die Raphael zugeschrieben oder ihm genommen werden sollten. Unter dem Anscheine rein gelehrten Interesses waren Fragen, bei denen die Eitelkeit einzelner Sammlungsbesitzer oder auch der Stolz der Städte, meist jedoch die Absicht auf Geldgewinn das leitende Motiv war, umständlich erörtert, und weil dabei diejenigen, welche für die Raphaelicität der Werke eintraten, meist den Sieg erfochten, eine Vermehrung der Raphael zugeschriebenen Arbeiten herbeigeführt worden, deren Wiederbeseitigung heute einen guten Theil der gelehrten Arbeit in Anspruch nimmt[1]).

Die schriftstellerische Thätigkeit der Franzosen war dadurch beeinträchtigt worden, daß sie Anhängern des romantischen Katholicismus, der die kunstgeschichtliche Forschung in Frankreich überhaupt in eifrigem Betriebe hält, anheimgefallen war. Passavant's Standpunkt ließ sich dieser Auffassung anpassen und die Popularität der französischen Uebersetzung des Buches ist diesem Umstande wohl zuzuschreiben. Rio schrieb Passavant aus; Gruyer, wo er in seinen allzu umfangreichen declamatorischen Büchern auf festen Boden geräth, fußt meist auf Passavant. Clément hat einen directen Auszug Passavant's gegeben und Vitet's Phantasie sich überhaupt mehr in historischen Visionen bewegt. Aber nicht bloß die Kunsthistoriker sprachen sich in Frankreich über Kunst aus. Ingres' Lebensbeschreibung wurde schon genannt: Flandrin's, Delacroix', David d'Angers' und Anderer Meinungen kamen aus Briefen oder Erinnerungen jeder Art ans Licht und enthüllten, einen wie festen Bestandtheil des inneren Lebens Raphael für die französischen Künstler und das Publicum bildete. Dem entsprachen die fortwährend aus Rom nach Paris gelangenden Copien von Werken Raphael's, sowie die vorzüglichen Platten der französischen Kupferstecher.

Von den Deutschen war Raphael's weltgeschichtliche Stellung zuerst erkannt worden. Geleitet jedoch mehr von allgemeinen Anschauungen, als von praktisch sich bethätigender Einsicht, für die uns das erziehende Material fehlte, hatten wir Raphael mehr empfunden, als die Gründe dieses Gefühls in seinen Werken nachzuweisen vermocht. Die fachmännisch-kunsthistorische Literatur erhob sich nirgends über Passavant. Nagler's umfangreicher Artikel im Künstlerlexikon beruht z. B. auf ihm, ebenso das von Schorn in der Uebersetzung der Werke Vasari's zusammengestellte Material. Nehmen wir an, Schnaase, dem in den fünfziger und sechziger Jahren bei uns doch wohl das Meiste zugetraut wurde, sei in seiner Kunstgeschichte bis zu Raphael gelangt, so würde er in den Gesichtspunkten sich über Passavant nicht erhoben haben. Goethe's gelegentlich gethane, in Aufsätzen und Briefen zerstreute Aeußerungen bekundeten immer noch die größte Einsicht in

[1]) Die Zahl der betreffenden Schriften, oft kleinen Umfanges, ist sehr groß. Das obenerwähnte unverhältnißmäßige Anschwellen der italienischen Uebersetzung Quatremère de Quincy's von Longhena wurde der Aufnahme derartiger Literatur in Anmerkungen und Excursen verdankt.

Raphael's Entwicklung. In besonderer Art ist von Ranke Raphael construirt worden, in dem er die Gegensätze des Quattrocento und des Zeitalters der Reformation nachweist[1]). Ranke wäre im Stande gewesen, Raphael als historischen Factor innerhalb des Jahrhunderts, in dem er lebte, zu erklären, sein Aufsatz aber war ungedruckt geblieben. Die wichtigste von all diesen Publicationen würde Burckhardt's Cicerone sein, fände sich das Raphael Betreffende nicht so zerstreut in dem Buche, daß es dadurch einen bedeutenden Theil seiner Wirkung einbüßen mußte. Burckhardt schrieb zudem in einer Weise, als demonstrire er vor den Werken selbst seine Ansichten — daher auch der die Manier charakterisirende Titel: Cicerone, den er dem Buche gab — er wird immer nur denen ganz verständlich sein, die entweder mit ihm vor den Gemälden stehen oder diese genau im Gedächtnisse tragen. An Feinheit der Beobachtung aber übertraf ihn Keiner. Dabei verhehlte er in seinem Urtheile nicht, daß gerade die, die die Dinge am besten verstehen, oft am meisten sich fest auszusprechen zögern und eine gewisse Unbestimmtheit des Ausdrucks als ihr Vorrecht in Anspruch nehmen[2]). Raphael findet sich in gedruckten Briefwechseln und Biographien bedeutender Künstler, Dichter und Gelehrten oft genannt: originellen Bemerkungen aber begegnen wir seltner. Cornelius' Werke zeigten, je weiter er fortschritt, ein um so tieferes Studium Raphael's: seine Aeußerungen über ihn jedoch, mündliche wie schriftliche, hatten nichts Ueberraschendes, Eigenes. Der deutsche Kupferstich dagegen stand für diese Epoche an der Spitze der europäischen Leistungen und fuhr fort, die Bekanntschaft mit Raphael in den Familien zu verbreiten.

Sehen wir nun, wie England Raphael gegenüber sich gestellt hatte.

Die ersten Engländer von Bedeutung, die sich meiner Kenntniß nach über Raphael geäußert haben, sind die beiden Richardson, Vater und Sohn, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Italien, Frankreich und ihrem Vaterlande hochgeachtete Autoritäten[3]). Unter all den Schwierigkeiten, die damals noch der Befriedigung der Kunstliebhaberei sich entgegenstellten, gingen sie auch Raphael's Spuren nach und legten ihre Bemerkungen in einem berühmt gewordenen Buche nieder. Sie wollten nur über das sprechen, was sie selbst genau kennen gelernt hatten. Die Position, die sie den bildenden Künstlern innerhalb des Haushaltes der Nationen gaben, war eine männlichere, als ihnen in Italien und Frankreich damals zugestanden wurde, wo die Begriffe „Kunst" und „Luxus" kaum noch zu trennen waren. Die Richardsons, unabhängige, in freier Weltanschauung erzogene Männer, empfanden, daß der bildende Künstler mit dem Dichter und Historiker

[1]) Der Aufsatz, „Zur Geschichte der italienischen Kunst", von Leopold von Ranke, aus früheren Zeiten stammend, ist in „Nord und Süd" vor einigen Jahren erst (ich weiß nicht, in welchem Jahrgange der Zeitschrift) gedruckt worden.

[2]) Die neueren Ausgaben des Cicerone geben in manchen Fällen nicht mehr Burckhardt's Meinungen, sondern die Director Dr. Bode's, der das Buch neu herausgegeben hat und dem Burckhardt natürlicherweise volle Freiheit gestattete. Es hat dadurch das eigenthümlich Individuelle eingebüßt, das ihm in der ersten Auflage eigen ist, auf die ich öfter zurückkommen werde. Ich weise darauf hin, daß weder Goethe, noch Stendhal, noch Rumohr und so auch Burckhardt nicht sich die Aufgabe gestellt haben, ein „Leben Raphael's" zu schreiben.

[3]) Bacon nennt nur Dürer, Shakespeare Guilio Romano.

auf gleiche Höhe zu stellen sei. Es verstand sich von selbst, daß ihnen die Cartons zu den Teppichen als Raphael's bedeutendstes Werk erschienen. In ihrem ergreifenden Realismus waren diese Zeichnungen ihnen als Engländern am verständlichsten. So urtheilte auch Goethe später: daß, wenn man von den sistinischen Deckengemälden Raphael's komme, von Raphael's Arbeiten nur die Compositionen der Teppiche noch Stand hielten. Was die Nachahmung Michelangelo's durch Raphael anlangte — das große Streitthema, das man in kindischer Weise als Etiquettenfrage behandelte — so gaben sie die Thatsache zu, urheilten aber, daß diese Nachahmung Raphael zur Ehre gereiche.

An Richardson's Schriften hatte Sir Joshua Reynolds, der größte englische Maler des vorigen Jahrhunderts, sich begeistert. In Rom studirte er Raphael's vaticanische Fresken und copirte sie zum Theil. Von einem Landsmann erhielt er den Auftrag, die Schule von Athen in der Art zu wiederholen, daß den die Composition bildenden Gestalten die Köpfe der in Rom damals anwesenden hervorragenden Engländer verliehen würden. Als Director der Londoner Akademie kommt Reynolds in öffentlichen Ansprachen, die er zu halten hatte, stets auf Raphael zurück, für den er, noch ehe er mit so hoher Autorität Reden zu halten hatte, in Zeitungsartikeln eingetreten war, „Kennern" gegenüber, die die Teppichcartons auf Grund sogenannter akademischer Regeln meistern zu dürfen geglaubt hatten.

Zu gleicher Zeit trat Webb mit seinen berühmt gewordenen „Untersuchungen über die Schönheit" hervor, einer Reihe von Dialogen, die die gesammte Kunst, antike bis moderne, behandelnd, Raphael vorzugsweise gewidmet sind. Die Cartons zu den Teppichen zeigen auch Webb zufolge Raphael's Genie in der höchsten Potenz. Zwar muß Derjenige, dem in den Dialogen die Rolle zufällt, für Raphael einzutreten, zugeben, es hätten die Compositionen der antiken Künstler einfacher und mit geringerem Figurenaufwande die Stimmung höchster menschlicher Momente auszudrücken gewußt (wobei Webb sich ebensosehr auf die vorhandenen Denkmäler als auf die Mittheilungen der antiken Autoren beruft); Raphael dagegen wird neben den Alten doch wieder die Kraft, das charakteristische bewegende Motiv aus Gruppen von Menschen herausleuchten zu lassen, als Vorzug eingeräumt. Diese Ausführungen, in denen die Schrift am Schlusse gipfelt, sind überzeugend dargelegt und vielleicht auf Goethe nicht ohne Einfluß gewesen.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn Webb sowohl als Reynolds trotzdem Correggio in Betreff der Farbe über Raphael erheben. So hatte auch, sahen wir, Mengs geurtheilt. Correggio war den schaffenden Malern des vorigen Jahrhunderts am verständlichsten, am beneidenswerthesten. Er gab ihnen die größten Räthsel auf und entsprach in seiner Weichheit dem Geschmacke des Publicums. Raphael wurde von Webb und Reynolds in mancher Hinsicht als durch Correggio überwunden angesehen. Die damalige Zeit bewegte sich noch innerhalb der von Raphael und seinen Zeitgenossen ausgehenden Kunstübung. Kritik derselben und Rechtfertigung des eigenen Standpunktes erschien den Malern so nöthig als heute etwa den Musikern, die bei allem Studium und Verehrung der großen Meister sich zu neuer Arbeitsweise für berechtigt halten. Niemals, spricht Reynolds aus, habe Raphael die Trockenheit und Kleinlichkeit der Auffassung, die sein Erbtheil

von Perugino her gewesen sei, ganz überwunden. Wo er in Oel male, scheine seine Hand den Pinsel krampfhaft umklammert zu halten, daß Geist und Leichtigkeit dabei zu Schaden kämen. Ja, nicht einmal die correcte Form finde sich auf seinen Staffeleigemälden gewahrt, die wir auf seinen Fresken bewunderten.

Die das achtzehnte Jahrhundert in weiteren Kundgebungen ausfüllende literarische Bewegung der englischen Kunstkritik erhob sich nicht über den von den Richardsons gezogenen Gedankenkreis. Immer noch war Kunstgeschichte ein abgetrenntes Gebiet, in das diejenigen sich nicht verirrten, deren Aufgabe war, Geschichte, sagen wir, im Sinne Gibbon's, zu schreiben. Der erste englische Autor, der hier einen Schritt weiter ging, war Roscoe. Er hat in seinem Mitte der neunziger Jahre erscheinenden Leben des Lorenzo dei Medici Raphael im Zusammenhange mit den Zeitläuften besprochen. Er widmet ihm einen besonderen Excurs[1]). Wir begegnen bei Roscoe dem Verständniß der Werke, verbunden mit Kenntniß der betreffenden Literatur, aber er urtheilt mit der objectiven Kühle über diese Dinge, die dem Historiker auch den höchsten Erscheinungen gegenüber ansteht und zumal dem englischen Charakter entspricht.

Es ist bekannt, wie wenig England von der das übrige Europa umgestaltenden französischen Revolution berührt wurde. Es erfolgte keine Aenderung der ästhetischen Anschauungen. Reynolds' Autorität wirkte weiter[2]). Duppa, als er 1816 sein kümmerliches „Life of Raffaello" erscheinen ließ, ging wörtlich auf Reynolds' Urtheil zurück. Lord Byron's Briefe und Gedichte ergeben nichts[3]). Dagegen tritt uns aus Shelley's Briefen ein Urtheil entgegen, das uns in diesem, Byron an Hoheit des Urtheils übertreffenden Dichter, den ersten Engländer zeigt, der Raphael in modernem Sinne zu betrachten fähig war. „Du vergissest," schreibt er, „im Anblicke des Gemäldes, daß es ein Gemälde sei. Und doch hat Cäciliens Gestalt nichts von dem, was bei uns Realität genannt wird. Sie ist begeisterter innerer Anschauung entsprossen, demselben zur That werdenden Gefühle, dem die gemeißelten und gedichteten Gestalten der antiken Kunst entsprungen sind, die alle späteren Nachahmer in Verzweiflung setzen. Man weiß nicht, was das Geheimniß der Wirkung des Bildes sei: ich nenne es Einheit, Vollendung. Die Figur der Heiligen scheint selbst die Begeisterung zu hegen, mit der sie vor ihrer Entstehung die Seele Raphael's erfüllt hatte. Ihre tiefen, dunklen, sprechenden Blicke sind

---

[1]) Auch Tiraboschi hat in seiner Literaturgeschichte die Geschichte der bildenden Kunst im Zusammenhange mit ihr behandelt, aber die betreffenden Kapitel wirken wie eingeschobene Zuthaten.

[2]) Neue Ausgaben seiner gesammelten Schriften folgten sich. Die letzte erschien in den fünfziger Jahren.

[3]) Die einzige Notiz ausgenommen, daß ihm seiner Zeit Duppa's Buch zugegangen war. 1817 schreibt er einmal von den deutschen Künstlern, die das Haar à la Raphael trügen. (Auch Goethe spricht von den „glattgekämmten" jungen Künstlern in Rom.) Stendhal begegnete Byron 1816 in Mailand. Der Brief, in dem er darüber berichtet, enthält eine ausgezeichnete Charakteristik des Dichters, den er in die Sammlungen der Brera führte und dessen tiefes Urtheil über die verschiedenen Meister er bewunderte. Hier mußte auch von Raphael vor dessen Sposalizio die Rede gewesen sein, falls das Gemälde damals schon wieder aus Paris zurück und aufgestellt war. Eine von Byron's geringeren Dichtungen, Beppo, enthält eine Strophe, in der Raphael als unsterblich über Italien fortlebend in ziemlich allgemeinen Wendungen erwähnt wird.

emporgerichtet. Das kastanienbraune Haar ist zurückgestrichen. Sie hat eine Orgel in den Händen. Sie scheint durch die Tiefe ihrer Leidenschaft und Entzückung weniger erregt als in Ruhe versenkt zu sein und durch und durch von warmem und strahlendem Lebenslichte durchleuchtet. Sie horcht auf die himmlische Musik; sie hat, scheint es, selbst gesungen und eben aufgehört: die sie umgebenden vier Gestalten lassen es in ihrer Haltung erkennen, Johannes zumeist, der in sanfter aber leidenschaftlicher Bewegung und wie erschöpft ihr sein Antlitz zuwendet. Zu ihren Füßen liegen zerbrochene Musikinstrumente. Vom Colorit nur soviel: es geht über die Natur hinaus und es sind ihm doch alle Wahrheit und Sanftheit der Natur eigen." Das sind Sätze, die wir nachempfinden wie die in Goethe's Briefe, dem hier doch anzumerken ist, daß er dreißig Jahre früher geschrieben hatte[1]).

Es ist im vorigen und heutigen Jahrhunderte das Meiste, was von Raphael noch zu kaufen war, nach England gegangen. Am reichlichsten flossen die Handzeichnungen dahin ab. Dem englischen Charakter ist ein gewisses Wohlgefallen an ganz exacter Wiedergabe des Sichtbaren eigen, das in Herausgabe von Facsimiles dieser Blätter seinen Ausdruck fand. Graf Caylus, der in Frankreich die ersten, höchst mangelhaften Nachbildungen raphaelischer Handzeichnungen herstellen ließ, wurde von den englischen Stechern überholt. Die Kostbarkeit der Bände aber, zu denen diese Arbeiten vereinigt herauskamen, und die dem Streben nach Eleganz entspringende Unvollkommenheit, die ihnen bei noch so bewunderungswürdiger Genauigkeit der Wiedergabe anhaftete, verhinderten ihre Verbreitung und ihre Brauchbarkeit. Nun trat die Photographie ein und der Prinzgemahl von England legte mit ihrer Hilfe eine vollständige Sammlung aller künstlerischen Aeußerungen Raphael's an, keinen Strich seiner Hand ausgenommen.

Bei der ersten in den funfziger Jahren in Paris abgehaltenen internationalen Gewerbeausstellung stellte sich heraus, daß das englische Kunstgewerbe im Material das französische überbot, in der Form aber hinter ihm zurückstand. Man empfand den Mißstand, wußte aber nicht, wie er zu überwinden sei. Jetzt zeigte sich, was der rechte Mann an der rechten Stelle leistete: der Prinzgemahl glaubte, daß es möglich sein werde, das nationale Schönheitsgefühl zu erhöhen. Die Art, wie diese Aufgabe angegriffen wurde und der eintretende Erfolg sind das Wirken seiner Initiative. Auge und Hand mußten gebildet und Schulen eingerichtet werden, auf denen dies erreicht wurde. Dies ins Werk zu setzen, wäre Mancher ja wohl befähigt gewesen: das jedoch, wozu es wiederum gerade des Prinzen bedurfte, war die Erkenntniß, nur mit Vorlagen allerersten Ranges könne hier eine Wirkung erzielt werden: nur das Beste sei gut genug. Unter den getroffenen Maßregeln war eine der großartigsten die Herstellung von Photographien nach den Cartons für die Teppiche und deren Verbreitung über das Land, das sie ästhetisch befruchten sollten. Die Cartons haben ihre Aufgabe erfüllt. Waren sie früher schon in Verehrung gehalten, so gelten sie der gesammten öffentlichen Meinung heute als eines der kostbarsten natio-

[1]) In der Folge werden wir sehen, wie Andere über das Werk geurtheilt haben.

nalen Besitzthümer[1]). Für die Raphaelsammlung des Prinzen hat Karl Ruland, heute Director des Museums zu Weimar, den Katalog angefertigt, der leider jedoch nicht in den Buchhandel gegeben wurde und nur in einigen, an die größeren Institute verschenkten Exemplaren nach Deutschland gelangt ist[2]). Die darin gegebene systematische Zusammenstellung alles dessen, was Raphael gemalt und gezeichnet hat, andererseits was ihm zugeschrieben wird, ist neu und gibt einen Ueberblick über seine Thätigkeit, wie wir sie bei Passavant nicht empfangen.

Es wurde oben jener Theil der italienischen Raphael-Literatur erwähnt, deren Inhalt der Streit über Echtes und Unechtes bildet. Das in Raphael's Person liegende, zur Mythenbildung verlockende Element hatte sich auch auf die Werke übertragen. Vergessene Gemälde Raphael's zu entdecken und ihre Echtheit durchzufechten war zur Lebensaufgabe von Menschen geworden. Es gab Fanatiker hier, Leute, die Raphael so viel Arbeit nachträglich aufbürdeten, wie er Tag und Nacht weiter schaffend nicht hätte liefern können. Aus inneren Gründen wurde Diesem oder Jenem klar, nur Raphael könne dies oder jenes Werk gemalt haben, das unbedenklich nun an die Stelle, die es einzunehmen berechtigt schien, unter die übrigen eingeschoben wurde. Je mehr die Zahl dieser Einschiebsel wuchs, um so sicherer fühlte sich Jeder, der etwas dieser Art zu besitzen glaubte. Um so geneigter waren diese Besitzer zumal, Anderen durch Gewährung ihrer Anerkennung den gleichen Vorzug zu bereiten. Der Glaube an ein für echt gehaltenen Werkes ist an sich erfreulicher, als die Genugthuung, es als zweifelhaft abzulehnen oder scharf zurückzuweisen. Daher in Italien die allgemeine Bereitwilligkeit, Werke großer Meister für echt zu erklären. Pungileoni hatte mit einem gewissen geistlichen Eifer, als gelte es die legendaren Thaten eines Heiligen zu vermehren und als glaubwürdig zu bekräftigen, Raphael's Wirksamkeit zu verbreitern gesucht. Jede Nachricht über eine Raphael zuzuschreibende Arbeit war ihm erwünscht. Er würde sich selbst beraubt zu haben glauben, hätte er hier allzu kritisch vorgehen wollen. Er sowohl als Passavant waren Leute, deren kunsthistorischer Betrieb mit keinerlei öffentlicher Lebensthätigkeit zusammenhing, die auch mit Journalen nichts zu thun hatten. Bedenken Andersgläubiger machte ihnen wenig Kummer, fester Widerspruch trat ihnen kaum entgegen, und was sie acceptiren oder bestreiten wollten, war ihrem Gutdünken anheimgegeben. So kam es, daß Passavant Pungileoni's Zuwüchse zum Theil willig aufnahm und daß Rumohr sich der Lust hingab, neue Werke Raphael's aufzuspüren und als solche zu vertheidigen[3]).

---

[1]) Es ist seltsam, im Gegensatze hierzu, wie folgenlos der Erwerb der Teppiche selbst, und zwar eines Exemplars, das mit dem römischen concurriren könnte, für Deutschland geblieben ist. Sie sind in einer Weise bei uns aufgestellt, die es unmöglich macht, sie aus der richtigen Entfernung zu sehen, da man entweder zu nah oder zu fern steht, und alle Versuche, ihnen einen besseren Platz zu schaffen, sind vergeblich gewesen.

[2]) Es ist diese Zurückhaltung nicht bloß, wie S. 357 Anm. dargelegt worden ist, der Sache wegen, sondern auch deshalb zu bedauern, weil der Katalog das Andenken des Prinzen in den deutschen gelehrten Kreisen auf schöne und würdige Weise aufrecht erhalten haben würde.

[3]) „Entdeckungen" von Werken Raphael's, besonders aus seinen Anfangszeiten, gehören zu den häufigeren Vorkommnissen. Man lese nach, mit welchem Stolze Delacroix 1838 in Rouen gleich drei

Die Sammlung des Prinzgemahls von England setzte den Kunstfreund nun zum ersten Male in Stand, Raphael's gesammte Arbeit kritisch zu übersehen. Der vergleichende Blick mußte eine Reihe von Werken ohne weiteres bei Seite legen. Sodann trat hervor, daß die Raphael zuzuschreibenden Arbeiten nicht, wie von Passavant gethan war, in eine lange, unsichere, chronologische Reihe zu bringen, sondern nach den Gegenständen zu theilen seien. Hiermit ward Klarheit in die Masse gebracht. Der uns heute obliegenden Thätigkeit, immer schärfer das Zweifelhafte auszuscheiden, war damit ein fester Grund gegeben.

Ein Vortheil viel höherer Art aber erwuchs aus der nun fast vollständigen Angabe aller noch vorhandenen Skizzen und Studienblätter. Die Möglichkeit bot sich, eine Anzahl der wichtigsten Compositionen vom ersten Aufbau ab zu verfolgen und neben dem äußern Wachsthum das des geistigen Gehaltes sich entfalten zu sehen. Mit neuem Staunen blickt man in die Werkstätte des Meisters nun hinein. Die Werke erzählen ihre eigne Geschichte und Vasari's Nachrichten sind von einer neuen Seite her zu controliren. Dies ist das Ziel meiner eigenen Arbeit gewesen, die ohne Rulands Katalog und ohne die freundliche Mittheilung seiner Photographien unmöglich gewesen wäre, und deren erster Band 1872 herauskam.

Sei nun gestattet, zu berichten, wie ich meinerseits zu Raphael geführt worden bin.

Raphael ist mir zuerst in vier Madonnen entgegengetreten, die ich von Kind auf vor Augen gehabt habe. Im Zimmer meines Vaters hing Müller's Stich der Dresdner Madonna, auf die er selbst noch subscribirt hatte, bei meiner Mutter die Belle jardinière von Desnoyers, die Jungfrau im Grünen von Agricola und die Madonna della Sedia wiederum von Desnoyers. Ich sah die Bilder an wie etwas, ohne das die Welt, innerhalb des engen Horizontes, mit dem sie mich umgab, nicht zu denken sei und sie haben sich mir so tief eingeprägt, daß, wenn eines von ihnen genannt wird, mir nicht das Original, sondern der Stich zuerst vor die Seele tritt. Ich erinnere mich der Verwirrung, in die mich der erste Anblick der Madonna in Dresden setzte. Etwas mir durchaus Vertrautes trat plötzlich in ganz anderer Gestalt vor meine Blicke: ich hätte, wäre ich um ein Urtheil gefragt worden, dem Stiche den Vorzug gegeben, denn ich kannte jede Schraffirung darauf und sah die sich kreuzenden Linien als etwas an, ohne das das Werk nicht zu denken sei.

Wenn ich zusammenrechne, was außerdem in den Wohnungen unserer Freunde an Werken Raphael's in Stichen zu finden war, so kann ich sagen, daß ich im

---

solcher Gemälde entdeckt. Berty, Lettres de Eugène Delacroix I, 229. Oefter begegnet man in Italien Kunstfreunden, „die von einem unbekannten, aber echten Raphael wissen", jedoch ablehnen, die Stelle zu nennen, wo er sich befinde. In Rom lebt ein Geistlicher, der eine ganze Gallerie von Werken Raphael's besitzt, die er allein als solche anerkennt. Wir werden in der Folge sehen, wie um einzelne Werke geradezu Kriege geführt worden sind. So um das Abendmahl von San Onofrio in Florenz, dessen Raphaelicität in Florenz so sicher festgestellt wurde, daß es fast wie schlechter Ton war, sie doch zu bezweifeln. Heute glaubt Niemand mehr daran. Um „Apollo und Marsyas", heute endlich in Paris angekauft, ist dreißig Jahre gestritten worden. Es scheint, daß das Werk das Schicksal des vorigen haben wird.

Anblicke seiner gesammten Thätigkeit aufgewachsen sei, ohne daß mir je eingefallen wäre, die einzelnen Werke in Gedanken in historische Ordnung zu bringen oder sie als Resultat einer Lebensarbeit anzusehen. Auch hörte ich nirgends über Raphael sprechen. Das jedoch wurde mir eingepflanzt, diese sämmtlichen Darstellungen als das Vornehmste anzusehen, was die bildende Kunst hervorgebracht hatte. Die von Raphael theils herrührenden, theils ihm zugeschriebenen Gemälde des Berliner Museums erweckten meine besondere Theilnahme nicht.

Den Anstoß zu einer andern Anschauung der Dinge gab das Erscheinen von Guhl's Künstlerbriefen. Dies Buch hat in Berlin das Interesse des größeren Publicums für neuere Kunstgeschichte hervorgerufen. Persönlicher Zusammenhang der Werke und ihrer Urheber wurde sichtbar. Man las, wie die großen Künstler gedacht hatten, wie das Leben sie geformt hatte, wie ihre Werke sich als Producte ihrer Existenz erklären ließen. Raphael und Michelangelo wurden zu sichtbaren Persönlichkeiten. Zugleich erhellte aus Guhl, wie man es anzufangen habe, um diesen Dingen selbständig weiter nachzuforschen. Die von ihm citirten Bücher standen in der königlichen Bibliothek. Ich installirte mich im letzten obersten Winkel des großen Baues und ruhte nicht eher, als bis ich in der gesammten Literatur zu Hause war. Dazu bot das k. Kupferstichcabinet die nöthige Ergänzung. Nachdem ich alles in Berlin Erreichbare in mich aufgenommen, schrieb ich, noch ehe ich Italien gesehen, als Besprechung der Künstlerbriefe einen Aufsatz über Raphael und Michelangelo[1]). In demselben Jahre gelangte ich zum ersten Male nach Rom.

Ende Mai 1857 kam ich dort an. Ich habe Rom nie wieder so gesehen. Der Schwarm der Fremden war schon davongeflogen. Die Stadt, damals noch völlig in sich versunken unter dem päpstlichen Regimente und von keiner Eisenbahn berührt, schien, in Sonnenschein und Gedankenstille erstarrt, wie in einem unbewegten Meere vor Anker zu liegen. Man meinte, das sei ewig so gewesen und müsse ewig so dauern. Die heißen Straßen, die erst Abends sich belebten, waren verlassen, wenn ich, Morgen für Morgen, mich im schmalen Schatten der Häuser haltend zum Vatican pilgerte, wo ich die unendlichen Treppen hinaufstieg und die mir bald wohlbekannten Gänge durchwanderte, deren mauerkühle, vom leisen Dufte der im päpstlichen Garten blühenden Orangen durchhauchte Atmosphäre mich manchmal in der Erinnerung noch umgibt. An manchen Tagen begegnete ich keiner Seele auf diesem Wege durch den ganzen Palast. An der Thür, zu der ich wollte, wurde der Custode durch langsam verhallendes Geläute herbeigelockt, er ließ mich ein und ging wieder. So habe ich lange Zeitabschnitte dort und in der Farnesina, die eben so verlassen dalag, zugebracht. Hier durfte ich mich langsam an Raphael's Werke gewöhnen, um endlich zu wissen, was ich sähe. Dies Wissen erlangt man nicht so schnell. Ich schrieb Abends, wenn ich wieder in meiner Stube auf dem Capitol saß, nieder, was ich Tags über gesehen. Ich suchte aus der Erinnerung die Gemälde genau zu beschreiben, die ich mir, wie ich glaubte, in jedem Umrisse und jeder Farbennüance eingeprägt

[1]) Zehn ausgewählte Essays. 2. Aufl. S. 7 ff.

hatte, und mußte Anfangs staunen über den geringen Rest dieser Eindrücke, der mir, wenn ich schreiben wollte, geblieben war.

Ich stand diesen Eindrücken damals ganz allein gegenüber. Es fehlte mir noch jede Kenntniß der Handzeichnungen. Unsere Literatur kümmerte sich kaum um Raphael. Ich konnte mit Niemand über die Dinge reden: meine Umgebung hatte archäologische Interessen und Cornelius äußerte sich nur im Allgemeinen.

Raphael und Michelangelo erschienen mir als ein und dieselbe productive Macht, von zwei Personen repräsentirt, die wie Frühling und Sommer desselben Jahres neben einander standen. Was Rom übrigens an Gemälden beherbergte: meist Werke der Bolognesen, fiel völlig vor ihnen ab; ganz nahe dagegen standen ihnen die antiken Sculpturen, deren endlose Stücke, in gleicher Einsamkeit im Vaticane aneinander gereiht, ich zu bewältigen suchte. Hierfür hatte ich Brunn, von dem ich seit unserer damals beginnenden Freundschaft unendlich viel gelernt habe. Brunn ging aus von der Anschauung der gesammten Kunstgeschichte, noch im alten Sinne der deutsch-römischen Schule früherer Zeit. Er sah, wie sehr man die neuere Kunst vom Trecento bis Cinquecento bedürfe, um die Entwicklung der antiken zu verstehen. Während mir die Erkenntniß der Neueren ohne die der Antike ebenso unmöglich scheint.

In meinem Buche über Michelangelo wies ich Raphael soviel Raum an, als seiner Person und seinen Werken neben denen Michelangelo's zu gebühren schien. Er hatte kein volles Menschenleben gelebt, keine äußeren Schicksale gehabt wie dieser. Es sind mannigfaltige Versuche gemacht worden, das herauszubringen, was man heute speciell ein „Leben Raphael's" nennt. Ein solches Leben wird sich niemals finden. Raphael als Künstler hat etwas von einem Geiste gehabt, der über der Erde wandelnd keine irdischen Fußstapfen hinterließ. Ich habe im Leben Goethe's als einen der Unterschiede zwischen Schiller und Goethe darzulegen versucht, wie Goethe's Erlebnisse unentbehrlich seien für die Erklärung seiner Dichtungen, Schiller dagegen, so stürmisch auch sein Dasein war, als Dichter unabhängig erscheine von dem was er erlebte; wie er ganz anders vom Schicksal dahin oder dorthin habe geworfen werden können und dennoch vielleicht die gleichen Schöpfungen hervorgebracht haben würde; wie sein Geist in höheren Regionen die eigentliche Wohnung gehabt und seine Dichtung nur als in diese gehörig zu betrachten sei. Dasselbe gilt von Raphael. Ich ahnte dies Verhältniß bei der ersten näheren Bekanntschaft und es hat sich mir immer mehr als das wirkliche enthüllt. Hätten wir statt der wenigen von ihm vorhandenen Briefe umfangreiche Correspondenzen seiner Hand, so würden sie wenig verrathen. Raphael zählte zu den Naturen, deren einziges Verlangen dahin geht, sich selbst zu gehören, um das zur Erscheinung zu bringen, was ihre Phantasie erfüllt. Seine Geschichte ist in den vier Begriffen enthalten: leben, lieben, arbeiten und jung sterben. Michelangelo, gleich Goethe, faßte das Leben in seinen vielfachen Beziehungen energisch an. Er hat tiefe Spuren seines menschlichen Wirkens nach vielen Richtungen hinterlassen. Von Raphael ist nur zu sagen, daß seine Arbeiten eine in steter Entwicklung begriffene Natur erkennen lassen. Ein gewisses unpersönliches Element ist ihnen eigen, wie denen der antiken Bildhauer. Ihm hat die Vorsehung eine so hohe Stellung gegeben,

daß seine Werke in ihrer vollendeten Gestalt zu fast spontanen Erzeugnissen seiner Zeit rechnen, als seien sie ohne Urheber entstanden. Ziehen wir in Betracht, was Celio Calcagnini in dem oft citirten Briefe an Jacob Ziegler über den Charakter Raphael's bei dessen Lebzeiten noch gesagt hat. „Raphael ist sehr reich," schreibt er, „und steht beim Papste in hoher Gunst, er ist von der höchsten Herzensgüte und doch mit bewunderungswürdigen geistigen Gaben ausgestattet. Unter den Malern ist er vielleicht der erste, in Theorie und Praxis gleich ausgezeichnet. Als Architekt so unermüdlich und erfinderisch, daß ihm zu ersinnen und auszuführen gelingt, woran die größten Geister verzweifelten. Den Vitruv erklärt er nicht nur, sondern weiß ihn mit den sichersten Beweisführungen zu vertheidigen oder anzuklagen und zwar in so liebenswürdiger Weise, daß, wo er ihm entgegentritt, dies ohne alle Schärfe geschieht. Er ist der oberste Baumeister von Sanct Peter. Doch davon will ich nicht sprechen, sondern von dem bewunderungswürdigen Werke, das er jetzt in Arbeit hat, das der Nachwelt unglaublich erscheinen wird: das alte Rom in seiner alten Gestalt, seinem alten Umfange und seiner Schönheit hat er zum großen Theil wieder hergestellt, um es unseren Blicken zu zeigen. Auf den Höhen und in den tiefsten Stellen der Stadt hat er nach den alten Fundamenten gesucht, die Zeugnisse der Alten hinzugenommen und den Papst und die Römer in solches Staunen versetzt, daß alle ihn wie ein vom Himmel gesandtes göttliches Wesen ansehen, das gekommen sei, um die ewige Stadt in ihre alte Majestät zurück zu versetzen. Keine Spur von Hochmuth aber ist dadurch in ihn hineingekommen, sondern er verdoppelt nur seine entgegenkommende Freundlichkeit den Menschen gegenüber; wer ihm etwas Förderndes zu sagen hat, dem steht er gern Rede: Niemand leidet so gern, daß seine Behauptungen in Zweifel gezogen und discutirt werden, als er: sein höchster Lebensgenuß scheint zu sein, zu lehren und sich belehren zu lassen." Diese aus intimer Kenntniß geschöpfte Charakteristik ergänzt die dem Giovio zugeschriebene: Giovio gibt ein Bild Raphael's im Verkehr mit den Fürsten und Vornehmen: hier sehen wir ihn als Gelehrten mit seines Gleichen, wenn von seines Gleichen gesprochen werden darf. Aber mir scheint, als enthalte diese so ganz allgemein gehaltene Mittheilung mehr Detail schon, als wir heute gebrauchen können. Der Raphael, den wir in seinen Gemälden empfinden, gewinnt durch einseitige Beschreibungen wie diese keine größere Realität vor meinen Augen. Raphael ist für uns aus den ehemaligen wirklichen römischen Verhältnissen herausgewachsen. Was liegt uns heute am Staunen Leo des Zehnten und der Römer anno 1517, wo Calcagnini geschrieben haben mag? Aus der Stellung als Hofmaler und Hofarchitekt des Vaticans hat Raphael in vier Jahrhunderten zu einer der mächtigen Gestalten sich entwickelt, deren Lebenszeit nun nach Jahrhunderten zählt. Es wird die Menschheit vielleicht einmal auch von Goethe's und Michelangelo's Erlebnissen nichts mehr hören wollen und Jeder sich nur an ihre besten Werke halten. Solche Männer müssen früher oder später ganz im Allgemeinen construirt werden. Ich sage mir was Raphael anlangt: die Natur brauchte eine solche Erscheinung für ihre schöpferischen Zwecke. Die Natur ist weder geizig, noch verschwenderisch: sie bewirkt das Nothwendige. Für die Entwicklung des modernen Volkes sind Anschauungen, wie Raphael's Gemälde sie liefern, unentbehrlich: ein Mann, ein früh sterbender,

liebenswürdiger, wurde ausersehen, sie zu schaffen, und das Rom des beginnenden Zeitalters der Reformation ihm als Arbeitsplatz zugewiesen. Fast scheint es, als ob die Raphael vom Schicksal zugewiesene Rolle heute erst beginne. Was wollen jene Photographien heute schon besagen, die der Prinz Albert sich mühsam überall beschaffen ließ, um seine Sammlung als Unicum in Europa zusammen zu bringen? Heute kann sich Jeder an jeder Stelle der Erde eine solche Sammlung mit geringen Kosten herstellen. Jeder Student kann im Laufe eines Semesters mehr über Raphael erfahren, als vor fünfzig Jahren die vornehmsten Kenner wußten. Zu der Zeit, wo ich als Kind die sixtinische Madonna in meines Vaters Stube sah, wußten vielleicht einige tausend Leute überhaupt von ihr. Lange Zeit war der Prinzgemahl der einzige dann, dem es erlaubt worden war, das Dresdener Original in einem Exemplare photographiren zu lassen. Heute ist diese einzige Madonna in nicht mehr zu zählenden Exemplaren über die ganze Erde verbreitet. Man würde staunen, wenn man die Absatzzahlen der Kunsthändler erführe. Die Kenntniß Raphael's, der Besitz seiner Werke ist zu einem Elemente geworden, auf dem die menschliche Bildung überhaupt beruht. Die Menschen greifen danach, als nach etwas, das zu ihrem Wohlsein unentbehrlich ist. —

Die Aufgabe, die ich mir bei meiner Arbeit gestellt habe, ist eine dreifache.

Ausscheidung der Arbeiten, die Raphael nicht sicher zuzuschreiben sind.

Beschreibung der Werke, mit dem Wunsche, sie auch dem, der sie nicht vor Augen hat, in der Phantasie aufzubauen.

Deutung der Werke aus dem Zusammenhange der Gedanken, aus denen heraus sie entstanden sein könnten.

Die seit dem Erscheinen der ersten Auflage meines Buches erschienene umfangreiche, Raphael gewidmete literarische Arbeit im Ganzen zu besprechen, würde nicht möglich sein. Ihr Charakter ist ein wesentlich internationaler. Die einzelnen Stücke sind von mir, soweit sie zu meiner Kenntniß gelangten, natürlicher Weise berücksichtigt worden.

Erdbeben von Scio

im Jahre 1881.

Von

Otto Benndorf.

Am 3. April, Nachmittags fünf Uhr, lichtete der „Taurus" am goldenen Horn die Anker und traf in rascher Fahrt am 4. April des Abends halb elf Uhr im Hafen von Smyrna ein, zu spät, um noch Pratica zu erlangen. Als wir am folgenden Morgen landeten, waren wir überrascht, die Stadt in großer Aufregung zu finden. Ein Elementarereigniß, von dem wir erst hier Kunde erhielten, das große Erdbeben, welches die Insel Chios am 3. April heimgesucht hatte und mit schwächeren Stößen auch in Smyrna fühlbar gewesen war, beschäftigte alle Gemüther. Die erste Nachricht war durch einen von Alessandria kommenden russischen Dampfer eingelaufen, der im Vorüberfahren Zeuge der Katastrophe gewesen war. Berichte von Flüchtlingen, die in Booten herbeigeeilt waren, hatten sie bestätigt und immer schrecklicher verdeutlicht. Wer Auskunft geben konnte, überbot sich in allarmirenden Schilderungen. Man wußte von vielen Tausend Todten in der Stadt, von ungezählten Verwundeten, denen ärztliche Hilfe mangle, von Hungersnoth in den Dörfern, von völliger Indolenz der Behörden und traurigen Verbrechen zu erzählen, und zu Allem gesellte sich die, wie der Verfolg bewies, nicht unbegründete Furcht, daß die Gefahr schwerlich schon vorüber sei. Rasch und in großem Umfange waren Vorkehrungen zum Beistande getroffen worden. Auf Betrieb des Directors der ottomanischen Bank, Herrn W. Heintze, hatte sich ein Hilfscomité gebildet, das unter seiner Leitung durch Erforschen der nächsten Bedürfnisse und schleunigen Appell auch an auswärtige Hilfe eine rührige Thätigkeit entwickelte. Im Sammeln von Spenden wetteiferten die türkischen Behörden mit den Consulaten und fremden Instituten. Der französische Stationär von Smyrna war sofort an den Schauplatz abgegangen, ein türkischer Dampfer ihm gefolgt.

Unter diesen Umständen konnten wir nicht wünschen, unsere Reise unmittelbar anzutreten. Anläßlich eines Empfanges bei dem Gouverneur Midhat Pascha, dem uns als Gerent des österreichischen Generalconsulats Herr Viceconsul

von Pietschka vorstellte, bot Commandant Fürst Wrede für erste Hilfsleistungen seine Dienste an, welche dankbar angenommen wurden. Wir eilten, unsere letzten Besorgungen abzuthun, und waren, nachdem der „Taurus" Kohlen gefaßt hatte, am 6. April Nachmittags drei Uhr zur Abfahrt bereit. Aus dem Konak und von vielen anderen Seiten waren dem Commandanten eine Menge Brote, Decken, Verbandzeug, Zelte und was der Nothstand sonst zu erfordern schien, übergeben worden, auch hatte er etwa fünfzig Personen, die sich zur Mitfahrt meldeten, an Bord genommen, darunter einen französischen Geistlichen und sieben barmherzige Schwestern aus Smyrna.

Es war ein eigenthümlicher Anblick, den das Kriegsschiff bot, als wir durch klares Wetter begünstigt auf spiegelglatter Fläche in das offene Meer steuerten. Auf dem Hinterdeck, über der Cajüte des Capitäns und der Officiersmesse hatte man das eilig geladene massenhafte Gepäck in Säcken, Körben, Ballen, so gut es anging, aufgespeichert, auch eine Zeltbehausung für die Nonnen aufgeschlagen. Das Vorderdeck war durch Kohlenvorrath, der nur hier hatte untergebracht werden können, nahezu ganz eingenommen. In den übrigen Platz theilte sich stehend, sitzend, kauernd eine höchst bunte Gesellschaft, die dem Dienste beständig im Wege war. Man konnte den Tact, mit welchem die nothwendige Ordnung aufrecht erhalten wurde, und die schiffsmännische Kunst erfinderischer Raumausnutzung bewundern, fand sich aber mit jedem Blick unter dem Eindruck einer Lage, zu welcher die ungetrübte Bläue von Himmel und Meer, und der heitere Sonnenschein auf den nahen Bergen der Küste nicht stimmen wollte. Alles war in Theilnahme und Spannung aufgeregt, peinliche Mittheilungen wurden in lebhaften Gesprächen ausgetauscht; der alte Matrosenglaube, daß ein Geistlicher im Schiff Unglück bedeute, schien eine neue Bestätigung erhalten zu haben. Trotz größeren Tiefgangs ging die Fahrt überraschend schnell. Schon früh trat die breite blaue Felsenkette der Insel in Sicht, es war kurz nach Sonnenuntergang, als der „Taurus" auf der offenen Rhede von Scio anlangte und sofort umschwärmt von lärmenden Griechen sich seiner Ladung entledigte.

Der entfernt gewählte Ankerplatz gewährte einen Ueberblick über die ausgedehnte Stadt, welche um die am Meere gelegene niedere Festung nach allen Seiten die Berglehne hinan, Haus an Haus, Straße auf Straße, stufenförmig sich aufbaute. Merkwürdiger Weise ließ sich mit dem Fernglase wenig von dem erwarteten Ruin wahrnehmen. Viele Häuser mit erhaltenem Dache konnten als verschont gelten, ein schlankes Minaret und ein luftig gebauter Säulenthurm, dessen oberes Stockwerk eine große Marmorstatue trug, standen aufrecht. Aber wer noch aufs Land gegangen war und vor einbrechender Dunkelheit sich näher umgesehen hatte, kam mit anderen Eindrücken zurück, und die Hoffnung, daß man übertrieben haben möchte, war aufzugeben vor immer neuen, grauenhaft sich steigernden Einzelheiten, welche von Augenzeugen umständlich erzählt wurden. Unter Anderem berichtete ein an Bord gekommener Eleve des österreichischen Generalconsulates, Herr Cancrini, der sich an den Rettungsarbeiten bis zur Erschöpfung betheiligt hatte, daß er vor wenig Stunden erst aus den Trümmern eines Hauses eine ganze Familie herausgezogen habe, Vater und Söhne todt, grausam verstümmelt, die Mutter lebend mit der Leiche eines neugeborenen

Kindes. In der Stille der Nacht, welche herrlicher Mondschein verschönte, war vom Lande herüber das Geräusch einstürzender Mauern zu vernehmen und mehr als ein neuer Erdstoß zu verspüren, der sich der ruhigen Fluth mittheilte und das Schiff auf Augenblicke in leise Schwankung versetzte.

Es würde längerer Beobachtung bedurft haben und eine andere Darstellung erfordern, um einigermaßen die Eindrücke zu schildern, welche uns der folgende Tag brachte. Entsetzlicher noch als die Verheerung selbst wirkte die elementare Auflösung aller Lebensordnung, welche eingetreten war. Und doch war Alles, was wir sahen und sehen konnten, nur ein kleiner, zufälliger Ausschnitt des ganzen Sachverhaltes, den auch ein völlig mit allen Verhältnissen Vertrauter nicht annähernd zu schätzen im Stande gewesen wäre.

Noch vor Sonnenaufgang fuhren wir ans Land. Wir kamen an dem französischen Stationär von Smyrna, der Fregatte „Bouvet", Commandant Graf Montesquieu, vorüber, deren Mannschaft schon seit drei Tagen ununterbrochen am Rettungswerke war, weiterhin auch an einem türkischen Kriegsschiffe, dem einzigen bisher eingetroffenen, dessen Thätigkeit sich, wie man sagte, darauf beschränkt hatte, den Harem des Pascha aufzunehmen. Der erste Blick am Ufer, neben Schutthaufen, in die sich die Douanegebäude verwandelt hatten, fiel auf neuerrichtete Schankbuden und am Boden kauernde Griechen, welche Nargileh rauchten oder Lebensmittel zu hohen Preisen feil hielten. Auf dem großen freien Platze zwischen der Festung und der Stadt (Vunaki) lag ein mit jenem türkischen Kriegsschiff eingerücktes Bataillon Soldaten, welche eben dabei waren, ihre stattlichen Zelte aufzuschlagen und die Frühmahlzeit abzukochen. In gemessener Entfernung von ihnen, isolirt im Freien, saß auf einem Rohrstuhle der Gouverneur Sadyk Pascha, mit Tschibuk und Kaffee beschäftigt und von Zeit zu Zeit, wie es schien, Befehle ertheilend.

Von der Bevölkerung selbst war wenig zu sehen. Was sich nicht hatte flüchten können — gegen tausend Personen hatte bereits ein Lloydschiff von der Insel wegbefördert, Boote waren in Menge abgefahren — lag familienweise zusammengeballt auf demselben Platze unter mühsam aufgespannten Teppichen und Zeugfetzen. Andere Gruppen campirten auswärts in den Orangegärten der Umgebung, größere Massen sollten sich auf den griechischen Hauptfriedhof geflüchtet haben. Die Straßen der Stadt, soweit von solchen noch die Rede sein konnte, waren menschenleer. Man begegnete hin und wieder einem Fremden, den die Neugierde herumtrieb, oder einem Trupp französischer Matrosen, welche mit Tagesanbruch ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten; sonst waren nur Katzen und Hunde am Platze in den Häusern. Weder Griechen noch Türken hatten den Muth, die lebendig Begrabenen, deren Hilferufe vereinzelt noch am fünften Tage zu vernehmen waren, geschweige denn Leichen oder die zurück gelassene Habe hervorzuholen. Kaum daß Einzelne sich aufrafften, um den fremden Wohlthätern in die Unglücksstätten den Weg zu zeigen. In der Sorge für den Augenblick, in der Noth um Brot und Wasser, da die Aquäducte der Stadt verfallen, Brunnen und Cisternen eingestürzt oder unerreichbar waren, schien sich der Rest von Energie zu erschöpfen, den ihnen die Verzweiflung gelassen hatte. War dafür Genüge geschehen, so hockten sie verstört, in dumpfem Hinbrüten zu-

sammen, die Verwundeten mit bewunderungswürdiger Ruhe duldend und die Heilung ihrer Brüche von der Zeit erwartend, Frauen und Kinder zuweilen leise weinend und klagend, Alles in sanfter, träger Fassung — ein jammervolles Bild mattherzigen orientalischen Elendes.

Die Vernichtung war vollständig, wohin man sah. Von einigen tausend Häusern einer auf über sechsundzwanzig tausend Seelen geschätzten Bevölkerung war schwerlich eines mehr bewohnbar. Vielfach standen allerdings noch ihre Façaden mit dem Holzgerüste der Dächer, aber die Eindeckungen waren durchgebrochen, die Fußböden auseinandergerissen und niedergeworfen, Fenster und Thüren zersprengt, Altane und Erker zertümmert und die Grundmauern selbst oft derart verschoben, daß ihr Zusammenbruch stündlich zu erwarten war. Holzbau mit verschaltem leichten Füllwerk, wie er in Smyrna üblich ist und durch seine Elasticität den besten Schutz zu gewähren scheint, war Ausnahme. Die Mehrzahl der Gebäude bestand aus kleinen Bruchsteinen mit schlechtem Mörtel, der überdies durch die lange Regenzeit des letzten Winters gelitten haben mochte. Diese letzteren hatten namentlich in den häufigen Fällen, wo Mauern nicht in Verband lagen, die meiste Zerstörung erfahren und waren zu hohen formlosen Geröllmassen zusammengefallen, welche wie Lawinen den Weg sperrten. Solide Quaderconstructionen hatten im Ganzen weniger gelitten. Aber auch hier war bei Gebäuden von der nämlichen Bauart und Größe eine bestimmte Regel nicht zu beobachten: die verschiedene Beschaffenheit der Fundamente und ein wellenförmiger Wechsel der Stöße mochte eine durchgehende Ungleichheit der Erhaltung erklären, die wie eine Laune des Schicksals anmuthete. Tiefer in die Stadt vorzudringen, hatten wir keine Veranlassung. Wir beschränkten uns darauf, die offene Scala abzugehen, über Schuttberge hinweg, aus denen mitunter starker Verwesungsgeruch hervordrang, und durch Einbruchstellen die innere Verwüstung der Häuser zu betrachten, in der es eigenthümlich berührte, hin und wieder ein Stück besseren Hausrathes, ein gesticktes Kissen oder ein Mahagonimöbel hervorstehen zu sehen, einen Spiegel oder ein Heiligenbild noch an der Wand hängend zu finden. In der offenen Vorhalle der großen Moschee sahen wir dann gewaltige Klumpen des Aufbaues und Bekrönungstheile vom Minaret tief in den Boden herabgeschleudert und fanden den benachbarten palastartigen Konak inwendig wüst und leer wie nach einem Brande. Auch der Glockenthurm der katholischen Kirche, der am Vorabend unser Erstaunen erregt hatte, erwies sich bei schärferem Zusehen so beschädigt, das obere Stockwerk namentlich mit einer quer durchgeborstenen Säule so gefährdet, daß seine Erhaltung sich wie ein Wunder ausnahm. Am gründlichsten verheert war das Innere der Festung mit einigen Hundert kleinen Behausungen von Mohammedanern und Juden. An dieser Stelle sollte der Erdboden sich gesenkt, das Unglück die meisten Opfer gefordert haben.

Was wollte bei einer solchen Sachlage, welche zweifeln lassen konnte, ob eine Wiederherstellung denkbar sei, der schwache Einsatz rettender Hände bedeuten, den ein glücklicher Zufall bisher ermöglicht hatte? Wo war anzufangen, wo ein Ende abzusehen? Und doch war es eine Wohlthat, menschliche Theilnahme überhaupt zur Stelle und in Thätigkeit zu finden. Der einzige Ort, wo Leben

herrschte, war auf dem Platze Bunaki, wo die Franzosen, unterstützt durch drei Aerzte von Smyrna mit ihrem Hilfspersonale, Ambulancen aufgeschlagen, einen Backofen gebaut und eine Niederlage von Lebensmitteln errichtet hatten. Eine Anzahl Schwerverwundeter lag dort auf dem Erdboden und empfing von den mittlerweile eingetroffenen barmherzigen Schwestern Pflege. Auf Bahren wurden neue Verwundete herbeigetragen. Hier erhielten auch wir Anweisung, wohin wir uns wenden könnten.

Eine Theilung war erwünscht und ergab sich von selbst. Während Niemann und Burger sich in der Stadt beschäftigten und der letztere die ersten Photographien aufnahm, welche sofort nach Constantinopel und Wien gesandt wurden, zogen einige Abtheilungen österreichischer Matrosen unter Führung des Commandanten in die westliche Umgegend und gruben in den Landhäusern der Vorstadt Verunglückte aus, die sie zu dem erwähnten Verbandplatz in der Nähe der Küste trugen. Dr. von Luschan brach dagegen mit dem Schiffsarzte, Herrn Dr. Swoboda, dessen beiden Krankenwärtern und mir, geführt von einem in Smyrna ansässigen Deutschungarn aus Szegedin, Herrn Schönwald, der Tags zuvor im Lande Umschau gehalten hatte, nach Daphnona, einem zwei Stunden hoch im Gebirge gelegenen Orte, auf, wo es noch an Allem fehlen sollte. Pferde waren uns versprochen worden, blieben aber aus. Erst auf der Höhe über der Stadt konnten wir einem Maulthiere, das einer griechischen Familie abgedrungen wurde, wenigstens das mitgenommene Gepäck aufladen, und machten uns bei drückender Hitze zu Fuß auf den Weg, der einer alten Wasserleitung entlang in einem nach und nach sich verengenden Thale aufwärts führte.

Unweit der Stadt begegneten wir einem kläglich jammernden Mönche, welchen Angst und Hunger heruntergetrieben hatten aus seinem Bergkloster, dem er als einzig Ueberlebender entronnen war. Eine Strecke weiter kam eine alte Griechin, den verwundeten Kopf und den gebrochenen Arm in Lumpen aufgebunden, von ihrem Sohne umschlungen, auf einem Esel hergeritten. Nachdem Dr. von Luschan sie untersucht und unter Stöhnen herabgehoben hatte, wurden die erforderlichen Operationen, da ein Obdach nicht zu erreichen und der Schatten einer in der Nähe befindlichen Mauer Vorsichtshalber zu vermeiden war, mitten im Wege mit ihr vorgenommen. Wasser stellten einige Weiber, welche abseits im Felde in einer Laubhütte hantirten, auf kategorisches Bitten gegen Entlohnung bei. Während der Operation schlich ein etwa zwölfjähriger Knabe heran, den man aus Daphnona mit Botschaft nach Scio entsendet hatte. Ich schickte ihn wieder zurück, um uns im Dorfe anzumelden, ohne zu ahnen, daß der arme Junge schwer verletzt war. Erst später stellte sich das Unglaubliche heraus, daß er eine Abschürfung der Schädeldecke erlitten und außerdem eine von Ohr zu Ohr im Zickzack verlaufende, fünfundzwanzig Centimeter lange Spaltung der Kopfhaut davon getragen hatte. Ohne einen Verband oder auch nur eine Reinigung seiner Wunden erhalten zu haben, war er am fünften Tage wunderbarer Weise doch noch so rüstig auf den Beinen, daß wir ihn trotz eines unerheblichen Vorsprunges auf dem immer steiler werdenden Wege nicht mehr einholten. Tiefer im Gebirge fanden wir die Felswand, an der sich der Fußsteig in die Höhe zog, mit frischem Steingeröll und herab-

gerissenen Felsblöcken überzogen und kamen an stinkendem Aas von einer Ziegen- und Rinderheerde vorüber, welche an dem Abhange vom Bergsturze ereilt worden war. Nach neun Uhr Vormittags erreichten wir das Plateau von Daphnona. Wir hatten auf demselben noch einen wiederholt von Gebäudetrümmern gesperrten Hohlweg zu passiren, streiften dann einen brachliegenden Rain, auf welchem mehrere Reihen frischer Gräber einen neuen Friedhof bildeten, und wurden schließlich auf einen in Terrassen ansteigenden Gartenplatz geführt, auf dem sich die Dorfbewohner zusammengeschart und niedergelassen hatten.

Daphnona war ohne Frage weit härter betroffen als Scio, wie dies bei den meisten Dörfern auf der Ost- und Südseite der Insel so der Fall gewesen sein soll, während der Norden und Westen der Insel verschont blieb. Der Hauptstoß des Erdbebens war in früher Nachmittagsstunde ohne Ankündigung erfolgt und hatte die Bewohner in ihren Wohnungen während der Siesta überrascht. Von den fünfhundert Insassen des Dorfes waren nach einer Aussage des Schullehrers, die uns der soeben gesehene Begräbnißplatz beglaubigte, mehr als ein Viertel getödtet worden. Kein Dach, keine Esse stand mehr. Zwischen den Blüthenbäumen der Gärten sah man nur Steinhaufen und Mauerstümpfe, man mußte uns den Ort zeigen, wo sich die Kirche erhoben hatte. Alle Arbeit war eingestellt, nur der Gottesdienst hatte keine Unterbrechung erfahren. Aus der Kirche hatte man ein Muttergottesbild, die ewige Lampe und einige Leuchter gerettet und auf Thürbretter gestellt, die wir auf dem Gartenplatze im Freien zu einer Art von Altar zusammengebaut fanden. Im Kreise umher auf dem Grase lagerte die Gemeinde, nach Sippen in einzelne Gruppen geschieden, zufrieden mit der Unterkunft, welche aufgespannte Bettlaken oder der karge Schatten von Oelbäumen gewährte. Rathlos irrte der Pope unter ihnen hin und her, in voller Amtstracht den Rosenkranz in der Hand, mit den Hungernden fastend, die Kranken ihrem Schicksal überlassend. Kein Klageruf war zu vernehmen, keine bittende Hand kam uns entgegen, man empfing uns gleichgültig, als ob keine Aenderung denkbar wäre.

Nachdem der Demarch sich eingefunden hatte, stellte sich durch gemeinsames Zureden und Vertheilen von Lebensmitteln einiges Vertrauen ein. Als wir von Stelle zu Stelle eine erste Umfrage hielten, wurde noch mancher Kranke verheimlicht, der erst hinterdrein sich zu einer Meldung verstand. Wir zählten Anfangs — zu einer wiederholten Zählung ist es später nicht gekommen — einige Vierzig mehr oder minder schwer Verwundete, welche ungebettet und ungepflegt am Platze lagen. Hin und wieder hatte man allerdings Kräuter aufgelegt, auch war ein Bader dagewesen, der auf Bruchgeschwülste Schröpfköpfe aufgesetzt und sich durch rasches Wiederverschwinden wohlthätig bezeigt hatte. Kinder und Greise waren am schlimmsten zugerichtet, besonders groß die Zahl von Kopfverletzungen und complicirten Fracturen. Einem zwölfjährigen Knaben waren beide Ober- und Unterschenkel zertrümmert, eine junge Frau war wahnsinnig geworden. Eine beträchtliche Zahl gab Dr. von Luschan gleich zu Anfang als hoffnungslos auf.

Um so rascher wurde dann aber für die Uebrigen gesorgt. Wir ließen Quellwasser, einige Gefäße und Schemel auftreiben und stellten aus Brettern und

Zweigen ein Dach her, unter dem ein Kranker nach dem andern zur Behandlung kam. Herr Schönwald sorgte mit einem des Italienischen kundigen Ortsangehörigen für die sprachliche Verständigung, wir anderen nahmen die leichter Verletzten in Pflege, und Dr. von Luschan, dem sein College Handreichungen leistete, führte eine in Anbetracht der Umstände überraschend große Zahl chirurgischer Operationen durch. Glücklicher Weise besaß er für die Anlage von Dauerverbänden genügendes Material, namentlich an antiseptischen Verbandstoffen, und wie wir einige Monate später erfuhren, haben sich dieselben bewährt, selbst bei der verzweifelten Kopfwunde des armen Knaben, nach dessen Ergehen ich mich mit begreiflicher Theilnahme erkundigte, und der uns als völlig geheilt bezeichnet wurde. Als die Nacht der Arbeit ein Ende machte, war Manches gethan, aber ungleich mehr noch zu erledigen, und die Verunglückten, welche man gegen Abend von den Nachbardörfern herbeigeschleppt hatte, konnten nicht einmal untersucht werden. Wir mußten zurück, da uns die Ermächtigung fehlte, über Nacht vom Schiffe auszubleiben. Während man uns anfänglich Schwierigkeiten bereitet hatte, wollte man sich jetzt auf den andern Tag nicht vertrösten lassen. Das Schweigen, mit dem man bei dem schließlichen Aufbruch uns die sonst scheuen Hände von allen Seiten entgegenstreckte, und ein Rosenstrauß, den ein Mädchen heranbrachte, als wir schon im Sattel saßen, waren ein Dank, den wir unter den Erlebnissen dieses ersten Reisetages nicht vergessen.

Die geschilderten Zustände, die sich ähnlich auch auf dem Festlande in dem von dem Erdbeben gleichfalls, wenn auch etwas schwächer betroffenen Tschesmé wiederholten, haben nicht lange mehr bestanden. Noch an demselben Tage traf ein amerikanisches und ein englisches Kriegsschiff ein, anderweitige Hilfe stand in Aussicht, und nach und nach sind alle Stationäre der europäischen Großmächte von Constantinopel, desgleichen auch einige Schiffe von Athen, zum Theil auf Wochen und Monate, zur Stelle gewesen. Spät, aber dann um so nachdrücklicher, griff ein unter dem Protectorate des Sultans und der Botschafter stehendes Hilfscomité von Constantinopel ein, mit dem das Comité von Smyrna in Verbindung getreten war. Ansehnliche Summen standen ihm zur Verfügung — bis zum 5. August waren über 55 000 türkische Pfund eingegangen —, und dem englischen Consul von Kurdistan, Major H. Trotter, der im Namen des Comités an die Spitze der Action in Scio trat und in dieser Function erst nach einigen Monaten durch den englischen Viceconsul von Aidin, Lieutenant Chermside, abgelöst wurde, wird nachgerühmt, daß er durch Umsicht und Thatkraft der schwierigen Aufgabe gewachsen war. Die verschiedenen Veranstaltungen, welche unabhängig von einander im Gange waren, erhielten durch ihn eine einheitliche Organisation, welche der Gouverneur von Scio, der das Anerbieten eines gemeinsamen Vorgehens ablehnte, wenigstens nicht durchkreuzte. An den wichtigsten Orten wurden Bureaux errichtet, Hilfskräfte dafür in Sold genommen. Scharen gemietheter Arbeiter reinigten die Straßen der Stadt, räumten die Trümmer der Häuser hinweg, begruben die Leichen. Für die Schwerverwundeten wurden Holzbaracken aufgeschlagen, welche die europäischen Spitäler von Constantinopel mit Betten ausstatteten, leichter Verwundete brachte man, um Platz zu gewinnen, in die Krankenhäuser von Smyrna. Inspectoren durchzogen das

Land, welche die Verluste feststellten und dementsprechend Nahrungsmittel, Bauholz und Bretter von Dorf zu Dorf vertheilten. Als die erste Noth behoben war, konnten selbst für den Neubau von Kirchen und Schulen Beiträge geleistet werden. Im Laufe des Sommers brachte man die Flüchtlinge zurück, und noch ehe der Winter einbrach, war der größte Theil der Restauration vollzogen. Uns ist dieser radicale Umschwung der Dinge, so groß wir uns auch die Anziehungskraft des außerordentlich fruchtbaren heimatlichen Bodens und die Erwerbsenergie der Griechen vergegenwärtigten, wie ein Wunder erschienen. Als wir im folgenden Jahre Scio wieder berührten, schien in der Stadt Alles ausgeglichen, der Verlust verschmerzt, das betriebsame Leben der Chioten, das eine Reihe der härtesten Schläge im Laufe des Jahrhunderts in seiner Eigenart nicht hatte brechen können, wieder im alten vollen Gange[1]).

---

[1]) Wir entnehmen obigen Abschnitt den uns gütigst zur Verfügung gestellten Aushängebogen des bei C. Gerold's Sohn in Wien demnächst erscheinenden, im Auftrage des österreichischen Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegebenen Werkes: „Reisen in Lykien und Karien, ausgeführt unter dienstlicher Förderung durch S. M. Raddampfer „Taurus", Commandant Fürst Wrede, beschrieben von Otto Benndorf und George Niemann, mit 49 Tafeln, einer Landkarte von Heinrich Kiepert und zahlreichen Illustrationen im Texte".

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Die Stätten des Elends in London.

Von

Professor **G. M. Asher.**

Die fürchterlichen Nothzustände in vielen Gegenden Londons fesseln seit dem Herbst des jüngstvergangenen Jahres 1883 die Aufmerksamkeit Englands weit mehr als alle anderen Angelegenheiten, selbst Irland und Aegypten nicht ausgenommen. Diese plötzliche Bewegung gegen sehr alte und eingewurzelte Uebel ist hervorgerufen worden durch eine Flugschrift unter dem Titel: „Der bittere Schrei der Londoner Verstoßenen — The bitter cry of outcast London" — verfaßt im Namen und mit Hilfe von Geistlichen, die seit langen Jahren in jenen Gegenden als Missionäre thätig sind. Der wohlfeile Preis der Schrift — 1 Penny —, der vortrefflich gewählte Titel, der wahrhaft herzergreifende und im Einklang mit den religiösen Gefühlen der englischen Frauen stehende Ton verschafften dem „Bittern Schrei" eine ungeheure Verbreitung. Die Wirkung ward zudem beträchtlich gesteigert dadurch, daß dieses Pamphlet die Aufmerksamkeit auf eine andere Schrift lenkt, welche die Quelle fast all seiner Materialien ist. Unter dem Titel „How the poor live" — „Wie die Armen leben" — hat Mr. G. R. Sims, einer der populärsten und genialsten englischen Journalisten, zusammen mit dem nicht minder genialen Zeichner F. Barnard eine Reihe von Studien aus den Stätten des Elends veröffentlicht; zuerst in der Wochenschrift „The pictorial World", und dann gesammelt in einem Bande.

Die also durch den „Bittern Schrei" und Sims hervorgerufene Bewegung ist ein seltsames Gewirr, in welchem Scham, Mitleid, Opferwilligkeit, echte Fürsorge für die öffentliche Gesundheit, für die Religion und die Armen, minder echte Elemente der Partei- und Secten-Agitation, und die Sensationssucht von Langeweile geplagter Damen seltsam durcheinander gemischt sind, und die daher den Ausländer nicht ergreifen kann. Er hingegen wird aufmerksam gemacht auf eine Anzahl von Fragen, welche die Engländer, obwohl sie für deren Beantwortung viel wichtiges Material besitzen, zu stellen nicht geneigt sind. Es verhält sich damit folgendermaßen.

Analysiren wir die Schrift von Sims und den „Bittern Schrei", sowie deren Vorgänger H. Mayhew und James Greenwood und alle andern zu Gebote stehenden Materialien, vor Allem die Parlamentsberichte über die Arbeiter-

wohnungsgesetze, so finden wir, daß die Menschen in den Stätten des Elends sämmtlich folgenden zwei Kategorien angehören:

I. Parasiten. — Namentlich Verbrecher, prostituirte Dirnen, umhergehendes Lumpengesindel, Bettler, öffentliche Unterstützung genießende Leute.

II. Ehrlich ihr Brot erwerbend, aber außerhalb der regelmäßigen Bewegung des gesellschaftlichen Organismus befindlich. — Namentlich:

a) Männer: Arbeiter, die nie einen Beruf erlernt, Arbeiter, herabgesunken aus früher ausgeübtem Beruf, Straßenhändler — besonders in Gemüsen, Obst und Fischen.

b) Weiber und Kinder: Nähterinnen von Kleidungsstücken, Säcken und Matratzen, beschäftigt mit Anfertigung von Streichhölzern, beschäftigt mit Abzupfen von Pelzwerk.

Demnach sind in den Stätten des Elends nützliche gesellschaftliche Elemente beisammen mit den absolut verächtlichen, und es drängt sich somit die Frage auf, warum das der Fall: ob nicht in dem reichen Lande sich Mittel finden ließen, um solcher Vermischung und Ansteckung, sowie überhaupt einem großen Theil der Krankheitszustände vorzubeugen, und, wenn dies trotz der offenbaren Möglichkeit unterbleibt, wie sich das mit der opferwilligen Humanität der Engländer und ihrem kräftigen Sinn für Gesundheit des Gesellschaftskörpers verträgt.

I.

Zuerst wird es unsere Aufgabe sein, zu erkennen, daß wirklich der englische gesellschaftliche Organismus in ökonomischer Beziehung, die hier für uns allein in Frage kommt, gesund ist, trotz der localen Gebresten.

Von den höheren und mittleren Classen brauchen wir nicht zu reden, denn der Augenschein zeigt uns deren behagliche, in stetem erfreulichen Fortschritt befindliche Verhältnisse. Nicht ganz so einfach liegt die Sache in Betreff der regelmäßig von ihrer Arbeit lebenden niederen Classen, und unsere Aufgabe erfordert, daß wir für die Beobachtung derselben einen sehr eigenthümlichen Gesichtspunkt wählen, den durch die Wohnungen sich darbietenden.

Die meisten neuen Straßen in den Vorstädten Londons und anderer volkreicher englischer Städte bestehen aus Cottages, bewohnt von Familien, die von der Arbeit der Männer im Handwerk oder in Fabriken leben. Die Lage dieser Leute ist offenbar eine günstige. Sie verfügen nicht nur über den zum einfachen Comfort nöthigen Raum, sondern als Lebensbedürfnisse gelten ihnen auch gute Betten, polirte Möbel, Gardinen und Teppiche. Etwas Zimmerschmuck, namentlich Blumen, trifft man in den meisten solchen Wohnungen der arbeitenden Classe. Uebereinstimmend damit sind Kleidung und Nahrung. Für letztere ist charakteristisch, daß in England der Verbrauch von Zucker auf die Person — Mann, Weib und Kind — mehr als ein Zollpfund wöchentlich beträgt. Der Verbrauch von Thee, Weizen, Fleisch, Eiern, Butter, Käse, Gemüse, Obst und besonders von Bier ist gleichfalls im Ganzen so enorm, daß auf den gut situirten Arbeiter eine ansehnliche Menge kommen muß. Die Schule, in welche die Kinder solcher Familien geschickt werden, ist den besten Volksschulen anderer großer europäischer

Länder, selbst Deutschlands, ebenbürtig. Für die Fahrt in der Stadt zu seiner Arbeit hat der Mann sehr bequeme Eisenbahnwagen zu erstaunlich niederen Fahrpreisen. Ebenso liefern die Zeitungen und die sonstigen für weite Verbreitung bestimmten Publicationen eine wunderbare Menge gediegenen Materials zu sehr niederm Preis. Die Arbeit endlich, durch welche diese und viele andere Vortheile gewonnen werden, ist so mäßig, daß sie den Mann niemals überbürdet. Zehn Stunden sind an den fünf ersten Wochentagen das äußerste Maß, am Sonnabend wird weniger, am Sonntag nie gearbeitet.

Materiell noch günstiger als die Lage der in den vorstädtischen Cottages lebenden Leute der arbeitenden Classe ist diejenige der fünfzig bis sechzig Tausend, die in den Peabody-Buildings und in anderen ähnlichen Gebäuden wohnen. Diese Gebäude in denjenigen Gegenden Londons errichtet, wo man der Arbeiter am meisten bedarf, sind äußerlich den Casernen ähnlich; das Innere aber besteht aus langen Reihen kleiner Familienwohnungen, je zwei bis vier Zimmer enthaltend. Die Miethe, durchschnittlich zwei Schilling per Zimmer, ist ungefähr derjenigen in den Cottages gleich. Abgesehen von der Häßlichkeit der Gebäude, der Bevormundung der Miether und unvermeidlichen Uebeln, namentlich dem Lärm einer mächtigen Heerde von Kindern und der Ansteckung von Kinderkrankheiten ist das System vortrefflich. Der Gesundheitszustand ist so ausgezeichnet, daß trotz jener Ansteckung die Sterblichkeit nur 18 per Tausend beträgt, ein Resultat, das anderswo von wenigen der gesundesten Ortschaften erreicht wird, und mit dem verglichen die Sterblichkeit in den Stätten der Noth und des Elends wahrhaft grauenerregend ist. Die Bewohner dieser Häuser haben also bei gleicher Bequemlichkeit und gleichem Erwerb vor denjenigen der vorstädtischen Cottages mehrere wichtige Vortheile voraus. Sie ersparen die Eisenbahnfahrt, d. h. mindestens eine Stunde Zeit täglich, und für die Fahrt eine Summe, die der Hälfte der Miethe gleich oder nahe kommt; und was noch weit wichtiger ist, sie nehmen alle Mahlzeiten mit der Familie zusammen ein. Daß ihre Lage materiell besser, als diejenige der von gleichem Erwerb in den Vorstädten lebenden Familien, ist daher allgemein anerkannt; besonders aufs Ausdrücklichste von den Arbeitern selbst.

Die durch die Vorstädte und die Familienhäuser den Arbeitern gebotene Wohnungsgelegenheit ist in steter Zunahme begriffen. In den Vorstädten wachsen die neuen Straßen mit kleinen Cottages für Arbeiter in immer steigender Zahl empor. Eisenbahnen und Tramways, in die Vorstädte führend, werden immer mehr gebaut, die Wagen verbessert, Züge für Arbeiter zu niederen Preisen immer mehr eingerichtet. Auch die Familienhäuser vermehren sich von Jahr zu Jahr. Jährlich wird für mindestens 1500 Familien neue Unterkunft geschaffen.

Aber der Eifer, mit dem der Arbeiterstand sich die künstlichen Palliative der Wohnungsnoth zu Nutze macht, beweist allzu unzweifelhaft die Existenz derselben. Auch ist diese Noth leicht begreiflich. Der Handel und das Fabrikwesen, deren Mittelpunkt London ist, haben nirgend in der Welt ihres Gleichen, und diese in steter Zunahme begriffene Bewegung hat in mehr als einer Beziehung die Erzeugung und Vermehrung der Wohnungsnoth zur unausbleiblichen Folge.

Vor Allem bedeutend ist in dieser Hinsicht der Einfluß der Altstadt (City)

auf die angrenzenden Stadtviertel. Die City ist der alleinige Sitz der alles Geschäft Englands beherrschenden Geschäftszweige: Bankgeschäft, Großkaufmannsgeschäft und Engrosgeschäft, zusammen mit einem jährlichen Umsatze von mindestens 10,000 Millionen Pfund Sterling. Das Alles nimmt fortwährend an Ausdehnung zu, und die Folge ist, daß der Geschäftsverkehr immer mehr allen Raum in der City anfüllt. In vielen Straßen der City sieht man Abends nach Ende der Geschäftszeit kein einziges helles Fenster. Denn jedes Zimmer in den meist mächtigen Gebäuden ist als Geschäftslocal vermiethet. So ist durch Umwandlung der Wohnungsgegenden in Localitäten für den Geschäftsverkehr die Einwohnerschaft der City in den letzten dreißig Jahren um mehr als sechzig Procent vermindert worden. Die City zählte im Jahre 1851 mehr als 132,000, im Jahre 1881 wenig über 50,000 Seelen. Die vertriebenen 82,000 aber bestanden großentheils aus Familien, welche der Erwerb an die City oder deren Nähe band: offenbar eine überaus mächtige Ursache der Ueberfüllung und Wohnungsnoth in den noch mit Wohnhäusern besetzten Straßen der City und der ihr benachbarten Viertel.

Aber nicht nur als abstoßender, auch als anziehender Pol trägt die City dazu bei, die Wohnungsnoth zu steigern. Unter dem Einfluß ihres Verkehrs werden alle an sie grenzenden Districte zu Stätten der Industrie und des Handels. Also ziehen diese Gegenden eine dichte Einwohnerschaft zusammen, und doch wird auch hier durch das Bedürfniß des Geschäfts fort und fort, was früher Wohnungsraum war, in Localitäten für den Handelsverkehr umgewandelt und so das geschaffene Gedränge immer mehr potenzirt.

Zudem ist in der Altstadt und in den an sie grenzenden Gegenden das Zusammendrängen ein althergebrachtes Uebel. In der City gab es zur Zeit des Census des Jahres 1851 Kirchspiele mit über 300 Menschen auf den englischen Morgen (Acre), d. h. Dreiviertel so viel als der gegenwärtige Durchschnitt in den dichtest bewohnten Stadtvierteln. Selbst wohlhabende Leute begnügten sich früher mit engem Wohnungsraum. Man wußte noch nicht, wie nöthig für Gesundheit und Lebensgenuß Licht und frische Luft sind. Nicht nur waren die Zimmer niedrig und klein und die Straßen an und für sich eng, sondern man that auch bereits in lange vergangener Zeit, was noch heute in allen Städten die Regel ist, wo die Obrigkeit nicht streng für die Gesundheit der Bevölkerung sorgt. Um sich den Vortheil der Nachfrage nach Wohnungen nicht entgehen zu lassen, bebaute man allen freien Raum zwischen den Häusern. H. Mayhew vergleicht das London früherer Jahrhunderte mit einem Kaninchenbau. Zwischen wenigen großen Adern ein Labyrinth enger Gassen und Höfe, über und über angefüllt mit einer eilig sich tummelnden Menschenmenge. Auswanderung in die Vorstädte und Umbau vieler Theile der älteren Viertel schufen dann allerdings Lichtung. Aber noch immer ist das alte London viel zu eng angelegt, und hie und da sind die Gassen und Höfe so eng, wie sie in vergangenen Jahrhunderten waren. Also ist trotz der durch die Vorstädte und die kasernenartigen Gebäude geschaffenen Abhilfe noch immer der größere Theil der arbeitenden Classen Londons dicht gedrängt in engen, dumpfigen Wohnungen. Unter diesen vielen Familien gibt es nicht wenige, die in der engen überfüllten Behausung

nur deshalb bleiben, weil sie im kasernenartigen Gebäude nicht leben wollen und in der Vorstadt nicht leben können, da Eisenbahnfahrt, Zeitverlust und Trennung der Familienmitglieder in ihren Fällen unmögliche oder allzuschwere Opfer sind, die aber, von der dumpfen Wohnung abgesehen, ein ganz angenehmes Leben führen, in mancherlei Beziehungen besser als dasjenige der in den Vorstädten Lebenden. Es gibt allerdings eine ganz beträchtliche Zahl, deren Existenz auch, abgesehen von der Wohnungsnoth, zu wünschen übrig läßt. Aber im Allgemeinen steht es fest und läßt sich auf die mannigfaltigste Art beweisen, daß in England der willige Arbeiter, der — gleichviel auf welchem Gebiete — sein Fach versteht, gute Erwerbsgelegenheit findet, und daß der Freihandel, sowie die im heutigen England alle Verhältnisse beherrschende Tendenz, für die arbeitenden Classen zu sorgen, diesen die Gelegenheit bietet, viel Genuß aus den günstigen Erwerbsgelegenheiten zu ziehen.

Wie aber geschieht es, daß trotzdem so viele Tausende von Menschen im Lande grausiger Noth anheimfallen? Wir haben diese Frage schon im Princip beantwortet, indem wir hinwiesen auf den Ausdruck „Ausgestoßene", dessen sich „der bittere Schrei" bedient. Die Nothleidenden sind, wie gesagt, solche Menschen, die — jede Classe aus ihr eigenthümlichen Ursachen — sich außerhalb der mächtigen Bewegung befinden, der die Glücklichen den guten Erwerb verdanken.

Um uns das zu veranschaulichen, wollen wir nunmehr jenen Ausgestoßenen und den Wohnstätten, in die sie verbannt sind, näher zu treten suchen.

II.

Die Stätten des Elends werden bezeichnet mit den Worten „Slum" und „Rookerie". Das Wort „Slum" bedeutet nach Webster eine Hintergasse, gefüllt mit einer armen, schmutzigen, moralisch verkommenen Bevölkerung. Genau dasselbe bedeutet in dem Sinne, in dem es hier gebraucht wird, das Wort „Rookerie", dessen wörtliche Uebersetzung „Krähengenister" ist. Es sind das in der That Gruppen und Knäuel sehr enger Gassen und Höfe, deren Gebäude aufs Aeußerste verfallen und verwahrlost sind. Sie sind hie und da zerstreut in den alten Theilen der Stadt; zahlreich namentlich in den östlichen Gegenden der City und in den im Osten, Südosten und Süden daran grenzenden Stadtvierteln. Auf ihren Ursprung haben wir bereits hingewiesen. Sie sind nichts anderes, als im Verfall befindliche Ueberbleibsel Londons, wie es vor zweihundert Jahren war.

Es handelt sich also hier, was die Localitäten angeht, um verworrene Knäuel enger Gassen und Höfe mit Gebäuden, deren Verfallenheit, Schmutz und Verwahrlosung Staunen und Ekel erregt. Die Grundzüge sind überall im Großen und Ganzen die nämlichen. Durch eine enge Gasse oder durch einen dunklen Gang — nicht selten im Niveau niedriger, als die benachbarte Straße — gelangt man in einen länglichen, überaus engen und dunklen Hof, und von diesem aus wiederum durch enge Gassen und Durchgänge in andere ähnliche Höfe. Ueberall, wohin man tritt, Pfützen, Schmutz und verwesende organische Ueberreste. Die Gebäude sind sämmtlich so verfallen, daß man kaum begreift, sie bewohnt zu sehen, selbst von den jammervollen Gestalten, denen man hier begegnet. Durch die Risse und Löcher in den Wänden kann man ins Innere blicken, aber nicht

durch die Fenster, denn die meisten Scheiben fehlen und sind durch schmutziges Papier ersetzt. Mit schmutzigem Papier sind auch die Löcher in den halbzerstörten Scheiben verstopft. Alle Scheiben, auch die nicht durchlöcherten, sind geborsten und mit einer Schicht braunen Schmutzes überzogen.

Dem entspricht auch das Innere der Häuser. Das Mauerwerk ist verfallen, der Kalk an vielen Stellen fortgebröckelt, das Holzwerk halb verfault, morsch und lückenhaft. Die halbdunklen Gänge sind voll Unrath, ebenso die völlig dunkle, morsche, mangelhafte, lebensgefährliche Treppe. Die einzige Farbe überall ist — Schmutz. Er bedeckt die Wände, bemalt die Fenster, überzieht zolldick den Fußboden und rinnt in zähem Brei, zwischen den Deckbalken durchdringend, an den Wänden nieder.

Ein Zimmer im Slum ist also selbst am Tage stets dunkel. Denn von dem wenigen Licht, das in den engen Hof fällt, dringt nur der geringste Theil durch die Fenster, um dann zumeist von den düstern Wänden und der düstern Decke aufgesogen zu werden. Blickt man in diesem Dunkel um sich, so gewahrt man, daß der Raum eng und niedrig ist. In den als möblirt vermietheten Zimmern besteht das Mobiliar aus einer zerbrochenen Bettstelle, einem lahmen Stuhl und einem aus den Fugen gegangenen Tisch. Die Lagerstatt ist ein Haufen Lumpen. Viele Zimmer sind ganz ohne Möbel und Lagerstatt.

Solcher Zimmer sind in der Regel in dem engen, zweistöckigen Hause vier, jedes so voll Menschen, daß der Raum nur eben ausreicht, wenn sie sich zur Ruhe niederlegen.

So ist der Slum beschaffen, gleichviel in welchem Theile Londons, und solche Stätten des Elends trifft man sowohl in der Nachbarschaft des Parlamentshauses, fast unter den Augen der Gesetzgeber, als in der Nähe der glänzendsten Läden und aristokratischsten Plätze und Straßen; und zahlreich namentlich in der Gegend der mit unermeßlichen Reichthümern gefüllten Magazine und Speicher der Theile Londons, wo der Weltverkehr seine Niederlagen hat.

Folgen wir jetzt, um uns mit dem Jammer noch vertrauter zu machen, Mr. Sims und dem ihn begleitenden Künstler, Mr. Barnard, auf einigen ihrer Wanderungen.

III.

Durch einen schmutzigen, finstern Gang, so eng, daß ein beleibter Mann sich darin nicht umdrehen könnte, gelangen wir in einen nur um wenige Fuß breiteren Hof. Dieser ist bis unter die Fenster der niedrigen zweistöckigen Häuser mit allerlei Schutt und Unrath angefüllt. Die Gebäude sind aufs Aeußerste verfallen, die Dächer so durchlöchert, als hätten sie eine Kanonade ausgehalten. Sims und Barnard klopfen an eine Hausthür. Sofort öffnen sich in dem bisher grabesstillen Hofe alle Thüren. Ueberall Weiber und Kinder, überall an den Fenstern Köpfe mit wirrem Haar und bleiche, abgemagerte, wilde, widrig schmutzige Gesichter.

An der Thür, an die man geklopft, zeigt sich ein armes Weib. Selbst von bleicher, kranker Gesichtsfarbe trägt sie in den Armen ein verkrüppeltes, etwa neunjähriges Mädchen mit gekrümmtem Rückgrat; hinter ihr zwei oder drei andere Kinder.

Das arme Weib hat bessere Tage gesehen und schämt sich des Zimmers. Sie hat nur zwei Hände, sagt sie, und das kranke Kind, sowie die andern Kinder nehmen soviel Zeit in Anspruch. Aber hätte sie auch zehn Hände und keine Kinder zu versorgen, so könnte sie doch dem Jammer dieser Wohnung nicht abhelfen. Die Wände sind feucht und bröckeln ab, ebenso die schwarze Zimmerdecke. Der Fußboden ist verfault und an Stellen weggebrochen. Wind und Regen dringen ins Zimmer durch die überall sich öffnenden Löcher. Hier wohnen Mann, Frau und sechs Kinder, und für dieses Zimmer zahlen sie drei Schilling wöchentlich. Es ist das Aeußerste, was sie erschwingen können. Heute z. B. haben sie noch nichts gegessen. Der Mann ist aus, Arbeit suchend. Es ist kein Penny im Hause. Sie müssen, um Nahrung zu kaufen, warten, bis er Geld heim bringt; und daß er Arbeit findet, ist nichts weniger als sicher.

Warum beklagen sie sich nicht darüber, daß der Wirth das Zimmer in solch widerwärtigem, verwahrlostem Zustande läßt? Sie hüten sich wohl, es zu thun. Wenn sie gehen, ist es dem Wirth gleichgültig. Dutzende von Familien wären bereit, das Zimmer zu drei Schilling zu miethen. Das weiß er.

Aber repariren nicht einige Wirthe doch die Zimmer? Ja gewiß! So z. B. sahen unsere Führer Sims und Barnard in einem Zimmer, das zu vier Schilling die Woche vermiethet ist und dessen Zustand sich in Worten nicht wiedergeben läßt, folgende Reparatur: über ein Loch in der Wand, groß genug, daß ein Mann den Kopf hindurch stecken könnte, ist ein Stück von einem alten Kistendeckel mit einem Nagel befestigt. Außerdem hat die Frau, die das Zimmer bewohnt, ein Stück Tapete, fünf Fuß lang, erhalten, das sie selbst ankleben soll, so gut sie es versteht.

Auslage des Wirths:

5 Fuß Tapete — die Rolle zu 6 Pence	$1\frac{1}{2}$ Pence.
1 Brett, Stück des Deckels einer alten Kiste, die ungefähr 6 Pence kostet . .	$1\frac{1}{2}$ „
Summa . .	3 Pence.

Um sich für diese Auslage zu entschädigen, hat der Wirth die Miethe um drei Pence wöchentlich gesteigert. Manche Wirthe steigern die Miethe für ihr bloßes Versprechen, Reparaturen zu machen!

Jetzt eine Scene in einem anderen Slum. Wir befinden uns in einer engen und überaus schmutzigen Straße. Fast jedes Haus hier ist ein Logirhaus für arme Leute. Die Thüren in dieser Straße stehen Tag und Nacht offen, und wir werden sehen, daß die Unglücklichen, die das Quartiergeld nicht zahlen können, gratis auf der Treppe übernachten. In eine der offenen Hausthüren eingetreten, sind wir in einem halbdunklen, von schleimigem Schmutz schlüpfrigen Gang. Am Ende desselben eine Ecke, um die biegend wir in völligem Dunkel sind. Wir stoßen uns, einige Schritte weiter gehend, an den Fuß der Treppe, stolpern und zünden eins der mitgebrachten Lichter an. Was für eine Treppe! Das Geländer ist fast ganz fort und die Treppe selbst wird nicht lange mehr halten. Ein schwerer Stiefel hat bereits ein großes Loch in dieselbe getreten. Nächstens wird der ganze Bau krachend zusammenstürzen.

Begierig zu sehen, was für Menschen es möglich machen, diese Treppe zu benutzen, klimmen wir vorsichtig hinan, und wiederum stoßen wir im Dunkel

gegen etwas Hartes. Es ist eine Thür, die sich beim Anklopfen öffnet. Wir machen wieder Licht, und was wir sehen, entlockt uns einen Schrei des Entsetzens. Die an der Thür stehende Frau würde, wenn sie heraus käme und einen Fehltritt thäte, eine sich hier öffnende Seitentreppe, deren Geländer hinweggebrochen ist, hinabstürzen. Uebrigens ist das Zimmer der Frau reinlicher, als man in solchem Hause erwarten sollte. Aber die Lage der Leute ist fürchterlich. Die Familie besteht aus acht Personen. Erwerb im Ganzen: 12 Schilling; Miethe: 4½ Schilling. Bleibt für alle Bedürfnisse weniger als ein Schilling für jede Person — auf die Woche!

Von diesem obern Stockwerk führt eine steile, dunkle, in noch ärgerem Verfall als die Treppe befindliche Stiege ohne Geländer mitten hinein in die Bodenkammer; und hier erblicken wir ein Bild, das wir nicht leicht vergessen werden. Die Bodenkammer ist fast leer. Nur ein zerbrochener Stuhl lehnt gegen die von jahrelang angesammeltem Schmutz schwarze Wand. In einer Ecke auf einem Brett eine verrostete Pfanne und ein Stück verschimmelten Brotes. Das Fenster wird offen gehalten durch die Scherben eines Blumentopfes. Ein zusammengeknoteter Strick ist über das Zimmer gespannt als Bodenleine, an der einige zu Lumpen zerfetzte Kleidungsstücke hängen. An der einen Seite dieses Zimmers liegt auf dem Fußboden ein kothiger, fettiger, übelriechender Sack, dessen Inhalt Niemand errathen kann. Auf dem Sacke aber sitzt ein bleiches, zerlumptes, beschmutztes, nacktbeiniges kleines Mädchen von vier Jahren. Sie sitzt da in der eisigen Kammer aufrecht, Gesicht und Körper regungslos, hingepflanzt als Wachtposten. Sie wacht über ihr Schwesterchen, das, auf dem bloßen Fußboden, von einem zerfetzten Shawl bedeckt wird. Die Wache ist sehr nöthig. Rollte das Kind nur einige Schritte, so stürzt es die Stiege hinab in den schwarzen Abgrund unten.

Des Kindes Vater, ein Milizsoldat, ist im Dienst abwesend, und inzwischen sind die Möbel, die er hatte, von Gläubigern hinweggenommen worden. Die Mutter ist ausgegangen und wird gewiß betrunken sein, wenn sie heim kommt. Beim Fortgehen hat sie dem Kinde gesagt: „Wenn Du Dich von der Stelle rührst, schlage ich Dich todt.“ So sitzt das Kind bis zum Abenddunkel, hungrig, durstig, müde, aber dem Befehl gehorchend. „Das ist gar nichts,“ sagt die Frau, welche die Miethe einsammelt, „ich habe das Kind schon am frühen Morgen so sitzen sehen, und als ich Abends wiederkam um die Miethe, saß das Kind noch da — das ist gar nichts.“

Trauriger noch als selbst diese Noth ist, daß die Armen gezwungen sind, ihre Kinder in einer Schule des Lasters und Verbrechens aufwachsen zu lassen. Sie können in Bezug auf ihre Nachbarn nicht wählerisch sein. „Ich war,“ sagt Sims, „vor einigen Tagen in einem Zimmer dieses Viertels, das von einer Wittwe, ihren Töchtern von sechzehn und siebzehn Jahren, und ihren Söhnen von vierzehn und dreizehn, und zwei jungen Kindern bewohnt ist. Das jämmerliche Zimmer war auf demselben Niveau mit der Straße und dahinter war der Hofraum des Hauses. Auf diesem Hofraum war die Nacht vorher ein betrunkener Matrose — man begreift, auf welche Veranlassung — so furchtbar mißhandelt worden, daß man ihn todt glaubte. Ich fragte die Frau, ob sie den Lärm

nicht gehört. „Wir sind nicht taub," sagte sie, „aber es ist eine solche Bande hier im Hause! Jede Nacht ist hier eine Schlägerei. Was soll ich mich einmischen? Was geht es mich an?" Das Zimmer, in welchem diese Frau wohnt, ist so feucht, daß die Wände mit Schimmel bedeckt sind. Geht man auf und ab in dem Zimmer, so machen die Planken des Fußbodens ein plätscherndes Geräusch, wie wenn man auf den über nassen Lehm einer Ziegelei gelegten Brettern entlang geht. Für dieses Zimmer und die Erziehung, welche die Nachbarschaft den Kindern gibt, zahlt die Frau $4^1/_2$ Schilling die Woche.

Noch weit grauenhafter ist die Erziehung, welche in einem der von Sims und Barnard besuchten Zimmer Mädchen von sieben und acht Jahren erhalten. Die vortrefflich sich benehmenden, sauber gekleideten Kinder sind eifrige Schülerinnen der Volksschule und namentlich in religiösen Gegenständen erfolgreich. An die Thür des Zimmers, wo sie mit ihrer Mutter wohnen, klopfen unsere Führer. Man bittet sie, ein wenig zu warten. Als die Thür sich öffnet, erheben sich die beiden Kinder höflich und bescheiden. Die Mutter, ein junges Frauenzimmer mit feinen Zügen und graziösen Bewegungen, hat eiligst Toilette gemacht. Ein langer Paletot bedeckt das Nachtkleid. Eine Kette mit Medaillon, beides von Messing, sind um den Hals gehängt. Ein Rest Schminke auf den Wangen und von Kohlenstiftzeichnung unter den Augen verrathen die Erwerbsbeschäftigung, deren stete Zeuginnen die beiden Mädchen sind.

In einem der Höfe sieht es weit besser aus als sonst im Slum. Die Häuser haben gute Thüren, die Fenster Jalousieen. Es ist elf Uhr Morgens. Aber im Hofe ist Todtenstille. Dennoch ist jedes Haus bewohnt und die Miethen werden hier regelmäßig gezahlt. Keine erdrückende Armuth, kein Hunger, keine zahlreiche, den Hausvater niederziehende Familie. Die Männer sind Diebe und Betrüger von Profession, die Frauenzimmer gehören der Classe an, aus der in allen Ländern die Genossinnen solcher Männer bestehen. Welch ein Beispiel ist das Wohlleben dieses Hofes für die benachbarten Armen!

IV.

In obigen Auszügen haben wir Sims' auf das Publicum eines wohlfeilen Journals berechnete Manier mit wenig Aenderung beibehalten. Er wählt absichtlich Extreme und malt deren Schatten so tief als möglich, was, um die Aufmerksamkeit seines Publicums zu fesseln, nöthig ist. Einen weit tieferen Eindruck aber macht die Betrachtung der endlosen, trostlosen Monotonie des in all' den Slums angesammelten Elends. Es ist zwar nichts Malerisches an solch' eintöniger Hoffnungslosigkeit, an den engen, von Unrath angefüllten Höfen, deren unsäglich verfallenen Häusern, den kleinen, niederen Zimmern, den schmutzfarbenen durchlöcherten Wänden, Fußböden, Zimmerdecken und Fenstern, den in diesen Zimmern eng zusammengedrängten, zerlumpten, halbverhungerten menschlichen Wesen mit dem Ausdruck steter Verzweiflung auf den fahlen Gesichtern. Aber wenn wir uns vergegenwärtigen, wieviel tausend Mal sich das auf ganz gleiche Weise wiederholt, ergreift uns tiefes Grauen, welches wächst, jemehr wir uns in die Lage der Unglücklichen hineindenken.

Das Zimmer, selten mehr als zwölf Fuß ins Geviert und acht Fuß hoch,

birgt eine Familie und oft außerdem noch fremde Miether. Unmöblirt ist die Miethe ungefähr 3½ Schilling wöchentlich; möblirt mit etwas Gerümpel ist sie noch beträchtlich höher; und doch sind gerade die möblirten Zimmer am gesuchtesten. Wie dem Vater jenes Kindes in der Bodenkammer, sind fast allen Einwohnern des Slum, die Möbel hatten, dieselben längst von Gläubigern, oder von Wirthen für rückständige Miethe, fortgenommen. Daß der Jammer oft durch Trunk verschuldet ist, macht ihn noch viel schwerer zu ertragen für des Trunkenbolds Weib und Kinder.

Bedenken erregen die Slums besonders als Quellen körperlicher und moralischer Krankheit. Pocken, Typhus, Scharlach haben hier ihre beständigen Brutstätten. Denn noch widerwärtiger wo möglich, als der Anblick des Slums, ist sein unbeschreiblicher Geruch; ein Gemisch der Ausdünstungen der scheußlichen Aborte und des in den Höfen angesammelten Koths und Unraths, mit den Dünsten aus den überfüllten Zimmern und den dort faulenden vegetabilischen und animalischen Ueberresten. Auch Dunst menschlicher Leichen mischt sich nicht selten dazu. Denn Leichen in den gedrängt bewohnten Zimmern der Slums sind ganz normale Erscheinungen. Wo anders soll die Leiche bis zum Begräbniß bleiben, das oft eine Woche, zuweilen noch weit länger hinausgeschoben wird? Findet dann in einem solchen Zimmer eine Leichenöffnung statt, so liest man in den Zeitungen, daß der Leichenbeschauer und seine Jury sich über die unbillige, ihnen gestellte Zumuthung beklagt haben, und denkt dann vielleicht, wieviel scandalöser es ist, daß die Angehörigen so lange mit der Leiche im engen Zimmer waren. Nachdem man dem Unwillen Luft gemacht, geräth die Sache bald in Vergessenheit; und beim nächsten Falle, den die Reporter berichten, fängt das Erstaunen von Neuem an.

Noch gefährlicher als die physische Verpestung ist die moralische. In den Slums sammelt sich Alles, was sonst überall zurückgewiesen wird. Thür an Thür mit Verbrechern von Profession und den niedrigsten, ekelhaftesten Dirnen wohnen Familien, aus Wittwen mit Kindern bestehend, die mit äußerster Anstrengung die Mittel für Miethe und für die unsäglich dürftige, nur eben vor dem Hungertode bewahrende Nahrung erarbeiten, aber den Wirthen besserer Häuser nicht die verlangte Garantie bieten können. Wird das Beispiel und die Anleitung der armen Wittwen ausreichen, um die Kinder, welche der Diebe und Dirnen wüste Verschwendung vor sich sehen, zur ehrlichen Existenz voll unendlichen Leidens anzuhalten, während doch in solcher Atmosphäre ein gesundes sittliches Gefühl sich nicht entwickeln kann? Namentlich von Scham kann kaum die Rede sein, wo so viele Erwachsene beiderlei Geschlechts im engen Zimmer schlafen. Kein Wunder also, daß im Slum die Ehe als ein bloßes Vorurtheil gilt.

Wie jammervoll aber auch die Lage der Miether und Aftermiether der Zimmer im Slum ist, so müssen wir doch, um zu der äußersten Grenze des Elends dieser Gegenden zu gelangen, noch zwei weitere Stufen hinabsteigen. Wir haben beide bereits gelegentlich berührt: die im Logirhaus Unterkommen suchenden Miether und diejenigen, die das Quartiergeld im Logirhaus nicht zahlen können und daher auf der Treppe übernachten.

Die Logirhäuser sind zum Theil, wie die oben erwähnten, innerhalb der Slums, häufiger außerhalb derselben in benachbarten Straßen. Das Quartiergeld ist verhältnißmäßig sehr hoch: für die, übrigens saubere Lagerstatt in dem Saal, der vierzig bis fünfzig Betten enthält, vier Pence jede Nacht. Diebe, Dirnen, im Lande umherziehendes, von Bettel und Betrug lebendes Lumpengesindel bilden das Gros der Logirgäste. Charakteristisch dafür ist, daß zur Zeit des Derby-Rennens in der Nähe Londons, bei dem sich mindestens 200000 Menschen versammeln, die Logirhäuser sich fast ausleeren. Doch verirren sich hierher bisweilen auch anständige Leute, namentlich elternlose Knaben, die als Laufburschen und Zeitungsverkäufer ihr Brot erwerben.

Den Aermsten unter den Armen aber ist das Quartiergeld ebenso unerschwinglich wie die Zimmermiethe. Allnächtlich füllen sich daher die Treppen dieser und anderer offen stehender Häuser in den Slums und in deren Nähe mit gespensterhaften Gestalten, kaum in Lumpen gehüllt, bis auf die Knochen abgemagert, erdfahl, wilden scheuen Blicks; die meisten davon Frauen und Kinder. Etwas Wärme verschaffen sie sich, indem sie sich — Kinder, Weiber, Männer — fest gegen einander pressen. „Glückliche Schläfer" nennt sie der Witz der im Logirhaus heimischen Diebe, die, wenn das Geräusch auf der Treppe sie im Schlafe stört, hinausgehen und die Eindringlinge mit Fußstößen zur Ruhe verweisen.

V.

Zwei Arten von Wirthen, die der Häuser in den Slums und die der Schenken in der Nachbarschaft der Slums, bereichern sich an dem fürchterlichen Elend.

Den Eigenthümer eines der Slums haben Sims und Barnard mit Feder und Stift gezeichnet: einen wohlbeleibten Herrn, selbstzufrieden, selbstbewußt und pomphaft, im Auftreten und der Kleidung; stolzer in der That, als alle asiatischen Despoten und südamerikanischen Pflanzer, auf das von ihm beherrschte Gebiet, jene grausige Straße, wo die Thüren Tag und Nacht offen stehen.

Das Niederreißen vieler Slums in den letzten Jahren und der daraus folgende gewaltige Andrang der Elenden, die sonst nirgend Aufnahme finden, zu den übrigen Slums gibt den Wirthen derselben die Gelegenheit, die Miethen der Zimmer enorm, im Durchschnitt auf mehr als das Doppelte von dem, was sie vor fünf Jahren gewesen, zu steigern, und dabei jedem Verlangen der unglücklichen Miether barsche und verächtliche Weigerung entgegenzusetzen, dieses, schon an sich empörende Verfahren ist es noch viel mehr in den zahlreichen Fällen, wo die Macht und der Einfluß, die ein Antheil an der Kirchspielverwaltung gewährt, zu derartigen Zwecken gemißbraucht werden. Das geschieht auf mannigfache Weise. Folgender authentische Fall wird von Sims mitgetheilt:

Ein großer Complex im Verfall begriffener Gebäude war zu verkaufen. Auf Veranlassung eines zur Kirchspielverwaltung in Beziehung stehenden Mannes wurden dieselben vom Sanitäts-Inspector des Kirchspiels als für menschliche Wohnungen ungeeignet erklärt. Sobald das geschehen, erstand sofort jener Mann, in Verbindung mit einer Speculantenfirma, die Häuser für wenig mehr als den

Werth des auf Abbruch verkauften Materials. Nachdem darauf einige oberflächliche Reparaturen gemacht waren, vermiethete man sofort zu erhöhtem Preis die Zimmer, — und das Geschäft ist für die Leute in den fünf Jahren, die sie es betreiben, zu einer Goldgrube geworden. Gestört werden sie darin nicht leicht werden, denn die Sanitätsaufsicht ist ja Sache der Kirchspielverwaltung!

Die allgemein anerkannte Verrottung der Kirchspielverwaltung ist eine der Folgen der oben erörterten baulichen Verhältnisse des alten Londons. Die Kirchspielverwaltung ist auf Vertretung durch die achtbarsten Bürger berechnet. Aber da, wer irgend auf gesellschaftliche Stellung Anspruch macht, im Westen Londons oder in den Vorstädten wohnt, so ist jene Verwaltung fast überall im Innern Londons in unwürdigen Händen; eine Sache, die auf die hier von uns betrachteten Dinge einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt.

Obwohl die Höhe der Miethe und die verächtliche Behandlung der Miether überall in den Slums ziemlich dieselben sind, so ist doch die Sache nicht überall eine solche Nichtswürdigkeit wie in den Fällen, wo der Reiche mit Hilfe der Verwaltung auf die Noth der unglücklichsten aller menschlichen Geschöpfe speculirt. Unter den Wirthen und Wirthinnen der Slums gibt es eine große Anzahl armer Leute, denen zu Reparaturen die Mittel fehlen, und die, gleich vielen von vornehmer Kundschaft lebenden Läden, den Verlust an denen, die niemals zahlen, durch übertriebenen Verdienst an denen, die zahlen, zu compensiren suchen. Auch ist die Arbeit des Einforderns nicht gering. Der reiche Mann hat dafür seine Bediensteten, die ihm wenig kosten; der arme Wirth und die arme Wirthin müssen selbst die Arbeit thun und sind daher im Ganzen minder hartherzig als Jener.

Einen noch größern Theil der Schuld als selbst die Hauswirthe haben am Elende der Slums die Schnapsschenken, deren wir in der Nähe jedes Slums eine große Anzahl antreffen. In einer Gegend kommt, nach der — übrigens schwerlich zuverlässigen — Berechnung des Verfassers des „Bittern Schreis" eine Schenke auf je hundert Einwohner. Der glitzernde Zierath der Schenke, die Ströme hellen Gaslichts, und vor Allem das Noth und Sorge in wilde Lust umwandelnde Getränk selbst sind Lockungen, denen von der fast durchweg moralisch kraftlosen Einwohnerschaft des Slums kaum ein kleiner Bruchtheil widersteht. Grausig ist in dem blendend hellen Raum das wüste Gedränge der schmutzigen, zerlumpten, abgemagerten Gestalten mit den unsäglich fahlen Gesichtern und der fieberhaften Gluth in den hohlen Augen. Von den lärmenden, taumelnden Müttern haben manche ihre Säuglinge auf dem Arm und Kinder an der Hand, und von früh auf werden diese an Lärm und Gift der Schenke gewöhnt. Das hier verkaufte Getränk ist wirklich Gift. Schon an und für sich ist der ordinäre englische Branntwein voll Fusel und das ordinäre englische Bier nicht besser; und hier wird oft den Armen ein erschreckliches Gemisch von Ueberresten des Ausschankes anderer Kneipen verkauft.

VI.

Welchen Classen die Einwohner der Slums angehören, dafür haben wir mannigfache sichere und in allen Punkten übereinstimmende Zeugnisse. Wichtiger

als alle Privatarbeiten, selbst Sims und den „Bittern Schrei" nicht ausgenommen, sind die Berichte des Unterhaus-Comité's über die Wohnungsnoth der niederen Classen. Im Jahre 1881 constituirt, beendete das Comité seine Nachforschungen erst im folgenden Jahre. Ein passenderes Comité konnte es nicht leicht geben. Zu seinen Mitgliedern gehörten die Urheber der beiden Gesetze, um deren Vervollkommnung es sich hier handelte. Der eine war zudem früher die ganze Zeit des Beaconsfield-Ministerium hindurch Minister des Innern gewesen. Ferner befanden sich in dem Comité der Präsident der Behörde für das Londoner Bauwesen und zwei Persönlichkeiten, die am Bau verbesserter Arbeiterwohnungen durch Privatleute energischen und höchst wirksamen Antheil genommen hatten. Es versteht sich also von selbst, daß das Comité alle Personen vorlud, von denen man irgend erhebliche Auskunft erwarten konnte und daß die Fragen mit vollendeter Sachkenntniß gestellt wurden. Da, wie bereits bemerkt, alle Aussagen unter sich und mit den privaten Erkundigungen und Erfahrungen in vollem Einklang stehen, so sind die Resultate, die wir nun aus diesem Material entwickeln werden, absolut zuverlässig. Wir beginnen mit einigen einleitenden Bemerkungen.

Die Bevölkerung der Slums besteht, wie gesagt, aus Ausgestoßenen, d. h. aus Menschen, die man anderswo nicht zuläßt, und die daher im Slum enorme Miethen zahlen für Räume, welche zu beziehen keinem im erlernten Beruf regelmäßig thätigen englischen Fabrikarbeiter oder Handwerker in den Sinn kommen würde. Solcher Ausgestoßener gibt es eine Anzahl Classen; und behufs der Uebersicht theilt man diese am besten in folgende vier Kategorien:

A. Gesindel.

B. Vom Gesindel zu rechtschaffenen Menschen den Uebergang bildend.

C. Rechtschaffene, aber unglückliche Leute.

D. Aus besonderen Ursachen in die Slums verbannt.

Wir wollen nun bei der Betrachtung der einzelnen Klassen, außer der soeben gemachten Eintheilung, folgende zwei Fragen im Auge behalten:

I. Warum die im Slum lebenden Classen dorthin verbannt sind?

II. Was geschehen müßte, um die durch Arbeit ihr Brod verdienenden Leute von der Gesellschaft und dem Einfluß des Gesindels zu befreien?

A. Gesindel.

Zum Gesindel zählen wir die Verbrecher von Profession, die Dirnen, die Bettler und Herumtreiber.

Für die Verbrecher von Profession ist der Slum die rechte Heimath, wo allein sie das ihrem Geschmacke entsprechende schmutzige, wilde, wüste Leben ungestört führen können; und für ihre Erwerbsthätigkeit läßt sich kein besserer Rückhalt denken, als das Labyrinth enger dunkler Höfe und Durchgänge. Selbst bei Tage ist hier der Verbrecher schwer zu fangen, und bei Nacht wagt die Polizei sich nicht gern in die Slums.

Der Verbrecher stete Genossinnen sind die Dirnen der niedrigsten Art, die auch nicht leicht in einer besseren Gegend geduldet werden würden.

Die Bettler und Herumtreiber und anderes ähnliches Gesindel findet man, wie oben gesagt, nicht in den Zimmerwohnungen der Slums, sondern in den dortigen und den benachbarten Logierhäusern. Daß dem so ist, und daß man sie anderswo nicht aufnimmt, begreift sich leicht.

B. Den Uebergang vom Gesindel zu rechtschaffenen Leuten bildend.

Zu dieser Kategorie gehören zwei Classen der Einwohner der Slums, die im Uebrigen nicht das Geringste mit einander gemein haben: die Almosenempfänger und die Straßenhändler.

Die Almosenempfänger, von denen wir hier reden, leben in den Slums der City und einiger angrenzender Districte und sind hierher durch die milden Stiftungen der City gelockt. Zu den vielen Seltsamkeiten, welche durch die Umwandlung der City aus einer mit städtischer Bevölkerung dicht angefüllten Altstadt in eine Lokalität für unermeßlichen Verkehr hervorgebracht sind, gehört auch die, daß es in der City eine Menge milder Stiftungen gibt, mit denen man nichts Rechtes anzufangen weiß. Dieselben waren für die Armen der hier vor Jahrhunderten ansässigen Bevölkerung bestimmt. Jetzt ist diese Bevölkerung verschwunden, die Nachkommen, soweit deren noch in London existiren, wohnen in anderen Gegenden der Stadt. So vertheilt man nun, formell im Einklang mit dem Willen der Stifter, die Almosen an die ersten besten Leute, die sich als in den betreffenden Kirchspielen ansässig melden; und dadurch ist, wie Vögel durch ausgestreute Körner, eine Masse armen Volks herbeigezogen worden, das nirgend anders als in den Slums Wohnung findet.

Was die Straßenhändler betrifft, so war diese zahlreiche und wichtige Classe noch vor wenig mehr als zwanzig Jahren vollkommen achtbar. Das bezeugt H. Mayhew, der sie damals aufs Eingehendste untersucht hat. Die traurige Veränderung ist eine Folge von mancherlei Umständen, und besonders des Fortreißens vieler kleiner alter Häuser, um theils neuen Verkehrsadern, theils jenen kasernenartigen Gebäuden für den Arbeiterstand Platz zu machen. Zu Mayhew's Zeit wohnte der Straßenhändler in einem zweistöckigen Häuschen: im Erdgeschoß die Vorräthe, der Karren und Stallung für den Esel; im oberen Stockwerk die Wohnungsräume. Die Miethe betrug etwa vier Schilling die Woche. Derartige Gelegenheit existirt jetzt nicht mehr, wenigstens nicht in den inneren Theilen der Stadt, und die Miethe solch kleiner Häuser ist jetzt dort so hoch gestiegen, daß der Straßenhändler sie unmöglich erschwingen kann.

Gegenwärtig wohnt derselbe also im Slum und trägt mächtig zu deren Verpestung bei. Das einzige Zimmer ist zugleich Wohnstätte und Waarenniederlage. Das unverkaufte Gemüse bringt er Abends heim, schüttet es auf den mit zolldicker Schmutzschicht bedeckten Fußboden und breitet es dort aus als Lagerstätte für sich und seine Familie. Morgens wird es dann wieder auf den Karren geladen, durch Begießen mit schmutzigem Wasser aufgefrischt und auf der Straße verkauft; aber im Zimmer bleiben doch Reste, die in Fäulniß übergehen.

In die Slums sind die Straßenhändler verbannt, weil man in keinem ordentlichen Hause die Verpestung durch faulendes Gemüse dulden würde. Auch braucht der Händler zur Auffrischung seiner Waare viel Wasser. Auf Qualität

desselben sieht er nicht. Aber Quantität ist absolut nöthig; und Wasser ist in London, wo die Wasserleitungsgesellschaften ein Monopol, verbunden mit Besteuerungsrecht, haben und sich ihr Capital mit mehr als fünfzig Procent verzinsen, ein kostspieliger Artikel.

Ein auf die soeben beschriebene Art betriebenes Geschäft ist selbstverständlicher Weise nicht einträglich. Der Straßenverkäufer verdient nur mit Mühe das Nothwendigste, kommt nie zu Ersparnissen und ist nicht selten in peinlicher Verlegenheit um den Einkauf seiner Waare. Durch seine oft von vor Tagesgrauen beginnende und stets bis zum späten Abend dauernde, immer an die Straße gebundene Thätigkeit ist er den Versuchungen zu Trunk und Verbrechen mehr als andere arme Menschen ausgesetzt, und es kann uns nicht Wunder nehmen, daß er denselben häufig unterliegt. Thatsache ist dies jedenfalls, authentisch im Parlamentsbericht bezeugt und auch durch Erkundigungen des gegenwärtigen Schreibers bestätigt. Allerdings gibt es noch eine Anzahl anständiger Straßenhändler, Leute mit etwas Capital und regelmäßiger Kundschaft aus den besseren Gesellschaftsclassen, z. B. Hotels und Speisehäuser. Die große Masse des Straßenhandels aber ist auf die ärmsten Arbeiter berechnet. Der Abend des Samstags und der Sonntag sind die wichtigsten Zeiten, und die Käufer der verpesteten Waare sicherlich ohne Ausnahme arme Leute.

Wir haben es demnach hier mit einer dreifachen Quelle der Verpestung zu thun: dem Einfluß, welchen die Nachbarschaft der Diebe, Gauner und Dirnen auf die Straßenhändler selbst ausübt; der Verpestung der Zimmer im Slum durch faulendes Gemüse und der Vergiftung der armen Leute durch die an diese von den Straßenhändlern verkaufte Waare. Denn das Geschäft der Straßenhändler ist zum bei Weitem größten Theil in Eßwaaren, außer Gemüse namentlich Obst und Fischen; und mit den andern Artikeln geht der Händler ebenso um, wie mit den Gemüsen.

C. Rechtschaffene, aber unglückliche Menschen.

Die wichtigste und zahlreichste der hierher gehörigen Classen, die der Dockarbeiter, ist zwar durch die Arbeit in den Docks auf den Osten, Südosten und Süden Londons beschränkt. Hier aber sind die Slums am zahlreichsten und in den meisten dortigen Slums bilden die Dockarbeiter die Majorität der Einwohnerschaft. Für die Beschäftigung des Dockarbeiters, das Laden und Ausladen der Schiffe, bedarf es keiner speciellen Fähigkeit und Lehre, und da diese Arbeit eine gewaltige Menge Menschen erfordert, so ist sie die letzte Zuflucht derer, die sich nicht anders auf ehrliche Weise zu helfen wissen. Man vergleicht deshalb den Dockarbeiter mit einer Senkgrube, in der die Verkommenheit aus allen Ständen zusammenfließt. Wer die Unglücklichen, die früh Morgens an den Thoren der Docks auf Arbeit harren, genau kennt, der weiß, daß darunter Mitglieder großer Adelsfamilien vorkommen, Söhne von hohen Beamten, Geistlichen und von einst angesehenen Kaufleuten. Das Gros jedoch stammt aus englischen und irländischen Dörfern. Die Schwierigkeit des dortigen, durch amerikanische Concurrenz für die Pächter immer precärer werdenden Erwerbes treibt die Tagelöhner schaarenweise nach London, und hier krankt die Existenz

der übersiedelten Familie an denselben Uebeln, welche die Grundursachen der Uebersiedelung waren.

Wäre die englische und irische Landbevölkerung fähig, von den gebotenen Gelegenheiten den möglichen Vortheil zu ziehen, so könnte an einträglicher Beschäftigung auf dem Lande kein Mangel sein. England importirt colossale Massen aller durch Land- und Gartenbau und durch Viehzucht erzeugten Producte. Auf den ersten Blick ist es also unbegreiflich, warum man nicht, statt Eier, Butter, Fleisch, Gemüse, Obst, Zucker vom Ausland zu kaufen und die englischen und irländischen Arbeiter vom Lande in die Städte zu treiben, jenen Bedarf durch sie erzeugen läßt. Noch erstaunlicher wird die Sache, wenn man weiß, daß gerade in derjenigen Gegend des Auslandes, die sich am regelmäßigsten mit der Erzeugung landwirthschaftlicher Producte für den englischen Markt beschäftigt, in der Normandie, der Pachtzins ebenso hoch ist als in England. Dennoch liegt, wenn auch nicht direct, so doch indirect die Schuld an den englischen Besitzverhältnissen. In England gibt es keine Kleinbauern in der Art der normännischen, die auf Pacht oder als Eigenthümer ein Gut von wenigen Morgen inne haben, für den Betrieb einer so kleinen Wirthschaft reichlich mit Capital versehen sind und die Arbeit entweder nur mit Hilfe ihrer Familie oder höchstens mit einem Knecht oder einer Magd verrichten. Die Seele solch einer normännischen Meierei ist die Bauersfrau; namentlich Milchwirthschaft und Hühnerzucht liegen ihr ob, nicht nur was die Erzeugung, sondern auch was den Vertrieb der Producte betrifft. Der Mann, gleichfalls unermüdlich und ein Musterbild aller Eigenschaften eines rechten Bauern, ist ebenso den Söhnen, wie die Mutter den Töchtern, Erzieher und vorleuchtendes Beispiel. So wird die öconomische Kraft der Familie aufs Höchste gesteigert, und derselbe Zins, der den englischen Pächter zu Grunde richtet, gestattet dem normännischen, auf englischem Markt mit dem Engländer siegreich zu concurriren.

Aber welcher Gegensatz zwischen der normännischen Kleinbauern- und der englischen Tagelöhnerfamilie! In letzterer ist nur der Mann der Ernährer, und selbst er ist nur das Rad einer Maschine. Zwar verrichtet er ganz gut, was ihm aufgetragen wird; aber mit nicht viel mehr Interesse und Selbständigkeit als das Pferd und der Pflug, die gleichfalls ganz vortrefflich für das, was von ihnen gefordert wird, geeignet sind. Der Mann hat keine andere Aussicht und daher kein höheres Bestreben, als, so lange er kräftig ist, das Brot von Tag zu Tag für sich und die Seinen zu erwerben, und in den alten Tagen das Arbeitshaus. Die Verbesserung seiner Lage ist eine Unmöglichkeit, wenigstens so lange er England nicht verläßt. Zum erblichen Helotenthum verurtheilt, hat er des Heloten erbliche Stumpfheit. Er ist ein Lastthier, und der Gedanke, etwas Besseres und Höheres zu werden, kann gar nicht in ihm aufkommen, da ihm dazu jede Gelegenheit fehlt. Auch seine Frau und seine Kinder sind daher im Gefühl des Helotenthums aufgewachsen. Um zu sehen, mit wie selbstverständlicher Geringschätzung die höheren Classen auf die ländliche Bevölkerung hinabblicken, braucht man nur Erzählungen religiöser Tendenz, die für den Landadel bestimmt sind, zu lesen. Der Gedanke, daß die vom Evangelium gepredigte brüderliche Gleichheit auf die englischen ländlichen Verhältnisse Anwendung finden

könne, kommt den frommen Schriftstellern und Schriftstellerinnen niemals in den Sinn. Die Pflicht, für die Classe der Feldarbeiter zu sorgen, wird den höheren Ständen zwar aufs Angelegentlichste und mit bestem Erfolge ans Herz gelegt; aber unter der stillschweigenden Voraussetzung des Grundübels ihrer Lage als eines solchen, das nun einmal nicht zu heben ist. Den Stempel desselben trägt denn auch der ländliche englische Arbeiter an der Stirn. Seine Frau ist zugleich stumpf und anspruchsvoll; und wie die Kinder des normännischen Ehepaars dem Beispiel ihrer Eltern folgen, so folgen die des englischen Tagelöhnerpaars dem Beispiel der ihrigen. Dazu kommt noch, was die nach London gehenden ländlichen Tagelöhnerfamilien betrifft, daß dies in der Regel die moralisch schwächsten sind. Die tüchtigeren behaupten sich in den heimathlichen Dörfern, und die tüchtigsten wandern nach Amerika oder Australien.

Etwas anders als mit den aus englischen Dörfern stammenden Londoner Tagelöhnern verhält es sich mit denen irländischen Ursprungs. Ihnen fehlte es in Irland nicht an Gelegenheit zu selbständiger kleiner Wirthschaft. Vielmehr sind die meisten Irländer, die als Tagelöhner nach England, Amerika und Australien auswandern, in ihrer ursprünglichen Heimath Kleinwirthe auf eigne Rechnung gewesen. Aber diese Leute sind durch Jahrhunderte langen Druck so demoralisirt, daß sie sich über die Sorge für das Nächste und absolut Nothwendige nicht aufschwingen können und zu sorgfältiger Wirthschaft unfähig sind. Die Hütten, mit denen sie sich als Wohnungen begnügen, werden von denen, die sie beschreiben, „Höhlen" (hovels) genannt, und sind in ihrer Art ebenso traurig wie die Londoner Slums. Infolge dieser, der ganzen niederen Bevölkerung Irlands gemeinsamen Verhältnisse, sind die aus Irland in die Vereinigten Staaten eingewanderten Arbeiter anerkanntermaßen, der rohste, niedrigste, öconomisch ungünstigst gestellte Theil der amerikanischen Bevölkerung, obwohl ihnen dieselben Erwerbsgelegenheiten, wie allen übrigen Einwohnern zu Gebote stehen. Namentlich sind die Irländer nicht nur aufs Aergste dem Trunk ergeben, sondern derselbe wirkt auf sie unvergleichlich viel nachtheiliger, als z. B. auf die thatsächlich noch weit mehr trinkenden Schotten und Schweden. Auch ist, wenigstens bei den in den Londoner Slums lebenden Irländern die Trunksucht ein Laster der Weiber ganz wie der Männer; und selbstverständlich sind die Erscheinungen dieses Lasters bei den Weibern der Slums, die mit wenig Ausnahmen Mütter sind, vielfach mit noch sehr jungen Kindern, ganz besonders widerwärtig.

Die durch Mangel an Arbeit aus den englischen und irländischen Dörfern nach London getriebenen Tagelöhner bilden nun das Gros der Dockarbeiter, und gemischt damit sind herabgekommene Menschen aus allen möglichen Gesellschaftsclassen, hie und da, wenn auch selten, Ausländer, unter denen besonders einige Neger auffallen. In die Slums sind all diese Menschen durch nichts weiter als durch ihre moralische Haltlosigkeit verbannt. Die Miethe in den Slums ist enorm hoch, und wenn diese Leute ordentlich wären, könnten sie für weniger Geld sehr viel besser wohnen. Aber ihr ganzes Wesen ist so wüst, daß kein anständiger Mensch sie aufnimmt.

Was die öconomischen Verhältnisse der Dockarbeiter angeht, so ist es unmöglich, aus dem vagen, größtentheils absichtlich sensationellen Gerede, das man

überall, selbst in den Aussagen vor dem Parlamentscomité antrifft, ein rechtes Bild zu gewinnen.

Fest steht, daß die Löhnung des Dockarbeiters fünf Pence[1]) die Stunde beträgt und daß die Beschäftigung unregelmäßig ist. Ist das Dock voll mit Schiffen, so ist viel Arbeit, die zuweilen um vier Uhr Morgens beginnt. Sind wenig Schiffe im Dock, so ist wenig zu thun. Mit Ausnahme der Stauer, welche die Güter im Schiffsraume packen, und deren Lohn sechs Pence die Stunde beträgt, werden alle Dockarbeiter jeden Morgen für den betreffenden Tag angenommen und erhalten, wie gesagt, fünf Pence die Stunde. Doch gibt es unter den so angeworbenen Leuten zwei Classen, ständige und gelegentliche. Die ständigen sind dem die Annahme besorgenden Beamten bekannt, er hat — und benutzt des Morgens beim Aufruf der Arbeiter — eine Namenliste derselben. Wenn diese erschöpft ist, kommen die gelegentlichen an die Reihe. Nach einer Abschätzung von Sims beträgt die Zahl der am Morgen vor dem Thor eines der größeren Docks wartenden Arbeiter ungefähr 2500, davon etwas mehr als die Hälfte regelmäßige. Doch ist auf solche Abschätzung kein Verlaß und es wäre wohl der Mühe werth, genauere Ziffern aufzustellen, was für eine mit etwas System im öffentlichen Auftrag vorgehende Untersuchung ein Leichtes sein dürfte.

Jedenfalls steht es fest, und ist nach dem oben Gesagten leicht begreiflich, daß die große Masse der Dockarbeiter ein jämmerliches Leben führt. Fünf Pence die Stunde ist nur die Hälfte dessen, was in London die Arbeit des einigermaßen kräftigen Handwerksgehilfen gilt, und dieser hat seine stete Beschäftigung, während diejenige des Dockarbeiters, sowohl was Arbeitsgelegenheit überhaupt, als was die Dauer der Arbeit an dem betreffenden Tage betrifft, unsicher und fluctuirend ist. Hier wäre also, um die Noth abzuwenden, große moralische Festigkeit nöthig. Man müßte sich viel versagen, um für die Zeit der Arbeitslosigkeit einen Sparpfennig zu haben. Aber der Dockarbeiter ist ja gerade deswegen zu seiner niederen Beschäftigung herabgesunken, weil es ihm an moralischer Kraft für Besseres fehlt; und moralisch haltlos ist nicht nur er, sondern auch seine Familie. Ist der Erwerb gut, so geht Alles auf; mangelt der Erwerb, so ist grauenhafte Noth jedweder Art der Unglücklichen unvermeidliches Los.

Dasselbe, wie von den Dockarbeitern, gilt von der ganzen Classe, von der sie die zahlreichste Kategorie bilden, den sämmtlichen Tagelöhnern, die zu keiner Berufsbeschäftigung in Beziehung stehen, sondern auf unregelmäßige, sporadische Gelegenheiten angewiesen sind. „He is out to look for a job — Er ist aus, um Arbeit zu suchen", sagt die Frau, die mit ihren Kindern hungernd und frierend auf die Rückkunft des Mannes harrt. Das Geschäft dieser Tagelöhner ist, aufs Gerathewohl hinausgehen auf die Straße und nach einer Arbeit suchen, die nichts weiter erfordert als Kraft und guten Willen, und die, weil sie nichts weiter erfordert, nur einen niederen Lohn bedingt.

Man begreift, welche Rolle in einer solchen Existenz die Wohnungsmiethe spielt. Keine Arbeit, keine Ersparnisse, und hohe Miethe zahlen! So hat denn

[1]) Ungefähr 42½ Pfennige Reichsmünze.

die auf Forträumung der Slums, als Brutstätten der ansteckenden Krankheiten, gerichtete Bewegung die Lage dieser Unglücklichen, sowie die der Straßenverkäufer furchtbar erschwert. Das bezeugen in energischen Worten Mr. Sims und der angesehene, mit den Verhältnissen der armen Irländer aufs Genaueste vertraute katholische Geistliche, Canon Gilbert.

Mr. Sims sagt: „Als Beispiel der groben Vernachlässigung der Interessen der Armen durch den Staat braucht man nur auf die Arbeiter-Wohnungs-Gesetze hinzuweisen. Durch Hinwegräumung der Slums, in denen die Aermsten wohnten, sind tausende von Familien heimathlos geworden; und in vielen Fällen ist die Verbesserung nur bis zum Niederreißen der alten Häuser, nicht bis zum Aufbau neuer gediehen. Viele durch Niederreißen von Slums entstandene Bauplätze sind heut noch ohne Gebäude, — letzte Ruhestätten todter Katzen, ausgedienter Stiefel und Kessel. Die Folge ist die hundertfache Vermehrung der Noth in den Slums. So beschränkt ist jetzt die Wohnungsgelegenheit für diejenigen, deren Erwerbsfähigkeit die geringste ist, daß in den ihnen noch zugänglichen Häusern die Miethe sich seit fünf Jahren mehr als verdoppelt hat. Was noch schlimmer ist, die Miether sind der Wirthe hilflose Opfer! Die Miether können keine Reparatur erlangen, keinen genügenden Wasservorrath, nicht die allergeringste Verbesserung; müssen zufrieden sein mit Schmutz, Koth und Fäulniß, tropfenden Wänden, zerbrochenen Fenstern und mit all den Greueln einer Fieberhöhle. Falls sie sich beklagen, heißt der Wirth sie gehen. Leicht findet er Dutzende weniger anspruchsvoller Miether."

Der Ankauf der niederzureißenden Slums durch die Londoner Bauverwaltung kostet große Summen, und das Gesetz will, es sollen an Stelle der zerstörten Wohnungen neue, bessere, für mindestens ebenso viele Menschen, als vertrieben sind, errichtet werden. Das geschieht denn auch bis zu einem gewissen Grade. Es wachsen kasernenartige Gebäude empor und die armen Vertriebenen werden aufgefordert, dort Wohnungen zu miethen. Aber ihnen klingt das wie ein Hohn. Für solches Lumpengesindel sind die stattlichen neuen Wohnungen nicht berechnet. Enges Zusammenpferchen ist hier nicht gestattet, und dieselben Menschen, die im Slum sich mit einem Zimmer begnügten, müssen hier mindestens drei Zimmer nehmen. So ist also die Einwohnerschaft dieser Gebäude, die an der Stelle der Slums erbaut sind, völlig von derjenigen verschieden, die man aus den Slums vertrieben hat. Auf Kosten der Aermsten unter den Armen ist die ohnehin bereits günstige Lage der Handwerker-Classe noch verbessert worden. „Die Armen fühlen" — sagt Canon Gilbert — „daß man sich um sie nicht kümmert und daß sie mit Füßen getreten werden."

Nicht wenige Weiber in den Slums — namentlich Wittwen — arbeiten für den Broterwerb; theils allein, theils mit Hilfe von Knaben oder Männern, die zu kräftiger Arbeit untauglich sind, Greisen, Krüppeln und dergleichen. An Arbeit fehlt es nicht. Aber der Lohn beträgt, für das Frauenzimmer selbst, weniger als einen Penny die Stunde, für den Knaben nur den Bruchtheil eines Penny. Die Arbeit der Frau, welcher keine Kinder helfen, ist Näh-Arbeit. Es werden an fabrikmäßig gefertigten Kleidungsstücken wohlfeilster Art Knöpfe und Unterfutter angenäht, es werden Kinderkleider, Schürzen, sowie auch Säcke zu

Strohmatratzen gemacht. Um mehr als einen Shilling (= 1 Mark) den Tag zu verdienen, ist mehr als vierzehnstündige Arbeit nöthig. Dazu kommt noch, daß mit Abholen der Arbeit vom Arbeitgeber und mit Ablieferung an denselben viel Zeit verloren geht; daß die Ausgänge der unglücklichen, in der zerlumpten Kleidung frierenden Geschöpfe sie veranlassen, die Schenke zu besuchen, und daß während der Mutter Abwesenheit die Kinder ohne Fürsorge und Aufsicht bleiben.

Mit ihren Kindern, zuweilen auch mit einem alten oder gelähmten Manne zusammen arbeitet die Frau im Slum an Streichholzbüchsen. Für das Gros Büchsen beträgt der Lohn $2^1/_4$ Pence (26 Pfennig Reichsmünze). Selbst das ist nicht reiner Verdienst. Davon geht ab, was der Kleister kostet, und für das Trocknen der Büchsen muß das Zimmer geheizt werden.

D. Aus besonderen Gründen in die Slums verbannt.

Die zwei zu dieser Kategorie gehörigen Classen der Slumbewohner, die Pelzzupferinnen und die armen Juden, haben mit einander nichts weiter gemein, als daß sie vollkommen achtbar und, obgleich arm, nicht nothleidend, und daß sie aus ganz eigenthümlichen Ursachen in die Slums verbannt sind.

Das Abzupfen der Flaumhaare von Kaninchenfellen hat den Zweck, dieselben für die Rauchwaarenfabrik soweit fertig zu machen, daß man sie durch allerlei Färbung in Nachahmungen von Pelzwerk umwandeln könne. Diese Nachahmungen täuschen keinen Menschen, der von Pelzwerk die geringste Ahnung hat. Aber sie sind hübsch, befriedigen ein Bedürfniß, und haben daher bedeutenden Absatz. Aus allen anständigen Häusern wird die Abzupfarbeit deshalb verbannt, weil der feine Flaum in die Zimmer des Hauses fliegt — die Arbeiterinnen selbst sehen aus, als seien sie über und über mit Zucker oder Mehl bepudert — und weil es unvermeidlich ist, daß Reste von Kaninchenfellen und Kaninchenhaaren im Zimmer zurückbleiben und dort in Fäulniß übergehen.

Die armen Juden in den Slums gehören einer Classe an, von der selbst die eigenen Stammgenossen in Deutschland mit nicht viel Liebe zu reden pflegen: Kleiderhändler, Hausirer, Trödler — mit einem Worte Schacherjuden und Bettler. Von den Engländern unterscheiden sie sich scharf, nicht nur durch jüdischen Gesichtstypus und jüdische Manier, sondern auch, und namentlich dadurch, daß sie das Englische mit einer Art jüdisch-deutschen Accents sprechen. Denn sie stammen fast sämmtlich aus Gegenden, wo die niedere Classe der Juden die Landessprache durch jüdisch-deutschen Jargon entstellt, aus Westrußland, Polen, Ungarn, Deutschland und Holland. Viele sind selbst dort geboren, die anderen sind Nachkommen von dorther eingewanderten Voreltern. Unter diesen Umständen ist es doppelt bemerkenswerth, welche Sympathie und Achtung die armen Juden den beiden Engländern einflößen, die sich über sie vor dem Parlamentscomité ausgelassen haben, dem Sanitätsinspector Dr. Liddle und dem mit der obersten Entscheidung über die Expropriations-Entschädigungen beauftragten Parlamentsmitglied und Kronadvokaten (Queen's counsel) Mr. Rodwell.

Dr. Liddle sagt: „Die Juden sind sicher nicht der ungesundeste Theil der Bevölkerung dieses Stadtviertels. Der Inspector Mr. Dyte bemerkt, daß die

Juden in der Regel langlebig sind, und daß ihre religiösen Sanitätsvorschriften sie befähigen, lange gegen ungünstige hygienische Verhältnisse anzukämpfen, eine Behauptung, deren Bestätigung ich selbst zur Cholerazeit gesehen habe. Auch der Juden Nüchternheit trägt zu dem guten Gesundheitszustand bei. Ferner lebt, soweit sie es irgend kann, jede jüdische Familie in einem Hause für sich; nicht wie arme Engländer und Irländer mit anderen Leuten zusammen. Gewiß die Juden sind sehr vortreffliche Bürger" [1]).

Mr. Rodwell sagt: „Von allen intelligenten Menschen, mit denen ich je in Berührung gekommen bin, sind die Juden die vordersten und am reinlichsten in ihren Bräuchen."

Es handelt sich hier, wir wiederholen es, um die ärmsten Juden: Kleiderhändler, Trödler, Hausirer, Schnorrer. Daß diese im Slum wohnen, hat folgenden Grund: dem armen Juden ist es sowohl Gemüthsbedürfniß als Geschäftserforderniß, in der Stadtgegend zu leben, die von jeher die Londoner Heimath der armen Juden gewesen, in der Lage dem Berliner Spandauerstraßen-Viertel ähnlich. Diese Gegend aber — diesseit und jenseit der östlichen Grenze der City gelegen — ist eine von denen, die am stärksten vom andringenden Geschäftsleben der City überfluthet worden ist. Nach der Aussage eines Sachverständigen ist hier der Quadratfuß ein Pfd. Sterling, d. h. die Quadratruthe über 3000 Mark, werth. Also findet hier der arme Mann nur im Slum, d. h. in den mit halbverfallenen Häusern besetzten engen Gassen, die bisher von der überfluthenden, aus der City strömenden Bewegung unberührt gelassen worden sind, ein seinen Mitteln zugängliches Unterkommen.

---

[1]) The Jews are very excellent citicens certainly.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Wilhelm von Humboldt.

Von

K. Bruchmann.

In der Vorstellung der nicht gerade zahlreichen Menschen, welche vom Dasein und der Persönlichkeit Wilhelm von Humboldt's etwas wissen, lebt er unter dem Bilde eines älteren Mannes, dessen Züge angestrengte geistige Arbeit bekunden. In sich gesammelte Ruhe eines völlig abgeklärten und durch die Wechselfälle des Lebens nur schwer zu erschütternden Gemüthes scheint aus diesen Augen zu blicken, und der lange, patriarchalische Rock, in welchen die leicht gebückte Gestalt eingehüllt ist, vollendet den Eindruck, daß diese Persönlichkeit eine moderne Einsiedler-Persönlichkeit ist, durch ihre Neigung vom Treiben der Welt entfernt, abgeneigt ihrem Lärm, nur äußerlich ihr angehörend, innerlich verweilend im ernsten stillen Geisterreich, wo nach den Worten seines Lieblingsdichters des Jubels nichtiges Getöse verhallt ist.

Und diese Anschauung ist wohl begründet; diesem Bilde wurde Humboldt immer ähnlicher seit er 1820 aus dem Staatsdienste geschieden war, um nur noch von 1830 an einige geschäftliche Functionen zu übernehmen, namentlich aber seit dem 26. März 1829, wo ihm seine geliebte Gattin Caroline von Dacheröden entrissen wurde, mit der er seit 1791 verheirathet gewesen war.

Dieser Humboldt bestätigt die öfter gemachte Erfahrung, daß man sich Menschen von Bedeutung, noch dazu solche, welche im Ganzen ein sehr erfolgreiches und glückliches Leben geführt haben, nur schwer in einem andern Rahmen vorstellen kann, als in dem, welcher sie wirklich einst umgeben hat. Auch er gehört zu diesen mannigfach bevorzugten Naturen, welche gerade den Wirkungskreis gefunden haben, der am meisten geeignet war, alles das zur Entwicklung zu bringen, wozu in ihnen die Keime gegeben waren.

Die am 28. Mai 1883 erfolgte Enthüllung seines Denkmals vor der Berliner Universität, und, was mehr sagen will, seine Persönlichkeit selbst fordern dazu auf, uns sein Bild mit ein paar Strichen wieder zu vergegenwärtigen. Steht er doch uns in Berlin gewissermaßen näher, da wir den Zauber kennen, welcher die Stätte umgibt, wo er fünfzehn Jahre hindurch mindestens die Sommer-

monate verbrachte und nach seinem am 8. April 1835 erfolgten Tode bestattet wurde.

Gerade diese Persönlichkeit paßt zu diesem Wohnsitz, welcher von poetischem Glanz umflossen ist. Die Räume des Tegeler Schlößchens, welches Wilhelm im Jahre 1824 umgebaut und erweitert hat, sind mit Kunstwerken geschmückt, die er meist selbst gesammelt hatte, denn er wollte gern unter lauter schönen Gestalten umherwandeln. Hier genoß er nach langdauernder, oft anstrengender und unerquicklicher politischer Thätigkeit die völlig sorgenfreie, gedankenschaffende Ruhe des Weisen, stets geneigt, poetisch wie er war, alle Reize der Natur zu empfinden, welche die wechselnde Jahreszeit mit sich brachte. Duft und Schatten gaben ihm die hohen Linden und Akazien, und seine Phantasie wurde belebt durch einen Blick auf den von Schwänen durchzogenen Wasserspiegel, wenn er, der unermüdliche Arbeiter, sich einmal von seinen Büchern erhob. Hier, wo er so gern geweilt hatte, fand auch sein Leib an fichtenumrauschter Stätte den Ruheplatz. Hier hatte er am friedvollen Abend seines Lebens mit der Gattin, von der ihn seine politische Thätigkeit doch mitunter auf längere Zeit getrennt, ganz abgeschlossen und zusammengehörig gelebt. Als sie todt war, lebte er geistig mit ihr fort. Täglich besuchte er ihr Grab, an dem sich die von einer „Spes" gekrönte Säule erhebt; seinen Briefwechsel mit ihr suchte er täglich in den Morgenstunden hervor, um in der Erinnerung die schönen Zeiten der Jugend und Liebe noch einmal zu genießen: denn alles Schöne liegt in der Vergangenheit.

I.

Dieser Einsiedler, der innerlich mit dem größesten Kreise, äußerlich mit dem kleinsten aufhörte, hatte ein mannigfach bewegtes Leben geführt. Sein auf Staatskosten errichtetes Denkmal beweist, daß er dem Staate gedient und sich dabei gewisse Verdienste erworben haben muß. Die Stelle des Denkmals erinnert uns daran, daß er in jenen traurigen Zeiten von Preußens Niederlage und Ohnmacht im Jahre 1809 trotz des dürftigen Bestandes der Finanzen die Gründung der Universität bewirkt hat, für deren Entwicklung er noch Jahre lang sorgte.

Dies war jedoch nicht die Gelegenheit, welche seine ganze Hingebung in schwierigen und verantwortungsvollen Geschäften erforderte.

Wilhelm wurde am 22. Juni 1767 in Potsdam geboren. Sein Vater war der Major und Kammerherr Alexander Georg v. Humboldt, seine Mutter eine geborene v. Colomb, die aus ihrer ersten Ehe mit dem Baron v. Holwede einen Knaben mitgebracht hatte. Diese beiden Knaben, sowie den 1769 geborenen Alexander unterrichtete bis in die Mitte der siebziger Jahre der berühmte Joachim Campe. Der Unterricht, welcher auf die Universität vorbereiten sollte, wurde privatim genossen. Großen Einfluß auf Wilhelm hatte die Unterweisung des Philosophen Engel. Im Herbst 1787 ging Wilhelm auf die Universität nach Frankfurt a. O. ab; Ostern 1788 siedelte er nach Göttingen über. Hauptsächlich auf das Studium der Rechte vorbereitet, erweiterte er hier den Kreis seines Wissens und Interesses bedeutend. Er wurde mit dem berühmten Philologen Heyne bekannt, fand Zutritt in seinem Hause und war mit freundschaftlicher

Begeisterung der Tochter jenes Gelehrten, Therese, zugethan, die damals bereits mit Georg Forster verheirathet war.

Begabt zum Glücklich-, und geboren zum Tugendhaftsein (wie sein Biograph Haym[1]) sich ausdrückt), konnte er allen Regungen aufs Freieste nachgeben, von einem ängstlichen Brotstudium war nicht die Rede. Hier interessirte ihn schon „alles Menschliche", nicht am wenigsten Geschichte und Politik. Seine Reiselust, welche ihn sogar in den spätesten Jahren noch einmal nach London führte (1828), trieb ihn in Gesellschaft Campe's im Juli 1789 nach Paris, wo er am 3. August ankam.

Nach Deutschland zurückgekehrt mußte er, da seine Studienzeit beendet war, daran denken, die juristische Praxis kennen zu lernen. Nach Ableistung seines Probejahres erhielt er den Titel Legationsrath und kehrte nun sogleich dem Staatsdienst den Rücken, um ein „ideales" Leben zu führen, nach seinem Sinne. Er war, wie Steinthal sich ausdrückt, ganz dazu angelegt zu genießen, im höchsten Sinne dieses Wortes. Er konnte also auch arbeiten, schaffen, insofern ihm dies Genuß war. Im Jahre 1791 verheirathete er sich mit Caroline v. Dacheröden, mit der Schiller's Frau innig befreundet war. Das junge Paar lebte zunächst auf dem Gute Burgörner, in der Nähe von Mansfeld.

Alles Tiefste, was liebende Empfindung, alles Höchste, was Begeisterung von dem geliebten und verehrten Gegenstand aussagen kann, finden wir in Wilhelm's Aeußerungen über seine Gattin, die gute Li. Sein Zeugniß wird aber auch von den Zeitgenossen, welche so glücklich waren, diese seltene Frau kennen zu lernen, durchaus bestätigt. Sie war nicht nur schön und liebenswürdig, sondern auch kenntnißreich bis zu dem Grade, daß sie mit gelehrtem Verständniß den Arbeiten ihres Gatten auf die verschiedensten Gebiete hin folgen konnte. Ob auf dem vertrauten Boden der Heimath oder in der Fremde, in Rom, überall verstand sie es, ihre Häuslichkeit zum Sammelpunkt einer geistig erlesenen Gesellschaft zu machen. Leitstern seines Lebens und Wirkens wird sie genannt. „Ich weiß," schreibt er, „wie viel ich ihr in den verhängnißvollen Jahren 1813—19 in Ansichten, Richtungen, Bestrebungen verdankte. Ihre Ansichten, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen leiten, stärken, befestigen, ermuntern im Ganzen; man sieht das Ziel, wohin man gelangen soll, reiner und klarer, und läßt sich durch Schwierigkeiten und Zufälligkeiten der Ausführung weniger auf Abwege bringen. Auch berechnet ein Mann für sich allein weniger die echte Reinheit der Mittel, ohne die das wahrhaft Gute niemals gedeihen kann." Sie allein sei das Princip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen. Als sie todt war, mußte er seine Empfindung in den Worten aussprechen: „aller Friede, jede geheime und süße Empfindung, jedes erfreuende und erhebende Rück- und Vorwärtsdenken kömmt mir noch immer von ihr und wird mir bis zum Grabe von ihr kommen."

Mit vierundzwanzig Jahren schrieb er seine Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.

In der vollkommenen Muße, die ihm vergönnt war, verfolgte er eifrig alle

[1]) Wilhelm von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik von R. Haym. Berlin 1856.

Anregungen, die ihm sein bisheriges Studium gegeben hatte; soll man sie schematisch bezeichnen, so trieb er Philologie und Philosophie. Hier waren ihm die Griechen am theuersten und er vertiefte sich namentlich in Pindar und Aeschylus mit der Gründlichkeit des Fachmannes. Diese Studien brachten es mit sich, daß er mit Fr. Aug. Wolf in regsten Verkehr trat. Seine philosophischen Studien knüpften naturgemäß an Den an, der in jener Zeit die deutschen Geister aufs Tiefste ergriffen hatte, an Kant; 1793 besuchte er Schiller in Jena. Dieser war seit 1790 in reger philosophischer Thätigkeit. 1791 hatte er die kurz zuvor erschienene „Kritik der Urtheilskraft" gelesen; sie hauptsächlich hatte ihn hingerissen und durch ihren neuen, lichtvollen geistreichen Inhalt ihm das größte Verlangen beigebracht, sich nach und nach ganz in Kant's Philosophie hineinzuarbeiten. Die engste Verbindung brachte das Jahr 1794, welches Humboldt mit seiner Familie in Jena verlebte. Hier verkehrte er auch mit Joh. Gottl. Fichte und Goethe.

In dieser Epoche äußerte Humboldt die Ansicht, daß das Alterthum und vorzüglich das griechische seine ausschließende Beschäftigung werden sollte. Um so verlockender mochte ihm dies erscheinen, als Li mit ihm arbeitete, den Herodot las und sich gründlich in den Homer vertiefte. Jena verließ er 1795. In diesem Jahre erschienen Wolf's „Prolegomena ad Homerum", ein Buch, das Humboldt von Neuem an griechische Studien fesselte. Nachdem er 1796 auf sechs Monate nach Jena zurückgekehrt war, ging er 1797 nach Berlin.

Durch den Tod seiner Mutter noch unabhängiger geworden, unternahm er eine Reise nach Paris, wo 1798 auch sein Bruder sich aufhielt. Von dort 1799 nach Spanien: so lebhaft war seine Begierde, die Menschen kennen zu lernen. Unterdessen hatte er die altfranzösische und einen Theil der spanischen Literatur durchforscht, und so entwickelte sich bei ihm der Gedanke, die Theorie der Aesthetik an praktischen Beispielen durchzugehen. Er fühlt, daß er sich künftig noch ausschließender dem Sprachstudium widmen werde, und daß eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der seine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können. „Im Grunde," meint er, „ist Alles, was ich treibe, Sprachstudium; ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr in diese Ansicht." In Spanien hatte er das Baskische studirt. Sein lange gehegter Wunsch, nach Italien zu gehen, ließ sich gerade jetzt (1800 war er nach Berlin zurückgekehrt) aufs Beste erfüllen. Auch wollte er einmal nicht bloß für sich allein leben.

Er ging als Vertreter Preußens mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes als Resident nach Rom 1802. Auch hier begünstigte ihn wieder insofern das Glück, als er mit Pius VII. zu verhandeln hatte, einem Papste, den Ranke (Histor.-biogr. Stud. 8) überaus hochstellt. Trotz des herrlichen Aufenthalts verließ ihn auch hier, wie einst in Frankreich, nicht das Gefühl seiner „Deutschheit". „Wie oft," schreibt er, „ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen

so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."

In Rom hatte er seinen einzigen großen Schmerz: sein ältester Knabe starb dort. Nach einigen Jahren auch noch ein jüngerer.

Hier in Rom vollendete er, wie er selbst bezeugt, seine Bildung. „Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr; und was gibt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart zu genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres."

Hier wurde er mit den amerikanischen Sprachen durch Vermittelung seines Bruders bekannt.

Im Jahre 1809 erhielt er in Erfurt am 6. Januar die Aufforderung des Königs, die Stelle eines Directors der Section für den Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen. Im April traf er in Königsberg ein. Aber schon 1810 trat er aus dem Ministerium aus, um Diplomat zu werden. Am 14. Juni wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Wien ernannt. Hier war er, da es zunächst nicht viel zu thun gab, wieder ganz in Sprachstudien vertieft. „Meine ganze innere Neigung," bekannte er, „geht eigentlich viel mehr auf ruhige und betrachtende Existenz; allein ich bin nun durch den Zufall einmal in das Weltgetriebe hineingeworfen, und nun freut mich auch am meisten das dichteste und ärgste Gewirre. Ich erhalte doch mitten darin immer meine Einsamkeit, die mich nie verlassen wird."

Von 1812 an begann nämlich sein Aufenthalt aufregend und anstrengend zu werden. Und jetzt lag es weder in den Verhältnissen, noch in seiner Neigung, seine diplomatische Thätigkeit aufzugeben. Durch die politischen Ereignisse wurde er auf verschiedenen Schauplätzen festgehalten bis über den Wiener Congreß hinaus. Erst 1817 konnte er Frankfurt a. M. verlassen, um nach Berlin zurückzukehren. Er war Gegner der heiligen Alliance und fast in allen Fragen einig mit Stein, seitdem Stein in den Staatsdienst getreten war und ihn nothgedrungen wieder verlassen hatte.

In Berlin wurde er Mitglied des „Staatsrathes". Sein Verhältniß zu Hardenberg war jedoch wenig erfreulich, so daß er nach London ging. Auch hier war seines Bleibens nicht lange; 1819 sollte er wieder ins Ministerium eintreten. Am 31. December dieses Jahres erhielt er, von einer Coterie gestürzt, seinen Abschied.

Dies sein Lebensgang. Jetzt hatte er, nachdem auf zehn Jahre der Muße zehn Jahre der Arbeit gefolgt waren, noch fünfzehn Jahre zu leben übrig. Zu lernen brauchte er nicht mehr viel für seine wissenschaftlichen Pläne, da er seit 1814 sich gründlich mit Sanskrit vertraut gemacht hatte.

II.

Daß Wilhelm von Humboldt mit Schiller und Goethe eng befreundet war und mit den besten Geistern des Weimarer Kreises, daß er mit Wolf verbunden war, der Umstand, daß er gerade in jener Zeit mit jenen Männern lebte, welche am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts ein goldnes Zeitalter der Poesie, Philosophie und Philologie für uns geschaffen haben, dies Alles macht seine Person gewiß anziehend. Daß er in schwierigen, entscheidungsvollen Zeiten alle Kräfte seines der Politik abholden Geistes dem Wohle des Vaterlandes widmete, gereicht ihm gewiß zum Ruhme und verdient unsern Dank. Allein subjectiv werthvoll und anziehend wird er erst dadurch, daß man aus seinem geistigen Leben Genaueres erfährt; classisch für uns wird seine Persönlichkeit erst dann, wenn wir im Stande sind, mit ihm zu empfinden. Wenn seine Bestrebungen und Gedanken in uns widerklingen, wenn wir uns zu dem Bekenntniß gedrungen fühlen, daß er, Schiller's, Goethe's und Kant's nicht unwerth, Gedanken gedacht hat, welche heute noch zur Substanz unseres Geistes gehören, ist er classisch für uns, wobei die Eigenart und Totalität seiner Persönlichkeit uns mit ästhetischem Wohlgefallen oder ethischer Bewunderung erfüllen kann.

Daß seine Lebensschicksale besondere Theilnahme der letztern Art erwecken könnten, läßt sich kaum behaupten. Denn er war in den glücklichsten Verhältnissen geboren, kannte nie in seinem Leben irgend einen Mangel, hatte keinerlei ernsthafte Kämpfe zu bestehen, welche das Gleichgewicht seines Gemüths dauernd oder heftig in Schwanken brachten. Keine Nöthigung zum Brotstudium, kein Wettrennen um ein Amt, kein peinlicher Zwang, mit seinen Arbeiten zu einer bestimmten Zeit fertig zu sein, ja nicht einmal die Nöthigung des Arbeitens selbst war ihm auferlegt. Nicht in dem Sinne, daß er hätte lernen, nicht in dem, daß er hätte produciren müssen. Der einzige große Schmerz war in Italien der Verlust seines ältesten Knaben: darum war er auch zuerst ganz fassungslos.

Er war so sehr eine kritische, d. h. lernende und receptive Natur, daß er unter dem Drang solcher Verhältnisse, wie sie den meisten Menschen beschieden sind, wahrscheinlich weniger producirt hätte und insofern können wir uns freuen, daß er fast immer völlige Freiheit genoß. Er war sich über die Schwerflüssigkeit seiner Gedanken klar, so daß er gelegentlich gestand: „Wieder habe ich aber gesehen bei dieser Gelegenheit, daß die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat. . . . Habe ich mir eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem andern auszuknäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht." Wäre Schiller nicht an sich unsagbar anziehend gewesen, so hätte die Form seines Gesprächs allein Humboldt instinctiv fesseln müssen, weil Schiller's rastlose productive Natur zur Production und zu bestimmter Formulirung der Gedanken nöthigte. Als Schriftsteller wirkt darum Humboldt meist mehr stimmend als bildend, wie sein Erklärer und Fortsetzer Steinthal es gelegentlich ausdrückt.

Und dieser Gelehrte war ein Diplomat? Dieser Diplomat auch ein Gelehrter? Ja, seine diplomatischen Fähigkeiten waren sogar hochgeschätzt und darum auf der andern Seite gehaßt und gefürchtet. Nicht bloß wegen des beißenden Sarkasmus, über welchen er, wie sein Bruder Alexander, verfügte, wegen seiner Begabung, z. B. den Wiener Congreß zu einer Fundgrube der Heiterkeit zu machen. Seine Zähigkeit, die Lauterkeit seines Wesens und die sich nie verleugnende Dialektik seiner Rede machten ihn seinen Gegnern unbequem. Von seinem Könige dagegen wurde er mit dem Eisernen Kreuz und dem Schwarzen Adlerorden ausgezeichnet.

Wenn er nun ein Gelehrter war, was hat er denn gelehrt? Zu welcher Facultät ist er zu rechnen? Ist er Sprachforscher oder Philosoph, und welches sind die unverlierbaren Ergebnisse seines Forschens? Hierauf läßt sich antworten, er war Sprachforscher; aber ein philosophischer, oder, wie er sich ausdrückte, ein empirisch-philosophischer. Er ist der Begründer der philosophischen Sprachwissenschaft. Werthvoller aber als solche schematische Bezeichnung mag sein Anspruch darauf sein, daß er überhaupt ein philosophischer Kopf war im Sinne Schiller's. „Wenn ich zu irgend etwas," äußerte er selbst, „mehr Anlage als die Allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, ein Zusammennehmen mehrerer Seiten und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen."

Dies in der That zeichnet ihn als Gelehrten so sehr aus, wie es jeden andern Gelehrten jedes beliebigen Gebietes auszeichnet, daß er ein philosophischer Kopf war. Die Verdienste, welche sich Männer um die Geisteswissenschaft erworben haben, lassen sich selten kurz und nie so genau formuliren, wie die glänzenden Entdeckungen der Naturwissenschaft, wie die Kopernikanische Lehre. Zumal was Philosophen eigentlich Neues und Wichtiges gedacht haben, läßt sich, so oft auch Dieser und Jener als Begründer einer neuen Epoche wortreich gepriesen wird, sehr schwer angeben. Und trotz alles Scharfsinns, welcher an philosophischen Schriftstellern oft imponiren mag, geräth der schüchterne Jünger in Bedrängniß, wenn er ihre neuen epochemachenden Lehren empfinden und angeben soll. Gerade die Gedanken, durch welche Philosophen menschlich werthvoll werden — und darauf kommt es doch an — zeigen sich, ihrer mehr oder weniger scholastischen Hüllen entledigt, als schöne, aber bekannte Ideen, welche unsere Persönlichkeit desto wirksamer ergreifen, je mehr sie Blut von unserm Blut sind und die guten Traditionen einer edlen Vergängenheit in uns wieder erwecken.

Ob Zeit und Raum nur Formen der Anschauung oder objective Potenzen sind, ist gewiß nicht gleichgültig; noch viel weniger, ob es einen logisch stringenten Beweis gibt für das Dasein Gottes und die Freiheit des menschlichen Willens: die Antwort jedoch, welche der Philosoph ertheilt, indem er von Neuem das Soll und Haben der Menschheit durchmustert, ist hauptsächlich wirksam für andere Geister durch die Form, durch seine wissenschaftliche Methode. Sein Denken und Empfinden nöthigt uns, ein Gleiches zu thun. Er setzt die Kräfte des Gemüths in Bewegung. Und wo hätte es je bei wichtigen Dingen an dem heilsamen Für und Wider eines erregten Austausches der Meinungen gefehlt? Theils

die richtige Darstellung der Wirklichkeit, verbunden mit dem Reiz logischer Strenge, theils die Tiefe des Gefühls oder die Hoheit der Gesinnung bringen in Jenen, welche beides zu genießen befähigt sind, eine lustvolle Stimmung hervor. Die Erregung der Gemüther ist die Hauptsache, kaum je ein einzelnes Ergebniß der Forschung.

In den historischen Wissenschaften liegt die Sache schon etwas anders; da kommt es auf Wieder-Erkennen an, auf Erklärung von Thatsachen, auf Ordnung einer oft wirren Ueberlieferung.

Auf allen Gebieten des Wissens aber wird gerade der philosophische Kopf sowohl am besten erkennen, als auch am tiefsten wirken.

Und wodurch unterscheidet er sich denn vom Empiriker, oder wie man sonst den Gegensatz formuliren will? Er will sein Wissen in Verbindung setzen mit allen andern Gebieten des Wissens. Denn die Einheit alles Wissens, das große, nie erreichte und vollendete System alles Wissens ist die Weltweisheit, die Philosophie. Alles historische Wissen ist nur lebendig, wenn es mit allem andern Wissen in Verbindung gebracht wird. Wie alle Lebensäußerungen eines Volkes, analog denen des Individuums, ursächlich untereinander verknüpft sind, so ist alles Wissen zusammengehörig zur Universalerkenntniß der physischen und moralischen Welt. So wenig dieses Ideal erreichbar ist, so sehr muß es die Richtung des Gelehrten bestimmen. Da wissenschaftliches Studium doch sicherlich unter die „Handlungen" gehört, so gilt hier das Distichon:

Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.

Das eben war Humboldt's Meinung, der sich auch hier ganz von Schiller's Geist erfüllt sah. So gelehrt er auch war: all' sein Lernen galt im Grunde der Erkenntniß des Menschen. Seine geistigen Triebfedern, die Art wie er je gedacht und mit Hilfe der Sprache sich ein Weltbild geschaffen hat, in welchen Regungen sein Gefühl den Anreizen der äußern Welt antwortete, wie der Duft der Schönheit, der Glanz der Liebe und die gebieterische Mahnung des Sollens in seinem Geiste Bestand gewann, wie Völker einen Nationalcharakter gewinnen und sich dadurch unterscheiden: das war Gegenstand seiner Lernbegier. Um dieses tief menschliche Interesse zu empfinden, mußte er selbst mit ausgebreiteter und reizbarer Receptivität ausgestattet sein.

Will man also nicht eine historische Aufzählung der von ihm bearbeiteten Gebiete und eine Schilderung seines weitverzweigten Gedankenganges unternehmen, so muß dies Eine wiederholt werden, daß er Denken, Gefühl, Sprache und Kunst der Menschen studirte. Um diesem Ziele nahe zu kommen, bildete er seine eigne Persönlichkeit und suchte die Fähigkeit zu steigern, alle Regungen der menschlichen Natur nachzuempfinden.

Die Ergründung des Menschen nach der Einheit und Totalität seines Wesens ist eine Aufgabe, für deren Lösung der ganze Inbegriff unsrer Kenntnisse von der menschlichen Natur aller Zeiten, von ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften zu Hilfe genommen werden muß. Zu den dunklen Stellen, welche hier von Speculation und Erfahrung noch unaufgehellt sind, gehört der Geschlechtsunterschied, ein Verhältniß, welches Kant jederzeit erstaunlich und wie ein Ab-

grund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen war. Zwei Aufsätze Humboldt's gehören hierher: „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" (Schiller's Horen 1795, Stück 2, S. 99—132. Werke IV. 270—301) und „Ueber die männliche und weibliche Form" (Horen 1795. 3, 80—103 und 4, 14—40. Werke I. 215—261). Sprache und Inhalt bekundet „den feinsten Duft der Erfahrungen", ohne die er doch sein Thema nicht hätte behandeln können.

Was reizte also sein Nachdenken und worauf kam es ihm an? Auf Wechselwirkung allein beruht das Geheimniß der Natur. Dies ist die allgemeine Formel, unter welche alle einzelnen Verrichtungen der Natur fallen, sofern sie analog sind dem Unterschied des männlichen und weiblichen Geschlechts. Er versucht also dieses Verhältniß zu begreifen als eine logische Voraussetzung der Wirkungen, welche auf den verschiedenen Gebieten seiner Herrschaft erzielt werden. Es ist dies, logisch gesprochen, jene siegreiche Dialektik der Natur, welche schlagender als je ein Philosoph beweist, daß alles Werden unter die Formel von Thesis, Antithesis und Synthesis fällt. Irgend etwas begreifen, heißt seine Nothwendigkeit begreifen. So sehr wir uns allenthalben darum bemühen, so weit sind wir im Grunde immer noch davon entfernt. Darum werden Analogien zur Erklärung herbeigezogen, um das Befremdliche eines Vorgangs durch die Aehnlichkeit eines andern zu mildern. So auch Humboldt. Alle Arten der Production, welche mit der natürlichen in Vergleich gestellt werden können, zieht er herbei, so namentlich die geistige. Eine Schilderung der Vorgänge und Stimmungen, der Verschiedenheit der dabei betheiligten Factoren war unerläßlich, obgleich der Gegenstand „nicht zu viel Deutlichkeit verträgt".

Jene Verschiedenheit organisirter Wesen hat natürlich für ihn nicht lediglich den Sinn einer praktischen Maßregel zur Erhaltung der Gattung, sondern ästhetischen Werth, d. h. also, in der Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts, den des vollendeten Kunstwerks. Der Begriff der Menschlichkeit, meint Humboldt, wird weder durch die männliche, noch durch die weibliche Form rein erfüllt. Der Geschlechtscharakter ist als eine Schranke anzusehen, welche die männliche und weibliche Schönheit von der idealischen entfernt; und so lange er auf die Form Einfluß hat, wird er es derselben unmöglich machen, sich zum Ideal zu erheben. Aber da es Gesetz der endlichen Natur ist, nur vermittelst der Schranken zum Unendlichen aufzusteigen, nur durch Materie zur Form und nur durch Trennung zur Harmonie zu gelangen: so ist die Geschlechtsschönheit, obgleich sie für sich allein der Idealschönheit ewig widerspricht, doch der einzige Weg zu derselben. Humboldt erklärt, daß die weibliche Bildung (Gestalt), gerade insofern sie weiblich ist, der Schönheit näher verwandt erscheint. Um so auffälliger ist es, daß alle weiblichen Thiere weniger schön sind, als die männlichen ihrer Gattung.

Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerstreit der Kräfte. Nur die Verbindung der Eigenthümlichkeiten beider Geschlechter bringt das Vollendete hervor. „Ein Individuum einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle. Um daher die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, muß es ein Mittel

geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente und in verschiedenen Graden vereint, fühlen läßt."

Man möchte hier, abgesehen von der Einwirkung Schiller's, etwas Platonisches in Humboldt's Philosophiren wieder erkennen. Denn bekannt genug ist ja jener platonische Mythus, den Aristophanes in Platon's Symposion erzählt. Da gab's einstmals eine Art von Menschen, von denen jetzt nur noch der Name übrig ist, die Androgyne: zwei Gestalten, mit dem Rücken in eins verwachsen. Ihre körperliche und geistige Kraft war aber so groß, daß sie den Göttern gefährlich wurde und Zeus den Entschluß faßte, sie in zwei Theile zu zerschneiden. Die Operation — im Falle ihrer Nutzlosigkeit sollte eine abermalige Theilung erfolgen und die Menschen einfüßig werden — wird mit Hilfe Apoll's vollzogen. Aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit war so stark in den jetzt Getrennten, daß jeder Theil seine Hälfte aufsuchte, sie mit den Armen umschlang und begehrte, wieder zusammen zu wachsen. Da sie nichts ohne einander thun wollten, starben sie vor Hunger und Unthätigkeit. Zeus, mitleidig erregt, ersann nun ein anderes Mittel, welches von Erfolg begleitet war. (Plat. Sympos. cap. 14 u. 15.)

Dies ist die poetische Einkleidung eines Problems; Humboldt versuchte sich mit einer philosophischen und Darwin berührt es naturwissenschaftlich. Betrachtungen der Art sind für die Sprachwissenschaft zwar keineswegs unfruchtbar, denn sie weiß vom grammatischen Geschlecht und einer feinen Unterscheidung der Dinge nach dieser Kategorie zu berichten; aber Humboldt's Erkenntniß suchte größere Gebiete, tiefere Fragen auf: sowohl die Frage vom Ursprung der Sprache, als die Verschiedenheit des Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Hierzu bedurfte es zunächst historischer Kenntnisse. Es gibt so viele Sprachen auf der Erde, nicht alle sind gleich. Er versuchte Ursprung und Verschiedenheit der Sprachen philosophisch zu begreifen. Wie die Beantwortung dieser Frage, die ja auch noch zu den ungelösten gehört, ausfallen mag, könnte zunächst nicht von Belang erscheinen. Aber im System unseres Wissens bleibt schließlich nichts ohne Bedeutung und man kann leicht sehen, daß auch diese Frage unsere Weltanschauung beeinflußt, unser Handeln bestimmen und die Stimmung unseres Gemüths, je nachdem die Antwort ausfällt, verwandeln kann.

Die Sprache gehört, wie W. Wundt es nennt, unter die Ausdrucks-Bewegungen. Tönende Bewegungen dieser Art sind freilich auch im Thierreich öfter vertreten. Aber sie unterscheiden sich so ungeheuer, durch eine so unüberschreitbare Kluft von den menschlichen, daß weder bis jetzt eine Vermittlung gelungen, noch zu hoffen ist. Jene Bewegungen sind also zwar nicht artbildend, d. h. Mensch und Thier unterscheiden sich nicht dadurch der Art nach, daß ein Theil jenes Vermögen besitzt, der andere nicht; aber wer nach Einheit der Anschauung aller lebendigen Wesen ringt (mag er sich Darwinist nennen oder nicht), wird von den Annäherungen betroffen, welche auch hier das Thierreich an die Menschen gerückt hat. Wer sich nun auf den alten metaphysischen Satz beruft: „natura non facit saltum", wird, bei dem Bekenntniß von der Unmöglichkeit des Beweises, den theoretischen Glauben festhalten, daß am Ende doch noch jene

Vermittlung gelingen wird. Und davon ist die ganze Weltanschauung, zum Theil die Ethik, für Manche sogar die religiöse Ueberzeugung abhängig.

Folgen wir jedoch Humboldt jetzt zu der in seiner Art unternommenen vergleichenden Anthropologie: denn das ist sein ganzes Sprachstudium. Am deutlichsten ist dies ausgesprochen in der Einleitung zum Kawi-Werk, der großen Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Jeder, der mindestens zwei Sprachen kennt, hat oft empfunden, daß sich aus einer in die andere selten ganz treffend, niemals aber alles aus jeder übersetzen läßt. Abgesehen vom Klang der Laute, der doch auch, namentlich in dichterischen Erzeugnissen, sein Recht und seine Wirkung hat, zeigt sich besonders in den Worten und Gedanken eine unverkennbare Verschiedenheit der Nationen, welche zum Ausdruck eines tieferen Gefühls dienen. Homer läßt sich nicht unverkümmert ins Deutsche übersetzen, Schiller und Goethe nicht ins Griechische u. s. w. Der lexikalische Bestand der Sprachen und die grammatischen Mittel zum Ausdruck des Gedankens sind verschieden, oft höchst ungleich.

Drei Fragen mußte Humboldt beantworten: wo zeigt sich diese Verschiedenheit, warum zeigt sie sich, welche Folgen hat sie für das geistige Leben?

Daß auch diese Betrachtungen keine leere Gelehrsamkeit sind, liegt auf der Hand. Die Verschiedenheit der Sprachen ist thatsächlich. Muß man nun annehmen, daß alle Sprachen dennoch von einer einzigen als ableitbar gedacht werden können? Daß die unsägliche Verschiedenheit ihres Klanges und ihres grammatischen Baues nur ein historisches Ergebniß ist, nicht eine Folge ursprünglicher Verschiedenheit? Kann es eine paradiesische Zeit der Sprachen- und Menscheneinheit auf der Erde gegeben haben, oder nöthigen uns unsere historischen Kenntnisse und logischen Voraussetzungen zur Annahme verschiedener Schöpfungs-Centren?

Ja, wenn nun die Einheit behauptet wird, wie ist es möglich, daß eine so große Verschiedenheit entstand? Warum bleiben jetzt lebende, niedriger organisirte Sprachen auf ihrer Stufe stehen? Wenn der Australneger eine im Vergleich zu unserer Sprache mangelhafte hat, kann er unsere Gedanken nachdenken? Ist er durch den unerforschlichen Gang des Weltlaufs verurtheilt, mit seiner elenden leiblichen Existenz auch hoffnungslos seinen dürftigen Gedanken-Vorrath zu bewahren? Hat ihn die Natur mit gleicher Liebe ausgestattet wie uns? Humboldt wußte, daß der Mensch nie zu denken ist ohne eine greifbare Metaphysik und unbewußte Logik. Dies war es, was ihm am Wissenswürdigsten erschien. Seine Betrachtungen sind ein theoretischer Hintergrund für die plastischen Erscheinungen der Weltliteratur. Die ihm eigene Neigung, in die Tiefe zu gehen, konnte sich nicht begnügen mit dem historischen Nachweis und der Beschreibung jener großen Verschiedenheiten, er suchte auch den Grund zu erkennen.

Der wahre Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit ist die geistige Kraft der Nationen. Und woher diese? Aus der unergründlichen Tiefe ihrer Individualität. „Wie mächtig," sagt er, „Natur und Geschichte auf die Nationen einwirken, ist es doch immer jene inwohnende Kraft, welche die Wirkung aufnimmt und bestimmt, und nur dieselben Menschen, nicht Menschen überhaupt,

würden unter denselben Umständen zu demjenigen geworden sein, was wir jetzt an diesem oder jenem Volksstamm erblicken. Ohne die reelle Kraft, die bestimmende Individualität an die Spitze der Erklärung aller menschlichen Zustände zu setzen, verliert man sich in hohle und leere Ideen. Die Redeform ist dem Menschen ein Zwang seiner intellectuellen Natur."

Auch wir sind nicht im Stande, die Verschiedenheit des menschlichen Geistes und seiner Sprache zu erklären: das sind Fernsichten. Einstweilen hat die Wissenschaft noch genug damit zu thun, die bekannten Sprachen genauer zu durchforschen und richtigere Anschauungen über ihre Entwicklung zu gewinnen. Humboldt machte sich verdient durch den Hinweis auf die innere, geistige Seite der Sprache und somit um die Vergeistigung der Sprachwissenschaft, deren letztes Ziel ja doch nach aller Mühsal der Lautforschung nur die Erkenntniß des Geistes sein kann. Er warf, wenn schon begreiflich sei, daß der erregte Mensch in Laute ausbricht, die Frage auf, wie deren Verständniß möglich gewesen sei, da doch nicht jede Aeußerung eines Individuums an sich auf Verständniß rechnen kann. Er betrachtet die Sprachen als einen Theil der Geschichte des Menschengeschlechts und als das wichtigste Mittel in der Oeconomie der intellectuellen Natur, um das Menschengeschlecht seiner Bestimmung zuzuführen.

Wie sehr ihm alles nahe ging, was aus der Tiefe des menschlichen Gemüths entspringt und so gelegentlich auch wieder in die Tiefe dringt, zeigt seine zeitweilige Verliebtheit in einige Sprüche der indischen Philosophie. So weit er sie kannte, war sie ihm anziehend durch die Vereinigung von zwei Gedanken: daß der Geist, als einfach und unvergänglich, von dem zusammengesetzten und vergänglichen Körper geschieden ist, und daß von dem nach Vollendung Strebenden jede Handlung ohne alle Rücksicht auf ihre Folgen und mit völligem Gleichmuth über dieselben vorgenommen werden muß.

Für die Stimmung seiner späteren Jahre paßten vortrefflich ein paar Sprüche, die er selbst übersetzt hatte.

Wie Lampe, frei von Windwehen, nicht sich reget: des Gleichniß ist
Der Vertiefte, der, festsinnig, vertieft in Selbstvertiefung sich.
. . . Der Mensch muß so vertiefen, sinnentfremdet, sich,
Tilgend jeder Begier Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
Der Sinne Inbegriff bändigend mit dem Gemüthe ganz und gar.
. . . Den Vertieften, Stillsinnigen der Wonnen höchste dann besucht,
Dem Irdischheit die Ruh nicht stört, dem reinen, gottgewordenen.

Auf Wortstellung und Eleganz des Ausdrucks war er nicht aus; ihm lag an möglichster Treue. Auch die Wortstellung seiner Sonette hat noch jüngst einem Aesthetiker Seufzer entlockt.

Wie die indischen Sprüche der Weisheit vielfach ästhetischen Reiz haben und darum Humboldt bis zur Ueberschätzung fortreißen konnten, so ist im Ganzen seine Persönlichkeit höchst anziehend wegen ihrer Reichhaltigkeit und Harmonie, moralisch durchaus achtungswerth, er, als lebendes Individuum, ein Kunstwerk. Jedoch keins mit dem tragischen Hauch von Schiller's und Lessing's Größe, und darum wirkt er auch, was ja kein Mangel ist, nicht so ergreifend wie jene. Fast das einzige Martyrium, was man an ihm mitfühlen kann, ist das Ringen des Gedankens. Daher gewährt die Vertiefung in seine Leistungen, so schwierig

sie mitunter ist, überall einen edlen und harmonischen Genuß; da er selbst es liebte, die Dinge unermüdlich hin und her zu wenden im Denken, so kann gerade der, der sich an seiner Dialektik erfreut, bei ihm genießen. Das innerliche Wesen charakterisirt ihn eigentlich. Unausgesetzt lernt er, immer von einer andern Seite sucht er seinem Stoff beizukommen; alle Thatsachen der Erfahrung versucht er anzuknüpfen an den philosophischen Kern seines Denkens, an die Idee.

Dabei ist er aufs innigste vertraut mit der Poesie Goethe's und Schiller's und mit den Literaturen der Welt; so sehr zu ästhetischer Stimmung geneigt, daß er selbst zur poetischen Form greift, um sich zu befreien und daß er gerade in den letzten Jahren seines Lebens in der eigenthümlichen Form des Sonetts einige hundert Gedichte zu Stande bringt.

Ein Beweis für sein innerliches ästhetisirtes Genußleben ist auch der bekannte „Briefwechsel mit einer Freundin" (Charlotte Diede), in deren Ergießungen er, bei seinem Interesse für alles Menschliche, mit Behagen schwelgen konnte. Bezeichnend ist, daß er diese Correspondenz nicht nur mit großer Genauigkeit je nach dem Wechsel seines Aufenthalts regelte, sondern auch, daß er sie mit dem sorgsamsten Geheimniß umgab [1]).

Die Gedanken, die uns in seinen Sonetten begegnen, sind immer anziehend; es ist eine maßvolle Lebensphilosophie, eine gefühlvolle Versenkung in die Vergangenheit und ein beruhigter Ausblick in die Zukunft. Seine religiöse Empfindung läßt sich wohl am Besten mit J. St. Mill's Worten andeuten: „er cultivirte mehr und mehr eine Art deutscher Religion, eine Religion der Poesie und des Gefühls mit wenig, wenn überhaupt Etwas, von positivem Dogma."

Dieser deutschen Empfindung glauben wir auch zu begegnen in seinem Sonett an einen Baum, worin vielleicht, ihm unbewußt, die alte germanische Vorliebe für den Baum als Ort der letzten Ruhe zu Tage tritt. Es lautet (Werke IV. 369):

Ein alter Freund.

Der Baum, kein andrer, soll mein Grab beschatten;
Mein Lebenslos steht mit ihm im Vereine,
Oft vor der Sonne frühem Morgenscheine
Schon seine Zweige mir gelispelt hatten.

Die Wesen der Natur bedeutsam gatten
Sich mit des Menschen Schicksal. Bäume, Steine
Es stumm bewahren, wie im heil'gen Schreine,
Wie goldgegrabne Schrift auf Marmorplatten.

Denn nie konnt' ich mich von dem Baume trennen.
Wie Schatten hinter seinem Körper schreitet
Hat er durchs lange Leben mich begleitet.

In der Gefühle sehnsuchtsvollem Brennen
Ehrt' ich, wenn ihn auch nicht die Blicke sahen,
Doch seines Rauschens mir geweihtes Nahen.

---

[1]) Man vergl. „Charlotte Diede. Mit und nach ungedruckten Briefen." Von Otto Hartwig, im Octoberheft der „Deutschen Rundschau" (1884), S. 68 ff., bes. S. 103 und 104.

Humboldt's Schriften sind oft schwer verständlich. Er bedurfte eines Erklärers und Fortsetzers und war so glücklich einen zu finden. Kein anderer hat sich so eingehend und erfolgreich seit beinahe vierzig Jahren dieser Aufgabe gewidmet als Steinthal. Sein Studium dieses Lieblings-Schriftstellers hat nie geruht und stets war er bemüht, alles aus Humboldt aufzusaugen, was irgend für die Sprachwissenschaft und Philosophie zu verwerthen schien.

Steinthal's Ausgabe der „sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt" mit Erklärungen ist seit Ende vergangenen Jahres vollständig erschienen[1]; und es tritt nun die Gliederung von Humboldt's Schriften sowie der Fortschritt des Gedankens darin deutlicher hervor; gleichfalls wird jetzt seine Stellung in der Geschichte der Philosophie und besonders der Aesthetik besser erkannt werden als bisher. Zu diesem Unternehmen war natürlich ein allgemein literarisches Studium erforderlich, welches die Gesammtheit von Humboldt's Schriften sowie sein Verhältniß zu Schiller, Kant, Herder u. s. w. umfaßte; dazu kommt aber, was höchst wichtig ist, nicht nur eine neue Vergleichung der Handschriften (soweit sie noch vorhanden), sondern es haben sich Handschriften gefunden, welche entweder noch gar nicht abgedruckt oder noch keineswegs hinlänglich für die große Abhandlung „über die Verschiedenheit" ausgenutzt sind. Dieser höchst günstige Umstand, die Verwerthung noch unbenutzter Handschriften, ein theilweiser Abdruck derselben und die gewissenhafteste philologische Strenge geben dieser Ausgabe einen unvergleichlichen Vorzug, der noch erhöht wird durch die besondere Zuthat des Herausgebers. Wir werden nicht nur durch eine allgemeine Einleitung in Humboldt's sprachphilosophische Arbeiten eingeführt und namentlich über seinen Stil unterrichtet, sondern jedesmal durch besondere Einleitungen mit der Architektonik des folgenden Abschnitts vertraut gemacht. Endlich wird der Text fortlaufend von einem theils grammatischen, theils sachlichen Commentar begleitet.

Da hier weder der Verfasser noch der Leser mit Lobeserhebungen belästigt werden soll, so ist es schwer ein Urtheil auszusprechen. Doch möge man der lebhaften Empfindung des Dankes für eine solche Gabe des hochverdienten Gelehrten den Ausdruck gestatten, daß sein Werk Humboldt's würdig sei.

---

[1]) Das ganze Werk enthält: 1) Ueber das vergleichende Sprachstudium. 2) Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung. 3) Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. 4) Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Damals und Jetzt.

Von

F. Max Müller[1]).

Es gibt Augenblicke, in denen das Leben uns plötzlich ganz wunderbar erscheint. Man möchte stillstehn, um seine Gedanken zu sammeln, und während man rückwärts auf die Vergangenheit, und vorwärts auf die Zukunft blickt, fragt man sich in stillem Staunen, was denn die wunderbare Gegenwart zu bedeuten habe.

Solche Augenblicke nennt man wohl Epochen, und das griechische Wort Epoché bedeutet ja ursprünglich ein Anhalten, ein Stillstehen, auch ein Nachdenken und Zweifeln, und dann erst einen Zeitabschnitt in der Bewegung der Gestirne, im Leben der Einzelnen, und schließlich in der Geschichte der Menschheit.

Dieses stille Staunen, ich muß gestehen, erfüllt mich heute, wo ich mich plötzlich hier in meiner alten Vaterstadt und in der Mitte so zahlreicher und ruhmreicher Vertreter der deutschen Wissenschaft befinde. Die Erinnerung mit ihren schwankenden Gestalten strömt so gewaltsam heran, daß es schwer ist, sie nicht walten zu lassen. Alles scheint fremd, und doch Alles so heimisch, und ich frage mich selbst, ob denn der alte Mann, der heute vor Ihnen steht, derselbe ist, der hier vor sechzig Jahren geboren, der hier die ersten Menschen kennen und lieben lernte, und den hier noch jetzt, so oft er seine todten oder seine lebenden Freunde besucht, ein heimliches Gefühl überschleicht, was er sonst nirgends empfindet.

Doch hier ist nicht der Ort noch die Zeit, von mir selbst zu sprechen und von dem, was in mir vorgeht, wenn ich das Jetzt mit dem Damals vergleiche.

Da ich aber versprochen habe, einige Worte über die von mir geleitete Ausgabe von Uebersetzungen der heiligen Bücher des Orients zu sagen, von denen ich heute die erste aus 24 Bänden bestehende Abtheilung der hiesigen herzoglichen

---

[1]) Obiger Vortrag war für die Philologen-Versammlung in Dessau, 1.—4. October 1884, bestimmt. Der Verfasser wurde durch Unwohlsein verhindert, am Congreß Theil zu nehmen, und veröffentlicht seine Arbeit nun an dieser Stelle.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Bibliothek überreicht habe, so dürfte es vielleicht am Ort und an der Zeit sein, in aller Kürze das Jetzt unserer Wissenschaft mit dem Damals zu vergleichen, als ich mich hier, und dann in Leipzig und Berlin, und schließlich in Paris und London zu dem Werke vorbereitete, dessen Resultate Sie heute in einer Reihe von Bänden vor sich stehen sehen.

Meine Herren! Wir sind hier versammelt als Philologen, und der Zweck aller Philologie, der classischen wie der orientalischen, der alten wie der modernen, ist ein und derselbe, — nämlich die Erkenntniß der Entwicklung des menschlichen Geistes.

Nun gibt es aber zwei Wege, welche zu dieser Erkenntniß führen, oder zu führen versprechen. Der eine Weg ist a priori, psychologisch, metaphysisch; der andere ist a posteriori, historisch, kritisch.

Die Philologie kennt nur den zweiten dieser Wege, um zu einer wahren Kenntniß der Entwicklung des menschlichen Geistes zu gelangen, und ihre Hauptquellen sind natürlich die Werke des menschlichen Geistes selbst, wie sie uns in Sprache, Mythologie, Religion, Kunst und Wissenschaft aufbewahrt sind.

Dies Alles klingt jetzt so selbstverständlich, daß es kaum erwähnt und betont zu werden verdient. Wenn Jemand jetzt über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache, der Mythologie und der Religion schreiben wollte, ohne vorher so tief in den Schacht der Vergangenheit hinabgestiegen zu sein als die geschichtlichen Quellen uns erlauben, der würde ganz vereinzelt dastehen, wie ein Nachzügler, der seinen Weg und alle Fühlung mit dem rüstig vorwärts schreitenden Heere der Wissenschaft verloren hat.

Dies war aber ganz anders vor fünfzig Jahren. Damals herrschte die Hegel'sche Philosophie auf allen Universitäten und Schulen. Die Geschichte des Geistes, wie der Natur, wurde nach logischen Gesetzen construirt, und wenn das geschichtlich Wirkliche nicht mit dem logisch Nothwendigen übereinstimmte, so zuckte man höchstens die Schultern und meinte, tant pis pour les faits. Die Schelling'sche Philosophie rühmte sich einer höhern Achtung vor historischen Thatsachen; aber die Thatsachen sollten doch höchstens als Bestätigung dienen, und nur wenn sie das thaten, waren sie willkommen.

Ich war einer von Denen, die von dem poetischen Zauber der Schelling'schen Philosophie angezogen im Jahre 1845 nach Berlin wanderten, um dort die neue Lehre zu hören. Ich hatte das Glück, Schelling persönlich kennen zu lernen, und verdanke dem alten Manne viele Anregung zu meinen späteren Arbeiten. Obgleich ich damals noch sehr jung war, so wagte ich doch schon, dem großen Propheten und Poeten zuweilen zu widersprechen und ihm Thatsachen entgegen zu stellen, die mit seinen Ideen nicht ganz vereinbar schienen. Ich hatte damals classische Philologie unter Hermann und Haupt, Philosophie unter Drobisch, Weiße und Lotze, Sanskrit unter Brockhaus, Sprachwissenschaft unter Bopp studirt, und, jung, wie ich war, war mir doch das Eine ganz klar geworden, nämlich, daß von einer Philosophie der Sprache, der Mythologie und der Religion keine Rede sein könne, ehe nicht alle Thatsachen, die noch erreichbar waren und die namentlich die orientalische Philologie in reichster Fülle zu bringen versprach, sorgsam erforscht und kritisch sicher gestellt worden seien.

Ich gehöre nicht zu Denen, die alles aprioristische Denken, oder alle constructive Philosophie der Geschichte verachten. Die wirkliche Geschichte führt uns nicht weit, und wo sie uns verläßt, zeigt sie uns unendliche Fernen, die dem Historiker stets unerreichbar bleiben werden. Hier wird der Philosoph stets frei schalten und walten dürfen. Was wir aber als Philologen und Geschichtsforscher erwarten können, ist, daß, wo Thatsachen existiren, sie ihr Vorrecht vor aller Theorie behaupten. Die Theorie, die von der einen Seite des Sanct Gotthard im Dunkeln ihren Tunnel gräbt, muß wissen, nach welcher Richtung sie zu graben hat, denn sie hat falsch gegraben, wenn sie nicht schließlich da mündet, wo ihr das helle Tageslicht aus dem Tunnel der Geschichte entgegen leuchtet.

Schelling war ein großer Verehrer der alten indischen Literatur, und er war namentlich von den Upanischaden, den ältesten philosophischen Abhandlungen, die noch zum Veda gehören, ganz entzückt. Dieses Entzücken theilte er mit seinem Antipoden, Schopenhauer, und wenn zwei so entgegengesetzte Geister so unerwartet übereinstimmen, so muß wohl etwas Wahres dahinter sein.

Ich übersetzte damals in Berlin für Schelling mehrere Upanischaden. Das Manuscript meiner Uebersetzung habe ich nie wieder erhalten können, aber ich besitze noch die Abschriften der Sanskrit-Texte und Commentare, die ich in Berlin im Jahre 1845 zu diesem Zwecke gemacht. Schelling, wie Schopenhauer, hielten die Upanischaden für die Urweisheit der Indier und der Menschheit. Ich wußte damals schon, daß die Geistesschicht dieser Upanischaden auf einer Reihe von älteren Schichten ruhte, und daß die tiefste Schicht, die uns in Indien erreichbar ist, in den Hymnen des Rigveda zu suchen sei. Die Upanischaden galten mir als etwas Secundäres und in gewissem Sinne Modernes, und ich bedauerte fast die Zeit, die ich ihrem Studium gewidmet hatte.

In dieser Stimmung traf ich in Frankfurt mit Schopenhauer zusammen, und es thut mir noch jetzt leid, daß ich damals durch meine einseitige Richtung die Gelegenheit verlor, diesem merkwürdigen und, ich muß gestehen, mir damals noch unverständlichen Manne näher zu treten. Es war dies nicht ganz meine eigene Schuld. Es herrschte damals auf deutschen Universitäten eine Sitte, oder vielmehr eine Unsitte, von der man jetzt kaum noch eine Ahnung hat, daß nämlich Professoren, die entweder durch wissenschaftliche Controversen oder durch persönliche Rivalität mit andren Gelehrten in Conflikt gerathen waren, ihre Stellung auf dem Katheder dazu benutzten, um ihre Gegner und Rivalen, oft Männer, die ihnen an Charakter und Gelehrsamkeit ebenbürtig, ja weit überlegen waren, in den Augen ihrer jungen Zuhörer zu verdächtigen oder herabzuwürdigen. Den Namen Schopenhauer's hatte ich in Vorlesungen nie anders als mit Verachtung oder Mitleid nennen hören, und da ich dies, wie vieles Andere, auf Treu und Glauben hinnahm, so fühlte ich damals gar kein großes Verlangen diesem Manne näher zu treten. Es dauerte lange, ehe ich durch eigene Lektüre die großen wie die kleinen Eigenschaften dieses geistigen Riesen kennen und würdigen lernte. Auch hierin steht es jetzt besser als damals; denn jetzt würde ein solches Verfahren auf deutschen Universitäten für feig gelten und auch den größten Gelehrten in den Augen der akademischen Jugend herabsetzen und entehren.

Doch traten auch andere Gründe hinzu, welche eine geistige Annäherung verhinderten. Schopenhauer wollte von den Upanischaden wissen, ich wollte von ihnen nichts wissen: ich schwärmte für die alten Hymnen, er hielt sie für pures Priestermachwerk. So schieden wir, ohne uns gegenseitig zu verstehen. Ich muß jetzt bekennen, daß, hätte Schopenhauer nichts gethan, als aus der fürchterlichen Uebersetzung von Anquetil Duperron den Sinn der Upanischaden zu entziffern, dies allein hinreichen würde, um ihm, selbst unter den Philologen, eine ehrenvolle Stelle als Hermeneutiker zu sichern.

Als ich nach Paris kam, und Hegel, Schelling und Schopenhauer hinter mir lagen, wurde meine Ansicht, daß für die Geschichte des menschlichen Geistes nichts nothwendiger sei als ein philologisches Studium der Quellen, mehr und mehr bestärkt, namentlich durch mein Zusammentreffen und Zusammenarbeiten mit Eugène Burnouf. Burnouf war eine durch und durch historische Natur und in scharfem Gegensatz gegen die damals in Deutschland noch herrschende Richtung, betonte er sehr energisch die Nothwendigkeit des Quellenstudiums. Er war selbst durch die gute alte Schule der classischen Philologie gegangen, und nichts war ihm mehr zuwider, als die Idee, daß man in orientalischer Philologie weniger kritisch zu Werke gehen dürfe, als im Griechischen und Lateinischen. Er interessirte sich eifrig für Religionswissenschaft; aber anstatt mit Hegel Möglichkeit für Wirklichkeit zu nehmen, oder mit Schelling dunkle Weisheit im fernen Alterthum zu suchen, wiederholte er stets: „Nur Geduld! erst die Steine herbeischaffen, erst sie behauen und glätten; später kommt Zeit, um die alten Tempel neu zu construiren."

Sie wissen, was Burnouf für die Erforschung der ältesten erreichbaren Geschichte des menschlichen Geistes geleistet hat. Er war der Erste, der dem Studium des Zend eine wissenschaftliche Grundlage gab. Er war der Erste, der in seinen Vorlesungen am Collège de France uns in das wahre Studium des Veda einführte. Er war der Erste, der das Pâli gründlich studirte, als Schlüssel zur Geschichte des südlichen Buddhismus. Er war der Erste, der sich mühsam und allein einen Eingang in die massenhafte Literatur des nördlichen Buddhismus verschaffte.

Als ich auf Burnouf's Rath den Entschluß faßte, die Herausgabe des Rigveda und seines ehrwürdigen Commentars von Sâyana zu meiner Lebensaufgabe zu machen, wußten nur Wenige, was der Veda sei. Bunsen erzählte mir oft, daß, als er im Jahre 1815 den Entschluß faßte, mit dem jungen Astor nach Indien zu reisen, es sein Hauptzweck gewesen, herauszufinden, ob es denn überhaupt einen Veda gäbe, und was der Veda sei. Allerdings hatte Colebrooke bereits zehn Jahre früher der Welt verkündigt, was im Veda zu finden war; aber seit Colebrooke war auch kein weiterer Fortschritt in der Erforschung der Vedischen Literatur geschehen.

Im Jahre 1845, als ich meine Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Rigveda begann, war Burnouf der Einzige, der die große, zum Veda gehörige Literatur übersah, der Handschriften gesammelt, und sich mit der eigenthümlichen Sprache dieses Literaturkreises vertraut gemacht hatte. Sonst gab es nichts als Rosen's Specimen, 1830; den ersten Band seines nach seinem Tode herausgegebenen

Textes des Rigveda, 1838, und die seltene Ausgabe von 39 Hymnen mit Sâyana's Commentar, von Stevenson in Bombay besorgt, vom Jahre 1833.

Jetzt sehen Sie hier in sechs Bänden die Editio Princeps des Rigveda, mit Sâyana's Commentar. Es war ein Stück harter Arbeit. Um sie auszuführen, mußte ich meinen Aufenthalt in England nehmen, und das war auch zuweilen hart. Um sie durchzuführen, mußte ich die besten Jahre meines Lebens diesem einen Werke widmen, und auch das war zuweilen hart. Aber hätte ich meinen Lebensberuf zum zweiten Male zu planen, ich glaube, ich würde mir dieselbe harte Arbeit zum zweiten Male wählen. Das Eigene ist, daß man im Leben oft Dank empfängt, wo man ihn am wenigsten verdient. Die Herausgabe des Textes des Rigveda war ein Kinderspiel, und doch hat man mir diese Arbeit so hoch angerechnet. Die Herausgabe des Commentars von Sâyana war kein Kinderspiel, aber wie Wenige kennen den wahren Werth von Sâyana, oder haben eine Idee von der Mühe, die es vor vierzig Jahren kostete, einen solchen Commentar kritisch herauszugeben. Jeder Zoll festen Landes mußte erst erobert werden. Sâyana war das angewandte Exempel auf Pâṇini; um aber den Weg durch das Labyrinth seiner grammatischen Regeln zu finden, hatten wir damals nichts als Colebrooke's Grammatik und Boehtlingk's bahnbrechende Ausgabe der Sûtras von Pâṇini. Um die Citate aus Yâska's Nirukta zu verificiren, mußte man sich zuerst einen Text dieses schwierigen vedischen Scholastikers herstellen. Jetzt hat man Roth's Textausgabe, und Text und Commentar von Satyavrata Sâmâsrami. Dasselbe galt von den Brâhmaṇa's und Âraṇyaka's, von den Prâtisâkhya's und den Kalpa-Sûtras. So oft diese alten Werke über das Opfer-Ritual citirt wurden, hatte man mit Hilfe von sorgsam angefertigten Indices die Stelle zu finden, die Sâyana anzog. Oft citirte Sâyana frei oder nachlässig, und nur indem man alle Stellen seines Commentars vergleichen konnte, in denen dieselben Ceremonien berührt werden, war es möglich, einen hinlänglich correcten und verständlichen Text seines Commentars herzustellen. Ein Index Verborum zum Rigveda, in welchem jedes Wort, jede Form, jede Präposition und Conjunktion eingetragen war, so oft sie vorkam, oft hundert, oft tausend Mal war eine absolute Nothwendigkeit, um die abweichenden oder übereinstimmenden Erklärungen des Commentars zu controlliren. Zu allen diesen Vorarbeiten gehörte wenigstens Geduld, und es wäre eine reine Zeitverschwendung gewesen, wäre Vorarbeit und Arbeit an der Ausgabe des alten vedischen Commentars nicht so durchgeführt worden, daß sie als ein für alle Mal gemacht betrachtet werden kann.

Wir wissen jetzt, was in Sâyana's Commentar zu finden ist, und, was noch wichtiger ist, wir wissen nun auch, was in demselben nicht zu finden ist. Die wenigen noch lebenden Sanskritisten, die, wie ich, ziemlich vierzig Jahre zurückdenken können, wissen, daß es damals keinen stimmfähigen Gelehrten gab, der nicht aus- und eindrücklich die Herausgabe des Sâyana als das Sine qua non der Wissenschaft erklärt hatte. Jetzt sind wir weit über Sâyana hinaus; ob wir aber ohne Sâyana je so weit über Sâyana hinaus gekommen wären, das möchte ich bezweifeln. Vergessen wir nie, daß ziemlich drei Viertel des Rigveda durch die einheimische Tradition richtig erklärt ist, während das letzte

Viertel uns selbst noch immer fast ebenso viel Schwierigkeit macht, als es den indischen Gelehrten gemacht zu haben scheint.

Dazu kommt, daß die Ausgabe des Textes des Rigveda und seines einheimischen Commentars von Sâyana, ihre Wirkung nicht nur in Europa, sondern in Indien gehabt hat. Es klingt fast unglaublich, aber es ist Thatsache, daß das indische Volk, welches seit etwa viertausend Jahren den Rigveda als sein heiligstes Buch, als die höchste Autorität in allen Glaubensfragen anerkannte, im Anfange dieses Jahrhunderts nur wenige vollständige und zuverlässige Handschriften, und keine gedruckte Ausgabe dieses Werkes besaß. Die in Oxford gedruckte und von England nach Indien geschickte Ausgabe ihrer Bibel hat zuerst die indischen Theologen aus ihrem Schlummer aufgerüttelt. Sie konnten nun nicht mehr an den Veda appelliren, wie man, nach der Ausdrucksweise der Indischen Casuisten, einen Schädel als Zeugen anruft. Der Veda stand wieder vor ihnen da, nicht nur greifbar und lebendig, sondern zum ersten Male Allen zugänglich, die wissen wollten, was er enthielt. Die Reformatoren der indischen Religion, Männer wie Râjah Rammohun Roy, Debendranâth Tagore und ihre Schüler, hatten bis 1845 am Veda als ihrer göttlichen Offenbarung festgehalten. In diesem Jahre traf ich in Paris mit Dvârkânâth Tagore, dem Vater von Debendranâth Tagore zusammen. Ich zeigte ihm, was der Veda wirklich war; wie wenig er enthielt, was nicht ein kindlich Gemüth sehen, fühlen und aussprechen konnte, und wie wenig namentlich die Hymnen enthielten, was Anspruch auf göttliche Offenbarung zu machen, oder was als Grundlage für eine reformirte Religion in neuerem Sinne des Wortes zu dienen vermöge. Angeregt, wie ich glaube, durch seinen Vater, schickte sein Sohn, Debendranâth Tagore, in demselben Jahre auf eigene Kosten mehrere Gelehrte nach Benares, um den Veda zu studiren und auf Grund ihrer Berichte, und auch vielleicht auf Grund der wissenschaftlichen Arbeiten über den Veda, deren Ruf langsam von Europa nach Indien drang, erklärte die Neue Kirche, die Brâhma Samâg, welche Râmmohun Roy gestiftet hatte, den Veda seiner Ansprüche auf einen göttlichen Ursprung für verlustig. Eine solche Revolution ist ohne Beispiel in der Geschichte, und wenn wir an die Millionen denken, welche an den Veda glaubten und noch glauben, wenn wir an den Einfluß denken, den Indien direct oder indirect über einen großen Theil Asiens ausgeübt und noch ausübt, so hat diese Entthronung des ältesten Heiligen Buches der Menschheit in der großen Weltgeschichte eine Bedeutung, wie sie nur die deutsche Reformation im 16. Jahrhundert oder die französische Revolution im 18. Jahrhundert beanspruchen kann[1]).

So groß ist der Aufschwung vedischer Studien in Indien, so groß namentlich das Interesse an Sâyana's Commentar, daß die ersten drei Bände nicht mehr zu haben sind, und der erste Band, der bekanntlich der bedeutendste und schwierigste ist, jetzt wieder neu gedruckt werden muß.

Das wahre Harte und Drückende bei einer so voluminösen Arbeit, wie es die Herausgabe dieses Commentars war, besteht darin, daß, nachdem man selbst

[1]) Siehe hierüber meine „Biographical Essays", Longmans, 1884; namentlich die Lebensbeschreibungen von Râmmohun Roy, Keshub Chander Sen und Dayânanda Sarasvati.

Alles, was man wünscht, gelernt hat, die kritische Herstellung und der Druck so viele Zeit und Mühe in Anspruch nehmen. Die uneigennützige Unterstützung, die ich beim Druck vom Rigveda und von Sâyana's Commentar von Gelehrten wie Wilson, Trithen, Goldstücker, Rieu, Kielhorn und namentlich von Aufrecht und Eggeling erhalten, kann ich nie dankbar genug anerkennen.

In diesen langen Jahren hatte ich denn auch zu lernen, was wir Alle lernen müssen, daß das Leben viel zu kurz ist, um die Pläne, von denen wir in der Jugend geträumt, wirklich auszuführen. Als ich im Jahre 1845 bei Schelling hörte, war mein Lebensplan eine Herausgabe aller, oder wenigstens aller damals noch unbekannten, heiligen Bücher der Menschheit. Als ich aber mit dem Rigveda fertig war, war die Sonne meines Lebens bereits im Sinken. Was war zu thun? In derselben Zeit, die ich zur Herausgabe des Rigveda gebraucht, hatten andere Orientalisten massenhaftes Material zum Studium der übrigen alten Religionen zusammengebracht; wieder andere hatten höchst werthvolle Vorarbeiten zum Verständniß dieser heiligen Bücher geliefert. Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich wandte mich an meine Freunde und Studiengenossen, um im Verein mit den Besten meiner Zeit das auszuführen, was kein Einzelner für sich allein ausführen konnte, nämlich eine Uebersetzung der heiligen Bücher des Orients. So viel Selbstverleugnung auch zur Herstellung solcher Uebersetzung nothwendig ist, so erhielt ich doch die freundlichsten Zusagen von allen Seiten. Nicht nur Engländer, sondern deutsche, französische, dänische, amerikanische und indische Gelehrte betheiligten sich bereitwillig bei dem Unternehmen, und mit der liberalen Unterstützung der indischen Regierung und der Universität von Oxford, ist es mir möglich geworden, Ihnen heute die erste Serie dieser Uebersetzungen in 24 Bänden vorzulegen.

Was hätte Schelling, was hätte Schopenhauer, was hätten Männer wie Humboldt und Bunsen für eine solche Sammlung gegeben!

Nichts zeigt uns so deutlich die Riesenschritte der orientalischen Philologie während der letzten fünfzig Jahre, als daß eine Uebersetzung der heiligen Bücher des Orients überhaupt möglich ist. Vor fünfzig Jahren hatte man wohl Uebersetzungen des Koran und einige Bücher des Confucius; doch wenn man die Uebersetzung des Koran, wie sie Professor Palmer für meine Sammlung geliefert — (kurz vor seinem Märtyrertode in Aegypten) mit den früheren vergleicht, oder, nachdem man die alten lateinischen Uebersetzungen der Bücher des Confucius studirt hat, an die Lecture der Uebersetzungen geht, wie sie Professor Legge für mein Unternehmen bearbeitet hat, so sieht man, daß auch hier die Wissenschaft nicht still gestanden. Was sodann den Veda, das Avesta, die Pehlevi-Schriften, den buddhistischen Canon in Pâli und Sanskrit, sowie die Gaina-Literatur betrifft, so hatte man von diesen allen vor einem halben Jahrhundert kaum mehr als einige Fragmente.

Von dem Wenigen, was wir damals vom Veda besessen, habe ich schon gesprochen.

Während jetzt in den meisten Universitäten die heutigen Schriften Zoroaster's interpretirt werden, während man bereits die Feinheiten der altbaktrischen Metrik studirt und Conjecturen wagt, die denen von Bentley und Hermann die Spitze

bieten, hatten wir damals nur einen lithographirten Text des Vendidâd Sâdé, den Burnouf von 1829—1843 besorgte. Eine grundlegende Erklärung des ersten Capitels des Yasna, wie sie Burnouf im Jahre 1833 in seinem „Commentaire sur le Yasna“ lieferte, füllte einen sehr starken Quartanten.

Vom Pehlevi wußte man damals kaum, ob es eine semitische oder arische Sprache sei, und Joseph Müller's Aufsätze im „Journal Asiatique“ nebst Spiegel's bahnbrechenden Arbeiten bildeten das ganze wissenschaftliche Material, was wir besaßen. Jetzt übersetzen Gelehrte wie West die Pehlevischriften mit größerer Sicherheit als die Zendschriften der Zoroastrischen Religion.

Vom Pâli gab es damals nur das Wenige, was Burnouf und Lassen mühsam erforscht hatten, und ich erinnere mich noch sehr wohl, mit welcher Anstrengung Burnouf in seinen Vorlesungen Stellen aus dem Tipitaka interpretirte, als ob es Inschriften wären. Jetzt lesen Gelehrte wie Fausböll, Rhys, Davids und Oldenburg das Pâli mit derselben Leichtigkeit, mit der classische Gelehrte das mittelalterliche Latein lesen.

Von der Literatur der Gaina hatte uns Stevenson im Jahre 1848 die erste Probe gegeben; jetzt übersetzt Jacobi die canonischen Sûtras, ich will nicht sagen mit völliger Sicherheit, aber doch mit philologischer Akribie.

Ueber den Werth der Uebersetzungen, welche meine Freunde und Collegen für die von mir geleitete Sammlung geliefert haben, kommt es mir am wenigsten zu, ein Urtheil zu fällen. Wir sind uns alle bewußt, daß unsere Uebersetzungen nicht vollkommen sind und nicht vollkommen sein können. Wir haben glücklicher Weise nicht nur lobende, sondern auch tadelnde Beurtheilungen erhalten, und die letzteren, wenn sie ehrlich waren, sind uns lieber und nützlicher gewesen als die ersteren. Man hat uns natürlich gesagt, daß unser ganzes Unternehmen verfrüht sei und daß man erst im nächsten Jahrhundert einmal an eine Uebersetzung der heiligen Bücher der Menschheit denken dürfe. Daß etwas Wahres darin liege, fühlt wohl Niemand mehr als die, welche mit mir diese schwierige und undankbare Arbeit übernommen haben, und ganz besonders in Bezug auf den Veda und das Avesta.

Die Erklärung dieser beiden Werke passirt eben jetzt durch einen sehr lebendigen Gährungsproceß und die Ansichten der traditionellen und kritischen Schule stehen sich schroff gegenüber. Mir hat es immer geschienen, daß beide Schulen ihre Berechtigung haben, und M. Darmesteter hat durch seine Uebersetzung des Avesta gezeigt, wie es möglich ist, mit historischem Tact die rechte Mitte zwischen den extremen Ansichten von Geldner und Harlez zu halten. Dasselbe gilt auch vom Rigveda. Ob wir einen Hymnus frei und natürlich, oder nach den Eigenthümlichkeiten des vedischen Rituals zu erklären haben, ist eine Frage, zu deren Entscheidung vor allen Dingen Erfahrung und Tact gehören.

Daß gewisse Hymnen von M. Bergaigne richtiger erklärt werden als von den Anhängern der sogenannten naturalistischen Schule, gebe ich sehr gern zu. Daß aber alle Hymnen dem Opfer ihre Entstehung verdanken, daß von freier naturwüchsiger Poesie im Veda nichts zu finden sei, das kann kein Kenner des Veda behaupten, selbst nicht M. Bergaigne. So sehr die Ansichten hier auseinandergehen und aneinanderprallen, wenn die Ritter in blankem Harnisch zum

Turnier reiten, so leicht verständigt man sich, wenn man im stillen Studirzimmer selbst mit einem Gegner an die Interpretation eines einzelnen Hymnus geht[1]). Wenn man, wie es jetzt der Fall ist, fast in jeder sprachwissenschaftlichen Zeitschrift etwas Neues über die Interpretation gewisser Worte, Verse oder Hymnen des Rigveda findet, wenn namentlich eine Anzahl junger, fleißiger und genialer Sanskritisten mit jedem Jahre neue Feinheiten entdecken, von denen man früher keine Ahnung hatte, so ist es wohl natürlich, daß gerade die älteren Vedisten von einer Uebersetzung des ganzen Rigveda zurückschrecken. Ich gestehe offen, daß, obgleich ich meine einmal angefangene Uebersetzung gern fortsetzen werde, ich diese Arbeit gern jüngern Kräften anvertraut sähe. Was ich für die allein richtige Methode halte, um zu einer zuverlässigen Uebersetzung des Rigveda zu gelangen, das habe ich vor 15 Jahren im ersten Bande meiner Uebersetzung der Hymnen an die Maruts oder die Sturmgottheiten zu zeigen versucht. An den damals befolgten Grundsätzen halte ich, trotz Allem, was seitdem geschrieben, unerschütterlich fest. Man wird natürlich von jeder künftigen Uebersetzung dasselbe sagen können, was man von den Uebersetzungen von Langlois, Wilson, Graßmann, Kaegi, Bhandarkar, ja selbst von der besten aller derartigen Uebersetzungen, der von Ludwig, gesagt hat, — nämlich daß sie verfrüht sei. Aber ich glaube, ja ich hoffe, daß man auch in hundert Jahren den kühneren Gelehrten denselben Vorwurf machen wird. Die Wissenschaft schreitet so mächtig vorwärts, daß die ältere Generation der jüngern kaum noch folgen kann. Dies liegt in der menschlichen Natur, und jede Generation muß sich trösten mit dem Spruch, daß wer den Besten seiner Zeit genug gethan, genug gethan für alle Zeiten. So wie es jetzt ist, so wird es auch in Zukunft sein. Die Arbeiten der Alten gelten den Jüngern als ein überwundener Standpunkt. Die Leistungen der Jüngern gelten den Alten als verfrüht. Was wäre aber wohl aus der Welt geworden ohne überwundene Standpunkte? In Berlin gilt Bopp als ein überwundener Standpunkt. In Paris gilt Burnouf als ein überwundener Standpunkt. In Oxford gilt Wilson als ein überwundener Standpunkt. Werden wohl die Nachfolger dieser Heroen auch einmal die Ehre gewinnen, zu den überwundenen Standpunkten gerechnet zu werden? So gilt denn auch unter den jüngern Sanskritisten, mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, Sâyana's Commentar zum Rigveda als ein überwundener Standpunkt. Ja, noch schlimmer geht es meinen Collegen, und ich las vor Kurzem im jährlichen Bericht der „Société Asiatique“,

---

[1]) Selbst Sâyana, der vielgeschmähte Sâyana, kommt dabei zuweilen wieder zu Ehren. So wurde z. B. seine Erklärung von arámati in RV. II. 38, 4, nämlich „nie rastend“, zuerst von Roth im Wörterbuch bei Seite geschoben. Später gestand Roth selbst, daß Sâyana an dieser Stelle wohl Recht haben könne, und übersetzte aramati durch „er rastet nie“. Ich selbst jedoch wich wieder von Sâyana und Roth ab, indem ich arámati nicht in a-ramati, „nicht weilend“, sondern in ará-mati theilte, was mir, wie ará-manas, frohgemuth, bereitwillig, zu bedeuten scheint. M. Bergaigne (Journal Asiatique, 1884, p. 550—551) meint zwar, daß alle diese Erklärungen bei Seite geschoben werden müßten, „à supprimer“, aber in dieser diktatorischen Kritik geht er viel zu weit, und oft nicht tief genug.

daß Böhtlingk und Roth's Sanskrit-Wörterbuch, nach meiner Ansicht ein κτῆμα ες ἀεί, das größte Hinderniß der Vedischen Studien geworden sei[1]).

Meine Herren, es ist so leicht, auch das Beste schlecht zu machen, aber es ist nicht so leicht, es besser zu machen. Ich glaube, die Uebersetzungen der heiligen Bücher, wie sie in dieser Sammlung vorliegen, sind so gut, wie sie eben jetzt von den besten Orientalisten gemacht werden können. Der große Neid der kleinen Seelen berührt uns nicht.

Oder darf ich vielleicht an dieser Stelle und in Mitten dieser Versammlung, die in diesen Tagen einen so ehrenvollen Antheil an der Grundsteinlegung eines Denkmals für meinen Vater genommen hat, die Zeilen wiederholen, die er vor vielen Jahren den kleinen Seelen gewidmet hat:

„Mag er vor der Pforte toben
Draußen, der gemeine Chor:
Ueber seinen Staub erhoben
Trägt ein Gott uns leicht empor."

Was der alten Generation der Orientalisten, zu denen ich selbst gehöre, stets bleiben wird, ist, daß sie mit einer gewissen Selbstverleugnung das Material zusammengebracht haben, worauf künftige Generationen weiter fortbauen können. Sie haben den Grundstein gelegt, auf dem sich mit der Zeit die Pfeiler und Bogen erheben werden, welche die geistige Brücke tragen, die von der Gegenwart in die fernste Vergangenheit führt. Man wird dann die mächtigen Pfeiler, die kühnen Bogen, den weitgespannten Brückengang bewundern, und die Grundsteine unten auf dem Boden werden vergraben und vergessen sein. Fügen wir uns in das allgemeine menschliche Geschick. Der Buddhist fand Trost und Stärke in seinem Glauben an das Karman. Lernen wir von ihm die Freude an der That. Die That lebt ewig fort, auch wenn sie längst vergessen, und weder Neid noch Unverstand raubt uns die Freude an dem, was wir geschaffen und geschafft.

Wenn ich, wie ich in diesen Worten versucht habe, auf das Damals der orientalischen Studien zurückblicke, dessen ich mich, als ich noch ein junger Dessauer war, erinnern kann, so darf ich getrost sagen, das Jetzt ist besser als das Damals. Hoffen wir, im Vertrauen auf die jungen Kräfte, die uns jetzt schon oft überflügeln, daß das Dereinst noch besser sein werde als das Jetzt.

---

[1]) Il sera difficile à un esprit non prévenu de ne pas accepter la conclusion de M. Bergaigne, à savoir que dans le déchiffrement des Védas, l'école du bon sens a été souvent en révolte contre la langue, et que le Dictionnaire védique de M. Roth, après avoir été le principal instrument des études védiques, est devenu à présent le plus grand obstacle à leur progrès.

Fortuna.

Roman
von
Alexander Kielland[1]).

VI.

Einige Tage darauf besuchte der Pastor Kruse, der getroffenen Abrede gemäß, den Professor in dessen Privatcomptoir. Der Pastor war etwas aufgeregt und unruhig, und wischte sich unablässig mit dem Schnupftuch, das er fest zusammengeballt in der Hand trug, den Schweiß von der Stirn.

Der Professor war ruhig und freundlich, aber doch etwas neugierig. Er dachte sich, daß es sich um die Sammlung zu einem wohlthätigen Zweck, um einen Verein oder etwas Aehnliches handle, und um dem verlegenen jungen Manne zu Hilfe zu kommen, begann er einige allgemeine Redensarten von den vielen Pflichten und Beschwerden, die der gewissenhafte Seelsorger übernehmen müsse. Aber er erkannte bald, daß er auf falscher Fährte sei, und er war schon im Begriff, geradezu den Pastor zu fragen, was er auf dem Herzen habe, als dieser endlich sehr ungeschickt mit der Frage herauskam, ob der Professor sich in seiner Thätigkeit als administrirender Director befriedigt fühlte?

„Ach ja, ganz wohl," erwiderte der Professor, „wenn es auch mit einer großen Verantwortung verbunden ist, eine Art Vorsehung im Kleinen für so viele Menschen zu sein. Indessen suchen wir nach besten Kräften die Lage der Arbeiter zu verbessern."

Auch damit traf der Professor nicht das Rechte; von den Arbeitern sollte nicht die Rede sein. Der Pastor hustete und versetzte darauf mit unsicherer Stimme: „Die Actien sind wohl auf viele Hände vertheilt?"

„Die Actien! — wie beliebt? — nun ja! — Sie fragen nach den Actien — nun, die sind auf viele Hände vertheilt — das heißt, es sind doch nicht so gar viele. Der Betrag einer Actie ist bedeutend — 2000 Kronen — und wir haben uns nicht darauf eingelassen, sie getheilt auszustellen."

Der Professor erhielt seine Fassung, die er fast verloren hatte, wieder, da es ihm klar ward, daß es sich um Geschäfte handle. Dennoch fühlte er sich

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Chr. von Sarauw.

noch immer etwas unsicher. Wenn der Professor mit Leuten seines ursprünglichen Standes sprach, war er immer der wissenschaftlich gebildete Mann — stets bereit zu überlegenem Spott über die Krämer. Deshalb kam es ihm Anfangs etwas ungewohnt und sonderbar vor, daß zwei studirte Männer hier von Actien und Dividenden sprächen.

Als Morten Kruse aber erst zur Sprache gekommen war, benahm er sich äußerst vernünftig und er sprach sich über Geschäfte mit einer Sachkenntniß aus, die den Professor in Erstaunen setzte.

„Wie stehen die Actien der „Fortuna" gegenwärtig?" fragte der Pastor, nachdem sie eine Weile mit einander geredet hatten.

„Aufrichtig gestanden, weiß ich es nicht; als ich das letzte Mal kaufte —"

„Sie kaufen also Actien?"

„Das eigentlich nicht," erwiderte der Professor; „ich habe schon genug davon. Es ist aber einige Male vorgekommen, daß einzelne Actionäre sich auf der Generalversammlung ungeberdig stellten, und da habe ich es denn, um Weiterungen zu vermeiden, vorgezogen, die Actien der Mißvergnügten anzukaufen."

„Und Sie bezahlten —?"

„So weit ich mich erinnere, übernahm ich die Actien zum eingezahlten Betrage."

„Man kann also noch Actien al pari kaufen?" fragte der Pastor eifrig.

„Sie wünschen Actien?" entgegnete der Professor.

„Ich erlaube mir zu bemerken," sagte Morten, indem er es versuchte, einige Salbung in den Ton zu legen, „daß meine Gattin nicht ganz entblößt ist von dem, was man irdisches Gut nennt."

„Ich habe gehört, Ihre Frau Gemahlin habe Vermögen —"

„Nein, Vermögen kann man es nicht nennen; eine bescheidene Summe zur Unterstützung in Krankheitsfällen und anderen Heimsuchungen — das ist Alles. Aber wie unbedeutend es auch ist, so wollte ich es doch hier in der Stadt und am liebsten so wenig auffallend wie möglich angebracht haben."

„Versteht sich —" warf der Professor ein.

„Es ist in keiner Hinsicht dienlich, daß die Gemeinde ihren Prediger für einen vermögenden Mann hält," fügte der Pastor ernst hinzu.

Der Professor begriff jetzt endlich, worauf der Pastor Kruse hinaus wollte, und sagte freundlich: „Wenn Sie Werthpapiere zu kaufen oder überhaupt durch mich ihr Geld anzubringen wünschen —"

„Eben das wünschte ich," versetzte Morten eifrig. „Ein Mann in meiner Stellung kann derartige Angelegenheiten doch nicht gut selbst ordnen; auf der anderen Seite aber ist es auch nicht recht, ganz das Zeitliche zu verabsäumen."

„Gewiß nicht — ich verstehe sehr gut; und es wird mir zum Vergnügen gereichen, wenn ich —"

„Besten Dank," rief der Pastor, der jetzt seine Haltung wieder gewonnen hatte; „wenn ich also mit Gottes Hilfe etwas Geld übrig behalte, so darf ich hoffen, es bei Ihnen anbringen zu können?"

„Ich werde Ihnen nach besten Kräften beistehen, Ihr Geld auf die vortheilhafteste Weise anzulegen."

„Am Vortheilhaftesten würde es wohl sein, das Geld in Ihrem eigenen Geschäfte zu lassen, Herr Professor," sagte Morten prüfend und beobachtete den Anderen.

„In meinem Geschäft? —" wiederholte der Professor langsam.

„Das überlasse ich Ihnen ganz," sagte Morten rasch, indem er sich erhob, um fortzugehen; „Sie wissen selber, Herr Professor, je kleiner das Capital ist, desto mehr muß man aus demselben herauszubringen suchen."

Als er fortgegangen war, dachte der Professor Lövdahl lange über diesen sonderbaren Besuch nach. Es verhielt sich wohl so, daß einzelne kleine Leute ihr Erspartes ihm übergeben hatten, und daß er aus Gutmüthigkeit ihnen einen kleinen Antheil in irgend einem guten Geschäfte eingeräumt hatte, so daß ihr Geld dadurch höhere Zinsen abwarf, als bei einer Bank. Es war ihm aber nie eingefallen, dies in größerem Umfange zu thun. Er hatte kein Geld nöthig — am allerwenigsten Geld gegen hohe Zinsen. Wenn Pastor Kruse also in der Hoffnung eines größeren Gewinnes sein Geld bei ihm anbringen wollte, so hatte er sich einer Täuschung hingegeben; wenn er aber Actien in der „Fortuna" kaufen wollte, so war er dem Professor willkommen; es war immerhin eine Stütze für die Fabrik, daß Käufer vorhanden waren. Morten aber quälte sich mit dem Gedanken, ob es doch nicht besser gewesen wäre, gerade heraus zu fragen, auf wie hohe Zinsen er rechnen dürfe? —

Es war nicht so leicht zu entscheiden, von wem die Idee zu dem großen Arbeiterfest auf der Fabrik eigentlich ausgegangen sei. Der Verwalter Marcussen hatte einmal beim Consul With ein Wort darüber fallen lassen, daß die Fabrik zum Herbst zehn Jahre bestanden habe; dann war es dem Consul in den Sinn gekommen, daß dies zarte Jubiläum etwas dadurch gekräftigt werden könnte, wenn man es auf den Geburtstag des Professors Lövdahl verlegte; und auf diese Weise hatte die Sache nach und nach an Umfang zugenommen, so daß man zuletzt zum Silberzeug und zu großartigen Vorbereitungen gekommen war.

Die Frau Bankdirector Christensen weinte darüber — jeden Tag vergoß sie einige Thränen über dieses Silberzeug. Theetopf, Zuckerschale und Rahmkanne — all' das hätte eigentlich ihr zukommen müssen. Allerdings hatte sie schon ein silbernes Theeservice; aber das war durchaus kein Grund, weshalb sie das andere nicht auch hätte haben sollen — was auch ihr Mann sagen mochte — die Sache war darum nicht minder ärgerlich. Bisweilen, wenn sie lange an das Silberzeug gedacht hatte, kam es ihr vor, daß Professor Lövdahl es aus ihrem eigenen Schrank gestohlen habe — ja, es war sogar ein Platz im Schrank da, wo es hätte stehen sollen; und niemals sah Frau Christensen in ihren Schrank ohne zu seufzen: „hier stände es!"

„Du bist ein Einfaltspinsel, Christensen!" wiederholte sie schluchzend immer häufiger, je näher das Fest kam; „Du bist Director aller möglichen Unterstützungsvereine und Krankenkassen, aber den einzigen Posten, bei dem etwas Silberzeug abfallen kann — das war doch im Voraus zu wissen! — den gibst Du auf; du gütiger Himmel, den gibt der Mann auf, und nun soll unser — ja ich sage gerade mit Willen unser — Silberzeug an diesen" — sie konnte

nicht das Wort finden, das schrecklich genug gewesen wäre, um den Professor zu bezeichnen, und sie weinte nun so heftig, daß sie zitterte.

Die Ehe des Bankdirectors Christensen war, wie die Ehen in der Regel sind; er hatte nicht dieselbe Ueberlegenheit in der Wohnstube wie im Comptoir. Seiner Frau gegenüber zog er stets den Kürzeren, und dann ward er böse und sie ward böse, und dann zankten sie sich und waren auf einander erzürnt. Da sie aber einmal zusammen wohnten, konnte das nicht lange dauern, und deshalb vertrugen sie sich, bis sie sich wieder entzweiten.

Christensen mußte diesmal wohl oder übel den Zorn seiner Gattin über sich ergehen lassen und gleichzeitig sich auf die Rede, die er im Namen der Arbeiter halten sollte, vorbereiten. Und während er am Arbeitstisch saß und mit großen Worten und wohlklingenden Wendungen beschäftigt war, rieb er seine weiche Nase und schnob etwas, gleichsam als rieche ihm seine eigene Lobrede ein wenig verdächtig. —

Alles fügte sich glücklich zu diesem Feste. Es kam eine Bande deutscher Musikanten zur Stadt, und am Festtage selbst war ein Wetter, wie es nicht schöner hätte sein können. Die Luft ganz still — frisch, aber nicht kalt; die Sonne schien röthlich und lau in dem leichten Herbstnebel, der in die Höhe stieg und verschwand; und die glattgespülten Vorsprünge und Landspitzen mit den violetten Haidekrautstreifen in den Klippenspalten züngelten hinaus in das blaue, sanftgekräuselte Meer. —

Die Gebäude der Fabrik waren so häßlich und verräuchert, daß sie jeder Ausschmückung Trotz boten. Der Verwalter Marcussen gab es denn auch bald auf und brachte Alles, was er an Kränzen und Flaggen hatte ansammeln können, um eine Bühne an, die er in aller Eile auf einem höher gelegenen Punkt aufgeschlagen hatte. Von dort konnte der Redende die Fabrik übersehen und seine Stimme weithin über die Menge am Abhange des Hügels schallen.

Auch im Hause des Professors Lövdahl wurden große Vorbereitungen getroffen, es sollte dort aus Anlaß des Geburtstages ein Festmahl stattfinden und im Saal standen schon die Tische gedeckt.

Der Wagen war vorgefahren und der Kutscher saß im Galaanzug auf dem Bock und hielt die blanken Pferde; der Professor ging auf und ab — wie dies seine Gewohnheit war, wenn er sich anzog — und übte sich in seiner Dankrede. Da kam das Mädchen der jungen Leute oben im Hause zu ihm herunter mit der Bitte von der gnädigen Frau, ob der Professor nicht die Güte haben wolle, einen Augenblick heraufzukommen — wo möglich sofort. Der Professor eilte hinauf mit dem weißen Halstuch in der Hand; er glaubte, seine Schwiegertochter sei unwohl geworden. Clara aber lief ihm bis ins erste Zimmer, erhitzt und roth im Gesicht und mit halb zugehaktem Kleide entgegen. „Denk' Dir — Vater! Er will nicht mit! Abraham will nicht mit zum Fest gehen — sagt er."

„Nun — nun! — Ist es weiter nichts, mein liebes Kind, Du hattest mich schon ganz besorgt gemacht! Was gibt es denn, Abraham, weshalb willst Du nicht mit dabei sein?" fragte der Professor freundlich seinen Sohn, der nun aus seinem Zimmer kam.

„Ach, ich habe keine Lust, zu diesem Fest zu gehen, und wie ich Clara dies sage, fährt sie auf und —"

„Zu dem Geburtstagsfest Deines Vaters?" unterbrach ihn der Professor lächelnd.

„Nein, Vater, das ist es nicht, das wollen wir hier zu Hause feiern; das Fest auf der Fabrik ist ein hohles Machwerk, eine Spiegelfechterei — rein heraus gesagt."

Der Professor gab Clara ein beruhigendes Zeichen und sagte: „Ich habe weder Zeit noch will ich mir meine Feststimmung dadurch verderben, daß ich mit Dir darüber hin und her streite. Du hast vielleicht nicht so ganz Unrecht in dem, was Du sagst, oder vielmehr was Du meinst; aber Du hast, wie unsere Jugend überhaupt, die unselige Leidenschaft, mit einem großen ethischen Maßstab zur Unzeit und in Fällen herbeizukommen, wo er durchaus nicht angebracht ist."

„Wenn aber meine Ueberzeugung —"

„Wenn Deine Ueberzeugung Dir nicht erlaubt, Zeuge der Ehrenbezeigungen zu sein, die Deinem Vater gebracht werden, so mußt Du natürlich zu Hause bleiben; ich hoffe aber, daß Deine Ueberzeugung Dir erlaubt, heute bei mir um vier Uhr zu Mittag zu speisen."

„Es ist nicht recht von Dir, Vater, die Sache auf die Art zu nehmen; Du weißt sehr wohl —"

„O gewiß weiß ich es; Du meinst es gut auf Deine Weise, und daß Du danach Deine Wahl triffst, darauf mußte ich vorbereitet sein; das liegt Dir nun einmal im Blut. Ich habe mehrere Male, wie Du Dich vielleicht erinnern kannst, Dich, als Du noch ein Knabe warst, davor gewarnt, dem Mißvergnügen, welches nicht leiden kann, daß sich irgend etwas über das allgemeine Niveau erhebt, Raum zu geben — nein — nein! unterbrich mich nicht; wir wollen uns hier nicht streiten, aber darin hat doch Alles seinen Grund. Bitte, liebe Clara, willst Du mir nicht das Halstuch umbinden?"

Abraham mußte an sich halten, um nicht eine heftige Antwort zu geben; er drehte sich um und ging in sein Zimmer. Seine Gattin schritt dicht an ihm vorbei, als sie ins Ankleidezimmer zurückkehrte, um ihre Toilette zu vollenden, und als sie, um zu ihrem Schwiegervater hinunterzukommen, wieder an ihm vorbeieilte, berührte sie ihn fast mit dem Kleide und der Duft ihres Parfüms drang zu ihm hin; aber sie sagten Beide kein Wort.

Er blieb sitzen und starrte vor sich hin, bis er den Wagen fortrollen hörte. Da saßen sie neben einander — seine hübsche Gattin, zierlich und munter, und der Vater im vollen Ordensschmuck, mit dem Stock zwischen den Knieen, die Hände über dem Griff von Elfenbein gefaltet. Sie paßten recht zu einander. Abraham konnte sich nicht erinnern, daß sein Vater und seine Gattin jemals über irgend etwas uneinig gewesen waren. Fast instinctmäßig begegneten sie sich immer in derselben Meinung, und diese war immer das genaue Gegentheil der Meinung Abraham's.

Wie er so am Fenster da stand, kam es ihm vor, als sei eine tiefe Kluft zwischen seiner und seines Vaters Lebensanschauung — ein größerer Abstand zwischen Jung und Alt, als es je einen auf der Welt gegeben hatte. Wenn er

der Sache auf den Grund ging, so gab es nichts, wo ihre Anschauungen sich begegnet hätten; es gab keinen Gedanken, der sich nicht sofort in zwei spaltete und sie in Uneinigkeit und Mißstimmung weit auseinander riß. Legte er jetzt Alles, was in Andeutungen, Gesprächen und heißen Erörterungen vorgekommen war, zusammen, so war es ihm unverständlich, wie es zugehen konnte, daß dieser große und hochbewunderte Vater, dessen Kopf so klar, dessen Denkart doch eigentlich so edel war, fremd, ja fast feindlich all' dem gegenüber stand, was Abraham bewunderte und wofür er zu kämpfen bereit war. Und Clara! Wohl war sie in den alten abgeschmackten Zopfideen aufgewachsen; aber er hatte doch mit ihr viel über die neuen Gedanken gesprochen und sie hatte Manches davon mit großem Eifer ergriffen. Jetzt freilich leugnete sie, daß sie jemals seinen tollen und gottlosen Paradoxen ihren Beifall gegeben. Nun wohl! — um so kräftiger mußte er selbst dastehen. Die strengen Forderungen, welche die Moral der neuen Zeit an die persönliche Wahrheit und Verantwortung stellt, wollte er zu erfüllen wissen; in diesem Augenblicke dachte er an seine Mutter: gerade so hätte sie ihn gewünscht! Wenn er ein solches Arbeiterfest für ein Trugwerk ansah, so war es seine Pflicht, dagegen aufzutreten und sich nicht aus Rücksicht gegen seinen Vater zum Mitschuldigen zu machen.

Abraham blieb lange am Eckfenster stehen und sah über die Straße hin. Sie war fast menschenleer, denn die halbe Stadt war draußen beim Feste; und während er die letzten Nachzügler betrachtete, die hinauseilten, kam ihm der Gedanke, wie schön doch das Wetter und welch' Vergnügen es für Jung und Alt sei, einen kleinen Spaziergang draußen vor der Stadt zu machen und frische Luft zu schöpfen. Die Leute, die sich draußen auf dem Festplatz drängten, mochten wohl nicht viel von den Reden verstehen und nur wenig über die tiefere Bedeutung des Festes nachdenken; es war für sie wie ein Sonntag mitten in der Woche, ein halber Feiertag, der ihnen wohl zu gönnen war. Und er blieb zu Hause in seiner hübschen Wohnung, um zu protestiren — war das doch eigentlich nicht äußerst lächerlich?

Plötzlich ward es ihm sonnenklar, daß er, um diesem Protest die rechte Wirkung zu geben, sich dem Vater ernstlich hätte widersetzen, oder — noch besser — mitten im Feste hätte auftreten und laut sagen müssen, daß eine solche Veranstaltung, durch welche das Capital die Arbeiter indirect zu einer herabwürdigenden Verehrung zwang, nichts als Blendwerk oder noch Schlimmeres sei. Hatte er keins von Beiden gewagt, so konnte er ebenso gut zum Feste gehen, wie die harmlosen Bürgersleute; nichts war doch jämmerlicher als dieser Protest in der Stube. Und eine Stimmung regte sich in ihm, die ihn schon früher zu Zeiten überfallen hatte, in der ihn das Leben verdroß und inhaltslos und er sich selber mißrathen und verschleudert vorkam — ein erbärmlicher Wicht, der es niemals weiter bringen würde, als zu kleinen lächerlichen Anläufen und großen schmählichen Niederlagen.

Mißmuthig und gleichgültig nahm er seinen Hut und schlenderte hinaus, um Trost bei Grethe zu suchen, fand aber das Haus verschlossen. Vermuthlich hatte Steffensen sie zum Fest mitgenommen; sie mochte gern unter Leuten sein,

von Allen war sie gekannt und Jeder hatte ein freundliches Wort für sie, und dann war auch Musik da.

Abraham ging weiter auf die Fabrik zu; die Musikbande spielte „die Wacht am Rhein" während einer Pause zwischen den Reden. Als er den Hügel erreicht hatte, blieb er unwillkürlich stehen vor dem seltsamen Anblick, der sich ihm darbot. Hier, wo er jeden Tag verkehrte, kannte er doch jeden Fleck um die Fabrik herum; aber heute war es ihm, als ob das Alles von Fremden eingenommen und er ganz überflüssig sei. Die große Tribüne oben auf dem Hügel war mit geputzten Damen dicht besetzt; es blitzte in den Champagnergläsern und Diener liefen geschäftig hin und her. Die Flaggen hingen, ohne sich zu rühren, in reichen Falten über das letzte Grün aus den Gärten, über gelbgefärbte Blätter und rothe Beeren herab. Zu beiden Seiten standen die neugierigen Zuschauer aus der Stadt; aber weiter hinunter am Abhange hatten sich die Arbeiter der „Fortuna" um einen langen Tisch gesammelt, wo sie mit Bier und Cigarren bewirthet wurden. Ihre Frauen und Töchter standen still und ernst in Gruppen daneben.

Abraham fühlte sich nicht dazu aufgelegt, seiner Frau und den Anderen zu begegnen; er machte einen Umweg zwischen den Fabrikgebäuden hindurch, kam so von hinten her zu den Arbeitern und mischte sich in ihre Schar.

Der Bankdirector hatte über die Bedeutung des Tages mit dem doppelten Feste gesprochen und der Professor hatte geantwortet; eine Deputation hatte das Silberzeug überreicht und Lövdahl dann zum Dank ein Hoch auf die Arbeiter ausgebracht; dies geschah gerade in dem Augenblick, als Abraham herankam, und das Fest näherte sich also seinem Ende. Erhitzt von dem in der Sonne getrunkenen Bier und von den Hochrufen standen die Arbeiter vergnügt umher mit ihren kurzen Pfeifen oder mit der tief in den Mund gesteckten Cigarre — für sie ein seltener Genuß — und machten einen Qualm, wie aus kleinen Schornsteinen. Sie zeigten sich ehrerbietig und freundlich gegen Abraham, und seine Ankunft bei ihnen ward gleich so aufgefaßt, daß der junge Director nicht beim Champagner unter den feinen Leuten sein wolle, sondern sich nicht für zu gut halte, ein Glas Bier mit den Arbeitern zu trinken.

Ohne sich viel um den Eindruck, den er machte, zu kümmern, suchte Abraham nach Grethe und fand sie im Kreise der Frauen. Sie ward nicht im Geringsten verwirrt, aber erröthete tief vor Freude, als sie seine Stimme hörte. Die Frauen und Mädchen zogen sich etwas von den Beiden zurück, blieben aber in einem Haufen vor ihnen stehen, so daß sie von der Tribüne aus nicht zu sehen waren. Es war unter ihnen Niemand, der an etwas Uebles gedacht hätte — nicht als ob sie von dem jungen Lövdahl eine bessere Meinung gehabt, als von den feinen Stadtleuten im Allgemeinen — Grethe Steffensen aber war blind und nicht wie andere Mädchen; das Unglück beschützte sie sowohl vor Gefahr wie vor Mißgunst, so daß sie eigentlich thun konnte, was sie wollte.

„Ist Dein Vater nicht hier, Grethe?"

„Ja, er war eben hier; siehst Du ihn nicht?"

„Nein — aber vielleicht ist er unter dem Schwarm, der sich dort um die Rednerbühne drängt."

„Ja, dort wird er wohl sein," meinte Grethe mit verschmitztem Lächeln.

Abraham stutzte, ihr Mienenspiel war zu deutlich, und er rief: „Was meinst Du? — was hat Dein Vater vor?"

„Der Vater will eine Rede halten," flüsterte Grethe triumphirend.

„Ums Himmels willen! — das darf er nicht," rief Abraham unwillkürlich, er dachte daran, wie schwierig es so schon für Steffensen sei, sich in seiner Stellung zu behaupten; hielt er jetzt eine anzügliche Rede — und das war zu erwarten — so war es um ihn geschehen.

Steffensen war aber schon auf der Bühne; mit dem Hute in der Hand und mit emporgezogenen Schultern machte er eine Reihe ehrerbietiger Verbeugungen vor dem feinen Publikum, während die Jugend aus der Stadt zu lachen anfing und durch witzige Bemerkungen ihn zu ermuntern bemüht war. Abraham gewahrte, daß sein Vater dem Bankdirector etwas zuflüsterte; und die ganze umher versammelte Gesellschaft zog sich halb aus nothgedrungener Höflichkeit, halb aus Furcht vor der wohlbekannten boshaften Persönlichkeit so weit wie möglich von der Rednerbühne zurück. Aber Steffensen ließ ihnen nicht viel Zeit; er begann sofort: „Meine Damen und Herren! — ich bin Einer von den übelgesinnten Arbeitern, wie man sagt, Einer von den Schlimmsten, wie Einige behaupten. Seien Sie aber nur unbekümmert, meine hochgeehrten Herrschaften, ich will Ihnen nur hier danken, Ihnen innig und mit tiefem Gefühl, wie ein gerührter Arbeiter von Ihrer „Fortuna", danken."

Indessen schien die hochgeehrte Gesellschaft es auf einmal sehr eilig mit Händedrücken und Abschiednehmen zu haben.

„Ich wollte Ihnen danken," rief Steffensen laut; „Ihnen danken, weil Sie, meine Damen und Herren, die Sonne so hübsch gratis auf all' uns kleinen Leute scheinen lassen, weil Sie nicht mehr als unsere Sparpfennige zu Silberzeug verlangen — ja, einem Jeden von Ihnen will ich danken, weil Sie's uns so hübsch gönnen, unser Leben in gesegneter Arbeit für Sie zu leben."

Aber von den Hochgeehrten war Keiner mehr da; der geräumige Platz war leer; nur einige verdutzte Diener standen noch am Champagnertisch. Steffensen machte noch ein tiefes Compliment der Gesellschaft nach, die sich immer weiter entfernte und auf den Weg, wo die Wagen auf einer flachen Stelle hielten, zuschritt; dann wandte er sich laut lachend an die Arbeiter: „Da ging die ganze Bescherung! — wie sagen Sie? Nun muß ich wohl meine Rede an Euch halten —"

„Steffensen kann den Mund halten," rief eine grobe Stimme aus dem Arbeiterhaufen.

„Nein, nein! laßt Steffensen reden," hieß es von anderen Seiten; aber es erhob sich ein leichtes Murmeln, das immer zunahm, bis ein ernster ruhiger Mann sagte: „Steffensen soll nicht reden."

Es war dies einer der ältesten Aufseher an der Fabrik, und jetzt riefen Mehrere: „Steffensen soll nicht reden," während die besten Arbeiter sich um Abraham sammelten.

Steffensen erbleichte, faßte sich aber bald und rief: „Wenn Ihr vor dem da — dem jungen Lövdahl — bange seid, so könnt Ihr Euch die Mühe sparen, denn er ist mit uns — ist einer der Unseren — nicht wahr, Herr Director?"

Abraham fühlte, wie Aller Augen auf ihn gerichtet waren; aber er wußte nicht, was er sagen sollte. „Warum antwortest Du nicht?“ fragte Grethe verwundert, „bist Du denn nicht mit uns?“

Steffensen ergriff die Gelegenheit, um mit einigem Anstand von der Rednerbühne herunterzukommen, und es entstand eine erwartungsvolle Pause im Kreise, der nun dichtgedrängt um Abraham stand. Und es schoß plötzlich ein lange überwachsener Keim in ihm auf, ein jugendlich begeisterter Beschluß; er fühlte Kraft und schwellenden Muth in sich, wie Einer, der auf einmal sich seines Vermögens, selber zu handeln, mit sicherer Hand ins Leben einzugreifen und mit anzupacken, bewußt wird.

„Ja wohl, bin ich Einer der Eurigen,“ rief er laut; „deshalb halte ich mich hier unten zu den Arbeitern — nicht dort oben zu den feinen Leuten. Wir — wir Arbeiter — wir wollen zusammenhalten — hier ist meine Hand!“

Und diese Hand ward von Hunderten ergriffen, gedrückt, gepreßt — Keiner hatte den jungen Director früher so gesehen — hoch und strahlend, wie er sich langsam einen Weg durch die dichte Schar bahnte.

Steffensen wollte wieder den Augenblick erfassen und machte laut den Vorschlag, es solle sofort ein Verein mit einem Vorstand und dergleichen gebildet werden. Sobald aber Steffensen sprach, legte sich die begeisterte Stimmung bei den Meisten; denn Alle wußten, daß er gezeichnet und seine Tage bei der Fabrik gezählt seien und daß er leicht Andere mit sich reißen könne. Der Vorschlag ward überhört und ging völlig unter in einem donnernden Hoch auf den jungen Director; man wollte seine Gesundheit trinken, aber es war nichts mehr da, die Diener hatten die Tische abgeräumt, das Fest war zu Ende und das Volk hatte sich zerstreut.

Die Arbeiter zogen nun auch in kleinen Haufen nach Hause, nachdem sie erst noch Abraham die Hand nachdrücklich geschüttelt hatten.

Auf dem Heimwege ging Abraham in wunderbar gehobener, kampfbereiter Stimmung. Unbestimmte Bilder von Erinnerungen aus Büchern, die er in der Jugend gelesen, traten ihm vor die Seele und gestalteten sich zu einem Traum von der Zukunft, in dem er sich an der Spitze der Arbeiterbewegung sah; es wuchsen die Dimensionen: er brach alle Brücken ab und räumte auf mit all' der faustdicken Ungerechtigkeit der bürgerlichen Gesellschaft; und als er die Stadt erreichte, war er gerade so weit gekommen, daß Clara und der Vater sich vor ihm beugten und sagten: „Du hast Recht.“ —

Steffensen aber ging mürrisch und verdrossen nach Hause und Grethe war auch nicht froh; sie ärgerte sich um ihres Vaters willen und war auch nicht ganz mit Abraham zufrieden.

„Es gibt, meiner Treu, auf der ganzen Welt keine so feigen Arbeiter, wie Ihr es seid,“ sagte Steffensen zu einem alten Zimmermann, der Mitglied der Arbeiterdeputation gewesen war.

„Wir sind nun einmal so schwach,“ erwiderte dieser.

„Ach was, wenn wir nur zusammenhielten!“

„Einige von uns halten zusammen — mit der Direction,“ versetzte der Zimmermann.

„Und welchen Dank habt Ihr denn von all' der elenden Kriecherei?"

„Das wird die Zeit lehren."

„Kann sein," brummte Steffensen erboßt; er verstand die Andeutung. —

Der Geburtstag des Professors war immer ein Fest für Herren gewesen, und namentlich nach dem Tode seiner Gattin hatte das große Gastmahl, das an dem Tage abgehalten wurde, allmälig einen eigenthümlichen Charakter mit traditionellen Reden und merkwürdigen Ceremonien angenommen.

Abraham war noch immer in seiner Kampfstimmung; es kam aber kein Anlaß zum Ausbruch derselben. Clara war milde und liebenswürdig und fromm wie ein Lamm. Sie hatte nämlich mit ihrem Schwiegervater eine Unterredung gehabt, in der sie sich darüber einigten, daß Abraham zur Zeit sich in aufgeregter Stimmung befinde und man ihm nach dem Munde reden müsse, um es nicht noch ärger zu machen. Auch bei Tische fiel nichts vor, was ihn hätte veranlassen können, kriegerisch aufzutreten; alle Welt war die Sanftmuth selber, zwinkerte mit den Augen und war herzensfroh. Und wie er nun die Wirkung des Weines bei den Andern steigen sah und sich selbst auch nicht zurückhielt, verwischten sich die strengen Bilder des socialen Kampfes, und das Vorrücken der Arbeitercolonne ward von dem munteren Klirren der Gläser und Gabeln übertäubt. Er erhob sich und ging ans Ende des Tisches, um mit seinem Vater ein specielles Glas zu trinken, wie er es an diesem Tage zu thun pflegte. Der Professor verließ sofort seinen Platz und zog seinen Sohn mit sich in die Fenstervertiefung, wo sie vom Lärm des Tisches nicht gestört waren. „Ich wußte wohl, Du würdest kommen, mein lieber, lieber Abraham," sagte der Professor herzlich und legte den linken Arm auf seine Schulter.

Abraham ward gerührt und stammelte etwas; aber der Vater fuhr fort: „Sicherlich gibt es viel Hohles hier auf der Welt, allein die Bedeutung eines guten und freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Arbeitern und Arbeitsherrn darfst Du nicht unterschätzen; je enger sie verbunden werden —"

„Man verbindet sich nicht eng mit den Arbeitern durch Champagner und Silberzeug," antwortete Abraham dreist; diesmal war es ihm Ernst, er hatte eine Idee, die er vertreten wollte.

„Wie meinst Du das?" fragte der Vater und nahm seinen Arm zurück.

„Ich war heute unten bei den Arbeitern, Vater!"

„Ich sah es wohl."

„Und ich schloß mich ihnen ganz und gar an, und sie sammelten sich Alle um mich!"

„Stiftetest Du einen Verein?" fragte der Vater kalt.

„Nein — keinen Verein — keinen ausdrücklichen Verein; aber wir schlossen uns zusammen — verstehst Du — so ein recht herzliches Zusammenschließen — so — treuherzig — siehst Du —" Abraham kam ins Stottern und das Blut stieg ihm zu Kopf; es kam ihm in den Sinn, er könne sich doch wohl lächerlich gemacht haben. Das Antlitz des Professors aber klärte sich auf und er rief strahlend: „Das war recht, das war ganz ausgezeichnet von Dir — Abraham! Gerade so muß es sein; kein thörichter Verein, der den Einzelnen bindet —"

„So meinte ich es auch," fiel Abraham ein, der seinen Muth zurückkehren fühlte.

„— und nur dazu dient, kleine ehrgeizige Persönlichkeiten zu erheben, wie zum Beispiel —“ Der Professor legte seinen Arm wieder auf Abraham's Schulter und flüsterte ihm vertraulich ins Ohr: „wie zum Beispiel unseren würdigen Freund dort — den Bankdirector Christensen.“

Abraham lachte, er fühlte sich geschmeichelt, daß sich der Vater mit ihm zusammen über den mächtigsten Mann der Stadt, der noch dazu in all' seiner Größe nur zehn Schritt von ihnen saß, lustig machte.

„Weißt Du, wie er von hier aussieht, Vater, wie ein Elephant, nicht wahr?“

„Ja, ganz recht,“ lachte der Professor, „aber es geht wahrhaftig nicht an, daß wir hier stehen und über unsere werthen Gäste lachen. Du sollst Dank haben, Abraham, Du hättest mir keine willkommenere Gabe heute bringen können; gerade in dieser zwanglosen Vertraulichkeit zwischen Vorgesetzten und Untergebenen sehe ich einen herrlichen Widerschein der guten alten Zeit und eine Hoffnung für die Zukunft. Grüß' Deine Leute von mir.“

Sie trennten sich mit einem Handschlag und gingen auf ihre Plätze am Tisch, wo die allgemeine Fröhlichkeit sie bald wieder mit sich fortriß.

Abraham war den ganzen Abend wie außer sich vor Freude und voller Hoffnung für die Zukunft und er ging in seiner Lustigkeit so weit, daß er, als sie aufbrachen, seine Frau die Treppe hinauf zu ihrer Wohnung trug. — Er hatte ins Leben eingegriffen, sich in den Kampf der Zeit geworfen; aber er hielt schon den Sieg halb in der Hand — der Vater war mit ihm — sein großer bewunderter Vater!

VII.

Der Professor Lövdahl saß in seinem Privatcomptoir. Die drei hohen Fenster gingen auf den Garten des Hauses, einen alterthümlichen stillen Stadtgarten mit dichten Lindenbäumen, welche die umliegenden Häuser verdeckten. Im Sommer fiel ein grüner kühler Schimmer in den großen Raum, und im Winter leuchtete der Schnee hell von den knorrigen Stämmen und dem unbetretenen Rasenplatz, auf dem nur die Katzen der Nachbarschaft vorsichtig in die alten Spuren stiegen und die Pfoten abschüttelten.

Der massive Schreibtisch aus dunklem alten Eichenholz ohne Verzierungen stand mitten im Zimmer; Briefe und Papiere bedeckten in wohlgeordneten Haufen beide Flügel, und auf dem grünen Tuch, dem Sitz des Professors gegenüber, stand ein prachtvolles Schreibzeug aus Bronze — die Glücksgöttin auf einer Kugel mit einem Eichenkranz in der Hand: ein Geschenk seiner Collegen bei der „Fortuna“; daneben lag eine weiße Schwanenfeder mit einem Blumenstück von Clara's eigener Hand. Rund umher standen schwere ernste Stühle in Reihen, dann kamen ein Schrank, ein Sopha und wiederum Stühle; an den Wänden hingen Schiffsmodelle und Karten, Seestücke, sowie Zeichnungen und Photographien von der „Fortuna“. Der dicke dunkelgrüne Teppich, der Winter und Sommer im Zimmer lag, dämpfte die Schritte und erhöhte die Feierlichkeit des großen Raumes. Schwere Thürvorhänge trennten das Comptoir des Directors von den äußeren Comptoirs, wo Makler und Agenten verkehrten; der hochbetraute Marcussen war der Einzige, der unbekümmert bei dem Professor aus- und

einging. Nirgends war eine Spur von dem Arzt oder Forscher übrig geblieben; Lövdahl hatte ganz und gar mit der Vergangenheit gebrochen: er war Kaufmann mit Leib und Seele geworden. Seine Speculationsgeschäfte interessirten und fesselten ihn, während es sein Stolz war, an der Spitze des größten Umsatzes der Stadt zu stehen.

Es hatte sich so gefügt, daß er in allen Dingen fast immer der Erste war. Als Augenarzt hatte er schnell den ersten Namen sich erworben und er war zurückgetreten, ehe noch sein Ruf zu bleichen beginnen konnte. Seitdem hatte er sich mit seinen literarischen und wissenschaftlichen Interessen unter lauter Geldmenschen etwas einsam gefühlt, und namentlich in der gesellschaftlichen Leere nach dem Tode seiner Gattin ward er mit immer größerem Drang erfüllt, seinem Leben in irgend einer Weise mehr Inhalt zu geben. So hatte er Geschmack am Geldleben bekommen und sich vollständig davon hinreißen lassen. Mit dem Eifer eines Jünglings stellte Lövdahl sich an die Spitze einer Menge von neuen Unternehmungen, die gleichsam in seinen Fußtapfen, unter seinen Händen aufwuchsen, Platz und Arbeit für Groß und Klein gaben und Verdienst und Wohlstand über weite Kreise schufen. Das Vermögen seiner Frau, das meistens in ausländischen Staats- und Werthpapieren bestand, deponirte er zum Theil in den städtischen und auswärtigen Banken, so daß er bequem Wechsel ziehen konnte, ohne vieler Indossements zu bedürfen. Als erster Director der Fabrik stellte er alle Papiere, die den Betrieb angingen, aus und diese Fortunawechsel — wie man sie im Comptoir nannte — gingen durch seine Verbindungen zusammen mit seinen eigenen, so daß Abraham schon bei seinem Eintritt ins Geschäft aus dem Wechselbuche einen großen Eindruck von der Thätigkeit des Hauses erhielt. Die Wechsel strömten aber nicht bloß durch Lövdahl's Comptoir reichlich, es war auch sonst in der Stadt leicht Geld zu bekommen, ohne daß man eigentlich sah, woher es kam. Das, was von Hand zu Hand ging, war auch nicht Gold, sondern eine Masse schnellläufiger Papiere, die wie ein Fluß sich stets selber vermehrten und auf ihren schmalen dreimonatlichen Streifen die Hoffnung aller Leute einer Einlösung entgegentrugen, die freilich immer nur eine Erneuerung wurde.

Alles gedieh in der Stadt; Alle wollten mit; und für alle Pläne fand sich ein Ausweg. Wollte Jemand bei Spitzbergen auf den Robbenfang, oder Kupfergruben hinten weit im Dovrefjeld betreiben, Dampfschiffe oder Bethäuser bauen, oder Wasser auspumpen oder einen Circus einrichten — so ging er in Lövdahl's Comptoir, setzte seinen Plan auseinander, nannte ein paar Namen, und damit war die Actiengesellschaft gebildet, der Credit eröffnet und es entsprang ein neuer kleiner Wechselstrom, der von dannen schäumte, sich mit dem großen vereinigte und in der bewegten Masse verschwand.

Frau Bankdirector Christensen hatte manche schwere Stunde; mit ihrem Manne ging es rückwärts, das war nicht zu leugnen. Lövdahl hier, Lövdahl dort, und dann kam erst Christensen hinterher — er, der früher der Erste gewesen. Der Bankdirector schien sich dabei beruhigt zu haben, der Zweite im Kreise zu sein; er bildete keine Opposition. Und in der schönsten Eintracht machte der Kreis alle großen und kleinen Angelegenheiten ab, leitete alle Actien-

unternehmungen und Interessengemeinschaften, besetzte alle Posten, verwaltete die Banken, half sich selber und seinen Nächsten und hielt diejenigen draußen, die man nicht mit haben wollte; dann brachte man bei festlichen Gelegenheiten gegenseitig Toaste auf einander aus und ließ für sich selber Hurrah rufen. In diesem Kreise waren die Beamten — hochgeehrt und geschmeichelt — mit einbefaßt; sie standen aber auch dem Capital auf mancherlei Weise im Leben und Tode bei — sowohl der Zöllner wie der Richter und Verwaltungsbeamte bis herab zum Prediger, der die Leichenrede halten sollte. Uebrigens drehte das ganze Leben sich nur um Geld und wieder Geld; danach rangirten sich Alle freiwillig, und die Berechtigung, den Mund aufzuthun und eine selbständige Meinung auszusprechen, beruhte einzig und allein darauf. —

Lövdahl lehnte sich in den breiten Lehnstuhl zurück und sah sich mit Wohlbehagen im Comptoir um. Er gedachte jetzt mit einem Lächeln der Zeiten, wo er in seinem wissenschaftlichen Stolz den Handelsstand verachtet hatte. Nun hatte er den Reiz gekostet, Macht über viele Menschen zu besitzen. Die Anbetung im Staube, die man ihm um seines Geldes und seines Einflusses willen darbrachte, befriedigte seine Eitelkeit ganz anders als die kalte wissenschaftliche Anerkennung, die früher sein Lohn war. Und dann genoß er auch eine ganz andere Freiheit als früher, er brauchte nicht vorsichtig zu sein oder auf sich Acht zu geben; er konnte keinen Fehltritt begehen, nirgends lag eine strenge Kritik auf der Lauer; Alles was er that, war sehr gut und vermehrte die Anbetung. Er hatte schnell gelernt, daß er sich Alles und Jedes erlauben könne, — ja, daß eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen geringere Collegen eins der Privilegien des Kreises sei. Er ging daher auch bald verschwenderisch mit Versprechungen um und war dabei merkwürdig vergeßlich; herablassend und hilfreich gegen die Kriecher, zeigte er sich fremd und überlegen denen gegenüber, welche durch eigene Kraft empor wollten. —

So saß er an einem Vormittage gegen Ende des Winters in seinem Zimmer; ein Frühjahrssturm aus Südwest mit Sturzregen sauste durch die Stadt und fiel hin und wieder mit fürchterlicher Kraft in die Lindenbäume des Gartens, wo die Erde jetzt schwarz und feucht von geschmolzenem Schnee dalag und die Katzen in langen Sprüngen mit aufgerichtetem Schwanz über den Rasenplatz setzten und am Bretterzaun hinaufkletterten, um unter Dach zu kommen. Der Professor war in aufgeregter, fast feierlicher Stimmung; sein Sohn hatte so eben gemeldet, daß oben im Hause ein lange erwartetes Ereigniß nahe bevorstehe. Er arbeitete zerstreut, bald sah er nach der Uhr über dem großen Spiegel, bald richtete er sich etwas auf im Stuhl und sah in den Spiegel; er saß gern so, daß er sich selber sehen konnte.

Da meldete Marcussen den Bankdirector Christensen. Der Professor ward unangenehm überrascht. Was konnte der Bankdirector wollen? Sie waren erst vor Kurzem — vorgestern — in einer Sitzung zusammen gewesen; es ging da draußen nicht so gut, wie man hätte erwarten können. Die Stimmung war etwas gedrückt gewesen. Und nun kam Christensen schon heute wieder, in diesem Wetter und mitten in der Spannung, in der sich der Professor befand.

„Guten Morgen, Herr Bankdirector; gehn Sie aus bei dem Sturm?“

„Ich gehe immer mit dem Wind auf dem Rücken, wie der selige Randulf zu sagen pflegte."

Der Bankdirector nahm einen Stuhl und setzte sich ganz nahe ans Pult, er schien lange bleiben zu wollen und machte Scherze, was dem Professor auch nicht gefiel.

„Ich komme, um mit Ihnen über einige die Fabrik betreffende Dinge zu reden, die ich, wenigstens vorläufig, nicht in einer Sitzung berühren wollte."

„Ich dachte mir's beinahe, Herr Bankdirector; Sie werden leicht ängstlich."

„Sehr wahr, nur allzu leicht," erwiderte Christensen gutmüthig; „aber ich bin so zu sagen in Wechseln und Papieren aufgewachsen, und auf diesem Wege wird man nicht das, was Sie wohl einen muthigen Mann nennen würden."

„Meiner Meinung nach kann man nicht ohne Weiteres seine Erfahrungen von einem Bankinstitute auf ein productives Geschäft, wie eine Fabrik es ist, übertragen."

„Sehr wahr, Herr Professor, das kann man auch nicht," erwiderte Christensen anerkennend; er legte sich in seinen Lehnstuhl zurück und strich sich über das Gesicht, ernst und würdevoll, mit all' der Sicherheit, die er besaß, wenn er sich als Herrn der Situation fühlte.

Der Professor bemerkte es und hielt sich eben so steif und imponirend in seinem breiten Lehnstuhl. Eine augenblickliche Pause füllte der Sturm aus, indem er sich in rasendem Wirbel von den Dächern herabstürzte und die nackten Lindenzweige durchpeitschte, so daß altes Laub, Wasser und Sand gegen die Fensterscheiben rasselten.

„Es ist kein einladendes Reisewetter," seufzte der Bankdirector.

„Sie wollen reisen?"

„Nach Karlsbad, wie gewöhnlich."

„Bis dahin haben Sie aber noch viel Zeit."

„Nicht gar so viel; in diesem Jahr will ich die erste Saison durchmachen, die nicht so kostspielig ist; und ich denke, daß die Meisten unter uns, sowohl Große wie Kleine, in Zukunft genöthigt sein werden, sich einzuschränken."

„Der Meinung bin ich durchaus nicht," rief der Professor eifrig; „Du lieber Himmel, welche Entbehrungen sollen die Menschen in diesem feuchten, abgelegenen Winkel sich denn noch auferlegen? Es gibt hier keine anderen Vergnügungen, als im Wirthshause zu sitzen — keine Musik, kein Theater, keine öffentlichen Lustbarkeiten. Nein, nein, wir wollen nicht daran denken, daß das Leben hier grauer und trauriger werden könnte, als es schon ist; eher will ich doch hoffen, daß das Aufblühen der Stadt, das Sie doch nicht in Abrede stellen werden, zu einem leichteren und helleren Leben für Groß und Klein führen möge."

„Ja, Herr Professor, das wollen wir hoffen; es thut wohl, Sie so vertrauensvoll sprechen zu hören. Gebe der Himmel, daß Sie Recht bekommen."

„Aber sehen Sie sich doch um, Herr Bankdirector; sehen Sie doch, wie das eine Unternehmen nach dem anderen ins Leben tritt —"

„Die sind aber alle nicht gleich gut im Gange."

„Meinen Sie das?"

„Ich meine zum Beispiel, daß es unserer Fabrik im laufenden Jahre an Betriebscapital fehlen wird."

„Es ist kein Grund zu Befürchtungen da; wir haben sehr große Bestände, deren Veräußerung —"

— „deren Veräußerung nur mit Verlust geschehen kann," unterbrach der Bankdirector den Professor ruhig. „Sie haben überdies der Fabrik bedeutende Vorschüsse gemacht, und wenn Sie auch ein langmüthiger Gläubiger sind, muß das Geld Ihnen doch einmal, früher oder später, zurückgezahlt werden."

„Mein Vertrauen zur „Fortuna" ist unbegrenzt," erwiderte der Professor mit einer Handbewegung.

„Sehr wohl, aber wenn die Schuld der Fabrik an Sie abgetragen worden wäre, so würde die Ausbeute im vorigen Jahre kaum sehr groß gewesen sein."

Der Professor machte eine ungeduldige Bewegung. Es hatte ihn große Mühe gekostet, mit Hilfe Marcussen's eine vortheilhafte Jahresabrechnung für die Fabrik zu Stande zu bringen; aber er wollte eher sein eignes Geld aufs Spiel setzen, als einräumen, daß es unter seiner Leitung schlecht mit der „Fortuna" ginge.

„Ich fürchte, daß wir bei der nächsten Generalversammlung gezwungen sein werden, eine größere Einzahlung auf die Actien zu verlangen und das wird ohne Zweifel Vielen sehr beschwerlich fallen. Ich für meinen Theil habe nicht weniger als fünfzehn Actien," seufzte der Bankdirector.

„Da muß ich doch wirklich lachen; meinen Sie, daß Sie zuviel Fortuna-actien haben?"

„Wollen Sie vielleicht fünf davon kaufen?"

„Kaufen? Nun ja, meinetwegen, ich kaufe fünf Actien."

„Was wollen Sie geben?"

„Ich will sie zum eingezahlten Betrage al pari übernehmen."

„Gut," sagte der Bankdirector, „1000 Kronen für die Actie; wollen Sie noch mehr Actien haben?"

„Sie haben sicher schlecht geschlafen, lieber Christensen," sagte der Professor mit gezwungenem Lachen.

„Ich schlafe niemals gut im Frühjahr," antwortete der Andere trocken und stand auf; er schien den Zweck seines Besuchs erreicht zu haben.

An der Thüre sagte der Professor noch einmal scherzend: „Sie sollen Ihre Actien für denselben Preis wieder bekommen, wenn wir nächstes Jahr einen Gewinn von zehn Procent ausbezahlen."

„Sehr verbunden," antwortete der Bankdirector lächelnd und ging durch die äußeren Comptoirs hinaus; hinter seiner Hand schielte er auf alle Pulte und Tische hinüber und schnob ein wenig, gleichsam als prüfe er mit der Nase, ob die Luft noch den echten, unverfälschten Goldgeruch habe. Der Professor Lövdahl aber saß wieder in seinem Lehnstuhl und sah im Comptoir umher, als ob etwas darin verändert wäre. Alles stand auf seinem Platz; der Zeiger der Uhr war eine Viertelstunde vorgerückt, das war Alles; und dennoch schien es ihm, als ob etwas hinzugekommen, was vorher nicht dagewesen, oder auch etwas weggenommen sei. Dies war der erste Schatten, der über sein neues Leben hinglitt; bisher war

Alles gut gegangen, Alle hatten ihn vertrauensvoll bewundert; und niemals hatte er es sich selbst anders gedacht, als daß er, wenn er, Carsten Lövdahl, sich erst herablassen wollte, Kaufmann zu sein, selbstverständlich in jeder Beziehung diese halbgebildeten Großhändler, unter denen er lebte, übertreffen würde. In diesem Augenblick aber flogen seine Gedanken unwillkürlich, und ohne daß er sie aufhalten konnte, in die wildesten Möglichkeiten von Verlust, Ruin und Bankerott hinein. Ihm fielen auf einmal große Häuser ein, die plötzlich zusammengestürzt, Vermögen, die eingeschmolzen, reiche Leute, die arme Schlucker geworden waren — ein Schwarm von Unglücksfällen, Erniedrigungen und Demüthigungen brach aus seinem Gedächtniß hervor, stellte sich vor ihn hin und wies gleichsam prophezeiend in die Ferne.

Er riß sich gewaltsam aus diesen Gedanken heraus, trocknete sich die Stirn, trat ans mittlere Fenster und starrte in den öden abgeschlossenen Garten, wo der Sturm sein Spiel trieb, hinunter. Er hörte nicht, daß an die kleine Thür im Paneel, die auf den Corridor führte, geklopft wurde; von da konnte man auf einer Wendeltreppe in den oberen Stock, so wie auch durch einen Ausgang in den Hof gelangen; auf diesem Wege kamen nur schüchterne Bittsteller und die intimsten Freunde des Hauses. Als der Professor endlich darauf aufmerksam wurde, daß die Thür knarrte, indem sie vorsichtig geöffnet ward, drehte er sich rasch um und erinnerte sich der Dinge oben im Hause. Es war aber keine Botschaft von dort, sondern es kam Morten Kruse's feiste Gestalt — würdevoll, aber etwas genirt — in der niedrigen Thür zum Vorschein.

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, ich mache mir meine Ortskenntniß aus den Knabenjahren zu Nutze, ich wollte ungern durch die Comptoirs gehen. Der Doctor Bentzen erzählte mir, was hier bevorstehe und so dachte ich mir, daß ein Besuch des Predigers der Familie zu einiger Ermunterung dienen könne; es ist ja ein Augenblick — eine Begebenheit, so erfreulich in ihrem Ausgange, das wollen wir wenigstens hoffen und erbitten —."

„Besten Dank, Herr Pastor, das war sehr freundlich von Ihnen."

„Wie geht es denn?"

„Es scheint, daß Alles regelmäßig und glücklich verlaufen wird; aber es ist doch immer —"

„Ja wohl; es ist recht ein Augenblick für Gebet und Anrufung."

Der Pastor setzte sich in den Stuhl, von dem der Professor aufgestanden war und holte tief Athem, der Gang gegen den Sturm hatte ihn äußerst angestrengt. Der Professor legte sein Antlitz in die rechten Falten für ein religiöses Gespräch. Dieser Pastor war ihm eigentlich zuwider, er hatte etwas Doppeltes oder etwas Halbes an sich, und der Professor wußte nie, wie er sich ihm gegenüber benehmen sollte. Und der Pastor seinerseits schien ebenso unschlüssig zu sein. Es ging ihm gerade so, wie das letzte Mal, als er hier war, um wegen der Actien zu sprechen. Heute war es freilich eine andere Sache; aber es entstand doch eine lange Pause, denn der Professor wollte am liebsten einer halbreligiösen Unterhaltung mit dem jungen Theologen überhoben sein. Er legte das eine Bein über das andere, sah von der Glücksgöttin zum Pastor und sagte hingeworfen: „Interessiren Sie sich noch für unsere Fabrik, Herr Kruse?"

„Ja wohl, Herr Professor, ich interessire mich lebhaft für die „Fortuna“.“

„Sie ist ein Segen für viele kleine Leute in der Stadt.“

„Ja — wahrlich ein Segen —“

„Und die Actionäre können sich wahrhaftig auch nicht beklagen.“

„Das höre ich, man hatte im vorigen Jahre einen hübschen Gewinn.“

„Er wird in diesem Jahre nicht kleiner werden.“

Es war auf einmal ein wahrer Krämergeist in den Professor gefahren; er sprach so viel von den Angelegenheiten der Fabrik, die er ins günstigste Licht zu stellen suchte, daß der Pastor immer eifriger ward und sich in den großen Zahlen förmlich berauschte.

Schließlich sagte der Pastor, indem er eine Bewegung gegen seine Brusttasche machte: „Sie versprachen mir neulich, mir bei der Anbringung meines Geldes behilflich zu sein, wenn ich etwas übrig behielte —“

Da trat Marcussen ein. Die beiden Herren am Schreibtisch glaubten gleich, daß es eine Botschaft von oben sei und veränderten ihren Ausdruck; es war aber nur ein Paquet vom Bankdirector Christensen.

Der Professor öffnete dasselbe: es waren die fünf Actien, mit der vorschriftsmäßigen Uebertragung versehen.

„Er hat Eile,“ murmelte der Professor ärgerlich.

„Der Bote wartet,“ sagte Marcussen.

„Worauf wartet er?“

Marcussen flüsterte: „Ich glaube, er sprach von Bezahlung.“

Der Professor fuhr zurück: „Jetzt gleich, und noch dazu nach Schluß der Bankzeit? — Ein solcher Unsinn! — Doch halt, Marcussen; bitten Sie den Boten eine Viertelstunde zu warten.“

Marcussen entfernte sich und der Professor warf die Papiere nachlässig vor sich hin; dann lehnte er sich in den Stuhl zurück, um das Gespräch fortzusetzen.

Die Augen des Pastors wichen nicht von dem hübsch ausgestatteten Papier, auf welchem eine Glücksgöttin mit einem Kranz — ähnlich der Fortuna auf dem Schreibzeuge — lithographirt war.

Der Professor ließ ihm Zeit; endlich sagte der Andere: „Sind das die Antheilscheine der Fabrik?“

„Ja, es sind einige Actien, die mein Freund Christensen mir überlassen hat.“

„Verkauft er?“ fragte Kruse vorsichtig.

„Bewahre! Wir standen mit einander in Rechnung und das ist die Liquidirung — eigentlich eine Gefälligkeit, gewissermaßen.“

„Zu welchem Preise haben Sie die Actien übernommen?“

„Dessen erinnere ich mich wahrhaftig im Augenblick nicht; wir können Marcussen fragen.“

Der Pastor aber hielt des Professors Hand, die den Drücker zur Klingel berühren wollte, zurück und sagte: „Ach, lassen Sie, es kommt nicht darauf an, sie stehen wohl bedeutend über pari?“

„Ja, natürlich,“ sagte der Professor und beugte sich am Schreibtisch nieder, als wenn er etwas vom Boden aufheben wollte, er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg: zum ersten Male gab er sich mit einem solchen Geschäft ab.

Der Pastor hatte die Scheine aus einander gefaltet und strich sie glatt mit seiner feisten Hand. „Feine Papiere," sagte er lächelnd; „gaben sie nicht sieben Procent voriges Jahr?"

„Ja, so viel ich mich entsinne; doch da fällt mir etwas ein, Herr Pastor!" rief der Professor aufgeräumt; „nehmen Sie die Papiere, das ist etwas für Sie; haben Sie Lust, so greifen Sie zu — fünf Stück."

„Wollen Sie sie verkaufen, Herr Professor?"

„Ich will mein Versprechen halten, Ihnen behilflich zu sein —"

„Vielen, vielen Dank, wenn sie nicht zu theuer sind."

„Ach, darüber werden wir uns schon einigen," meinte der Professor, während er in die Schublade, die er halb ausgezogen hatte, niedersah und that, als ob er nach etwas suche; denn er fühlte seine Pulse schlagen — er zögerte, schwankte; zum ersten Male sollte er ein Kaufmann im Kleinen sein; er fühlte, wie sich die Grenzen zwischen Recht und Unrecht, zwischen dem voll Reellen und dem etwas Schoflen verwirrten. Wie kurz aber auch der Anfall von Schreck und bösen Ahnungen, den er nach Christensen's Besuch gehabt, nur gewesen war, hatte er doch ein Merkmal hinterlassen, eine Richtung, der seine Gedanken bisher nicht gefolgt waren. War er einmal Kaufmann, so mußte er es auch ganz sein; es ging nicht an, den feinfühligen Gelehrten zu spielen, wenn man es mit den Christensens aufnehmen wollte. In einer solchen Vermischung lag eben die Gefahr; davor mußte er sich vor allen Dingen hüten. Und überdies ließ sich gegen das Geschäft selber nichts einwenden. Er seinestheils zweifelte nicht an der „Fortuna", und wenn er in dem einen Augenblick eine Waare kaufte und sie im nächsten etwas theurer verkaufte, so war das ja gerade das Princip des Handels selbst — dagegen ließ sich nichts einwenden. Er sagte deshalb zuletzt in ruhigem, wohlwollendem Tone: „Ich will Ihnen diese fünf Actien zu 1050 Kronen das Stück überlassen; das sind fünf Procent über die eingezahlte Summe."

„Stehen sie nicht höher?"

Der Professor hatte in dem Augenblick das Gefühl, daß er sich dumm benommen habe, er hätte viel mehr verlangen können; er antwortete aber: „Ich glaube wohl, daß, wenn man die Actien der „Fortuna" auf den Markt brächte, es sich dann zeigen würde, daß sie höher stünden; allein —"

„Vielen Dank! — ich verstehe; es ist sehr freundlich von Ihnen." Auf Morten Kruse's Gesicht zeigte sich ein schwaches Lächeln, als er in die Brusttasche griff und sein Notizbuch hervorzog.

„Also gleich abgemacht?" rief der Professor; „nun das ist schön!"

Und während er nun mit geschäftsmäßiger Langsamkeit jeden Antheilschein mit seiner Uebertragung versah, zählte Morten die 5000 Kronen ebenso langsam in großen, und dann das Aufgeld in kleinen Scheinen ab, zusammen machte das 5250 Kronen. Der Professor gewahrte, daß noch mehr Scheine im Notizbuch seien, und als er das Geld unter einen Briefbeschwerer gelegt und dem Pastor die Antheilscheine übergeben hatte, sagte er: „Sie haben wohl einen Theil des Vermögens Ihrer Gattin in dem Geschäft Ihres Vaters angebracht?"

„Nein — mein Vater sagt, es passe nicht in sein Geschäft."

„Das kann ich mir wohl denken," lachte der Professor; „Jörgen Kruse hat sicher Geld genug."

„Glauben Sie?"

„Ihr Vater ist ohne Zweifel sehr reich; er müßte aber das Doppelte besitzen."

„Wie das?"

„Nun ja, er könnte sich leicht eine doppelt so große jährliche Einnahme verschaffen, wenn er zusammen mit umsichtigen Männern sein Geld in neuen Unternehmungen anlegte."

„Glauben Sie das wirklich, Herr Professor?"

Morten grübelte noch darüber nach, während er seinen Rock zuknöpfte und Abschied nahm. Als er aber die kleine Thür zum Corridor öffnete, fuhr ein durchdringender Schrei durch das Haus.

Beide Herren stutzten und betrachteten verwirrt einander, indem sie voll Verlegenheit an das Gespräch dachten, das so fromm begonnen hatte und mit Geld und Procenten endete — namentlich der Pastor hatte ganz die Fassung verloren; er räusperte sich und stammelte, ohne etwas herausbringen zu können.

Der Professor aber gewann, als der Aeltere, zuerst seine feierliche Stimme wieder und sagte: „Da keine Botschaft von oben herunterkommt, müssen wir hoffen, daß Alles gut geht; wir müssen uns gedulden und hoffen —"

„Genau, wie ich dachte; man muß hoffen — hoffen und beten," sagte der Pastor und streckte die Hand aus; und es gewährte ihnen beiden, indem sie sich in die Augen sahen, eine Befriedigung, zu sehen, daß sie einander gegenseitig jene kleine menschliche Schwäche verziehen. Sobald er fort war, legte der Professor die 5000 Kronen in ein großes Couvert, versiegelte es mit seinem Privatsiegel und klingelte. „Marcussen, geben Sie Christensen's Boten diesen Brief."

Darauf nahm er die 250 Kronen, zählte sie und legte sie sorgfältig in sein eigenes Portemonnaie. Er lächelte, ja er lachte beim Gedanken an den vorsichtigen Christensen, welcher die Actien al pari verkaufte; jetzt hatte er in einer halben Stunde 250 Kronen an denselben Papieren verdient. Ach ja — Carsten Lövdahl konnte es schon mit ihnen Allen aufnehmen, wenn er nur wollte!

Ruhig und zufrieden ließ er seine Augen rings durch das Zimmer gleiten, von den Fenstern, gegen welche der Regen vom zerzausten Garten her schlug, bis zur Göttin des Glücks, die ihm zulächelte und halb schwebend den Kranz reichte.

In diesem Augenblick hörte er rasche Tritte die Wendeltreppe herabstürzen; er erhob sich voll Angst und Spannung; Abraham kam hereingefahren, das bleiche Antlitz von Gemüthsbewegung verstört, die Thränen liefen ihm die Wangen herunter, ohne daß er es merkte; er warf sich seinem Vater in die Arme: „Ein Sohn, Vater! — Alles glücklich und wohl überstanden! — ein großer prächtiger Junge!"

„Gratulire — mein Sohn — gratulire von Herzen — Gott sei gelobt!"

(Fortsetzung folgt.)

Karl Hillebrand.

(Geb. zu Gießen am 17. September 1829, gest. zu Florenz am 18. October 1884.)

Nur von dem Menschen zu sprechen, von dem, was er war, was er vermochte und was er vollbracht hat, wie er den Freunden vor Augen stand, wie er dem aufmerksamen und verstehenden Leser nahe trat, ist mein Vorsatz. Eingehend seine Schriften zu würdigen, wäre eine Aufgabe, der ich, wenn überhaupt, am wenigsten in diesem Moment mich gewachsen fühlen könnte, wo das Bedürfniß nach besänftigenden Worten des Abschieds kaum Zeit genug zu einem raschen Ueberblick gewährt. Besser Berufene werden sich der lohnenden Arbeit unterziehen, das Andenken des in seiner Art einzigen Mannes zu ehren und die wißbegierige Welt über die Schätze zu belehren, die er ihr hinterlassen hat. Sie wird nicht leicht sein, diese Aufgabe. Denn wer sie lösen will, wird an Vielseitigkeit in Studium und Leben an ihn heranfragen müssen, an ihn, der grade darin von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen worden ist. Wird schon selten genug die Gelehrsamkeit eines Einzigen die ältere, neue und neueste Literatur der vier großen Culturnationen Europa's beherrschen, so dürfte sich kaum ein Zweiter finden, der so wie er neben der Arbeit der Studirstube, die er mit ganzer Seele betrieb, sich zugleich im fließenden Leben aller vier Nationen persönlich mitbewegt, dasselbe in seinen Tiefen ergründet hat. Diese doppelte Universalität ist das Charakteristische an Hillebrand. Und während Eines am Andern, Wissen und Leben, sich fortwährend ergänzt und durchdringt, steigt aus den gesammelten Thatsachen, vom philosophischen Geist, durch den sie hindurchgehen, geläutert und beleuchtet, eine endlos perlende Fülle fein und farbenreicher glänzender Urtheile empor — über alles Menschliche, vom Kleinsten bis zum Größten.

Leider kann ich nicht aus eigner Beobachtung schildern, wie von Anbeginn dies erstaunliche Resultat sich aus dem Zusammentreffen persönlicher Anlagen und Schicksale herausgebildet hat. Als ich ihn vor nunmehr achtzehn Jahren kennen lernte, war er schon ein fertiger Mann, über die Hälfte der Dreißiger hinaus, sicheren Schrittes die Bahn einherschreitend.

Streift man auch nur obenhin die Gebiete, die sein Geist in zwanzig Jahren (von 1860 bis 1881, dem Ausbruch der Krankheit) durchwandelt und durchforscht hat, so steht man geblendet vor dieser Mannigfaltigkeit des Erlernten, Erlebten und Verarbeiteten. Welch' eine Reihe, von jener ersten lateinisch geschriebenen Pariser Doctorthese, einer Parallele zwischen Dante, Milton und Klopstock (1860), bis zu dem letzten Beitrag in der „Rundschau" vom März 1884: „Vom alten und neuen Roman", in welchem die zitternde Hand noch so viele neue Gedanken in die Welt hinaus sandte, als der Tod schon die seine ausstreckte, ihr die nimmer rastende Feder zu entwinden! Man darf wohl, ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten: nur bei einem Deutschen war solche Universalität möglich, zu

welcher neben dem Talent der Vielsprachigkeit, das ja z. B. auch die Slawen besitzen, die specifische Fähigkeit des speculativen Denkens und des Einlebens in fremde Nationalitäten gehört.

Hillebrand verweilte in Gesprächen selten bei seiner eignen Vergangenheit. Er war beständig zu sehr von dem neu sich Bietenden und allgemein Interessanten erfaßt, um sich an Persönlichem überhaupt, und gar an dem, was Persönliches hinter ihm lag, aufzuhalten. Es kam noch etwas hinzu, seine Mittheilsamkeit über die Jugendjahre zu dämpfen. Der reife Mann erinnerte sich ungern an die „Jugendeselei" seiner revolutionären Anfänge; er wich jeder Versuchung aus, zu erzählen, wie er als neunzehnjähriger Student von Gießen aus mit den Freischaaren nach Baden gelaufen, und auf welche abenteuerliche Weise er aus den Kasematten der Festung Rastadt entkommen war. Aber da es mir doch geglückt ist, von dieser, um seiner und der Mithandelnden willen interessanten, Episode einige Kenntniß zu erlangen, so wird es, denke ich, seinen Schatten nicht erzürnen, wenn ich sie nach meinen sicheren Angaben erzähle. Er war bei der Capitulation von Rastadt mit Corvin's Truppen gefangen worden. Als die Nachricht nach Gießen kam, beschloß seine ältere Schwester Marie, die ihn überlebt und die unter den insgesammt begabten Geschwistern am nächsten an ihn heranreicht, ihn zu retten. Sie machte sich mit Briefen ihres Vaters auf nach Darmstadt, wo der Märzminister Jaup sie mit Empfehlungen an seine Karlsruher Collegen versah. Zwar ward sie gut aufgenommen, aber Trost fand sie nicht. Der Bruder sei unrettbar dem Kriegsgericht verfallen. Sie ließ sich nicht abschrecken, wanderte, auf sich allein gestellt, nach Rastadt; dort wußte sie es fertig zu bringen, daß sie mit einem Trupp Soldaten in das Innere des Kasemattenraumes gelangte, in dessen Hof der Bruder mit anderen Gefangenen gerade sich ergehen durfte. Erkennungs- und Umarmungsscene. Der wachhabende Officier fährt sie barsch an, sie stellt sich geistesverwirrt; er erkennt alsbald, daß ein Wesen von ungewöhnlicher Art vor ihm stehe, behandelt sie gut; doch läßt auch er keine Hoffnung, daß der Bruder dem Erschossenwerden entgehen könne. Nun weiß sie es anzufangen, als Gehilfin bei der Verwalterin des Gefängnisses anzukommen, und in dieser Stellung schafft sie Mittel und Wege zur Flucht. Zunächst gelang es, ihn als krank ins Spital zu bringen, von wo aus das Entrinnen leichter zu bewerkstelligen war. Hillebrand, ein ausgezeichneter Turner, sollte mit einigen Mitgefangenen den Ausweg durch die Kloaken nehmen. Aber unterwegs packt ihn die Stickluft, er wird ohnmächtig, und, damit an der Romantik nichts fehle, trägt ihn einer der Gefährten, ein französischer Freischärler, dem er selbst in einem Gefecht das Leben gerettet, auf seinen Schultern hinaus ins Freie. Sie kommen an den Rhein, badische Dragoner setzen ihnen nach, die Kugeln pfeifen ihnen um die Ohren. Da erbarmt sich eine gute Seele drüben am französischen Ufer; ein Kahn kommt herbei, und sie sind gerettet! Die Schwester folgte nach Straßburg, brachte ihn nach Paris, wo sie früher schon gewesen. Auf Hilfe von Hause konnte er für seinen Lebensunterhalt nicht rechnen, und so bewarb er sich um den Dienst eines Secretärs bei Heine. Auch über diesen Abschnitt seines Lebens sprach er weder oft, noch gerne. Demüthigte ihn die Erinnerung an die revolutionäre Schwärmerei, so nicht minder die an die „Dummheit", daß er aus seinem Verkehr mit Heine nicht mehr beobachtet und aufgezeichnet habe. Selbst als ich ihn mit Madame Jaubert, der Freundin der letzten Jahre Heine's, zusammenbrachte, wollte er nicht aufthauen. Denke man nicht, falscher Stolz habe hier zu Grunde gelegen; er war durch und durch bescheiden. Wie manchmal sagte er im ernsten Zwiegespräch: zu den Gelehrten rechne er sich nicht, ihm fehle die systematische Schulung. Das Wenige, was er aus jener Zeit — im Ganzen neun Monate — in die Oeffentlichkeit bringen wollte, hat er in dem kurzen Brief an Prof. Hüffer in Bonn, der dessen interessanter Schrift über den Dichter einverleibt ist, erzählt. Ich darf hier darauf verweisen. Die mütterliche Schwester befürchtete von dem Pariser Aufenthalt allerhand Schädliches für den damals heißblütigen Bruder und bestimmte ihn, nach Bordeaux zu gehen. In dieser Stadt der legitimistischen Gesinnung und des Seeverkehrs mit England legte der Jüng-

ling den ersten Grund zu den Formen des Seins und Denkens, in welche der Mann allmälig hineinwuchs. Lehrend und lernend bereitete er sich hier auf den künftigen Beruf vor, ward in vielen Familien gut aufgenommen, u. A. auch im Hause einer Engländerin, Frau Taylor, die durch Verwandtschaft mit Gießen zusammenhing. Die Tochter sollte nach langen Jahren die hingebende und ebenbürtige Gattin werden, die ihn heute betrauert.

Duruy, ein tüchtiger und vortrefflicher Mann, wandte zuerst als hoher Beamter und dann als Minister des Unterrichts dem jungen Deutschen sein Wohlwollen zu. Eine Stellung an der Militärschule von St. Cyr gewährte ihm Gelegenheit, seine Studien in Paris zu vollenden und die vorschriftsmäßigen Prüfungen bis zum Docteur ès lettres abzulegen.

Seine erste große Arbeit erschien im Jahre 1862. Sie sollte für ihn selbst wie für die historische und linguistische Kritik eine tief eingreifende Bedeutung erlangen. Viel Verdruß und viel Mühe ist ihm daraus erwachsen, aber ohne mir nur entfernt ein sachliches Urtheil über die Materie selbst zuzutrauen, darf ich auf Grund der auch dem Laien erkennbaren Thatsachen getrost behaupten, daß er mit seinem ersten Griff in dieses Gebiet so schwieriger Probleme ein tiefes Verständniß bewährt und schließlich aus allen Anfechtungen mit Ruhm hervorgegangen ist. Es handelt sich um die Chronik des Dino Compagni, eines Zeitgenossen Dante's, welche zum ersten Male im Jahre 1726 von Muratori gedruckt worden und seitdem zu hohem Ansehen gelangt war. In seinem Buch „Dino Compagni. Étude historique et littéraire sur l'époque du Dante (Paris, Durand 1862)", wollte Hillebrand nicht sowohl diesen Chronisten allein als die ganze für die Entwicklung der italienischen Sprache so entscheidende Epoche behandeln. Das Werk umfaßt über 400 Seiten in eng gedrucktem Großoctav. An der Echtheit der Chronik war mit einer einzigen Ausnahme nie ein Zweifel geäußert worden. Im Jahre 1858 hatte nämlich Pietro Fanfani solche Bedenken in einer Zeitschrift aufgeworfen, und sie wären, wie Dr. Otto Hartwig in Halle (Revue historique, tome XVII) sagt, unbemerkt vorübergegangen, wenn nicht Hillebrand selbst in einem Anhang seines Buches sie hervorgehoben und widerlegt hätte. Seitdem und gerade dadurch ist der Streit über die Frage, ob nicht die Chronik jenes Consuls der Seidenzunft von Florenz (1280—1320) das Werk eines Fälschers sei, nicht mehr zur Ruhe gekommen. Abhandlungen ohne Zahl und viele dicke Bände sind in diesen zwanzig Jahren darüber geschrieben worden. Unsere gelehrten Landsleute, deren Fleiß und Scharfsinn so viel Reiz darin findet zu „retten", was für schlecht oder falsch und zu vernichten, was für gut oder echt gilt, haben selbstverständlich keinen geringen Antheil an diesem Streit genommen. Ein ausgezeichneter deutscher Forscher, Professor Scheffer-Boichorst, hatte den Reigen der Angreifer eröffnet (Historische Zeitschrift, XXIV); der Vertheidigung kam zuletzt mit gewaltiger Macht ein bändereiches Werk des Professors Del Lungo in Florenz zu Hilfe, welcher eine neue Ausgabe der Chronik mit einer ungeheuren Ansammlung gelehrten Materials über die Frage herausgab. Del Lungo stellt sich, wie die Akademie der Crusca, ganz entschieden auf die Seite Hillebrand's. Dieser selbst war, als die ersten Anfechtungen auftauchten, wie natürlich, von seinen Neidern als das Opfer einer oberflächlichen Täuschung verspottet worden. Die „Entremangerie professorale", ein Wort, das schon etliche hundert Jahre alt ist, verräth, daß die Gewohnheit nicht ausschließlich den Deutschen zukommt. Hillebrand ließ sich nie irre machen und hat auch auf den Rest von Zweifeln, die Del Lungo fest hielt, noch eine treffende Antwort gegeben. Auf jeden Fall steht thatsächlich fest, daß im Laufe der Zeit die Mehrheit der gelehrten Kritiker in der Hauptsache die Echtheit der Chronik wieder anerkannt hat, und daß der Streit sicherlich nicht zu Hillebrand's Nachtheil ausgegangen ist. Das sagt, denke ich, genug für die Erstlingsarbeit des damals kaum über die Dreißig zählenden Gelehrten.

Im Jahre darauf hatte die Academie von Bordeaux eine Preisfrage ausgeschrieben: „Quels étaient l'état des mœurs et la disposition des esprits aux époques, où brilla la bonne comédie? — Des éléments analogues existent-ils aujourd'hui en

France?“ Erst zwei Monate vor dem anberaumten Bewerbungstermine — so berichtet Hillebrand in seiner Vorrede — bekam er Kunde von dieser Ausschreibung, als er gerade im Begriff war nach Deutschland zu reisen. Dennoch gewann er den Preis. Die Schrift ist 1863 bei Durand in Paris erschienen.

Kannte ich Hillebrand in dieser ersten Periode nicht, so hatte mich der Zufall mit dem Hause, in dem er aufgewachsen war, in Berührung gebracht. Der Vater war mir an der Gießener Universität ein lieber und verehrter Lehrer gewesen. Seine Geschichte der deutschen Nationalliteratur, von welcher der Sohn Mitte der siebziger Jahre eine dritte Ausgabe besorgte, ist noch heute ein weit bekanntes und hochgeschätztes Werk.

Papa Hillebrand, aus dem Hildesheimschen stammend, ursprünglich zum katholischen Theologen bestimmt und nach Empfang der ersten Weihe zum Protestantismus übergetreten, war ein deutscher Professor von der besten Art, ganz in seinem Beruf aufgehend und des Lehramts wie eines frommen Priesterthums waltend, ohne zu ahnen, wie wenig der Troß der akademischen Jugend, welche die „Zwangscollegien“ Logik und Psychologie zu hören kam, sich für das interessirte, was er in heiligem Ernst, aber allerdings auch im echten Kauderwelsch der damals blühenden Schelling-Hegelischen Terminologie ihr vortrug. Seine „schlechthinige An- und Fürsichlichkeit“ ist kein Geschöpf der mythenbildenden Schülertradition, sondern leibhaftig in unsere Hefte übergegangen. Daß er eigentlich ein Eklektiker war, kam denen, die seine Belehrung ernst nahmen, zu Statten. Seine breitere Wirkung lag auf dem literarischen Gebiet, in dem er — und das wollte nicht wenig heißen — selbst den Gießener Bruder Studio zur Andacht brachte. Er war Goetheverehrer und — die Wahrheit zu sagen — Schillerverächter. Das ist besonders bemerkenswerth für die Geistesverwandtschaft zwischen Vater und Sohn, die auch im Grundzug der Liebenswürdigkeit einander vollkommen ähnlich waren. Die gesammte Familienatmosphäre war von echter Humanität und natürlicher Vornehmheit durchweht. Auch die anderen Geschwister beiderlei Geschlechts erhoben sich alle über das Maß der Gewöhnlichkeit und der Vater hat sich in der Reactionszeit der fünfziger Jahre eine politisch würdevolle Stellung in dem Dalwigkschen Hessen-Darmstadt zu bewahren gewußt. Das Alles stand noch in lebhafter Erinnerung mir vor der Seele, als ich im Jahre 1866 den Namen Karl Hillebrand im Journal des Débats wiederfand. Es gab damals nächst der Revue des deux mondes keinen höheren publicistisch-literarischen Adelsbrief und keine gewissere Notorietät als die Mitarbeit auf der dritten Seite der Débats. Was mich besonders zu meinem Landsmann hinzog war der Drang, in dem wir uns begegneten: den Franzosen eine vernünftige Auffassung von der großen Wendung der Dinge in Deutschland beizubringen. Aus der Reihe von Artikeln, welche Hillebrand für das Journal verfaßte, ist das im Jahre 1867 bei Germer Baillière erschienene Buch La Prusse contemporaine hervorgegangen. Man konnte damals noch, trotz der Verstimmung, welche Sadowa zurückgelassen hatte, für Preußens Beruf und für die Herstellung des deutschen Einheitsstaates Propaganda machen, ohne in der Gesellschaft minder gut aufgenommen zu werden, die bis zu dem für ihr Ueberlegenheitsgefühl so verhängnißvoll gewordenen Krieg jedem Fremden nicht bloß liebenswürdig, sondern auf allen Wegen fördernd entgegenkam. Insbesondere bei der jüngeren linguistischen und historischen Schule, die sich von deutscher Wissenschaft genährt hatte, fand der Deutsche warme Aufnahme. Seit 1863 war Hillebrand Professor der romanischen Literatur an der Fakultät von Douai. In eben jenem Jahre 1866, welches uns ins Ausland verschlagenen Deutschen die Erfüllung vieler lang gehegten Wünsche versprach und uns zur Mitarbeit an der Neugestaltung der heimischen Dinge anspornte, hatte der Professor der alten Literatur die Geduld verloren, in der Provinzialstadt Douai zu sitzen. Während er der Form nach da wohnhaft blieb, siedelte er in Wirklichkeit nach Paris über und fuhr ein oder zwei Mal die Woche hinüber, seinen Studenten die Vorlesung zu halten.

Als ich ihn zum ersten Male in seinem Hôtel garni der rue des Saints-Pères aufsuchte, fand ich einen in seinem ganzen äußeren Wesen mit behaglicher und natürlicher Weltmannseleganz auftretenden jungen Mann. Nicht die leiseste Spur mehr von der Herkunft aus dem — zu meiner Zeit wenigstens — unsäglich armseligen Universitätsstädtlein. Nur Eines war geblieben, der, allerdings etwas gemilderte, Dialect der heimathlichen Gefilde, welcher, wie ich an mir selbst gewahr werde, dem in fremdes Sprachgebiet gerathenen Deutschen besonders zähe anhaftet.

Bekanntlich ist ein literarischer Name seit länger als hundert Jahren in Paris der beste Paß in die gute Gesellschaft, und wenn auch, wie in allen socialen Aeußerlichkeiten, die Eitelkeit der Hausherren dabei mitspielt, so bleibt immer für den Geist der Menschen bezeichnend, auf was ihre Eitelkeit sich richtet. Bei uns haben es die hervorragenden Musiker in der Gunst der Gesellschaft viel weiter gebracht als die Schriftsteller, und letzteren zum wenigsten sind noch immer die Excellenzen über, so viele es deren auch gibt.

Hillebrand war mit allen Mitteln ausgerüstet, um von seinem Vorrecht ausgibigen Gebrauch zu machen. Seine äußere Erscheinung war hübsch und einnehmend im besten Sinn des Wortes; dazu ein sanftes wohlthuendes Organ, anmuthige Bewegungen, sichere Formen; dennoch durchaus nichts vom schönen oder eleganten Mann von Profession; nur der Gelehrte vom besten Tone. Die Welt der politischen und literarischen Intelligenz versammelte sich damals besonders in dem Salon der Me. de Peyronnet, einer geborenen Engländerin, Schwiegertochter des letzten Ministers Karl's X., und selbst ausgezeichneten politischen Schriftstellerin, die unter dem Namen Horace de la Gardie Satiren gegen das kaiserliche Regiment schrieb. In diesem Salon traf Hillebrand mit einem anderen hochbegabten, gleichfalls in die französische Literatur hineingewachsenen und seitdem Deutschland wiedergewonnenen Landsmann, mit Rudolf Lindau, zusammen. Beide waren hier Stammgäste. Damals hauptsächlich legte er den Grund zu seiner unendlich ausgebreiteten Bekanntschaft mit hervorragenden Männern und Frauen Europa's, die ihn in den Stand setzte, jene vergleichende Wissenschaft von den socialen Verhältnissen der großen Culturvölker zu schaffen, welche vielleicht den hervorstechendsten Bestandtheil seiner Werke ausmacht. Es war ganz natürlich, daß sein äußeres Auftreten die glücklichste Verschmelzung der Studirstube mit dem Salon versinnlichte, denn eine geradezu unglaubliche Leichtigkeit des Aufnehmens und Producirens machte es ihm möglich, neben einer bewegten und stets gut aufgelegten Theilnahme an der Geselligkeit ungemessenes Material für seine schriftstellerische Arbeit zusammenzutragen und zu verwerthen. Wie er selbst bekennt, hatte er sich bis zum Ausbruch des österreichisch-preußischen Kriegs von der Politik fern gehalten. Erst dieses große Ereigniß entzündete in ihm, dem in Frankreich Einheimischen — er war naturalisirt — das heiße Begehren, durch Aufklärung über Preußen und Deutschland den so tief beklagenswerthen Bruch zwischen den beiden Nationen verhüten zu helfen. Aber es sind höchstens die kleinen Fehler, denen durch Belehrung vorgebeugt werden kann. Die großen liegen so tief in der Natur der Menschen, daß sie gemacht *werden müssen*, und es ist schon ein seltenes Glück, wenn sie hinterher die Erkenntniß zurücklassen, daß sie Fehler waren.

Die „Prusse contemporaine" gibt auf etwa 300 eng gedruckten Seiten eine Schilderung der Ereignisse, welcher ein kurzes Staatshandbuch über Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtspflege, Finanz-, Kirchen- und Heerwesen, landwirthschaftliche, commerzielle und gewerbliche Zustände der preußischen Monarchie angehängt ist. Sie fand soviel Aufmerksamkeit wie in Frankreich etwas fremde Zustände Behandelndes finden kann.

War die Schrift des Jahres 1867 der Belehrung Frankreichs über Deutschland zu Gunsten der Deutschen bestimmt, so gehörte die des folgenden Jahres der Reihe jener Werke an, welche bis auf den heutigen Tag — siehe Père Didon — sich zur Aufgabe setzen, das französische Unterrichtswesen mit dem Hinweis auf die Organisation der deutschen Universitäten zu reformiren. Die Abhandlung „De la Reforme de l'Enseignement supérieur" (1868 Germer Baillère) war das Ergebniß einer Reise, die

Hillebrand im Auftrage Duruy's unternommen hatte. Sie gibt in ihrem ersten Theil eine Schilderung der deutschen akademischen Einrichtungen, um in ihrem zweiten Vorschläge zur Verbesserung der französischen darauf zu begründen. Das Jahr 1868 kehrt zu den Arbeiten zurück, in welchen der Dino Compagni wurzelt und welchen ein mehrmals wiederholter Aufenthalt in Florenz gewidmet war. Daraus ging ein neuer Band „Études Italiennes“ (von 400 Seiten bei Franck 1868) hervor. Er umfaßte Studien über die ältere epische Poesie Italiens, die göttliche Komödie, die Mysterien, das Zeitalter Lorenzo's von Medici, Savonarola, Arioſt und Macchiavell. Das folgende Jahr gehörte wieder deutschen Studien an, aber nicht politischer Art. In der Revue des deux mondes sollte eine Reihe von Aufsätzen die Berliner Gesellschaft zu Rahel's Zeiten schildern. Nach seiner Art hatte Hillebrand die Fäden weit ausgesponnen und sinnreich ineinander gewebt. Da wir gerade in jenem Jahre viel zusammen verkehrten und die im Gange befindliche Arbeit natürlich den Stoff des Gesprächs lieferte, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie außerordentlich tief und breit die Fundamente angelegt waren, auf welchen hernach das so schlank und durchsichtig emporsteigende Gebäude errichtet werden sollte. Daher kommt es, daß seine Schriften im eminentesten Sinn anregend wirken, nicht bloß nämlich kraft der von überall her andringenden Gedankenvorstöße, sondern noch mehr kraft des fortwährenden einschießenden geschichtlichen und literarischen Materials. Wer nach Analogien zu Hillebrand's Vielseitigkeit und Denkselbständigkeit — ich sage hier noch nicht Neigung zum Paradoxen — sucht, wird nicht umhin können, auch auf Carlyle zu gerathen. Aber neben manchem Zutreffenden, wie viel Verschiedenes! Das mürrische Staccato der Carlyle'schen Ausbrüche, welche ihre Anspielungen auf zahllose Thatsachen wie Steingerölle herunterschleudern, setzt Alles als bekannt voraus und läßt nicht zu Athem kommen. Die Facetten der Hillebrand'schen Darstellung setzen immer und immer wieder neue Figuren ins Licht, erwecken nicht bloß die Luſt, sondern zeigen auch den Weg, die Belehrung zu vervollständigen.

Der Gesammttitel dieser Publicationen lautet: De la société de Berlin de 1789 à 1815, d'après des correspondances et des mémoires du temps publiés de 1859 à 1869. Das erste Capitel (in der Revue vom 15. März 1870) trägt die Ueberschrift: Le monde israélite et les idées nouvelles; es ist der eingehenden Schilderung jener Gesellschaftskreise gewidmet, in welchen damals die neue Generation der Philosophen und der künftigen Romantiker sich um Henriette Herz versammelte, voran Schleiermacher und die Schlegel. Das zweite Capitel, mit der Ueberschrift: Les Originaux — mit Rahel als Mittelpunkt — erschien Ende April. In die Fortsetzung schlug der Krieg hinein. Trotz und während desselben erschien das dritte Capitel im Novemberheft. Es nannte sich: Le reveil d'une nation. An diesen Stoff knüpft eine Note der Redaction in bezeichnender Weise an. Ohne Zweifel um sich zu entschuldigen, daß sie wage, die Arbeit eines Deutschen über Preußen zu bringen, will die Redaction an dieser Schilderung des Befreiungskriegs die Franzosen belehren, wie sie sich jetzt gegen die deutsche Invasion zur Wehre zu setzen haben. Eine weitere Fortsetzung erschien nicht. Buloz unterdrückte etwa dreiviertheil des Manuscripts. Hillebrand hat nachträglich das Material zu einem Buch von etwa 200 Seiten verarbeitet, welches englisch erscheinen sollte. Seine Krankheit verhinderte auch diese Ausführung. Er war der Ansicht, für Deutschland liege hier zu viel Bekanntes vor. Ich theile dieselbe nicht und möchte befürworten, daß uns das Buch nicht vorenthalten werde. — Vorübergehend sei noch bemerkt, daß im Jahr 1869 die Revue von ihm bereits eine Besprechung von Bergenroth's bekannter Arbeit über das Archiv von Simancas und dessen Aufschlüsse über das Schicksal der Mutter Karl's V. gebracht hatte, einer Arbeit, die seitdem ähnlichen Zweifeln begegnet ist wie Hillebrand's Dino Compagni, ob mit mehr Recht, vermag ich nicht zu sagen.

Bei Ausbruch des Krieges legte Hillebrand sein Amt nieder und schickte sich an, den französischen Boden zu verlassen. Eben nach dem Eintreffen der ersten Kunde von den Niederlagen der französischen Armee hatte er den Eisenbahnwagen in Lille be-

stiegen und war im Begriff, über Calais nach England zu reisen, als ihm im letzten Augenblick einfiel, daß er vergessen hatte, einen nach Darmstadt adressirten Brief in den Postkasten zu werfen. Arglos reichte er denselben einem Beamten des Bahnhofes zur Beförderung aus dem Wagen. Aber schon nach wenigen Minuten kam ein Trupp Menschen von Polizisten begleitet heran und verlangte stürmisch nach dem „Spion", der so eben einen verrätherischen Brief an die Preußen abzusenden versucht habe. Vergeblich berief sich der von dem benachbarten Douai her auch in Lille Bekannte auf die höchsten Beamten des Ortes; der immer mehr anwachsende rasende Haufe bestand darauf, daß man ihn dingfest mache. Man zwang ihn auszusteigen, und er sollte in Haft gebracht werden. Aber das war das Wenigste. Die Aufgabe war, unter dem Schutz der Polizei den Weg nach der Präfectur zurückzulegen, ohne vom Haufen in Stücke zerrissen zu werden. Der Wagen, in den man ihn setzte, ward auf dem ganzen Weg umringt und bedroht, und die Wachhabenden, die zu seiner eigenen Sicherheit miteingestiegen waren, wußten nicht Rath, wie sie ihn lebendig zwischen dem Wagenschlag und der Hausthüre durchbringen sollten. Ein kühner Sprung allein konnte ihn retten; nur mit knapper Noth gelang er, nachdem in dem secundenlangen Kampf um die freie Bahn ihm die Kleider vom Leibe gerissen worden waren. Der Präfect benahm sich wacker, hielt vom Fenster herab eine fulminante Ansprache an die Menge, und ließ, nachdem er sie beruhigt, ihn am Abend auf sicheren Wegen an sein Ziel bringen.

Als er mir beim ersten Wiedersehen im Sommer 1871 das schauerliche Erlebniß ausführlich erzählte, ließ er kaum ein Wort der Entrüstung einfließen. Er sah auf die häßliche Episode wie auf ein Elementarereigniß herab. Und er hatte wohl Recht. Je länger und unbefangener man die Collectivwesen beobachtet, desto vorsichtiger wird man in der Vertheilung zwischen Licht und Schatten nach verschiedenen Seiten, und man hütet sich von der einen Menge zu sagen, daß sie des Bösen oder auch des Guten unfähig sei, welches die Umstände — denn diese sind es — der anderen entlockt haben. Die schöne, beneidenswerthe Unbefangenheit, welche Hillebrand in seinen vertraulichen Gesprächen über die ihm zugestoßenen Unbilden bewährt hatte, sollte er demnächst in einer bedeutsamen Weise vor aller Welt an den Tag legen.

Bald nach dem Krieg (1872) hielt er mit seinem Buch „Frankreich und die Franzosen" seinen Einzug in die deutsche Literatur, um sich in raschem Lauf eine wohlverdiente hohe Stellung zu erobern. Die sechs Bände „Zeiten, Völker und Menschen", welche in dem Jahrzehnt von 1872—1882 (Berlin, Robert Oppenheim) zum Theil aus einzeln veröffentlichten Abhandlungen gesammelt, zum Theil ganz Neues bringend erschienen, haben ihrem Verfasser den Dank von tausend und abertausend seiner wißbegierigen Landsleute eingetragen und ihm einen dauernden Platz in ihrem Andenken gesichert. Wie viel Belehrung und Anregung, wie viel genußreiche Stunden sind aus diesem ewig quellenden Born geschöpft worden! Hier liegen Schätze des Wissens und Denkens angehäuft, an welchen noch ein Menschenalter sich ergötzen und bereichern kann; und, wenn schon der Lebende sich Aufmerksamkeit und Zutrauen in reichem Maße zu erwerben gewußt hat: der Tod, der große Meister, welcher zwischen Vergänglichem und Dauerndem die Wage hält, das Eine der Vergessenheit überliefert, das Andere erst recht zu neuem Leben erweckt, wird gerechter Weise hier seines Amtes walten. „Die Zeiten, Völker und Menschen" Karl Hillebrand's werden ein Bestandtheil und eine Zierde wohlangelegter Hausbibliotheken werden. Freilich hätten viele Hausväter erst aus diesem Schatzkästlein unter anderem auch zu lernen, wie sehr der deutsche — Edelmann und Bürger — in der Pflege solchen Bücherbesitzthums hinter seinen Nachbarn im Westen zurückgeblieben ist.

„Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts", welches den ersten der sechs Bände ausmacht, ist ohne Zweifel das bei Weitem am meisten gelesene von Hillebrand's in deutscher Sprache verfaßten Büchern. In diesen unmittelbar auf den Krieg folgenden Jahren mußte ein solches Buch doppelt willkommen sein. Wenn irgend eine, so war diese Feder berufen, über das Wie und

Warum der erlebten Wunder letzte Aufschlüsse zu geben, wenn es nicht an sich eine Illusion wäre, ein letztes Wort über irgend etwas und gar über Wunderthaten zu erwarten. Bedurfte es doch kaum eines so außerordentlichen Anlasses, um deutsche Leser für Belehrung über französische Zustände empfänglich zu machen. Sie sind es von jeher gewesen, und sind es noch heute trotz Allem, trotzdem sie so viel Wichtigeres bei sich selbst zu beobachten hätten, trotzdem die Physiognomie der französischen Politik, Literatur und Gesellschaft seit dem Krieg an sich weniger anziehend geworden ist. Neues aus Frankreich hat noch immer für sie etwas von jenem Reiz, den es einst auf unsere großen Herren ausübte, als sie sich ihre Privatzeitungsschreiber in Paris hielten, damit ihnen kein galantes Abenteuer, kein Bonmot und kein Quatrain entgehen könne.

Auch die anderen Nationen entziehen sich diesem Reiz nicht, und das Phänomen erklärt sich vielleicht zum Theil dadurch, daß ein Volk, welches in allen Lebenslagen, glücklichen wie unglücklichen — man erlaube den trivialen aber allein zutreffenden Ausdruck — sich amüsirt, auch für die Anderen amüsant bleibt. Für die Deutschen hatte das Buch noch den besonderen Reiz, daß es von selbst sich zu einer Parallele zwischen dem Charakter, den Institutionen, Sitten und Gebräuchen der beiden Völker gestaltete. Hillebrand gibt seinen Urtheilen ein so scharfes Gepräge, daß sich schwerlich ein mit den von ihm behandelten Materien vertrauter Leser finden möchte, der ihm in Allem und Jedem zustimmte; aber kein Unbefangener wird ihm bestreiten, daß es ihm mit der Objectivität höchster Ernst ist. Wenn etwas ihn kennzeichnet, so ist es das tief innerliche Bestreben, alle Bande vorgefaßter Meinung zu zerreißen. Aber es ist so schwer, dieses Bestreben mit dem nach abschließenden Resultaten zu vereinigen, daß man auch ihm schwerlich die Palme des Siegers wird überreichen können. Nur Eines möchte ich hinzusetzen: er hat sich gerade in dieser Arbeit am meisten angelegen sein lassen, das Gute auf beiden Seiten hervorzuheben. Natürlich hat das nicht gehindert, daß ihm von beiden Seiten auch das Gegentheil zur Last gelegt worden ist. In seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe wendet er sich gegen diejenigen Deutschen, die ihn, ganz gewiß ohne Grund, angeklagt haben, seinen Landsleuten nicht gerecht geworden zu sein. Von den Franzosen sagt er, daß sie bezeichnender Weise das Buch nirgends besprochen hätten. Ich glaube, das wäre kein schlechtes Zeichen gewesen. Denn hätten sie ihm Einseitigkeit vorwerfen können, so würden sie, wie seit dem Kriege üblich, sich gewiß mit Anklagen der Undankbarkeit gütlich gethan haben.

Was mir von mündlichen Auslassungen über dieses Buch mittelbar zukam, zeugte nicht eben von Wohlwollen, hatte aber schon deshalb keine Bedeutung, weil es gar nicht auf Kenntniß der Schrift selbst beruhte und lediglich dem Bedürfniß entsprang, alles Deutsche zu verurtheilen. Man meinte, es passe sich für den ehemaligen Professor an einer französischen Fakultät überhaupt nicht, ein auch selbst unparteiisches Buch über den Conflict der beiden Nationen zu schreiben. Uebrigens muß ich der Wahrheit zur Steuer hinzufügen, daß die „Revue critique“ vom 10. October 1874 eine sehr eingehende und ganz wohlwollende Besprechung aus der Feder Gabriel Monod's, des vortrefflichen Gelehrten und angesehenen Herausgebers der „Revue historique“ brachte, welcher selbst nach dem Kriege eine sehr interessante und rein menschlicher Erwägung gewidmete Schrift: „Français et allemands pendant la guerre“ veröffentlicht hat. Auch sind diejenigen Franzosen, die sich gleich ihm ein freies Urtheil bewahrt haben, unter den Höchstgebildeten nach meiner Erfahrung durchaus nicht so selten, wie man aus gewissen an die Oeffentlichkeit tretenden Demonstrationen einiger Gelehrten schließen könnte.

Das Buch über Frankreich ist sowohl ins Französische, von Minoret, als ins Englische von Roscoe, letzteres sehr gut (ohne Namensnennung), übersetzt worden.

Seit den bösen Tagen von Lille hat Hillebrand den Boden von Paris nur ein- oder zweimal flüchtig auf der Durchreise berührt. In den Jahren seiner letzten Krankheit suchte er Linderung in dem geschützten Meerbusen von Arcachon nahe bei Bordeaux. Hier machte sein für solche Eindrücke sehr empfängliches Gemüth die wohl-

thuende Erfahrung, daß er von etlichen alten Freunden mit der ganzen Wärme und Dienstfertigkeit, welche zu den schönsten Eigenschaften der Nation gehören, aufgenommen ward. Seine Häuslichkeit verlegte er Anfangs der siebenziger Jahre nach Florenz. Wohl hätte es gelingen können, ihn bald nach dem Kriege für Deutschland zu gewinnen. Als man später ihm mehrfach Professuren anbot, war die Thatsache seiner Ansiedelung in Florenz schon vollzogen. Er hing von lange her durch viele Fasern seines Lebens und Strebens mit der wundersamen Stadt zusammen und hat den Entschluß auch nie bereut. In die Schablone irgend einer amtlichen Stellung wäre seine über alles Zünftige weit hinaus gewachsene Existenz- und Empfindungsweise nicht mehr hineinzubringen gewesen, und für die Freibeweglichkeit seiner Studien am lebendigen Leib der Völker war es ein Glück, daß er sich in keine Pflicht, und wäre sie auch eine leichte und ehrenvolle gewesen, spannen ließ. Der Sommer gehörte den Reisen nach England und Deutschland oder in abgelegene Gebirgsasyle der Schweiz, deren Name behufs Vertheidigung der ungestörten Arbeitsmuße nur den Wenigsten anvertraut ward. So entstanden in diesen Jahren neben zahllosen einzelnen Abhandlungen die folgenden fünf Bände des genannten Sammelwerks.

Der zweite Band trägt den allgemeinen Titel: „Wälsches und Deutsches". Von italienischen Stoffen sind darin behandelt: Petrarca — Lorenzo di Medici — die Borgia — Manzoni — Guerazzi — Tommaseo — Carducci; von französischen hauptsächlich Michelet und Merimée; die deutschen Aufsätze beschäftigen sich vornehmlich mit dem Gegensatz zwischen zünftigem und unzünftigem Wissen und Schaffen. Hier findet sich z. B. der ursprünglich in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichte Aufsatz über Gervinus, der zum Besten gehört, was aus Hillebrand's Feder hervorgegangen ist. Hier begegnen wir auch dem ersten Aufsatz über Schopenhauer, zu welchem Hillebrand nicht im Verhältniß eines Adepten, aber eines freien und warmen Verehrers stand. Den Denker und den Stilisten setzte er über Alles, mit dem Gegner der Gelehrtenzunft sympathisirte er lebhaft.

Der dritte Band „Aus und über England" enthält in seinem ersten Theil Briefe, die im Jahre 1873 verfaßt sind; in seinem zweiten eine Reihe von Aufsätzen (im Jahre 1874 verfaßt), die sich mit englischen Arbeiten über französische Zustände beschäftigen, und insbesondere mit den interessanten Schriften Morley's, damals Herausgebers der Fortnightly Review, über Voltaire, über Rousseau und über Diderot. Den Schluß bilden zwei Aufsätze älteren Datums über den Tom Jones und über Lawrence Sterne. Der erstere war schon 1865 in den Débats erschienen.

Der vierte Band nennt sich „Profile". Die einzelnen Abhandlungen, literargeschichtliche Biographien enthaltend, waren nach einander im Laufe des Jahres 1875 erschienen und sind hier in einem Bande vereinigt. Eine Vorrede „über moderne Sammelliteratur und ihre Berechtigung" ist der Legitimirung solcher Zusammenstellung gewidmet, eine Mühe, welcher sich der Verfasser wohl hätte entschlagen dürfen. Gerade bei unserer Zersplitterung, welche Keinem eine Stelle bietet, von der aus er darauf rechnen kann, zu der überwiegenden Mehrheit der Gebildeten zu sprechen, ist es ein wahres Bedürfniß, das Gute aus solchen Zeitschriften vor dem allzuraschen Untergang zu retten. In diesem Band sind u. A. Doudan, Daniel Stern, Thiers, Renan, Taine, Gino Capponi, Macchiavell, Rabelais, Tasso und Milton behandelt.

Der fünfte Band bezeichnet den Uebergang aus den siebenziger Jahren in die achtziger. Er führt den Titel: „Aus dem Jahrhundert der Revolution", mit Montesquieu beginnend und mit Metternich schließend. Die Schilderung Montesquieu's ist neben der später in seine Geschichtswerke hineingearbeiteten Schilderung von Thiers nach meiner Ansicht das Vollendetste, was Hillebrand als Porträtmaler geleistet hat. Hier sind mit künstlerischer Intuition und mit Meisterhand lebensvolle Bilder geschaffen, welche die bekannte Wirkung auf den Beschauenden hervorbringen, daß er sich sagt: Das muß ähnlich sein. Viele dieser wie der im sechsten Band enthaltenen Aufsätze waren vorher in der „Deutschen Rundschau" erschienen, unter anderen die

heute wieder so zeitgemäß gewordenen über „das belgische Experiment". Auch der über Settembrini's Denkwürdigkeiten ist eine Perle.

Was wäre Alles zu sagen über den Reichthum an Stoff und Kritik, die in diesen sechs Bänden aufgestapelt sind! Aber wer gönnt mir die Zeit, mich aufzuhalten? Muß ich doch erst wieder zurückgreifen in die Reihe der siebziger Jahre, um nur ganz flüchtig anzudeuten, was Alles, kaum darf ich sagen nebenher, geschafft und geschaffen wurde.

Im Jahre 1874 gründete Hillebrand die „Italia", ein Jahrbuch zur Verbindung der Geister zwischen Italien und Deutschland. Vier Bände sind davon bis 1877 erschienen (Leipzig, H. Hartung). Die einzelnen Beiträge sind theils von Deutschen deutsch geschrieben, theils aus dem italienischen Manuscript der Mitarbeiter übersetzt; daneben italienische metrische Uebertragungen deutscher Dichter, zum Schluß jedes Bandes eine umfassende Uebersicht der italienischen Politik aus der Feder des Herausgebers. Die werthvolle Publication, in welcher viele erste Namen beider Länder figurirten, mußte leider, aus leicht zu errathenden Gründen, nach dem vierten Band abbrechen. Im selben Jahr wie der erste Band „Italia" ist endlich auch ein anonym erschienener Band „Briefe eines ästhetischen Ketzers" zu verzeichnen (Berlin, R. Oppenheim). Ein Capitel über die „Museomanie", welches darin enthalten ist, sollte immer von Neuem gelesen werden.

Wie viele hätten sich mit solcher Arbeit und Leistung begnügen dürfen. Ihm aber erschien es, als ob er die Aufgabe seines Lebens erst jetzt in Angriff zu nehmen hätte. Die „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Ludwig Philipp's bis zum Falle Napoleon's III." sollte recht eigentlich das Werk seiner gereiften Kraft werden. Sie war auf fünf Bände berechnet; zwei davon sind erschienen. Sie gehören der Sammlung von Ukert und Heeren, jetzt Giesebrecht, an. Der zweite Band schließt mit der Februarrevolution. Zu dem Schmerzlichsten, was ihm die dreijährige Krankheit bereitete, gehörte die Unterbrechung dieser Arbeit und die Ahnung, daß er sie unvollendet hinterlassen werde. Den dritten Band hat er mit Aufbietung seiner letzten Kräfte während der Krankheit der Vorbereitung und Ordnung des Stoffs nach vollendet; er sollte bis Ende 1852 reichen. Unter den Fachleuten, mit denen sich der Verfasser öfter schlecht vertragen hat, ist dieser rein historischen Arbeit nicht ungetheilte Anerkennung geworden; mir will scheinen, daß zwei Elemente ihr besonderen Werth verleihen: das Verständniß des Landes auf Grund so durchdringender Kenntniß und die fleißige, scharfsinnige Ausnützung einzelner Archive. Aber vielleicht haben die von diesen zwei Elementen durchsetzten Bestandtheile so viel Licht aufgesogen, daß Anderes dafür mehr im Schatten geblieben ist. Seinen berechtigten Platz in unserer Geschichtschreibung wird dem inhaltreichen Werke Niemand streitig machen.

Ich habe bis jetzt vornehmlich der französisch und deutsch geschriebenen Werke gedacht. Daneben gingen bekanntlich englische und italienische her. Die letzteren fallen der Zahl und Bedeutung nach am wenigsten ins Gewicht, bestehen aus Beiträgen in der seitdem eingegangenen Wochenschrift „Rassegna settimenale" und in der „Nuova Antologia". Eine gelehrte Gesellschaft, als Mittelpunkt für die florentinische Welt der Intelligenz, der circolo filologico, ist hauptsächlich Hillebrand's Werk.

Hat er viel mehr über Italien als in dessen Sprache geschrieben, so nimmt seine englische Schriftstellerei in dem letzten Jahrzehnt einen großen Platz unter seinen Leistungen ein. Man weiß, daß gerade seit einem Decennium die halbmonatlichen „Reviews" recht eigentlich das Geistesleben Englands beherrschen und selbst den Einfluß der größten Blätter, die „Times" nicht ausgenommen, zurückgedrängt haben, fürwahr kein schlechtes Symptom für das öffentliche Leben dieses ernsten, männlichen Volkes. Die drei Reviews, von welchen aus heutzutage die treibenden Ideen sich Bahn brechen, sind: Contemporary, Nineteenth Century und Fortnightly, und in allen diesen war Hillebrand ein gern gesehener Gast. Einen besonderen Band bilden seine „German thougts" (London, Longmann), in welchen ein Cyclus von sechs Vorlesungen, die er 1879 in der „Royal society" hielt, gesammelt ist. Auch amerikanischen Revüen war er ein

sehr beliebter Mitarbeiter, insbesondere der North American. Sie brachte u. A. eine Arbeit über Herder. Für Frankreich ist noch seiner Mitarbeiterschaft an der Revue critique zu gedenken.

Und da rede ich nicht von seinen ständischen literarisch-politischen Correspondenzen für die angesehensten Wochen- und Tagesblätter Deutschlands und Englands: Augsburger Allgemeine, Nationalzeitung, Neue freie Presse, Gegenwart, Times und Pall Mall. Die Times hatte ihm 1870 nach seiner Ankunft aus Frankreich ihre Correspondenz aus Italien übertragen. Endlich die Vorträge, die er, wie in England, auch hie und da in Deutschland, u. A. in Bremen, gehalten hat.

Am meisten an dieser riesenhaften und vielgestaltigen Productivität springt dem — wenn ich so sagen darf — weltlichen Beschauer die Merkwürdigkeit in die Augen, daß sie sich über die vier großen Sprachgebiete erstreckt, in der That ein Phänomen, für das ich selbst unter Deutschen kein zweites Beispiel anzuführen wüßte. Die Fähigkeit, vier und sogar mehr Sprachen in der Conversation und in Briefen zu handhaben, ist allerdings nicht gleich selten, namentlich beim weiblichen Geschlecht. Ich könnte ohne Besinnen an den fünf Fingern Belege dazu aus meiner eigenen Erfahrung beibringen und brauchte ein Beispiel nicht weiter zu suchen, als in Hillebrand's nächster Nähe. Aber die literarische Darstellung macht ganz andere Anforderungen, und namentlich wenn sie sich nicht, wie bei Fachwissenschaften, auf dem Gebiet der Thatsachen bewegt, sondern, wie hier der Fall ist, in den Regionen der feinsten Gedankengewebe. Natürlich drängt sich die Frage auf: zu welchem Grad der Vollkommenheit war er in dieser Kunst gelangt? Aber ich verzichte auf die Beantwortung, einfach aus dem Grunde, weil ich mir über die Qualität des Stils in einer andern als meiner eigenen Sprache kein endgültiges Urtheil zutraue. Ist es schon schwer genug, unfehlbar über die Correctheit zu urtheilen, so spielt der unreflectirte Tastsinn des Ohrs, welcher mit der Muttermilch eingesogen wird, die ausschlaggebende Rolle. Am weitesten hatte es Hillebrand ohne Zweifel in dem zuerst erlernten Französischen gebracht. Da selbst ein Franzose vom andern nur sehr selten zugibt, daß er die Sprache tadellos handhabe, so beweisen mir etliche Vorbehalte, welche ich gelegentlich über Hillebrand's Schreibart äußern hörte, nicht viel. Auch ohne zur absoluten Gewißheit über den Grad der erlangten Vollkommenheit vorzudringen, bleibt die Thatsache der viersachen Leistungsfähigkeit staunenswerth genug. Im Deutschen will mir sein Stil reich und wirkungsvoll erscheinen, wozu seine Gedanken, von Natur scharf ausgeprägt und lebhaft, von selbst trieben. Sein Periodenbau ist knapp, wofür ihn der Gebrauch der romanischen Sprachen vorbereitet hatte. Gewisse Ungleichheiten je nach der Zeit, die er sich gönnen durfte, hie und da eine — wenig störende — Wendung aus fremdem Idiom herübergenommen, sind zu bemerken, ohne daß sie zu charakteristischen Fehlern werden.

Ueber den Geist und Charakter seiner Muse wäre sehr viel zu sagen. Um ihm gerecht zu werden, müßte man das unermeßliche Feld dieser zwanzigjährigen Production gemessenen Schritts durchwandern. Nur Eines muß ich hervorheben, was jedem seiner Leser einen starken Eindruck hinterlassen haben wird. Er fordert zum Widerspruch heraus. Zwar gibt es zweierlei Arten von Lesern, solche, die vor Allem wissen wollen, was ihr Autor will, und es zunächst ruhig an sich vorübergleiten lassen, und wiederum solche, die während des Aufnehmens mit dem Autor in Discussion treten. An der letztern Sorte hatte unser Freund schwierige Kunden; wenn ich fremde Exemplare seiner Werke in die Hand bekomme, sind sie häufig mit Ausrufungs-, Fragezeichen und Bemerkungen am Rande versehen. Da alles Denken Generalisiren ist, so geräth ein so acuter Denker, wie er war, nothwendig oft in rasches und übergreifendes Generalisiren. Merkwürdiger Weise ist er darin genau das Widerstück zu dem von ihm — mit Recht — so hochverehrten Ste. Beuve, dem Meister der ruhigen, unpersönlichen Auffassung. Hillebrand ist, so sehr er sich der Unbefangenheit befleißigt, durch und durch subjectiv. Das hängt mit einer Besonderheit zusammen, die ihm am öftesten zugeschrieben wird, nämlich dem Aristokratischen seines Wesens. Gewiß im Großen und Ganzen eine zutreffende Bezeichnung, aber nicht eine

erschöpfende. Seine Aristokratie wurzelte in dem Grundzug seines Schaffensdrangs, dem Bedürfniß, vor Allem sein Urtheil aus sich selbst zu schöpfen. Das Odi profanum vulgus, welches ihn in den Gewohnheiten des Lebens wie in seiner Geistesarbeit kennzeichnet, ist kein Vornehmthun, sondern ein Selbständigkeitsgefühl. Er haßte vor Allem den vulgus der profanen Gedanken. Daher allerdings einige Neigung zur Paradoxe nicht zu leugnen ist. Aber wie rüttelt und schüttelt ein solches Stück den Denklustigen auf. Man lese nur einmal den kleinen Aufsatz „Nach einer Lectüre" im fünften Bande der „Zeiten, Völker und Menschen". Wie viele neue Ideen flattern da auf jeden Schlag aus dem Neste! Seine Behauptungen wirken hie und da schmerzhaft wie eine Knetkur, aber sie setzen alle Fasern des Geistes in Bewegung. Und dabei bringt die Masse der thatsächlichen Belehrung soviel Abwechslung und Beruhigung, daß die Leiden reichlich ausgeglichen werden. Unaufhörlich fließt es aus dem unerschöpflichen Quell seines stets im Wachsen begriffenen Wissens von vergangenen und gegenwärtigen, menschlichen und literarischen Dingen. Er spricht nie um zu zeigen, was er weiß; nur eine Andeutung der verborgenen Schätze drängt sich auf Weg und Steg an die Oberfläche.

Dieser Trieb nach Selbstherrschaft machte ihn auch zum eingefleischten Gegner der demokratischen Politik der Neuzeit, als welche der stereotypen Stichworte nicht entbehren kann und der gleichmachenden Mittelmäßigkeit zustrebt.

Da er nicht in seiner Heimath lebte, so hat er sich nie gestattet, unmittelbar auf die praktische Politik seiner oder einer dritten Nation einzuwirken. Er führte jeder die andren vor und suchte sie dadurch in ihren eigenen Angelegenheiten zu fördern. Für alle war er ein scharfer Kritiker, eben weil er überall das ihm fatale Element der Massenherrschaft im Wachsen sah. Deutschland fand in ihm noch bei weitem den günstigsten Dolmetscher, weil sich hier seine Anhänglichkeit und seine Verehrung für geniale Persönlichkeit begegneten. So schrieb er namentlich außer der Prusse contemporaine, drei Aufsätze für Italien in der Nuova Antologia (1868) unter dem Titel Storia dell' Unità alemanna, und für England The Prospects of Liberalism in Germany in der Fortnightly Review (1871). Bei aller Verehrung für Genialität war er von unserer neuen inneren Politik nichts weniger als erbaut. Das Preußen, über dessen Tendenzen er Franzosen, Engländern und Italienern so viel Gutes zu sagen wußte, war das Preußen der von Wissenschaft und Geistesschwung erfüllten Staatsmänner des ersten Dritttheils des Jahrhunderts, nicht das heutige Ideal der Zunftmeister und der socialistischen Staatskünstler. Was ihm zur Beherrschung der lebendigen Politik vielleicht fehlte, war die Erfahrung aus praktischer Mitarbeit. Er kannte ja Staatsmänner und hohe Beamte genug. Aber man muß sie an der Arbeit gesehen haben, um ein erschöpfendes Urtheil über das Regieren zu haben. So hatte sein Abscheu vor den Schwächen der Massen nicht das richtige Gegengewicht, und er wurde mehr der Fehler gewahr, die sich auf der breiten Basis zeigen, als derjenigen, die in den Spitzen versteckt wirken. Wie schwer es ist, sich aus der Ferne vom Zusammenhang der Thatsachen, auch der einfachsten, Rechenschaft zu geben, ersah ich oft aus unserem Briefwechsel, der sich großen Theils mit heimischen Angelegenheiten beschäftigte. Es ist ein eigenartiges — vielleicht nicht unbeneidenswerthes — Los, als Patriot im Auslande zu leben. Man sieht die Gebrechen der fremden Nation in unmittelbarer Nähe, aber ohne den intensiven Schmerz der vollen Betheiligung, und freut sich des Guten, das aus der Ferne sich in großen Umrissen abhebt. Deutsche Untugenden störten ihn nur in den Nebendingen der Lebensformen, wenn sie an ihn herantraten. Seine Unduldsamkeit gegen gewisse Zudringlichkeiten sind nicht auf Rechnung eines Bedürfnisses nach Absonderung, sondern seines guten Geschmacks zu schreiben. Er war stets so erfüllt von Interesse an den großen Evolutionen der Welt, daß ihm zur Unterhaltung über das Persönliche wenig Raum blieb. Selbst in der Zeit seines schweren Leidens sprach er verhältnißmäßig wenig über sich, niemals mit störenden Klagen. Noch am letzten Tage, da ich an seinem Bette saß, wenige Wochen vor seinem, von ihm wohl vorgefühlten, Ende, hatte das Gespräch über Litera-

tur und Politik den Hauptantheil. Er hatte in den drei Jahren seines Siechthums zwar noch manches gearbeitet, aber besonders unglaublich viel Lesestoff aus alter und neuer Zeit in sich aufgenommen. „Ich habe so viel und über so vieles gedacht, in all der Zeit," sagte er mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes, „und möchte mich so gerne noch darüber aussprechen." Seine Conversation war vortrefflich, immer reich genährt und fließend, dabei für die Gegenrede dankbar und empfänglich im höchsten Grade. Sie war mehr gedanken- als geistreich; er hatte viel Sinn für Humor, ohne dessen viel zu produciren. Das ironische über den Dingen Schweben war sein Streben, aber Sarkasmus blieb ihm fern. Er gehörte zu den Menschen, von denen die Robinsonade des reifen Lebens sich träumend ausmalt, wie schön es wäre, sie einem Convict auserlesener Freunde einzuverleiben, mit denen man ein beschauliches Dasein führen könnte. Denn er hatte auch die Eigenschaften des Herzens und die Liebenswürdigkeit des Umgangs, welche dazu gehören. Allem Pathetischen widerstrebend, hatte er einen wahrhaft zärtlichen Sinn, und die Freundlichkeit der romanischen Verkehrsformen gab diesem Sinn die zugleich wohl bemessene und doch warme Ausdrucksweise. Er genoß viel Freundschaft und pflegte sie, gehörte zu denen, welche leicht ganz lieben oder ganz verwerfen. Der, dem er wohl wollte, mußte auf der Hut sein, sich nicht für all das zu halten, was sein enthusiastisches Auge an ihm gewahrte. Am schönsten war es, wenn er einem guten Kameraden die Honneurs des historischen und artistischen Florenz machen konnte. Hier kannte er die Geschichte jedes Gemäuers, und unter seinem Commentare fingen die Steine an zu leben und zu reden. Auch hatte er die für warmherzige Menschen charakteristische Liebhaberei, Die, welche er gern hatte, unter einander bekannt machen zu wollen. So war es ihm einst, wofür ich ihm stets dankbar bleiben werde, ein wahres Fest, mich in Florenz zum alten Heyse und zum ehrwürdigen Gino Capponi zu bringen, die ihm seitdem in die Ewigkeit vorangegangen sind. Neben aller literarischen Arbeit unterhielt er eine starke Correspondenz, und seine Briefe sind so inhaltreich wie seine besten Schriften. In Deutschland, England, Italien trauern viele der Auserlesensten um ihn; in Frankreich haben einige hervorragende Gelehrte, mit denen er früher eng verbunden war, und denen er nach wie vor gerecht blieb, ihre Beziehungen der gewollten Bornirtheit des nationalen Rachegefühls zum Opfer gebracht, so u. A. Taine, mit dessen Geistesrichtung die seine verwandt war. Hillebrand besaß die Kunst, mit den Großen der Erde auf gutem Fuße zu stehen, ihnen dauernde Anhänglichkeit einzuflößen; gerade die Höchsten unter seinen Verehrern bewiesen ihm seit Jahren und bis in seine letzten Lebenstage echt menschliche Freundschaft. Er war frei von aller socialen Eitelkeit, auch von der Eitelkeit der galanten Abenteuer, zu welchen die Versuchung dem schönen, liebenswürdigen und berühmten Manne nicht fehlen konnte. Die Ehe mit der im wahren Sinne des Wortes bedeutenden Frau, welche ihm die letzten Lebensjahre verschönte und in der That, Dank ihrer aufopferungsvollen Sorgfalt, verlängerte, war die erst spät ermöglichte Besiegelung eines in früher Lebenszeit geschlossenen, treu bewahrten Herzensbundes.

Im Anfang des Jahres 1881 wurde der bis dahin in der Fülle der Kraft prangende, noch jugendlich aussehende Mann plötzlich krank und kam nicht wieder zur Ruhe. Daß sein Leiden nur der angestrengten rastlosen Arbeit der letzten zehn Jahre zuzuschreiben sei, möchte ich schon darum bezweifeln, weil sämmtliche vier Brüder in der Blüthe der Jahre dahin gerafft wurden. Aber der Keim, der in ihm schlummerte, ist ohne Zweifel durch die gehäuften Anstrengungen gezeitigt worden. Er trug sein Leiden heiter und philosophisch, murrte nur gegen die Abhaltung von der Arbeit, die er aber nicht völlig aufgab, bis ihn im letzten Sommer die letzten Kräfte verließen. August und September brachte er noch in Schlangenbad und Baden-Baden zu. Als es zu Ende ging, ergriff ihn die Sehnsucht nach seiner Häuslichkeit am Arno. „Dort wird's mir besser werden," sagte er zu mir, „wenn ich nicht unterwegs sterbe." Es sollte beinahe wahr werden. Ein Erdrutsch auf der Gotthardbahn zwang die Reisenden zum Aussteigen, und der Todtkranke mußte um Sechs in der Frühe eine Strecke Wegs

über Schutt und Felsgeröll klettern. In Florenz angekommen, schien er einen Moment sich besser zu befinden. Es war das letzte Aufleuchten der schwachen Lebensflamme, die dann sanft erlosch. Die Italiener in ihrer guten Art erwiesen ihm, wie während seines Lebens viel Schönes und Liebes, so nach dem Tode viel Ehrenvolles. Deutschland kennt ihn noch nicht genug. Seine Werke verdienen einen hervorragenden Platz in dem literarischen Besitzstand des überlebenden Geschlechts. Man darf ihn, von seinen andern Leistungen absehend, getrost den ersten der deutschen Essayisten nennen. Die schon von der Krankheit beschatteten Züge des edlen Antlitzes, in welchen der Adel seines ganzen Wesens sich spiegelte, hat die Meisterhand Adolf Hildebrand's in Florenz, der ihm durch enge Freundschaft verbunden war, in einer trefflich gelungenen Büste verewigt.

Mainz, 6. November 1884. L. Bamberger.

Friedrich Kapp.

Es werden in diesen Tagen dreizehn Jahre, daß ich Friedrich Kapp zum ersten Male sah, am 10. November 1871, bei einem Festmahle in Arnim's Saal, welches zur Enthüllungsfeier unseres Schillerdenkmals veranstaltet worden war. Ich erinnere mich noch sehr genau dieser Begegnung, als der große, schöne Mann mit dem sympathischen Gesicht und den hellen, blauen Augen vor mir stand, der Typus eines Germanen, und wie noch ein schwacher Accent verrieth, eines Westfalen. Kapp war damals im 48. Jahre seines Lebens; aber er machte den Eindruck fast eines Jünglings. Dies war es, was an ihm mich zuerst überraschte; so lange schon, wiewohl er in Amerika lebte, hatte sein Name auch bei uns einen guten Klang, daß ich ihn mir nicht anders vorstellen konnte, als unter dem Bilde eines ehrwürdigen, im Kampfe ergrauten Mannes. Als ich ihm dies gesagt, erwiderte er mit jenem herzgewinnenden Lächeln, welches seine Freunde niemals vergessen werden: „nun, ganz so jung bin ich doch nicht mehr!" Und doch war er es, nicht nur in seiner äußeren Haltung und Erscheinung, sondern ebenso sehr und noch mehr in der Lebendigkeit seines Inneren, der Wärme seiner Empfindung, der Elasticität und Frische seines ganzen Wesens. Und jung, wie ich ihn das erste Mal gesehen, trotzdem sein Jünglingsgesicht inzwischen von den Spuren einer unheilbaren Krankheit gekennzeichnet worden und sein Haar wirklich ergraut war, sah ich ihn, zum letzten Mal, etwa vierzehn Tage vor seinem Tode, früh an einem frischen Octobermorgen, auf der Spreeseite des Thiergartens, nicht weit von den Zelten. Manchmal waren wir uns auf solchen Spaziergängen, die er in Gesellschaft eines seiner amerikanischen Freunde zu machen pflegte, begegnet; ich ahnte nicht, daß dieses sein letztes, fröhliches „Guten Morgen" sein sollte, als er mir in dem bläulichen Herbstduft und unter den langsam herabfallenden gelben Blättern entschwand.

In den dreizehn Jahren, welche zwischen jenem festlichen Abend und diesem Abschiedsgruß auf Nimmerwiedersehen liegen, bin ich in ununterbrochen freundlichen Beziehungen zu Kapp geblieben, welche namentlich seit Begründung der „Rundschau" sich in häufigen Besprechungen und einem lebhaften Briefwechsel befestigten. Seine Persönlichkeit hatte etwas ungemein Anziehendes. Er besaß jenen offenen und weiten Blick, der sich nur im Auslande erwirbt, wo man Gelegenheit gehabt hat, zu vergleichen; jenen großen Zug, der, wenn er zu der wohlfundirten, soliden deutschen Bildung hinzukommt, ihr etwas Urbanes verleiht, was, wie es scheint, in der Be-

fangenheit und den Gegensätzen der heimischen Verhältnisse nur schwer und unvollständig gewonnen werden kann. Mit einem Reste westfälischer Derbheit hatte seine Natur sich ihre ganze Ursprünglichkeit bewahrt: seine Biederkeit und Herzlichkeit hatten in der Fremde nicht gelitten, sein Freimuth sich nicht verringert. Aber sein Urtheil, weil er einen größeren Horizont beherrschte, war richtiger und seine Schätzung der Dinge gerechter geworden. Diese Gerechtigkeit gegen die Meinungen und die Leistungen der Anderen ist eigentlich die Essenz dessen, was wir Höflichkeit nennen — nicht des Zerrbildes der Höflichkeit, welche in Schmeichelei und Falschheit ausartet, sondern jener, welche, wo sie zu tadeln findet, nicht schimpft, und wo Lobenswerthes vorliegt, das Herz hat, freudig anzuerkennen. Ich fürchte mich eben so wenig, hier auszusprechen, als ich glaube, daß mir widersprochen werde, wenn ich behaupte, daß diese Art der Höflichkeit nirgends in höherer Vollendung erscheint, als bei denjenigen unserer ausgezeichneten Landsleute, welche jung zu fremden Nationen gekommen sind und lange unter ihnen gelebt haben. Zwei solche Männer, Karl Hillebrand und Friedrich Kapp, sind uns innerhalb eines Zeitraums von zehn Tagen entrissen worden. Beide zusammen repräsentirten die Summe des modernen Culturlebens, indem die Entwicklung des Einen vorwiegend unter den Einflüssen der romanischen und anglo-normannischen Welt sich vollzogen hatte, die des Anderen unter den eigenthümlich gemischten Einwirkungen des Amerikanerthums. Es wäre schön und lehrreich gewesen, wenn die Meisterhand, die uns an eben dieser Stelle das Bild Hillebrand's gezeichnet hat, es zu einem Doppelbilde Hillebrand's und Kapp's hätte erweitern wollen: wir hätten dann die beiden Seiten der Entfaltung deutschen Wesens im Ausland einander ergänzen sehen. Etwas Aehnliches ist übrigens, noch bei Lebzeiten Beider, in diesen Blättern von Einem versucht worden, der nun auch schon lange nicht mehr ist: und zwar von Friedrich Kreyssig, im Juni 1876. Doch ging die Darstellung von literarischen Prämissen aus und beschränkte sich darauf. Beiden gemeinsam war der in harten Prüfungen erstarkte Patriotismus; beide verschlug das Scheitern der nationalen Bewegung des Jahres 1848 in die Fremde, und beide gab das glorreiche Jahr 1870 ihrem Volke zurück: Friedrich Kapp als unsren Mitbürger, Karl Hillebrand wenigstens als unsren Schriftsteller.

Friedrich Kapp kam unmittelbar vor Ausbruch des Krieges aus Amerika wieder, wo er sich in einundzwanzigjähriger harter, aber erfolgreicher Arbeit als Advocat in Newyork (seit 1863 als Compagnon des rühmlichst bekannten Karl Göpp) eine glänzende sociale Position, einen großen politischen Einfluß und die materielle Unabhängigkeit erworben hatte. Ein alsbald nach seinem Tode vom Central-Comité des deutschen Vereins vom Rothen Kreuz ihm gewidmeter Nachruf spricht in den Ausdrücken höchster Anerkennung und Dankbarkeit von den Verdiensten Friedrich Kapp's um diese Sache der Humanität und Vaterlandsliebe. Wir erinnern uns jener ungemein reichen Geldbeiträge, welche während des Krieges von den Deutschen Amerika's zu uns herüberkamen; aber erst aus diesem Nachruf erfahren wir, daß Kapp es gewesen, der durch seine Beziehungen zu den Deutsch-Amerikanern die ungeheueren Mittel in Bewegung gesetzt und flüssig gemacht hatte. Kapp selber hat einmal — jedoch ohne seiner eigenen Thätigkeit dabei zu erwähnen — in unserer Zeitschrift (October 1880) über diese „deutsch-amerikanischen Wechselbeziehungen" gesprochen. „In einem sehr kritischen Momente des Krieges," so erzählt er (S. 122), — „es war während der Operationen um Orleans — hatte sich der genannte Ausschuß mit einem neuen dringenden Aufruf an seine wohlhabenden Mitbürger gewandt; allein die Beiträge gingen eine Zeitlang nur spärlich ein. Ein sehr reicher und fürstlicher Grundherr in Schlesien entschuldigte sich wie zum Hohne mit einer Beisteuer von ganzen 100 Thalern. Die Versammlung nahm die diesfallsigen Mittheilungen des Präsidenten stumm und niedergeschlagen entgegen. Da fragte dieser den deutsch-amerikanischen Vertreter nach neuen, hoffentlich besseren Nachrichten. Der letztere hatte denselben Morgen die ersten Briefe von dem günstigen Erfolge des von den deutschen Newyorker Frauen veranstalteten Bazars erhalten und fing an darüber zu berichten, als ihn der Präsident

mit den Worten unterbrach: „Und der Betrag?“ „Vorläufig 94,000 Thaler!“ lautete die stolze Antwort“ .... Und der sie gegeben, war Friedrich Kapp, in welchem sich mit dem reinsten Patriotismus ein starker Unabhängigkeitssinn und ein democratischer Zug der edelsten Art verband. — Ebenso eifrig und mit nicht geringeren Resultaten war er für die schönen Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger thätig — er, der das Meer und den Schiffsverkehr kannte, und für Alles, was sich darauf bezog, an erster Stelle zu sprechen berufen war. Kapp war der Vorsitzende des Berliner Bezirksvereins, der, als er vor acht Jahren dessen Präsidium übernahm, 52 Mitglieder zählte. Wer Berlin kennt, der weiß, wie grade hier, bei aller sonstigen Mildherzigkeit der Bewohner, für Unternehmungen nicht specifisch localer Natur der Boden ungünstig ist, wie sie nur mit den äußersten persönlichen Anstrengungen durchgesetzt werden können. Nun, bei Kapp's Tode zählte der Verein 1843 Mitglieder; und ihm selber war es noch beschieden, in dem letzten Jahresberichte (1883/4) zu sagen: „Der Bezirksverein Berlin nimmt jetzt unter den Bezirksvereinen des Deutschen Reichs endlich die der Reichshauptstadt gebührende Stellung ein; die Zahl seiner ordentlichen Mitglieder in Berlin ist absolut die höchste unter allen deutschen Städten.“

Als Schriftsteller bewegte sich Kapp vornehmlich auf dem Gebiete, welches er, wie kein andres, als sein eigenes betrachten durfte. Allen Phasen der politischen Beziehungen und Wechselwirkungen von Deutschland und Amerika, von den Anfängen an, hat er gründliche Studien und fesselnde Darstellungen gewidmet. Sein letzter Beitrag in dieser Zeitschrift (Januar, 1884) erzählte die Schicksale der „deutschen Pilgerväter“, jener dreizehn Crefelder Familien, welche vor zweihundert Jahren als die ersten deutschen Auswanderer ihren Fuß auf die amerikanische Küste setzten; und seine letzte Publication war der als Jubiläumsschrift von ihm herausgegebene und eingeleitete Bericht des Führers jenes Häufleins, Franz Daniel Pastorius' „Beschreibung von Pennsylvanien“. Dieser Neudruck trägt die Widmung: „Den deutschen Brüdern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als Pfand unzerreißbaren inneren Zusammenhanges mit dem Mutterlande Deutschland.“ Diese Worte, die letzten, soviel ich weiß, welche Kapp hat drucken lassen, enthalten gleichsam, zusammengedrängt, den leitenden Gedanken aller andren seiner Schriften, die sich auf Amerika beziehen und dort, sowohl in den Originalen als in englischen Uebersetzungen, eines hohen Ansehens genießen. Er behandelte das Leben der deutschen Generale F. W. von Steuben (1858) und Johann von Kalb (1862), welche in amerikanischen Diensten für die Sache der Unabhängigkeit tapfer ihr Leben einsetzten. Er schrieb eine „Geschichte der Sclaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika“ (1861), eine „Geschichte der Deutschen im Staate New-York“ (1867, dritte vermehrte Auflage 1869, New-York, E. Steiger); endlich, schon in Deutschland: „Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika“ (1871). Dasjenige Werk, durch welches er bei uns in den weitesten Kreisen bekannt geworden, ist „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika“ (in zweiter Auflage 1874). Eine Sammlung von kleineren Aufsätzen, Vorträgen, Tagebuchblättern und Reiseskizzen, „Thatsachen und Erlebnisse“ gibt sein 1871 erschienenes „Aus und über Amerika“ und auch sein letztes größeres Buch: „Justus Erich Bollmann“ (1880) gehört noch indirect diesem Ideenkreis an; denn Bollmann war es, der, wenn auch vergeblich, den kühnen Versuch machte, Lafayette, den „Helden beider Welten“, aus der Gefangenschaft von Olmütz zu befreien.

Erst in den letzten Jahren wandte sich Kapp einem neuen, großen Unternehmen zu, der Geschichte des deutschen Buchhandels, für welche er bereits die umfassendsten Studien und Collectaneen in den Bibliotheken und Archiven gemacht hatte. Ein ansehnliches Material wird sich in seinem Nachlasse finden; wie denn auch einige Aufsätze, die als Vorarbeiten gelten können, in der „Rundschau“ erschienen sind (z. B. „Berliner geschriebene Zeitungen aus dem vorigen Jahrhundert“, October 1879, und „Friedrich Arnold Brockhaus“, October und November 1881). Die Mehrzahl seiner

Beiträge in unserer Zeitschrift jedoch behandeln Actualitäten des öffentlichen Lebens in Amerika, welchem er mit unausgesetzter Aufmerksamkeit folgte; in dieser Beziehung, wie persönlich in so mancher andren, wird sein Verlust ein unersetzlicher für uns sein. Denn aufrecht und grade, wie er war, und klar, wie er dachte, schrieb er; ohne Floskeln, ohne Uebertreibungen, ohne falsches Pathos — ein matter-of-fact-Mann auch als Schriftsteller. Ein Feind und Hasser jeglichen Humbugs wies er die — absichtlichen oder unabsichtlichen — Falsificationen Derjenigen zurück, die zur größeren Ehre des deutschen Namens, alles Bedeutende, was sich irgend in der Welt zuträgt, als deutschen Ursprungs reclamiren. Wie manchen oberflächlichen Reisenden, der über Amerika geschrieben, hat er in diesen Blättern beim rechten Namen genannt — wie manchem ungründlichen Historiker eine Lection ertheilt, — demjenigen unter Andren, der die erstaunliche Entdeckung gemacht, daß sogar die amerikanische Unabhängigkeitserklärung auf eine „rein deutsche That" zurückzuführen sei! (Januar, 1876. Band VI. S. 48.) Nein — ein guter Deutscher war Friedrich Kapp; aber ein Chauvinist war er nicht. Denn auch der Chauvinismns gehört zu den Dingen, deren man sich, wie die Erfahrung lehrt, im Ausland und unter fremden Völkern leichter entäußert, als bei uns.

Einer der liebenswürdigsten, heitersten und jovialsten Gesellschafter war Kapp; ein Mann unvergleichlich bei Festen und unerschöpflich in Geschichten und Anecdoten und anregendem Gespräch im kleinen Kreise. Wie gut erinnere ich mich noch des letzten bescheidenen, aber höchst gemüthlichen und amüsanten Mittagsessens bei Lasker, welches besonders Kapp durch köstliche Erzählungen aus seinem Wanderleben in Texas und Florida würzte. Dies war kurz bevor Lasker nach Amerika reiste. Kaum ein Jahr später hielt Kapp in der Berliner Synagoge, hoch über dem von Blumen und Palmen und Lichtern umgebenen Sarge, dem als ein Todter aus der neuen Welt heimgekehrten Freunde die Trauerrede — und heut ist es Friedrich Kapp selber, dem wir das letzte Fahrwohl nachrufen . . . .

Im politischen Leben gehörte Kapp zuerst der national-liberalen Partei, dann der Secession und der deutsch-freisinnigen Vereinigung an. Sein Reichstagsmandat erlosch mit seinem Leben, am Tage vor den Wahlen; er hatte, wohl im Gefühle seiner Krankheit abgelehnt, sich um ein neues Mandat zu bewerben. Obwohl als Politiker ebenso fest, überzeugungstreu und schneidig, wie in jeder andern Hinsicht, tritt doch bei der Betrachtung Kapp's der Parteimann zurück; er hatte das seltene Glück, von Freunden und Gegnern gleich geschätzt zu werden, und wenn auf Einen, so paßt auf ihn dieses schöne Wort Benjamin Franklin's, mit welchem er selbst einst seine Einleitung zu dessen Selbstbiographie schloß: „Wenn Du das Wohlergehen Deines Volkes befördern und es glücklicher verlassen kannst, als Du es gefunden hast, so wird, welche auch Deine politischen Ansichten sein mögen, Dein Andenken stets gesegnet sein!"

Berlin, am 1. November 1884. J. R.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Für die aus einer gewissen zeitlichen Entfernung angestellte retrospective Betrachtung sind die wirthschaftlichen Erlebnisse vergangener Epochen gewöhnlich noch merkwürdiger, als die rein politischen. Ob es dem Herbst des Jahres 1884 gleich an Ereignissen nicht gefehlt hat, die für die deutsche und die europäische Länder- und Völkerentwicklung von bleibender Bedeutung sein werden, so läßt sich voraussagen, daß gewisse ihm angehörige wirthschaftliche Thatsachen künftigen Forschern für die bemerkenswerthesten Erscheinungen unserer Tage gelten werden. Daß die durch den Tod Herzog Wilhelm's von Braunschweig aufgethane Frage nach der Zukunft dieses Herzogthums aus andern Gesichtspunkten, wie denjenigen des deutschen Reichsinteresses nicht beantwortet werden kann, und daß die sog. Rechtsverwahrungen des unfähigsten und kurzsichtigsten aller Prätendenten an der ungeheuren Mehrzahl der Deutschen völlig spurlos vorübergegangen sind, das wird die nächste Generation einfach für selbstverständlich halten; von dem an und für sich höchst bemerkenswerthen Ausfalle der diesmaligen Reichstagswahlen und von der Niederlage der verbündeten Parteien des Fortschritts und der Secession wird beim Abschluß des eben beginnenden Trienniums nur noch in dem kleineren Kreise Derjenigen die Rede sein, die gewohnt sind, die Dinge in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu betrachten. Ja selbst die Thatsache einer auf Grund französisch-deutschen Einverständnisses nach Berlin einberufenen westafrikanischen Conferenz wird die in coloniale Interessen eingelebten Deutschen des zwanzigsten Jahrzehnts minder überraschend anmuthen, als uns, die wir Zeugen der Verwandlung des geographischen Begriffs „Deutschland" in ein Weltreich gewesen sind. An der Bedeutsamkeit der wirthschaftlichen Umwälzungen, welche dem letzten Viertheil des 19. Jahrhunderts die Signatur aufprägen, wird dagegen keine Zukunft etwas zu ändern vermögen. Was es mit der Entfesselung der amerikanischen und indischen Concurrenz auf dem Getreidemarkte auf sich hat, haben wir seinem vollen Umfange nach erst in diesem Jahre erfahren, wo die Gunst des Ernteergebnisses die Verlegenheiten der Landwirthschaft in Deutschland, Frankreich, Rußland u. s. w. nicht nur nicht vermindert, sondern im Gegentheil erhöht und das „Agrarierthum" zu einer internationalen Partei gemacht hat. Auf den Ausfall der deutschen Reichstagswahlen ist die Frage des Zollschutzes der deutschen Getreide-Production von einem nirgend direct eingestandenen, aber fast allenthalben deutlich empfundenen Einfluß gewesen, — in Frankreich sehen wir die Parteien der Rechten und der Linken einander an protectionistischem Eifer überbieten und in Rußland bricht sich die Meinung Bahn, daß für die Unverkäuflichkeit der überschüssigen Getreidemassen durch möglichste Ausschließung der Industrie des Auslandes Revanche genommen werden müsse. Und nicht das allein! So vollständig wird mit den Jahrzehnte lang herrschend gewesenen ökonomischen Theorien an den Stätten des Ursprungs derselben gebrochen, daß man in der größten Stadt des Fest-

landes die von der Niedrigkeit der Getreidepreise unberührt gebliebene Höhe des Pariser Brotpreises der freien Concurrenz auf die Rechnung schreibt[1]), und daß die populären Parteien des Pariser Gemeinderaths nur noch darüber streiten, ob die in dem Gesetze vom 21. Juni 1791 vorgesehene obrigkeitliche Brottaxe wieder eingeführt, oder ob zur Eröffnung von Municipalbäckereien die Zuflucht genommen werden solle. Nicht aus Scheu vor der Sache selbst, sondern aus Besorgniß vor den Consequenzen, welche die Socialdemokratie aus derselben zu ziehen Miene macht, hat man sich zur Ausführung der erst erwähnten Maßregel bisher nicht entschließen können. Einen ferneren erschwerenden Umstand hatte dabei noch die Erwägung gebildet, daß es für die Regierung eine Verlegenheit bedeuten würde, mit der einen Hand die Pariser Brotpreise vermittelst der Taxe herabzudrücken, und mit der andern behufs Erhöhung des Getreidepreises neue Zollschranken aufzurichten. Die Rolle einer Schiedsrichterin in dem Streite der divergirenden Interessen vollständig abzulehnen, ist die Regierung der Ferry und Waldeck-Rousseau aber nicht mehr in der Lage, nachdem der Ministerpräsident Ferry der landwirthschaftlichen Production in aller Form einen „mäßigen" Schutz zugesagt hat, und nachdem die Anträge der südfranzösischen Seiden-Industriellen auf Abänderung der Garnzölle zum Gegenstande eines erbitterten Kampfes der verschiedenen Interessengruppen geworden sind.

Was es mit der Arbeitsstockung in Lyon und den benachbarten, für die Lyoner Industrie arbeitenden Departements eigentlich auf sich hat, ist seinem vollen Umfange nach erst durch die große am 30. October zu Grenoble abgehaltene Versammlung der Seidenfabrikanten des Departement de l'Isère klargestellt worden. Danach handelt es sich nicht um die Prosperität einer einzelnen Stadt, sondern um die gewerbliche Zukunft einer halben Million über eine ausgedehnte Landschaft verstreuter Menschen, die großen Theils zugleich Industrie- und Feldarbeiter sind und deren Thätigkeit bisher eine Production im Werthe von 400 Millionen und Umsätze im Betrage einer Milliarde jährlich repräsentirte. Das Lyoner Seidenwebergeschäft umfaßt 125,000 Webstühle, von denen 25,000 in der Stadt selbst, 100,000 in den Dörfern und Meilern der benachbarten Provinzen aufgestellt sind, an jedem Webstuhle aber sind mindestens zwei Arbeiter (der Tisseur und der Préparateur) beschäftigt; Handweberei und Hausindustrie bildeten bisher den herrschenden Typus und entsprachen dem Bedürfniß, so lange dieses sich in den altgewohnten Bahnen bewegte und so lange die schweren, künstlerisch ausgeführten reinen Seidenstoffe den Markt beherrschten. Seit es mit dieser Herrschaft vorüber ist, befinden Lyon und Umgebung sich im Rückgange. Um die Mitte des vorigen Jahrzehntes wandte die Nachfrage sich den wohlfeilen Halbseidenstoffen mit baumwollnem Einschlag zu, welche dem modernen Bedürfniß nach beständigem Wechsel in Kleidung und Hausrath vollständiger entsprechen, als die alten, auf Dauer berechneten Fabrikate. Vergebens ließen sich die großen südfranzösischen Häuser möglichst raschen Uebergang von der Hand- zur Maschinenweberei angelegen sein. Da die zum „Einschlag" erforderlichen Baumwollgarne aus dem Elsaß und aus England bezogen werden mußten und mit hohen Zöllen belegt waren, gelang es den Halbseidenerzeugnissen der Schweiz und des westlichen Deutschlands Lyon im Preise zu unterbieten, in der Qualität zu übertreffen und binnen einer verhältnißmäßig

[1]) Bis zur Freigebung des Bäckergewerbes in Frankreich (1863) hatte es in Paris etwa 800 zumeist im großen Stil arbeitende Bäcker gegeben, die mit Hilfe von Groß-Einkäufen und bedeutenden Umsätzen verhältnißmäßig wohlfeil produciren konnten. Die während der letzten zwanzig Jahre eingerichteten zahlreichen kleinen Bäckereien, welche dieser Vortheile entbehrten, mußten höhere Preise machen, die alsbald von den größeren Bäckern angenommen und festgehalten wurden. Als einziges sicheres Mittel zur Minderung der Pariser Brotpreise wird die Beseitigung von etwa tausend kleineren Bäckereien, d. h. die Einschränkung der freien Concurrenz empfohlen. (Vgl. den „Temps" der beiden ersten Novemberwochen.) — Gegenwärtig werden in der französischen Hauptstadt 1743 Bäcker gezählt.

kurzen Zeit die wichtigsten Märkte der neuen und der alten Welt (einschließlich derjenigen Frankreichs) zu erobern. Krefeld ist zum zweiten Lyon geworden[1]) und entwickelt eine Thätigkeit, die nach Meinung der französischen Sachverständigen jede Lyoneser Concurrenz mindestens so lange unmöglich macht, als mit ungleichen Waffen gekämpft, d. h. so lange in Frankreich von den Baumwollgarnen Englands ein Zoll erhoben wird, der für die feineren Sorten die deutschen Sätze bis zum sechsfachen übertrifft. Der Werth der für die südfranzösische Seidenindustrie erforderlichen Baumwollgarne beträgt nach einer in Grenoble aufgemachten Berechnung etwa 32 Millionen Francs im Jahre; an diesen participirt die einheimische Fabrikation mit dem vierten Theile, während der Rest zu annähernd gleichen Theilen aus dem Elsaß und aus England eingeführt werden muß. Da die elsässischen Garne zollfrei, die englischen zu verhältnißmäßig niedrigen Sätzen nach Krefeld gelangen, hat man in Frankreich bereits vor Jahresfrist darauf Bedacht nehmen müssen, der Lyoneser Industrie zu helfen. Es ist das dadurch geschehen, daß man den feineren Garnsorten gegen den Nachweis ihrer Verwebung in zur Ausfuhr bestimmte melirte Stoffe „zeitweise" die freie Einfuhr gestattete. Nach Meinung der betheiligten Kreise genügt das indessen nicht mehr. Die gröberen Sorten sollen ebenso unentbehrlich sein, wie die feineren und die Dinge außerdem so liegen, daß Lyon den einheimischen, französischen Markt Krefeld gegenüber nur behaupten kann, wenn es auch für die diesen bestimmten Gewebe unverzollte Baumwollgarne zu Hilfe nehmen kann. — Davon aber wollen die nordfranzösischen Baumwollspinner aus guten Gründen nichts hören. Dieselben wissen einmal, daß sie im Falle weitergehender Zugeständnisse der Zollverwaltung an die Seidenindustrie den gesammten südfranzösischen Absatz einbüßen würden und sie wissen weiter, daß die Seidenweber nicht die einzigen Industriellen des Landes sind, welche wohlfeiler Garne bedürfen, und daß z. B. die Tüll- und Spitzenfabrikanten nicht zögern würden, alsbald auf den Grundsatz zu provociren, nach welchem dem Einen billig ist, was dem Andern Recht gewesen.

Das entscheidende Wort wird in dieser schwierigen, für die Departements des Südostens und des Nordens hochwichtigen Angelegenheit aber voraussichtlich nicht von den Betheiligten, sondern von der Zollverwaltung gesprochen werden, deren Casse die Folgen des von der Lyoneser Industrie geforderten Verzichts auf die Erträge aus den Garnzöllen zu tragen haben würden. Opfer dieser Art auf sich zu nehmen, ist die französische Staatscasse nie weniger in der Lage gewesen, als eben jetzt, wo die finanzielle Bedrängniß des Landes, das seiner Zeit die Fünfmilliarden-Contribution ohne Schwierigkeit aufbringen konnte, nur das Spiegelbild eines von Jahr zu Jahr bedrohlicher werdenden wirthschaftlichen Rückgangs bildet. Die darüber vorliegenden amtlichen Ziffern schließen alle Zweifel an dem Vorhandensein einer Krisis aus, die den Charakter eines chronischen Siechthums angenommen hat. Vom 1. Januar bis zum 1. October des laufenden Jahres ist der Werth der Einfuhr *nach* Frankreich um 152 Millionen, der Werth der Ausfuhr um 151 Millionen zurückgegangen; den Hauptantheil an diesem Verluste hat die Industrie zu tragen gehabt, deren ausländischer Absatz (einschließlich desjenigen von Artikeln des sog. Industriebedürfnisses) während der neun ersten Monate des Jahres 1884 einen Werth von 1672 Millionen, d. h. von 121 Millionen weniger als während der entsprechenden Periode des Vorjahres repräsentirte. Von 1876 bis 1881 hatte der Durchschnittswerth der vom 1. Januar bis 1. October aus Frankreich ausgeführten Güter 2886 Millionen, dieses Mal nur 2343 Millionen, also eine halbe Milliarde weniger betragen. Das erklärt vollauf, warum in allen größeren Städten des Lands über Arbeitsmangel, schlechte Zeiten und ungenügende Einnahmen geklagt wird. Von dem Maße, in welchem Paris an diesen Verlusten betheiligt gewesen ist, gewinnt man eine Vor-

[1]) Der Werth der französischen Seidenausfuhr betrug im Jahre 1873 477 Millionen, im J. 1883 nur noch 245 Millionen.

stellung, wenn man erfährt, daß der Octroi dieser Stadt während der letzten zehn Monate gegen die entsprechende Periode des Vorjahres um etwa $3^1/_2$ Millionen zurückgeblieben ist. Das hatte geschehen können, obgleich Paris bis zum Anfang dieses Monats von der Cholera, der furchtbaren Verscheucherin des Fremdenzuflusses, verschont worden war! Jetzt wo die gefürchtete Seuche ihren Einzug in die Seine-Hauptstadt auch amtlich angetreten hat, wird der Natur der Sache nach ein noch sehr viel empfindlicherer Rückgang der städtischen Einnahmen Platz greifen. Und nicht dieser allein. Nach einem neulich veröffentlichten Berichte des Ministeriums der Verkehrsanstalten und öffentlichen Arbeiten, haben die acht Hauptlinien des französischen Eisenbahnnetzes während des dritten Jahresquartals 20, sage zwanzig Millionen weniger eingenommen, als während der entsprechenden Periode des Vorjahres, — ein Ausfall, der ausschließlich aus den durch die südfranzösische Cholera-Epidemie verursachten Verkehrsstockungen erklärt wird. —

Für das ohnehin an Arbeitslosigkeit leidende Paris eröffnen sich danach ebenso traurige Perspectiven, wie für die Staatscasse, die sich auf noch erheblichere Rückgänge als die bisher erlittenen gefaßt machen muß. Abnahme der Zollgefälle, Verminderung der Eisenbahneinnahmen, Stockung des Fremdenverkehrs und des Bedarfs an Erzeugnissen der Luxusindustrie sind unvermeidlich, wenn die Cholera auch, wie es glücklicherweise den Anschein hat, bereits wieder im Erlöschen sein sollte. Denn die schlimmsten Wirkungen übt bekanntlich die Cholera*furcht*; was es mit dieser auf sich hat, haben noch neuerdings die Berichte des Maires von Lyon über den Einfluß der in dieser Stadt und ihrer Nachbarschaft aufgetauchten Besorgnisse auf den Gang des dortigen Geschäftes gelehrt.

In einem Lande, das gewohnt ist, seine Regierung für Alles, was geschieht und nicht geschieht, verantwortlich zu machen, hat jede Landescalamität ihre politische Seite. Das Geschick des Ministeriums Ferry hatte freilich schon früher eine Wendung nach der ungünstigen Seite erfahren. Seit vier Wochen steht Frankreich unter dem Eindruck, daß seine ostasiatische Politik in eine Sackgasse gerathen ist, und daß *Siege* von der Art der auf Formosa und am Rothen Flusse erfochtenen zu einem Ausgang aus derselben nicht zu führen vermögen. Für die Höhe bis zu welcher die Verlegenheiten der Pariser Regierung angewachsen sind, gewährt die Dankbarkeit, mit welcher die Gerüchte von englischen Mediationsvorschlägen aufgenommen worden sind, einen sicheren Maßstab: noch vor sechs Wochen hätte man sich die Dienste, deren unverbürgte Kunde heute bereitwillig acceptirt worden, einfach verbeten. Nachdem die Pariser mit dem Gedanken Frieden geschlossen haben, in Sachen Afrika's mit dem Sieger von 1870 Hand in Hand zu gehen, darf man sich freilich nicht wundern, wenn sie sich China gegenüber die Vermittlung der Macht gefallen lassen wollen, die den „Frevel" begangen hatte, auf den einstigen Schauplätzen Napoleonischer Siege leichtere und immerhin aussichtsvollere Erfolge zu erringen. Nach Lord Granville's jüngsten Auseinandersetzungen ist auf eine erfolgreiche englische Vermittlung freilich nicht zu rechnen: da man sich aber gegen diese erst sträubt, wird man sich — allem Anschein nach — jede andere gefallen lassen, mag sie aus Washington oder gar aus Berlin kommen. Die Zeiten, in denen man rücksichtslos eigne Wege gehen konnte, sind eben vorüber, man ist verständig genug, aus der Noth eine Tugend zu machen und *alle* zum Ziele führenden Mittel gelten zu lassen. Dieses Ziel ist die Wiedergewinnung der Möglichkeit, die Kräfte des Landes wieder ausschließlich in den Dienst wirthschaftlicher und finanzieller Aufgaben zu ziehen und auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zur Ruhe zu kommen. So lange das nicht geschehen, kann von finanzieller und wirthschaftlicher Gesundung ebenso wenig die Rede sein, wie von der Gewinnung fester Grundlagen für die republikanische Staatsform. Der Trost, daß die Nachbarländer gleichfalls nicht zur Ruhe kommen können, daß Mr. Gladstone's Regierung nicht von dem Vertrauen der Landsleute des Premiers, sondern von der Unfähigkeit seiner Gegner lebt — daß Spanien immer wieder von Verschwörungs-Gerüchten geängstigt wird, und daß das belgische Staatsschiff seit länger als einem Vierteljahr zwischen der radicalen

Scylla und der ultramontanen Charybdis hin- und hergeworfen wird, ohne sichern Cours gewinnen zu können, — dieser Trost ist doch nur halber Trost, wenn man das Beispiel eines Nachbarn vor Augen hat, dessen glänzende Erfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik von langsam aber stetig gemachten Fortschritten der inneren Entwicklung begleitet werden.

Von der jüngsten Phase dieser Entwicklung, dem Siege, welchen der deutsche Reichskanzler bei Gelegenheit der Wahlen über die Parteien der liberalen Opposition erfochten hat, ist man im Auslande nicht in demselben Maße überrascht worden, wie bei uns daheim. Der außerhalb der deutschen Kämpfe und Parteiungen stehende Beobachter findet es begreiflich, daß eine Regierung, die die Wähler auf eine ganze Reihe frisch erfochtener Erfolge verweisen, die Thatsachen reden lassen, und sich außerdem auf ein europäisches Vertrauensvotum berufen konnte, die Mehrheit der Nation auf ihrer Seite haben mußte. — Nie ist eine Opposition unter ungünstigeren Umständen in den Wahlkampf gezogen, als die „deutsch-freisinnige" Partei, deren Politik bereits während der vorigen Reichstagssession eine außerordentlich undankbare gewesen war. In keiner der entscheidenden Fragen hatte die Partei vom 6. März dieses Jahres die populäre Meinung auf ihrer Seite, und gerade da, wo sie die größten Anstrengungen aufwendete, war sie der Mehrheit der Nation am wenigsten verständlich gewesen.

In dem Wahlergebnisse vom 28. October liegt daher keine Ueberraschung, sondern nur ein Beweis mehr dafür vor, daß sich während der letzten Jahre in den politischen Anschauungen der gesammten civilisirten Welt ein ungeheurer Umschwung vollzogen hat. Deutschland hat seit dem Jahre 1866 rascher gelebt, als irgend ein anderes europäisches Land, — die Zersetzung der alten Parteien ist darum bei uns früher zu Tage getreten und weiter vorgeschritten, als in den Nachbarländern. Anzeichen derselben Wandlung lassen sich fast allenthalben wahrnehmen: in Frankreich wie in England, in der slawischen wie in der nordamerikanischen Welt. Daß die Zeit der alten rein politischen Parteien im Niedergange begriffen ist, lehrt die wahrhaft unvergleichliche Lahmheit der englischen Reformbill-Bewegung ebenso deutlich, wie die vollendete Gleichgültigkeit, mit welcher das französische Volk den Verhandlungen über die sog. Senatsreform zusieht; Reden von der Art derjenigen, welche der Senator Scherer neulich über die letzten Consequenzen des allgemeinen Stimmrechts und über die Leerheit der Lehre vom Volkswillen gehalten hat, wären noch vor wenigen Jahren im republikanischen Frankreich unmöglich gewesen. Ebenso gehört der in diesen letzten Tagen aus Amerika gemeldete Wahlsieg des demokratischen Candidaten Cleveland in das Capitel von der Ueberlebtheit der alten Parteigegensätze. Von langer Hand vorbereitet und durch die Mißwirthschaft der Sieger von 1865 vollauf verschuldet, ist der von den Demokraten gewonnene Erfolg doch nur durch die Spaltung und innere Auflösung der großen republikanischen Partei möglich geworden, deren bessere Elemente lieber abdanken, als für das in ihrem Namen betriebene System der Ausbeutung verantwortlich bleiben wollten. Maßgebend ist dabei nicht sowohl die moralische als die social-politische Rücksicht, die Einsicht in die Unmöglichkeit dauernder Auslieferung des Landes an ein Paar Großunternehmer, gewesen. Zunächst wird die Absicht, das Beamtenwesen zu bessern und die Verwaltung von dem Druck übermächtiger socialer und finanzieller Einflüsse frei zu machen, wohl nur ein frommer Wunsch bleiben und für eine Weile dem Heißhunger der seit 1860 von den Staatskrippen abgesperrt gewesenen Partei freier Spielraum gegönnt werden müssen. Dabei wird es indessen sein Bewenden nicht behalten können, wenn die demokratische Partei länger als bis zum 4. März 1889 am Ruder bleiben will. Die Mißwirthschaft des letzten Jahrzehnts hat das Verlangen nach einer von der Aristokratie der Ring- und Eisenbahn-Könige unabhängigen, auf sich selbst ruhender Staatsgewalt über die weitesten Kreise des Landes gebreitet. So vollständig sind die Zeiten vorüber, in denen das Angebot an Arbeitskräften ein beschränktes, die Masse des verfügbaren Grund und Bodens eine anscheinend unerschöpfliche, der Lebenszuschnitt von Arbeitgebern und Ar-

beitern ein wesentlich gleichartiger war, daß Amerika denselben socialen Schwierigkeiten gegenübersteht, die sich in der alten Welt geltend gemacht haben und daß die Masse der Besitzlosen die Intervention der Regierung in dem Klassenkampf an die Spitze aller ihrer Forderungen gesetzt hat. Unterstützung dieser Masse wird die demokratische Partei aber nur so lange zu erwarten haben, als sie die Hoffnung auf eine Reform des Beamtenthums im Sinne größerer Unabhängigkeit desselben von den socialen Großmächten offen zu halten vermag. Mr. Cleveland und dessen Anhänger werden nur die Wahl zwischen einer über ihre nächsten Absichten hinausgehenden Reform-Politik oder demselben Loose, nur in größerem Stile, haben, welchem die republikanische Partei verfallen ist.

Literarische Rundschau.

Scherer's Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Literatur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Berlin. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Nach so viel handwerksmäßigen, eilfertig zusammengeschriebenen und aus zweiter Quelle abgeschöpften Literaturgeschichten haben wir Deutschen nun endlich wieder eine Darstellung unserer literarischen Entwicklung erhalten, welche auf der Höhe der heutigen Wissenschaft steht, durchweg auf eigener genauer Kenntniß der Dinge beruht und zu den gelehrten Vorzügen hervorragende schriftstellerische hinzubringt. Die Bilderbücher der König und Consorten sind für den urtheilenden Leser entwerthet, seitdem Scherer auf dem Plane erschienen ist.

Schon auf dem Titelblatt kann man lesen, daß der Verfasser dieses Buches es als „Professor der Literaturgeschichte" geschrieben hat, und die Besonderheit des Werkes bestimmt sich von hier aus. Ein gelehrter Fachmann spricht, kein Parteimann. Weder politische noch sociale Tendenzen wünscht er zu vertheidigen; er ist der Geschichtsschreiber der deutschen Literatur und sieht seine Aufgabe nur in dem einen: durch historisch-ästhetische Betrachtung zum Genusse poetischer Schöpfungen hinzuführen. Wenn Julian Schmidt oder Georg Brandes, jeder nach seiner Art, eine unmittelbare Wirkung, über die rein literarische hinaus, auf ihre Leser anstreben, so zielt Scherer auf solche Wirkung nur mittelbar ab; und er bekennt sich einzig zu der Parteilichkeit, welche dem Literarhistoriker die natürliche ist: die Blüthe unserer Dichtung betrachtet er mit Enthusiasmus, ihren Verfall mit Trauer. Daß Poesie eine heilige Angelegenheit der deutschen Nation allezeit bleiben muß, ist seine Grundanschauung; und sofern er Ueberzeugungen mit seiner Darstellung wecken will, lehrt er am eindringlichsten diese: daß das Heil deutscher Cultur nur dort zu finden ist, wo unsere Classiker es zu finden glaubten.

Die großen Vorzüge des Buches, die Fülle seiner Gelehrsamkeit, seine einheitliche Gliederung im Aufbau, die starke und fruchtbare Betonung des ästhetischen Momentes — sie alle beruhen auf diesem principiellen Standpunkt des Verfassers; und auch, wo sein an Anregungen so reiches Werk eine Grenze findet, ist es wiederum sein Standpunkt, der sie bestimmt hat. Dasjenige, was man das Moderne nennt, steht für den gelehrten Literarhistoriker in zweiter Linie; und wenn Gervinus einst seine Darstellung der deutschen Dichtungsgeschichte mit Goethe's Tode abschloß, weil er eine Periode der politischen, nicht der poetischen Thätigkeit für seine Zeitgenossen herbei wünschte, so thut Scherer, wenn auch aus andern Gründen, das Nämliche: Alles, was nach 1832 kommt, ist für ihn Epigonenthum; und daß wir Heutigen zu neuen Zielen

hinstreben mögen, daß wir auf eigenen Wegen suchen müssen, die mit denen der Classiker nicht unbedingt zusammenfallen, liegt außerhalb seiner Betrachtungsreihe. Ganz unbefangen spricht er darum aus, daß er nur durch die Charakteristik des Faust einen „würdigen Schluß gewann, den er durch einen Blick auf die letzten fünfzig Jahre unserer Literatur, der sich wie ein zerstreuter und zerstreuender Anhang ausgenommen haben würde, nicht verderben wollte." Und er liebt es weder, wo er von Problemen handelt, wie z. B. die in „Wilhelm Meisters Wanderjahren", welche auch die gegenwärtige Dichtung noch beschäftigen, uns einen Durchblick auf das Streben der Modernen zu gönnen, noch ist er bereit, der neueren Kritik, etwa Schiller gegenüber, Concessionen zu machen: er bleibt der Historiker, der jeden zuerst aus seiner Zeit heraus begreifen und an seinen eigenen Theorien messen will; was er für uns ist, wie sein Wollen zu den Bestrebungen dieser Tage stimmt, kann die Auffassung des Literarhistorikers nicht beeinflussen.

Auch wir, wenn wir so die Grenzen des Scherer'schen Buches bezeichnen, wollen mehr begreifen und den Verfasser von seinem eigenen Standpunkt aus beurtheilen, als diesen Standpunkt selbst kritisiren. Er ist subjectiv verständlich und natürlich, und — dies vor Allem — fruchtbar für Jeden. Gerade weil Scherer den Blick so fest und so ausschließlich auf die Vergangenheit der deutschen Literatur gerichtet hält, dringt er bis an das Herz der Dinge vor; durch keine Voreingenommenheit, durch keine bloß theoretischen Lieblingsanschauungen wird er von der unmittelbaren Erkenntniß des Thatsächlichen abgelenkt. An jedem Punkte fußt er mit unbegrenzter Sicherheit auf der eindringendsten Kenntniß des Materials, breit und fest hat er das empirische Fundament seines Werkes gelegt; aber auch an jedem Punkte wird der reiche Stoff lebendig und flüssig gemacht, nirgends breiten todtes Wissen, Nomenclaturen und leere Inhaltsangaben sich aus, in freier künstlerischer Darstellung zieht die Geschichte der nationalen Literatur an uns vorüber.

In drei große Perioden sieht Scherer die deutsche Literatur sich gliedern, in drei Perioden, deren jede zu einem Höhepunkte hinführt und deren jede von der andern um etwa sechs Jahrhunderte absteht. Gegen 600 nach Christi Geburt — die Zahl ist nur ganz ungefähr zu nehmen — setzt er die erste Blüthezeit; das germanische Nationalepos, in Erinnerung an die Völkerwanderung, entsteht, die mächtigen Gestalten Siegfrieds und Kriemhildens, Dietrichs von Bern und der Gudrun erfahren ihre erste Ausprägung. Sechshundert Jahre später, um 1200, werden jene halbvergessenen Stoffe wieder lebendig, erst jetzt werden „Nibelungen" und „Gudrun" in der uns bekannten Form aufgezeichnet; gleichzeitig aber stehen Lyriker und Epiker vom ersten Range auf, die Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide; und der Minnegesang erlebt seine Blüthezeit. Und abermals sechshundert Jahre später, um 1800, haben wir die dritte Blütheperiode: Goethe und Schiller sind auf der Höhe ihrer Wirksamkeit, und die alten Heldenlieder, wiederum vergessen und versunken, treten noch einmal mit starker Siegeskraft in das Bewußtsein der Deutschen. Zwischen diesen Höhepunkten aber bestehen mannigfach Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen, welche Scherer herauszuheben nicht ermüdet; und durch die ganze Darstellung hin zieht er damit ein festes Band, nach der Methode der historischen Analogie: wir empfinden, daß die Entwicklung der deutschen Literatur ein organisches Ganze ist, wenn wir auf Blüthe und Niedergang, Emporsteigen und Herabsinken, Wellenberg und Wellenthal in regelmäßiger Wiederkehr treffen; wenn wir an jedem Höhepunkt die Idee der Humanität und den Frauendienst herrschen sehen, im Niedergange Roheit der Form und männische Derbheit.

Wenn Scherer so in zugleich kühner und besonnener Construction den engen Zusammenhang und die einheitliche Entwicklung der deutschen Literaturgeschichte seinen Lesern einprägt, so wird über dieser Betonung des regelmäßig Ganzen doch die freie Darstellung schöner Individualitäten nicht geschädigt. Im Gegentheil, gerade in der durchgeführten, sich gern zum Essay erweiternden Charakteristik der Großen unserer Poesie gibt Scherer oft sein schriftstellerisch Bestes; für Wolfram und Walther, für

Lessing, Goethe, Schiller, Kleist findet er das entscheidende, die Individualitäten deckende Wort, und, ohne den Rahmen seiner Betrachtung zu sprengen, weiß er durch Reichthum des ästhetisch-technischen Details in jedem Augenblick zu fesseln. Was Scherer in aller Poesie am meisten bewundert, äußere und innere Bewegung, Handlung, Vorwärtsstreben, das zeichnet auch diese Charakteristiken aus; in ihren energischen Zügen spiegelt sich die eigenthümliche Raschheit und Entschiedenheit seines Wesens ab, so gut wie in jenen Sätzen, kurz wie Peitschenknall, in denen er seine Leser gradwegs zum Ziele führt.

Scherer hat sein Buch ursprünglich in Lieferungen erscheinen lassen, deren erste im Frühjahr 1880, deren letzte im Herbst 1883 herauskam. Wer genauer zusieht, kann ganz wohl unterscheiden, daß der Ton des Werkes in dieser langen und schweren Arbeitszeit sich gewandelt hat: im Anfang geht es gemächlicher vorwärts, es erfolgen Ausblicke und Reflexionen, das Ich des Erzählers macht sich geltend und selbst ein lyrisches „Ach" darf sich einmal hervorwagen; später wird die Technik objectiver, Alles ist stramm und straff angezogen. Hierin einen Ausgleich zu suchen und auch andere stilistische Unebenheiten, die bei einem ersten Wurf natürlich sind, fortzuschaffen, wird dem Verfasser bei weiteren Auflagen leicht gelingen; sein Werk wird dann noch entscheidender in seiner ganzen Bedeutung hervortreten: als die beste Darstellung deutscher Literaturgeschichte auf lange hinaus.

Neuere musikalische Literatur.

Aus dem Opernleben der Gegenwart. Neue Kritiken und Studien von E. Hanslick. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1883.

Das vorliegende Werk bildet den dritten Theil von Hanslick's Buche „Die moderne Oper". Der ausgezeichnete Kunstästhetiker bespricht darin zunächst zwölf neue Opern, die in den Jahren 1880 bis 1883 in Wien zur Aufführung gelangt sind. Daran schließen sich Berichte über ältere Opern, die theils in neuem Gewande (Mozart-Cyclus), theils in neuer Bearbeitung (Tannhäuser, Lohengrin ꝛc.) vorgeführt wurden. Es folgen „Porträt-Skizzen" von Roger, Duprez, Faure, Boieldieu, Offenbach, sowie von der Nilsson, der Dustmann und der Freundin Lenau's: Caroline Ungher. Der letzte Abschnitt: „Richard Wagner" enthält „Bayreuther Briefe über Parsifal", Betrachtungen über den „Wagner-Cultus", über die „Wagner-Biographien" und andere Wagneriana. — Wir müssen uns mit dieser kurzen Andeutung des Inhalts begnügen, können aber hinzufügen, daß das Buch dieselben Vorzüge aufweist, die den beiden früheren Bänden einen so ansehnlichen Leserkreis gewonnen haben: es ist mit feinem Geist geschrieben und bietet in anziehendster Form des Unterhaltenden und Belehrenden genug. Das meiste Interesse nimmt das Capitel „Richard Wagner" in Anspruch, worin der Verfasser sich wiederum als einen ebenso einsichtsvollen als freimüthigen Kritiker zeigt. Sein Standpunkt ist bekannt. Er übt eben auch Wagner gegenüber Kritik und tadelt, was er nach gewissenhafter Prüfung als „irrig, unschön oder schädlich" erkannt zu haben glaubt (S. 376). Deshalb haben ihn die Wagner-Enthusiasten zu den Gegnern Wagner's gezählt. Allein „Gegner im Sinne einer absolut feindseligen Einseitigkeit hatte Wagner eigentlich gar nicht; kein Musiker ist uns noch begegnet, so unfähig oder so leidenschaftlich, die glänzende Begabung und erstaunliche Kunst Wagner's zu verkennen, seinen enormen Einfluß zu unterschätzen, sich dem Großen und Genialen seiner Werke selbst bei eingestandener Antipathie zu verschließen" (S. 354). „Das wissen wir sehr gut, daß Wagner der größte lebende Operncomponist ist und in Deutschland der einzige, von dem in historischem Sinne ernsthaft die Rede sein kann. Er ist der einzige deutsche Componist seit Weber und Meyerbeer, den man aus der Geschichte der dramatischen Musik nicht hinwegdenken kann. Selbst Mendelssohn und Schumann, von den Neueren nicht zu reden, können

wir uns wegdenken, ohne daß in der Geschichte der Oper eine Lücke entstünde" (S. 329). Dagegen bekämpft Hanslick mit scharfen Waffen jene „widerwärtige Vergötterung, die mit Wagner getrieben und von ihm patronisirt wird" [1]), jene Heißsporne, die nicht dulden wollen, daß man „an Wagner, dem Menschen, dem Componisten, dem Dichter, dem Philosophen, irgend eine Schwäche findet" (S. 377), die ihrem Herrn und Meister zwar „die stärksten Fäuste zuführten, ihm aber die vornehmsten Köpfe entfremdeten" (S. 376). Den übereifrigen Propagandisten, die Wagner's nationale Bedeutung noch über seine künstlerische erheben, erwidert Hanslick, daß er den deutschen Charakter von Wagner's Kunst jederzeit erkannt und geehrt habe; er empfinde es aber als eine Beleidigung der deutschen Nation, „wenn man ihr unausgesetzt zurufe, sie besitze eine nationale Kunst und ein patriotisches Bewußtsein erst durch Richard Wagner, und habe überhaupt alles Große und Werthvolle in ihrer gesammten Cultur eigentlich Richard Wagner zu verdanken" (S. 360). Wie Hanslick ohne Scheu eingesteht, daß er „die früheren Opern Wagner's nur theilweise liebe und die Nibelungen-Trilogie gar nicht" (S. 4), so hat auch der Parsifal in seinen einzelnen Theilen „abwechselnd günstig und ungünstig, bald stark und erhebend, bald gleichgiltig und niederdrückend" auf ihn eingewirkt (S. 312). Sein Gesammturtheil faßt Hanslick in einem „Epilog" zusammen. „Wenn von irgend einem Componisten der Ausspruch gilt, daß erst die Nachwelt ihn richtig beurtheilen wird, so gilt er von Richard Wagner. Nicht als ob er, wie Mozart und Beethoven, zu wenig, sondern weil er zu viel gefeiert worden bei Lebzeiten" (S. 378). „Eine spätere, nicht allzu ferne Zeit wird das Ungesunde, Raffinirte und Verderbliche seiner Poesie und Musik klar erkennen" (S. 379).

Neuere Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Erster Band: Schubert. Mendelssohn. Schumann. Zweiter Band: Chopin. Weber. Rossini. Auber. Meyerbeer. Zweite umgearbeitete und erheblich vermehrte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1883.

Unsere classischen Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Erster Band: Bach. Händel. Gluck. Leipzig, H. Haessel. 1883.

Die erstgenannte Schrift Gumprecht's behauptet einen ehrenvollen Platz in der Musik-Literatur. Die zweite Auflage derselben wird voraussichtlich die Gunst der musikliebenden Lesewelt in noch höherem Maße gewinnen, da der Verfasser seine inzwischen gesammelten Erfahrungen, seine gereiftere künstlerische Erkenntniß für sein Buch nutzbar gemacht und überdies den in jedem Sinne erweiterten Aufsätzen noch zwei neue Charakterbilder — von Schumann und Chopin — angereiht hat. Der geistvolle Musikreferent der „Nationalzeitung" hat seine biographischen Schriften für die Musikfreunde ernsterer Richtung bestimmt; er bietet ihnen aber keine „graue Weisheit" — kritisch-exegetische Untersuchungen — sondern lebhaft fesselnde Schilderungen von dem Leben und Wirken unserer neueren Componisten. Der warme Ton, von dem des Verfassers Arbeiten überhaupt getragen sind, berührt auch hier den Leser äußerst wohlthuend; daneben steht ihm aber auch eine Darstellungskunst zu Gebote, die für einen gedankenreichen Inhalt stets die anmuthigste Form, die edelste Ausdrucksweise findet. —

Die zweite Schrift ist eingeleitet durch eine Abhandlung: „Warum treiben wir Musik?" in welcher der Verfasser sein ästhetisches Glaubensbekenntniß darlegt. Wie der Prediger von einer Bibelstelle ausgeht, so stellt Gumprecht an die Spitze seiner Betrachtungen über das Wesen der Tonkunst drei kostbare Aussprüche des Aristoteles. Der ungemein schön geschriebene Aufsatz gewährt auch dem Musiker von Fach eine anregende und belehrende Lectüre, für seine biographischen Schilderungen hat der Verfasser die besten Quellen verwerthet. Da die Musterschriften von Jahn, Chrysander,

[1]) Geschrieben 1882, also noch zu Wagner's Lebzeiten.

Spitta, Thayer u. s. w. „alles Andere eher darbieten, als müheloſen Genuß", wie er sagt, so wünſchte er „die darin aufgehäuften Schätze in handliche Münze umzuſetzen". Wir ſind nicht in Zweifel darüber, daß nur ein durchgebildeter Muſiker im Stande iſt, z. B. Spitta's Bach-Biographie ganz zu verſtehen und zu würdigen; — ſollte das Beſtreben, die Reſultate ſolcher gelehrten Forſchungen in gutem Sinne zu populariſiren, nicht zu billigen ſein, wenn es von ſo geſchickter Hand, wie die des Verfaſſers, unternommen wird? — Ein in Ausſicht geſtellter zweiter Band wird die Lebens- und Charakterbilder Haydn's, Mozart's und Beethoven's enthalten. Die beiden Werke ſollen ein zuſammenhängendes Ganze bilden und „in biographiſchem Rahmen die allgemeinſten Grundzüge der muſikgeſchichtlichen Entwicklung vom Beginn der claſſiſchen Periode bis auf die jüngſte Gegenwart zur Anſchauung bringen."

Aus der Tonwelt. Eſſays von Louis Ehlert. Neue Folge. Mit dem Porträt des Verfaſſers. Berlin, B. Behr (E. Bock). 1884.

Wie man das Vermächtniß eines theuren Abgeſchiedenen entgegennimmt, ſchmerzlich bewegt von dem Gedanken, daß die warme Freundeshand, die es geſchrieben, auf immer erkaltet iſt: ſo haben wir dieſe letzte Gabe Ehlert's zur Hand genommen. Mit herzlichem Antheil und immer ſteigendem Genuß haben wir uns in die Lectüre dieſer nachgelaſſenen Arbeiten des verewigten Künſtlers vertieft und ſind ſicher, daß es nur eines Hinweiſes auf das Buch bedarf, um die Aufmerkſamkeit der Kunſtwelt darauf zu lenken.

Ehlert war, im beſten Sinne des Wortes, ein geiſtvoller Schriftſteller, der mit umfaſſender muſikaliſcher Bildung poetiſchen Sinn und ein ungewöhnliches Talent für Charakteriſtik verband. Seine Schriften haben alle ein gewiſſes vornehmes Gepräge und wenden ſich immer nur an die Feingebildeten unter den Muſikfreunden. Sie gehen von den höchſten Geſichtspunkten der Kunſt aus, die dem gewöhnlichen Dilettantismus immer ein Räthſel bleiben werden, und entfalten einen Gedankenreichthum, der dem oberflächlichen Leſer unbequem iſt. Bloße Kopfarbeit aber iſt es keineswegs, was der Verfaſſer gibt. Er iſt von Begeiſterung für ſeinen Stoff durchdrungen und weiß den Empfänglichen auch zur Begeiſterung zu entzünden. Seine Sprache iſt edel, ſchwungvoll, mit einer Fülle dichteriſcher Bilder und Wendungen durchwoben. Gegen Ehlert's erſte Veröffentlichung, die „Briefe über Muſik" (1859) iſt in den „Eſſays" ein außerordentlicher Fortſchritt bemerkbar. Nicht allein tritt in ihnen die innere Reife, das geklärte Urtheil des Verfaſſers überall zu Tage; auch der Ausdruck iſt ſachgemäßer, eindringlicher, einfacher geworden, und nur eine Stelle wüßten wir zu bezeichnen (im Aufſatz über Brahms), an der die Metaphern uns allzuſehr gehäuft erſcheinen.

Der vorliegende zweite Band der Eſſays iſt eingeleitet durch einen kurzen, mit A. B. unterzeichneten Lebensabriß Ehlert's; ihm folgt der Nachruf, den der Herausgeber der „Rundſchau" ſeinem Freunde und Mitarbeiter an dieſer Stelle widmete. Wir erfahren aus erſterem, daß Ehlert eine Ueberarbeitung und Herausgabe der Abhandlungen beabſichtigt hatte, aber durch ſeinen unerwarteten Tod an der Ausführung dieſes Planes gehindert wurde. Hoffentlich wird eine zweite Auflage uns mit einem mehr ausgeführten Lebensbilde erfreuen, zu welchem ſeine verſtreuten Briefe vorausſichtlich intereſſanten Stoff liefern müßten. Ref. hatte einmal Gelegenheit, Briefe Ehlert's an Adolf Jenſen zu leſen, in denen von den erſten Lieder- und Clavierheften die Rede iſt, die ſein ehemaliger Schüler veröffentlicht und ihm zugeſandt hatte. Was Ehlert's Kritiken ſo viele Freunde gewonnen hat, das zeigen auch dieſe Briefe: Unparteilichkeit und rückſichtsloſe Wahrheitsliebe, die ſelbſt dem Freunde nicht verſchweigt, was an ſeinen Leiſtungen als verfehlt erſcheint.

Dieſelbe feſte männliche Geſinnung, dasſelbe rückſichtsloſe Ausſprechen der Ueberzeugung zeichnet Ehlert's Buch durchweg aus. Man kann ein vollſtändiges Bild von der Perſönlichkeit des Verfaſſers gewinnen, wenn man nur den Aufſatz: „Muſik und Geſelligkeit" lieſt. Neue Leſer, d. h. ſolche, die mit dieſer Sammlung zuerſt die Be-

kanntschaft Ehlert's machen, thun am besten, mit ihm zu beginnen; sie werden darin nicht allein den kenntnißreichen Musiker, den literarisch und philosophisch gebildeten Schriftsteller schätzen lernen, sondern gleichermaßen den Verfasser auch liebgewinnen mit seinem innigen, etwas schwärmerischen, aber doch nicht weichlichen Gemüth und seinem lauteren Idealismus.

Der erste Aufsatz des Buches: „Auf den Weg" leitete M. Goldstein's „Musikwelt" ein. Diese 1880 gegründete Wochenschrift, die schon nach anderthalbjährigem Bestehen mit dem Tode des Redacteurs wieder einging, unterschied sich vortheilhaft von der Mehrzahl ihrer Mitschwestern, weil sie kein Verlegerblatt war und nicht von Klatsch lebte. Zu letzterem zählte Ehlert insbesondere: „Berichte aus kleinen Städten, die keine Culturstätten sind, aus See- und Soolbädern; Prüfungen von Kleinkinderbewahranstalten, die sich Musikschulen nennen; Reklamen für werdende und alternde Sänger, Virtuosen und Componisten, die ohne Aufsehen in das zweite oder dritte Hundert ihrer Werke treten; schlechte Witze von guten Männern" u. dgl. mehr. Sehr wahr ist, was Ehlert hier über Kritik sagt:

„Die Kritik kann zwiefach verfahren, zersetzend und schöpferisch; sie kann mit dem Messer oder der Säure, sie kann mit der Phantasie arbeiten. Man sollte meinen, nichts wäre selbstverständlicher, als daß ein Werk der Phantasie nur vor den Richterstuhl der Phantasie gehörte. Nur der Künstler kann die Kunst beurtheilen; wer keinen Thon zwischen seinen Fingern geknetet, weiß nicht, was ein Bildhauer ist. — Es sei fern von mir, zu behaupten, daß wir in unserer Kunst nicht Männer genug hätten, welche Fachkenntniß mit schriftstellerischer Fähigkeit vereinigten, aber sie sind zerstreut durch die weite Welt, sie haben keine rechte Börse, wo sie zusammentreffen und den Cours bestimmen können. Jeder geht seinen eigenen Weg, die besten halten sich von aller literarischer Thätigkeit fern; der Rest hockt in den Ecken und bildet Cliquen. Clique ist von jeher der Tod aller lauteren Kunstbestrebungen, aller wahren und echten Kritik gewesen. Sie usurpirt die Meinung des Einzelnen, führt zu einem falschen Maurerthum und schafft Götzen, anstatt Götter. — Unsere Zeit ist lorbeerkrank, Ruhm und wieder Ruhm, Aufsehen oder Ansehen will jeder erregen und erwerben, gleichviel mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen. Ist es möglich, unter solchen Verhältnissen noch ehrliche und sachgemäße Kritik zu üben? Gibt es noch jenen stillen Trutz der Wahrheit, der mehr werth ist, als der barocke Muth der Mensur?"

Ehlert's Buch bringt ferner einen Aufsatz „Ueber Vielschreiberei", sodann Besprechungen von Spitta's „Bach", Thayer's „Beethoven", Hensel's „Familie Mendelssohn", Liszt's „Ges. Schriften" und L. Ramann's „Liszt-Biographie". Es sind aber nicht trockene Recensionen, sondern höchst anregende Studien voll tiefer und geistvoller Bemerkungen. Von Wagneriana erhalten wir: eine Beleuchtung der Goering'schen Schrift: „Der Messias von Bayreuth", einen Bericht über „Parsifal" und einen Nachruf an Wagner. Ehlert nahm in dem Streit der Anhänger und Gegner Wagner's eine Mittelstellung ein und hielt sich von aller Leidenschaftlichkeit frei. Es stand ihm als Gewißheit fest, daß weder die blinden Bewunderer des Bayreuther Meisters, noch jene Recht behalten würden, welche in ihm nur den revolutionären Umbildner und den Zerstörer ihrer Jugendideale sehen. Mit einer Charakteristik von Brahms ist die Reihe der Essays abgeschlossen. —

Wir scheiden von Ehlert's Buche mit dem Wunsche, daß es sich nach allen Seiten hin verbreiten möge; es ist ganz darnach angethan, zu einer Läuterung und Klärung der zum Theil in bedenkliche Verwirrung gerathenen ästhetischen Begriffe beizutragen.

F. Gustav Jansen.

Weihnachtliche Rundschau.

Ein Illustrationswerk im großen Stil ist in der „Deutschen Verlagsanstalt" (Stuttgart und Leipzig) erschienen: **Gestalten aus den Romanen** von Georg Ebers, nach Gemälden von Alma Tadema, Beer, Gentz, H. Kaulbach, F. Keller u. s. w. In photographischen Reproductionen. Jede Lieferung enthält vier Lichtbilder in Großfolio aus Bruckmann's berühmter Anstalt, das Ganze wird zu Weihnachten in fünf Heften abgeschlossen vorliegen. Wir wollen es den Künstlern nicht zum Tadel anrechnen, daß sie selbst diesen Stoffen aus langvergangener Zeit gegenüber ihre Zugehörigkeit zu unserem Jahrhundert, zu ihrem Volke nicht verleugnen können; ist ja doch auch der Dichter trotz seiner ägyptischen oder antiken Gewandung durch und durch ein moderner Mensch und verdankt vielleicht gerade diesem Zuge seine Erfolge. Zu den vorzüglichsten Blättern gehört Keller's Darstellung jener Scene im 12. Capitel von „Homo sum", wo Paulus die fliehende Sirona erreicht. Aus der vollendet schönen Photographie fühlt man die Malweise des Karlsruher Künstlers heraus. Es liegt etwas im guten Sinn Pathetisches in seiner Art, das Bild packt — nur könnte Paulus etwas größer sein. Entschiedener hat Gentz den Typus aufgefaßt in seiner Mirjane („Homo sum"), doch am besten ist dies Tadema auf seinem Bilde zu demselben Roman gelungen. Eine der anziehendsten Darstellungen stammt von Hermann Kaulbach — nicht zu verwechseln mit seinem berühmten Namensbruder Fritz August K. — und zeigt uns die Scene aus dem 7. Capitel der „Frau Bürgermeisterin", wo Maria das Bild ihrer Vorgängerin betrachtet. Haltung und Gesichtsausdruck sind sehr reizend, nur der Beleuchtungseffect ist etwas gesucht. Sehr wirkungsvoll gearbeitet ist die Scene aus dem „Kaiser" von Otto Knille; der Kopf des Imperators zeichnet sich durch Geist aus, bei Antinous stört aber der allzu sichtliche Einfluß des bekannten Bildwerks. Auf Teschendorff's Uardabilde sollte die Unterschrift geändert werden. Sie lautet: „Wie du schmeichelst!" sagte Uarda beschämt und erröthend „und blickte Rameri doch in die leuchtenden Augen." Auf dem Bilde aber sieht sie weg. Dieser Widerspruch wirkt sicher nicht im Sinne des Dichters. — Die photographischen Drucke stehen alle auf der Höhe der Leistungsfähigkeit einer Anstalt ersten Ranges.

Goethe's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Die Ausgabe ist bis zur Hälfte des fünften Bandes abgeschlossen. Die letzten Hefte — bis 80 — enthalten „Die Lehrjahre" und „Wanderjahre", dann „Die Wahlverwandtschaften", „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", „Die Novelle", einige kleinere Prosawerke und „Dichtung und Wahrheit". Bei der Illustrirung der beiden ersten sind vornehmlich Erdmann Wagner, M. Volkhard, C. Karger und Langhammer betheiligt. Um nicht ungerecht zu werden, darf man die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit nicht verkennen. Nicht nur soll der Zeichner individuelle Typen für die Hauptgestalten entwickeln, er soll dieselben auch in den verschiedenen Scenen festhalten und dabei der Stimmung gemäß doch wieder ändern. Die modernen Künstler sind — wenige Ausnahmen abgerechnet — nicht gerade tiefe Empfinder und so wird es begreiflich, daß sie mehr oder minder äußerlich ihre Aufgabe erfassen und lösen. Lobenswerth ist der große Fleiß, welcher auf das Detail von allen Mitwirkenden verwendet wurde; das Zeitalter tritt in seiner äußeren Erscheinung echt vor den Beschauer. Am tiefsten erfaßt hat Langhammer die Scenen. Die „Wahlverwandtschaften" sind von Grot-Johann mit großem Geschick illustrirt; er hat sich sichtlich bemüht, die Typen innerlich zu begreifen, ehe er sie darstellte. Sehr hübsch sind einige der Bilder zur „Novelle", welche von dem sinnigen Gehrts herrühren. Nur Geißler ist seiner Aufgabe nicht gewachsen. Wenn auch manche der Bilder zu der „Erzählung der Ausgew." malerisch nicht übel wirken, so fehlt die ernste Durcharbeitung der Form, die Zeichnung ist unsicher, zuweilen (S. 405 Kopf und der stützende Arm) geradezu unrichtig. „Dichtung und Wahrheit" ist von E. Klimsch illustrirt. Seine Bilder gehören zu den besten des Werkes — sie sind schlicht und lebendig erfaßt. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig; die von dem Verlage gelieferten Einbände zeichnen sich durch feinen Geschmack aus.

Das Heimchen auf dem Herde. Eine Elfengeschichte von Charles Dickens. Illustrirt von Conrad Beckmann. Leipzig, Adolf Titze.

Ueber die Dichtung haben wir den Lesern der „Deutschen Rundschau" nichts zu sagen; sie gehört zu dem geistigen Besitzthum der Gebildeten

auch in unserer Heimath, zu jenen Werken, welche dem Herzen desto theurer werden, je öfter man sie liest. In Beckmann liegt ein Zug, welcher an Voz-Dickens erinnert, wenn er auch nicht stets zu Tage tritt. Er hätte sich vielleicht noch tiefer in den Dichter einleben können; daß er's könnte, beweisen jene Blätter, wie S. 15, 25, 53 und 93, wo er die tief ergreifende Innigkeit des Poeten fast ganz erfaßt hat. Zuweilen hat er nicht streng genug gezeichnet oder sich etwas im Typus der Gestalten geirrt; doch giebt sich überall Liebe zum Werke kund und das verdient Anerkennung.

In demselben Verlage ist erschienen:

Mein Rhein. Dichtungen von Carmen Sylva. Illustrirt von E. Doepler d. J. Nebst zwanzig landschaftlichen Radirungen unter Leitung von Hans Meyer, ausgeführt von F. Krostewitz und R. Heinrich.

Es ist erfreulich, zu bemerken, daß man wieder beginnt, die Radirung in reicherem Maße zu Illustrationszwecken heranzuziehen. Die Urheber der zwanzig Blätter sind nun zwar nicht vollkommene Meister der Nadel, aber immerhin machen ihre Arbeiten einen guten Eindruck. Doepler hat zu jedem Gedichte eine Umrahmung gezeichnet, zu manchen auch noch Schlußvignetten; zu loben ist, daß seine Manier auf den Holzschnitt fein berechnet ist. Daß die Ausstattung sich auf der Höhe der Leistungen der Firma befindet, ist selbstverständlich; jedem Buche aus diesem Verlage sieht man es an, daß der Leiter der Anstalt sich jeder Publication mit einer fast väterlichen Liebe annimmt.

Für die christliche Familie empfehlen wir sehr warm:

Psalter und Harfe von Carl Johann Philipp Spitta. Fünfzigste Auflage. Jubelausgabe. Mit 24 Vollbildern, dem Porträt Spitta's, Illustrationen und 42 Initialen nach Originalen von B. Plockhorst und F. Wanderer. Neu geordnet nach dem Vater Unser. Mit Einleitung und Biographie Spitta's von Julius Sturm. Bremen, M. Heinsius.

Von dem Werke, welches in 16 Lieferungen vollständig sein wird, liegen uns die zwei ersten Hefte vor. Dieselben erwecken für das Werk die besten Erwartungen. Wanderer's sinnig erdachte Einrahmungen und Initialen sind fein ausgeführt, das erste der Bilder Plockhorst's — in Photographie wiedergegeben — zeigt die Vorzüge des Meisters. Ueber die Gedichte selbst ist nichts Neues zu sagen; sie haben in fünfzig Jahren fünfzig Auflagen erlebt und sind für Tausende ein Quell religiöser Erquickung geworden. Aber auch wer nicht ganz den Standpunkt Spitta's theilt, wird sich dem Eindruck dieser sanften liebevollen Johannesnatur nicht entziehen können.

Der Verlag von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart hat wieder eines jener köstlichen Bücher herausgegeben, welche Laien und Kenner in gleicher Art erfreuen:

Lustige Jagd. Fünfundzwanzig Zeichnungen von Hugo Engel mit Gedichten in oberbayerischer Mundart von Conrad Dreher.

Theils typische Jägergestalten oder kleine Genrebildchen aus diesem Kreise, theils symbolische Darstellungen, wie auf den drei Blättern „Wildkatz", „Fasan" und „Wildtauben". Die Zeichnungen sind reich an feinem echten Humor; Engel vermeidet jede, selbst die kleinste Uebertreibung, und weiß daneben die Menschen des Hochlands ebenso frisch und gesund darzustellen, wie Hugo Kauffmann in seinen Zeichnungen zu „A Hochzeit in die Berg". Nicht nur Jäger und Freunde der Jagd, sondern alle Freunde des Humors werden an dem Buche Gefallen finden, welches der Verleger in gediegenster Art ausgestattet hat. Die kleinen Gedichte sind niedlich und zeugen für Kenntniß der Mundart.

Eine nicht minder interessante Veröffentlichung ist:

Münchner bunte Mappe. Herausgegeben von Max Bernstein. Originalbeiträge Münchener Künstler und Schriftsteller. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Wir finden in dem Buche, von welchem Fortsetzungen versprochen sind, so ziemlich alle bedeutenden Maler — bis auf Max und Piloty — mit Beiträgen vertreten, ebenso die meisten Dichter Isar-Athens, daneben einige der Gelehrten, wie Carriere und v. Löher. Der Text fesselt fast immer, nur hätte derselbe etwas weniger „bunt" sein können trotz des Titels. Die künstlerischen Beiträge sind natürlich an Werth ungleich, aber sie geben doch eine Vorstellung der Münchener Kunst in ihren charakteristischen Zügen. Wenn sich das Unternehmen wird halten können, so wird es einmal eine nicht unwichtige Quelle für das Studium sein — selbst die wenig geschmackvolle Nachahmung chinesischer und japanischer Zeichnungen ist bezeichnend für Stimmungen des augenblicklichen Geschmackes.

Vollendet liegt vor die erste Abtheilung von der

Geschichte der Kunst im Alterthum. (Aegypten — Assyrien — Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom.) Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe I. Aegypten mit 602 Abbildungen im Text, 5 farbigen und 9 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pitschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die Hefte 20—24, mit denen der Aegypten behandelnde Band abgeschlossen ist, enthalten Perrot's Einleitung zu dem Gesammtwerke und dann den Anhang des Uebersetzers. Die erstere ist nicht nur ein Wort zur Einführung, sondern bringt eine knappgefaßte Geschichte der Kunstarchäologie, der kunsthistorischen Forschungen und dann den Plan des großen Werkes. Was uns Deutsche besonders wohlthuend berührt, ist die Wärme, mit welcher Perrot der Verdienste unserer Forscher gedenkt. Nicht nur Winkelmann's grundlegender Bedeutung wird der Verfasser in vollem Maße gerecht, auch die jüngeren von Otfried Müller bis Curtius werden von Perrot mit demselben Verständniß gewürdigt. Das Urtheil über Schnaase ist, obwohl zum Theil berechtigt, etwas einseitig. Die Darlegung des Planes läßt klar erkennen, daß die Riesenarbeit

in der Darstellung der griechischen Kunst gipfeln werde; aber man sieht zugleich, daß Perrot andere Wege einschlägt, welche übrigens einem Winkelmann und O. Müller verschlossen waren. Der deutsche Herausgeber hat sich nicht auf die bloße Uebersetzung beschränkt. Manche Verbesserung — es sind seit dem Erscheinen des Originals verschiedene Punkte klarer gestellt, neue Entdeckungen gemacht worden — hat er unmittelbar in den Text aufgenommen; andere in den mit großem Fleiße gearbeiteten „Anhang" verwiesen. Sie sind sehr dankenswerth. — Das Werk des französischen Gelehrten verdient die wärmste Theilnahme aller Gebildeten, und nicht nur der Kunstforscher. Es ist so fesselnd und anregend geschrieben, daß auch schwierigere Details der Construction u. s. w. sich leicht erfassen lassen. Daneben sind die Illustrationen mit Ueberlegung ausgewählt und vortrefflich ausgeführt. Papier und Druck sind der Firma Brockhaus würdig.

Auf gleicher Höhe ist geblieben das Werk:

Die Kunstschätze Italiens. In geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von F. Böttcher, J. H. Fischer, P. Halm, W. Krauskopf, J. Kühn, D. Raab, K. v. Siegl, W. Unger, W. Woernle u. A. und zahlreichen Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.

Seitdem der Berichterstatter im vorigen Decemberhefte die ersten zwölf Lieferungen angezeigt, hat es sich erwiesen, daß die ursprünglich festgesetzte Zahl von 25 Lieferungen nicht ausreichen werde, den Stoff in durchgehend gleicher Ausführlichkeit zu behandeln; so wird denn das Werk erst mit dem 30. Hefte abgeschlossen. Die Anzahl der Radirungen wurde zwar nicht vermehrt, dafür jedoch die der Holzschnitte — das Publicum kann damit um so mehr zufrieden sein, als ihm zu großem Theil Kunstwerke vorgeführt werden, welche entweder noch gar nicht reproducirt worden sind oder nur in durchaus ungenügender Weise. Keine einzige der Textillustrationen ist irgend einem anderen Werke entnommen; alle wurden von tüchtigen Künstlern eigens für „Die Kunstschätze" gezeichnet und alle sind musterhaft wiedergegeben. Besonderes Interesse dürfen auch die Initialen, Capitelköpfe und Schlußvignetten beanspruchen, da sie alle der Zeit entstammen, Miniaturen oder sonstigen Arbeiten der Kleinkunst oder Architektur die Motive entnehmen. Von den Radirungen heben wir hervor: Correggio's „Madonna di S. Girolama" (Gallerie zu Parma) von W. Unger; Parmigiano's „S. Georg" (Parma) von Woernle; Rafael's „Donna velata" (Gallerie Pitti) von Böttcher; Salvator Rosa's „Hain der Philosophen" (Gallerie Pitti), radirt von Woernle, ein Blatt, welches den malerischen Gesammteindruck vorzüglich wiedergibt; Tempel von Paestum, von Fischer; Ribera's „Kreuzabnahme" von Krauskopf; Titian's Venus aus den Uffizien von Woernle bewundernswerth wiedergegeben. Strenggenommen müßte man alle Blätter aufzählen; es ist kein einziges davon schlecht und viele sind Leistungen ersten Ranges, so daß das Werk in seinem Bilderschmuck, wenn man ganz von dem Dargestellten absieht, für die Geschichte der modernen Radirerkunst eine hohe Bedeutung besitzt. Der Text Karl's von Lützow ist nicht geschrieben, um den Bildern zum Geleite zu dienen, wenn er auch natürlich durch sie erst volles Leben erhält. Er bringt nicht nur vieles Neue, sondern stellt auch das Bekannte in neue Beleuchtung; der Charakter der einzelnen Schulen wird überall klar erkennbar herausgearbeitet, das Gemeinsame wie das Trennende hervorgehoben, der gegenseitige Einfluß dargelegt. Dabei sind die ersten Größen in ihrem Wesen erfaßt und heben sich von den Künstlern zweiter Ordnung ab. Die ganze Anlage des Werkes macht das Buch zu einem „Cicerone" vornehmster Art; und wir empfehlen es den Lesern der „Deutschen Rundschau" als ein Weihnachtsgeschenk, wie es deren wenige gibt.

A. Racinet, Geschichte des Costüms in 500 Tafeln in Gold-, Silber- und Farbendruck mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin, Ernst Wasmuth.

Je weiter das kostbare Werk vorwärtsschreitet, desto größere Freude gewährt der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Gebotenen. Naturgemäß haben wissenschaftliche Grundsätze die Auswahl geleitet; man begnügte sich nicht, die Trachten für begrenzte Zwecke, so z. B. für die Bühne, darzustellen. Die Costüme sind fast durchweg nach Bildern oder anderen Denkmalen der Epoche wiedergegeben und zwar mit einer Gewissenhaftigkeit und Treue, die über alles Lob erhaben sind. Die kleinste Einzelheit, die Zeichnung der Stoffe, der Spitzen u. s. w. tritt auch auf den räumlich beschränkten Darstellungen klar erkennbar zu Tage. Mit welchem Fleiße dann die Blätter mit Waffen und Schmuck wiedergegeben, wie sorgfältig Zeichnung und Druck besorgt sind, zeigt sich erst, wenn man sie unter der Lupe betrachtet. Manches der Blätter, wie die nach Aquarellen Baron's, „Saal der Segnung in der Alhambra" und „Empfangsaal einer vornehmen französischen Familie im 17. Jahrhundert"; dann der „Speisesaal aus der Zeit der Königin Elisabeth" u. s. w. wirken geradezu wie Bilder und gewähren neben dem kunstgeschichtlichen Interesse ästhetischen Genuß. Der von A. Rosenberg bearbeitete Text hält sich nicht streng an das Original; er ist klar und einfach, reich an kunstgeschichtlichen Hinweisen. Einen kleinen, nebensächlichen Irrthum möchte ich berichtigen. Auf einem schwarzen Blatte ist ein Toilettezimmer dargestellt; ein junger „Elegant" ist anwesend, während die Dame sich schnüren läßt. Hier enthält die Erläuterung die Worte, daß „demnach ihr Charakter nicht zweifelhaft sein könne". Dem ist nicht so, denn es war in den höchsten Kreisen um 1760 üblich und eine Gunst, welche zu nichts verpflichtete. Wir empfehlen das schöne Werk — es ist jedenfalls ein Weihnachtsgeschenk von bleibendem Werth.

Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Prachtausgabe in Folio mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré und über

200 Textillustrationen. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Das Werk ist bis zur 24. Lieferung vorgeschritten. Der Verfasser verfügt über ausgebreitete Kenntniß der Quellen und er hat es verstanden, aus denselben zu schöpfen, ohne sie auszubeuten. So erhält die Darstellung ein selbständiges Gepräge und besitzt jedenfalls mehr Bedeutung, als sie meistens den Texten der „Prachtwerke" zukommt. Ueber die Zeichnungen Doré's ist Neues nicht zu sagen: man kennt die starken und diskutirt jetzt unbefangener die schwachen Seiten seines Talents, das namentlich zuletzt immer mehr in Manier verfiel. Wo sich aber die ursprüngliche Begabung des phantasievollen Künstlers offenbart, da erreicht er auch hier auf beschränktem Raume große Wirkungen. Die Ausstattung ist vortrefflich; Druck und Papier sind tadellos.

In die Reihe der Länder, welche uns „in Wort und Bild" vorgeführt worden sind, tritt nun auch:

Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production, geschildert von Friedrich von Hellwald. Mit 455 Illustr. Leipzig, Schmidt und Günther.

Das Unternehmen hat einen äußerlichen Vorzug: es ist im Format kleiner und handlicher. Das Werk, welches in 50 Heften vollendet sein wird, zerfällt in vier Abtheilungen: Nord-, Ost-, West- und Südfrankreich, innerhalb welcher die größeren Provinzen, wie die Normandie, Burgund u. s. w. einzeln behandelt werden sollen. Algier und die Colonien sind in einen Anhang verwiesen. Ein Urtheil läßt sich nach dem Vorliegenden noch nicht fällen. Der Verfasser leitet das Werk mit einer Schilderung der geographischen Verhältnisse ein und schließt daran eine auf antike Schriftsteller begründete Charakteristik der Ureinwohner, an welche sich die Kennzeichnung der modernen Franzosen reiht. Mit Paris beginnt dann die eigentliche Beschreibung des Landes; auch hier leitet ein geschichtlicher Rückblick auf das Werden der Stadt die Schilderung ein. Die Illustrationen sind gut, die Ausstattung ist anständig.

Ein zweites Werk liegt vollendet vor:

Neapel und seine Umgebung. Geschildert von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Schmidt und Günther.

Der Schwerpunkt des Werkes liegt in der Schilderung der Kunstschätze und hier vornehmlich in den das „National-Museum" behandelnden Abschnitten. Das dritte Buch ist betitelt: „Der Vesuv" und das vierte enthält die fesselnde Beschreibung Pompeji's, sowohl der einstigen Stadt als der heutigen Reste. Zum Schluß führt uns der Verfasser nach den schönsten Stellen des Golfes und den Inseln Ischia, Procida und Capri. In diesem Theile zeigt sich Kleinpaul als begabter Schilderer der Naturschönheiten. Die Bilder — im Ganzen 180 — sind gut gewählt und ausgeführt. Der geringe Preis macht das Werk weiten Kreisen zugänglich.

In demselben Verlage erscheint:

Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald.

Wir haben uns, an dieser Stelle, mit dem bekannten und vielleicht ein wenig zu fleißigen Geographen, Ethnographen u. s. w. nicht darüber auseinander zu setzen, ob seine Ansichten über die Union die richtigen sind oder nicht. Unzweifelhaft ist, daß man jenseits des Oceans von seiner Auffassung der Dinge nicht entzückt sein wird; manche Angriffe hat Hellwald schon erfahren und neue werden nicht ausbleiben. Trotzdem darf nicht verkannt werden, daß seine Schilderungen des Straßenlebens von New-York, der dortigen Handels-, Kunst- und kirchlichen Verhältnisse sehr lebendig sind. Der Berichterstatter kennt kein deutsches Buch, welches ein so umfassendes Bild dieser Stadt böte. — Von da führt uns Hellwald über Long-Island nach New-Jersey, Pennsylvanien u. s. w. In Heft 28 beginnt die Schilderung der Bundeshauptstadt Washington; — die Illustrationen sind sehr zahlreich und zumeist gut, wenn auch manchmal etwas alt. Am meisten fesseln die Darstellungen von Landschaften; sie geben eine Ahnung von den unerschöpflichen Naturschönheiten des Landes.

Zu Ende geführt ist auch das in demselben Verlag erschienene Lieferungswerk:

Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung. Geschildert von Max Ring. Mit ca. 300 Illustrationen.

Der Verfasser beherrscht, wie schon im vorigen Jahre erwähnt worden ist, seinen Stoff; er kennt nicht nur das neue, sondern auch das alte Berlin; die große Geschichte und die kleinen Geschichtchen sind ihm vertraut und er versteht es vortrefflich, wo es nöthig ist, durch die letzteren die erstere zu beleben, ohne daß er dabei in Anekdotenkrämerei verfiele. Seine Schilderung gibt ein lebensvolles Bild des Aufschwungs unsrer Reichshauptstadt, eines Aufschwungs, der auf dem europäischen Continent einzig dasteht. Mit Fleiß sind auch die Abschnitte über die Sammlungen aller Art gearbeitet; mit Liebe ist die im Reiche noch immer gar zu oft verleumdete Umgebung geschildert, und ein warmer patriotischer Zug weht durch das Ganze. Für eine zweite Auflage wünschten wir nur, daß das geistige Leben Berlins, so weit es Kunst und Wissenschaft betrifft, eingehender dargestellt würde. Die Bilder sind bis auf einige („das Prophetenhaus" II 113, „Schloß Tegel" 147, „Brief-Sortirsaal" 91) vollkommen zweckentsprechend, manche sogar künstlerisch fein. Wir wünschen dem Werke vornehmlich außerhalb Berlins recht viele Käufer; es ist geeignet, manches Vorurtheil zu zerstreuen.

In Bezug auf künstlerischen Werth zeichnet sich vor den neuen Erscheinungen aus:

Die Riviera. Von Prof. Woldemar Kaden und Maler Hermann Nestel. Stuttgart und Leipzig, W. Spemann.

Was diesem Werke vor Allem zum Ruhme gereicht, sind die Illustrationen. Man hat nicht aus Ost und West Clichés zusammengetragen, sondern einen Künstler beauftragt, die Bilder an Ort und Stelle zu zeichnen, und zwar einen

Künstler von unbestreitbarer Begabung. Nestel hat „objective Augen" — man verzeihe mir den Ausdruck; — er sieht das Charakteristische der Landschaft, aber auch die Menschen, Bäume und Blumen. Wohl ist er ein wenig nüchtern, aber das ist hier, wo es sich nur um Vedutten und nicht um Stimmungsbilder handelt, ein Vorzug. Sehr lebendig erfaßt er die Staffagegestalten, welche trotz ihrer Kleinheit in der Haltung wahr und echt sind, vom Fischer bis zur elegantesten Modedame in Monte Carlo oder Mentone. Eine Unart müssen wir rügen, welche von England herübergekommen ist. Bald wird unter ein kleines Landschaftsbildchen, es halb einfassend, ein großer Zweig hingezeichnet; dann soll es wieder den Eindruck machen, als läge das Blatt, an den Ecken aufgerollt oder eingerissen, vor uns; oftmals werden mehrere derartige Blätter scheinbar aufeinander gelegt, so daß sie sich zur Hälfte decken. Dann ist der Holzstock oben abgerundet, unten breit u. s. w. Das alles sind Geschmacklosigkeiten ohne Zweck und Sinn; eine Verirrung der Mode, welcher sich ein begabter Künstler nicht fügen dürfte. Der Text von Kaden ist sehr unterhaltend und frisch geschrieben; in die Schilderungen der Landschaft und des Lebens der Einwohner und der internationalen Gesellschaft sind geschichtliche Rückblicke und Betrachtungen andrer Art geschickt verwebt; in selbständigen Abschnitten — „Intermezzos" — wird auch der Naturwissenschaft ihr Recht eingeräumt. So ergibt sich ein reizendes Bild der Riviera, dieses Paradieses, dem die Schlange nicht fehlt.

Noch sei eines Meisterwerks der Lithographie gedacht, das in Carl Jügel's Verlag in Frankfurt a. M. erschienen ist: der naturgetreuen Wiedergabe jener Urkunde, welche in den Grundstein des **Nationaldenkmals auf dem Niederwalde** gelegt worden ist. Ganz abgesehen von dem Inhalte derselben, der uns die Zeit der Auferstehung unsres Volkes in Erinnerung ruft, ist die Arbeit an sich werthvoll als ein Zeichen der großen Fortschritte auf diesem Gebiete; sie gereicht der Anstalt zur Ehre. Der Preis ist ein geringer und so dürfte dieses Gedächtnißblatt eine weite Verbreitung gewinnen.

Chodowiecki. Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen. 136 Blätter auf 30 Carton-Blättern. Nach den zum Theil sehr seltenen Originalen in Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch in Berlin. Berlin, Verlag von Mitscher & Roestell.

Es macht Freude, zu sehen, wie Chodowiecki nach beinahe hundertjährigem Schlafe sich frisch erhebt und unter den Lebenden wieder zu wandeln beginnt. Er war dem größeren Theile des kunstgenießenden Publicums kaum noch dem Namen nach bekannt gewesen, als im vorigen Jahre die Facsimiles seiner „Reise nach Danzig" erschienen, die zwei Auflagen bereits erlebt haben und in manchen Familien zu einer Art Hausbuch geworden sind. Wer einmal wieder hineinblickt, blättert sicherlich weiter. In der vorliegenden Reproduction von 136 kleinen Blättern, einer Auswahl unter den unzähligen, die Chodowiecki hervorgebracht hat, haben wir den Versuch, das vom Kunsthandel angebrochene Feld weiter zu bebauen.

Welches nun die beste Art sei, einen Künstler von so colossaler Production dem Publicum wieder vorzuführen, wird der Erfolg zeigen. Ob das hier angewandte Lichtdruckverfahren, Stiche und Radirungen zu reproduciren, in der That das geeignetste sei, ob man zusammengehörige Serien von Darstellungen oder eine Auswahl geben solle, wird das Urtheil derer erweisen, denen man die Dinge vorlegt. In der hier gebotenen Auswahl finden sich manche von Chodowiecki's liebenswürdigsten Sachen: alle 136 zusammen tragen außerdem so sehr den Stempel seiner Eigenthümlichkeit, daß sie wie etwas Zusammengehöriges wirken. Gleich an zweiter Stelle finden wir das ausgezeichnete Blatt, auf dem der Künstler sich selbst am Arbeitstische neben den Seinigen darstellt. Kann behagliches Familienleben freundlicher zum Ausdrucke gebracht werden? Die behäbige Mama, das halbwüchsige Mädchen über dem Buche, mit schon verständigen Blicken darin vertieft, während die kleinere Schwester auf der anderen Seite nur noch Schnurren im Kopfe hat, der zeichnende Junge gegenüber, der selbstthätig in die Kunst eindringt, und der Meister endlich, mit den über die Brille hinüberlugenden Blicken, während seine Finger festangelegt den Griffel führen. All' das ist voll von Naturbeobachtung und muß zumal in den besten Abdrücken genossen werden. Bis auf das Mobiliar und die Gemälde in Roccocorahmen, die die Wand der Stube bedecken, kein uninteressantes Fleckchen auf der Darstellung. Aus Basedow's Kinderbilderbuche, einstmals bei uns weitverbreitet und heute noch als altehrwürdig in manchen Familien sich forterbend, sind acht Blätter mitgetheilt, die wiederum in ihrer Art Ausschnitte des deutschen Daseins ehemaliger Tage darbieten. Beinahe fremd schon muthen uns die zwölf kleinen Scenen aus Lessing's Minna von Barnhelm an, welche die Figuren des Lustspiels in der Gestalt und in den Bewegungen zeigen, wie der Dichter selbst und sein Publicum sie seiner Zeit vor Augen hatte. Blatt vor Blatt möchte man weiter beschreiben, was diese unschuldigen Abbilder aus dem täglichen Leben einer Epoche enthalten, die heute so weit nun schon in der Vergangenheit liegt, daß sie sich mit poetischem Glanze zu umgeben beginnt. Wir scheiden mit dem Wunsche, es möchten Viele, die durch die vorliegende Publication vielleicht zum ersten Male mit Chodowiecki näher bekannt geworden sind, sich seine Originalblätter im K. Kupferstichcabinet vorlegen lassen.

* *.

Deutsches Frauen-Album in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Rudolf von Gottschall. Mit sieben Vollbildern von C. Karger, Herm. Kaulbach, Woldemar Graf Reichenbach und sechs Vignetten von C. Karger und F. Stuck. Leipzig, Gustav Hoefler.

Ein sumptuös ausgestatteter Band, der in guter Auswahl die neuere deutsche Lyrik repräsentirt, von Heine bis auf die jüngste Zeit. Es ist immer das lobenswerthe Bestreben Gottschall's

gewesen, das Recht der Jüngeren zu vertreten; aber er hat sich nie verleiten lassen, das der Aelteren darum zu leugnen. Mit Vergnügen finden wir in dieser Sammlung eines der schönen Gedichte von Franz Dingelstedt, der bei unsren „Neueren" ungebührlich in Vergessenheit geräth, obwohl er die Meisten von ihnen hoch überragt. Gottfried Keller ist durch die „Vision" vertreten, welche, wiewol zu den früheren Gedichten gehörig, dennoch schon seinen ganzen Reichthum an Empfindung und Gedanken andeutet und unter der Benennung „Die Mitgift" auch in seine Sammlung aufgenommen ward. Der Herausgeber hat einige sehr charakteristische Stücke beigesteuert. Daß kaum einer von den klangvolleren Namen der bezeichneten Periode fehlt, versteht sich bei der Umsicht Gottschall's von selbst. In sinnvoller Aneinanderreihung begleitet hier Dichterwort den Lebensweg der Frau von Kindheit, Jugend und Schönheit bis zu den ernsten Pflichten der Mutter und dem Abschied am Grabe; und mit der Poesie geht Hand in Hand die Kunst, die dem in allen Einzelheiten mit Sorgfalt und Geschmack ausgeführten Album einen besonderen Schmuck verleiht. Das Werk ist der Frau Großherzogin von Weimar gewidmet; und es erscheint dieses verehrten Namens würdig, welchen es auf seinem ersten Blatte trägt.

Auf unserem Weihnachtsbüchertisch für die Jugend haben sich auch diesmal wieder eine Anzahl Werke zusammengefunden, welche eine warme Empfehlung verdienen. Um mit den für die Jüngeren bestimmten Büchern zu beginnen, erwähnen wir einer allerliebst ausgestatteten Fabel- und Märchen-Sammlung von Dietrich Theden: „Für's Kind" (Leipzig, C. Twietmeyer); der große Druck, die sinnvollen und doch leicht verständlichen Geschichtchen machen das Bändchen so recht für die avancirten A-B-C-Schützen geeignet. Dasselbe gilt von den im gleichen Verlage erschienenen „Erträumten Märchen" von Marie Beeg, die mit ganz prächtigen Farben-Illustrationen von der Hand der Verfasserin geschmückt sind. — Ein verdienstvoller, in der Jugendwelt sehr populärer Jubilar tritt uns in der „Deutschen Jugend" (Leipzig, Alphons Dürr), die kürzlich ihren 25. Band begonnen hat, entgegen. Die von Julius Lohmeyer geschickt geleitete Zeitschrift hat nichts von ihrer Frische verloren; der textliche Inhalt wetteifert mit dem illustrativen, beide verdienen uneingeschränktes Lob und die Bemühungen des Herausgebers wie Verlegers eifrige Unterstützung von Seiten des Publicums. — Otto Spamer in Leipzig hat, wie alljährlich, wiederum werthvolle Novitäten auf den literarischen Weihnachtsmarkt gebracht. Sie sind speciell für die reifere Jugend bestimmt und für jeden Geschmack ist dabei Sorge getragen. Wer die culturhistorische Erzählung liebt, der wird mit regstem Interesse zu Adolf Glaser's „Wulfhilde" greifen; in die von einem poetischen Zauber erfüllte Zeit der Hohenstaufen führt uns der Verfasser und es ist ihm nachzurühmen, daß er nie den geschichtlichen Boden verläßt, sondern seine Figuren und deren Handlungen getreu dem Charakter jener Epoche angepaßt hat. — Recht zeitgemäße Werke sind Richard Oberländer's „Von Ocean zu Ocean" und J. Löwenberg's „Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen"; das erstere führt uns fesselnde Culturbilder und Naturschilderungen aus dem Westen Amerika's vor, und das letztere giebt interessante Ueberblicke der verschiedenen Entdeckungen von Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag. — Gleichfalls geographische Themata behandeln die „Landschaftlichen Charakterbilder" von Dr. J. W. Otto Richter, welche eine große Anzahl abgerundeter und lebendiger Skizzen hervorragender Gegenden der gesammten Erdoberfläche enthalten. Sämmtliche vorgenannte Bücher sind, wie wir es bei dem Verlage gewohnt, reich und dem Inhalt entsprechend illustrirt. — Ein der Jugend wohlbekannter Freund ist Oscar Höcker, der bei Georg Wigand in Leipzig drei Bändchen „Denksteine" herausgegeben hat; dieselben bringen die populär und liebevoll geschriebenen Biographien berühmter Männer, so u. a. U. v. Hutten's, Th. Körner's, Arndt's, Lessing's, Goethe's, Schiller's ꝛc. ꝛc. Von demselben Autor und aus dem gleichen Verlage stammen die anziehenden culturgeschichtlichen „Bilder aus dem Städteleben Augsburg's und Nürnberg's". — Unsere jüngeren Damen sind gleichfalls nicht vergessen worden. Zwei geeignete Geschenkswerke hat die Firma Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart gespendet, und zwar ein Novellen-Büchlein von Isabella Braun: „Lieb und Treu", und eine Geschichte für junge Mädchen von Emma Laddey: „Tausend Wochen". Beide Erzählerinnen genießen eines trefflichen Rufs und ihre neuen Bücher verdienen einen guten Platz unter dem Christbaume. Als stets erwünschte Genossin schließt sich ihnen Elise Polko an, die eine gewählte Sammlung von Gedichten und Sprüchen aus dem deutschen Dichterschatz unter dem Titel: „Am stillen Herd" (Minden i. W., J. C. C. Bruns) und ein Vielen sicherlich willkommenes „Neues Märchenbuch" (derselbe Verlag) aus dem unerschöpflichen Schatze ihrer musikalischen Erinnerungen und Träumereien herausgegeben hat. Beide Bände haben, wie auch die vorgenannten, ein sehr freundlich weihnachtliches Gewand.

o. β. **Charlotte Diede,** die Freundin von W. von Humboldt. Lebensbeschreibung und Briefe herausgegeben von Auguste Piderit und Otto Hartwig. Halle, Max Niemeyer. 1884.

Das Bild der bekannten „Freundin" Wilhelm von Humboldt's wird durch die vorliegende Publication aus dem Nebel hervorgehoben, der es bis dahin geheimnißvoll umgeben hatte. In einem ausführlichen, einleitenden Aufsatze (er hat den Lesern der „Deutschen Rundschau" vor Kurzem vorgelegen) entrollt Otto Hartwig die ganze, stürmisch bewegte Lebens- und Liebesgeschichte Charlotten's; dann folgen fünfundvierzig Briefe an die Ihrigen, welche die geistreiche, warm empfindende, phantasievolle und sentimentale Frau lebendig vor uns hintreten lassen, ihre Sorge um den ungetreuen Liebhaber, ihre bangende Sehnsucht zu den Nächsten, den schmerzlichen Kampf ums Dasein, den sie bis in ein spätes Alter hinein zu führen getrieben ward. Neben den andern merkwürdigen Frauenbildern aus der romantischen Periode, den Rahel, Caroline Schelling, Dorothea Schlegel findet auch diese Charlotte Diede ihren Platz; wie jene, hat sie auf ihren vielverschlungenen Lebenswegen das Herz bedeutender Männer gewonnen und verloren, erobert und fallen lassen, sie hat viel gelebt und viel gelitten und ist ein rechtes Kind ihrer Zeit gewesen; und die Urheber dieser Sammlung verdienen Dank, daß sie das Andenken an Charlotten's Kämpfen und Sein uns pietätvoll erneuert haben.

ρ. **Fünfzehn Essays** von Herman Grimm. Erste Folge. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Großmann.) 1884.

Ein ansehnlicher Band von 561 Seiten, ganz vortrefflich ausgestattet, in Druck und Papier, so daß es eine Freude ist, ihn zu lesen. Der Inhalt ist der aus den früheren Auflagen bekannte, größtentheils literarhistorische: Voltaire und Frankreich; Friedrich d. Gr. und Macaulay; Goethe in Italien; Schiller und Goethe; Goethe und die Wahlverwandtschaften; Goethe und Suleika; Goethe und Luise Seidler; Heinrich von Kleist's Grabstätte; Lord Byron und Leigh Hunt; Alexander von Humboldt; Schleiermacher; Herrn von Varnhagen's Tagebücher; Gervinus; Dante und die letzten Kämpfe in Italien; Ralph Waldo Emerson. — Die neuen Stücke sind in einem „Anhang" gegeben; eines derselben, „das Luzerner Neujahrspiel und der Henno des Neuchlin", ist hier aus der ersten Sammlung der „Essays", die vor 25 Jahren erschien (1859), reproducirt und mit Recht, da dieser Jugendarbeit, die seitdem schwer zu haben war, neuerdings von verschiedenen Seiten Beachtung zu Theil geworden. Die übrigen vier Essays des Anhangs behandeln Gegenstände der Kunstgeschichte: Cornelius betreffend; Raphael's Gesichtsbildung; bunte Statuen; der erste Band des Corpus sämmtlicher Handzeichnungen Albrecht Dürer's. Des ersten, sowie der beiden letzten dieser Aufsätze werden sich die Leser unserer Zeitschrift, in welcher sie zuerst publicirt wurden, noch erinnern.

ρ. **Rheinische Wanderlieder** und andere Dichtungen von Hermann Grieben. Dritte vermehrte Auflage der Gesammelten Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1884.

Ein Leben in Liedern liegt hier vor, und zwar das Leben eines echten Lyrikers, dem jedes Ereigniß und jede Stimmung sich wie von selbst in Melodie verwandelt und der für jede Stimmung, jedes Ereigniß sogleich den rechten Ton zu treffen weiß. Mehr als vierzig Jahre, von der frühesten Jugend, aus der Burschenzeit, ziehen an uns so vorüber; aber auch in den spätesten noch erquicken uns derselbe Frohsinn und Idealismus, die Liebe zur Natur und eine wohlthuende sonnige Art der Weltbetrachtung. Auch unser Dichter hat an Gräbern gestanden und manchen Freund heimgehen sehen; aber die starke Freudigkeit seiner Seele wird dadurch nicht gebrochen, und das Licht, das immer wieder aus den Wolken hervorstrahlt, ist ihm ein Symbol, das er mehrfach in seinen Liedern schön besungen hat. Wohllaut, warm und voll aus dem Herzen strömender, ist eine von den vorzüglichen Eigenschaften dieser Gedichte; wie denn auch viele derselben in Musik gesetzt worden sind. Ferner charakterisirt sie Gegenständlichkeit: es ist bewundernswerth, mit wie glücklicher Hand der Dichter in wenigen Versen ein Bild wiederzugeben vermag, namentlich des leichten Genres, mit einer Beimischung schalkhaften Humors. Ein Mann des Nordens, aus Pommern gebürtig, hat Grieben sich lange schon am Rhein heimisch gemacht und zählt zu den besten Sängern des herrlichen Stromes, seiner Städte, Burgen, Thäler und Rebenhügel. Doch hat er darum des blauen Meeres und Dünenstrandes seiner ersten Heimath nicht vergessen; und manch' einen Liedergruß sendet er hinüber vom Drachenfels und Steigerwald nach dem „sweet home" der fernen Ostseeküste. Denn was ihn uns vor Allem lieb macht, diesen Dichter, das ist sein deutsches Herz, welches in Leid und Lust nicht von der Treue läßt; welches freimüthig schon vor 1848 sich zu der Einheit und Größe des Vaterlandes bekannt und seitdem in schwungvollen Gesängen das unter seinem Kaiser wieder erstandene Reich gefeiert hat. So spiegelt dieser inhaltreiche Band nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern der Nation in den letzten vierzig Jahren und wird, in seinem festlichen Gewande, dem trefflichen Dichter, der schon so viele Freunde hat, immer neue gewinnen.

ρ. **Gedichte** von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld, Verlag von F. Huber. 1884.

Wenn man diese dritte mit der 1879 erschienenen und an dieser Stelle (1879, Bd. XIX. S. 160) besprochenen ersten Auflage vergleicht, ihren vermehrten Inhalt und ihr stattliches Aeußere, so wird man gern anerkennen, daß auch unserer Generation Sinn und Empfänglichkeit für das, was echt in der Dichtung ist, nicht fehlen; andererseits aber ein wehmüthiges Gefühl schwer unterdrücken können. Als ihm die erste, von Freunden besorgte Ausgabe der „Gedichte" zu Händen kam, war Leuthold schon im

Irrenhaus, er hat sich ihrer nur mit halbem Bewußtsein erfreut, und wenige Monate später starb er, ein Schiffbrüchiger des Lebens, mit kaum zweiundvierzig Jahren. Und nun, in weniger als fünf Jahren drei Auflagen! Wenn er das hätte voraussehen können, er, dessen Gedichte voll sind von bittern, oft alles Maß überschreitenden Anklagen über Verkennung und Ungerechtigkeit. Die Wahrheit ist, daß er von Anfang an eine tief unglückliche, sich selbst zerrüttende Natur war, ein neues, trauriges Beispiel dafür, wie nahe zuweilen Genie und Wahnsinn an einander grenzen. Denn Genius, nicht nur Talent, leuchtet uns, wenn auch nicht immer in gefälligen Zügen, aus Leuthold's Gedichten entgegen. Es ist nicht allein die hohe Vollendung der Form, der bestrickende Wohlklang der Verse, welche ihren Zauber auf den Leser ausüben: es ist ebenso sehr die angeborene Kraft, und zwar mehr noch als die des Lyrikers und Epikers, die Kraft des Epigrammatikers. Man braucht nur das dem Bande vorangestellte Porträt des Dichters, dieses bedeutende, jedoch keineswegs sympathische Gesicht zu betrachten, um zu verstehen, was Jakob Baechtold, der vorliegende Sammlung herausgegeben und mit einem dankenswerthen Lebensabriß eingeleitet hat, von Leuthold sagt: daß er „der mephistophelische Schalk" der Münchener Dichtergesellschaft gewesen, der er jahrelang angehört hat. Dem todten Dichter ist über alles Erwarten gewährt worden, was dem lebenden, nicht ohne dessen eigenes Verschulden, versagt blieb; so daß in dieser Hinsicht das schöne Wort Gottfried Keller's über seinen Landsmann sich bewahrheitet: „das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt auch ein Schicksal dar".

o. β. **Die Hochzeit des Mönchs.** Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Die Geschichte von dem „entkutteten Mönch", welche den Lesern dieser Zeitschrift bereits bestens bekannt ist, liegt nun auch in Buchform vor. In den engen Rahmen hat der Dichter wieder eine Fülle lebendiger Gestalten gespannt, seine Meisterschaft in der warmen Färbung und Abtönung des historischen Colorits bewährt sich von Neuem und aus den geschichtlich bedingten Formen schält sich ein gewichtiges Problem von allgemeiner Geltung heraus. Jener Mönch, von dessen tragischem Schicksal Dante seinen Hörern am Hofe von Verona berichtet, geht unter, weil er gegen seine eigene Natur handelt; das Kloster war seine Welt und als er, im Widerstreit der Pflichten, dem sterbenden Vater zu Willen ist und die Kutte abwirft, muß der aus seiner sichern Bahn gelenkte, schwärmerische Mann vor einer Welt, die nicht die seine ist, zu Falle kommen. Am sichersten zu Falle kommen vor diesem trotzigen Geschlecht des italienischen Mittelalters: denn der Gegensatz zwischen dem Kinde Gottes und den Kindern der Erde verstärkt sich durch die besondere Art jener thatfrohen Menschen. So sicher wie die Weichheit des Mönches, weiß der Dichter die kräftigen Gestalten der Fürsten und Krieger hinzustellen, geistreich die Beziehungen zu knüpfen zwischen den Personen der Fabel und den Personen der Rahmenerzählung, um in strenger und reifer Kunstübung eine lang nachhallende Wirkung zu erzielen. — Wir merken gleichzeitig an, daß von der formschönen Dichtung Conrad Ferdinand Meyer's „Hutten's letzte Tage" abermals eine neue Auflage, die fünfte, erschienen ist, ein erfreuliches Zeichen der wachsenden Verehrung für diesen Poeten.

o. β. **Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi.** Novellen von Ossip Schubin. Berlin, Gebr. Paetel. 1884.

Es gibt wenig Schriftsteller, die so schnell zu allgemeiner Geltung gelangt sind, wie Ossip Schubin; aber auch wenig, die ein so gutes Anrecht darauf hätten, in den vorderen Reihen der deutschen Erzähler zu stehen. Die erste Geschichte des vorliegenden Bandes ist in dieser Zeitschrift zuerst erschienen; das darf jedoch für uns kein Grund sein, ihre glänzenden Vorzüge, die Schärfe und Treue in der Beobachtung, die geheimnißvoll fesselnde Macht ihrer Stimmung minder laut zu rühmen. Als ein Schüler Turgenjew's legt Schubin weniger auf die Erfindung, als auf die Schilderung den Nachdruck; seine Fabeln sind einfach und es gilt ihm gleich, ob die Geschichte von dem Verführer, der dem nächsten Freunde die Geliebte raubt, schon vor ihm erzählt worden ist: weiß er doch, daß so wie er sie erzählt, so wahr und so rührend, kein Anderer sie gesagt hat. Den bedenklichen Momenten seines Stoffes geht er mit Glück aus dem Wege: er verherrlicht nicht mit romantischer Ueberschwänglichkeit das „Genie", er schildert die Bohème nicht mit der Befangenheit eines Murger, sondern er steht, bei aller Sympathie für seinen Helden, frei und hoch über ihm und der ergreifende Eindruck seiner schönen Novelle verstärkt sich so. — Die zweite Erzählung wird dem Vorwurf der Kraßheit nicht entgehen können; aber ein fruchtbares Thema steht im Mittelpunkt und wäre der Sohn, dessen Dasein eine lasterhafte und doch geliebte Mutter im Tiefsten erschüttert, von weniger krankhafter Art, fände er sich nicht zum Mord und in den Wahnsinn geführt, sein Schicksal erschiene uns noch wahrer und rührender. In der Abschilderung der Gesellschaft von Franzensbad, dieser Oesterreicher und Russen und Griechen, hat der Dichter auch hier seine eindringende Kunst der Beobachtung bewährt.

εφ. **Charles Dickens' Ausgewählte Romane.** Deutsch von A. Scheibe. Bd. 1—10. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1884.

Eine würdige Dickens-Ausgabe in deutschem Gewande! Dieselbe fehlte schon lange, denn seitdem wir höhere Anforderungen an die Buch-Ausstattungen zu stellen gewöhnt worden sind, nahm man nur ungern die kleinen Quart-Editionen der Voz'schen Werke, mit schlechten Lettern auf schlechtem Papier gedruckt, zur Hand. Die obengenannte Verlagsbuchhandlung hat sich ein wirkliches Verdienst erworben, eine ganz vorzügliche und dabei billige Ausgabe des englischen und — wie wir mit Recht wohl sagen dürfen — auch des deutschen Lieblings herzustellen, der nun in neuer Fassung auch gewiß auf's Neue Tausende von Herzen erquicken wird. Veraltet doch gerade Dickens mit seinem unerschöpflichen Humor, seiner ächten Menschenfreundlichkeit und

tiefen Lebensweisheit nie. Um so mehr werden diese hübschen Bände sich allgemein empfehlen, als sie neben allem Anderen noch mit ganz köstlichen, aus dem englischen Original herübergenommenen Illustrationen geschmückt sind. Es liegen bis jetzt die ersten zehn Bände vor, welche die vier Romane: „David Copperfield", „Harte Zeiten", „Oliver Twist" und „Bleakhaus" enthalten. Dem schönen Unternehmen ist die lebhafteste Unterstützung zu wünschen.

ξ. **Allgemeine Weltgeschichte** von Georg Weber. Zweite Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Von der neuen Auflage liegen sechs Bände und der Registerband für die ersten vier vor. Die Ueberarbeitung ist eine zum Theil sehr tief eingreifende gewesen; neue Erscheinungen von Belang und wichtige Forschungsergebnisse sind besonders in den die orientalischen Völker und die Griechen und Römer behandelnden Bänden vielfach benutzt worden. Weber steht auf einem klaren Standpunkte: er faßt die Weltgeschichte in vornehm idealen Sinn zugleich als Menschheitserziehung auf. Er sieht in ihr nicht nur die Darstellung von Rassenkämpfen, welche eigentlich zwecklos sind; aber ebensowenig stellt er jedes einzelne große Individuum als die einzig bewegende Macht hin. Aus dem Mittel von Schwerkraft der Massen und Flugkraft der führenden Geister ergibt sich ihm der Fortschritt in der Geschichte. Der Vortrag ist schlicht, wo es nöthig, erhebt sich aber oft zu bewegter Darstellung. Das Werk eignet sich vorzüglich für die gebildete deutsche Familie. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Einband sehr gediegen.

ξ. **Das Wissen der Gegenwart.** Leipzig und Prag, Freytag und Tempsky.

Von dieser Sammlung liegen fünfundzwanzig Bände vor, so daß man jetzt wohl ein begründetes Urtheil über sie abzugeben im Stande ist. Vor allem ist zu rühmen, daß sich das Unternehmen von der gewöhnlichen „Popularität" fern hält, und dennoch für weite Kreise bestimmt ist. Das zeigt sich vornehmlich in den Werken, welche dem naturwissenschaftlichen Gebiete angehören. Jene Bestimmtheit, mit welcher sonst so oft jede Lücke unseres Wissens vertuscht, oder jede Annahme als unbedingte Wahrheit hingestellt wird, ist nicht zu finden. Man fühlt, daß ernste Männer der Wissenschaft — und das sind die meisten Mitarbeiter — die Stoffe entwickeln, daß sie wirkliche Bildung, nicht Halbwissen verbreiten wollen. Aber trotz der ernsten Haltung ist der Vortrag in diesen Schriften stets klar und einfach, und fordert nichts, als daß der Leser dem Gedankengange aufmerksam folge. Neben den astronomische Stoffe behandelnden Werken sind die geographischen Darstellungen besonders werthvoll. Wir führen keines der Werke an — die Leser erhalten das Verzeichniß des Erschienenen in jeder Buchhandlung — sondern begnügen uns auf die ganze Sammlung eindringlich aufmerksam zu machen. Der Preis ist bei der guten Ausstattung und der Menge der Illustrationen ein so billiger, daß auch den weitesten Kreisen die allmälige Anschaffung dieser Bibliothek ermöglicht ist.

εἰλ. **Franz Grillparzer.** Eine biographische Studie von Adalbert Faulhammer. Graz, Leuschner und Lubensky. 1884. — **Zur Biographie Franz Grillparzer's.** Von Ludwig August Frankl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1883.

In den letzten Jahren sind mannigfache schätzbare Beiträge zu einer Grillparzer-Biographie zu Tage gefördert worden, ja besonders kühne Schriftsteller haben es bereits versucht, dem Publicum ein ganzes Lebensbild des österreichischen Dichters vorzuführen. Es ist das eine erfreuliche Thatsache, in der sich das Interesse, das ihm in immer stärkerem Maße zu Theil wird, documentirt; aber es wäre besser, dergleichen abschließende Arbeiten vorläufig noch ruhen zu lassen, oder wenigstens in anderer Weise, als bisher, dabei vorzugehen. Gerade so wie der Held einer Tragödie historisch werden muß, ehe er sich dramatisch behandeln läßt, muß es der Held einer Biographie werden: wir können jetzt unmöglich die Verhältnisse, unter denen Grillparzer vor kaum einem Vierteljahrhundert so schwer litt, ruhig und objectiv beurtheilen: in vielen Fällen stehen wir noch unter denselben Einflüssen, wie er selbst und theilen vielleicht mit ihm die gleichen Ansichten, die später sich als Vorurtheile erweisen könnten: das sind Umstände, die eine wirkliche Grillparzer-Biographie noch unmöglich machen würden, auch wenn nicht vieles Material durch eine eigenthümliche Testamentsverfügung unzugänglich wäre. Was aber Vorstudien zu einer solchen leisten könnten und sollten, ist zweierlei: einmal wären viele äußere Daten, die oft eine spätere Zeit vielleicht schwerer erreichen könnte, zu sammeln; zweitens — und das ist die weitaus wichtigere Aufgabe — soll sich endlich einmal eine gründliche ästhetische und kritische Untersuchung mit Grillparzer's Werken beschäftigen, wozu den Weg bereits Scherer's schöner Aufsatz gezeigt hat; das Uebereinstimmende in Charakteristik und Stil der verschiedenen Perioden muß hervorgehoben, die ganze Entwicklung der dramatischen Technik verfolgt, wozu eine gründliche Kenntniß des spanischen Theaters unbedingt nöthig wäre, und die Angaben Grillparzer's über seine Stoffe, die man bisher immer einfach nachgeschrieben, genau nachgeprüft werden. Der ersten Anforderung entspricht Faulhammer's fleißig gearbeitetes Buch zum größten Theile, obwohl sich auch hier z. B. in der Darstellung der politischen und literarischen Verhältnisse Oesterreichs ein Mangel an Charakterisirungstalent fühlbar macht; ästhetische und kritische Beurtheilung fehlt dem Autor aber gänzlich, nicht einmal die einzelnen Werke werden systematisch durchgenommen, sondern meist nur die Urtheile der damaligen Tagespresse registrirt: so wird z. B. über die Charakteristik in der Sappho kaum ein Wort gesagt. Ganz andere Ziele setzt sich das Büchlein von L. A. Frankl, das seit seinem Erscheinen schon die zweite Auflage erlebt hat. Es werden interessante Züge aus dem persönlichen Umgange mit dem Dichter mitgetheilt und zahlreiche Gedichte, die in der Gesammtausgabe fehlen, publicirt.

Viele der originellen Aussprüche Grillparzer's, so z. B. über Hebbel, Kotzebue u. A. werden jeden seiner Verehrer lebhaft interessiren.

o. β. **Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Ludwig Geiger. Fünfter Band. Frankfurt a./M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1884.

Die Leser des Goethe-Jahrbuches werden in dem neuen Bande durch eine Aenderung überrascht, welche zunächst äußerlicher Art ist, aber ihre inneren Consequenzen haben wird: die selbständigen „Abhandlungen und Forschungen", welche bisher an erster Stelle standen, sind an die zweite gerückt, die „Mittheilungen" aus ungedrucktem Material dagegen kamen an die Spitze des Buches. Der Herausgeber gibt im Vorwort ziemlich deutlich zu verstehen, daß mit dieser Aenderung eine Einschränkung der „Forschungen" verbunden sein soll, und daß die Publication des bloßen Materials fortan die Hauptaufgabe des Jahrbuches sein werde; wir würden es sehr bedauerlich finden, wenn Prof. Geiger bei diesem Vorhaben verbliebe. Das allgemeine Interesse an seinem Unternehmen müßte sogleich sich mindern, wenn es darauf verzichtete, in den Entwicklungsgang der Goethewissenschaft fördernd und thätig einzugreifen. Gerade gegen die Mittheilung unwichtiger Inedita richtet sich das Vorurtheil, welches gegen die Goethephilologie so vielfach besteht, mit einigem Recht; und wer in dem neuen Bande die unbedeutenden Briefe des jungen Voß liest, mit ihren fortgesetzten Berichten über das Befinden der Unterlippe des Briefstellers, oder die gleichgültigen Urtheile Bodmer's mit ihrer wichtigthuerischen Breite, der kann sich in jenem Vorurtheil nur bestärkt finden; daß über Goethe jedoch noch sehr viel, auf Grund einer strengeren literarhistorischen Methode, festzustellen ist, kann nicht zweifelhaft sein und darum wäre es im Interesse des Goethe-Jahrbuchs am meisten zu beklagen, wenn „die in großer Fülle zuströmenden Materialien" die Forschungen zuletzt ganz ins Hintertreffen brächten.

ε. λ. **Zur Literatur und Symbolik** von Dr. Paulus Cassel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Dem Triebe, herrschende Meinungen in erdachten Ereignissen auszuprägen, oder wirkliche Vorgänge nach ihnen zu modeln, entspringt die Sage. Ein Zwischenglied der Mythologie und Geschichte, herrscht sie in der modernen Welt fast ebenso mächtig, wie sie es in der alten gethan, und wechselt weniger in der Stärke, als in dem Inhalt ihrer Fabeln. Wenn früher die Drachen die großen Feinde der Prinzessinnen waren, so gelten heute, ab und zu, gewisse Menschenklassen als die alleinigen Urheber herrschender Uebel, und werden diesen Meinungen gemäß von den modernen Chronisten behandelt. Wenn die alten Gallier die Zwerge mit dem Verdacht der Ubiquität beehrten, und ihnen sowohl das Gerinnen der Milch, wie das Lahmen der Kühe zuschrieben, so lassen ihre Urenkel den „deutschen Spion" eben dieselbe Rolle spielen; und wo wir einstmals an Hexen glaubten, die heilten oder schädigten, je nachdem sie bei Laune waren, pflegen wir nunmehr männlichen Zauberern die Fähigkeit zuzutrauen, die Welt, die sie durch Klugheit zu leiten wissen, gelegentlich auch einmal durch Berechnungen allmächtig zu regieren. Napoleon, Metternich und Palmerston waren wahre Heroen, bis die Geschichte gegen sie ging. So bleibt die tendenziöse Fabulirsucht die gleiche, obschon die Grenzen des Gebietes, das ihr unterliegt, durch den Fortschritt der Kenntnisse allmälig eingeschränkt werden. In die alte Sagenwelt sich zu vertiefen, und das Erz ihrer geistigen Adern aus dem Gestein der cruden Details zu lösen, sind wenige Forscher mehr befähigt, als Professor Cassel. Mit einem seltenen Blick für das Seelenleben der Völker begabt, weiß er in der halbdunkeln Region, wo Vernunft und Empfindung sich treffen, die eine von der anderen zu sondern und das gemeinsame Product beider mit außerordentlicher Feinheit zu analysiren. Wo, wie bei mittelalterlichen Sagen gewöhnlich, religiöse Töne hineinklingen, ist er völlig zu Haus; wo es sich um die Entwirrung geschichtlicher Dichtungen handelt, versteht er die scheinbar sinnlosen Einzelheiten der Ereignisse mit der Gesammtrichtung der Legende in überraschende Verbindung zu setzen. Seine Zergliederung der Tristan- und Parcivalsagen werden in dieser Beziehung nicht leicht übertroffen werden. Ob verwerthbare geschichtliche Nachrichten immer benützt, immer in ihrer harten Thatsächlichkeit anerkannt worden sind, auch wo sie dem angenommenen Gange der Erzählung widersprechen, ist eine discutirbare Frage. Wir sehen von Etymologien ab, welche sich mit dem gegenwärtigen Standpunkt der Sprachwissenschaft nicht vereinigen lassen; ist dieser Standpunkt auch unzweifelhaft vervollkommnungsfähig, so kann seine Verbesserung doch nicht durch sporadische Opposition, sondern nur durch systematische, d. h. lautlehrliche Begründung erstrebt werden. Um von mehr historischen Dingen zu sprechen, so sind bei Erörterung des warägischen Russennamens zwei gewichtige Punkte übergangen: das Vorkommen desselben Namens für die Normannen der Normandie, und die Bezeichnung schwedischer und norwegischer Küstenbewohner in verschiedenen Compositis mit ruothr, d. h. Ruderer, d. h. Seeleute. Dies hätte bei der Erklärung als „Blonde" wohl in Betracht gezogen werden sollen. Für das Henkelkreuz der Aegypter sodann ergiebt sich die sicherste Deutung aus seinem Buchstabenwerth im hieroglyphischen Syllabaralphabet: anx d. h. „Leben" „ich". Das Buch des erstaunlich belesenen Verfassers gewährt eine genußreiche Lectüre, auch wo man über derartige Fragen rechten könnte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 1. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amyntor. — Charitas. Erzählungen für die christliche Familie. Von Gerhard v. Amyntor. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1885.

Anzeiger des germanischen National-Museums. I. Bd. Nr. 9 u. 10. Nürnberg, Verlagseigenthum des germanischen Museums. In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bach-Gelpke. — Julie Bondeli und Wieland. Drama v. M. Bach-Gelpke. Bern, Rydegger & Baumgart. 1884.

Bastian. — Der Fetisch an der Küste Guinea's auf den deutscher Forschung nähergerückten Stationen der Beobachtung von Adolf Bastian. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Beaulieu. — Spanische Frühlingstage. Eine Wanderung auf der iberischen Halbinsel von G. von Beaulieu. Mit 5 Illustr. Leipzig, Hoffmann & Ohnstein. 1885.

Becker. — Des Rabbi Vermächtniß. Roman in drei Abtheilungen von August Becker. Zweite Aufl. 3 Bde. Leipzig, Johannes Lehmann. 1884.

Bibliothèque internationale de l'art. — Le livre des peintres de Carel van Mander. Vie des peintres flamands, hollandais et allemands (1604). Traduction, notes et commentaires par Henri Hymans. Tome premier. Precédé d'une introduction et d'une biographie de van Mander. Paris. Librairie de l'art. J. Rouam, Imprimeur-éditeur. 1884.

Bitter. — Gesammelte Schriften von C. H. Bitter. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Bleibtreu. — Kraftcuren. Realistische Novellen von Karl Bleibtreu. Leipzig u. Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Blumenthal. — Der Probepfeil. Lustspiel in vier Akten von Oskar Blumenthal. Berlin, Freund & Jeckel. 1884.

Braun. — Lieb und Treu. Novellenbüchlein von Isabella Braun. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1884.

Büchmann. — Geflügelte Worte. Ein Citatenschatz des deutschen Volkes. Gesammelt von Georg Büchmann. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-tornow. 14 verm. und umgearb. Aufl. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandl. 1884.

Burow. — Denk-Sprüche für das weibliche Leben. Gesammelte Perlen zur Veredlung für Geist, Gemüth und Herz von Julie Burow. 23. Auflage. Herausgegeben von Elise Polko. Bremerhaven, L. von Bangerow.

Collection of british authors. — Tauchnitz Edition. Vol. 2288: Miss Tommy. By the author of „John Halifax, gentleman". Vol. 2289/2291: Ishmael by M. E. Braddon. Vol. 2292: Some literary recollections by James Payn. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1884.

Corleis. — Frithjof. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von F. Corleis. Altona, Hermann Uflacker. 1884.

Cottin. — Elisabeth. Von Sophie Cottin. Nach dem Französischen. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Dahn. — Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn. Mit mehr als 50 Bildertafeln, Textbildern, Kopfleisten und Schlußstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts. Lfg. 7—9. Kreuznach, R. Voigtländer. 1884.

Das Großherzogthum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirthschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Nebst vollständigem Ortsverzeichniß. Nach amtlichem Material bearbeitet. 5. u. 6. Lfg. (Mit einer Uebersichtskarte von Baden.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag. 1884.

Deppe. — Die Teutoburg von Dr. Aug. Deppe. Heidelberg, A. Deppe. 1884.

Deutsche Jugend. Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 23/24. Band. Leipzig, Alphons Dürr.

Dickens. — Das Heimchen auf dem Herde. Eine Elfengeschichte von Charles Dickens. Illustrirt von Conrad Beckmann. Leipzig, Adolf Titze.

De Harmonie in de Boekdrukkunst. — Practisch aangetoond, theoretisch beschreven en Beoordeeld. Arnhem, Minkman & Co. 1884.

Dorenwell-Hummel. — Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Nord-Deutschland. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben von K. Dorenwell und A. Hummel. Lfg. 1—6. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 1885.

Druskowitz. — Drei englische Dichterinnen. Essays von H. Druskowitz. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Duruy. — Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Aus dem Französischen übertragen von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. 1. Heft. Leipzig, Schmidt & Günther.

Eckermann. — Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Sechste Auflage. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer. In drei Theilen. Nebst neuem Register. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

Eckstein. — Das Vermächtniß. Roman aus der Gegenwart von Ernst Eckstein. 3 Bde. Leipzig, Carl Reißner. 1885.

Egmont. — Kritische und nicht kritische Versuche. Von Egmont. 1.—IV. Danzig, Franz Axt. 1885.

Ehlert. — Aus der Tonwelt. Essays von Louis Ehlert. Neue Folge. Mit dem Porträt des Verfassers. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock.) 1884.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg etc. etc. I. Abth. 38 Lfg. II. Abth. 23/25. Lfg. Breslau, Eduard Trewendt. 1884.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 1. Jhrg. Bd. IV.: Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Campbell Praed. Bd. V/VI. Wassilissa. Von Henry Greville. 2 Bde. Stuttgart. J. Engelhorn. 1884.

Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel. Leipzig, S. Hirzel. 1884.

Europäische Colonien in Afrika und Deutschlands Interessen sonst und jetzt. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1884.

Fischer. — Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter. Von Professor Karl Fischer. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1884.

Fontane. — Graf Petöfy. Roman von Theodor Fontane. Dresden, F. W. Steffens.

Foerster. — Sammlung populärer astronomischer Mittheilungen. Zweite Folge von Wilhelm Foerster. Berlin, Ferd. Dümmler. 1884.

Friedeberg. — Bilder aus Ostpreußen. Von M. Friedeberg. Ein Beitrag zur Vorbereitung der 300jähr. Säcularfeier der ehemal. Provinzialschulen zu Tilsit, Lyck und Saalfeld. I. Tilsit, Wilhelm Lohauß. 1885.

Friedrichs. — Erloschene Sterne. Von Hermann Friedrichs. Mit einem Prolog von Woldemar Kaden. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Gagern. — Todte und Lebende. Erinnerungen von Carlos von Gagern. Zweite Reihe. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandl. 1884.

Gisbert. — Im Glühlicht der Weltstadt. Von P. Gisbert. Berlin, Steinitz und Fischer. 1884.

Goedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweites Heft. Bogen 15—32. Zweite, gänzlich umgearb. Auflage. Dresden, Ls. Ehlermann. 1884.

Goerth. — Einführung in das Studium der Dichtkunst. II.: Das Studium der dramatischen Kunst. Von A. Goerth. Leipzig und Wien, Jul. Klinkhardt. 1885.

Goethe. — Goethe's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 72/80. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (vorm. E. Hallberger).

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Culturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von Dr. E. Götzinger. Zweite Aufl. Lfg. 7/12. Leipzig, Woldemar Urban. 1884.

Grimm. — Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Erste Folge. Dritte verbesserte u. vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandl. 1884.

Haidheim. — Im tiefen Forst. Roman von L. Haidheim. 3. Bde. Freiburg i/B., Kiepert & von Bolschwing. 1885.

Hart. — England und Amerika. Fünf Bücher englischer und amerikanischer Dichtung. In deutschen Uebersetzungen herausgeg. v. Julius Hart. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Hart. — Orient und Occident. Eine Blüthenlese aus den vorzüglichsten Gedichten der Welt-Literatur. In deutschen Uebersetzungen. Herausgegeben von Julius Hart. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Hartwig. — Charlotte Diede, die Freundin von W. von Humboldt. Lebensbeschreibung u. Briefe herausgegeben von Auguste Piderit u. Otto Hartwig. Halle, Max Niemeyer. 1884.

Häusser. — Dämmer-Stunden. Gedichte von Caroline Häusser. München, Stägmeyr'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Hellwald. — Die Naturgeschichte des Menschen von Friedrich von Hellwald. Lfg. 48/50. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Henckell. — Poetisches Skizzenbuch von Karl Henckell. Mit einem Vorwort von Heinrich Hart. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Heß. — Joh. Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Heß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Heyse. — Gedichte von Paul Heyse. Dritte Auflage aus dem „Skizzenbuch" und den „Versen aus Italien" vermehrt. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Hinüber. — Das Lied vom Genius. Eine Goethestudie von August Hinüber. Leipzig, Otto Wigand. 1885.

Hobrecht. — Von der Ostgrenze. Drei Novellen von Max Hobrecht. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Hochstetter. — Ferdinand von Hochstetter's Gesammelte Reise-Berichte von der Erdumseglung der Fregatte „Novara". Wien, Eduard Hölzel. 1885.

Höcker. — Bilder aus dem Städteleben Augsburgs und Nürnbergs. Der Jugend gewidmet von Oskar Höcker. Leipzig, Georg Wigand. 1884.

Höcker. — Denksteine. Biographien berühmter Männer für die Jugend bearbeitet von Oskar Höcker. 3 Bde. Leipzig, Georg Wigand's Verlag.

Hölderlin. — Dichtungen von Friedrich Hölderlin. Mit biographischer Einleitung von H. Köstlin. Mit 2 Abbildungen. Tübingen, Franz Fues. 1885.

Holland. — Historische Erinnerungen an Münchener Künstler. Von Dr. H. Holland. 1. Lfg. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung. 1884.

Jensen. — Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen von Wilhelm Jensen. 3 Bde. Freiburg i. Br., Kiepert & von Bolschwing. 1885.

Jordan. — Tausch enttäuscht. Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Jordan. Zweite Aufl. Frankfurt a. M. W. Jordan's Selbstverlag. 1884.

Israel. — Die pädagogischen Bestrebungen Erhard Weigel's (1653—1699 Professor der Mathematik zu Jena). Ein Beitrag zur Geschichte der pädagogischen Zustände im 17. Jahrhundert von August Israel. Zschopau, F. A. Raschke. 1884.

Kemmer. — Pessimisten-Gesangbuch. Herausgegeben von Otto Kemmer. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Keussler. — Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Russland von Dr. Johannes von Keussler. II. Theil. II. Hälfte. St. Petersburg, E. Kicker. 1884.

Kiehl. — Anfangsgründe der Volkswirthschaft von Dr. E. J. Kiehl. Neu bearbeitet von Franz Richter. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1885.

Klaic. — Geschichte Bosniens von den ältesten Zeiten bis zum Verfall des Königreichs. Nach dem Kroatischen des Prof. Vjekoslav Klaic von Dr. Ivan von Bojnicic. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Klein. — Astronomische Abende. Allgemein verständliche Unterhaltungen über Geschichte und Resultate der Himmels-Erscheinung. Von Dr. Hermann J. Klein. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1884.

Kolde. — Martin Luther. Eine Biographie von Theodor Kolde. 3. Lfg. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Knoblauch. — Meran, Führer für Kurgäste und Touristen. Mit medicinischer Einleitung von Dr. Joseph Pircher. Sechste Auflage. Meran, S. Pötzelberger. 1885.

Knorr. — Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Rindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeanette". Herausgegeben von K. Knorr. Zürich. Verlags-Magazin. 1885.

Koberstein. — August Koberstein's Grundriss der Geschichte der Deutschen National-Literatur. Sechste umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Erster Band. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1884.

Koch. — Fußball. Regeln vom Spielplatze. Von J. Koch. Zweite umgearb. Aufl. Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz. 1885.

Köhler. — In bunter Reihe. Pädagogische Abhandlungen aus Schule und Leben für Lehrer und Jedermann von Wilhelm Köhler. Breslau, Priebatsch's Buchhandl. 1885.

Kremer. — Noch ist Lelan nicht verloren! Erzählendes Gedicht in zwölf Gesängen aus der Feudalzeit von H. Kremer. Wilcrath u. Leipzig, H. Kremer.

Kunstgewerbeblatt. — Monatsschrift für Geschichte und Literatur der Kleinkunst, Organ für die Bestrebungen der Kunstgewerbe-Vereine. Unter Mitwirkung von J. Brinckmann, Br. Bucher, F. Ewerbeck, J. v. Falke ꝛc. ꝛc. herausgeg. von Arthur Pabst. Mit dem Beiblatt: Kunstchronik. I. Bd., 1. Hft. Leipzig, E. A. Seemann. 1885.

Kürschner's Taschen-Conversations-Lexicon. Berlin u. Stuttgart. W. Spemann.

Laddey. — Tausend Wochen. Eine Geschichte für junge Mädchen von Emma Laddey. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Laggrond. — L'Univers, la force et la vie. Par A. Laggrond. Paris, Félix Alcan. 1884.

Leuthold. — Gedichte von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage. Mit Porträt u. Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld. J. Huber. 1884.

Lingg. — Högni's letzte Heerfahrt. Nordische Scene nach einer Sage der Edda von Hermann Lingg. München, Georg D. W. Callwey. 1884.

Lomnitz. — Flocken. Gedichte von Alexis Lomnitz. Breslau, Preuss & Jünger. 1884.

Ludwig. — Aus dem Waldleben. Bilder aus dem Leben im Forsthause. Von Ottilie Ludwig. Zweiter Theil. Halle a. S., Otto Hendel. 1884.

Ludwig. — Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Herausgeg. von Carl Ludwig. Zürich, Verlags-Magazin. 1885.

Lustige Jagd. — Fünfundzwanzig Zeichnungen von Hugo Engel mit Gedichten in oberbayerischer Mundart von Conrad Dreyer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Mandelkern. — Thamar. Roman aus dem biblischen Alterthum von Dr. S. Mandelkern. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Mantegazza. — Die Physiologie der Liebe. Von Paul Mantegazza. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. Eduard Engel. Zweite verb. Aufl. Jena, Hermann Costenoble. 1885.

Meyer. — Friedensklänge vom Teutoburger Walde. Ein Wort zur Versöhnung von Religion und Wissenschaft und ein Werk zur Herbeiführung religiöser Eintracht des deutschen Volkes von Bernhard Meyer. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. 1884.

Meyer. — Die Hochzeit des Mönchs. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Haessel. 1884.

Meyer. — Hutten's letzte Tage. Eine Dichtung von Conrad Ferdinand Meyer. Fünfte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Morin. — Essais de critique religieuse par A. S. Morin. (Miron.) Paris, Felix Alcan. 1885.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Nr. 10/11. Berlin, Commissions-Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Berlin.

Müller. — Altar und Kerker. Ein Roman aus den dreißiger Jahren. Den Manen Weidig's gewidmet von Otto Müller. 3 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Norman. — Le Tonkin où la France dans l'Extrême-Orient. Par C. B. Norman. Paris, Hinrichsen & Comp. 1884.

Oberländer. — Deutsch-Afrika. Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Colonien von Richard Oberländer. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Orzeszko. — Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden von E. P. Orzeszko. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Bernhard Brixen. Mit 16 Illustrationen von M. Andriotti. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Penzig. — Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter von Rudolf Penzig. Kassel, Theodor Fischer. 1884.

Polko. — Am stillen Herd. Gedichte und Sprüche aus dem deutschen Dichterschatz. Gesammelt von Elise Polko. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Polko. — Neues Märchenbuch. Musikalische Skizzen und Träumereien von Elise Polko. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Prel. — Die Philosophie der Mystik von Dr. Carl du Prel. Leipzig, Ernst Günther's Verlag. 1885.

Quednow. — Filippo Strozzi. Historischer Roman von M. Quednow Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Rasmussen. — Kloppelbuch. Eine Anleitung zum Selbstunterricht im Spitzenklöppeln von Sara Rasmussen. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst & Sohn 1884.

Redwitz. — Haus Wartenberg. Ein Roman von Oscar von Redwitz. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Rethwisch. — Die Ritter von Wolkenkuckucksheim. Politisches Drama in 4 Acten von Ernst Rethwisch. Freiburg i. B., Selbstverlag des Verfassers. 1884.

Reumont. — Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. Von Alfred von Reumont. Leipzig, Duncker & Humblot. 1885.

Rogge. — Mnemosyne. Blätter der Erinnerung an gefeierte Namen von Dr. Friedrich Wilhelm Rogge. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Römischer Wandkalender deutscher Nation. Dritter Jahrgang. 1885. Herausgegeben von Hermann Allmers. Rom. Ed. Müller.

Roscher-Jannasch. — Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Von Wilhelm Roscher und Robert Jannasch. Dritte verm. und verb. Aufl. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandl. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XIX. Serie. Heft 441/42: Aus der Vorzeit der Fischerei. Von Ernst Friedel. Hft. 443: Der Gottesdienst in Olympia. Von Ludwig Weniger. Hft. 444: Ueber die Grenzen zwischen psychischer Gesundheit und Geistesstörung. Von Dr. Pelman. Hft. 445: Horaz, Persius, Juvenal, die Hauptvertreter der römischen Satire. Von C. Neißner. Hft. 446: Das Brot und dessen diätetischer Werth. Von Professor Dr. J. Uffelmann. Hft. 447: Poetische Turniere. Von Gustav Diercks. Hft. 448: Die Bedeutung des Athmungsprocesses für das Leben des thierischen Organismus. Von Prof. G. Hermann von Meyer. Hft. 449: Hugo Grotius. 1583—1645. Von L. Neumann. Hft. 450: Die Vertheilung der Menschen über die Erde. Von Dr. Wilh. Botsch. Hft 451: Der General von Scharnhorst. Von August Kluckhohn. Berlin, Carl Habel. 1884.

Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften früherer Zeiten. Herausgeg. von August Israel und Dr. Joh. Müller. 11: Wie iunge fursten vnd grosser herrn kinder rechtschaffen instituirt vnd unterwiesen . . mögen werden, aus trefflichen Authoribus auffs kurtzest gezogen . . Authore Reichardo Lorichio Hadamario. Anno 1537. Mit Einleitung von A. Israel und sprachlichen Erläuterungen von G. Kießling. Zschopau, F. A. Raschke. 1884.

Sanders. — Verdeutschungswörterbuch von Daniel Sanders. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Schack. — Tag- und Nachtstücke von Adolf Friedrich Grafen von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1884.

Scheffner. — Nachlieferungen zu meinem Leben. Von Johann George Scheffner. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Scherr. — Bildersaal der Weltliteratur. Von Dr. Johannes Scherr. Dritte, neu bearb. u. stark verm. Auflage. 1. Lfg. Stuttgart, Gebrüder Kröner.

Scherr. — Neues Historienbuch. Von Johannes Scherr. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Wiegand. 1884.

Schlosser. — Fr. Chr. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk. Vierte Ausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Von neuem durchgesehen und ergänzt von Dr. Oskar Jäger und Dr. Franz Wolff. 20. Auflage. 1. Lfg. Berlin, Oswald Seehagen. 1884.

Schmidt. — Die Deutsche Grundcreditbank in Gotha und ihre Reorganisation v. Heinrich Schmidt. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Schneider. — Leibeigen. Dramatisches Gedicht in vier Acten von Franz Schneider. Prag, H. Dominicus. 1885.

Schöll. — Gesammelte Aufsätze zur classischen Literatur alter und neuerer Zeit von Adolf Schöll. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Schubin. — Bravo rechts! Eine lustige Sommergeschichte von Ossip Schubin. Jena, H. Costenoble. 1885.

Schwebel. — Die Herren und Grafen von Schwerin. Blätter aus der preußischen Geschichte von Oskar Schwebel. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Schwebel. — Renaissance und Roccoco. Abhandlungen zur Culturgeschichte der deutschen Reichshauptstadt. Von Oskar Schwebel. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Singer. — Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage. Nach Manuscripten gedruckt und mit Autorisation der Verfasser zum ersten Mal herausgegeben, mit biographischen Skizzen der Autoren und einem Vorworte versehen von J. Singer. Wien, Oskar Frank. 1885.

Spitta. — Psalter und Harfe. Von Carl Johann Philipp Spitta. Fünfzigste Auflage. Jubel-Ausgabe. Mit 24 Vollbildern, dem Porträt Spitta's, Illustr. ꝛc. nach Originalen von B. Plockhorst u. F. Wanderer. Mit Einleitung und Biographie Spitta's von Julius Sturm. 1./2. Lfg. Bremen, M. Heinsius.

Steinau. — Des Lebens Wellenschlag. Novellen von H. Steinau. Halle a/S., Tausch u. Grosse. 1885.

Sterne. — Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. Mit 450 Holzschnitten. Dritte verb. Aufl. 1. Lfg. Berlin, Gebrüder Borntträger. 1884.

Stöpel. — Sociale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. Von Franz Stöpel. IV. u. V: Der Grundbesitz. Leipzig, Otto Wigand. 1885.

Storm. — Zur Chronik von Grieshuus. Von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Straßburger. — Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Israeliten von B. Straßburger. 1. Lfg. Stuttgart, Levy & Müller. 1884.

Stretton. — Carola von Hesba Stretton. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Daniel. Autorisirte Ausgabe. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1884.

Stretton. — Hester Morley's Versprechen. Roman von Hesba Stretton. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. L. Ernst. 3 Bde. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. (O. Goedel.) 1884.

Stuart. — Nachtschatten. Von C. F. Stuart. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Sydow. — Das selbe Lied. Novelle von Clara von Sydow. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Taylor. — Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu von Bayard Taylor. Zweite Auflage. Leipzig, S. Glogau & Co. 1885.

Telmann. — Das Spiel ist aus. Roman von Konrad Telmann. 3 Bde. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

The Egyptian difficulty and the first step out of it. London, P. S. King & Son. 1884.

Tobler. — Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Ludwig Tobler. Frauenfeld, J. Huber. 1884.

Transactions of the geographical society of Québec. Vol. I. III. 1882—83—84. Quebec, Printed for the society. 1884.

Urkunde zum Grundstein des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde. (In getreuer Nachbildung des Originals. Frankfurt a. M., Carl Jügel's Verlag. 1884.

Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft. Herausgegeben von Rudolf Bergner. No. 1. Die deutsche Lyrik der Gegenwart. Zusammengestellt von Fritz Lemmermayer. No. 2. Friedrich der Große. Abhandlung über den Krieg. No. 4. Wien im Lichte verschiedener Jahrhunderte. Leipzig, Hermann Bruckner. 1884.

Walling. — Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling. Leipzig u. Berlin. Wilhelm Friedrich. 1885.

Warnow. Phoebus. Von Franz Warnow. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Werner. — Goethe u. Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von Dr. Richard Maria Werner, o. ö. Professor an der Universität Bamberg. Mit zwei Porträts. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Wershoven. — Naturwissenschaftlich-technisches Wörterbuch. Die Ausdrücke der Physik, Meteorologie, Mechanik, Chemie, Hüttenkunde, chemischen Technologie, Electrotechnik. Von Dr. F. J. Wershoven. I. Theil: Englisch-Deutsch. I. Hft. Berlin, Leonhard Simon. 1885.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. — Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. V. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgeg. von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XIII. Heft 199: Die Religion des Pessimismus. Von Hugo Sommer. Hft. 200: Holländische Colonial-Politik in Ost-Indien. Von C. W. Janssen. Hft. 201: Die Propaganda fide in Rom. Von Th. Trede. Hft. 202. Zur Frage des Prüfungswesens. Von Dr. H. Fefer-stein. Hft. 203: Die Entwicklung eines neuen dramatischen Stils in Deutschland. Von Dr. Johannes Minckwitz. Berlin, Carl Habel. 1884.

Zur Geschichte des Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Vereins „Concordia". 1859—1884. Wien, im Selbstverlage der „Concordia". 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.40-41

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY